





Das
Panorama des Universums

zur
erweiternden Belehrung

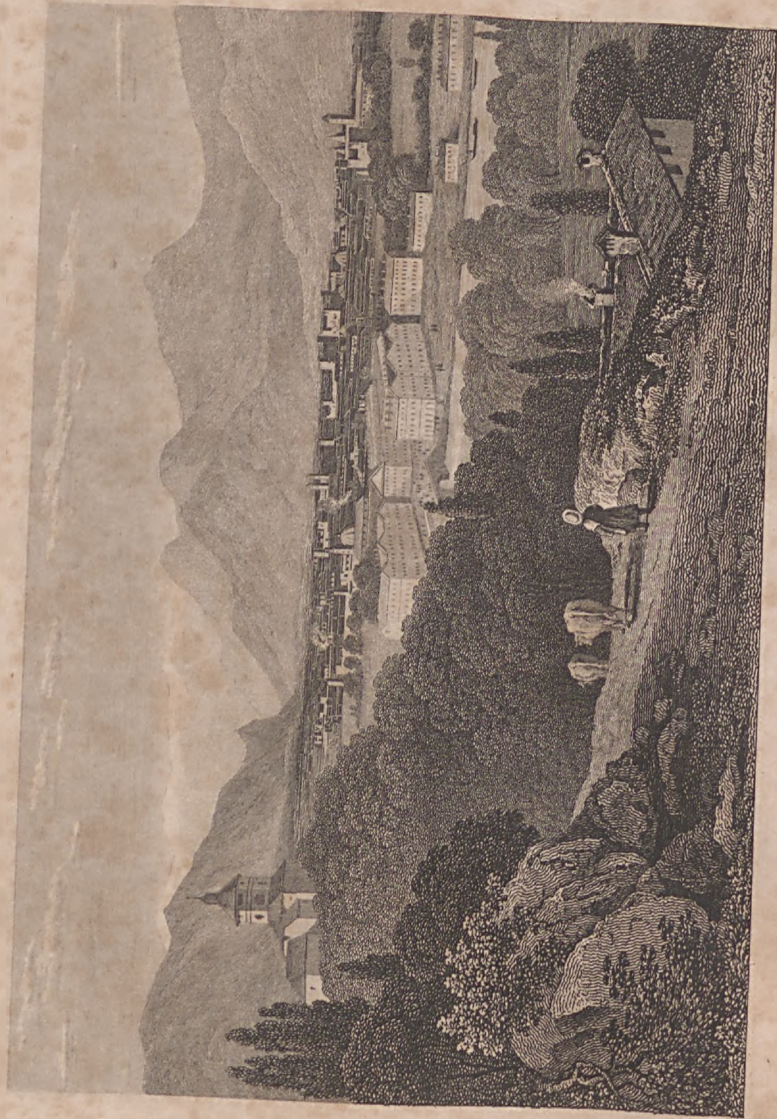
für
Jedermann und alle Länder.

Neue Folge.
Erster Jahrgang.

Redigirt von
Dr. H. Haase.



Prag, 1837.
Verlag, Druck und Papier von Gottlieb Haase Söhne.



TURIN.

Verlag von Gleditsch Haase Sohn in Prag.

T u r i n.
(Mit einem Stahlstiche.)

Turin (italienisch Torino, bei den Römern Augusta Taurinorum) die Hauptstadt des Königreichs Sardinien und zugleich des Fürstenthums Piemont, liegt am Fuße eines angenehmen Hügels, nahe dem Zusammenflusse des Po und der Dora riparia, unter 45° 4' nördlicher Breite und 25° der Länge. Es ist die gewöhnliche Residenz der Könige und der Sitz der höchsten Centralbehörden und eines Erzbischofs. Mit Recht kann man Turin zu den schönsten und regelmäßigsten Städten Italiens, ja selbst Europa's rechnen. Seine 32 Straßen laufen fast alle gradling, und durchschneiden sich meistens in rechten Winkeln, und theilen so die Stadt in 139 größere und kleinere Vierecke. Die meisten Straßen fallen durch ihre Länge und Breite, durch ihre ausgezeichnete Reinlichkeit und durch die Schönheit und Uebereinstimmung ihrer Gebäude sehr angenehm ins Auge. Sie haben größtentheils breite Trottoirs an den Seiten, sind gut gepflastert und werden des Nachts von 630 Laternen erleuchtet. Die belebtesten unter den Straßen sind: die contrada de Po und di Dora grossa, welche die Stadt der Länge nach, und die contrada nuova, welche sie der Breite nach durchschneidet. Die Symmetrie ihrer Häuser ist so auffallend, der Styl und die Verzierungen derselben sind so gleichmäßig, daß man bei dem ersten Anblicke versucht ist, sie für lauter öffentliche Gebäude zu halten. Die eben angeführten Straßen, so wie die meisten übrigen, können vermittelt eines, mit der Dora zusammenhängenden Kanals durch Schleusen gereinigt werden. Die Stadt hat 3000 Häuser. Fast alle sind von Backsteinen errichtet, jedoch bis unter das Dach gewölbt, und manche haben fünf bis sechs Stockwerke. Viele haben eine schöne terrassirte Auffahrt, was ihnen ein sehr stattliches Ansehen gibt. Der öffentlichen Plätze gibt es in Turin elf. Sie sind fast alle sehr geräumig und mit Arkaden umgeben, welche auch auf beiden Seiten der Postraße fortlaufen. Der Platz St. Carlo, ein regelmäßiges, von Palästen umgebenes Viereck, wird für den schönsten Platz in Turin gehalten. Die Piazza reale, in deren Mitte der alterthümliche Palast Castello reale steht, ist der größte unter Turin's Plätzen, und, wie der vorige, von Arkaden umgeben. Am Marktplatz steht das Stadthaus, Palazzo della città. Auf dem Place Carlina ist die Niederlage der zu verkaufenden Wein- und Getreidenvorräthe. — Ueber den Po und die Dora führen zwei schöne steinerne Brücken; die letztere ist merkwürdig durch die große Spannweite ihres einzigen Bogens.

Turin hat 3 italienische Meilen im Umfange, und wird in die Altstadt, die Neustadt und ein eigenes Judenviertel, den Ghetto, getheilt. Die Neustadt ist der ungleich schönere Theil, in ihr liegen die oben angeführten Straßen. Außerdem gehören zur Stadt die

beiden Vorstädte Borgo di Po, welche ostwärts an beiden Ufern des Po sich ausbreitet, und Borgo del Pallone, welche nordöstlich gegen die Dora sich hinzieht. Beide Vorstädte waren stark befestigt. Turin selbst war ehemals durch seine Befestigungen ein wichtiger Waffenplatz, jetzt sind die Festungswerke geschleift und in anmuthige Spaziergänge verwandelt; nur die Citadelle ist noch in wehrhaftem Zustande. Diese liegt südwestlich von der Stadt, und bildet ein regelmäßiges Fünfeck. Sie ist mit Minen und Gegenminen reichlich versehen, und überhaupt eine der stärksten in Europa. Ihre Kasematten sind sehr schön, selbst kasemattirte Stallungen für mehrere hundert Pferde sind vorhanden. Auch der große Brunnen, in welchen die Pferde bis zum Wasserspiegel zur Tränke geführt werden können, pflegt den Fremden gezeigt zu werden. Die Citadelle hat ihre eigene Kirche. Doch liegt die Garnison nicht hier, sondern in den schönen Kasernen am Sufathore.

Die sehenswerthen Gebäude der Stadt sind nicht allzu zahlreich; sie wurden meistens von den Baumeistern Guarini und Juvara errichtet, Künstlern von reicher Phantasie, aber ungezügelmtem Geschmacke. Es ist für junge Architekten, welche Italien bereisen, nicht rathlich, Turin beim Beginne der Reise zu besuchen, weil der verführerische Schwulst des Baustyles jener Meister (wenn ich mich so ausdrücken darf) leicht ihren Geschmack verderben könnte. Erst wenn dieser sich an den edlen Bauwerken des Alterthums oder der klassischen Perioden des Mittelalters genährt und erkräftigt hat, vermag er das wirklich Nachahmenswerthe der Turiner Bauwerke von ihren verwerflichen Auswüchsen zu sondern.

Unter den öffentlichen Gebäuden Turins stehen die Kirchen oben an, deren Anzahl im Verhältniß zur Größe der Stadt beträchtlich ist. Man zählt 43 Kirchen und 67 Kapellen, jene der 16 Mönchs- und der 9 Nonnenklöster mitgerechnet. Die Kathedrale S. Giovanni, ein großer gothischer Dom, erhebt sich auf dem Place S. Giovanni. Ihr Erbauer, im Jahre 1416, war der Bischof von Turin, Cardinal la Rovera. Die Fassade gibt eine sehr schöne Ansicht; das Innere ist in drei Schiffe von verschiedener Gestalt abgetheilt. In der Kirche sind mehrere Gemälde aus der piemontesischen Schule, eine Jungfrau Maria mit dem Christuskinde von Albrecht Dürer (eines seiner vollendetsten Werke), viele Statuen, unter denen mehrere von Legros sehr werth. Das bei weitem Merkwürdigste aber ist die reich geschmückte Kapelle, in der das Grab- oder Schweisstuch Christi (la Sindone) aufbewahrt wird. Sie wurde später, als die Kirche, von Guarini erbaut. Zwei breite Marmortreppen führen zu ihr hinauf. Obgleich sie in dem sonderbaren Geschmacke Guarini's entworfen ist, so macht das Ganze durch Stoff und Anordnung doch einen ernsten, feierlichen Eindruck. Die Wände sind nämlich ganz mit glänzend schwarzem Marmor überzogen, die Kuppel besteht aus schuppenartig

neben einander liegenden, schwach vertieften Flächen von derselben Marmorart, und der Fußboden ist von weißen Marmortafeln, reich mit Bronzeverzierung ausgelegt. — Die Kirche corpus Domini, auf der Piazza dell' Erbe, enthält einen auffallenden Reichthum an den verschiedensten und seltensten Marmorarten. Auch sie bietet eine prächtige Fassade dar. Ihr Baumeister war Bitozza im Jahre 1607. — Mit ihr hängt die heilige Geistkirche zusammen, an deren Stelle, einer alten Inschrift über dem Hauptportale zufolge, zu den Zeiten der Römer ein Tempel der Diana stand. Diese Kirche war es, in welcher Jean Jacques Rousseau zum katholischen Glaubensbekenntniß übertrat. — Die S. Laurentiuskirche, eines der seltsamsten Werke Guarini's, ist von außen viereckig, von innen rund. Doch trägt sie eine kühne Kuppel, ist reich mit Marmor verziert, und enthält manche bemerkenswerthe Gemälde. — Die Kreuzkirche zeichnet sich durch ihre schöne Rotunde aus; sie ist die einzige Kirche Turins, welche in reinem Geschmacke gebaut ist.

Auch an Palästen ist Turin ziemlich reich. Der alte Palast, castello reale, mitten auf dem königlichen Plage, ist eines der trefflichsten architektonischen Werke in Turin. Amadeus VIII. ließ es im Jahre 1416 errichten, das geschmackvolle Frontispice ist jedoch ein Werk späterer Zeit. Die Basreliefs und die Verzierungen der Fassade vom Ritter Giovanni sind nur von mittelmäßigem Kunstwerthe. Eine prächtige Treppe führt in die Säle, welche mit Gemälden erfüllt sind. — Das königliche Schloß, ein drei Stockwerke hohes Gebäude, wurde erbaut von Karl Emanuel II. So unansehnlich und ohne alle Verzierungen dieser Palast von Außen ist, so kostbar und mit wahrhaft königlicher Pracht ist er im Innern eingerichtet. In der Treppe ist die bronzene Figur des Herzogs Victor Amadeus auf marmorner Masse. Dies Ross ist von der herrlichsten Arbeit; hoch bäumt es sich auf und tritt die Figuren zweier Sklaven mit den Vorderhufen zu Boden. Jedes Stockwerk hat eine glänzende Reihe auf das kostbarste verzierter Zimmer. Die Decken sind meist von berühmten Meistern al fresco gemalt. Der Thronsaal, dessen Wände mit Marmor bekleidet sind, enthält, nebst mehren andern Gemälden, ein Meisterwerk von Paolo Veronese. Eine bedeutende Sammlung von Gemälden gehört, nachdem die besten Stücke aus Paris zurückgegeben worden sind, zu den bemerkenswertheften Italiens. Die Zierden der Sammlung sind: das Bild des Prinzen Thomas von Savoyen zu Pferde von Vandak und die vier Elemente von Albani. Mit dem Schlosse steht ein kleiner, aber recht niedlicher, von Le Nôtre im französischen Geschmacke angelegter Garten in Verbindung. Trotz des beschränkten Raumes fehlt es nicht an Grotten, Wasserfällen, chinesischen Tempeln und sonstigen Erfordernissen einer ehemaligen Gartenanlage. Im Sommer ist er dem Publikum geöffnet. — Der Palast des Prinzen Carignan, von Guarini erbaut, sollte mit Marmor überkleidet werden; er steht aber noch in den nackten Backsteinwänden da. Die Fassade ist ein halbrundes, vorspringendes Hauptgebäude. Zwei niedrigere Flügel dehnen sich zu seinen Seiten aus, und endigen in zierlichen Pavillons. Die Gemächer des Palastes sind reich verziert und mit kost-

baren Meubeln im modernsten Geschmacke eingerichtet. — Das Zeughaus hat eine wohleingerichtete Waffenhalle. — Außer den öffentlichen Gebäuden gibt es in Turin noch über 30 Privatpaläste von verschiedener Größe und Pracht.

Turin hat nach den neuesten Zählungen 122,000 Einwohner, ihre Zahl hat also seit 50 Jahren außerordentlich zugenommen, denn damals betrug sie nur gegen 73,000. Unter den gebildeten Ständen wird die reine toskanische Mundart gesprochen, die niedern Stände haben ihren eigenen, sehr unverständlichen Dialekt des Italienischen. Wie alle Italiener sind die Turiner große Freunde der Geselligkeit und des Lustwandels. Immer findet man das Glacis der Citadelle, die Promenade auf den ehemaligen Wällen und die Postraße von Spaziergängern erfüllt. In schönen Abenden ist das Rondeau am Po der Sammelplatz der schönen Welt von Turin. In der Postraße sind auch die meisten und glänzendsten Equipagen und das carreltino, das eigenthümliche kleine Fuhrwerk Turins, zu sehen; hier ist im Carneval der Tummelplatz der meisten Masken. Zu den sehr gesuchten Vergnügungen gehören auch die Theater, deren vier in Turin bestehen. Das große königliche Theater, mit 6 Logenreihen, ist von Alfieri in edlem Style erbaut, doch wird in ihm nur von Weihnachten bis zu den Fasten gespielt. Dagegen steht das Theater Carignano, dem gleichbenannten Palaste gegenüber, das ganze Jahr hindurch seine Vorstellungen fort. Auch dieses Theater ist sehr groß und von gefälligen Formen. Das neue Theater, 1821 erbaut, hat 4 Logenreihen. Das Theater d'Angennes an der Piazza Carlina nimmt nur bisweilen wandernde Truppen auf.

Da Turin an der Heerstraße der französischen Armeen nach Italien liegt, so ist es nicht zu verwundern, daß die Wissenschaften vor dem Lärmen des Krieges nicht gedeihen konnten, doch genießen sie seit den letzten Friedensjahren einer sorgfältigen Pflege. Turin nimmt in dieser Hinsicht in unsern Tagen einen bedeutenden Rang unter den italienischen Städten ein. Es besitzt eine Universität, eine der bestingerichteten und bestdotirten in Italien, jedenfalls die besuchteste. Im Jahre 1405 wurde sie gestiftet und 1630 erneuert. Sie steht unter dem magistrato della riforma degli studj; die Vorträge werden von 24 ordentlichen und 17 außerordentlichen Professoren gehalten. Das Universitätsgebäude steht in der Postraße und hat kein sehr ausgezeichnetes Ansehen. Im Erdgeschoße sind die Lehrsäle, und das Museum mit Alterthümern und Inschriften; der untere Gang ist von dem gelehrten Dichter Maffei ganz mit alten Inschriften bedeckt worden. Hier sind alle die wichtigen Bruchstücke, deren Auffindung die Lage der alten Römerstadt Industria (einige Meilen von Turin) unbezweifelt feststellte. In den obern Sälen befindet sich die Bibliothek, welche über 60,000 Bände zählt. Sie verdankt ihren Ursprung Amadeus dem Achten, dem nachmaligen Papste Felix V., der die Bücher, welche die fliehenden Griechen vor der Zerstörungswuth der Türken retteten, mit großen Kosten sammelte. Später wurde die reichhaltige Bobbio'sche Bibliothek, eine der ältesten in Italien, mit ihr vereinigt. Die Universität hat auch einen botanischen Garten,

das Lager des Unglücklichen erleuchtete, schrie er mit ohrenzerreißender Stimme: „Bergib mir, Plato, vergib mir!“ und gab unter furchtbaren Konvulsionen seinen Geist auf. —

Ein Diner im Zelte Ibrahims, Bey's von Mostaganem. *)
(Aus dem Auslande.)

Abd-el-Kader hatte sich von seiner Niederlage zu Mascara wieder erholt; die kühnen Reiter, die er aus dem Innern der Wüste an sich gezogen hatte, durchschwärmten die Provinz Dran, und schloßen die auf das Lager von Raschgum beschränkten Truppen ein. Die Stämme der Borgia, der Ben-Jamers, der Medschers, der Huled-Males u. s. w. hatten sich aufs Neue für den Emir erklärt, den sie zur Zeit seines Unglücks im Stich gelassen. Diese Leute ritten auf den Straßen von Dran nach Hemezen hin und her und schnitten jedem, dem sie begegneten, den Kopf ab. Die Kuluglis (afrikanischen Türken) 5 bis 600 an der Zahl, hatten die kleine Stadt Mazagran verlassen und sich unter die Kanonen der von unsern Truppen besetzten Plätze Mostaganem und Matamore gesüchtet; einige Stämme waren ihnen gefolgt und lagerten unter den Mauern der Stadt. Ibrahim, der Chef der Kuluglis, und von General Clauzel zum Bey von Mostaganem ernannt, hatt kaum erfahren, daß er von den Anhängern Abd-el-Kaders, an deren Spitze der Kalifat (ein Lieutenant) stand, angegriffen werden sollte, als er auch schon den französischen Officieren ein Fest gab, um seinen Feinden zu zeigen, wie wenig er ihre Drohungen fürchte. Die Geladenen versammelten sich am 30. Mai um 5 Uhr Abends im Lager Ibrahims, und es ging bei dieser Festlichkeit zu wie folgt:

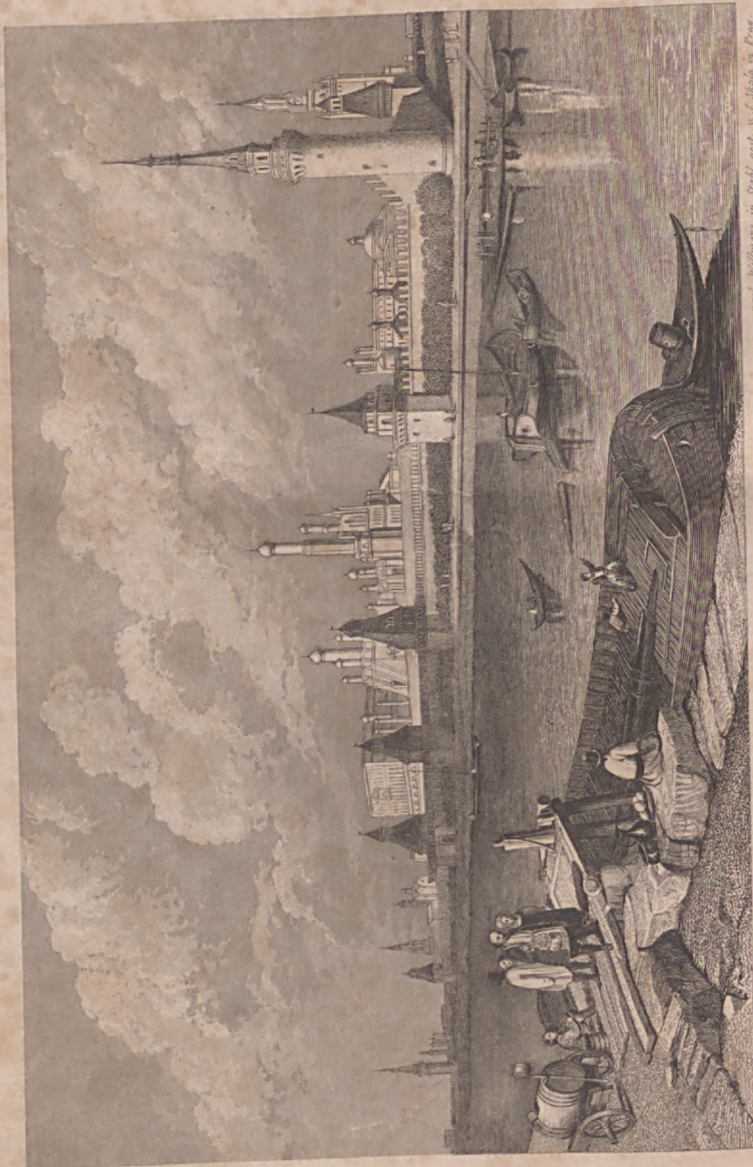
Der Bey ist ein Mann von ungefähr 40 Jahren, ein geborner Bosniak, von offenem freiem Benehmen, und einer sehr ansehnlichen und würdigen Gestalt. Sein Bart war schwarz und sorgfältig gepflegt und seine Kleidung prachtvoll; in seiner ganzen Haltung lag etwas Großartiges, seine Stimme war sehr angenehm, und in seinem Lächeln lag etwas ungemein Liebliches. Er empfing uns am Eingang seines Zeltes, ließ uns durch seinen Dolmetscher bewillkommen und lud uns dann ein, auf den prächtigen Teppichen Platz zu nehmen, mit denen der Boden belegt war. In diesem hohen, geräumigen und luftigen, inwendig mit rother Leinwand ausgefütterten Zelte konnten 50 Personen bequem hin und her gehen. Zu beiden Seiten befanden sich auf Waffengerüsten einige Duzend damascirte albanesische Flinten aufgehängt, mit Gold und Silber prachtvoll ausgelegt. Im Hintergrunde stand ein Divan mit kostbaren Stoffen bedeckt und mit golddurchwirkten Polstern belegt; über demselben hingen die prächtigen Waffen des Bey's, und dahinter war eine kleine Oeffnung angebracht, die in ein anderes kleineres, zum Schlafgemach bestimmtes Zelt führte.

Gleich nach unserer Ankunft wurden wir von den Sklaven mit Wermuth-Sorbet bedient, und der Bey reichte seine silberne und vergoldete Dose, mit herrlichem

chem Rosentabak gefüllt, herum. Bald darauf gab er das Zeichen sich zur Tafel zu setzen, denn eine solche, mit Messern, Gabeln und allem Erforderlichen wohl versehen, befand sich unter diesem Zelt, wo man bis jetzt noch nicht anders als auf den Fersen kauend gegessen hatte. Es war dies eine Galanterie Ibrahims, der uns durchaus auf europäische Weise bewirthen wollte. Während der erste Gang aufgetragen wurde, der aus einer Menge kleiner, starkgewürzter Schüsseln bestand, stellten sich zwei mit Pfählen bewaffnete Tschiaus (Würdenträger, die das Amt von Mundköchen und Scharfrichtern zugleich versehen) an den Eingang des Zeltes. Diese Pfähle hatten die Gestalt gewaltiger Gabeln, an deren Enden sich zwei ungeheure gebratene Schafe befanden. Zwei Schildwachen gleich, die auf das Kommando warten, standen sie bis zum zweiten Gange da; dann wurde das eine der Schafe zerlegt und das andere der Gefräßigkeit der türkischen und arabischen Häuptlinge überliefert, die sich ehrfurchtsvoll vor dem Bey verneigten, und am andern Ende des Zeltes Platz nahmen; um uns das Schauspiel einer afrikanischen Mahlzeit zu geben. Zehn an der Zahl, auf der Erde rund um eine große Schüssel von weißem Blech sitzend, schlugen sie ihre scharfen Nägel in das schlecht gebratene Fleisch, rissen große Stücke heraus, und zerbrachen die noch blutigen Rippen und das Rückgrat mit den Händen. Die Knorpel und Sehnen krachten unter ihren gewaltigen Kinnladen und ungeheure Stücke wurden verschlungen. Die Augen auf die Niesenportion geheftet, die jeder in der Hand hielt, benagten sie die Knochen mit unmaßiger Gier bis aufs Mark, ohne sich darum zu bekümmern, was um sie vorging. Nach zehn Minuten war der ungeheure Braten verzehrt, und nachdem alle sich abgewaschen hatten, wozu ein Krug mit Wasser in der Reihe herumging, standen sie auf, verbogenen sich vor dem Bey und gingen hinaus.

Wir waren inzwischen bis zum dritten Gange gekommen; die Zahl der aufwartenden Diener überstieg die der Gäste weit. Die Schüsseln von der Größe einer Untertasse folgten rasch auf einander, und es wurden Gerichte aufgetragen, die unserer Kochkunst ganz fremd waren, so z. B. Citronen und Drangen in Scheiben geschnitten, die nebst Oliven, Cardamomen und Muskatnüssen in ranzigem Del schwammen, das ihnen als Sauce diente; dann geröstete und zerstampfte Mandeln und Pistazien mit schwarzem Pfeffer und Ingwer in säuerlicher Kamelsmilch, grüne Erbsen mit Cuscus und endlich gerommene Milch, statt des Zuckers mit gepulvertem Sandelholz bestreut.

Endlich stand Ibrahim zu unserm großen Vergnügen von der Tafel auf, und wir folgten seinem Beispiel. Die Ueberbleibsel des Diners wurden den vor dem Zelt versammelten Beduinen preisgegeben, die mit der Gefräßigkeit von Schakals darüber herfielen, sich die Bissen unter Schlagen, Krachen und Balgen aus den Zähnen rissen, und dabei von Zeit zu Zeit von den Tschiaus tüchtige Schläge bekamen, um die Ordnung wieder herzustellen. Nach diesem kleinen Intermzzo bat man uns, zu beiden Seiten des Zeltes Platz zu nehmen; im Hintergrunde saß der Bey mit unterschlagenen Beinen auf dem Divan, sein schönes Haupt mit einem



DER KRIEGL IN MOSKAU.

Frage von Gulland Hans Schue in Prag

*) Von einem französischen Officier der afrikanischen Armee.

Turban aus Kaschmirshawls geziert, hinter ihm seine trophäenartig aufgehängten prächtigen Waffen in glänzender Beleuchtung funkelnd, und rechts und links neben ihm befanden sich sechs Häuptlinge befreundeter Stämme. Die beiden ihm zunächst befindlichen kauerten auf ihren Fersen, zwei andere saßen auf den äußersten Enden des Divans und die beiden letzten standen aufrecht, in ihre Bernuß gewickelt, in geringer Entfernung auf Zwiebackstücken, so, daß sie sammtlich eine perspektivische Linie bildeten, von der Ibrahim der Mittelpunkt war. Die Mitte des Zeltes blieb frei, und vor dem Eingange trieben sich die Beduinen herum. Die Mannichfaltigkeit der Uniformen, der Glanz der Waffen und der Costüme und die Harmonie in Anordnung der Gruppen boten einen wahrhaft theatralischen Anblick.

Wir blickten uns gegenseitig voll Erwartung an, was nun geschehen werde, als plötzlich eine Salve aus kleinem Gewehr sich hören ließ, und sechs türkische Musiker, Lauten mit langen Halsen in den Händen, sich zeigten. Nachdem sie ihre Fußbekleidung am Eingange abgelegt hatten, traten sie einer nach dem andern feierlich ein, und gingen auf den Bey zu, der ihnen die Hand zum Kuße reichete. Als diese unerläßliche Ceremonie vorüber war, stellten sie sich in die Mitte des Zeltes und stimmten eine langsame höchst eintönige Musik von einem Gesang in naselndem Tone begleitet an, dessen sich die Orientalen, obwohl mit herrlichen Stimmen begabt, bei ihren Gesängen bedienen. Sie besangen, wie der Dragoman uns verständigte, die Tugenden ihres Chefs und die Tapferkeit und Großmuth der französischen Krieger. Wir waren dieser langweiligen Psalmodie bereits herzlich müde, als sieben beduinische Troubadours eintraten. Sechs von ihnen hatten spanische Mandolinen umhängen und der siebente hielt eine Bratsche in der Hand. Auch diese wiederholten die Ceremonie ihrer Vorgänger gegen Se. Hoheit den Bey, und während sie ihre Instrumente stimmten, ging die Dose mit Rosentabak herum, der uns sehr zu Statzen kam, da die Ausdstänkungen der Turko-Beduinen die Luft des Zeltes ziemlich verunreinigt hatten.

Man hörte schweigend zu; der Bogen kratzte auf den Saiten der Bratsche umher, die Mandolinen seufzten unter den sie pressenden Fingern, und die Kinder der Wüste stimmten mit rauhen kläglichem Kehltönen das Lob des Scheik Mezari an, vormalis die feste Stütze Abd-el-Kaders, und jetzt, seit Frankreich ihm großmüthig eine Pension von 6000 Franken auszahlt, unser Freund. Während der drei Viertelstunden, welche dieses ermüdende Klagegedicht dauerte, hatten wir gegen ein konvulsives Gähnen zu kämpfen, das unsere Kimmladen auszurenken drohte; viele von uns hielten nur mit Mühe die Augen offen, und nur die magische Dose verfeuchte den Schlaf. Endlich traten die Musiker ab, und schon glaubten wir die Sitzung aufgehoben; wir fühlten uns neu belebt, und schickten uns schon an, Abschied zu nehmen, als wir zu unserem Schrecken vernahmen, daß wir die Kriegsmusik noch nicht gehört hätten, welche die Kinder der Wüste zum Kampf ermuntert, die Rosse wiehern macht und den Sieg herbeiführt. Der Bey hatte sie, wie der Dragoman uns sagte, bis zuletzt verspart, und wollte uns

durchaus eine Freude damit machen. Vergebens erschöpften wir uns in den sinnreichsten Ausflüchten — nichts half, Ibrahim hatte sich nun einmal vorgenommen, diesen glänzenden Abend würdig zu beschließen, und so mußten wir uns denn noch eine halbe Stunde geduldig martern lassen.

Plötzlich erschienen jetzt ein Duzend Virtuosen am Eingange des Gezettes, einige mit Hautbois mit fünf Löchern, andere mit Schilfpfeifen und einige mit Suppentöpfen in den Händen, aus denen der Boden herausgeschlagen war, und die man, mit Pergament überzogen, zu Tambourins umgeschaffen hatte. Auf ein Zeichen des Chefs begann eine Symphonie; die Hautbois kreischten, die Pfeifen heulten und die Tambourins polkerten, daß uns die Ohren gelitten, und nun begannen die Beduinen aus vollem Halse zu schreien, die Kameele ließen klagende Töne hören, die erschrockenen Hunde heulten, die Heerden blöckten und sogar die Schafals stimmten aus weiter Ferne in dieses höllische Konzert ein. Jetzt konnte uns nichts mehr halten und wir baten um Gnade, die der Bey auch bewilligte. Er schüttelte mit dem Kopfe, Alles verstummte und tiefe Stille folgte auf den gräulichen Lärm.

Es war Mitternacht; wir beurlaubten uns bei dem Bey, der sich heimlich etwas darauf zu Gute thun mochte, solche Pracht vor uns entfaltet und uns so viel Vergnügen verschafft zu haben; wir aber kamen von fürchterlichem Ohrensausen gepeinigt nach Mostaganem zurück, fest entschlossen, uns sämmtlich krank melden zu lassen, sobald dem wackern Ibrahim die Lust wieder gekommen sollte, uns nochmals einzuladen.

Der Nogaye *) bei seinen russischen und deutschen Nachbarn.

Kommt ein Nogaye als Gast, eingeladen oder ungeladen, zu Deutschen und Russen, so lobt er deren Klugheit und Geschicklichkeit, die schöne Einrichtung und Leitung der Wirthschaft, und zählt sich und sein Volk zu den Dachsen und Eseln. Hat er ihnen aber den Rücken gekehrt, so lacht er und spricht ganz anders: „Der Deutsche versteht nichts,“ sagt er, „er weiß nicht mit Pferden umzugehen; er kann keine rechte Butter, er kann keine Djugrt **) machen. Wohl sind's eben nur — Christen, keine Muselmänner.“ Am wenigsten gefällt den Nogayen der Anzug der Deutschen. Sie lachen über die Hüften, welche die deutschen Frauen tragen, und über die nackten Waden, die sie sehen lassen, über die engen ledernen Beinkleider der Männer, und wenn sie einen Mann sehen, der vom Weibe beherrscht wird, die mit ihm zankt und ihn ausschilt. Er ärgert sich, wenn der Christ über schlechte Witterung, Mißwachs, Heuschreckenplage, Krankheit klagt, wenn er in dessen Hause Gemälde und Bilder sieht u. s. w.

*) Die Nogayen sind ein am azowischen Meere wohnender Tartarenstamm und bekennen sich zur mohamedanischen Religion. In ihrer Nachbarschaft haben sich viele deutsche Ansiedler niedergelassen.

**) Djugrt, saure dicke Kuhmilch, ein Lieblingsgericht der Nogayen.

Die Mahlzeit der Nogayen.

In der Tafel des Nogayen ist dem an Keinlichkeit Gewöhnten der Hunger der beste Koch; ohne diesen wird er kaum sich entschließen können, auch nur müßiger Zuschauer zu seyn. Freilich sieht der Fremde gemeinlich nicht, was bei der Zubereitung der Speise vorgegangen ist. Die Nogayen, wiewohl sie im Vergleich mit einigen andern Völkern vielleicht noch reinlich genannt werden können, sind es keineswegs in den Augen eines Deutschen oder gar eines Holländers. Überall, und nicht mit Unrecht, sind die Nogayen als ein unreinliches Volk beschrieben. Es gibt aber auch da Ausnahmen und man findet Häuser, in denen es recht ordentlich zugeht, und Weiber, welche eine reinliche Speise zubereiten. — Auch im unreinlichsten Hause fällt nicht bei jeder Zubereitung und jedem Essen Alles das vor, was hier aufgezählt wird, sondern mehr oder weniger davon; bald dieses, bald jenes. Hat man die Zubereitung nicht gesehen, und will man oder muß man mitessen: so thut man wohl, sich den besten Fall zu denken.

Zu Zeiten geht es beim Essen so ziemlich erträglich her und die Speisen haben nicht immer ein unreinliches Ansehen. Die Kuchen schmecken den Fremden wohl auch recht gut. Ich sah mehrmals Pferdemilch und Pferdefleisch verschmähen und dagegen Kuchen, die doch das Unreinliche von Allem sind, mit Lust essen.

Will man bei der Schilderung einer Nogayen-Mahlzeit mit dem Wasser den Anfang machen, das getrunken oder mit dem gekocht wird, so ist dies oft schon unreinlich genug. Das Wasser, an sich schlecht, kommt aus einem Brunnen, in welchem sich gar oft kleines Gewürme, Kröten, todte Mäuse und Heuschrecken finden, oder der mit Schlamm angefüllt ist. Im Hause wird das Wasser noch von den Kindern verunreinigt, die während des Tages an den Wänden herumgehen, am Wasserkübel stehen bleiben, sich darin waschen, Erde und andere Dinge hineinwerfen, spucken oder gar sich hineinstellen. Auch Katzen und Hühner belustigen sich am Wasser und saufen sich satt.

Bearbeitet Mama Teig zu Kuchen oder Brot, so sind die Kinderchen, welche kein Spielzeug haben, so gleich zur Hilfe bereit. Die Frau mit unreinlichen Händen bekommt nun noch die mit Koth überzogenen Kinder neben sich, und da für diese kein Platz auf dem Brette ist, auf welchem die Mutter den Teig zurecht macht, so gibt diese den Kindern eine Handvoll Mehl und einige Stücke des Teiges, damit sie, beschäftigt, ihr nicht hinderlich seien. Die Kinder ahmen nun auf dem nackten Erdboden der Mutter alles nach, zerstreuen das Mehl im Zimmer herum, drücken und walzen den Teig. Mutter und Kinder machen so viele und unreinliche Handgriffe, daß man sich ärgern möchte und doch lachen muß. — Ist die Mutter mit ihrem Stück Teig fertig geworden, so nimmt sie nun noch die Stücke der Kinder zusammen, um daraus ihre Kuchenanzahl zu vollenden. „Die Erde ist unsere Mutter,“ sagen sie, „dies ist Erde, wie wir sind!“ — Die Kuchen werden nun in einer Butter gebacken, die voll Mücken, Haare und Unsauberkeit ist und aus einem Topfe kommt, den man kaum ansehen darf, und in welchen selbst der

Milch ist das, was der Nogaye bei Deutschen am liebsten genießt. Brot nimmt er auch an, wenn es nicht mit Fett oder Butter gebacken und nicht mit einem Messer zerschnitten wurde, mit dem man auch Schweinefleisch zerschnitten hat. Kuchen und Fleisch ist er in der Regel nicht; erstere, weil sie mit Schweinefett künnten bereitet seyn; letzteres, weil es nicht von einem nach ihrer Weise geschlachteten Thiere kommt. Es gibt aber junge Tataren, welche sich über alles wegsetzen, und, wenn es ihnen nur nicht gesagt wird, selbst Schweinefleisch essen, sich stellend, als kennten sie es nicht.

Die Neugierde und Zudringlichkeit des besuchenden Nogayen ist sehr groß, besonders aber der Weiber, denen die einfachen Bauernhäuser wie Paläste vorkommen. Sie wollen Alles betasten und Alles haben. Ihre besondere Aufmerksamkeit erregen Spiegel und Wanduhren und sie bitten sich auch wohl solche ohne Bedenken zum Präsent aus. Die Lebensart der Deutschen und Russen, namentlich den Gebrauch der Tische und Stühle, finden sie sehr unbequem.

Da bei den Deutschen Einige sich mit Heilung von Krankheiten befassen, so kommen Nogayen mit Weibern und Kindern als Patienten; doch gewöhnlich erst dann, wenn das Uebel zu weit gegriffen hat oder zu tief gewurzelt ist, und alle ihre Hausmittel und Zauberkünste nicht anschlagen wollten. Zudem bezahlen sie nicht gerne und brauchen die gegebenen Mittel selten nach Vorschrift. Hinderlich ist hierbei auch ihre geringe Bekanntschaft mit der russischen und die Unkunde der Deutschen in der tartarischen Sprache. Demnach ist von solchen Kuren wenig zu erwarten.

Als Arbeiter sind die Nogayen von Deutschen und Russen gesucht. Sie arbeiten schneller und besser als der Russe, und werden deshalb von den Deutschen vorgezogen. Sie werden hauptsächlich zur Heuernte, zum Dreschen mit ihren Pferden und zur Reinigung des Weizens gemiethet. In der Erntezeit werden sie täglich nebst Kost mit 60 Kopeken bis ein Rubel Banco, d. i. mit 17 bis 25 Kreuzer S. M. bezahlt, was immer nicht wenig ist, aber gegeben werden muß, weil des Landes viel, der Hände wenig sind, und fast Keiner ohne eigene Wirthschaft und Beschäftigung ist. — Als Schaf- und Pferdehirten sind die Nogayen ebenfalls gesucht, da sie nicht träge und sehr aufmerksam sind, und mit Pferden sehr gut umzugehen wissen.

Als Bettler kommen sie ziemlich häufig in benachbarte Dörfer und werden selten leer abgewiesen, obgleich sie nicht mit allem zufrieden sind. Am liebsten empfangen oder nehmen sie Geld, dann Mehl oder Weizen, weniger gerne Brod oder Fleisch.

Kommen sie als Gäste auf Besuch, als Bettler oder Arbeiter in die deutschen oder russischen Dörfer, so ist sehr selten, daß etwas gestohlen wird. Hierzu kommen sie eigens, und zwar um Vieh, besonders Pferde zu stehlen. Einbruch in die Wohnhäuser, so wie Straßenraub, kommt nur selten vor. Die Nachbarn sind im Ganzen mit den Nogayen sehr zufrieden und wünschen nur, daß die Stelle eines Chefs dieser Tataren immer mit einem uneigennütigen und fürs Allgemeine wohl bedachten Manne besetzt seyn möchte.

Abgang von dem Richtigkeits geworfen wurde. Mehlliches geht bei allem vor, das von Mehl und Butter zubereitet ist. Das Fleisch, wiewohl einfach behandelt, nur gesotten, trifft doch auch ein schlechtes Schicksal. Da es, ehe die Mahlzeit angeht, in großen Schüsseln unbedeckt auf der Erde steht, so machen sich Kinder und Katzen darüber her, ziehen die Stücke Fleisch auf dem Erdboden herum und die Katze frisst sich satt, ehe ein Menschenkind etwas bekommt. Das Weib sieht sich nicht fleißig um und wenn so was bemerkt wird, so nimmt sie das Stück der Katze aus dem Munde und legt es hübsch ordentlich wieder in die Schüssel. Auch die Weiber in der Küche, denen eigentlich nur das von den Männern übriggelassene zukommt, nagen da und dort von einem Stück Fleisch, das den Männern aufgetragen werden soll, einen guten Bissen ab, so daß die Gäste im innern Zimmer von Menschen und Thieren benagtes und verunreinigtes Fleisch erhalten.

Vor dem Essen werden die Hände gewaschen und mit einem Handtuche abgetrocknet; hierauf setzen sich vorerst die ältern Männer der Gesellschaft, welche den Bart *) tragen, um die Schüssel herum. Man streicht sich unter Gemurmel den Bart und jeder langt mit den Händen ein Stück Fleisch aus der Schüssel; das jüngere Volk hoßt krötenartig oder auch mit unterschlagenen Füßen an den Enden des Zimmers herum, um die Alten essen zu lassen und sie erzählen zu hören. Hat einer der Alten einen Knochen halb abgenagt und will er einem der nachstehenden jungen Männer wohl, so reicht er ihm den Knochen, und jener hält es für eine besondere Gunstbezeugung und versucht nun seiner Zähne Kraft auch noch an dem Stücke. Andere legen die halbabgenagten Fleischstücke wieder in die Schüssel; man betet mit aufgehobenen und vorgehaltenen Händen; das allhemda schugger! oder allah bereketvirsen! wird ausgestossen, die Hände mit dem Fetttuch (taslama) abgewischt, dann gewaschen und abgetrocknet, worauf sich die jungen Leute um die Schüssel setzen und mit Luil noch weiter die Knochen abnagen. Endlich wird der Rest noch ins Vorzimmer den Weibern hinausgetragen, von welchen die Knochen entzweigeschlagen, ausgefogen und des Markes beraubt werden. Was Alt und Jung nicht wollte, oder was vielleicht gar nicht zerbitzen und zerkaut werden konnte, wird nun noch verzehrt und widersteht weder den herrlichen Eisenbeizähnen noch dem Gaumen und Magen der Weiber. Nach ihnen bleibt dem Hunde vor dem Hause nur wenig mehr übrig. Bevor aber dieser die Knochen bekommt, werden sie von den Weibern noch einmal in die Schüssel geworfen, die schwache Fleischbrühe daran gegossen, worauf man mit der Hand die Knochen durcheinander wälzt. Dann wird die Brühe ins innere Zimmer gebracht und von Jung und Alt in kleinen hölzernen Schüsseln herumgeboten und getrunken. Der Leser wird wohl dazu sein herzlich „prosit die Mahlzeit!“ abgeben.

Finden sich bei dem Genuße einer dünnen Speise nicht für jeden Mitessenden Löffel, so wird, damit keiner

*) Alle Rogayen, die sich den vollen Bart wachsen lassen, verbinden sich dadurch zur genauen Beobachtung der mitunter sehr beschwerlichen Vorschriften des Islams, daher beeilen sich auch die Jüngeren nicht sehr, den Bart stehen zu lassen.

zu viel und keiner zu wenig erhalte, nur Ein Löffel gemeinschaftlich gebraucht, welcher von einem zum andern immer im Kreise herumgeht.

Wenn die Sache hier, zwar durchaus wahr berichtet, wie schon gesagt, durch Zusammenstellung ungleichzeitiger Umstände grell erscheint, so kann man doch daraus entnehmen, daß es im Ganzen eben nicht reinlich beim Rogayen zugeht und daß er nicht eckelhafter Natur ist. Genug, daß hier nichts gesagt ist, was nicht bald mehr, bald weniger in jeder Tatarenhütte vorkommt.

Der Rogaye meint, daß ein Mund so gut sei, als der andere und hiemit, was von einem in den andern kommt, Niemanden Eckel erregen sollte. — Das weibliche Geschlecht ist noch unreinlicher, nachlässiger und gleichgiltiger als das männliche und scheint durchaus keine Vorstellung von dem zu haben, was wir Eckel nennen.

Die Morlacken.

(Aus dem Auslande).

Man bezeichnet mit dem Namen Morlacken jenen Theil der Bevölkerung der Kreise Zara und Spalatro in Dalmatien, welche das Innere derselben, d. h. die Gebirgsgegenden des Festlandes bewohnt. Ihre Zahl dürfte sich beläufig auf 140000 Seelen belaufen, wovon 100000 der römisch-katholischen, die übrigen der orientalisches-griechischen Kirche zugethan sind. Im Kreise Ragusa gibt es keine Morlacken. Dort gebraucht man dieses Wort als Spottnamen, um einen ungesitteten, rohen Menschen damit zu bezeichnen. Auch im Kreise Cattaro kennt man die Morlacken nur dem Namen nach. Viele wollen die Morlacken aus Bulgarien eingewandert wissen, welche Behauptung jedoch schon durch den rein serbischen Dialekt, welchen sie sprechen, widerlegt wird. Die Morlacken sind, so zu sagen, ächte eigentliche Serben, welche ungefähr um die Hälfte des 14. Jahrhunderts aus Bosnien flüchteten, um sich der türkischen Botmäßigkeit zu entziehen. Die Bane von Croatien und König Sigmund von Ungarn beschützten sie, weil sie dieselben als eine gute Wehr gegen die Türken betrachteten. Letztere eroberten zwar in der Folge einen Theil der von den Morlacken bewohnten Gegenden, dieser fiel aber 1648 den Venetianern zu, wodurch die Morlacken venetianische Unterthanen wurden und entschiedene Feinde der Türken blieben. Was nun die Etymologie des Wortes Morlack betrifft, so scheint diejenige, welche Wuk Stephanowich in seiner serbischen Sprachlehre gibt, die treffendste und wahrscheinlichste zu seyn. Der Serbe griechischen Ritus nennt seinen römisch-katholischen Nachbar Schofacz, dieser aber den Griechen Walach, eigentlich Wlach. Also heißt Morlak oder Morlach (slaw. Mur-Wlahi) so viel als ein am Meere wohnender Walach, oder Seealpenbewohner.

Die Morlacken, obschon nicht überall gleicher körperlicher und Gesichtsbildung, sind im Ganzen ein schöner Schlag Menschen, durchgängig groß und stark, aber äußerst roh, da sie ungeachtet der Bemühungen der österreichischen Regierung bis jetzt noch nicht weit

von dem ursprünglichen Zustande der alten Slawen vorgerückt sind. Auffallend unterscheiden sich von ihnen die Einwohner des Litorale und der Inseln, welche schon ziemlich der europäischen Völker Bildung angenommen haben, und überhaupt betriebsamer und civilisirter sind, während die Morlacken die von ihren Vorfahren ererbten rohen Sitten beibehalten haben. Sie wohnen zwar in sogenannten Dörfern, deren Häuser aber so sehr zerstreut sind, daß man gewöhnlich nach dem Dorfe fragt, während man öfter schon im Mittelpunkt desselben sich befindet. Die wenigsten ihrer Häuser sind gemauert, sondern bestehen; da die Handwerksleute selten und überdies die Baumaterialien sehr theuer sind, nur aus vier Wänden von aufgeschichteten Steinen, welche durch kein Bindungsmaterial verbunden sind. Indessen gibt es doch auch welche, die bloß aus einem mit Lehm und Kothdünger überworfenen Flechtwerk bestehen. In einem solchen nur wenige Klafter im Durchmesser haltenden Raume wohnt die ganze oft sehr zahlreiche Familie beisammen und nicht selten auch Dohs, Esel und Schweine. Die Dachung besteht aus ungeheuren Kalkschieferplatten, Reisig oder Schilf. Statt der Glasfenster dient eine kleine Oeffnung, durch welche zugleich der Rauch hinauszieht, da zumal in demselben Raume auch gekocht wird. Wie sich denken läßt, trägt der Hausrath daselbe Gepräge der Einfachheit. Die wenigen Mobilien, welche aus Stühlen oder vielmehr Schämeln, Tisch und Bank bestehen, zimmert sich der Morlacke selbst zusammen. Ein Bett, wie es der deutsche Bauer verlangt, besitzt kaum der reichste morlackische Vorsteher. Eben so wenig weiß er von weichen Bettkissen, wenn er anders nicht in näherem Verkehr mit den Insulanern oder Türken steht. Sein Bett besteht in 4 zusammengefügte Brettern, welche auf 4 hölzernen Pfosten ruhen. Seiner Ehehälfte genügt statt des Ruhebetts ein Futterack über die Erde gebreitet, während Kinder und das Gesinde bis in den Monat November hinein auf der nackten Erde kampiren.

In Rücksicht der Kleidertracht nähern sich die Morlacken am meisten den Croaten, was unverkennbar ihren gleichförmigen serbischen Ursprung bekräftigt. Der einzige Luxus der Morlacken besteht in schön verzierten Flinten, Pistolen und Hantscharen, und silbernen Knöpfen auf einer scharlachrothen Weste (Jecérma). Die Waffen trägt er meist in seinem Gürtel, wo nebstbei auch ein mit Zinn beschlagenes Horn steckt, in welchem er Fett aufbewahrt, theils um sein Waffengeschmeide vor Rost zu sichern, theils um die durch das viele Bergsteigen wund gewordenen Füße zu schmieren, da er meistens barfuß geht. Seine gewöhnliche Kleidung besteht zur Sommerszeit oft in nichts anderem, als in einem kurzen leinernen Hemd mit weiten Ärmeln und dergleichen langen Beinleidern. Den Kopf bedeckt ein rothes Käppchen.

Beim weiblichen Geschlechte besteht die Kleidung gewöhnlich aus demselben Stoffe und wird nur zuweilen bei den Mädchen durch buntere Farben ersetzt. Die Weiber hingegen, unter welchen man nur selten ein schönes Gesicht, sondern meist verzerzte Züge erblickt, sind gewöhnlich in ein ärmliches und schmutziges Gewand gehüllt, wodurch ihr schlechtes Aussehen noch vermehrt wird. Ueberhaupt ist das Loos des morlackischen

Weibes keineswegs das schönste, denn es ruhen auf ihm alle Geschäfte sowohl im Hause als auf dem Felde und es ist nebst dem Esel das geplagteste Geschöpf im Hause, während der Mann seiner Faulheit und Trägheit pflegt. Hiefür ist jedoch der Mann keineswegs erkenntlich, sondern behandelt das Weib als ein untergeordnetes Geschöpf ganz despotisch. Ist zum Beispiel letztere mit dem Manne in der Stadt und haben sie nicht zwei Pferde, so reitet der Mann, und das Weib, obschon im Reiten ebenso geschickt, wie der Mann, halt mit dem Pferde gleichen Schritt, wobei sie allenthalben noch belastet ist; daher sind denn auch die Weiber beinahe durchaus verkümmert und unfreundlichen Aussehens, während der größte Theil der Männer von ungewöhnlicher Größe ist. Doch gilt dies, wie gesagt, nur von Dalmatien.

Die Hauptnahrung der Morlacken besteht in Brot, welches sie aus Gerste, Korn und Moorhirse (Holcus Sorghum) bereiten, indem sie Mehl mit Wasser mischen, einen Teig daraus kneten, ihn auf die heiße Herdplatte legen und mit einer Eisenplatte bedecken, welche mit Feuerbränden überschüttet wird. Dieses auf solche Art ohne Sauerteig bereitete Brot ist natürlich äußerst schlecht, besonders das Hirsebrot. Dabei ist manche Familie auch so arm, daß sie nicht einmal das dazu nöthige Salz kaufen kann. Wer daher in Dalmatien reist, muß sich von Haus aus mit dem nöthigen Brote versehen. Die Morlacken lieben übrigens auch den Genuß der Zwiebeln und des Knoblauchs, des Käses und der Milch. Ein Lieblingsgericht derselben ist die Mamaliga, aus Kukuruz oder Maismehl zubereitet, welche überhaupt als Nationalspeise der Walachen bekannt ist. Fleisch essen die Morlacken nur an großen Festtagen, kennen aber keine andere Bereitungsart, als es zu sieben oder zu braten. Gewöhnlich wird dann ein ganzes Schaf oder eine Ziege auf einmal gebraten. In den Tagen der Noth begnügen sie sich wohl auch mit der allerschlechtesten Nahrung. Nicht selten sieht man sie halbreifes Obst genießen, und die gemeinsten Gräser und Kräuter, wie die Knollen der ästigen Asphodile und die Wurzelprossen des wilden Spargels, die sie theils roh, theils mit siedendem Wasser begossen, verzehren. Im Hungerjahre 1829 erzeugte die schlechte Nahrung viele Krankheiten unter ihnen und Tausende fielen damals als Opfer ihrer rohen, man darf sagen, thierischen Lebensweise. Bei allen diesen Entbehrungen sind übrigens, wie schon erwähnt, die Morlacken ungemein starker und kräftiger Natur und ihr Körper hat eine Ausdauer, wie man sie nur bei wenigen Völkern finden wird. Im Gebrauche der Feuerwaffe sind sie alle geübt, und vortreffliche Fußgänger und Bergsteiger. Die Feinheit und Schärfe ihres Gehörs erregt oftmals Erstaunen. Sie sprechen manchmal aus Entfernungen mit einander, wo ein Fremder kaum einen artikulirten Laut vernehmen könnte. Alle haben blendend weiße Zähne, obschon sie weder Bürstchen noch Zahnpulver und Tinkturen kennen und ihre Zähne durchaus nicht schonen. Ein Morlacke würde es sehr lächerlich finden, eine Nuß oder eine Mandel mit einem Steine oder Hammer aufzuklopfen. Dazu, meint er, gab ihm Gott die Zähne.

Vor Allem haben übrigens die Morlacken unver-

kenbar große Anlage zur Tonkunst, die, einmal entwickelt, selbst den Bohmen einst den Rang streitig machen dürfte. Ihre musikalischen Instrumente bestehen zwar größtentheils aus der Sackpfeife und einer Leier mit 4—6 Saiten, doch trifft man zuweilen auch die Geige und den Dudelsack. Außer diesen lieben sie insbesondere den Gesang; denn singend geht der Morlake Nachts über einsame Bergpfade, singend beschließen die Weiber sammt Töchtern und Gesinde gewöhnlich den Tag, und nicht selten sogar hört man ihre Melodien, die uns freilich nicht immer angenehm aus dem Schlafe wecken würden, noch bis in die tiefe Mitternacht. Ihr Gesang ist jedoch melancholisch und düster, so wie auch ihre Volkslieder fast durchgängig einen erhabenen und feierlichen Gang haben, daß man sich in die Zeiten der Barden versetzt dünkt. Die Texte ihrer Volkslieder, welche meistens die Thaten der fürs Vaterland gefallenen Helden der Vorzeit enthalten, zeichnen sich auch durch unverdorrene Herzlichkeit der Gefühle, durch edle Sitteneinfalt und leichten Fluß der Strophen aus, und sind fast jedem Morlaken geläufig, ohne daß er sie niedergeschrieben bei sich herumträgt. Nicht selten geschieht es, wenn ein Morlake einsam und singend seinen Weg hinwandert, daß ein anderer Morlake, den das Ungefähr zum Fußgänger auf einem entgegengesetzten Bergpfade macht, die zweite Strophe nach eben derselben Melodie zu singen anfängt. Beide Morlaken freuen sich über diesen Wechselgesang und ihr Text wird jetzt ein abwechselnd aus Fragen und Antworten bestehender Dialog, den sie so lange fortsetzen, als sie sich nur immer wechselseitig in den allmählig größeren Abständen ihrer Gebirgspfade hören können, bis endlich jeder morlakische Sänger dem Echo der Thäler seinen letzten Dank mit trillerartig gezogenem Tone anstimmt.

Der Lieblingsanzug der Morlaken heißt Kolo und wird mit einer Musik, welche beiläufig gesagt, von savyardischen Barentreibern geborgt scheinen könnte, begleitet. Derselbe besteht in kreisförmigen Bewegungen, die bald in eine Ellipse, bald in ein ungleichseitiges Viereck bei der Arm in Arm geschlossenen Menge übergehen, je nachdem der tanzende Haufen weniger oder mehr über die schöne Form nachlässig hinwegsteht. Bei derlei Gelegenheiten äußert sich dann die Munterkeit bei beiden Geschlechtern bald in so excentrischen Sprüngen, daß die sittliche Schönheit hier vergeblich auf Verehrung Anspruch macht.

Dergleichen, wie aus dem bisher Gesagten hervorgeht, die Morlaken nicht ohne gute natürliche Anlagen sind und einen gesunden Verstand verrathen, sind sie nichts desto weniger in hohem Grade unwissend und abergläubisch; denn noch glauben sie fest an unsichtbare Vampyre, welche jungen Kindern das Blut ausaugen. Mancher Morlake bittet deshalb sogar vor seinem Tode seine Eltern, an seinem Körper, bevor er in das Grab gesenkt werde, diese traurige Operation vorzunehmen, damit es ihn nicht nach seinem Tode nach dem Blute junger Kinder dürsten möge! Eben so allgemein ist ihr Glaube an über- und unterirdische Geister und Zauberer, insbesondere beim weiblichen Geschlechte, dessen Einbildungskraft noch immer reicher an Visionen ist, als jene der Männer. Indessen darf man sich über diese Unwissenheit nicht wundern, da es ihnen bisher

an allen Bildungsmitteln fehlte. In den morlakischen Dörfern wußte man nichts von Schulen.

Mit der Cultur der Bewohner dieses Landstrichs scheint aber auch die Natur in ihren Schöpfungen gleichen Schritt halten zu wollen. Ist doch der Boden selbst mit mehr losen Steinen (Geröll von den Kalkbergen) als Pflanzen übersät, und es ist in der That merkwürdig, wie sich in diesem milden Klima die Natur so karg und arm zeigt. Ein kurzes, trockenes Gras, Wachholder, Distel und Dornen sind beinahe die einzigen und hauptsächlichsten Pflanzen, die man antrifft, und diese wachsen kümmerlich genug auf den großen steinigen Strecken, welche das Land darbietet. Dabei sind auch die Strassen überaus schlecht beschaffen und meist ohne alle Spur eines Geleises. Fuhrwerke sind deshalb schon etwas Seltenes und die wenigen vorhandenen Wagen mögen wohl kaum seit ihrer ursprünglichen Erfindung eine Veränderung erlitten haben. Die Räder sind nur aus Pfosten zusammengenagelt und von verschiedener Form, meistens viereckig und gleichwie das Ubrige äußerst plump, so daß der leere Wagen allein beinahe 6 Ochsen bedarf, um ihn von der Stelle zu bewegen. Die Transporte geschehen deshalb gewöhnlich auf Saumrossen und Eseln.

Streiche des Affen Jack.

(Aus dem Mirror).

Ein Affe von der Goldküste, Jack (Hans) genannt, trug nicht wenig dazu bei, mir während der langen und langweiligen Seefahrt die Zeit zu verkürzen. Der Koch des Schiffes, auf welchem ich von Afrika nach England segelte, hatte ihn gekauft, und Jack wurde daher, obwohl er zur Belustigung Aller diente, als sein rechtmäßiges Eigenthum anerkannt. Zum Aufenthaltsorte wurde dem guten Jack im Anfang der Küchenverschlag angewiesen, allein, sowie seine Erziehung fortschritt, wurde ihm immer mehr Freiheit bewilligt, so daß man ihm zuletzt den ganzen Raum des Schiffes mit alleiniger Ausnahme der Kajüte frei ließ. Als ich mich einschiffte, hatte ich eine mehr als weibliche Scheu vor Affen, es war eine vollkommene Antipathie, und wenn ich auch oft über Jack's Possen lachen mußte, so ging ich ihm doch immer aus dem Wege, bis uns endlich ein Zufall mit einander näher bekannt machte und mich von meiner Scheu gänzlich heilte. Wir besanden uns unterm 3. Grade südlicher Breite, und gelangten nur sehr langsam durch sich von Zeit zu Zeit einstellende Windstöße vorwärts, in deren Zwischenräumen eine vollkommene Windstille und das schönste klarste Wetter eintrat. Wenn sich das bei Tage ereignete, wurde das Steuerruder gewöhnlich befestigt und die Mannschaft von der Wache verließ das Verdeck. Bei einer solchen Gelegenheit saß ich ganz allein auf dem Verdecke in eine Lektüre vertieft, als plötzlich etwas auf meine Schulter sprang, seinen Schwanz fest um meinen Hals wickelte und ganz nahe bei meinem Ohre einen gellenden Schrei ausstieß. Die Ueberzeugung, die ich gleich im ersten Augenblicke hatte, daß es Jack sei, machte meine Lage um kein Haar weniger peinlich, ich getraute mir nicht, um Hilfe zu schreien

und auch nicht dem ersten Antriebe zu folgen und ihn von meinen Schultern herabzuschleudern; denn ich befürchtete, ihn, vor dem mir immer so bange war, zu reizen; ich mußte daher aus der Noth eine Tugend machen und betrug mich höflich gegen ihn, und von diesem Augenblicke an schloßen Jack und ich die innigste Freundschaft. Nach und nach zog er seinen Schwanz zurück, dann blickte er mir ins Gesicht, untersuchte auf das Genaueste meine Hände und Ringe und fand bald das an meiner Seite liegende Backwerk.

Wie allen Affen auf Schiffen gewährte es ihm ein besonderes Vergnügen, den schlafenden Schiffskenten die Nachtmützen zu stehlen und sie in das Wasser zu werfen; er klopfte gern so lange an die Käfige der Papageien, bis das darin befindliche Wasser, das er dann trank, auf's Verdeck träufelte, und kümmerte sich wenig um die Schnabelhiebe der erzürnten Vögel, die sich dadurch ihres Trankes beraubt sahen; er nahm auch die trockenen Theebblätter aus den zinnernen Kannen, in welchen sich die Mannschaft ihren Thee bereiten wollte, und wußte zwischen den Stangen des Rosses die Brotschnitte, welche die Matrosen zum Nisten hingelegt hatten, sehr geschickt herauszuheben; ferner versteckte er gern des Zimmermanns Werkzeug; kurz es war kein lebendes Wesen auf dem Schiffe, das er ungeschoren gelassen hätte. Obwohl er sich in vielen freien Künsten auszeichnete, so hatte er doch in der Reckunst die größte Fertigkeit erreicht und man konnte ihn mit vollem Rechte unter die besten Reiter zählen. Denn so oft die Schweine aus ihren Vercklagen auf's Verdeck gelassen wurden, um eine ihrer Geschwindigkeit ferderliche Bewegung zu machen, stellte er sich hinter ein Faß, schwang sich aus diesem Verstecke auf den Rücken des nächsten Schweines und galoppirte zum größten Vergnügen der Matrosen herum. Möchte sein Gaul auch noch so sehr hocken, er verlor seinen Sitz nicht, und da er sich nur noch mehr mit seinen scharfen Nägeln einklammerte, so trieb er dadurch sein grunzendes Streitreif nur zu größerer Eile an. Ubrigens fand Jack ein solches Behagen an dieser ritterlichen Leibesübung, daß man ihn immer früher einsperren mußte, bevor man die Schweine herausließ.

Gefängniß war die schwerste Strafe für ihn und wenn man ihm damit oder mit einer andern Züchtigung drohte: so klammerte er sich stets an mich an und schien um Beistand zu flehen. Abends, wenn man ihn in einen leeren Hühnerkorb zu Bett bringen wollte, floh er immer unter meinen Chawl und zuletzt ließ er sich von Niemanden als von mir zur Ruhe bringen. Besonders eifersüchtig war er auf die andern Affen, die sich am Borde befanden und die alle kleiner und schwächer waren, als er. Er übte über sie eine gewisse Oberherrschafft aus, und mußte zwei von ihnen aus dem Wege zu räumen. Die erste Heldenthat dieser Art übte er in meiner Gegenwart aus; zuerst streckte er seine Pfote aus und begann zu quicken, was der andere offenbar für eine Einladung ansah. Das arme kleine Ding kroch demüthig zu ihm hin, Jack ergriff es beim Kragen, hüpfte zum Rande des Schiffes und schleuberte es in die See. Wir warfen zwar sogleich ein Seil aus, aber das arme Thier war zu erschrocken, als daß es im Stande gewesen wäre, sich

daran zu fangen und wir segelten zu schnell, um es auf andere Art retten zu können. Jack erhielt darauf die Ruthe und wurde richtig ausgescholten, er schien auch sehr reuig und zerknirscht, allein nach drei Tagen überlieferte der boshafte Schurke auf dieselbe Art ein zweites Opfer dem Verderben.

Sein Haß gegen sein eigenes Geschlecht äußerte sich ein andermal auf eine höchst eigenthümliche und komische Weise. Die Matrosen waren gerade beschäftigt, die Schiffsseite durch weiße Streifen zu verzieren, und weil sie während der Arbeit zum Essen abgerufen wurden, ließen sie die Pinsel und Farben auf dem Verdecke stehen. Unbemerkt von Jack saß ich hinter meinem Vercklage und konnte von dort der ganzen Verhandlung zuhören; er rief einen kleinen schwarzen Affen zu sich, welcher demüthig zu seinem Obern hinkroch. Darauf ergriff er mit einer Pfote das arme Thier beim Kragen, mit der andern faßte er den Pinsel, tauchte ihn in die Farbe und strich es vom Kopf bis zu den Zehen weiß an. Ich und der Mann am Steuerruder brachen zugleich in ein lautes Gelächter aus, Jack ließ sein Opfer auf die Erde fallen und flüchtete sich in das Takelwerk. Das unglückliche kleine Geschöpf begann sich zu lecken, ich aber rief den Proviantmeister, der es mit Terpentinöl wusch, so daß jeder Nachtheil für seine Gesundheit vermieden wurde, aber während des Wirrwarrs sahen wir Jack mit seiner schwarzen Nase von der großen Steuge*) herunterschauen und es war klar, daß er seine Freude an dieser Verwirrung hatte. Drei ganze Tage blieb er im Tanwerke, niemand konnte ihn fangen, mit einer solchen Schnelligkeit schwang er sich von einem Tane zum andern; endlich von Hunger getrieben, fiel er plötzlich von oben auf meine Kniee, gleichsam um Hilfe zu suchen, und da er solches Vertrauen gegen mich hegte, wollte ich ihn auch der Strafe nicht überliefern.

Das einzige Mittel, wodurch ich ihn von der Ausübung seiner boshaften Streiche abhalten konnte, bestand darin, daß ich ihm den Panther zeigte, den wir am Bord hatten, und vor dem er sich sehr fürchtete. Ich pflegte ihn beim Schwauze zu dessen Käfig hinzutragen, sobald er ihn erblickte, wurden seine Glieder ganz steif, er schloß die Augen und stellte sich tod. Entfernte ich mich, so verloren seine Glieder ihre Steifheit, er öffnete vorsichtig das Auge, so wie er aber nur ein Stück vom Käfig des Panthers erblickte, schloß er sogleich die Augen und die Steifheit seiner Glieder kehrte wieder zurück. Nachdem wir 4 Monate bei einander zugebracht hatten, verließ ich Jack bei den Scillyinseln. Später hörte ich, daß er mich sehr vermisse. Beständig wartete er des Morgens auf mich, er suchte mich überall, ja er wagte sich sogar bis in die Kajüte, und selbst als meine Dienerschaft das Schiff zu Gravesend verließ, hatte er mich noch nicht vergessen.

*) Die Höhe der zu führenden Segel würde es schwierig machen, zu den Masten Bäume von der nöthigen Größe zu finden, ohne sie aus mehr als einem Stücke zusammenzufügen, auch würde ein so kostbarer Mastbaum ganz untauglich werden, wenn sein oberes Ende abbräche. Man errichtet deswegen auf dem eigentlichen Mast noch einen oder zwei andere, die man Stengen nennt.

Sitten der Kaffern.

(Aus dem Atlas für Kunde fremder Welttheile.)

Dieses Volk, welches in neuerer Zeit durch seinen Krieg gegen die Engländer viel Interesse erregt hat, wohnt im Südosten Afrikas, zwischen dem 29° und 35° S. B. von dem Fluße Keiskama bis zur Lagoabai, nördlich von den Besitzungen der Engländer am Cap der guten Hoffnung und theilt sich in 4 Stämme, nämlich in die Stämme Anakosa, Amatembou, Amaponda und Amazulab. Bei den Kaffern herrscht die grausame Sitte, daß sie ihre Kranken und Alten entweder selbst tödten oder den dort häufigen reißenden Thieren Preis geben.

Die Begebenheit, welche einem achtjährigen Mädchen zutieß, verdient erwähnt zu werden. Dieses junge Mädchen lag in der Hütte ihrer Eltern auf dem Boden und schlief fest. Vier Wölfe drangen in dieselbe; einer ergriff sie am Kopfe, der zweite an einer Schulter und die beiden andern faßten jeder eins ihrer Beine. Durch das Geschrei des unglücklichen Mädchens herbeigeloct, eilten die Nachbarn schleunigst zur Hilfe, aber sie fanden dasselbe schon schrecklich verstümmelt. Einige Tage lang wendete man alle, diesem Volke bekannte, Mittel an, um dem Kinde Erleichterung zu verschaffen, da man aber keine Möglichkeit der Heilung sah und der Zustand desselben immer nur schrecklicher wurde, sowohl wegen der Hitze, als auch wegen der unzähligen Menge Mücken, welche sich auf sie setzten: so ließ man ihr die Wahl, hier auf der Stelle todgeschlagen, oder in den Wald gebracht zu werden, um allda von selbst zu sterben oder von den wilden Thieren zerrissen zu werden.

Die arme Kleine, welche von der Station der Missionäre schon sprechen gehört hatte, wählte die Aussetzung in den Wald; die Menschlichkeit der Missionäre war in der Gegend schon bekannt und das arme Kind sah wohl, daß sie nicht mehr auf die Liebe dessen rechnen konnte, den es Vater nannte, noch sonst auf irgend Jemand's Beistand aus dem Stamme. Der Entfernung von mehren Meilen ungeachtet, die das Mädchen von den Missionären trennten, gelang es ihr doch, alle Hindernisse zu überwinden und sie erreichte, nachdem sie mehre Berge überklettert hatte, deren Etablissement.

Ihr Anblick war abscheulich, sie war ganz nackt und mit vierzehn tiefen Wunden bedeckt, von welchen die gräßlichste sich am Kopfe befand, denn einer der Wölfe hatte sie am Gesichte gepackt, ihr das Fleisch bis an das Ohr weg und zugleich die Haut, welche die Hirnschale bedeckt, abgerissen. Durch die angestrengteste Sorgfalt wurde sie glücklich wieder hergestellt, aber hartnäckig verweigerte sie es, zu denen wieder zurückzukehren, die sie mit so vieler Grausamkeit behandelt haben.

Die natürliche Wildheit der Kaffern wird noch durch ihren Glauben an Zauberei vermehrt und die Häuptlinge bemühen denselben zu Ausübung ihrer Tyrannei. Ein Missionär, Namens Chalmers, war nach seiner Erzählung dreimal Zeuge von der Art, wie sie in dieser Beziehung denken.

Die der Zauberei angeklagte Person wird gewöhnlich mit bis zum Rothglühen erhitzten Steinen gesteinigt oder auch erdrosselt. Der Leichnam wird sodann in

eine Schlucht geworfen, um den Wölfen zum Raub zu dienen. Oft erstreckt sich sogar ihre Rache auf die nächsten Verwandten der unglücklichen Opfer ihrer wahn-sinnigen Wuth.

Bei diesen Völkern wird eine Heirath als eine sehr wichtige Angelegenheit behandelt. Alle Einwohner des Dorfes, in welchem die Verlobten wohnen, haben das Recht, die beabsichtigte Verbindung zu billigen oder laut zu tadeln.

Die Freunde der Verlobten führen die Braut in die Wohnung des Bräutigams, in welcher sich alle Verwandte versammelt befinden und das arme Mädchen ist in dieser Versammlung den unzarresten und grössten Urtheilen ausgesetzt. Der Eine schreit: „Welche abscheuliche Beine tragen diesen mißgestalteten Körper! Wie sind sie so schief und krumm!“ Ein Anderer tadeln die Arme, die nach seiner Meinung zu mager und überhaupt schlecht geformt sind und nachdem das arme Kind auf diese Art gequält und gedemüthigt ist, führt man sie mit großem Gefolge um das Dorf herum, womit sich die Ceremonie endet.

Während dieses Zuges ist die Neuvermählte den Unarten der Menge ausgesetzt; bald ist es ein altes Weib, das ihr ein entmuthigendes Bild von den Uebeln entwirft, die sie in ihrer Ehe erwarten, bald kommt eine andere, um sich über die körperlichen Fehler und Gebrechen, die sie vielleicht hat, lustig zu machen, und welche die andern Weiber gegen sie aufhebt, die sie mit Beleidigungen und Spöttereien überschütten.

Nimmt ein Mann zwei Frauen auf einmal, so findet dieselbe Ceremonie für jede besonders Statt und zwar unmittelbar nach einander.

Der Preis einer Frau wird nach dem Rang festgesetzt. Im Stamme der Anacosas kauft man sie gewöhnlich für zehn Stück Rindvieh; allein im Innern zahlt man bei weitem nicht so viel für sie.

Die Kaffern haben, wie bekannt, die sonderbare Gewohnheit, ihre Hände mit Kuhmist zu waschen. Dieses Volk ist überhaupt sehr schmutzig; ein Kaffer muß durch Zufall ins Wasser fallen, wenn er sich baden soll; auch sind sie mit Ungeziefer bedeckt.

Die Kaffern haben den Glauben, daß, wenn Jemand in den Besitz des Blutes einer Person gelangt, er über diese eine übernatürliche Gewalt ausüben könne. Wenn daher einem Kaffer zur Aber gelassen wird, (ein Mittel, das häufig bei ihnen angewendet wird) so beeilt man sich, das abgelassene Blut an einen abgelegenen Ort zu schütten. Denselben Aberglauben haben sie in Betreff ihrer Haare und abgeschnittenen Nägel.

In dem Stamme der Amaponda's findet man dreierlei Arten Aerzte: die Amakiras oder Zauberdoktoren; die Albanasi-banvula oder sympathetischen Aerzte und die Afitas oder Aerzte mit Hilfe der Medicin. Letztere kennen sehr viele kostbare Wurzeln, die sie innerlich und äußerlich anwenden und die oft eine sehr große Kraft haben.

Die Kaffern haben eine sehr große Verehrung für ihre Häuptlinge, besonders seit einer derselben, Namens Tschaka, ermordet wurde, wobei sich ein Umstand ereignete, der ihre abergläubige Einbildung erregte.

Nachdem das Verbrechen vollführt war, wurde der Leichnam der Gefräßigkeit der Wölfe preisgegeben; aber wie groß war ihr Erstaunen den andern Tag, als sie den Körper unberührt fanden! Als bald wurden sie vom Schrecken ergriffen, sie verbargen sich, und aus Furcht, der Geist des Häuptlings möchte erscheinen, um sie zu beunruhigen, schlossen sich alle Bewohner der Gegend einige Zeit lang sorgfältig ein. Seitdem halten die Kaffern einen Häuptling für eine so heilige Person, von der sie glauben, daß selbst die Wölfe es nicht wagen, sich an ihn zu machen.

Das Wort „Satan“ gebrauchen die Kaffern, um ein böses Wesen damit zu bezeichnen; sie behaupten, daß dieses Wort nicht bei ihnen eingeführt worden sei, es sei, wie sie sich ausdrücken, „ein ewiges Wort“, das heißt ein Wort, dessen sie sich seit undenklichen Zeiten bedienen. Dem Häuptling der Amaponda's wurde unlängst ein Sohn geboren, der in Folge des Rauges seiner Mutter zu seinem Nachfolger bestimmt ist. Es herrscht ein Gebrauch, dessen Ursprung sich in die Nacht der Jahrhunderte verliert, und der bei den Amapondas und bei den Amatembous beobachtet wird; nach diesem Gebrauche hat ein Häuptling zweiter Klasse die Ehre, umgebracht zu werden, um seine Hirnschale zu einem Gefäß zu benützen, in welchem besondere Wurzeln abgekocht werden, mit deren Absud man die jungen Erben wascht. Man schreibt dieser feierlichen Handlung die Kraft zu, das Erlöschen der Familie Fakos auf immer zu verhindern.

Diesmal war es der Häuptling Amiwenzki, den das Schicksal zum Opfer bestimmte; aber unter dem Vorwande, daß die Astrologen, die ihn als solches bezeichneten, in ihren Berechnungen sich geirrt hätten, floh er mit seinen Heerden, und setzte sich in dem Gebirge fest, wo er sich mit mehren gefürchteten Stämmen vereinigte, fest entschlossen, sein Leben so theuer wie möglich zu verkaufen.

Seit dieser Zeit leben alle kleinen Häuptlinge in Unruhe, da sie wissen, daß, wie es auch kommen möge, einer von ihnen, im Interesse der Erhaltung des Geschlechts ihres großen Häuptlings, zum Opfer gebracht werden muß.

Alle diese Grausamkeiten sind beklagenswerth, man hofft jedoch, daß die Fortschritte der christlichen Religion in diesen barbarischen Gegenden die Sitten dieser, in so grausamem Aberglauben befangenen Geschöpfe mildern werden.

Die Kaffern sind im Allgemeinen wahre Modelle für Bildhauer, ihre Proportionen halten ein vollkommenes Gleichmaß. Ihre Beine hauptsächlich sind bewundernswürdig schön gerundet, muskulös und doch nicht eckig; ihre Manieren sind gefällig, ernst und voll Würde. Ihre Züge gleichen nicht denen der Neger, obgleich ihre Farbe fast eben so schwarz ist. Ihre Arme sind bemerkenswerther durch ihre Zierlichkeit als durch ihre Muskelatur und sie sind im Ganzen weniger kräftig als die Europäer. Die Stärke des Kaffers liegt in seinen Beinen; nicht durch schnelles Laufen, sondern durch große Fußreisen, die er ohne Ermüdung erträgt, beweist er dies. Wenn wir uns einem Kraal (so heißen ihre Dörfer) näherten, so kam uns zuverlässig der

Häuptling, von einem seiner Diener begleitet, entgegen, der einen Topf gestandener Milch trug, die er uns anbot. Die Kaffern trinken niemals Milch, ehe sie geronnen ist. Ihre Hauptnahrungsmittel sind: Hirsen, Mais, Bohnen, Kürbisse und gestandene Milch. Sie sind zu ökonomisch, um ihr Vieh zu schlachten, sie essen nie Fleisch, als bei großen Veranlassungen, wenn sie z. B. eine Frau nehmen oder wenn die jungsten Leute das männliche Oberkleid erhalten.

Die Kaffern glauben an ein höchstes Wesen, aber ihre Begriffe von einem zukünftigen Leben sind sehr schwankend. Gewöhnlich schwören sie bei der Seele ihres Vaters oder ihres Häuptlings. Zuweilen beten sie auch, wenn sie krank sind. Sie haben wie die Juden und Mahomedaner einen außerordentlichen Abscheu vor dem Genuße des Schweinefleisches, von dem sie nie essen. Man behauptet auch, sie hätten einen Widerwillen gegen alle Arten von Fischen.

Ihre Regierungsform ist einfach und ihren Gewohnheiten ganz angemessen. Ihre Häuptlinge folgen sich nach dem Erbrecht, aber sie sind keineswegs unumschränkt. Sie ergreifen keine wichtige Maßregel ohne das Gutachten und die Bestimmung ihrer Räte. Die Räte sind lauter untergeordnete oder untergebene Häuptlinge, welche die verschiedenen Unterabtheilungen des Stammes befehligen. Die ganze Bevölkerung des Landes der Kaffern ist in »Kraals« oder Weiler eingetheilt, von denen jeder zehn bis zwanzig Familien enthält, die in getrennten Hütten wohnen. An der Spitze jedes Kraals steht ein Häuptling oder Rath, der eine Art patriarchalischer Autorität über das Volk ausübt, ihre Zwiste schlichtet und den großen Versammlungen oder „Parlamenten des Stammes“ bewohnt. Der Häuptling wird, kraft einer gesetzlichen Dichtung, wenn ich mich so ausdrücken darf, als der ursprüngliche Eigenthümer aller Güter und aller Heerden in seinem Bezirke angesehen.

Die Kaffern, wie überhaupt alle Stämme im Innern des Landes, lieben leidenschaftlich den Tabak. Sie tragen Tabaksdosen, aus kleinen Kürbissen verfertigt, um den Hals, aber sie sind dabei mäßig und selbst geizig. Obgleich sie sich kein Gewissen daraus machen, die Pflanze zu bestehlen, so sind sie doch sehr treu, wenn man ihnen Vertrauen beweist. Ihre Gastfreundschaft gegen Fremde hat keine Grenzen.

Die Bewohner der slawonischen Gränze.

Die Gegenden im Osten Europa's, vom adriatischen bis zum baltischen Meere hinauf, und von da durch weite Räume bis nach Asien hin, werden seit mehr als einem Jahrtausende zwar von mehren an Gestalt, Sprache, und Sitte verschiedenen Völkern bewohnt, doch ragen darunter an Zahl, Tüchtigkeit und Kraft die Slawen von jeher so sehr hervor, daß sie auch jetzt, selbst nachdem einige Stämme im Strome der Zeit untergegangen, noch immer der Summe und Macht aller übrigen Völker in diesen Gegenden weit überlegen sind.

Sie selbst scheiden sich jetzt der Sprache nach in drei Hauptstämme: den östlichen, oder russischen, wozu

die Russen und die heutigen Bulgaren; — den südwestlichen oder illyrischen, wozu die Serben, Kroaten und Winden; und den nordwestlichen oder lechischen, wozu die Polen, die Tschechen oder Böhmen und Mährer mit den Slowaken, und die einst untergegangenen Slawen in Norddeutschland gehören. Obgleich die Sprachunterschiede dieser Stämme nicht so bedeutend sind, daß sie die ursprüngliche Stammeseinheit verdecken könnten, so sind doch die, sie bedingenden, der Sprache tief eingepprägten Charaktere uralte und vorgeschichtlich. Da die Slawen keine so treuen Schilderer, wie z. B. die Gallier an Julius Caesar, die Germanen an Tacitus haben, so treten sie — wenigstens unter ihren gegenwärtigen Namen — erst im fünften Jahrhundert nach Christus, in den Zeiten der großen Völkerwanderung auf dem Schauplatz der uns bekannten Weltgeschichte auf, wiewohl die Slawen schon im grauesten Alterthume, in einer Zeit, wohin kein historisches Denkmal reicht, in Europa weit verbreitet waren. Die Slawen waren von jeher nicht wie die Deutschen und Sarmaten ein eroberndes, kriegerisches, nomadisches Volk, sondern friedliebend, an feste Wohnsitze gewöhnt. Auch war der ganze Stamm weder durch ein gemeinsames Oberhaupt, noch durch irgend ein politisches Band zur Einheit verbunden. Im Gefühl ihrer gemeinsamen Abstammung nannten sie sich zwar untereinander Serben, d. i. verwandte Leute, und wurden auch von ihren westlichen Nachbarn mit dem allgemeinen Namen: Wenden bezeichnet. Im Ubrigen verlor sich aber die ganze Nation in einer Menge kleinerer Lokalnamen. Ein weniger bekannter als bedeutender Zweig des großen slawischen Völkerstammes sind die Militärgränz-Bewohner, worunter die Bewohner jener Provinzen uners Staates zu verstehen sind, welche den äußersten südöstlichen Saum der österreichischen Monarchie bilden und sie von der Türkei scheiden.

Die Militärgränze zieht sich in ununterbrochener Verbindung längs dem ottomanischen Gebiete, durch Kroatien, Slawonien, Syrmien, Banat und Siebenbürgen fort, und endet an der goldenen Bihiriz in der Wallachei. Ihre Länge beträgt 110 deutsche Meilen, sie hat einen Flächeninhalt von 863 Quadrat-Meilen und zählt 1065132 Einwohner.

In der Mitte dieser Länderstrecke liegt die eigentliche slawonische Militärgränze. Ihre Bewohner, die Gränzer, sind wie die römischen Kolonisten Soldaten und Ackerbauer zugleich. Außer wenigen Gebirgszügen ist der Boden eben und höchst fruchtbar von der Donau, Theiß und Save bewässert. Die Vegetation ist so üppig, daß Syrmien oft das Land, wo Milch und Honig fließen, genannt wurde. Es gleicht einem großen Lustgarten, in welchem Hügel und Thäler mit allen Geschenken prangen, welche Flora, Pomona und Ceres in der reichsten Fülle bieten. Das Klima der slawonischen Gränze ist so herrlich, wie in der Lombardei, und läßt Wein, Feigen, Mandeln und Baumwollstauden kräftig gedeihen.

Der Winter ist kurz und mild.

Die fetten Tristen nähren einen trefflichen Schlag von Pferden, Rindern, Schafen. Unter den Hausthieren kommen Schweine; von Wildpret nur Hasen in großer Menge vor, Hirsche selten, Nehe gar nicht.

Gegen die häufigen furchtbaren Wolfsheerden werden regelmäßige Vertilgungskriege geführt, und doch kann ihren Verwüstungen nur wenig gesteuert werden. Wenn die Lagerstätte einer Mutterwölfin entdeckt wird, so erlaunern oft kühne Bursche den Zeitpunkt, wo sie sich entfernt, um für ihre Jungen Nahrung zu suchen, und berauben das Nest. Dann werden die Jungen lebendig im Dorfe umher geführt und die Waghälse belohnt.

Eine besondere Naturmerkwürdigkeit und zugleich eine große Landplage sind die Columbaes, eine furchtbare Art großer Mücken oder Bremsen, nach dem Schlosse Columbaes benannt, wo sie sich in Höhlen erzeugen. Sie fallen oft in Wolken auf Rinder- und Pferdeheerden, setzen sich in allen weichen Theilen, in Ohren, Nasen u. d. armen Thiere fest, welche unter jämmerlichem Wimmern und Brüllen durch verzweifelttes Rennen ihrer Qual entfliehen wollen und nicht selten im wilden Schmerze sich ins Wasser stürzen. Oft fallen sie schon nach einer Stunde getödtet und vergiftet hin. Um die Zeit, wo diese Insekten, die außerdem nur noch in Lappland und Sibirien vorkommen, ihren gewöhnlichen immer gleichen Verheerungszug beginnen, werden Strohsfeuer zu ihrer Abwehrung angezündet; um diese schaaeren sich die geängsteten Thiere, ihre Feinde von weitem schon witternd, instinktmäßig herum, und scheinen sich dieses Schutzes bewußt zu seyn.

Die Natur des Gränzlandes und seiner gefährlichen Nachbarn bedingte die durchaus militärische Verfassung, welche da herrscht, und eine der größten Wohlthaten für den ganzen österr. Staatenverein geworden ist. Dieses weise Institut, das jeden männlichen Gränzbewohner gleichsam zum gebornen Krieger macht, ohne ihn zu hindern, auch Pflug und Herden zu führen, ist seit Jahrhunderten eine feste Vormauer gegen die Pest und seit langem eine sichere Vorhut gegen Krieg.

Das ganze Gränzland ist in Regimenter abgetheilt, wie bei uns in Kreise. Der kleinste Regimentsbezirk ist groß genug, fünf Bataillone ins Feld zu stellen und außerdem den Gordon, die Landesdienste wie die Hauswirthschaft zu versehen.

Das größte Regiment umfaßt 26 Quadrat-Meilen und 73590 Einwohner. Die Staatsbeamten haben, bis auf wenige Nebenweige der Verwaltung, Officiersrang. Der Oberst ist Militär- und Civiloberhaupt in seinem Regimentskreis. Unter seiner Oberleitung führt der Regimentsadjutant die militärischen und mehre Verwaltungshauptleute haben die Civil-Referate. Wie der Oberst im Regiment, übt der Hauptmann in seiner Compagnie militärische und bürgerliche Gewalt aus; ihm zur Seite steht immer ein Verwaltungsofficier. Die subalternen Officiere sind in kleinere Dorfer verlegt, wo sie wieder das Oberhaupt bilden. Bei den wöchentlichen Gerichtssessionen werden mehre achtbare Ortsälteste als Beisitzer zugezogen.

Eine Brigade umfaßt 2 Regimenter und untersteht dem k. k. Gränzgeneralkommando, dieses dem k. k. Hofkriegsrathe.

Der wichtigste Dienst der Gränztruppen ist die Bewachung des Gordons, der in einem ununterbrochenen System von Wachen besteht und im Ganzen eine Linie von 2277 geographischen Meilen ausmacht.

An dieser Linie stehen auch die Festungen Peter-

mardein, Brod, Altgradisca und dazwischen so viele Wachtthäuser als nöthig, um jeden Uebergangspunkt zu beherrschen. Sie heißen Esardaken, sind von Holz und stehen auf hohen Eichpfählen. Das Wachtzimmer ist rings mit einem Gang umgeben, der auf Brusthöhe verschalt ist und unter der Köche des Hauptdaches liegt. Zum Aufgang dient eine Leiter, welche die Wache hinaufziehen kann, wenn ein Ueberfall droht, deshalb ist auch der Fußboden mit Löchern versehen, um abwärts schießen zu können.

Die Bemannung dieser Wachtthäuser verköstigt sich aus Eigenem und wird von Woche zu Woche abgelöst.

Wer den Gordon von jenseits gewaltsam überschreiten will, wird angerufen, und weicht er nicht, erschossen.

An den Hauptverbindungsstellen Brod und Semlin sind Contumazhäuser angelegt, wo die Reisenden 10, 20 bis 42 Tage Quarantaine halten.

Jedes Contumazamt hat seine Filialen oder Kastellämter, die zur Erleichterung des Verkehrs mit den Türken errichtet sind.

Hier kommen an Markttagen die Türken über die Save herüber. Die Ueberfahrt geschieht in Rähnen, Sclat's, daher die Markttag Sclatage heißen. Der Marktplatz ist mit einer doppelten Barriere umgeben. Die Christen stehen hinter einem Geländer, den Türken so weit gegenüber, daß sie sich gegenseitig bequem besprechen, aber nicht berühren können.

Zwischen beiden Theilen steht eine Baude, in welcher der Reinigungsdienner genau darüber wacht, daß keine gegenseitige Berührung Statt findet. Vor ihm steht eine große Schüssel, die mit Essig gefüllt ist. Hat nun der Türke zu bezahlen, so zählt er das Geld auf den Kasteltisch hin und wirft es dann in die Essigschüssel; der Kastelldienner nimmt es dann heraus und stellt es dem Betreffenden zu. Hat ein Christ zu bezahlen, so legt er das Geld nur auf den Tisch, von wo der Türke es sich nimmt.

Wer sich ins türkische Gebiet begibt, um denselben Tag noch zurückzukehren, nimmt einen Mauthaufseher mit, welcher bezeugen muß, daß der Reisende mit keinem Türken in unmittelbare Berührung gekommen sei, ist dies aber zufällig geschehen, so muß der Berührte sich der Contumaz unterwerfen.

Noch strenger werden Waaren behandelt und von dem Austeckungstoffe der Pest gereinigt. Dasselbe gilt von Briefen, welche geöffnet, durchlöchert, geräuchert, dann wieder versiegelt und weiter befördert werden.

Zur Aufbewahrung und Reinigung der Waaren sind in Semlin große ararische Magazine errichtet.

Wo die Gegend waldig ist, wird die Wache durch eine Art Gordons-Polizei (Cereffaner) verstärkt. Diese sind Gränzer, welche nur aushilfsweise verwendet werden, sie stehen unter ihren Bassen, diese aber wieder unter dem Gordons-Commandanten. Ihre Kleidung und Bewaffung ist türkisch und ihr Dienst sehr gefährlich; sie haben es meist mit den raubsüchtigen Bosniaken zu thun, müssen gestohlenes Vieh u. d. g. jenseits aufspüren und den Räubern zu entreißen trachten. Ist auf irgend einen Räuberhäuptling gar ein Preis gesetzt, so ruht der verwegene Cereffaner nicht, bis seine sichere

Kugel den rechten Mann getroffen, bis er mit dem scharfen Hancsar (langes krummes Messer) den bezeichneten Kopf vom Rumpfe getrennt und in seine Turba (Waidtasche) gesteckt, oder — den eigenen eingebüßt hat.

Unter den Bewohnern der slawonischen Gränze bilden die Slawen das Stamm- und Kernvolf. Neben ihnen wohnen noch an 2000 Klementiner und ungefähr eine gleiche Zahl Deutsche. Hier und dort trifft man auch noch Zigeuner-Familien, welche aber mehr nomadisch leben und beiker das Diebeshandwerk treiben. Juden, Armenier, Griechen durchziehen wohl das Land als Hausierer, Speculanten und Kaufleute, bleiben aber Fremde.

Die heutigen Slawen an der Militärgränze sind Serben und Slawonier, Zweige eines Stammes.

Die slawonische Sprache ist ein Dialekt der serbischen und theilt sich wieder in zwei Mundarten: in die eigentliche slawonische und in die syrmische. Beide sind unter sich und von der reinen serbischen Mundart nur in der Aussprache des Vokals: je verschieden. Während der Serbe je schreibt und spricht, gebraucht der Syrmier nur das reine: e und der Slawonier das: i, z. B. krepo, lepo, lipo (schön); bielso, belso, bilso (weiß) und f. w. Die serbische Sprache, welche in Istrien, Südostkroatien, Dalmatien, Slawonien, Syrmien, Banat, und Vácska, dann im türkischen Gebiet von Serbien, Bosnien, Herzogowina und Montenegro von mehr als 5 Millionen Menschen gesprochen wird, ist eine Ursprache und unter allen südslawischen die Vokalreichste, kräftigste und zugleich lieblichste, so daß sie leicht zur antiken Grazie der hellenischen Sprache sich emporbilden dürfte, wenn bedeutende Talente die Bahn verfolgen, welche Schriftsteller wie Abroadowich und Stefanowich ihr neuerdings brachen.

Neben der serbischen ist die Deutsche als Dienst- und Schulsprache die gangbarste.

Die herrschende Religion ist die katholische, wenn gleich fast die Hälfte der Bevölkerung sich zur griechisch nicht wüthen bekennt.

Die deutschen Ansiedler sind meist reformirt. Zudem gibt es gar keine. Von Gestalt ist der Gränzer meist hoch und schlank, dabei stark und von angenehmer Gesichtsbildung. Sein mehr naturgemäßes Leben, seine im Kampf mit Wölfen und Räubern gestählte Kraft gibt ihm ein männlich muthiges Ansehen.

Das weibliche Geschlecht ist im Ganzen von kräftig schönem Eschlage.

Die geistige Bildung steht auf niederer Stufe, wiewohl sie sich jetzt sichtbar erhebt. Rings von rohen Völkern umgeben, wirkt auch Rohheit, Unwissenheit und Aberglaube der Nachbarn nachtheilig auf die Gränzbewohner zurück. Besonders halten die Weiber noch viel auf Quacksalberei, sympathetische Wunderkuren u. d. g. Ihren Glauben an böse Geister, an Willen und Heren wissen die verschmitzten Zigeunerinnen sehr zu nutzen. Noch immer stehen manche Mütterchen im Rufe, Zauberkünste und Talismane zu besitzen und dadurch Liebe und Treue zu erzwingen. Allein die segensreichen Bestrebungen des Staates, die geistigen und sittlichen Elemente der Nation zu kräftigen, werden allenthalben in den erfreulichsten Wirkungen fühlbar.

Die Wohnungen der Gränzer bestehen in Dörfern zu 100 bis 150 Häusern; in jedem der größern wird eine Kirche und eine Normalschule auf Kosten der Regierung erhalten.

Die Häuser sind höchst einfach aus Holz und mit Schilf gedeckt, die meisten mit Lehm angeworfen und fast alle geweißt. Im Innern ist nur eine große Wohnstube und eine Kammer, um Officiere oder Reisende zu beherbergen. Der Fußboden in Zimmer und Küche besteht aus Lehmestrich. In dem Hause hat jede Familie im Hofe noch ein wohnbares Gelaß, daran schließt sich der Gemüse- und Zwetschgarten. Außerdem hat fast jeder Bauer in einiger Entfernung seinen Stan (Meierei), wo eine Matrone und ein älterer Mann Vieh- und Bienenzucht nebst der Milchwirthschaft besorgen. Die Wohnungen der Officiere zeichnen sich durch Größe und Solidität aus und sind meistens neu, auf Kosten des Staates erbaut.

An der Gränze wohnen, wie in China, oft mehrere Generationen in einem Hause und bilden eine einzige Familie oder sogenannte Hauskommune, die aus mehreren verwandten Ehepaaren mit ihren Kindern und Angehörigen besteht. Die erwachsenen Söhne verlassen den väterlichen Heerd nicht, sondern heirathen in oder außer der Kommune und bleiben bei ihrem Stammhause.

Das Haupt einer solchen Kommune heißt Gospodar (Hausvater). Er ist nicht immer der Älteste, aber der Beachtetste der Familie, über die er patriarchalische richterliche Gewalt ausübt. Bei größeren Berathungen, oder auch, wenn dem Gospodar mißtraut wird, haben vier großjährige Männer der Kommune Stimmrecht. Über das innere Hauswesen und die weiblichen Glieder der Familie herrscht zunächst die Gospodarieza, Hausmutter und gewöhnlich Ehefrau des Hausvaters. Wird sie schwach und unfähig, so wird eine Nachfolgerin erwählt.

Wenn eine Kommune zu zahlreich oder uneinig wird, so theilt sie sich in den Gesamtbefitz, trennt sich, und der scheidende Theil baut sich eine neue Behausung, was gewöhnlich in Ruhe und Ordnung und ohne Dazwischenkunft der Obrigkeit geschieht.

Alles was durch gemeinsames Wirken erworben und erhalten wird, ist auch Gemeingut. Vom Ertrag der Erzeugnisse wird der Hausstand erhalten, und wo sich ein Uberschuß ergibt, theilen sich die Großjährigen darein. Bei den Wohlhabenderen wird außerdem noch eine allgemeine Hauskasse geführt.

Die Familie, zumal der weibliche Theil, da die wehrhaften Männer meist auswärts sind, erzeugt sich fast alle Lebensbedürfnisse selbst. Jedes Weib und erwachsene Mädchen erhält ein Flachsbett, dessen Pflege und Ausbente ihr ausschließlich angehört. Müßige Hände gehören hier zu den Seltenheiten und der Spinnrocken steckt in jedem Bürtel, ob ein Weib über die Gasse zur Nachbarin, ob sie zur Ernte, Heumath oder Weinlese geht, immer tanzt die Spindel lustig und munter hinauf und hinunter.

Oft tritt einem das rührende Bild einer jungen Mutter entgegen, die den schlummernden Säugling in einer Art Wiege frei auf dem Kopfe trägt, um die Zeit auf dem oft weiten Wege nach und von dem Felde nicht einzubüßen und die Kunkel unablässig drehen zu

können. So regen sich ohne Ende die fleißigen Hände. Des Tages ist Alles außen, während dessen hat die Hausmutter vollauf zu thun, zu kochen, zu melken, zu mästen; ihre thätige Gehilfin Reduscha (von Red, Ordnung) versteht die Kinder, füllt Morgens jede Turba mit Proviant, bringt die Kost aufs Feld, hilft, ordnet, schafft und wirkt.

Die innere Einrichtung ist einfach und kasernartig; ein großer Kachelofen, rings an den Wänden Bettstellen, unter jeder eine Truhe, in der Mitte ein großer langer Tisch mit Stühlen und Bänken, über der Thür ein Heiligenbild, vor dem Sonntags ein Lämpchen brennt, das ist so ziemlich der ganze äußere Hausrath. Im Sommer ist die Wohnstube leer, weil dann nur der Hausvater darin schläft. Die frugalen Mahlzeiten werden zu dieser Zeit im Hofe oder bei Regen in der Küche gehalten, wo man sich im Spätherbste immer um ein großes Feuer versammelt, ehe jeder in seine lustige Hofkammer (Zgrada) zur Ruhe geht, aus welcher ihn nur der strenge Winter wieder in die große Wohnstube treibt. Dann lagern sich die Männer Abends um den warmen Ofen, ihre Weifen schmauchend, oder sind bei fargem Spanfeuer mit Schnitzen hölzerner Geräthe beschäftigt, die jüngern lauschen nach den Worten des Gospodars, der viel von Räubern, Türken, Schlachten, Pest, Mährchen und Geistern zu erzählen weiß. Die Weiber sitzen, den Rocken in der Hand, in Wirthschaftsgesprächen vertieft, die spinnenden Mädchen haben sich Geheimnisse zu vertrauen oder scherzen und kichern. Wenn die Eltern es erlauben, werden wohl auch miunter nationale Lieder im Chor gesungen. Zwischen den Erwachsenen kriechen oder sitzen und spielen die Kleinen. Hier sieht man eine goldlockige Enkelin schmeichelnd an die Großmutter sich schmiegen, um Brot oder Obst zu erbitten, während dort ein müder Hirtenjunge in einem Winkel schlummert und hier ein kräftiger Knabe sein schläfriges Haupt in dem Schooß der Mutter birgt, und in der Ecke klappert ein kleiner Webstuhl oft bis tief in die Nacht.

Ehrfurcht gegen das Alter und häusliche Friedlichkeit sind dem Gränzer wie angeboren. In den seltenen Fällen, wo mißrathene Kinder, zänkische Weiber, trunkene Männer oder irgend andere stürmische Elemente die Familieneintracht bedrohen, wird auf gut militärisch, nämlich kurz und streng, gegen die Fehlenden verfahren.

Die Kleidung des Gränzers besteht im Sommer in einer weiten, weißen Leinwandhose (Gatya), über welche das am Ärmel meist gestickte Hemd bis zur Hälfte der Schenkel herabreicht. Der Leib ist mit einer wollenen Binde (Boja) gegürtet. Die Tuchweste zieren zwei parallele dichte Knopfreihen. Ein großer Scheibenhut bedeckt im Sommer, eine Pelzmütze im Winter den kurz gehornen Kopf. Den Fuß bekleiden Opanen, eine Art Sandalen, oder auch militärische Schnurstrümpfe. Über der Achsel hängt der lederne Schnappsaack (Turba), mit Riemen und Metallknöpfen geziert; darin trägt der Gränzer Pfeife, Besteck und manchmal auch — Geld. Im Winter treten weiße enge Tuchbeinkleider an die Stelle des Linnen, den Oberleib deckt ein braunes Wamms und ein Mantel aus weißem Hausliche. Die Weiber tragen im Sommer ein langes verziertes Hemd, mit einem Schurzgürtel, auf dem Kopf eine weiße Haube. Die Mädchen befestigen ihr langes

Haar mit Metallnadeln. Gegen die Kälte schützen sie sich durch weiße Wämmsen und an den Füßen mit Csizsomen. Wohlhabendere Mädchen tragen Haarnadeln mit Glasperlen, an welchen Gold- und Silbermünzen herabhängen, und bedienen sich sogar der rothen Schminke, wie überhaupt Eitelkeit und Keuschheit das weibliche Gränzvolk charakterisiren.

Ein Hauptzug des sonst so stillen häuslichen Gränzers ist seine entschiedene Neigung zu lärmenden Gelagen. Ein Hauptfest dieser Art ist der Namenstag des Schutzpatrons der Familie, den der Ahn des Hauses erwählt hat. Am frühen Morgen dieses Tages bringt die Familie ihrem Heiligen ein kirchliches Betopfer; dann haben die Einen vollauf in Küche und Keller zu thun, die Andern erwarten und empfangen die Gäste. Vor der Mahlzeit wird eine Wachskerze und Opferrauch angezündet, wobei sich Alle um den großen Tisch stellen und beten; dann beglückwünschen und setzen sich Gäste und Wirthe. Bald sind die gefüllten Schüsseln und Flaschen geleert, und nun liefert das Mutterfaß reichlichen Stoff zu den vielen Toasten (Zdravieze), die sich bei immer neu gefüllten Gläsern zu Gunsten jedes Anwesenden und endlich vieler anderer Lebenden und Todten so oft und stürmisch wiederholen, daß mancher Humpenheld des Mittelalters sich dieser ebenbürtigen Zecher gefreut haben würde. Das häufige: Da Bog Ziwi hospodinu (Gott erhalte den Herrn N. N.), worauf alle Gläser mit da Bog Ziwi (Gott schenke ihm Leben) zusammenklingen, wird von Trinkliedern unterbrochen, die einzeln und im stürmischen Chor im halben Dorfe widerhallen. Hier eine Probe:

Hört! was der Hausherr begehrt,
Er vom Herzen nur wünscht,
Daß wir heut uns erfreuen.
Laßt es weithin erschallen,
Daß er Gäste bekommen
Und mit Freuden empfangen.
Ich ergreife das Fläschchen,
Um zu füllen das Gläschen,
Und Gesundheit zu trinken,
Theuerste Gäste, Gesundheit! Gesundheit! Gesundheit!

So viel Tropfen im Glase
Gott Euch Jahre verleihe!

Eine andere Art Volksfest ist das der Kirchweih, wobei die grünen Lauberhütten auf dem Markte ganze Gassen bilden. Da wird Wein, Meth, Brauntwein ausgeschänkt. Die Peczari braten an Holzspießen ganze Schafe, Schöpfe, Schweine, und hundert Andere sorgen für Genüsse und Vergnügungen aller Art. Ist erst der Gottesdienst unter beständigem Glockengeläute und Mörferdonner beendigt, haben die Wallfahrer die Kirche mit Opferkerzen, Tuch, Flach, Geld u. d. g. beschenkt, so strömt Alles nach den Buden. Da wird gekauft, gegessen, getrunken, gespielt, getanzt, gesungen und auf alle Weise gejubelt. Überall hört man kreischen, lachen, toben, schreien, musirciren. Die Luft ist ein bewegliches Echo von tausend und tausend Lauten, welche sich zu einem unbestimmten Lärm verbinden, wobei zahllose Bewohner der entlegensten Dorfschaften es nicht an thätiger Mitwirkung fehlen lassen. Allenthal-

ben mengen sich die Töne der landesüblichen Pfeife mit dem Geklimper der Tombura und der zahlreichen Dudelsäcke. Da prophezeit eine alte Zigennerin dem jungen Volke Geld und Liebesglück, dort transchirt ein Brater und schreit maufhürlich vrucht, debelo! (fett und warm), daneben preißt ein Pfefferküchler seine Süßigkeiten an, ein Dritter bedauert jeden, der nicht von seinen kostbaren prasselnden Bratwürsten kauft, indeß ein greiser blinder Bettler mit heiserer Stimme in einem großen Kreise aufmerkssamer Zuhörer uralte Nationallieder kreischt. Arme Mädchen stehen sehnsüchtig vor dem flimmernden Reichthum eines türkischen Juden, von dem geschminkte Weiber messingne Kopfnadeln und Nieschläschen kaufen. Officiere und andere Honoratioren betrachten die muntern Paare, die sich im nationalen Kolotanz gegenseitig an Gewandtheit zu überbieten trachten, während ein Trunkener jauchzend in den Kreis hereintaumelt und alsobald herausgeworfen wird. So dauert dieses bunte Treiben bis spät in die Nacht, wo dann die beauftragten Personen oft mit thätlichem Ernst Rächterne und Betrunkene nach Hause weisen müssen. — Die heiligen Tage der Weihnachten werden stiller und feierlicher begangen. Am heiligen Abend wird Stroh ins Zimmer gestreut, zur Erinnerung an die Krippe des Heilands. Das Nachtmahl wird unter religiösen Ceremonien verzehrt. Am Christmorgen ist großer Gottesdienst. Das Haupterforderniß der reichbesetzten Mittagstafel ist an diesem Tage ein gebratenes ganzes Schwein, (so wie am ersten Ostertage ein ganzes gebratenes Lamm) das erst bei Tische getheilt wird. Bei den nichtumirten Serben wird vor Anfang der Mahlzeit in einem großen Gefaß ein Gemisch von allerlei Feldfrüchten auf den Tisch gesetzt und eine brennende Wachskerze hineingesteckt. Nach dem Tischgebet wird das Licht mit der Frucht beschüttet, bis es erlischt, dann küssen sich alle Glieder der Familie und setzen sich. Auf der Straße küssen sich an diesem Tage alle Bekannte, und keiner wird selbst dem Todfeinde den Veröhnungsfuß versagen. Das gestreute Stroh bleibt durch 3 Tage liegen und der Tisch gedeckt. Jeder eintretende Fremde wird mit dem erwähnten Fruchtgemengel beworfen, muß sich gleich setzen und essen, sonst fürchtet die Hausmutter Unheil für die Geflügelzucht des ganzen nächsten Jahres. Der Gospodar muß für diesen Tag wenigstens einen Gast schaffen, und hofft nur dann Glück für seine Bienenschwärme, wenn jener bewußtlos nach Hause taumelt.

Die nicht umirten Serben begrüßen sich um diese Zeit bis zum Neujahr mit der Formel: Ristos se rodil (Christus ist geboren), waistinu rodil (wahrlich er ist geboren). Auf den Carneval paßt auch hier bei den Gränzbewohnern, was einmal ein schlichter Türke sehr treffend mit der naiven Frage bezeichnete: Wie heißt jene Zeit im Jahre, wo die Christen alle Narren werden? Die letzten drei Tage sind hier nach Art des italienischen Faschings vollends der tollsten Ausgelassenheit gewidmet. Da wird mancher Feiner Rakia geleert, und mancher mit Schweiß erworbene Gulden wieder im Schweife des Angesichts vertanzt. Die Bursche schwärmen bei Nacht und Tag, Mädchen vergessen Rocken und Webstuhl, und umringen den Dudelsack-

pfeifer, der sich lungenfüchtig bläst. Maskirte Haufen durchziehen die Dörfer, und des tollen Possenspiels »hat Alt und Jung nicht genug«, bis der Carneval in Gestalt eines drolligen Papanzes aus Stroh und 100 bunten Lappen auf einem einrädri gen Karren zu Grabe gebracht ist. Bei diesem phantastischen Leichenzug spielt der Bajazzo (Szausch) eine große Rolle wie er auch eine charakteristische Hauptfigur bei Hochzeiten ist. —

Diese sind von den abentheuerlichsten Förmlichkeiten begleitet und dauern meist drei ganze Jubeltage und eben so viele halbe Nächte. Eigen ist dabei, daß die Braut nicht anders aus dem elterlichen Hause fahren darf, als in der rasendsten Carriere, »denn auch die Pferde — heißt es — müssen vor Freude besoffen seyn« (Konji su piani). Ueberhaupt ist den Gränzbewohnern, wie fast bei allen slawischen Völkern das Ueberjagen der Pferde eigenthümlich, wenn auch die Fiaker mancher slawischen Hauptstädte eine allzurühmliche Ausnahme dieser nationalen Eiligkeit machen. Wenn nun der stürmische Hochzeitszug vor dem Hause des Bräutigams angelangt ist, kommen ihm sämtliche Familienglieder entgegen. Die Braut wird von dem jüngsten Weibe des Hauses empfangen, diese übergibt ihr ein männliches Kind, nachdem sie eine Rolle Leinwand von der Thürschwelle bis zum Wagen ausgebreitet hat, auf diesem weißen Teppich schreitet die Braut, den Knaben auf dem Arm tragend, bis in die Stube, wo ihr das Kind abgenommen und ein Kocken mit Flach und Spindel in den Gürtel gegeben wird, unter den Arm bekommt sie einen Laib weißes Brod, in den Mund ein Stück Zucker, in die eine Hand ein Glas Wein, in die andere ein Glas Wasser. Die sinnige Bedeutung dieser Symbole ist leicht zu errathen, sie bezeichnen den Wunsch der Hausgenossen, das neue Familienglied möge: reinlich, fruchtbar, arbeitsam, erwerbend, sanft, munter und genügsam seyn. Bei der Mahlzeit, wozu jeder Gast beisteuern muß, sitzt die Braut obenan, und der Bräutigam muß sie und die Gäste bedienen. Nach Tisch fodert der Szausch jedem Gäste ein Geschenk ab und überbringt es mit derben Späßen der Braut, dann wiederholt sich das Trinken, Tanzen, Singen, das schon zwei Tage vorher im väterlichen Hause begonnen hatte, nun bis zur dritten und letzten Mitternacht fort, wo die Brautleute unter allerlei Herkömmlichkeiten endlich in ihre Schlafkammer geführt werden und auch die Gäste alle Ursache haben, auszuschlafen.

Ein stehender Witz des Lustigmachers bei Hochzeiten ist unter andern auch der, daß er ein lebendes Spanferkel in die Tanzstube bringt, es wie einen Duzelsack unter dem Arm preßt, vor jeden Gast tritt und sein unharmonisches Instrument so lange schreien läßt, bis er ein Geldgeschenk für die Braut bekommen hat.

Selbst die Leichenfeierlichkeiten der Gränzer werden mit Gastmahlen beschlossen, nachdem der Entseelte oft mit großem Aufwand zur Erde gebracht ist. Dabei sind unter manchen Seltsamkeiten der Landesitte zwei besonders hervortretend. Bei der Bestattung folgen alle Verwandte dem Sarge und erheben in wehmüthigen Tönen die rührendsten Klagen, welche reichliches

Lob über die Tugenden des Verstorbenen enthalten, und von sanften Vorwürfen begleitet sind, warum der Todte Weib und Kind, Eltern, Verwandte und Heilmath so früh verlassen, da man ihn doch so sehr geliebt habe. Diese Klagen haben einen wahrhaft elegischen Charakter und kontrastiren oft grell mit dem unmittelbar darauf folgenden, nicht immer mäßigen Leichengelage. Die andere Eigenthümlichkeit beruht auf einem groben Aberglauben. Das Bahrzimmer wird nämlich durch 2 Tage und Nächte auf das ängstlichste bei verschlossenen Thüren und Fenstern bewacht und alle Hunde und Katzen sorgsam entfernt gehalten, weil der Verbliebene, wenn ihn eines dieser Thiere berührte oder gar über den Leichnam spränge, nach dem Volkswahne, als Vampyr (Wukodlak) umherwandeln und sich von Menschenblute nähren müßte. —

M i s c e l l e n .

Ein Hindu, der unter den Truppen Randschit Sing, des Königs von Lahore, diente, hatte den Adjutanten des Regiments, bei dem er stand, ermordet. Um die Disciplin aufrecht zu erhalten, war ein Beispiel nothig; aber Randschit Sing, der seit seiner Thronbesteigung bloß Einen Verbrecher zum Tode verurtheilt hatte, wollte ihn, trotz der dringenden Vorstellungen der französischen Officiere — deren es in R. Sing's Heere bekanntlich mehrere gibt — nicht hinrichten lassen. Man befahl deshalb, dem Schuldigen auf dem Paradeplatze vor den Truppen die Hände abzuhauen; um den Blutfluß zu hemmen, wurden die Stumpen in siedendes Del getaucht. Die Hände wurden zur Warnung an ein Brett genagelt und der Unglückliche mit Schimpf entlassen. Ein Camerad führte ihn zu einer verfallenen Moschee, wo er die Nacht zubrachte; aber er wollte seine Schande nicht überleben, und beschloß sich selbst das Leben zu nehmen. Am folgenden Tage stürzte er sich in den Fluß Rawi, aber sein Entschluß wankte, und statt sich zu ertränken, schwamm er mit den handlosen Stumpen über den Fluß.

Die höheren Klassen von Sindh und die Eingeborenen der benachbarten Länder haben die sonderbare Idee, daß das Fischeßen dumm mache, und um die Unwissenheit eines Menschen zu entschuldigen, sagt man oft sprichwörtlich: er sei ein Fischeßer. Die niedern Klassen von Sindh leben bloß von Fischen und Reis. Dieser herrschende Glaube muß schon sehr alt seyn, da man von einem der Mogulkaiser erzählt, er habe einen Fremden gefragt, woher er komme. Dieser habe geantwortet: „von Tatta,“ aber sogleich hinzugesetzt, er sei kein Fischeßer.

Die Sikhs (in Nord-Indien im Pentjab) halten Tabak für etwas höchst Verabscheuungswerthes, weil der Gründer ihrer Sekte, Guru Govind Sing, den Schmutz im Innern einer Tabakspfeife zeigte, zum Zeichen, wie unrein dadurch der menschliche Körper werde. Ein Sikh sagte einmal dem Reisenden Burnes, Tabak und Fliegen seien die gräßlichsten Uebel in diesem entarteten Zeitalter.

L y o n.
(Mit einem Stahlstiche.)



L Y O N.

Verlag von Carl Neumann, Neudamm in Preuss.

Die zweite Stadt Frankreichs in Beziehung auf Kunstfleiß, Handel, Reichthum und Volkszahl ist Lyon, zugleich die Hauptstadt des Departements der Rhone. Dieser Fluß, durch eine weite Ebene in seinem sandigen Bette hinströmend, und die Saône, die ihren safteren Lauf durch reizende Thäler zwischen lachenden Hügeln nimmt, bilden bei ihrer Vereinigung eine Halbinsel, auf deren Südspitze die Stadt Lyon liegt. Ein Theil der Stadt jedoch ist auf dem jenseitigen Ufer der Saône erbaut. Lyon ist von großen und zum Theil schon gebauten Vorstädten umgeben; die auf einem Berge unmittelbar bei der Stadt liegende la croix rousse erhielt durch den hartnäckigen Widerstand bei dem letzten Aufstuhre eine traurige Berühmtheit. Von den übrigen genüge es, hier anzuführen: Serin, jenseits der Saône Vaisse, auf welche von einem steilen Felsen die Ruinen der Burg Pierre Seise, eines ehemaligen Staatsgefängnisses, herabblicken, und auf dem Ostufer der Rhone la Guillotière und Broteaux, wo immer neue Häusermassen sich erheben. Diese verschiedenen Theile der Stadt werden durch 8 Brücken, wovon der Rhone nur 2, die übrigen 6 der Saône angehören, mit einander verbunden. Von jenen zeichnet sich die lange steinerne Brücke des Cordeliers, von diesen die neue, schöne, bei aller Solidität doch zierliche Eiserbrücke aus. Von der Brücke la Guillotière, die zur gleichbenannten Vorstadt führt, erfreut man sich der schönsten und in den Einzelheiten reichsten Aussicht auf Lyon, seine Vorstädte und die herrlichen, mit Gebäuden und Lusthäusern bedeckten Hügel der Umgebung. Lyon hat 146,000, mit den Vorstädten nahe an 170,000 Einwohner, welche in 8000 Häusern wohnen. So imposant und großartig der Anblick der Stadt von ferne ist, so sehr findet man seine Erwartung getäuscht, wenn man ihr Inneres betritt. Man findet hier ein Gewirre enger, winkliger Gassen, die überdies feucht und schmutzig sind und das schlechteste Pflaster haben.

Der volkreichste Theil der Stadt hat größtentheils sehr hohe Häuser, was die Enge und Finsternis der Gassen noch vermehrt. Der älteste, schlechteste und unebenste Theil der Stadt, zum Theil mit abschüssigen Gassen, liegt jenseits der Saône und am Hügel der croix rousse. Hieher hat sich der größte Theil der armen Volksklasse zusammengedrängt. Dagegen hat die Stadt auch ihre Glanzpunkte, Stellen, welche man in keiner Stadt schöner findet! Hieher sind besonders die Quais der Rhone und der Saône zu rechnen. Diese sind breit, mit schönen Trottoirs versehen und mit langen Reihen prachtvoller Gebäude geschmückt. Die schöne Lage und die reizende Aussicht auf die Ströme und ihre jenseitigen Ufer, derentwegen die Quais zum gewöhnlichen Spaziergange der Lyoner geworden sind, und der Handelsverkehr, welcher sich hier auf den Ufern der schiffbaren Ströme concentrirt, machen sie zu dem lebtesten Theile der Stadt, zu den Boulevards von Lyon. Die schönen Alleen, welche sie ehemals reich beschatteten, wurden zwar zur Zeit der Revolution umgehauen, doch sind sie mit kräftig gedeihenden Baumreihen wieder besetzt. Der glanzvollste und eleganteste

Theil der Quais, der Quai von St. Claire, schnurgerade, mit fürstlichen Palästen besetzt, liegt unter dem Berge croix rousse und ist der Wohnsitz der reichsten Kaufleute und die Lieblingspromenade der schönen Welt von Lyon. Ein anderer interessanter Punkt ist die Allee an der Vereinigungsstelle der Rhone und Saône, mit einer entzückenden Aussicht. Unter den 56 öffentlichen Plätzen sind nur wenige erwähnenswerth, vor allen der schöne Platz Bellecour, einer der prächtigsten in Frankreich. Weit, von schönen Gebäuden umgeben, auf der Südseite von alten Lindenalleen beschattet, mit einer kunstreichen Reiterstatue Ludwigs XIV. geziert, macht dieser Platz einen eben so großartigen, als heiteren Eindruck. Der Platz Terreaux, der lebendigste Mittelpunkt der Stadt, prangt mit dem Stadthause (dem jetzigen Hotel der Präfektur) und mit der vorigen Abtei S. Pierre. An öffentlichen Gebäuden, besonders an Kirchen, ist Lyon nicht allzureich. Die Kathedrale des heiligen Johannes hat 4 Thürme, ein prachtvolles Portal, eine berühmte astronomische und musikalische Uhr und viele schöne Gemälde, Geschenke des Cardinals Fesch, der zu Lyon einst Erzbischof war. Die Kirche de notre Dame, auf der höchsten Spitze des Hügel Fourvières, mit einem wunderthätigen Marienbilde, gewährt eine weite, herrliche Aussicht über die Stadt und ihre Umgebungen, ja selbst die Alpen werden am Horizonte sichtbar und der ferne Montblanc erscheint wie ein weißes, glänzendes Wölkchen. Das oben erwähnte Stadthaus, eines der schönsten Gebäude der Stadt und unter allen Stadthäusern Europa's nur dem Amsterdamer nachstehend, stand lange Zeit mit verwüster Fassade da, erst neuerlich wurde diese nach den Zeichnungen Mansards wieder hergestellt, selbst verschönert. Das Vestibul, der Hof, die prächtige Treppe und der große Saal sind ausgezeichnet. In der vormaligen Abtei S. Pierre befindet sich jetzt das Conservatorium der Künste und das Museum, welches manche interessante Alterthümer aufbewahrt (insbesondere das herrliche Monument Suovetaurilia, ein Basrelief von weißem Marmor, einen Opferzug darstellend). Auf den Quais sind besonders bemerkenswerth: das Hôtel Dieu, ein prächtiges Gebäude mit einer hohen kühnen Kuppel und einer Fassade ionischer Ordnung. Es ist zur Verpflegung von Kranken, Schwangeren und Wahnsinnigen bestimmt und von so bedeutendem Umfange, daß die Anzahl der aufgestellten Betten sich auf 1800 beläuft. Das jährliche Einkommen des Hospitals beträgt 400,000 Francs; die Kranken werden von barmherzigen Schwestern gewartet, doch ist die innere Einrichtung und Ordnung der Anstalt keineswegs eine musterhafte.

Das schöne, von den Jesuiten erbaute Collège de la Trinité ist jetzt der aus einer theologischen Fakultät bestehenden Akademie, dem Gymnasium (collège royal) und der großen öffentlichen Bibliothek von 120000 Bänden eingeräumt. Früher war diese in Frankreich die reichste nach der zu Paris; in der Revolutionszeit wurde das Bibliotheksgebäude zur Kaserne benutzt und mit den Büchern eine Zeitlang — eingehetzt. Mancherlei wissenschaftliche Anstalten, wie sie gewöhnlich jede größere Stadt besitzt, blühen in Lyon; wir heben nur die Thierarzneischule hervor. Schon

1762 gegründet, war sie die erste ihrer Art in Frankreich, selbst jene bei Paris wurde nach ihrem Plane eingerichtet. Sie ist mit allen Erfordernissen und Bequemlichkeiten auf das reichste ausgestattet, hat die geschicktesten Lehrer und eine Einrichtung, die allen Lehranstalten zum Muster dienen könnte. Wir unterlassen es, dem Leser alle die zahlreichen wissenschaftlichen Institute und gelehrten Gesellschaften und die ganze Reihe der wohlthätigen Anstalten aufzuzählen, und bemerken nur, daß Lyon deren eben so viele und eben so gut dotirte besitzt, als jede Stadt von gleicher Größe und Bedeutung. Unendlich wichtiger sind uns die Industrie und der Handel Lyons, der wichtigsten Fabriksstadt Frankreichs und insbesondere der Hauptstz der Seidenfabriken. Einige Angaben mögen die ungeheure Ausdehnung dieses Industriezweiges ins Licht stellen. In ganz Frankreich existiren 84,600 Webstühle, welche jährlich einen Werth von 211,550,000 Franken erzeugen. Von dieser Anzahl Seidenwebstühle beschäftigt Lyon allein 40000, welche für 100 Millionen Franken Waare produciren. Jeder Stuhl erfordert in der Regel zwei Personen, daher finden 80,000 Arbeiter in den Seidenmanufakturen Lyons Beschäftigung. Man kann diese Zahlen unbedenklich verdoppeln, wenn man die Zahl der übrigen Handwerker und Fabrikarbeiter aller Art, welche dabei Nahrung finden, mit in Anschlag bringt, und sonach die Gesamtzahl der Personen, welche durch die Seidenfabrikation in ganz Frankreich ernährt werden, auf 320,000 (ein Procent der Bevölkerung!) anschlägt. Hierbei sind jedoch alle diejenigen, welche sich mit der Kultur des Maulbeerbaumes, der Erziehung der Seidenwürmer, der Spinnerei und Ausriistung der Seide u. s. w. beschäftigen, noch gar nicht eingerechnet: — Die Arbeit wird hier nicht, wie in England, gemeinschaftlich in großen Fabriksgebäuden verrichtet, wo ein Theil der Arbeit in den andern übergreifen und ihn erleichtern könnte, sondern jeder Arbeiter hat seinen Webstuhl in seiner Wohnung und arbeitet allein. Wohlhabendere Arbeiter besitzen auch zwei oder mehre Webstühle, auf denen sie wieder von ärmeren arbeiten lassen. Der Fabrikant wägt den Arbeitern das rohe Gespinnst vor, gibt ihnen das Muster an und bezahlt die vollendete Arbeit, welche dasselbe Gewicht haben muß, nach dem Stabe. Die Seidenarbeiter, in Lyon Canuls genannt, führen ein sorgenvolles, bedauernswerthes Leben. Durch Noth und Entbehrungen und durch ihre sitzende Beschäftigung bleiben sie klein, kraftlos und kränklich. Ihr Aussehen ist blaß und matt, ihre Bewegungen sind langsam, ihre Sprache dehnend, ihr ganzes Wesen schüchtern, verlegen, schweigsam. Ihr Arbeitslohn, nach den Verkaufspreisen sich richtend, fällt oft, wenn die ersten Lebensbedürfnisse theuer sind, und sie gerathen so in die bedrängteste Lage, ja oft in eine wirkliche Hungersnoth. Ihre Wohnungen sind die wohlfeilsten, also die ungesundesten und elendesten, meistens Bodenstuben. In diesen engen Gemächern, die oft selbst keinen Kamin haben, ist die manchmal zahlreiche Familie in Schmutz und Dunst zusammengedrängt. Und doch gehen aus diesen unreinlichen Höhlen jene zarten glänzenden Stoffe, rein, wie frisch gefallener Schnee, hervor, und diese armen, elenden Arbeiter, welche kümmerlich ihr Daseyn hinfristen, kleiden Fürstinnen und

Königinnen. Sie bringen unzählige Gegenstände des Luxus und der Mode hervor; seidene Stoffe, Bänder, die schönsten Stickereien in Gold, Seide und Baumwolle, Petinet, Gaze, Sammt, was nur ein Mädchenherz erfreuen mag, geht aus ihren feinen, kunsttünigen Händen hervor. Die Farbenpracht, die Eleganz und Nettigkeit der Muster, welche oft Kunstwerke der Malerei zu seyn scheinen, erhoben die Lyoner Seidenweberei lange Zeit hindurch über alle Konkurrenz. In neuerer Zeit fand sie einen Rivalen, mit dessen Namen man sonst alles Lächerliche verband, ein Volk im fernsten Erdwinkel — die Chinesen. Diese emsige und industriöse Nation hat bereits den größten Theil des amerikanischen Marktes an sich gebracht, und auch im Oriente finden seine Erzeugnisse immer weitem Eingang. Die Chinesen liefern ihre Seidenstoffe nach jedem bestellten Muster, in der kürzesten Zeit, eben so geschmackvoll und solid, als die französischen, ja selbst mit glänzenderer Farbenpracht und weit billiger. Dies betrifft jedoch meistens die leichtern, gesüßtern Stoffe, in den schwereren, prachtvollen Zeugen wird die Lyoner Fabrikation noch auf lange hin Meister bleiben. — Ubrigens bestehen hier noch bedeutende Fabriken von Tüchern, Hüten, Modewaaren, Tapeten und vergoldetem Silberdrahte, der zur Verfertigung der sogenannten goldenen Tressen dient, und wobei das Metall so gedehnt wird, daß man einen 220 Stunden langen Silberfaden nur mit einem Lothe Gold überziehen soll! Die Stickereien und Färbereien sind berühmt; mit Drognerien und Liqueuren wird nicht unbedeutender Handel getrieben, auch der Handel mit Colonialwaaren, die Commissions- und Wechselgeschäfte sind beträchtlich. Lyon hält jährlich vier stark besuchte Messen. Welche Summen der Gewerbfleiß hieher ziehe, zeigt das Budget der Stadt; 1835 betragen die Einnahmen der Stadt 5,200,000 Fr. und die Ausgaben 5,100,000 Fr. Noch mehr Leben und Verkehr kam nach Lyon, seit es durch eine Eisenbahn mit der 10 Stunden entfernten Stadt Etienne, die durch ihre Fabriken und Bergwerke von unendlicher Wichtigkeit ist (25,000 Weber verfertigen in ihrem Bezirke täglich über 350,000 Ellen Band), verbunden wurde. Durch die Eisenbahn ist sie trotz ihrer Entfernung gleichsam nur eine Vorstadt Lyons geworden und ihre Erzeugnisse mehren sich beispiellos. Die unerschöpflichen Kohlengruben führten vor Anlegung der Eisenbahn jährlich nur 25,000 Tonnen nach der Rhone, jetzt das Achtefache. Alle jene Fabriken produciren damals nur 3 Millionen Kilogramme Eisen mit Steinkohle (das Kilogramm ist gleich zwei Pfunden), jetzt beträgt diese Fabrikation dreißig Millionen Kilogramme! Die Saône, auf der 1827 noch kein Dampfschiff gesehen wurde, durchbrausen jetzt 24 stattliche Dampfschiffe. Der Nettoertrag der Eisenbahn im vorigen Jahre 624,000 Fr., 3½ Procent des Anlagekapitals) wird bedeutend steigen, da künftig statt der Pferde Dampfwagen benutzt werden sollen.

Lyon hat alle Arten von geselligem Vergnügen und alle Bequemlichkeiten des Lebens. Theater, Concerte, schon eingerichtete Bäder und Kaffeehäuser bieten wetteifernd ihre Genüsse. Dazu kommen die herrlichen Spaziergänge, wie die Allee des Bellecourplatzes, die oben erwähnte Allee Perrache an der südlichen Spitze der von der Rhone

Die Holländer am Cap der guten Hoffnung.

Die holländischen Pflanzler am Cap der guten Hoffnung haben die Sitten und Gebräuche ihrer Vorfahren beibehalten und sie haben dieselben Tugenden und Laster, wie diese. M. Moodie, der sich durch zehn Jahre auf dem Landgute seines Bruders auf dem Cap befand, schildert ihre Sitten folgendermassen: Eine der vorzüglichsten Tugenden ist die Gastfreundschaft, die sie unaufgefordert gegen Jeden üben. Man findet auf den Straßen keine Herberge; Personen, welche reisen, benützen auch immer die Gastfreundschaft, mit welcher die Pächter ihnen entgegenkommen, ohne auch nur die geringste Entschädigung dafür anzunehmen. Im reichlichen Besitze alles dessen, was sie bedürfen, betrachten sich die Pächter durch die Kleinigkeiten hinlänglich bezahlt, die der Fremde gegen ihre Gastfreundschaft eintauscht. Die Sitten und Gewohnheiten der Holländer gleichen sich von einem Ende der Colonie bis an das andere vollkommen, und sie weichen nicht gerne davon ab, auch muß ein Reisender seine Zeit so berechnen, daß er auf demjenigen Pachtthof, wo er zu Mittag speisen will, noch Vormittags ankommt. Sobald sein Pferd abgefattet ist, wird für ihn gedeckt, er setzt sich uneingeladen an den Tisch, bedient sich selbst, und wählt sich aus, was ihm gefällt. Sollte er Umstände machen oder die Damen bedienen, so würde man dies nur lächerlich finden. Hauptsächlich muß er sich hüten, zu spät in dem Pachtthofe einzutreffen; man würde ihm nichts anbieten, denn man geht von der Voraussetzung aus, daß er Sorge getragen hätte, zur rechten Zeit zu kommen, wenn es seine Absicht war, da zu essen.

Die Tugenden sowohl als die Laster der auf dem Cap wohnenden Holländer sind auf den ersten Blick weniger auffallend, als die der Engländer, welche diese Colonie bewohnen. Sie hängen außerordentlich an ihren Gewohnheiten und nehmen die der Engländer nicht an, auch die Sprache ihrer neuen Herren findet nur in so weit Eingang, als sie derselben gerade zu ihrem Interesse bedürfen. Gegen die Personen ihrer Familie sind sie großmüthig, sie unterstützen sie im Unglück und verschaffen ihnen Gelegenheit, sich fortzubringen, wenn sie fleißig sind; auf der andern Seite hat aber auch die despotische Regierung der Colonie feige und niedrige Gesinnungen erzeugt und sie zum Betrüge geneigt gemacht. Die sonderbare Einformigkeit des Charakters der ganzen holländischen Bevölkerung der Colonie, deren ich bereits Erwähnung that, zeigte sich mir in allen Verhältnissen und Beziehungen, in welche ich mit ihnen kam. Dieser Charakter bietet eine ungewöhnliche Mischung von Einfachheit und Arglist und von Trost und Unterwürfigkeit dar. List ist in den Augen der Pflanzler die höchste Eigenschaft und der deutlichste Beweis eines vorzüglichen Talentes, und wenn es ihnen durch dieses Mittel gelingt, einen leichten Vortheil über einen Nachbar zu erlangen, so nehmen sie gar keinen Anstand, sich dessen öffentlich zu rühmen, überzeugt, daß sie dadurch nur an Achtung bei ihren Mitbürgern gewinnen. Es ist unmöglich, mit mehr Ansehen von Aufrichtigkeit zu lügen und zu betrügen; ihre phlegmatische Unempfindlichkeit und die äussere Einfachheit ihres Benehmens tragen dazu gleichfalls sehr viel bei. Jedesmal, wenn sie irgend eine

und Saône gebildeten Halbinsel, die herrlichen lebensvollen Quais, die Alleen von Brotteaux, wo während der Revolution achttausend der edelsten Lyoner, welche aus Loyalität die Waffen gegen die Gewaltherrschaft des Convents ergriffen hatten, auf die unmenschlichste Weise hingerichtet wurden. Die Stadt trägt noch Spuren der damaligen Belagerung und Verheerung.

Der Punkt, von welchem unsere Ansicht genommen wurde, ist der Hügel Fourvières auf dem rechten Saôneufer (vergl. oben im Texte). Im Fuße des Hügelns breitet sich der älteste Theil Lyons aus, hinter welchem wir die Saône mit einer ihrer Brücken sehen. Jenseits der Saône erhebt sich die lange Häuserreihe der Quais, hinter denen der größte Theil der Stadt sich ausdehnt. Links lehnt sich diese an den Hügel croix rousse, der von der gleichnamigen Vorstadt gekrönt ist. Noch mehr in der Ferne strömt die Rhone, deren geschlängelten Lauf man von Weitem schon gewahrt. Am jenseitigen Ufer zeigt sich ein Theil der Vorstadt Guillotière. (Der Vereinigungspunkt der beiden Ströme ist rechts schon außerhalb des Bildes). Im Hintergrunde zieht sich die ferne Alpenkette hin. Die weiße, mächtige Bergspitze, welche man fast in der Mitte des Bildes in weitester Ferne über jene sich erheben sieht, ist der Montblanc.

Die Umgebungen von Lyon, besonders die Ufer der Saône, sind entzückend. Rings um die Stadt erheben sich Hügel, bedeckt von zahllosen, mehr oder minder prächtigen Landhäusern, schönen Gärten, Nebenpflanzungen und alten dichten Alleen. Die Ufer der Saône zeigen bald grüne, bewaldete oder mit Weingärten bedeckte Berge, bald hohe, kühne Felsen, bald irgend ein reizend gelegenes Landhaus. Eine Stunde von Lyon, wo sich die Saône mehr ausbreitet, liegt in ihrer Mitte die kleine, aber höchst anmuthige Insel Barbe, die gegen Norden hoch und felsig ist, gegen Lyon zu sich senkt und in eine schmale, ebene Landzunge endigt, auf welcher hohe schattige Ulmen und Linden bis zur Spitze hinaus die angenehmsten Spaziergänge bilden. An der Stelle einer Abtei mit einigen Kirchen, die vormalig hier stand, erhebt sich jetzt ein Landhaus mit Gärten und Terrassen. Auf der höchsten Spitze des nördlichen felsigen Theiles steht eine alte Burg, von Karl dem Großen erbaut, jetzt im Besitze eines Privatmannes. Mit Ephen und Moos bekleidet, hinter Baumgipfeln hervorragend, verleiht sie der Insel ein höchst malerisches Ansehen. Einem uralten Volksgebrauche zufolge machen die Lyoner alljährlich am Montage und Dienstag nach Pfingsten und Ostern Wasserpartien nach der Insel. Zur Zeit dieses Festes, la Vogue genannt, ist die Saône von zahllosen zierlichen Fahrzeugen bedeckt, jedoch auch an jedem Sonn- und Feiertage finden sich die Bewohner von Lyon zahlreich hier ein.

Noch darf hier der einzige Rest von Denkmälern des Alterthums nicht übergangen werden, der bei Lyon sich vorfindet. (Lyon war zur Römerzeit unter dem Namen Lugdunum eine der bedeutendsten Städte Galliens.) Unterhalb Stunden nämlich von Lyon, bei Chaxonnost, besteht noch die wohlerhaltene großartige Arkade einer Wasserleitung, welche in 62 sehr hohen und weiten Bögen majestätisch durch ein Thal sich hinzieht.

B. Gutt.

Kleinigkeit um einen ungeheuern Preis verkaufen, so suchen sie den Käufer zu überzeugen, daß die besondere Freundschaft, die sie für ihn hegen, sie allein bestimmen konnte, so wohlfeilen Preises die Sache zu geben; indessen zeigen sie, trotz ihrer Gewandtheit, wenig Talent und bedienen sich fast immer derselben List, wenn sie es mit Fremden zu thun haben, auch ist es nicht schwer, ihre Prellereien zu vereiteln. Während meines Aufenthaltes hatte ich mehr als einmal Gelegenheit, ihre kleinen Listen kennen zu lernen. Es verging fast kein Tag, daß nicht irgend ein Sklave oder Hottentott einen Brief an meinen Bruder von irgend einer Frau aus der Nachbarschaft überbrachte, die ihm ein Geschenk schickte: Blumen, ein halbes Duzend Eier und dergleichen und ihn dagegen bat, ihr durch den Überbringer irgend einen Gegenstand dagegen zukommen zu lassen, dessen Werth die erhaltene Kleinigkeit um das sechsfache überstieg: einige Flaschen Essig, ein Halbtuch von hübscher Farbe oder eine gewisse Menge Thee und Zucker.

Die Männer leben in vollkommener Abhängigkeit von ihren Frauen und würden es nicht wagen, sich ohne ihre Einwilligung auch nur in das geringste Geschäft einzulassen. Sind die Männer eigennützig, so sind es die Frauen noch weit mehr. Der Hauptzweck bei der Erziehung der Kinder scheint auch zu seyn, ihnen ähnliche Gesinnungen einzuschleichen. Oft hörte ich einen Vater sich rühmen, daß sein Sohn einen gemachten Mann geprellt habe.

Die holländischen Pflanze sind groß, haben breite Schultern und starke Glieder, aber ihre Muskeln sind schlaff und sie haben viele Anlage zum Fettwerden, selbst in der Jugend. Diese Anlage findet sich so allgemein bei ihnen, daß sie der Meinung sind, sie sei ein nothwendiges Erforderniß zur vollkommenen Gesundheit und ist es in ihren Augen ein wesentlicher Theil der Schönheit. Wenn ein Holländer von einer schönen Frau spricht, so verfehlt er gewiß nicht, dabei zu bemerken, sie seye „diek en vet“ (dick und fett). Von allen denen, die ich sah, war in dieser Beziehung einer unserer Nachbarn, Namens Martin Bartha, der merkwürdigste. Schon seit mehren Jahren konnte der Unglückliche sich nicht mehr in ein Bett legen, er konnte nur sitzend, den Kopf auf den Tisch aufgelegt, schlafen, und auch dieser Schlaf dauerte nie länger, als immer nur einige Minuten. Ein ungeheurer Fettsack hing ihm unter dem Kinn und das Fleisch, welches seine Fußknöchel bedeckte, reichte bis auf seine Schuhe. Dabei war er ein großer Fresser; bei seinem Mittagessen aß er mehre Pfund Hammelfleisch und trank hierauf eine ganze Flasche Brantwein, ohne den geringsten Nachtheil davon zu spüren. Als ich seine Bekanntschaft machte, fing er an, sich ein wenig über seine außerordentliche Korpulenz zu beunruhigen. Eines Tags kam er in einem Karren, von seinen zwei Söhnen begleitet, bei meinem Bruder an. Nachdem er sich einige Augenblicke erholt und ein Glas Brantwein getrunken hatte, sagte er mir, er sei wassersüchtig und komme nun zu uns, um sich durch einen unserer schottischen Zimmerleute einen Sarg machen zu lassen, da er nicht mehr lange zu leben habe und so dick sey, daß er keinen für seine Taille passenden bei seinen Nachbarn finden würde.

Bei dieser Aeußerung des alten Bartha bemerkte einer seiner Söhne mit der größten Kaltblütigkeit von der Welt: „Da habt ihr vollkommen Recht, mein Vater.“ — Ich muß hier bemerken, daß alle Landleute auf dem Cap die Gewohnheit haben, sich ihre Särge noch bei Lebzeiten anzuschaffen und daß sie dieselben oft um den Einkaufspreis einander abtreten. Martin legte sich nieder, um ein Maß von sich nehmen zu lassen und bestellte einen recht dauerhaften und weiten Sarg, weil er, wie er sagte, allem Anscheine nach, nach seinem Tode sehr auslaufen werde.

Eines Tages trat ich in das Haus eines armen Bauers, bei dem ich gewöhnlich einsprach, wenn ich mich auf die Gazellenjagd begab, ich fand ihn ernster als gewöhnlich, und überrascht, seine Frau nicht bei ihm zu sehen, fragte ich ihn: „Wie befindet sich eure Brouwe?“ „Sie ist todt,“ erwiderte Johann Nicuwerk mit einem Seufzer, der halb aus dem Magen und halb aus dem Herzen kam. „Ja Wynheer Woodie, jetzt sind es vierzehn Tage, daß sie todt ist und mir ein Haus voll Kinder hinterließ.... Zwei schöne Sattelpferde sind mir auch gefallen. Ach ja ja! so geht es. Heute hat man etwas, morgen hat man es nicht mehr, und all' eure Mühe war umsonst.“ —

Reichsinsignien und Kleinodien, welche bei der Krönung der deutschen Kaiser gebraucht wurden.

Die Krönung der römisch-deutschen Kaiser gründet sich auf die Anordnungen Karls des Großen, Ludwigs des Deutschen und Ottos III., ferner auf den Wahlverein, der am Donnerstage nach Margareth 1338 geschlossen wurde, und auf die goldene Bulle vom Jahre 1356, in welcher Karl der Vierte neben andern wichtigen Reichsgrundgesetzen die Königswahl, das Wahlrecht der sieben Kurfürsten, zu Mainz, Trier, Köln, Böhmen, Pfalz, Sachsen und Brandenburg, und das Ceremoniel der Wahl und Krönung bestimmte.

Nach dem Sinne dieser Bulle, welche die Anordnungen der genannten Kaiser und den Kurverein bestätigt, schrieb der Kurfürst von Mainz den Wahltag aus und berief die Fürsten hiezu nach Frankfurt am Main. Den Kurfürsten war es freigestellt, selbst, oder durch Gesandte zu wählen; ihr Befolge durfte jedoch bei der Gelegenheit die Zahl von 200 Mann nicht übersteigen, und unter diesen konnten nur 50 bewaffnet erscheinen.

Nach Berichtigung der Wahlkapitulation wurde zur Wahl geschritten, die früherer Zeit in einer Kapelle der Bartholomäuskirche, später aber in einem besonders eingerichteten Wahlzimmer des sogenannten Römergebäudes vorgenommen wurde.

Am Wahltag selbst mußten alle Fremde, welche nicht zum Befolge der Kurfürsten gehörten, die Stadt verlassen, und dies Befehl wurde so streng beobachtet, daß sich demselben selbst Reichsfürsten und Gesandte fremder Mächte fügen mußten.

Der Kurfürst von Mainz sammelte bei der Wahl die Stimmen, die seinige gab er zuletzt an Sachsen ab.

Der neugewählte Kaiser mußte die Wahlkapitulation noch vor seiner Krönung beschwören, dann ward er in der Kirche als Kaiser ausgerufen.

Nach den Anordnungen der oben genannten Kaiser und vermög der goldenen Bulle sollte die Krönung zu Aachen vorgenommen werden, wurde aber gewöhnlich nach der Wahl, sobald die Deputirten der Städte Aachen und Nürnberg auf Erforderung des Wahlkollegiums die Reichsinsignien brachten, in Frankfurt vollzogen. Dagegen erklärte jedesmal das kurfürstliche Wahlkollegium, daß die Krönung in Frankfurt ohne Nachtheil und Schaden für die Rechte der Stadt Aachen geschehe, nahm die Protestation derselben gegen die der Stadt Nürnberg unrechtmäßig überlassene Verwahrung der vorzüglicheren Reichsinsignien willig auf, und legte sie — ad acta. Aachen erhielt indeß, sobald die Krönung vorüber war, von dem neuen Kaiser, der sich dem uralten Herkommen nach zum Canonicus ihrer Marienkirche aufnehmen ließ,

- 1) das Tuch, auf welchem Er zu Seinem Betstuhl ging, nebst den Polstern und Teppichen, auf welchen Er kniete,
- 2) die Kleidungsstücke, welche Er bei der Krönung hatte,
- 3) die goldenen Teppiche, mit welchen Sein Betstuhl und der kaiserliche Thron geziert war,
- 4) fünfzigsechs Goldgulden, welche für die Stiftsgerichtsbarkeit bezahlt wurden, und
- 5) drei Fuder des besten Weines, von welchen eins dem Collegium des heil. Adalbert und zwei der Marienkirche gehörten.

Ungeachtet aller Protestationen behielt jedoch die vorzüglicheren Reichsinsignien und Kleinodien, als: die kaiserliche Krone, Reichsapfel und Scepter, das Schwert Karls des Großen, das Schwert des heiligen Mauriz, das Mantelkleid und Dbergewand, die Alba, Stola, zwei Gürtel, Handschuhe, Schuhe und Strümpfe die Stadt Nürnberg; das Evangelienbuch, den Säbel Karls des Großen und ein Kästchen in Gestalt einer Kapelle aber die Stadt Aachen in Verwahrung. Wir hoffen dem Wunsche unserer verehrten Leser zuvorzukommen, wenn wir ihnen eine gedrängte Beschreibung der sämtlichen Reichsinsignien bieten, welche, durch beinahe tausend Jahre unzertrennlich von Deutschlands Macht und Größe, zum letztenmale bei der Krönung des erhabnen Kaiser Franz des Zweiten in ihrem Glanze erschienen.

Die deutsche Kaiserkrone,

deren Anfertigung Karl der Große veranlaßt haben soll, ist von feinstem Golde gearbeitet und wird mit Recht als ein Meisterwerk der alten Zeit bewundert. Eine halbe Elle hoch, vierzehn Pfund schwer und inwendig mit Sammet gefüttert, besteht ihr Umfang aus acht Theilen, welche oben halb rund, zusammengelötet, und durch dünne eiserne Reifchen mit einander verbunden sind. An vier Theilen prangen ungeschliffene Edelsteine, auf den anderen sind alterthümliche Figuren in Schmelzarbeit (Emallure) angebracht. Der erste oder vordere Theil der Krone, welcher die Stirne des Kaisers berührt und nebst dem gegenüberstehenden bedeutend größer ist, als die übrigen, ist durch ein schön-

nes oben angebrachtes Kreuz, welches zum Abnehmen eingerichtet ist, besonders ausgezeichnet. Die vordere Seite desselben zieren siebenzehn Edelsteine, von welchen fünf durch ihre Größe besonders in die Augen fallen; in die hintere ist das Bild unseres Heilands, aus dessen Händen Blutstropfen fallen, mit der Inschrift gravirt: *Jesus Nazarenus Rex Judaeorum*, d. i. Jesus von Nazareth, König der Juden. Der Theil, auf welchem das Kreuz ruhet, ist mit zwölf großen Edelsteinen geschmückt, die in vier wagrechten parallel laufenden Reifen gefaßt sind; den Raum zwischen den Edelsteinen füllen große sehr schöne Perlen aus. Dieser Theil ist zugleich mit dem hintersten durch einen Bogen, den viele Perlen zieren, verbunden. Auf demselben stehen die Worte: „*Chuo[n]radus Dei gratia Romanorum Imperator, Augustus*“ d. i.: „Konrad von Gottes Gnaden römischer Kaiser, Mehrer des Reichs,“ welche zu der Vermuthung berechtigen, daß Kaiser Konrad I. den Bogen verfertigen ließ.

Der zweite Theil zur rechten Seite enthält in Schmelzarbeit das Bildniß des sitzenden Heilandes, welcher auf jeder Seite von einem Cherub mit vier Flügeln umgeben ist, und führt die Aufschrift: „*Per me reges regnant*,“ d. i.: durch mich herrschen die Könige. Den dritten Theil schmücken kleine Edelsteine, welche von weit geringerem Werthe sind, als jene des ersten Theiles. Im vierten sehen wir unter der Aufschrift: „*Isaias Propheta, Ezechias Rex*“ den kranken König Ezechias oder Hiskias in sitzender Stellung, wie er den Kopf mit der rechten Hand unterstüzt. Ihm nahet sich auf der rechten Seite der Prophet Isaias mit einer länglichten Tafel, worauf die Worte stehen: „*Eecce adjiciam super dies tuos XV annos*,“ das ist: Sieh, ich will dein Leben um fünfzehn Jahre verlängern.

Der fünfte oder hinterste Theil, welcher dem vordersten an Größe gleichkommt, enthält zwölf große Edelsteine, welche jedoch nicht in der Ordnung aufgestellt sind, wie jene des ersten Theiles. Auf dem sechsten ist ein gekrönter König abgebildet, welcher in den Händen ein Band mit den Worten hält: *Honor regis judicium diligit*, deutsch: Die Ehre des Königs liebt das Gericht. Oben steht die Aufschrift: *Rex David*, d. i. König David. Der siebente Theil ist wie der fünfte mit kleinen Edelsteinen besetzt. Auf dem achten ist vermög der Aufschrift: *Rex Salomon* dargestellt; er hält in beiden Händen ein Band, worauf die Worte stehen: *Time Dominum et Regem amato*, d. i. fürchte Gott und liebe den König.

Der Reichsapfel,

den einige mit Erbe oder Pech gefüllt, andere für hohl halten, ist von dem allerfeinsten Golde gefertigt. Drei Mark und drei Loth schwer, hat er gerade eine solche Größe, daß ihn eine Mannshand bequem fassen kann. Er ist der Länge und Breite nach von zwei Bändern umgeben, von welchen das eine halb, das andere ganz mit Edelsteinen besetzt ist; in beiden aber sieht man geringeres Gold als im Reichsapfel selbst. Auf demselben steht ein Kreuz, das halbe Perlen und allerlei geschliffene Edelsteine zieren, unter welchen ein Saphir

nach dem an Kaiser Ferdinand den Ersten erstatteten Berichte das Monogramm „Cuonrad“ enthält.

Der Scepter

ist von Silber und stark vergoldet. Er hat eine ziemliche Länge und ist nur an der Spitze, die aus einer Eichel besteht, mit sechs Eichenblättern verziert, von welchen immer eins hinauf, und das andere herunter gebogen ist.

Das Schwert Karls des Großen in einer mit Goldblech beschlagenen Scheide von Holz, hat Handhabe und Kreuz von Gold, die mit vielen Perlen besetzt sind. Auf dem runden Knopf sieht man in gestiefter Arbeit auf einer Seite den einfachen Adler, auf der anderen den böhmischen Löwen mit doppeltem Schweife, den Kaiser Karl der Vierte machen ließ. Auf der Parirstange stehen die Worte eingegraben: *Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat*, d. i. Christus sieget, Christus herrschet, Christus regiert. Dieses Schwert gebrauchte der neue Kaiser bei der Krönung zum Ritterschlag.

Das Schwert des heiligen Mauriz, der als Oberster der Thebanischen Legion um das Ende des 3ten Jahrhunderts für den christlichen Glauben den Märtyrertod erduldet, hat einen goldenen Knopf in Gestalt eines Herzens, worauf ein Adler und über einander drei Leoparden dargestellt sind. Auf dem Kreuz des Hefes ist eingeprägt: *Benedictus Dominus Deus qui docet manus*, d. i.: Gelobet sei der Herr, Gott, der die Hände lehret.

Der kaiserliche Mantel (Pluviale)

ist von violetblauem schweren Seidenstoff und reicht, wenn ihn der Kaiser anhatte, bis auf den Boden. Mit Perlen und Edelsteinen reich besetzt, enthält er Bilder von unförmlichen Löwen und im Saume eine Art Schriftcharaktere, welche nach alter Manier gestickt sind.

Das Übergewand (Dalmatica)

ist aus blauem seidenem Stoffe gefertigt, mit vielen Perlen besetzt und mit goldenen Löwen geziert.

Der Talarhabit oder Alba

von schönem weißem Seidenzeuge hat enge mit Edelsteinen eingefasste Ärmeln, die am Ende mit Gold gestickt sind.

Der Übersschlag oder die Stola, welche kreuzweise über die Alba gelegt wurde, hat eingewirkte goldene einfache Adler, welche rund herum mit Gold und Edelsteinen besetzt sind.

Zwei Gürtel (Cingula),

von welchen der eine aus Leder verfertigt und mit goldenen Haken versehen allein gebraucht wurde.

Die Handschuhe und Schuhe sind von rothseidenem Zeuge, reich mit Gold, Perlen und Edelsteinen besetzt.

Das Evangelienbuch,

welches die Stadt Aachen verwahret, ist ein höchst merkwürdiges Denkmal uralter Zeit. In Folioformat außerst schön gebunden und mit Edelsteinen geschmückt, enthält es die vier Evangelien, welche in lateinischer Sprache auf Blätter von künstlich präparirter Baumrinde mit goldenen Buchstaben geschrieben sind. Auf den silbernen und stark vergoldeten Deckeln steht in der Mitte das Bild Kaisers Karl des Großen im kai-

serlichen Ornate, und in jeder Ecke das Zeichen eines der vier Evangelisten. Auf dieses Evangelienbuch schwur der Kaiser bei der Krönung den Eid.

Der Säbel wird als ein ehrwürdiger Nachlaß des genannten Kaisers der karolinische Säbel genannt. Er hat die Form eines türkischen kurzen Säbels. Das Käftchen in Gestalt einer kleinen Kapelle ist mit Perlen und ungeschliffenen Edelsteinen geziert und enthält die mit dem Blute des ersten Märtyrers Stephan getränkte Erde.

A. Gelen.

Die betrogenen Betrüger.

(Mährische Volksage).

Während der Minderjährigkeit des Königs Ladislaus Posthumus, Sohnes des Kaisers Albrecht, lebte in Brünn ein Jude: Chalem ben Elauun, der für den reichsten Mann seiner Gemeinde galt, wie geschmeidig er auch zu seyn verstand, wenn es darauf ankam, verschuldete Edelleute in sein Garn zu locken, reichen Verschwendern vorzuschleifen, und überhaupt seine Schätze unablässig zu mehren. — In Chalems Nähe wohnte ein unbemittelter Ritter: Jaroslaw Horatiz, der einst, als seine beschränkte Lage ihn empfindlich bedrückte, sich an den reichen Chalem mit der Bitte wandte, er möge ihm die Summe von 100 Goldgulden vorstrecken, die er bald, pünktlich und gut verzinst erstatten wolle. Mit freundlicher Grimasse entgegenete ihm der Jude, »er wisse die Ehre hoch zu schätzen, die der Ritter ihm und seinem schlechten Hause erwiese, möchte auch herzlich gerne aushelfen, wiewohl der gestrenge Herr ihn früher nie zu beachten, noch seine ehrerbietigste Begrüßung auf der Straße je zu bemerken schien, allein er wäre jetzt selbst, durch unpünktliche vornehme Schuldner, in Geldverlegenheit, darum rieth er dem gnädigen Ritter sich lieber an einen seiner adeligen Freunde, als an einen armen verachteten Juden zu wenden.«

Jaroslaw wurde durch diese hämische Abweisung und ähnliche Aeußerungen so aufgeregt, daß er immer heftiger sprach, je kälter der Hohn des immer lächelnden Juden blieb, endlich stürmte er mit den Worten fort: »Du bist mir zu verächtlich, als daß selbst mein Fuß dich berühre, sonst würde ich dich in den Staub treten, wie du's verdienst, du rüchlich kriechender Hund!«

Chalem knirschte ihm leise nach: »der Hund wird dich noch einmal beißen, daß du lange denken wirst seiner.« Er grüßte vor wie nach demüthig, wenn er dem Ritter begegnete, und ehe noch ein Jahr vergangen war, wußte er sich ihm durch einen wesentlichen Dienst zu verbinden, und ihn glauben zu machen, daß er jenes Schimpfes längst nicht mehr gedenke. Der arglose schwache Ritter war durch diese erheuchelte Verschuldlichkeit so bestochen, daß er jetzt eine entschuldene Vorliebe für den dienstfertigen alten Mann gefaßt hatte, von dessen Schlaueit er oft Nutzen zu ziehen hoffte, wenn die eigne geistige Beschränktheit ihn rathlos ließ. — So lange Jaroslaw der Glücksgüter weinige hatte, schien er den Besitz gering zu achten, und genoss die Freuden des Lebens so gut und so heitern

Sinnes, als seine mehr dürftige Lage es ihm gestattete. Oft sagten ihm seine Freunde, wie schade es wäre, daß Glück und Zufall ihm nicht freundlicher lächelten, denn er sei geboren zu einem ächten Lebemann, und besäße — wenn ih... ders nicht die Mittel fehlten — die selten wahre Kunst zu genießen und genießen zu machen. Aber wie gar oft große rasche Veränderungen von Außen auch den innern Menschen schnell verwandeln, so war dieser lebensfrohe Jaroslaw durch eine eben so große als unerwartete Erbschaft zugleich reich, hart, düster, geizig und hochmüthig geworden.

Chalem kam seinen Gönner zu beglückwünschen, empfahl sich zu allen Diensten und sprach die innigste Freude darüber aus, daß die schönste Göttin, wiewohl blind, diesmal doch den würdigsten Mann erlesen hat, um ihn zu überschütten mit ihrem goldenen Segen. Innerlich aber nagte ihn erneut der alte Haß und verband sich mit dem schwarzgalligten Neide zum Damon der Rache. »Warum« — so brütete er oft in schlaflosen Nächten — »warum soll ich leiden, daß der soll seyn glücklich, der mich hat wollen treten, warum soll der haben in einem Augenblick so viel Geld, als ich habe erkümmert in 60 Jahren, er der mich hat gescholten einen rüchlichen Hund! Ist ihm zugewendet worden ohne Mühe und Verdienst, wie im Schlaf der Segen des Glücks, so will ich ihm zuwenden mit aller Mühe, nach Verdienst im Wachen den Fluch des Unglücks.« Und dazu bot sich bald Gelegenheit. —

Jaroslaw hatte einen Sohn, der 23 Jahre zählte, von blühender Gestalt, edler Gemüthsart, aber einfach ohne vorherrschende geistige Befähigung war. Bohumil, so hieß er, stand in einem Liebesbündniß mit Ludmila Bezhrad, einem der schönsten Bürgermädchen der Stadt und einziger Tochter eines unbemittelten, aber geachteten Silberarbeiters. Der arme Ritter Jaroslaw kümmerete sich wenig um seinen Sohn und dessen Liebchaft, der reich gewordene aber war bald bedacht, durch eine vornehme reiche Schwiegertochter den neuen Glanz seines Hauses zu erhöhen. Man erleichterte ihm die Wahl, und er erlas das kalte, ahnenstolze, schon etwas alternde Edelfräulein Helene, mit deren Vater, dem reichen Ritter Merastiz, Jaroslaw befreundet war, zu seines Sohnes Gemahlin.

Bohumil, der sorglos seinem stillen Liebesglücke mit unverwandtem Herzen und mit der ganzen Macht der ersten Leidenschaft lebte, war nicht wenig erstaunt, als ihn der Vater eines Morgens berief, und mit feierlich entschiedenem Tone ankündigte, daß für den nächsten Sonntag die Verlobungsfeier angeordnet sei, von welchem Tage Bohumil das schöne Fräulein Helene als Braut zu verehren habe.

Im ersten Augenblicke fand der entgeisterte Jüngling weder Fassung noch Worte; allmählig aber wurde sein Bewußtseyn klarer, und das lächelnde Traumglück seiner Liebe löste sich auf in einen namenlosen Schmerz. Er warf sich zu des Vaters Füßen und beschwor ihn mit einem Strom von Thränen, er möge ihm die einzige schone Hoffnung seiner freudenlosen Jugend nicht gewaltsam zerstören, denn wenn er ihm seine Ludmila nähme — bethenerte er stürmisch — so nähme er ihm auch das Leben.

Der Vater entfernte sich mit den herrisch kalten

Worten: »Ich hasse solch' läppische Schwärmeret, eine flüchtige Knabengrille hat mit Tod und Leben nichts zu schaffen, du wirst Heleneu freien, und hast die Wahl zwischen deinem Glück und meinem Fluch!« —

Bohumil hatte kaum den ersten Aufrubr der Verzweiflung in etwas bekämpft, als Chalem, der Jude, leise hereinschlich, den Ritter suchend, dem er ein gutes Geschäft anzubieten kam. Der schlane Alte heuchelte Theilnahme und entlockte dem niedergebeugten Jünglinge bald das Geheimniß seines Grams. »Seid Ihr alt genug und klug genug, um zu empfangen guten Rath, der oft ist mehr werth, als gute That« läspelte der Jude »so will ich Euch sagen das: Zeit ist die beste Sache in der Welt, denn ohne Zeit würde es geben keine Welt und keine Sache. Darum, mein armer schöner Junker, gewinnt erst Zeit, so habt Ihr schon Vieles, vielleicht Alles gewonnen. Schweigt geduldsam, und macht glauben dem harten Herrn Vater, daß Ihr Euch habt ergeben in die Nothwendigkeit und in seinen Befehl; dann wird er nicht zu eilig thun, und man muß dann weiter sehen was zu machen ist. Das Schicksal ist oft wie eine wilde Bestie im Wald, wenn man sich halgen will damit, so ist man verloren, man muß sich ducken, muß sich stellen ruhig und schlafend; da kommt es nur zu gehen, schnuppert Einen an, geht aber vorbei, und man läuft davon. Chalem wird schon auch ein wenig nachdenken, und wird wieder kommen, er hilft ja gerne, wenn er kann. Ade!«

Bohumil befolgte den guten Rath, verläugnete seinen Schmerz und schien sich ohne Widerstand dem Machtgebot des rauhen Vaters zu fügen. So oft seine Verbindung mit der verhassten Helene — die er nun als seine Verlobte oft und unbefangen sah — zur Sprache kam, zeigte er sich allen Bestimmungen des Vaters gefügig, der sich dieser scheinbaren Sinnesänderung freute und sogar, als schon der Tag der Vermählung nahe war, einen Aufschub von mehreren Wochen bewilligte, worum Bohumil unter mancherlei Vorwand ihn gebeten hatte. Ein zweiter Versuch ähnlicher Art aber mißlang; der Vater durchschaute jetzt die erkünstelte Ruhe und Willfährigkeit des Jünglings, kaufte eilig durch Chalem ein nahe Rittergut, wo das junge Paar wohnen sollte, und bestimmte gebieterisch einen der nächsten Tage zur Trauung.

Bohumil beschwor jetzt den Juden bei dessen edelmüthiger Theilnahme und bei allen Thränen seiner geliebten Ludmila, er möge nun sein Versprechen lösen, möge rathen, helfen, schützen, retten.

Chalem sagte mit herzlichem Tone: „Gott! was Ihr mich rührt, was Ihr mich dauert! Höret mich, braver Junker! Der Herr Vater ist zwar gewaltig barsch, aber er ist kein Barbar. Ich kenn' ihn; er wird machen erst ein kleines Donnerwetter, aber seine Zunge ist ja kein Blitz, sie wird den Junker nicht erschlagen. Der Herr Vater ist ein geschiedter Mann, der weiß, was einmal ist geschehen, das kann man nicht mehr machen ungeschehen. Kommt geschwind mit mir zu der lieben Ludmila, ich habe gesagt, ich helfe, und Chalem hält sein Wort.“

Bohumil schlich nun unter tausend Hoffnungen und Befürchtungen heimlich mit dem Juden zur Geliebten, die bei einem matten Lichte, die Hände im Schooße ru-

hend, über ihr Spinnrad hinausstartete, und es kaum bemerkte, als Bohumil mit seinem Begleiter in ihre stille Kammer trat. Bald aber lagen sich die Liebenden im Arm, und Chalem, der gütige Rother und Helfer, hatte leichte Mühe, sie zu überzeugen, daß nur ein heimliches Ehehinderniß das Glück ihres Lebens, ihrer Liebe sichern könne. Er bot alle Mittel dazu, und verbürgte sich, dann die Verzeihung der beiden Väter zu erwirken. Bald wichen die erst sich Sträubenden der Liberrödung ihres eifrigen Freundes und waren in wenigen Tagen heimlich getraut. —

Die selige Trunkenheit ihres verborgenen jungen Glückes währte aber nicht lange, denn der gleißnerische Retter hatte plötzlich die Maske des Freundes abgeworfen und dem Ritter unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit und mit tiefem Schmerz über den Gram des betrogenen Vaters das fluchwürdige Geheimniß der jungen Leute verrathen.

Jaroslav tobte im wilden maßlosen Zorne wie ein Rasender, sagte sich von dem verbrecherischen Sohne los, schwor Ludmilen den Tod, berief schleunig ihren Vater, bedrohte ihn mit Mißhandlung, weil er ihn des Einverständnisses zieh; aber auch dieser wüthete nun über die Hinterlist der verschlagenen Tochter, welche er, — wie sie sich auch mit jammervollen Thränen zu des Vaters Füßen wand — unverzüglich am hellen Tage aus seinem Hause peitschte. —

Bohumil durfte sich dem ergrimmten Vater nicht mehr nähern, der einen fürchterlichen Fluch über den Entarteten aussprach, und ihm bedeuten ließ, er möge augenblicklich und auf immer fliehen oder blutiger Rache gewärtig seyn.

Doch die Verzweifelnden hatten ja noch einen treuen Freund, den edlen Juden. Dieser war aber jetzt unter dem Vorwande einer Geschäftsreise verschwunden, und kehrte erst zurück, nachdem die unglücklichen jungen Gatten dem Schauplatze ihres Elendes entflohen waren, ohne daß jemand wußte, wohin sie die irren Schritte gelenkt.

Ritter v. Morasitz stand noch immer im Rufe früheren Reichthums, den der hochfahrende Verschwender zum größten Theil schon vergeudet hatte. Durch die Verbindung seiner Tochter Helene mit Bohumil hoffte er seinen gesunkenen Vermögensstand wieder zu heben, und seinen drängenden Gläubiger Chalem beschwichtigen zu können. Dieser aber baute seinen künstlich begonnenen Plan im Stillen fort und erbot sich nun gegen eine bedeutende Summe, die Morasitz ihm zusichern mußte, er wolle den noch rührigen Witwer Jaroslav dahin vermögen, daß dieser sich selbst mit Fräulein Helene vermähle. —

Der arglistige Jude wußte dem Ritter Jaroslav viel von Helenen's Gleichgiltigkeit gegen seinen verachteten Sohn, — den sie nur aus Hochachtung für den Vater genommen hatte — von ihren seltenen Tugenden und von der Verehrung zu sagen, womit sie stets vom Ritter Jaroslav spräche; dabei gedachte er ihres — angeblichen — großen Vermögens und des alten Adels der Familie mit besonderem Nachdruck.

Binnen Kurzem war Helene Jaroslavs Gemahlin, und beherrschte mit unumschränkter Gewalt ihres schwachen Gatten Gold und Willen.

Jaroslav's großer Reichthum war binnen wenig Jahren geschwunden, und sein Ritterschloß nebst ein Paar heimlich verwahrten Goldsäcken war seine letzte Habe, als der Tod seiner verschwenderischen Frau ihn von dieser Strafruthe befreite. Er vergoß wenig Thränen, und war jeder andern Freude abgestorben, nur nicht der, auf der einsamen Weste den Rest seiner geliebten Goldstücke zu zählen.

In öder Vereinzelung saß einst der finstere Ritter in seinem Lehstuhl, durch die Dämmerung vor sich hinbrütend, als plötzlich eilige schwache Tritte die abendliche Stille unterbrachen und Chalem — der Einzige, der ihn bisweilen noch besuchte — vor ihn trat. „Zwei tausend Mark Silber“ rief der Jude, halb athemlos, „und ich bin in wenig Tagen der reichste Mann in Deutschland! Ihr wißt, Herr Ritter! all mein Geld steht draußen, wollt Ihr mir leihen die zwei tausend Mark, so sollt Ihr mitgenießen die Hälfte von meinem ungeheuern Reichthum.“ „Thut doch nicht, Chalem!“ unterbrach ihn der Ritter, „als ob Ihr vergessen, daß der böse Dämon meiner Frau mich geplündert und mich fast zum Bettler gemacht hat, wie kommt Ihr dazu — doch spricht alter Kauz! was gibts? vielleicht wäre doch Rath zu schaffen, anderwärts.“ Nach langem Sträuben und unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit entdeckte der geheimnißvolle Graubart dem geldgierigen Jaroslav sein goldenes Räthsel, und vertraute ihm, es sei ein alter Grieche nach Brünn gekommen, der da und da wohne, und die wunderbare Kunst, Gold zu machen, und den Stein der Weisen besäße; er habe Chalem Beweise geliefert und wolle ihm das unschätzbare Geheimniß für 2000 Mark Silber verrathen. Der Jude that sehr eilig, und entfernte sich schnell wieder, „denn“ sagte er „es ist Gefahr im Verzug, und noch heute muß ich die Summe aufreiben, kost's was es kost!“ —

Jaroslav, der fest an die damals allgemein herrschende Fabel jener Kunst geglaubt hatte, sammelte sich bald von seinem ersten neidischen Stammen, und die unbeswingliche Begierde nach Besitz feuerte seine gewohnte müßige Erschlaffung zu jugendlicher Hast an. Rasch entschlossen jagte er flugs mit flüchtigen Pferden davon, überholte den Juden und war nach zwei Stunden in dem nahen Brünn vor dem abgelegenen Hause des bezeichneten Wundermannes angelangt. Ein mißgestalteter hinkender Diener des geheimnißvollen Fremden wies den späten Gast erst mit barschen Worten ab, aber ein Goldstück machte den widerwärtigen Zwerg geschmeidig, daß er den Ritter ohne Meldung in die Offizin seines Herrn einführte. —

Ein hoher Greis, dem ein weißer Bart über das dunkle, orientalische Habit lang herabwallte, stand mitten unter seltsamen Geräthen, Kapellen, Retorten und Tiegeln vor einem blauen Feuer, welches seine gefurchte Stirne, die kleinen grauen, unter dem Schatten buschigter Brauen hervorstehenden Augen und die eingesunkenen Wangen mit geisterhaftem Lichte beschien. Jaroslav stand mit eingehaltenem Athem lange in der dunklen Zauberküche, ehe der unheimliche Fremde sich zu ihm wandte, ihn erst mit scharfen forschenden Blicken maß, und nach einer bedeutungsvollen Pause, mit tiefer heiserer Stimme und fremdartigem Ausdruck sprach:

„Ihr seid Ritter Jaroslav von Horatik, und wollt mein Schüler werden, also sagt es mir meine Lehrgabe, ohne daß Ihr mir Euren Namen nennt, noch Begehr. Habt Ihr Muthkraft und Lebensgeist zu genüge, um die ewigen Weltgeheimnisse zu erlauschen, die Urstoffe der alten Erde in ihren Tiefen aufzuwählen, und den chemischen Niederschlag nachzubilden, durch welchen das Weltall, wie unser Planet, sich aus Atomen gestaltete; vermögt ihr die Wesenheit des Unendlichen in allem Endlichen zu erahnen, und Euch zu vergeistern bis zur Ablösung des Leibes und zur klarsten Anschauung der Weltseele, so heiß ich Euch willkommen in dem dämonischen Kreise, den Ihr betreten wollt. Doch wißt, daß tiefere Prüfung Eurer harren, allein der Lohn ist überschwänglich, er heißt: Herrschaft über Natur, Zeit und Menschen.“ „Ich zähle“ — fuhr der Alchymist im Prophetentone fort — „jezt 150 Jahre, denn meine Wissenschaft lehrt mich Alles zu erhalten, wie auch Alles zu zerstören, und die leichte Kunst der Goldbereitung ist nur eine meiner untergeordneten Kräfte; doch dem Laien erscheint sie als etwas Wunderbares, darum will ich Euch durch eine Probe erfreuen.“ Der Zauberer ließ sich nun ein Silberstück von dem Ritter geben, legte es unter abentheuerlichen Formeln in ein Metallgefäß, träufelte aus einer Phiole eine rothe Flüssigkeit darauf, und setzte es unter arabischen Sprüchen an das Feuer, das in grünen, blauen und gelben Flammen, je nachdem er es besprach und mit neuem Brandstoffe nährte, hoch aufblackerte. Jaroslav stand in bebender Erwartung, und belauschte den gespenstigen Greis, der bald darauf den Tiegel aus der Glut nahm, und dem vor Freude und Stammen zitternden Ritter das in Gold umgeschmolzene Silberstück hinwarf, das nun auch nach der Natur dieses edleren Metalles an Schwere gewonnen hatte. —

Makrodämos, so hieß der Grieche, verlangte zweitausend Mark Silber für das Geheimniß. „Ich selbst“ sagte er „bedarf des unnützen Mammons nicht, denn es steht in meiner Macht, ihn mir zu erzeugen, aber als Beweis der irdischen Entfagung, wodurch alle Weisheit bedingt ist, und als Bürgschaft der Verschwiegenheit des Schülers, der meine hohe Kunst erlernen will, begehr' ich diese Summe.“

Der habfüchtige Jaroslav war zu sehr erfüllt von dem lachenden Gedanken an seine künftigen unermesslichen Schätze, um nicht jede Forderung einzugehen, und Makrodämos versprach nach seinem Schlosse zu kommen.

Chalem saß bei seinem karglichen Frühstück, als Jaroslav ihm mit beredter Freude zu entdecken kam, was er gestern Nachts mit stamender Bewunderung erlebt hat. Der Jude schien erst darüber entrüstet, daß der Ritter sein Wort gebrochen, und ihm den Fang abgelaufen. „Und Gott! was für ein Schaden!“ jammerte er „ich bin ein ruinirter Mann. Mit der größten Mühe und gegen wucherische Prozente hab' ich das Kapital aufgetrieben, welches ich habe heute Morgens anbieten wollen dem Griechen, um mir zu kaufen das große Geheimniß. Was soll ich nun machen mit dem Haufen Geld, was ich habe geborgt, wie soll ich erschwingen die Zinsen?“ „Ruhig! ruhig! lieber, alter, goldner Freund!“ unterbrach ihn vergnügt der Ritter, „ich weiß Rath. Borg' mir davon 1500 Mark, denn

so viel fehlt mir am Baaren, und ich verpfände Euch dafür mein Schloß und meine ganze Habe.“

Der Jude besänftigte sich allmählig, sträubte sich aber noch so lange, bis Jaroslav ihm nicht nur die umfassendste Pfandurkunde, sondern auch — und darauf schien Chalem den meisten Werth zu legen — das schriftliche Versprechen ausstellte, ihn die erworbene Kunst zu lehren.

In wenig Tagen war die chemische Werkstätte in einem Keller seiner Weste eingerichtet, und Makrodämos begann sein Lehramt damit, daß er dem Neuling die Opfersumme von 2000 Mark abgenommen, und sie unter allerlei Mysterien drei Ellen tief neben dem Heerde eingegraben hatte. Dann mußte der Lernbegierige durch Fasten, Beten, Almosengeben sein Herz von jedem irdischen Vorwurf frei machen, und den Geist loslösen von jeder sinnlichen Regung, damit er sich frei erhebe nach dem Unendlichen.

Nun erst begann Makrodämos in stiller Mitternacht seine ersten Erklärungen aus dem großen alten Buche der 7 Weisen, wie er es nannte, das mit seltsamen Figuren und hebräischen Lettern angefüllt war, wobei er den eifrig lauschenden Schüler allerlei wunderfame fremde Worte nachsprechen ließ, und ihm mit unerschütterlichem Ernst die possenhaftesten Bewegungen vorschrieb.

Jaroslav fügte sich in Alles, wie ein Kind, und zeigte sich sehr gelehrig, als ihn der Meister mit den Anfängen der Scheidekunst wie auch mit mehren Säuren, dem Magnetstein und einigen ihm neuen Metallen vertraut machte. Auf Jaroslav's dringende Bitte, der weise Mann möge ihm doch auch einmal den Stein der Weisen zeigen, holte Makrodämos aus vielen Umhüllungen dies kostbare Weltjuwel hervor. Der Ritter betrachtete es zwar mit Ehrfurcht, konnte aber die Bemerkung nicht zurückhalten, es schiene doch nur ein Stein, wie jeder andere. Mit leichtem Lächeln strafte der greise Forscher den unwissenden Zweifler, befahl ihm den Stein an die Sonne zu legen, dabei 3 Mal 3 Gebete still zu sprechen, und nach 3 Mal 13 Minuten den Wunderstein in einem ganz lichtlosen Raume an sein Herz zu halten; dann würde er das ewige Licht der Sonne und der Wahrheit aus dem dunklen Stoffe herausleuchten fühlen. Jaroslav that wie ihm befohlen ward, und hielt wirklich bald mit ehrfurchtsvollem Schauer vor der Macht der Weisheit das leuchtende Mineral in seiner Hand. — (Es war der bononische Stein, der die Eigenschaft hat, die Sonnenstrahlen einzusaugen, und lange phosphorescirend im Dunkeln nachzuglühen.)

In einiger Zeit erklärte Makrodämos, daß Jaroslav nun am dritten und vorletzten Grade der Wissenschaft stünde, und daß jetzt erst die eigentliche übernatürliche Erkenntniß anfangen. Allein zur wirklichen Erzeugung des Goldes bedürfe jeder Neuling eines animalischen Saftes, der aus mehren Gifarten und aus Menschenblut zusammengesetzt werden muß, und zwar aus dem Herzblut eines Menschen, der sich freiwillig opfert.

Jaroslav erstarrte bei dieser, mit schauerlicher Kälte ausgesprochenen Erklärung des Greises, doch war er schon zu weit gegangen, um auf halbem Wege stehen

zu bleiben. Er suchte Rath bei Chalem, dem er neue Verheißungen machen mußte, und der auch bald durch seinen vertrauten Freund Iron Chozef einen Mann aufgespürt hatte, der im tiefsten Elende schmachtend, sich opfern wollte, wenn seine Familie, die er vor Hunger und Noth nicht schützen konnte, in Wohlstand versetzt würde.

Dieser Unglückliche war nämlich zu Chozef gekommen, und beschwor ihn mit allen Spuren der Verzweiflung, durch ein kleines Darlehen sein Weib und zwei Kinder von 5 und 7 Jahren, die sämmtlich von dem herrschenden Fieber ergriffen schwer darniederlagen, zu retten, wogegen er ihm freilich nur seine Ehre und seinen künftigen Erwerb verpfänden konnte, denn er sei erst vor wenigen Tagen, selbst erkrankt, nach Brünn gekommen, und habe noch nicht Gelegenheit gefunden, sich Arbeit zu verschaffen.

Chozef dachte gleich an Chalems Auftrag und versprach, dem verkümmerten armen Manne zu helfen, wenn er einen Menschen auffinden könne, der für eine bedeutende Summe, wodurch eine ganze Familie lebenslang geborgen wäre, sein Leben freiwillig opfern wollte.

Der fremde bleiche Mann, der durch Noth und Elend an Geist und Körper erschöpft, und längst mit den Gedanken des Todes vertraut schien, rief nach kurzem Erstarren, mit einem Blicke, der deutlich sagte: „das ist ein Wink der Vorsehung; Ungeheuer! der Mann, den Du suchst, bin ich selbst!“ er faßte den Juden nun an beiden Händen und knirschte ihm mit einem Tone, der die ganze gräßliche Bitterkeit über sein hoffnungsloses zerstörtes Leben aussprach, die Worte zu: „Gib mir Bürgschaft für der Meinen Rettung, und ich verschreibe Dir, entmenschter Satän! für diese Welt meinen Leib, für jene meine Seele!“

Chozef entließ den Unglücklichen mit einem Stück Gold und beschied ihn auf den nächsten Abend 10 Uhr, wo Alles in Ordnung gebracht werden sollte.

Chalem, schnell unterrichtet, säumte nicht, dem Ritter die erwünschte Nachricht mitzutheilen, dieser eilte mit Makrodamos nach Brünn, und beide sammt Chalem fanden sich zur gegebenen Stunde bei Chozef ein.

Eine schauerlich stumme Stunde war langsam verstrichen, ehe die Versammelten tief in der Nacht leise Tritte auf der Treppe, die nach einer entlegenen Dachkammer in Chozefs einsamem Hause führte, hörten. Jaroslaw war lange auf und niedergegangen, und suchte vergebens die ahnungs schwere Bangigkeit zu verhehlen, die ihn mit Mörderangst umher trieb, während Chalem in der Ecke sitzend ruhig schlummernd nickte; Makrodamos scheinbar Gebete murmelte und Chozef mit einer Blendlaterne unten Wache hielt, um den Fremden zu erwarten. Bei dem ersten Geräusch auf der tönenen Holzstiege bebte Jaroslaw zusammen, und seinen frühern ungestümen Schritten folgte jetzt lautlose Stille in der Kammer, er stützte sich zitternd auf eine Stuhllehne, wischte sich mit dem Tuche die Stirne, und horchte den immer nähern Fußritten der Kommenden athemlos entgegen; die Thüre öffnete sich, und ehe noch Chozef sie vorsichtig wieder zuge drückt hatte, rief der junge bleiche Mann: wo ist der großmüthige Menschenfreund, der meiner Familie mein Herzblut so verschwenderisch bezahlen will! „Hier steht er,“ rief der kaum erwachte

Chalem, auf Jaroslaw zeigend, der nun mit einem furchtbaren Laut des Entsetzens in den Stuhl sank. Der Fremde eilt hinzu, erkennt ihn, und stürzt mit dem Schrei, in dem sich eine ganze Brust voll Empfindungen zusammendrängte: Allmächtiger Gott! mein Vater! zu seinen Füßen. Ein Sturm von Gefühlen, von Schmerz, Freude, Neue und Verzeihung wogte nun auf und nieder in den Herzen von Sohn und Vater, die sich unauslösllich umklammert hielten, unter Küßen und stummen Thränen, welche sich endlich in die milden Gesensworte: „Verzeihung!“ auflösten, welche Beide unter neuen Umarmungen gegenseitig sich zusammelten.

Chalem, Makrodamos und Chozef standen erst wie versteinert vor der ungeahnten rührenden Scene, dann schlichen die teuflischen betrogenen Betrüger sich leise davon, wie verurtheilte Verbrecher. Jaroslaw eilte mit Bohumil zu dessen Familie. Ludmila wachte in der stürmischen Mitternacht an der Seite ihrer schlummernden kranken Knaben und quälte sich mit tausend Schreckbildern, weil Bohumil mit so ungewöhnlich bedeutungsvollen Blicken geschieden, und noch nie so lange außen geblieben war; endlich hörte sie eilige Tritte, der geliebte Gatte stürmte — seinen Vater an der Hand — der armen Dulderin an die Brust und rief mit jauchzender Freude: »Bete, gutes, edles Weib! zum strengen Gott, der uns so hart gestraft, er ist veröhnt; der Vater hat vergeben, wir sind gerettet! glücklich!«

Makrodamos war Chalems Bruder Saul, der im Orient sein Vermögen verloren, den muhamedanischen Glauben angenommen hatte und sich bei seiner Rückkehr für die Rolle des betrügerischen Gauklers durch die Hälfte der vergrabenen 2000 Mark bezahlt machte, die er heimlich gehoben und mit Chalem getheilt hatte.

Chozef, Saul und Chalem verfielen dem Geseze, ihre Güter dem Staate und sämmtliche Juden wurden durch ein Mandat des Königs Ladislaw ddo. Prag am Samstag nach St. Jakobstag 1454 aus Brünn verwiesen.

Jaroslaw wurde für seine Härte und Verblendung durch einen strengen Verweis des Königs gestraft und die ihm durch Trug entwendeten Summen aus dem Vermögen der drei Juden dem Sohne Bohumil erstattet. Allein Jaroslaw genoss sein neues Glück und die schöne Eintracht, in der er nun mit seinen Kindern und Enkeln auf seinem Schlosse lebte, nicht lange, er starb noch im selben Jahre. Bohumil hingegen, den die dunkle Macht des Vaterfluches lange ruhe und glücklos in der Welt umhergeschleudert und endlich wieder in die Heimath und die Schlingen der drei unnatürlichen Wesewichte geführt hatte, war — an der Seite seiner edlen Ludmila — von dem Tage, als jener Fluch sich so wunderbar gelöst hatte, einer der beglücktesten Menschen geworden und geblieben, bis Urenkel in seinen weißen Locken spielten.

Etwas über die Sitten und Lebensweise der Isländer.

Die Insel Island, eben so merkwürdig durch ihre Naturwunder, als weil von ihr, als einem gemein-

schaftlichen Mittelpunkte, die schönsten Götter- und Helden-Sagen der nordischen Völker germanischen Stammes ausgehen, ist zum Theil schon in dem arktischen Himmelsstriche gelegen und mit der übrigen civilisirten Welt nur durch ihre Eigenschaft als dänische Provinz und durch die Niederlassungen dänischer Handelsleute während der wenigen Sommermonate verbunden, denn der Handel mit andern Nationen ist für nichts zu rechnen. Und doch steht der Isländer an Gesittung und Geistesbildung den Bewohnern aller übrigen Polarländer weit voran. Diese Erscheinung läßt sich nur aus dem wohlthätigen Einflusse des Christenthums, dessen segensbringendes Licht schon frühzeitig diese unwirthlichen Gegenden erhellte, erklären, und liefert den deutlichen und erfreulichen Beweis, daß die Kultur nicht der Herrschaft der klimatischen Verhältnisse unterthan und ein Vorrecht der gemäßigten Zone ist; sondern daß der Baum der Humanität auch in dem ewigen Schnee der Eisregionen und in den Sandsteppen der Mittagsländer gedeihe, Blüten treibe und Früchte anseze, welche weder die Polarstürme, noch die verzehrenden Strahlen der senkrecht stehenden Sonne zu tödten vermögen.

Die Isländer sind von germanischer Abstammung, haben fast durchgängig blonde Haare, welche die Männer, wie die Norweger, frei über den Nacken herabwallen lassen, und blaue Augen. Sie verläugnen auch dadurch ihre Abkunft nicht, daß die Größe ihrer Leibesgestalt, ungeachtet des dem Wachstume feindlichen Klima's im Verhältnisse zu den Bewohnern anderer Polarländer immer noch ansehnlich zu nennen ist. Die Kleidung der Männer ist beinahe dieselbe, wie die der englischen Bauern; die Kopfbedeckung der Weiber besteht gewöhnlich in einer Haube; in ihrem Sonntagsputze bedienen sie sich aber statt derselben einer weißen Stirnbinde. Die vornehmeren Frauen tragen um den Leib einen massiv silbernen Gürtel, vorne mit einer Schnalle oder Verzierung versehen und befestigen denselben häufig vorne auf einem andern von schwerem Sammt. Dieser Schmuck, welcher sowohl in Ansehung der Zeichnung als Ausführung dem geschicktesten Silberarbeiter Ehre machen würde, wird von Landleuten verfertigt. Den Stoff zur Bekleidung für beide Geschlechter gibt die Schafwolle, mit deren Verarbeitung und Umgestaltung zu dem angegebenen Zwecke sich jede Familie nach Maßgabe ihres Bedarfes beschäftigt. Die wollenen Kleidungsstücke sind so allgemein, daß man sie durchgehend auch auf dem bloßen Leibe trägt und unter den Eingebornen nirgends leinene Hemden zu finden sind.

Die Nahrungsmittel der Isländer bestehen in Fleisch, Milch, Seefischen, sowohl frisch als getrocknet, Brod von dem aus Europa eingeführten Roggen, in wenigem und sehr schlechtem Kohl und Erdäpfeln, auch Fischen aus den Bächen der Insel und isländischem Moose, welches in einigen Orten im Aufgusse als Suppe genossen wird. Die Isländer haben überhaupt eine Vorliebe für saure Speisen, sogar ihre Butter (jene ausgenommen, welche frisch nach Reikiawik, der Hauptstadt, gebracht wird) wird sauer genossen und Surt, Smoer genannt. Man preßt sie in Fässer, in denen sie sich Jahre lang hält und durch das Liegen nach ihrer Meinung immer besser werden soll. Auch

die Molken (Syra genannt) werden in Fässern aufbewahrt, worin man sie gähren läßt. Käse wird größtentheils von Schafmilch gemacht und ist so schlecht, daß sich ein Fremder schwer entschließen wird, ihn zu essen.

Ihr vorzüglichstes Getränk ist Wasser; Viele, besonders die Landleute, wissen kaum, wie Wein, Branntwein oder Bier schmecken. Die jährliche Einfuhr von Branntwein beträgt nicht mehr als 1000 Tonnen, was kaum zwei Flaschen auf den Kopf jährlich ausmacht, und diese geringe Quantität wird größtentheils von den Hasenbewohnern und Fischern verbraucht; denn die Bauern trinken ihn höchstens als Arznei und keineswegs, um ihren Appetit zu stillen.

Die Wohnungen auf Island sind ärmlich, klein und unreinlich, und da sie sich wenig über den Boden erheben, nicht viel besser, als ausgegrabene Erdhöhlen. Wollte man von ihnen allein auf den Stand der Bildung des Volkes schließen, so würde der Isländer vor dem Grönländer und Lappländer wenig voraus haben. In dem Hauptorte Reikiawik, der eigentlich nichts als ein Fischerdorf ist, sind bloß die Wohnungen des Gouverneurs und des Bischofs und die Hauptkirche mit einem Thurme von Stein, alle übrigen Häuser sind von Holz und die bessern, ein Eigenthum der dänischen Kaufleute, mit Brettern oder Schindeln, die andern aber mit ausgegrabenen Rasenstücken gedeckt. Diese Bedeckung der isländischen Hütten, in Verbindung mit ihrer niedrigen Bauart, bewirkt, daß ein Dorf auch in geringer Entfernung schwer wahrzunehmen ist. Das Aeußere dieser Wohnungen erinnert sehr an die Bauart der Isländer, welche auch, wie die glaubwürdigsten Geschichtschreiber des Landes behaupten, das erste Volk waren, welches Island besuchte, an dessen Küste sie wahrscheinlich durch Zufall verschlagen wurden. Noch ähnlicher sind die isländischen Hütten jenen auf den Hebridischen Inseln, welchen sie nicht nur in der Bauart, sondern auch in der innern Einrichtung gleichen.

Der englische Reisende John Barrow der Jüngere, welcher im Sommer des Jahres 1834 diese Insel bereiste, gibt folgende Schilderung von einer solchen Hütte, welche nach seiner Versicherung keineswegs unter die ärmlichsten und schlechtesten gehörte.

»Der untere Theil einer isländischen Hütte besteht bis zu einer Höhe von ungefähr 4 Fuß aus unbehauenen Steinen, zwischen denen Schichten ausgestochener Rasens sehr regelmäßig eingefügt sind, die eben sowohl die Stelle des Mörtels vertreten, als auch den Durchzug des Windes abhalten. Ein Dach von dem Holze, wie man es hier zu Lande haben kann, ruht auf diesen Mauern und ist mit ausgestochenen Rasen bedeckt. Fenster gibt es nicht; eine einzige düstere Scheibe, schlecht gefast, die wohl den Wind, aber nicht das Tageslicht durchläßt, vertritt die Stelle, und auch diese findet man nicht allenthalben. Ein kleines Faß, aus dem man Boden und Deckel herausgenommen hat, dient statt des Schornsteines, oft aber entweicht der Rauch auch nur durch eine im Dache gelassene Oeffnung. Das einzige Feuer, welches in diesen Wohnungen brennt, ist das in der Küche, die einen eigenen Raum im Innern einnimmt und oft auch vom Wohnhaus abgesondert und durch einen dunklen Gang mit demselben verbunden ist.

Als ich mich bückte, um durch eine solche Hütte einzutreten, befand ich mich in einem engen Raume mit einem Fußboden von geschlagener Erde oder Thon und zu beiden Seiten, in einer Höhe von 4 Fuß vom Boden auf, mit einem Sims versehen. Auf dem einen dieser Sims lag etwas ausgebreitet, das ein Bett zu seyn schien, doch befand sich an der Seite nach Innen keine Schutzwand irgend einer Art und auf dem Sims gegenüber lagen verschiedene Kleidungsstücke. Auf dem Boden unter diesen Sims befand sich eine große Menge getrockneter Fische, nebst allerhand andern Dingen, in der größten Verwirrung durcheinander geworfen.

Am andern Ende des Raumes trat ich in die Küche, in welcher ein kleines Feuer glühte, dessen das ganze Gemach erfüllender Rauch zu der oberhalb gelassenen Oeffnung emporzuwirbeln strebte, und da kein Fenster den Raum erhellte, so war es keine leichte Aufgabe, den Rückweg zu finden.

Bei den größeren Wohngebäuden, insbesondere bei denen der Honoratioren und Kaufleute in Reikiawik, befinden sich kleine Gärten zum Anbau von Küchengewächsen, als: Kohl, Rüben, Petersilie, Erdäpfeln, Kresse, u. a. m., welche jedoch allenthalben ein sehr verküppeltes Aussehen haben. Nicht nur, daß sich diese Gemüsearten fast nirgends über die Zwerggestalt erheben, sie gelangen auch in minder günstigen Jahren trotz aller angewendeten Mühe und Pflege nicht einmal zur Reife.

Die Häuser der Landleute sowohl als der Geistlichen, deren Einkommen größtentheils in dem Ertragnisse der Landwirthschaft besteht, sind gewöhnlich so angelegt, daß sich bei jedem ein bedeutendes Stück guten Graslandes befindet, auf welches aller Dünger geführt wird, den der Viehstand liefert. Diese Wiese ist entweder ganz oder zum Theil mit einer Mauer von aufeinander gelegten Steinen eingefast. An manchen Orten der Insel sind die verschiedenen Wohnbestandtheile von einander dergestalt abge sondert, daß sie besondere Hütten bilden, deren jede mit einem eigenen Dache versehen ist.

Die Kirchen in Island unterscheiden sich in ihrem Aeußeren von den übrigen Gebäuden meistens nur durch einen etwas größeren Umfang, indem Thürme nur bei einigen wenigen anzutreffen sind. Es darf bei dem engen Raume der isländischen Hütten nicht befremden, daß die Kirchen oft der einzige Ort sind, wo Reisende ein Nachtlager finden können. So übernachtete auch der oben erwähnte englische Reisende in der Kirche des Pfarrdorfes Thingvalla und berichtet, daß dieses der religiösen Erbauung gewidmete Gebäude bereits so mit Kleidungsstücken, Mundvorrath, Fässern mit Fischen und einer Menge Wolle vollgestopft war, daß man, als noch kein Gepäck dazu kam, sich darin kaum umdrehen konnte. Nach seiner Beschreibung war diese Kirche nicht länger als 23 Fuß, von denen 8 der Altar wegnahm, der durch eine querüber laufende Scheidewand, an welcher die Kanzel angebracht war, abgesondert stand. Eine hölzerne Kiste, nach Art eines Schanktisches, zwischen zwei sehr kleinen, viereckigen Fenstern, ungefähr von der Größe einer gewöhnlichen Glasscheibe, vertrat die Stelle des Kommuniontisches, über welchem sich ein elendes, dem Aussehen nach sehr altes Gemälde auf Holz,

das heilige Abendmahl vorstellend, befand. Die Breite der Kirche hielt 10 Fuß und die Höhe der Wände ungefähr 6 Fuß. Letztere waren getäfelnd und von ihnen liefen große hölzerne Balken quer durch die Kirche, auf denen alte Bibeln, Psalter und Fragmente staubiger Manuscripte in großer Unordnung durch einander lagen, das Innere des Daches, dessen Sparren und Balken auf den Mauern auflagen, war ebenfalls mit Holz verkleidet. An der rechten Seite der Eingangsthüre, welche so niedrig war, daß sich der Eintretende bücken mußte, hingen zwei oder drei Glocken von den Querbalken herab. Vier bis fünf Bänke mit Lehnen, so nahe gegen einander gestellt, daß sie sich fast berührten, standen zu beiden Seiten des Kirchenraumes und auch um den Altar herum waren ähnliche Bänke aufgestellt. Die Kirche war für eine Versammlung von 40 Personen eingerichtet, aber selbst eine so geringe Anzahl dürfte schwerlich hinreichend Raum zum Sitzen oder auch nur zum Stehen finden. Die Kirche ist jedoch nur selten so stark besucht, denn die gesammte Einwohnerzahl des Kirchspiels beläuft sich nicht über zwölf bis vierzehn Familien.

Die Bevölkerung Islands nährt sich hauptsächlich von der Viehzucht und dem Fischfange. In den letzten Jahren ist besonders die Schafzucht mehr in Aufnahme gekommen. Die isländischen Schafe haben ein ausgezeichnet feines Wollhaar, welches nicht geschoren, sondern im Frühjahr gleich einer Haut, die sich leicht abziehen läßt, ganz abgenommen wird und 4 bis 5 Pfund wiegt. Nebst den Schafen besteht der Viehreichthum des Isländers aus Pferden, welche ungeachtet des schlechten Futters sehr gut bei Fleische und hinsichtlich der Größe, Gestalt und Farbe ansehnlich zu nennen sind, und aus Hornvieh. Das Rennthier gehört hier nicht zu den Hausthieren, doch sollen viele Tausende dieser Thiere im Zustande der Wildheit in den unbewohnten Theilen der Insel leben, wohin sie im Jahre 1770 zuerst von Norwegen aus gebracht wurden, um sie wegen ihrer Nützlichkeit einheimisch zu machen. Man hat aber bis jetzt noch keinen Versuch, sie zu zähmen, gemacht; die Eingebornen halten es nicht einmal der Mühe werth, sie zu schießen.

Eine eigentliche Industrie kennt man in Island nicht, wenn man die Verfertigung einiger Schmucksachen von Silber (wie Gürtel, Armbänder für die Frauen), Schnupftabaksdosen und anderer Gegenstände von Wallroßzähnen und eine auf der kleinen Insel Vidor, Reikiawik gegenüber, befindliche Buchdruckerpresse nicht etwa dahin rechnen will. Die einfache Lebensweise dieser Inselbewohner bringt es mit sich, daß sich jeder seine Bedürfnisse selbst zu decken vermag und sich seine Kleidungsstücke und seinen Hausrath selbst verfertigt.

Für die geistige Bildung besteht zwar nur eine einzige öffentliche Anstalt, nämlich die Schule zu Vestsföstad, welche zunächst für die Ausbildung angehender Seelsorger bestimmt ist und worin in der Theologie, in den alten und einigen neuen Sprachen, in Geschichte und Mathematik Unterricht ertheilt wird, und eigentliche Volksschulen sind nirgends anzutreffen; allein diesem Mangel wird durch die allgemein verbreitete häusliche Erziehung auf eine Art abgeholfen, daß es auf

der ganzen Insel vielleicht Niemanden gibt, der nicht fertig lesen und schreiben kann, was in Staaten von so hoch gepriesener Bildung bekanntlich bei dem dritten Theile der Bevölkerung nicht der Fall ist. Man findet bei allen Isländern einen regen Sinn, sich zu unterrichten und durchgängig eine große Vorliebe für Lectüre. Da die Jahreszeit für die Arbeit außer dem Hause so kurz ist, so behalten sie in den langen Winternächten Zeit genug übrig, das, was sie in ihrer Jugend lernten, zu wiederholen und zu üben und ihren Kindern mitzutheilen. So erhält das Kind von den Eltern den ersten Unterricht und erbt von ihnen gleichsam den Geschmack am Lesen. Die fernere Erziehung wird gewöhnlich von den Geistlichen des Kirchspiels geleitet, welche der so begonnenen Bildung durch die Einprägung der Grundsätze des Christenthums die zu einer reinmenschlichen Gesittung erforderliche Grundlage verschaffen. So geschieht es, daß vielleicht in keinem Theile der Welt die Bauern so unterrichtet und acht aufgeklärt sind, als in Island, daß es hier nach dem einstimmigen Berichte der Reisenden gar nicht ungewöhnlich ist, auf einfache Landleute, die auf dem Felde arbeiten, Heu machen oder mit andern ländlichen Verrichtungen beschäftigt sind, zu stoßen, welche die lateinische Sprache nicht nur grammatisch richtig, sondern sogar mit Eleganz schreiben; und daß es in den niedrigsten Hütten während der langen, nur durch ein paar kurze Tagstunden unterbrochenen Winternächte den vorzüglichsten Gegenstand der geselligen Unterhaltung bildet, wenn die jungen Leute der versammelten Familie die Geschichte vergangener Tage, die Heldenthaten ihrer Vorfahren, wie sie in den Saga's enthalten sind, und die Abentheuer und romantischen Begebenheiten der ersten Ansiedler auf Island vorlesen oder erzählen.

Wenn das bei diesem Volke sich überall äußernde Streben, die Beschäftigungen des Geistes in die Reihe geselliger Vergnügungen aufzunehmen, bezeichnend für den Kulturgrad desselben ist, so liegt hierin in sittlicher Beziehung nicht weniger Empfehlendes. Ein gleicher Trieb, sich zu unterrichten, zeigt sich ihrer Stellung zu Folge im wachsenden Verhältnisse bei jenen, welchen die Sorge für das Seelenheil dieses friedlichen Inselvolkes übertragen ist, welche zu Bewahrern des Glaubens und zu Wächtern der Sittlichkeit aufgestellt sind — bei der Geistlichkeit. Obwohl hier das Loos dieses ehrwürdigen Standes häufig drückend und daher nicht einladend zu gelehrten Beschäftigungen ist, indem der Geistliche fast durchgängig gezwungen ist, zur Sicherstellung seines Lebensunterhaltes gleich jedem andern Landmann sich mit den gemeinsten Feld- und Hausarbeiten selbst zu befassen, so findet man doch unter ihnen Männer von ausgezeichnete Gelehrsamkeit, was ihnen zu einem um so größern Verdienste gereicht, theils in Betracht ihrer ungünstigen Verhältnisse und der Hindernisse, mit denen sie zu kämpfen haben, theils weil bei ihrer einsiedlerischen Abgeschlossenheit keine Aussicht auf Ruhm und einen Namen in der gelehrten Welt, sondern nur reine, wahre Liebe für die Wissenschaft der Sporn ist, der sie antreibt, Tage und Nächte darauf zu verwenden, um ihren Geist mit Kenntnissen zu schmücken.

Eine Hauptursache dieser beispiellos gleichförmig verbreiteten Volksbildung ist die gleich nach der Reformation von der Geistlichkeit eingerichtete Buchdruckerei, worin bis auf den heutigen Tag Bibel, Psalter und andere religiöse Schriften, nebst historischen und sonstigen nützlichen Kenntnissen verbreitenden Abhandlungen gedruckt werden. Nicht minder einflußreich ist die den Geistlichen gesetzlich ertheilte Vorschrift, kein Brautpaar zu trauen, das nicht lesen und schreiben kann.

Der Volkscharakter der Isländer ist sanft, friedlich und leidenschaftlos. Sie sind nicht besonders stink und man kann sie von einer gewissen natürlichen Trägheit nicht ganz freisprechen, aber haben sie diese nur einmal überwunden, so sind sie regsam und großer Anstrengung fähig. Der isländische Bauer setzt sich den größten Gefahren aus und besonders führen die Fischer ein höchst beschwerliches Leben, da Feuchtigkeith und Kälte sie oft vor dem Eintritte des Alters siech und elend machen. Die Isländer sind höflich und anständig, doch hält man sie keiner starken Gefühle fähig. Sie hängen aber so innig an ihrem Vaterlande, daß sie gleich den Schweizern in einem fremden Lande das Heimweh bekommen und sich überaus glücklich fühlen, wenn ihnen die Hoffnung winkt, in die Heimath zurückkehren zu können. Man erzählt Beispiele von Isländern, welche recht einträgliche Anstellungen in Kopenhagen bekleideten, und sie aufgaben, um zu ihren Freunden in ihr Vaterland zurückzukehren. Bettler findet man in Island nirgends. Jede Familie verpflegt ihre Kranken, selbst die ärmste, mit der größten Sorgfalt, und auf jenen lastet eine Art Schmach, welche die Pflege derselben Fremden übergeben, selbst wenn sie auch dafür bezahlet. Diejenigen, welche sich der ihnen angehörigen Kranken nicht annehmen, werden von dem Sesselmann (Distriktsrichter) angehalten, eine bedeutendere Summe zu erlegen, als die eigene Pflege der Kranken der Familie gekostet haben würde. Aus dieser Ursache findet man mit Ausnahme der 4 Hospitäler für Aussätzige, welche nur sparsam benützt werden, keine Anstalten zur Aufnahme armer Kranken auf der Insel. Der Aussatz und die auch in Norwegen herrschende Radesyge sind eine wahre Landplage für die armen Inselaner. Von dem Aussatz, dieser fürchterlichen Krankheit, welche nach der Meinung vieler in Island erblich ist, entwirft von Troil folgendes Grausen erregendes Bild:

»Sie kündigt sich durch Anschwellen der Füße und zuweilen auch anderer Theile des Körpers an; die Haut wird glänzend und bläulich; die Haare fallen aus, alle Sinne werden schwächer oder gehen oft auch ganz verloren; Venen kommen an Armen, Beinen und im Gesichte zum Vorschein, das Athmen wird beengt, der Athem übertrieben, heftige Schmerzen in allen Gelenken stellen sich ein und ein Ausschlag bricht über den ganzen Körper aus, der sich zuletzt in offene Wunden verwandelt und mit dem Tode endet.«

Diese furchtbare Krankheit entsteht wahrscheinlich durch das häufige Essen von Fischen, die ärmliche Lebensweise, den Mangel an jeder körperlichen Bewegung während der langen Wintermonate und des Luftzuges in ihren Hütten, wo überdies große Unreinlichkeit herrscht. Das Entbehren vegetabilischer Nahrung

mag auch nicht wenig dazu beitragen, so wie das Tragen wollener Kleidung auf dem bloßen Leibe.

Die sanfte und friedliche Gemüthsart der Isländer, ihre religiöse und sittliche Erziehung bewahren sie vor Verbrechen schwerer Art, so daß seit vielen Jahren kein Todesurtheil verhängt wurde. Das letzte Beispiel dieser Art lieferte ein Bauer, der sein Weib ermordet hatte; doch da sich Niemand auf der Insel fand, der sich zum Scharfrichter hergegeben hätte, so mußte man den Verbrecher nach Norwegen schicken, um dort das Urtheil vollstrecken zu lassen. Verbrechen kommen überhaupt so selten vor, daß der hohe Gerichtshof des Landes im Jahre selten über mehr als 6 oder 8 Fälle zu entscheiden hat.

Dr. W.

Ueber einige Völker Mittelasiens.

(Auszug aus Burnes Reise nach Buchara.)

Im Jahre 1832 reiste der englische Lieutenant Alex. Burnes aus Indien über Lahore, — wo er einige Wochen bei dem Könige Randschit Sing verweilte, und von dem in dessen Diensten stehenden Franzosen H. Court sehr schätzbare Regeln über sein Benehmen auf dieser Reise erhielt — nach den im Norden dieses Theiles von Indien gelegenen Ländern. Zufolge diesen Vorschriften vertauschten Hr. B. und seine Gefährten die europäische Kleidung mit fliegenden afghanischen Gewändern, ließen sich die Köpfe scheeren, setzten Turbane auf und zogen Pantoffeln an, mußten einen Teppich als Bett gebrauchen, auf den Fersen sitzen und auf den Knien schreiben, dem Genuße des Weines entsagen und ohne Messer und Gabeln mit den Fingern speisen. Ueberhaupt sollten sie sich auch so arm als möglich stellen, um nicht die Habgier jener Völker, welche sie besuchen wollten, zu reizen, und demgemäß verbargen sie so gut sie konnten ihr Geld und ihre Wechsel. Das erste Land, in welches sie kamen, war Peshawar, von Afghanan bewohnt. Hier wurden sie von dem Fürsten sehr gut aufgenommen, und H. Burnes beschreibt das Land als sehr schön und urtheilt vom Volke sehr günstig. »Die Afghanan,« sagt er, »sind ein mächtiges, einfaches, beständiges Volk. Sie fragten mich unaufhörlich über Europa, dessen Nationen sie in 12 Kullahs, d. h. Kronen oder Hüte, eintheilen. Mit Vergnügen bemerkte ich die Wißbegierde selbst der ältesten Männer. — Ihre Sprache ist persisch, aber nicht die sanfte, wohlklingende Sprache von Iran. Puschtu ist der Dialekt des gemeinen Volkes. Sie sind wahre Kinder, sie zanken sich und werden eben so leicht wieder gute Freunde. Ihre Gesinnungen können sie nicht verbergen, und mit einigem Scharfsinne kann man ihre Pläne errathen, weshalb sie auch zu nichts weniger, als zu Intriguen taugen. Wenn man ihnen selbst glaubt, so ist ihr Hauptlaster der Neid, der sogar unter den nächsten und theuersten Verwandten herrscht. Was mir besonders auffiel, ist ihre Trägheit; sie sitzen oft den ganzen Tag, wie es scheint, ohne auf etwas zu achten, und starren einander an; wie sie eigentlich leben, möchte schwer zu sagen seyn; indes kleiden sie sich gut, sind gesund, und fühlen sich glücklich. Eine ihrer Haupt-

vergnügungen ist die, Wachteln mit Falken oder Netzen zu fangen, und sie dann mit einander kämpfen zu lassen. Man bringt sie in Körben herbei und läßt sie um Körner fechten, die man zwischen sie wirft. Fliehet eine Wachtel, so gilt sie nichts mehr und wird augenblicklich getödtet, sie machen jedoch selten einen übereilten Rückzug. Fast jeder afghanische Knabe trägt eine Wachtel in der Hand und allenthalben sammeln sich Haufen, um diesen Kämpfen zuzusehen. Der Fürst von Peshawar selbst hat während der Wachtelzeit eine Gesellschaft zu dem Ende in seinem Hofraum und lud auch uns ein, Zeugen davon zu seyn.« Auch sah H. Burnes ein afghanisches Vikenit und eine Probe von Nationalsitte. »Unsere Sitze« — sie waren nämlich auf eine Jagd ausgezogen, aus welcher aber nichts ward, weil eine vorangegangene Gesellschaft die Enten verschreckt hatte, — waren unter einem leichten Zelte angebracht, und die Diener brachten acht oder zehn junge Lämmer herbei, welche bei der Gelegenheit geschlachtet wurden. Der Fürst nahm ein Messer, schnitt eines derselben in Stücke, steckte diese an einen Kadstock und ließ sie so braten. Es nahmen etwa 30 Personen an diesem Dessen Theil, und nicht ein Stück blieb übrig, so groß war unser Appetit und so gut unser Mahl; aber die Afghanan sind ungeheuerer Esser.«

Die Knaben zeigen einen frühreifen Verstand, was wohl dem Umstande zuzuschreiben ist, daß sie früher in die Gesellschaft von Erwachsenen kommen. Wenn ein Knabe 12 Jahre alt ist, erhält er seine abgesonderte Wohnung, und lange vorher darf er seiner Mutter Zimmer nur noch bei besonderen Gelegenheiten betreten.

Die Afghanan bekennen sich zum Islam, wie alle Völker, welche Herr Burnes nimmehr besuchte. Ihre Begrüßungsweisen sind sehr mannigfaltig. »Kommt man zu einer Gesellschaft, so muß man die rechte Hand auf's Herz legen, und Salem aleikum (Friede sei mit Euch)! sprechen, dann wird man willkommen geheißen. Beim Abgange wiederholt sich dies. Auf dem Wege grüßt ein Reisender mit Mando nebadsehi (möget ihr nicht müde seyn)! worauf man mit Zinde hadsehi (möget ihr lange leben)! antwortet. Ist man näher bekannt, so werden die Begrüßungen zahlreicher: Seid ihr stark? seid ihr wohl? seid ihr frei von Unglück? auf welche Fragen alle man mit Schaker Allah (Gott sei Dank)! antwortet. Bei der Abreise sagt ein Freund: die Reise sei nicht langweilig, und empfiehlt Euch in Gottes Hut (hi amani Khoda)! Wird man zum Essen eingeladen, so erwidert man: Khane' i tu abad (möge Dein Haus voll seyn)! und wird man über irgend etwas becomplimentirt: Ich bin Eurer nicht würdig, Euch gebührt der Vorrang! Jeden, hoch oder niedrig, muß man, um seine Gunst zu gewinnen, mit Khan oder Aga anreden. Genau Bekannte nennen sich Lalah, Freund, eigentlich Liebhaber.«

Von Peshawar reiste B. nach Cabul, wohin er von einem Beamten des Fürsten von Peshawar begleitet wurde. Auf ihrer Reise dahin lernten sie zwei Bergstämme kennen, die Kheiberis, deren Land sie jedoch wegen ihrer Raubsucht und Treulosigkeit vermieden, und die Momends, auch einen Räuberstamm, der aber weniger wild war, und durch deren Land sie ziehen mußten, und auch gegen Belohnung durchgelassen wurden. »Sie

glichen einer wahren Gurgelschneiderbande und es war komisch, die studirte Hochachtung zu sehen, mit der wir alle sie behandelten. Ihr Anführer, ein zerklümppter Spitzbube ohne Turban, ritt auf einem Pferde, man sang sein Lob, und Geschenke wurden ihm dargebracht; wir hatten aber nicht sobald das Land verlassen, als jeder mit Schimpfworten bei der Hand war. Die Gesinnung unserer Gesellschaft konnte man an einem alten Mann abnehmen, der an der Gränze des Momends Landes sein Pferd in ein Weizenfeld trieb, und ausrief: »Friß nur, mein gutes Thier, die Momendschurken haben ihrer Zeit genug von meinem Vermögen verschlungen.« — Wir erhielten später einen Besuch von dem Häuptlinge der Momends, einem schönen Manne von etwa 30 Jahren mit einem gutmüthigen Gesichte. Er drang sehr in uns, seine Gäste zu seyn auf einige Tage, wo er uns viele Unterhaltung verschaffen würde mit seinen Falken, von denen seine Diener einige trugen. Wir lehnten höflich sein Anerbieten ab, mit unserer Reise uns entschuldigend. Später erfuhren wir, daß dieser lächelnde Momend sich durch die Ermordung seiner beiden Neffen und ihrer Mutter zum Häuptlinge seines Stammes emporgeschwungen habe.«

Ueber die Art, in diesen Gegenden Pferde zu unterhalten, sagt Burnes: »Man nimmt ihnen bei Tage nie den Sattel ab, weil man glaubt, sie ruhen dann besser bei Nacht. Man führt nie ein Pferd auf und ab, sondern man besteigt es entweder, oder läßt es im Kreise herumgehen, bis es abgekühlt ist. Man gibt ihnen gegen den Sommer kein Korn, sondern grüne Gerste, die noch nicht zu Aehren geschossen ist. Man bindet acht bis zehn Pferde an zwei Stricke, die man parallel neben einander befestigt. Stets wird der Schweif in einen Knoten gebunden. Die Afghanan sind für ihre Pferde sehr besorgt, obgleich sie dieselben nicht mit Gewürzen, wie in Indien, füttern.«

Auch Kabulistan bewohnen die Afghanan. Viele ihrer Stämme sind Nomaden. Diese haben schwarze, niedere Zelte. Die Weiber thun Alles für ihre faulen Männer, beladen und treiben die Kamele; sie haben eine ziemlich schwärzliche Gesichtsfarbe und zeichnen sich, trotz ihres arkadischen Lebens, keineswegs durch Schönheit aus; sie sind gut gekleidet und ihre Schuhsohlen mit breiten eisernen Nägeln beschlagen. Die Kinder sind ungemein gesund und pausbäckig. Diese wandernden Leute sollen aber auch nicht vor dem zwanzigsten Jahre heirathen.

Von der Heftigkeit der Afghanan zeugt folgende Geschichte: »Der Bezier Fatih Khan fürchtete von einem Edelmann, der nach der Bezierwürde strebte, ausgestochen zu werden. Dieser Mann, welcher Mir Allam hieß, hatte bei einer früheren Gelegenheit Fatih Khan beleidigt, und ihm sogar einen der vordern Zähne eingeschlagen. Die Beleidigung war allem Anscheine nach verziehen, denn er hatte seitdem eine Schwester des Beziers geheirathet, aber Fatih Khan hatte diese Verbindung nur geschlossen, um seine niederträchtigen Absichten desto leichter zu erfüllen. Denn einmal Nachts ließ er seinen Schwager ergreifen und hinrichten. Ein Steinhaufen, hier »Toda« genannt, bezeichnet den Schauplatz des Mordes. Die Schwester des Beziers warf sich ihm zu Füßen und fragte, warum er

ihren Gemahl ermordet habe? »Was?« sagte er, »achtest Du mehr auf Deinen Gemahl, als Deines Bruders Ehre? Siehe hier meine zerbrochenen Zähne, jetzt ist diese Beleidigung gerächt. Wenn Du Dich um den Verlust eines Ehemanns grämst, so will ich Dich an einen Maulthiertreiber verheirathen!«

Eine Sonderbarkeit der Afghanan ist es, daß sie sich Kinder Israels (Beni Israel) nennen und doch dabei die Benennung Jahudi (Jude) für einen Schimpf ansehen.

Auch in Cabul wurden die Reisenden von dem Fürsten, der ein Bruder des Fürsten von Peshawar war, sehr wohl aufgenommen und erfuhren von selbem viel Gastfreundschaft. Ein anderer Bruder des Fürsten erwies sich auch sehr gefällig gegen sie, behielt sie während ihrer Abwesenheit in seinem Hause und drang in sie, nicht über Turkestan ihren Weg zu nehmen, da ihnen daselbst nur Böses bevorstehe. Beim Abschiede konnte er sogar eine Thräne nicht unterdrücken. Auch gab er ihnen einen angesehenen Afghanan als Begleiter mit, der ihnen später bei vielen Gelegenheiten von wesentlichem Nutzen ward. Burnes übergab diesem seine Bücher und Instrumente, welche Nasir Daulat — so hieß der Afghane — für einen Theil des Besitzthums einer jüdischen Familie ausgab, die im vorigen Jahre Cabul verlassen hatte. Burnes erhielt den Titel »Mirza« oder Sekretär, eine gewöhnliche Benennung in diesen Ländern, welche er auch später beibehielt. Auf der Weiterreise stiegen sie eines Abends bei einer Hazarafamilie ab. Burnes erzählt:

»Wir hatten jetzt Gelegenheit, die Hazaras in ihrem Heimathlande in den Bergen zu sehen, und wurden von einer Frau in einem elenden Hause mit flachem Dache aufgenommen, das halb im Boden vergraben war und zwei oder drei Oeffnungen im Dache statt der Fenster hatte. Sie pflegte ihre Enkelkinder und hieß uns mit dem Namen: »Agg!« (Herr) willkommen. Ich nannte sie Mutter und die alte Frau schwatzte viel von ihren Haus- und Familienangelegenheiten. Man hielt uns für Perser, und da die Hazaras desselben Glaubens (d. i. Schiiten) sind: so waren wir geehrte Gäste. Unser bettelhafter Anzug konnte Niemanden auf den Gedanken bringen, daß wir Europäer seyen. Die alte Frau versicherte uns, daß der Schnee sie 6 Monate lang — denn es regnet nie — im Hause zurück halte, und daß sie im Junius säeten und im September ernteten. Diese Leute haben kein Geld und kennen beinahe den Werth desselben nicht. Wir erhielten Alles durch Tausch und brauchten kein Geld zu zeigen. — Die Hazaras sind ein einfaches, gutmüthiges Volk und unterscheiden sich sehr von den afghanischen Stämmen. Hinsichtlich der Physiognomie glichen sie mit ihren vierackigen Gesichtern und kleinen Augen mehr den Chinesen. Sie stammen von Tataren ab und einer ihrer Stämme heißt jetzt noch Tatar Hazaras.«

Auf ihrer Weiterreise kamen sie zu zwei Häuptlingen, deren der erste, ein Usbeck, bald nach Cabul, bald nach Khunduz; der zweite, ein Tadschik, nach letzterem Lande tributpflichtig war. Um diesen Tribut abzuführen zu können, raubt ersterer Pferde und Menschen, besonders schiitische Hazaras, und rechnet sich es zum Verdienst, diese zu Sunniten, also zu guten Moslems

zu machen. Auch haben Reisende viel von ihm zu dulden. Der Nasir von Burnes Gesellschaft machte ihm persönlich seine Aufwartung, und sagte, seine Mitgefährten schienen arme Armenier zu seyn. Mit einigen Geschenken ließ sich der Usbeken zufrieden stellen. — Hier wurde auch Burnes aufmerksam gemacht, nicht mit den Füßen gegen Mokka zu schlafen, was eine Verachtung gegen diesen heiligen Ort bezeigen würde. Auch schnitt Burnes den mittlern Theil seines Schnurbartes ab, da das Unterlassen dieser Sitte ihn als Schützen, hier also als Keger, bezeichnet haben würde. (Bekanntlich sind die Moslems in 2 Secten, Schützen und Sunniten, getheilt, welche sich gegenseitig sehr anfeinden.)

Der Tadschik-Hauptling zu Kamerd besitzt nur eine geringe Macht und ist nicht im Stande, Raubzüge zu machen und Menschen zu fangen. Da er jedoch seinen Tribut abführen muß, ließ er im Jahre 1834 sämtliche Bewohner eines seiner Dörfer ergreifen, und schickte sie, Männer, Weiber und Kinder, als Sklaven nach Khunduz. Er war dem Weine stark ergeben, und da er bereits 14 Tage keinen mehr hatte, so ließ er unsere Reisenden gegen das Versprechen des Nasirs, ihm Weiden zu schicken, ziehen.

Schon früher hatten die Reisenden eine Eskorte in Dienst genommen, die ihnen nun zu Statten kommen sollte. Denn als sie den letzten Paß des indischen Kaukasus, den Paß Kara Kuttal, hinauzogen, verbreitete sich plötzlich unter ihnen der Ruf: Allaman, Allaman! (Räuber! Räuber!) Da aber die Räuber die Eskorte bemerkten, so unterhandelten sie mit ihnen, um so mehr, als sie als Haupt der Eskorte den Sohn des Hauptling von Kamerd erkannten.

Sie ließen die Reisenden vorüberziehen, sobald aber der größte Theil des Zuges vorüber war, nahmen sie die zuletzt gehenden zwei Kamele nebst deren Treibern hinweg. Es war ein Trupp von etwa 30 Tatarhazaras.

Als sie nach Khullum kamen, wurden sie angehalten. Denn ein Hindu aus Peshawar hatte dem Fürsten von Khunduz, einem Usbeken, die Reise der Engländer gemeldet, und da man hier glaubte, jeder Engländer sei nicht nur äußerst reich, sondern verstehe auch, aus unedlen Metallen Gold zu machen, so mußten alle nach Khunduz reisen. Aber sowohl das Ansehen des Nasirs, als die ärmliche Kleidung Burnes und seiner Begleiter und der Umstand, daß er nicht im mindesten gegen die asiatischen Gebräuche verstieß, beschwichtigten den Argwohn des Usbeken. Zudem hatte Hr. Burnes eine sehr bescheidene Miene angenommen, setzte sich in eine Ecke, aß mit den Dienern und behandelte den Nasir als seinen Herrn, und, um nicht durch Widerspruch sich zu verrathen, hatten sie schon vorher eine Erzählung verabredet: Burnes sei ein Armenier von Luknow, Namens (Sekender) Alexander Alaverdi, von Profession ein Uhrmacher; auf seiner Reise habe er zu Cabul Nachrichten aus Bukhara über seine Verwandten daselbst erhalten, was ihn veranlaßte, dahin zu reisen, um so mehr, als der Nasir, bei dessen Bruder er gewissermaßen in Diensten gestanden habe, ihm seinen Schutz zusicherte u. s. f.

Doch auch in seinem Winkel beobachtete Burnes Alles: »In diesem Lande geschieht nichts ohne Thee, den man zu allen Stunden und Zeiten herumgibt, was

der Unterhaltung einen angenehmen gesellschaftlichen Anstrich verleiht. Die Usbeken trinken Thee mit Salz statt mit Zucker, und mischen ihn manchmal mit Fett, in welcher Gestalt man ihn Keimek Tschah nennt. Nachdem jeder eine oder zwei große Tassen voll getrunken, wird eine kleinere herumgegeben, die auf die gewöhnliche Weise ohne Milch bereitet ist. Die Blätter aus dem Topfe werden dann unter die Gesellschaft vertheilt und wie Tabak gekaut. — Die meisten der Anwesenden waren Kaufleute, die zwischen Khunduz und China Handel treiben; sie waren Tadschiks und Eingeborne aus dem benachbarten Badatschan. Die kriegerische Miene und den Aufzug derselben konnte Burnes nicht genug bewundern: »alle am Hofe des Fürsten trugen Stiefel und statt der Säbel lange in den Gürtel gesteckte Messer, von denen einige reich mit Gold verziert waren.« Im Allgemeinen aber sind die Usbeken räuberische, schlechte Leute.

Nachdem sie hier entlassen worden waren, reisten sie nach Balkh, dem Bactra der Alten. Hier besuchte Burnes das Grab Moorkrofts, der vor ihm diese Reise unternommen hatte, aber sammt allen seinen Gefährten in diesen Ländern starb, ob eines natürlichen Todes? ist ungewiß. Die Einwohner von Balkh wollten dem Leichname des Reisenden nicht auf ihrem Begräbnißplatze eine Stätte der Ruhe gönnen, und gestatteten die Beerdigung in der Nähe der Stadt nur unter der Bedingung, daß man das Grab verberge, damit nicht irgend ein Moslem es für das eines Rechtgläubigen halte und im Vorübergehen seine Andacht daselbst verrichte.

Sie verließen Balkh um Mitternacht mit einer kleinen Karawane von 20 Kamelen, deren sie sich von jetzt an statt der Pferde bedienten. »Zwei Körbe, Kadshaba genannt, werden zu beiden Seiten des Kamels aufgehängt, Dr. Gerard (einer der Reisegenossen) erhielt einen Afghanen als Gegengewicht und ich hing meinen Hindudiener gegenüber. Anfangs fiel uns diese Art zu reisen sehr beschwerlich, denn die Körbe sind nur 4 Fuß lang und 2½ Fuß breit, und es erforderte viele Geschmeidigkeit und manchen Versuch, ehe es gelang, einen Mann von 5 Fuß 9 Zoll in einem solchen Raume gehörig unterzubringen; wir schickten uns jedoch bald hinein, um so mehr, als wir fanden, daß wir in dieser Lage lesen, ja sogar unsere Bemerkungen ungelesen niederschreiben konnten.«

Nach einiger Zeit sahen sie schon hier und da einige runde Hütten oder Kheirgahs, die Wohnungen der nomadischen Turkomanen, sich erheben. »Der Bewohner waren nur wenige, und diese ganz dazu geeignet, dem Fremden durch ihr rauhes, fürchterliches Aussehen auf den ersten Anblick Schrecken einzujagen. Wir hielten in der Nähe eines ihrer Dörfer und sogleich stolzirten sie, ungeheure Mützen von schwarzem Schaffell auf den Köpfen, aus ihren Hütten heraus, ohne uns jedoch im Geringsten lästig zu fallen. Wir hatten weder ein Zelt, noch irgend eine Bedachung, sondern nur eine grobe wollene Decke, die wir, zum Schutze gegen die Sonne, über zwei Reihen Körbe breiteten, und auf der wir des Nachts unter freiem Himmel schliefen. Da die Turkomanen sich gewöhnlich weigerten, uns ein Schaf zu verkaufen, so bestand unsere Nahrung

meist in Brod und Thee, und oft überblickten wir die zahllosen Heerden mit lebhafter Begierde nach einem einzigen Lamm, die jedoch in der Regel ungestillt blieb.« — Da sich die Reisenden vor Räubern, die in dieser Gegend sehr zahlreich hausten, fürchteten, so mietheten sie eine Bedeckung von Turkomanen. »Es war vielleicht unvorsichtig, daß wir uns in dieser Einöde einer Begleitung von Turkomanen anvertrauten, indeß führten sie uns sicher und richteten wenig oder gar keine Fragen an uns. Sie hatten sich nicht, gleich den übrigen Asiaten, mit Schild und Pulverhorn beschwert, und nur wenige von ihnen waren mit Luntenslinten versehen. Die Zeit vertrieben sie sich während des Mitts mit einem lauten, volltönenden Gesang. Sie schienen mir das wahre Ideal einer leichten Reiterei und ihre Mützen gaben ihnen ein vortheilhaft gleichförmiges Aussehen. Sie bedienen sie sich mehr als eines einzigen Zügels, was ihre Pferde vortheilhaft heraushebt. Einige Turkomanhauptidele schmückten, wie ich später zu bemerken Gelegenheit hatte, ihre Pferde mit Rosetten und mit gold- oder silberbeschlagenen Zierrathen von Leder, die hinter den Ohren des Thieres herabfallen und seinem Kopfe ein wahrhaft zierliches und prächtiges Ansehen geben.«

Später kamen sie in die Nähe einer Gegend, wo ein Stamm der Usbeken, Lakay genannt, lebt, der wegen seiner Neigung zu Räubereien berüchtigt ist. »Einer unter ihnen verbreiteten Sage zufolge ist Jeder verflucht, der in seinem Bette stirbt, weil ein ächter Lakay sein Leben nur auf einem Raubzug (Tschuppau) verlieren soll. Man erzählte mir, daß auch die Weiber zuweilen ihre Männer auf ihren Raubzügen begleiten; so viel ist indessen gewiß, daß die jungen Weiber oder Mädchen die Karawanen berauben, welche an ihrer Heimath vorüberziehen.« Wären unsere Reisenden auf ihrem Wege von irgend einer der vielen Raubhorden überfallen und gefangen worden, so hätten sie wohl schwerlich je wieder ihr Vaterland zu sehen bekommen, sondern wären in die Berge geschickt worden, um daselbst lebenslanglich Kühe zu hüten.

Am 27. Juni kamen sie an die Thore von Bukhara. Hier war ihre erste Sorge, ihre Kleidung zu ändern und sich den Gesetzen des Landes zu fügen. »Unsere Turbane wurden gegen schlechte Mützen von Schaffell, die Wolle nach Innen gefehrt, vertauscht, und statt der bisherigen Kammerbends (Gürtel) nahmen wir einen groben Strick oder ein leinenes Band. Die übrige Kleidung des Landes, so wie auch unsere Strümpfe, behielten wir bei, da diese letzteren in der heiligen Stadt Bukhara das Unterscheidungszeichen zwischen einem Ungläubigen und einem Rechtgläubigen sind. So wußten wir auch, daß es nur den Bekennern des Islam gestattet ist, innerhalb der Mauern zu reiten, und waren es wohl zufrieden, daß unser Aufenthalt in der Stadt durch so unbedeutende Opfer erhalten werden konnte.«

Dem Minister gab sich Burnes zu erkennen, wodurch er den Vortheil genoß, frei in der Stadt umhergehen zu können, schreiben jedoch durfte er nicht. Er benützte seine Zeit dazu, das Volk von Bukhara kennen zu lernen. »Der Fremde kann sich hier mit den Eingebornen Persiens, der Türkei, Rußlands, der Tar-

tarei, Chinas, Indiens und Cabuls unterhalten; er wird Turkomanen, Kalmücken und Kosaken aus den umliegenden Wüsten neben Eingebornen glücklicherer Länder finden, und hat Gelegenheit, die feinen Sitten der Unterthanen des „großen Königs“ (Perser) mit dem rauhen Benehmen der nomadischen Tataren zu vergleichen. Hier kann er Usbeken aller Stämme sehen und nach ihren Physiognomien Betrachtungen über die Veränderungen anstellen, welche Zeit und Ort auf jede Menschenrace üben. Der Usbeken von Bukhara kann wegen seiner Vermischung mit persischem Blute kaum für einen Türken oder Tataren gelten. Jene aus dem benachbarten Kokan haben sich weniger geändert und die Eingebornen von Urgendsch, dem alten Kharezm, zeichnen sich noch jezt durch ihre harten Züge aus. Aus allen übrigen heraus kann man sie an ihren ungefähr einen Fuß hohen Mützen von schwarzem Schaffelle, Tispaq genannt, erkennen. Ein rother Bart, graue Augen und eine weiße Haut werden hier und da die Aufmerksamkeit des Fremden fesseln und ihm einen armen Russen verrathen, der Vaterland und Freiheit verloren hat und hier in harter Sklaverei lebt. Auch einen Chinesen sieht man zuweilen, der seinen langen Zopf abgeschnitten und sein Haupt mit einem Turban bedeckt hat, weil er hier, eben so wie der Russe, gezwungen ist, einen Muhamedaner vorzustellen. Dann kommt noch der Hindu, in einer ihm und seinem Lande fremden Tracht; eine kleine viereckige Mütze und ein Strick statt des Gürtels unterscheiden ihn von dem Moslem, damit dieser, wie er selbst sagt, die vorgeschriebenen Begrüßungen nicht entweiche, indem er sie an einen Götzendiener verschwende. Auch ohne diese Unterscheidungszeichen würde man jedoch den Hindu an seinem finstern Blick und dem sorgsam Vermeiden erkennen, sich unter die Menge zu mischen; nur wenige seiner Glaubensgenossen halten sich hier auf. Eben so kennbar, als der Hindu, ist der Jude, der eine etwas ausgezeichnete Kleidung und eine kegelförmige Mütze trägt. Am auffallendsten unterscheidet er sich jedoch durch die wohlbekannten Züge seines Volks.« — »Ein großer Theil der Bevölkerung zeigt sich zu Pferde; sie mögen nun aber reiten oder zu Fuße gehen, so tragen sie Stiefel mit 1½ Zoll hohen und unten kaum ½ Zoll breiten Absätzen, in denen ich nur mit Mühe stehen und noch viel weniger gehen konnte; dies gehört zur Nationaltracht der Usbeken. Einige Männer von Rang ziehen noch Schuhe über die Stiefel, welche sie ablegen, ehe sie ins Zimmer treten. Die Frauen erscheinen in den Straßen, gleich den Männern, zu Pferde, nur wenige gehen zu Fuß und alle sind in Schleier aus schwarzem Haartuch gehüllt, durch die so schwer zu sehen ist, daß die Schönen die Vorübergehenden wie auf einem Maskenballe anstarren. Niemand darf die Frauen auf den Straßen anreden, und reitet zufällig eine aus dem Harem des Königs vorbei, so wird man ermahnt, bei Seite zu schauen. Thut man dies nicht, so erfolgt ein Schlag über den Kopf. — Die Damen färben ihre Zähne schwarz und flechten ihr Haar in Zöpfe, die über die Schultern herabhängen. Ihre Kleidung unterscheidet sich nur wenig von jener der Männer; sie tragen dieselben Pelze, nur werden die beiden Ärmel nicht als solche benützt, sondern auf dem

Rücken zusammengebunden. Im Hause tragen sie ungeheure, reich gekleidete Stiefel von Sammt; auf dem Haupte prangt ein großer, weißer Turban und das Gesicht wird von einem Schiefer verhüllt. — Ein Mann darf seinen Nachbar erschließen, wenn er ihn ohne sein Wissen auf seinem Balkon findet. Dem Verdachte folgt Meuchelmord.«

»Der König scheint unter 30 Jahren zu seyn; seine Lebensweise ist minder beneidenswerth, als die vieler Privatleute; das Wasser, das er trinkt, wird unter Aufsicht und Siegel zweier Officiere aus dem Fluß in Schläuchen geholt, die der Bezier öffnet, den Inhalt zuerst von seinen Leuten kosten läßt, dann selbst kostet, die Schläuche wieder versiegelt und zum Könige schickt. Mit gleicher Sorgfalt werden die täglichen Speisen behandelt; der Minister ist davon, gibt den Umstehenden, wartet dann ein Stunde lang, um die Wirkung zu beobachten, und schickt sie endlich in einem verschlossenen Gefäß an den König, der den zweiten Schlüssel zu demselben hat. Eben so wird mit Früchten, Eingemachtem und allem Eßbaren verfahren und folglich hat der arme König der Usbeken niemals warmes oder frischgekochtes Essen. Vergiftungen fallen in Buchhara nicht selten vor und der jetzige König selbst steht in starkem Verdacht, durch dieses Mittel auf den Thron gelangt zu seyn. Ein Eingeborner schenkte mir einst einige Feigen, von denen ich sogleich, um ihm zu zeigen, daß ich seine Gabe ehre, eine aß. Der Geber warnte mich vor solcher Unvorsichtigkeit, indem er sagte: Wenn man Euch in Zukunft etwas anbietet, so überreicht stets zuvor dem Geber einen Theil der Gabe, und erst, wenn dieser davon ist, könnt ihr sicher seinem Beispieler folgen.«

Hinsichtlich der Lehren der Religion und ihrer Befolgung stößt man in Buchhara auf eine Menge Widersprüche. »Tabak und aller zum Rauchen erforderliche Apparat wird offen verkauft und dennoch wird jeder, den man öffentlich rauchen sieht, vor den Kadi geführt, der ihn entweder peitschen oder mit geschwärztem Gesichte zum warnenden Beispiele auf einem Fesl durch die Straßen führen läßt. Läßt sich Jemand beikommen, an einem Freitag herumfliegende Lauben zu fangen, so wird er auf ein Kamel gesetzt, ein todter Vogel ihm um den Hals gebunden und er so fortgeschickt.«

In Buchhara gibt es auch hohe Schulen, und man sieht vor den Thoren derselben die Studenten vor der Arbeit des Tages sich erholen. Sie sind meist bejahrte, ernste Männer.

Die Stadtpolizei von Buchhara ist so gut, daß bei Nacht Waarenhallen auf den Ladentischen in den Straßen vollkommen sicher liegen bleiben.

Am 21. Juli reiste Burnes mit seinen Gefährten weiter. Seine Absicht war, zum kaspischen Meere zu gelangen. Der Bezier gab ihnen einen Turkomanenhauptling und einen Ferman (Paß) zum Schutze mit, und empfahl ihnen, ohne Gepränge zu reisen und keine Bekanntschaften zu machen, denn sie kämen durch ein gefährliches Land (das der Turkomanen). Der die Reisenden begleitende Hauptling, Ernazzar mit Namen, war ihnen, indem er sie gegen Räubereien schützte — ein nützlicher und auch unterhaltender Gefährte; er

hatte früher seine Landsleute auch auf ihren Raubzügen begleitet, aber später diese Beschäftigungen seiner Jugend verlassen und schon einigemal hatte er Karawanen nach Persien oder ans kaspische Meer geführt. Um ihn stets bei guter Laune zu erhalten, gab ihm Burnes fleißig Zucker, nach dem der Graukopf lüsterner, als ein Schulknabe war.

Jetzt kamen sie zu dem turkomanischen Stamm Erzari. »Zum erstenmal in einem muhamedanischen Lande sahen wir die Frauen unverschleiert, da dies unter den Turkomanenstämmen vorherrschende Sitte ist. In keinem Lande der Erde habe ich noch an Körper und Gesichtszügen derbere und gesündere Mädchen gesehen, als hier. Ernazzar verliebte sich zum Zeitvertreib in eine dieser Schönheiten und verlangte von mir ein Zaubermittel, um sich des Mädchens Reizung zu sichern, wobei er nicht im Geringsten zu zweifeln schien, daß ich der Mann sei, der ihm ein solches verschaffen könne. Ich lachte über des alten Mannes Liebe und Einfalt.«

— Jeden Morgen trug einer von der Reisegesellschaft seinen Säbel in das Haus eines Turkomanen, was bei diesen Leuten ein wohlbekanntes Zeichen ist, daß der Hausherr ein Schaf schlachten muß und daß die Fremden es verzehren helfen wollen. Die Forderung abschlagen oder ihr ausweichen, ist durchaus unmöglich, und die Mahlzeit findet immer des Abends statt. Zu diesen Gelagen, die rein turkomanisch waren, wurden wir nicht eingeladen, doch schickte man uns immer einige Kuchen von der Tafel.« Ueberhaupt wurden unsere Reisenden sehr freundschaftlich behandelt.

Nach einigen Tagen kamen sie über den Fluß Dschihun (Drus) in die eigentliche turkomanische Wüste. Auf dem Marsche durch dieselbe trafen sie sieben unglückliche Perser, die von Turkomanen gefangen worden waren und jetzt nach Buchhara zum Verkaufe geführt wurden. »Fünf davon waren an einander gefesselt und wateten durch den tiefen Sand. Der Schrei des Mitleids, welcher durch die ganze Karawane ging, ergriff auch die armen Geschöpfe, die dem letzten Kamel der nach ihrer Heimath ziehenden Karawane traurig nachsahen. Sie waren hungrig und durstig, ich gab ihnen, was ich geben konnte, eine einzige Melone, die sie mit lebhaftem Danke annahmen. Die Turkomanen zeigen wenig Mitleiden mit ihnen; was kann man auch von Leuten erwarten, die ihr ganzes Leben mit Menschenraub und Menschenhandel zubringen! Sie geben ihnen nur wenig Speise und wenig Trank, um ihre Kräfte zu erschöpfen und ihre Flucht zu hindern, sonst fügen sie ihnen kein Uebel zu. Die Erzählungen, daß man ihnen die Sehnen an den Fersen abschneide und ihnen einen Strick um das Schlüsselbein durchziehe, sind falsch, denn solche Verletzungen würden den Werth des Sklaven vermindern.«

Die Reisenden kamen zu einem Turkomanenlager, welches ihnen ein ganz neues Schauspiel bot.« Es bestand aus etwa 150 konischen beweglichen Hütten (Khaïragahs), die ohne Ordnung auf einem Hügel durch einander standen und eben so vielen riesenhaften Bienenstöcken glichen. Wenn man die Turkomanen in großer Anzahl beisammen sieht, so entdeckt man leicht, daß sie etwas Tatarisches in ihren Zügen haben; ihre Augen sind klein und die Augenslieder scheinen geschwollen.

Dennoch sind sie ein schöner Menschenschlag. Alle tragen den Tilpak, eine viereckige konische Mütze von schwarzem Schaffell, etwa einen Fuß hoch; diese Kopfbedeckung ist weit kleidsamer als ein Turban und gibt einer Gesellschaft von Turkomanen ein ganz soldatisches Ansehen. Sie lieben glänzende Farben sehr und wählen zu ihren Oberröcken das hellste Gelbgrün oder Roth. Sie schlenderten träge im Lager herum, denn was haben sie auch zu thun, als von dem Ertrage ihres letzten Raubzuges zu leben? Sie besitzen nur wenige Felder und einige wenige Leute können ihre zahllosen Heerden weiden, ja ihre Hunde versehen das Geschäft für sie. Diese Thiere sind sehr gelehrt, aber wild gegen Fremde, sie sind zottig, scheinen von derselben Art, wie unsere Kettenhunde und stehen selbst an Ort und Stelle in hohem Preise.« Ein Jus-Basch (Befehlshaber von Hundert) kam aus diesem Lager zu der Karawane, und diese mußte ihm 200 Tillas (à 7 fl. 48 kr. C. M.) zahlen.

Herr Burnes mit seinen Gefährten traf später noch auf Turkomanenlager und sie hatten hie und da Unannehmlichkeiten zu bestehen, da aber der Raum uns nicht gestattet, ihn auf seiner Reise zu begleiten, so wollen wir nur seine Schilderungen dieses Volkes noch hervorheben.

»Die Turkomanen sind Türken, unterscheiden sich aber von den Usbeken, und führen ein vollständiges Hirtenleben. Sie sind in mehre große Stämme getheilt, die alle einen gemeinsamen Ursprung in Anspruch nehmen; wir hatten die Erzaris am Drus gesehen, befanden uns jetzt unter dem Stamme der Sarahs, weiterhin waren die Salurs und am kaspischen Meere waren die Lukas, Goklans und Jamuds, lauter große Stämme.«

— »Die turkomanischen Räuber nähern sich Persien in kurzen Tagereisen, und lauern, wenn sie die Gränze erreicht haben, oft Tagelang im Angesichte eines Forts auf einen guten Fang. Zeigt sich keine Gelegenheit, so fallen sie am Morgen in die Felder ein und schleppen Hirten und Ackerleute fort. Werden sie hitzig verfolgt, so lassen sie ein Handpferd zurück, womit je zwei Reiter versehen sind und führen die werthvolleren Sklaven mit sich. Hierbei kommt Alles auf die Schnelligkeit der Pferde an, welche von den Turkomanen mit der größten Sorgfalt dazu vorbereitet werden: man gibt ihnen nämlich geraume Zeit nichts zu fressen noch zu trinken und macht sodann scharfe Ritze, was die Pferde zu unglaublicher Ausdauer bringt. Man gestattet ihnen kein grünes Futter, weil man glaubt, daß trockenes Futter das Fleisch hart macht. Man läßt die Pferde schwitzen, bis ihr Fett völlig verschwindet, was die Turkomanen daraus abnehmen, wenn die Pferde nur sehr wenig trinken. Bei einer solchen Zucht ist das turkomanische Pferd dem europäischen und arabischen vorzuziehen. Sein Aussehen ist aber roh und es hat keinesweges die glatte schöne Haut, wie sonst wohlgepflegte Pferde. Da Leben und Vermögen eines Turkomanen von der Güte seines Pferdes abhängen, so erklärt sich leicht die Sorge und Aufmerksamkeit, die er darauf verwendet. Da es an wenig Nahrung gewöhnt ist, so kann der Reiter leicht Korn für das Pferd, so wie Brot und Mehl mit sich führen; beim Hinwege nach Persien ver-

gräbt er diese manchmal an einer wohlbekanntem Stelle, und so findet er, auch wenn er wochenlang aus seinem Lager entfernt war, auf seinem Rückzuge Lebensmittel für sich und seine unglücklichen Gefangenen.«

»Der Schrecken, welchen die Turkomanen den Bewohnern der umliegenden Gegenden einflößen, ist furchtbar und dies ist nicht zu verwundern, da sie in ihrer gefährlichen Beschäftigung große Tapferkeit und ausdauernden Muth zeigen. Diese Lebensart und Gewohnheiten untergraben die edelsten Gefühle der menschlichen Natur und es fehlt diesem Volke vielfach jenes Ehrgefühl, das man häufig unter halbcivilisirten Nationen findet. »Ein Turkomane,« sagen die Leute, »ist ein Hund und wird nur wie ein Hund durch ein Stück Brot in Ruhe erhalten; gib es ihm also, ist die Lehre des Reisenden, und ziehe unbelästigt weiter.« Auch gelten sie wohl nicht mit Unrecht für hinterlistig und treulos. Die Perser haben vergeblich sich bemüht, diesen zügellosen Einbrüchen der Turkomanen ein Ende zu machen; denn diese leben in einer Wüste, die ihnen Schutz gewährt, und der leichte Verkauf in den von der Natur begünstigteren Ländern jenseits ihres eigenen Landes ist ein großer Reiz zur Fortsetzung ihres Gewerbes. Manchmal werden auf diesen Zügen nach Persien einige Turkomanen gefangen genommen und ein ungeheures Lösegeld verlangt, aber stets von ihren Verwandten bezahlt.«

Burnes selbst mußte ihre Raublust erfahren; denn eines Morgens war ein hübscher kleiner Rappe gestohlen, der ihm vorzüglich deshalb sehr werth war, weil er ihm von Punah, tief in Indien, bereits gefolgt war und ihn schon auf mancher Reise getragen hatte. Es ist in diesem Lande Sitte, einen Fuß des Pferdes an einen eisernen Block zu fesseln und dann mit einem Schlosse zu schließen; diese Vorsicht hatte er vernachlässigt.

So romanhaft die Turkomanen auf ihren Raubzügen, so romanhaft sind sie auch bei ihren Heirathen. »Bei ihnen ist der Verkehr beider Geschlechter ungehindert, und es bilden sich Neigungen, die zur Liebe heranreifen. Aber die Tochter eines Turkomanen kostet einen hohen Preis und der Freier, der keinen gesetzlichen Kauf zu schließen hoffen darf, nimmt sein Liebchen, setzt es hinter sich auf dasselbe Pferd, und sprengt nach dem nächsten Lager, wo sie getraut werden; Trennung ist dann unmöglich. Die Eltern und Verwandten verfolgen die Liebenden und die Sache wird beigelegt durch eine Wechselheirath mit einer weiblichen Verwandten des Bräutigams, der sich anheischig macht, eine gewisse Anzahl Pferde und Kamele als Preis für seine Braut zu zahlen. Ist er reich, so erfolgt meistens die Zahlung auf der Stelle, ist er aber, wie häufig, ohne Vermögen, so verpflichtet er sich, die Schuld abzutragen, die als Ehrenschild gilt, und er zieht auf Raub nach Persien, bis er so viel gewonnen hat, um seine Verbindlichkeit zu erfüllen. Dieser Erfolg macht ihn gewöhnlich auf sein Lebenslang zum Räuber. Die junge Dame geht nach ihrer Trauung fürs erste ins elterliche Haus zurück und bringt ein Jahr damit zu, die Teppiche und Tücher zu verfertigen, die zu einem Turkomanenzelte nöthig sind.« Ein solches Zelt beschreibt Hr. Burnes an einem andern Orte: »Das Zelt

war geräumig und hatte etwa 25 Fuß im Durchmesser, die Seiten waren von Gitterwerk und das Dach bestand aus Stangen, die von einem drei Fuß weiten Reif ausliefen, durch welchen das Licht hereinfällt. Der Boden war mit Filzen und reichen Teppichen bedeckt, die wie Sammet ausfahen. Teppiche mit Franzen hingen auch um das Zelt und gaben demselben ein gutes Ansehen. Ihre Schönheit wurde ohne Zweifel noch dadurch erhöht, daß sie das Werk der Frauen und Töchter waren. Auf der einen Seite des Zeltes stand ein Koffer, worin die Kleider der Frauen sich befanden, und über demselben waren die Polster aufgehängt, auf denen sie schliefen. Diese sind vielfarbig, theils aus Seiden-, theils aus Baumwollenzeug. Von der runden Oeffnung im Dache hingen drei große seidene vielfarbige Quasten herab, die von irgend einer jungen schönen Hand zierlich gewirkt waren. Das Gemach und seine Ausrüstung sah keineswegs aus, wie die Wohnung eines Nomaden, aber der Wirth versicherte mich, daß er das ganze Haus auf einem Kamel, und seine sämtlichen Geräthe auf einem zweiten fortschaffen lasse. — Nie fielen mir die Tatarenzüge so auf wie bei dieser Gesellschaft. Der Turkoman hat einen Schädel wie ein Chinese, seine Backenknochen stehen vor, sein Gesicht ist platt und wird schmaler gegen das Kinn zu, auf welchem nur ein sehr schwacher Bart wächst. Er ist keineswegs häßlich und seine Züge sind männlich. Ihre Frauen sind ausgezeichnet hübsch und oft sehr schön.

»Wenn die Turkomanen einen Fremden zu Tische laden, so lassen sie ihm sagen, sie hätten ein Schaf geschlachtet. In ihrer Küche sind sie nicht sehr wählig. Ihre Kuchen haben etwa 2 Fuß im Durchmesser, sind einen Zoll dick, vom größten Mehl und meist mit Schnitten von Kürbissen vermischt. Diese werden stets frisch gebacken. Wenn die Gesellschaft sich versammelt, wird ein Tafeltuch ausgebreitet und jeder zerbrockelt das vor ihn hingelegte Stück Kuchen, dann wird das Fleisch gebracht, ein ganzes Schaf, das in einem mächtigen Topf gesotten wurde; das Fleisch trennen sie von den Knochen und zerreißen es in eben so viele Stücke, als das Brot, mit dem es gemischt wird. Dann zerschneiden sie etwa ein Duzend Zwiebeln und werfen das Ganze in den Hafen, worin das Fleisch gekocht wurde und vermischen es mit der Brühe. Nun wird es in hölzernen Näpfen herumgereicht und immer einer vor 2 Personen hingestellt. Ihre Art zu essen ist eben so seltsam, als die Zubereitung, sie füllen ihre offene Hand und lecken dann, von dem Gelenk angefangen, die Speisen auf wie Hunde, wobei sie den Kopf über den Napf halten, der alles hinabfallende wieder aufängt. Nach diesem Mahle folgen Melonen und das Fest schließt mit einer Pfeife Tabak.«

Aus dem Lande der Turkomanen reiste Hr. Burmes nach Khorasan, wo er den persischen Kronprinzen Abbas Mirza besuchte, zog dann ans kaspische Meer, bald aber, da hier die Pest wüthete, begab er sich über Persien und den persischen Meerbusen zurück nach Indien.

Die Befolgung der Rathschläge des Herrn Court hat ihm überall durchgeholfen, eben so seine mannigfaltigen Kenntnisse, »denn« sagt er, »meine Antwort auf

eine von einem Afiaten gegebene Frage ist immer besser, als gar keine, weil Unwissenheit, sei sie nun wahrhaft oder vorgeblich, für absichtliche Verheimlichung gehalten wird.« Er rath demnach Jedem, der eine Reise im Oriente machen will, sich einen guten Vorrath Kenntnisse anzuschaffen; Handel, Künste, Wissenschaften, Religion, Medicin, kurz nichts sei ihm fremd.

J. Cluth.

Die Alt-Neuschule.

(Mit einem Stahlstich.)

Die prager Judenstadt, ungefähr den sechsten Theil der Altstadt umfassend, theilte nicht nur alle Schläge des Unglückes, welche die übrigen prager Städte durch Brände, Belagerungen und Plünderungen erlitten haben, sondern es traf sie noch insbesondere in den Jahrhunderten fanatischer Unduldsamkeit die ganze Schwere eines durch unbegründete Beschuldigungen aufgeregten zügellosen Judenhasses. Daraus, und aus der drückenden Armuth der weit überwiegenden Mehrzahl ihrer Bevölkerung wird es begreiflich, warum die Judenstadt noch immer in vielen Gassen und Winkeln wie eine Ruine aussieht, in der man sich nothdürftig wieder eingerichtet hat. Nach dem letzten größeren Brande im Jahre 1689, durch welchen 318 Judenhäuser und 11 Synagogen eingäschert wurden, heißt es in einer amtlichen Eingabe der Gemeindegeldesten, »daß darinnen (in der Judenstadt) kein Dertel noch Plägel, allwo sich jemand erhalten könnte, und gaben sich die Steine, Ziegel und Schutt in allen Gassen, Gott erbarm' es! so angehäuft, daß man nirgends dazu kam.« Das altehrwürdige Gebäude, welches unser Stahlstich darstellt, sah seit dem dreizehnten Jahrhunderte mehr als einmal die Flammen über den Dächern eines Volkes zusammenschlagen, welches bei all' seiner Armuth vor dem noch herberen Loose der Verbannung aus dem Lande zitterte.

Die unter dem Namen »Alt-Neuschule« bekannte Synagoge kündigt sich schon von außen als ein hohes Alterthum an. Einige Stufen führen in das noch ehrwürdiger Innere hinab. Die Bögen des doppelten Spitzgewölbes tragen zwei massive im byzantinischen Geschmacke gestellte und verzierte Säulen. Die vom hundertjährigen Ruße geschwärzten Wände, das stille Lampenlicht, welches auf das einfach aber würdig geschmückte Heiligthum und auf das blaße Antlitz der Bethenden und Wehklagenden fällt, muß den gefühlvollen Christen, der ihrem Gottesdienste an dem großen Bußtage bewohnt, bis in das Innerste ergreifen und rühren. Etliche hundert Schritte von der Alt-Neuschule breitet sich, von ungepflegtem Flieder überschattet, der alte Judenfriedhof aus mit seinem halb in Trümmern liegenden, aber noch immer von dankbaren Enkeln und Urenkeln geehrten Denkmalern. Man könnte der Leidensgeschichte eines heimathlosen Volkes keine passendere Bignette vordrucken, als das Bild dieses Gottesackers. Eine Gruppe armer Kinder, die unter dem Schatten der Fliederbüsche spielen und etliche betende Greise würden zu der ossianisch düsteren Landschaft die Staffage geben. —

Im Hin- und Herwege von der Alt-Meuschule bis zum Friedhof dringt sich dem aufmerksamen Beobachter das Bild einer Armuth auf, wie sie der Christ kaum so geduldig ertragen würde, als der noch immer auf den Messias hoffende Jude. Die meisten Bewohner der gegen 8,000 Seelen umfassenden Bevölkerung der Judenstadt nähren sich vom Kleinhandel und ein nicht unbeträchtlicher Bruchtheil dieser Kleinhandier zieht mit einem Päck Waaren oder mit einem leeren Sacke schon frühe Morgens in den Straßen herum, um die Waaren bei bekannten Parteien abzusetzen und den leeren Sack mit erfäulsten Abfällen des Kleiderschrankes, Kellers, Küchen- und Zimmermobiliars zu füllen. Selten übersteigt das tägliche Betriebs-Kapital eines in Prag sogenannten Handelsjuden (Schacherjuden) den Werth von zwei Gulden. Von dem Ertrage desselben lebt er von heute auf morgen. Selten genießt er über tags mehr, als ein Stück Brod, einige geschabte Steckerrüben und einen Schluck Branntwein. Gegen Abend ist er mit seiner Familie das Schoulit (ein in einem Gemeindofen gegen Erlag von eilichen Kreuzern gekochtes Gericht). — Die meisten Häuser haben zwei bis drei Hausherrn, und manches große Zimmer wird von zwei bis drei Wohnparteien bewohnt. Man muß sich bei einer so drückenden Armuth und bei einem so gedrängten Zusammenleben der ärmeren Juden über den Gesundheitszustand derselben, über ihre lebenskräftige Regsamkeit und über den Umstand verwundern, daß auch bei verheerenden Epidemien ihre Sterblichkeit verhältnißmäßig geringer ist, als bei den Christen. Ihre Mäßigkeit und genaue Sparsamkeit in Bezug auf die Genüße des Lebens, die löbliche Sitte, ihre Kinder frühzeitig an Erwerb zu gewöhnen, und vor Allem ihr Zusammenhalten in gemeinsamer Noth macht es begreiflich, wie selbst die ärmsten Juden, Enkel und Urenkel und unter diesen manchen Glücklichen zählen, der plötzlich aus seiner Armuth zu dem Range eines angesehenen und vermöglichen Mannes aufsteht.

Die prager Juden haben für ihren Kleinhandel in der Altstadt einen eigenen Markt (Landelmarkt genannt). Wer sich ein recht lebendiges Bild von der Betriebsamkeit und eisernen Ausdauer in dem zweifelhaften, aber den Genügsamen lohnenden Geschäfte des Kleinhandels verschaffen will, der muß einen Gang durch den Landelmarkt machen. Der ganze Platz ist bis in die tiefsten und höchsten Gewölbe und Stuben einem gedrängten, in steter Arbeit sich durcheinander treibenden Bienenschwarme zu vergleichen. An Sonn- und Feiertagen ist dieser Platz wie ausgestorben; dagegen häuft sich dann alles Leben des buntten Kleinhandels in den Gassen der Judenstadt zusammen, welche die belebtesten Theile der Altstadt berühren. An solchen Tagen kauft das christliche Landvolk zu billigen Preisen von den Juden, was sie von den Abfällen des Wohlstandes, oft auch der unwirthschaftlichen Armuth, erhandelt und in brauchbaren Stand gesetzt haben. Es ist kaum begreiflich, wie die Juden Dinge verwerthen können, aus denen der Christ nichts zu machen weiß. Aber ihr Handel ist einem gutgestellten Uhrwerke zu vergleichen, in dem selbst mikroskopische Zähne, Stifte, Federn und Walzen mitwirken.

Es ist wahr, daß ein armseliges, immer nur auf

den Erwerb einiger Groschen und Gulden bedachtes Leben eine nachtheilige Wirkung auf den Charakter und auf den Geschmack der jüdischen Bevölkerung äußere; aber man darf hierbei nicht vergessen, daß es die erste Rücksicht und Pflicht des Armen ist, sich und die Seinigen wenigstens für heute und morgen zu nähren. Um den nachtheiligen Einflüssen des Schacherhandels zu begegnen, haben sich Stiftungen gebildet, welche den Zweck verfolgen, Kinder schon in ihrem frühesten Alter für höhere Begriffe und Ideen zu gewinnen, als sie auf einer Rechentafel stehen und stehen können.

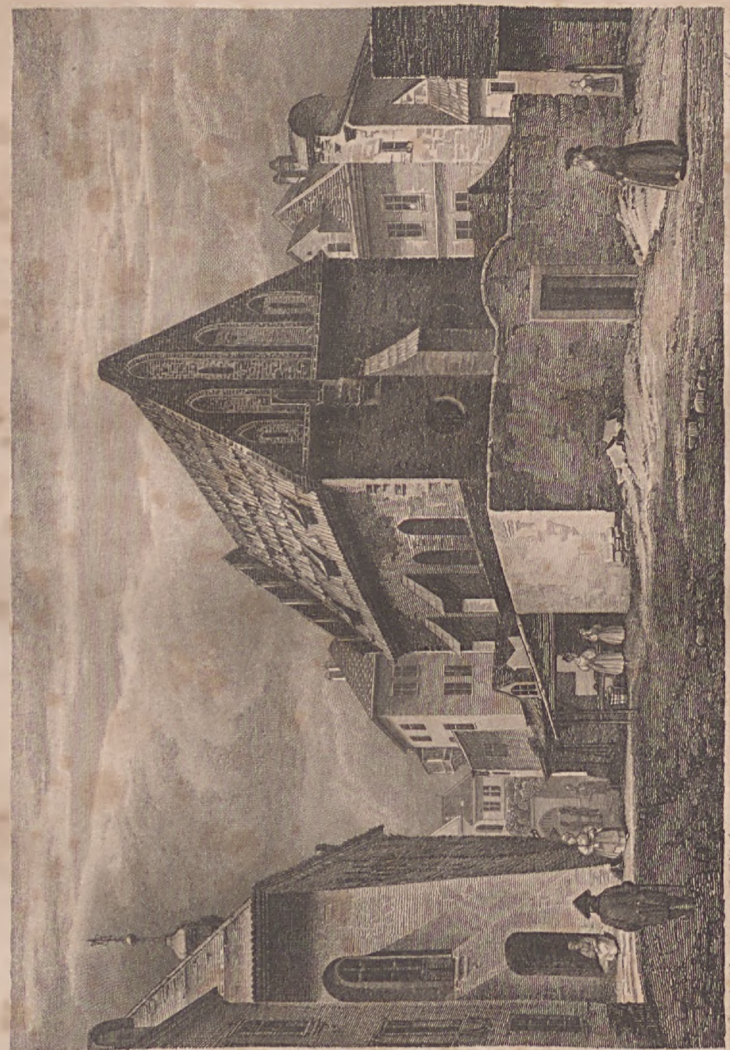
Man will gegenwärtig einer wohlorganisirten Normalchule noch das Institut einer Kleinkinderbewahranstalt beifügen. In einem neuengerichteten Gotteshause wird der Cultus seiner äußeren Form nach den Begriffen näher gebracht werden, welche der gebildete Jude mit dem Christen theilen muß. Dies sind für die jüdische Bevölkerung Prags die erfreulichsten Zeichen der Zeit. Moge sich die neue Synagoge zur Alt-Meuschule verhalten, wie der neue Friedhof zum alten. Dann wird das hohe Alterthum der Alt-Meuschule und des alten Friedhofes den Juden, wie den Christen, zu frommen Empfindungen stimmen. — Prof. A. Müller.

Reisen des Ritter Profesch v. Osten im Oriente.

Kürzlich erschien der erste Band der Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Oriente von Profesch, Ritter von Osten, herausgegeben von dem rühmlich bekannten Geschichtsdreier Dr. Ernst Münch. Zwar gehören die darin mitgetheilten Beobachtungen und Erlebnisse schon den Jahren 1824 und 1825 an, und es könnte daher den Anschein gewinnen, daß sie sich nicht so ganz zur Aufnahme in ein Blatt eignen, welches sich die Bekanntmachung des Neuesten im Gebiete der Länder- und Völkerkunde zum Ziele gesetzt hat. Aber das wahrhaft Treffliche altert nie. Zudem erhalten die in diesem Bande veröffentlichten Angaben, da sie hauptsächlich Griechenland betreffen, noch dadurch ein besonderes Interesse, daß sie in den Zeitpunkt des Kampfes der Griechen um ihre Unabhängigkeit fallen, dessen Schicksal gerade damals sehr kritisch war. Wir machen es uns daher zum angenehmen Geschäfte, aus diesem Reise-werke jenes auszugswiese herauszuheben, was das größere Publikum am meisten ansprechen dürfte. Da der Name des Reisenden einen europäischen Klang hat, halten wir es für überflüssig, etwas zum Lobe dieses Werkes zu sagen, und fügen bloß bei, daß es an Reichhaltigkeit, Gründlichkeit und insbesondere an Genauigkeit der geographischen Bestimmungen, so wie auch in archäologischer Hinsicht unter den neuern Reise-werken seines Gleichen sucht.

1. Der edelmüthige Matrose. Missolungi.

Ritter von Profesch fuhr auf dem österreichischen Kriegsschiffe *Veloce* am 19. August 1824 von Triest ab, und landete am Morgen des folgenden Tages in dem Hafen von Zara. Auf der Fahrt dahin erzählt er eine rührende Anekdote, deren Mittheilung wir nicht unterlassen können. »Nahe kamen wir an der Stelle



1812
DIE ALT-NEUSCHULELL.

vorüber, wo vor einigen Jahren die österreichische Kriegsbrigg Dalmato überschlug und sank, wobei von sechs und fünfzig Personen nur sieben gerettet wurden. Ich erinnere mich, zu Benedig einen Matrosen kennen gelernt zu haben, der bei diesem Vorfalle eine Seelenstärke bewies, die vielleicht nur derjenige nach Gebühr begreifen und schätzen kann, der Reisen zur See gemacht hat. Ein Windstoß hatte das Fahrzeug umgeschlagen, es sank in mehr als neunzehn Faden Tiefe. Was im Raume sich befand, war verloren, was auf dem Berdecke, trieb auf den Wellen. Einen nach dem Andern verließen die Kräfte; Einer nach dem Andern sank. Zwei junge Leute, die stärksten Schwimmer am Bord, faßten den Entschluß, die Küste zu erstreben, die nur wenige Seemeilen entfernt lag. Sie riefen sich zu, sich nicht zu verlassen, sich aufzuhelfen, wenn Müdigkeit ihre Kräfte lähmen würde. Beide versanken nahe am Gestade. Der Capitän, des Schwimmens unkundig, und an einen Balken geklammert, der kaum die Schwere hatte, ihm den Kopf über dem Wasser zu erhalten, war im Begriffe zu versinken, als dies ein Matrose bemerkte, der selbst nur an der Decke einer Lucke hing, die aber größere Widerstandskraft hatte. Er strebte den Capitän zu erreichen, und überließ ihm seinen Block, den schwächern Balken mit den Worten für sich nehmend: »Sie haben Weib und Kind; ich habe Niemand. Da nehmen Sie, und Gott mag thun, wie er will.« Beide wurden durch eine vom Lande gekommene Barke gerettet.« —

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte in Zara setzte Ritter von Prokesch seine Reise nach den jonischen Inseln fort, landete am 1. September in Corfu, und nachdem er diese Insel besichtigt hatte, am 7. desselben Monats in dem Golfe von Patras, an der griechischen Küste. —

»Wir ankerten sieben Meilen im Süden von Missolongi und gestern Morgens (d. i. am 8. September) begab ich mich nach der Stadt, die dormalen der Sitz der Regierung des westlichen Griechenlandes ist. Diese Stadt, welche der Griechen gerne Klein-Benedig ob ihrer Lage, ihres Ursprungs durch Fischer und ihrer Blüthe der Schiffahrt nennt, hat, aus der Ferne angesehen, wenig Auffallendes, als etwa die beinahe durchaus gleiche Höhe der Häuser, die alle ein Stockwerk über dem Erdgeschosse und platte Dächer haben. Sie ist auf die Entfernung mehrerer Meilen gegen Ost, Süd und West mit Lagunen umgeben, welche nur durch einen einzigen sehr schmalen Canal Annäherung erlauben. Diese Straße ist überdies durch ein Fort, Basiladi, drei Meilen südöstlich der Stadt, an dem man nahe vorbei muß, vertheidigt. Wir erreichten die großen mit Rohr umsteckten Fischereien vor Basiladi, wo in Rohrzelten wohnend, die Fischer noch ganz das Bild verwirklichen, das Theokrit mit so einfachen ergreifenden Zügen vor ihnen gibt. Eine Barke, für drei Menschen zu groß, — eine Schilfmatte — Angel, Netz und Faden — an Kleidern nur eben, was die Blöße deckt; — dies ist ihre ganze Habe! —«

»Um 8 Uhr früh, nachdem wir zu verschiedenen Malen aufgefressen waren, und die Matrosen ins Wasser steigen mußten, um uns flott zu machen, kamen wir an das Fort, das nichts als eine Mauerfläche mit 4

Kanonen nach vornen und zwei an den Seiten ist, und einen Flügel, aus Roth und Reiszwerk elend zusammengefügt, zur Rechten und Linken für eine Kanone hat. Rückwärts ist sie offen, und einige Strohhütten für das Kriegsvolk füllen den Raum. Nahe diesem Werke stand ein Corsar, der größte, den wir in diesen Gewässern sahen. Er führte zehn kleinere Geschütze an den Seiten, und einen Zwölfpfünder am Hintertheil. Noch stand ein Trabakel da, kleinerer Art und ganz abgetakelt, eine Prise. Die Kriegsteute, die uns abermal im Kampfe mit den Untiefen sahen, gaben uns auf einer Barke, die nur ein ausgehöhlter Baumstamm war (Monorylon), einen Knaben zum Führer, der uns nach der Stadt brachte. Kurz vor derselben fanden wir an dreißig Schiffe, wovon ein Paar zum Kriege gerüstet; alle klein, so, daß sie Barken glichen; einige derselben waren dreimastig; der Fock- und der große Mast führten Quersegel, der hintere aber ein großes lateinisches Segel. Mit Mühe gelangten wir an einen Erddamm, der von der Stadt vorgreift. Unter der Menge Volktes, das da zusammenlief, fanden sich ein Paar Bewaffnete ein, die uns nach der Regierung wiesen. Wir gingen mehrere Gassen durch, die eben so vielen Pfützen glichen, traten durch einen Hof in ein Haus, das vor den übrigen nichts Ausgezeichnetes hatte. Dort führte man uns in ein ärmliches Zimmer von Bewaffneten voll, die uns Platz räumten und Stühle brachten. Wir waren im Regierungsgebäude. — Wir äußerten den Wunsch, die Stadt näher zu besehen, und alsogleich wies man uns bewaffnete Begleitung zu, mit der wir von Winkel zu Winkel eilten. Man kann den Ausdruck Gassen für die schmutzigen Zwischenräume von Haus zu Haus nicht brauchen, denn die Stadt ist eigentlich eine Zusammenstellung von 5 bis 600 Gehöften, jedes, abge sondert und mit schwacher Mauer umfangen; die Häuser sind von Stein, unangeworfen, meist mit Lehm gefügt, ärmlich, klein. In der Mitte dieser Gehöfte ist eine Art von Markt, d. i. eine Bundesreihe für Wein, Getreide und allerlei Waaren. Wir kamen an die krennlirte Mauer, welche erst neuerlich gezogen worden ist, um die Stadt ganz vom Lande abzuschneiden. Sie ist schwach; hat 7 Thürme und einen Wassergraben von 12 Fuß Breite. Man zeigte uns auch den Erdwall, hinter welchem sich die Missolongioten vor ein Paar Jahren mit Erfolg vertheidigt hatten; er ist kaum die Knie zu decken geeignet, und der Graben vor demselben nicht über 4 Fuß breit. Man nahm keinen Anstand, uns das Zeughaus zu weisen, wo ein Paar Haufen rostiger Kugeln und einige ganz schlechte Geschütze den Vorrath der Vertheidigungsmittel ausmachten. Es drängte mich, das Haus Lord Byron's zu besuchen. Es steht nahe dem Molo, wo ich ausgestiegen war, und ist vielleicht das ansehnlichste der Stadt. Der Hof desselben ist geräumig und hoch mit Unkraut überwachsen, vier Fenster des Erdgeschosses gehen nach der Meerseite, im ersten Stockwerke sind fünf nach dieser Richtung; darüber steht noch ein Aufsatz im Dache mit einem Fenster. Auf die Hofseite sehen ebenfalls 5 Fenster im ersten Stockwerke, vier im Erdgeschosse, an der Stelle des mittlern aber ist das Thor mit einem Erker über demselben. Das Innere besteht in jedem Geschosse aus einem Saale und

4 anstoßenden Zimmern nach italienischer Art. Die Hausleute wiesen mir die Bestimmung jedes Fleckchens der beiden Zimmer im ersten Stockwerke nach der Meerseite zu, welche eben die Zimmer des Lords waren. In dem rechts liegenden kleineren, mit dem Bette gegen die Theilungswand, starb er. Die Leute versicherten, er habe den Tod sich durch ein Bad im Meer gezogen; er sei in ein Fieber gefallen nach diesem unseligen Bade und habe sich geweigert, sich die Ader öffnen zu lassen, diese Weigerung aber sei die Ursache seines Todes gewesen. Er war in den letzten Tagen nicht mehr bei sich. Seine Eingeweide liegen in Missolongi begraben. — Elend und Armuth that sich in Allem kund, was ich in dieser Stadt sah. Gram und Bedrängniß sprachen aus den Zügen der Bewohner, und vorzüglich der Weiber. Ihre Grüße, ihre Worte verriethen wenige Hoffnung, wohl aber die Ahnung eines traurigen Ausganges.«

2. S i r a .

Der Veloce lichtete am 10. September die Anker und verließ den Golf von Patras. Der gefeierte Reisende umsegelte nun die Südspitze von Morea und steuerte durch die Eycladen, wo ein ungünstiger Wind das Fahrzeug nach Sira zurückwarf und hier einzulaufen zwang. Gleich als er ans Land stieg, umgaben ihn Scenen des Elendes. Rings um den Hafen drängten sich Tausende griechischer Flüchtlinge aus Scio, Eubalin und Ipsara, worunter vier Fünftheile Weiber und Kinder. Ueber Hafen und Stadt bemerkt er Folgendes:

»Sira hat einen Hafen, der gut und geräumig ist und wegen vorliegender Klippen und Vorgebirge leicht zu vertheidigen wäre. Die Insel soll noch einen zweiten Hafen, geräumiger als der erste, haben, aber weil Niemand am Gestade wohnt, besucht denselben Niemand. Dermalen hat die Insel ungemein gewonnen, da Sira ein Zwischenpunkt für den Handel mit dem schwarzen Meere geworden ist. Auch das griechische Festland verpflegt sich durch die Vorräthe, welche in Sira niedergelegt werden. Wir trafen an hundert Schiffe im Hafen, meist kleiner Art, mit drei oder auch mit einem Mast und lateinischen Segeln. Die Stadt längs dem Gestade gleicht einem Markte, sie besteht seit ein paar Jahren. Die eigentliche Stadt liegt eine halbe Stunde tiefer hinein; sie ist auf einem Bergfegell gethürmt und bedeckt ihn bis zu oberst. Die Häuser aus Stein, geweißt, ohne Dach, mit gestampfter Erde flach gedeckt, geben dem Ganzen die Ansicht von Verheerung und Ruinen. Die Wohnungen scheinen alle wie zufällig hingestreut, denn es ist kein eigentlicher Eingang, keine Straße sichtbar: man kriecht von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel und ein Haus thürmt sich über das andere. Alle Thore sind offen, man sieht die Eingeweide der Haushaltungen; Schmutz und Unrath füllen die Löcher, wo Thier und Mensch gleichsam ohne Scheide neben einander leben. Zu oberst steht die Kirche zum heiligen Georg und die Wohnung des Bischofs. Einige Säulenstücke sind da eingemauert. Die Inschrift, von welcher Lournesfort sagt, daß er nicht Zeit hatte, sie zu besehen, fand ich nicht. Die Sage, welcher dieser sehr schätzenswürdige

Reisende als einer zu seiner Zeit noch herrschenden erwähnt, daß nämlich vor Alters, wer nach Delos ging, sich an der Quelle, die unter der Kirche im Felsen sich befindet, reinigen mußte, fand auch ich bestehend.«

»Die Aussicht von der Terrasse vor der Kirche ist herrlich und umfaßt einen großen Theil der Eycladen. Ich fand in diesem vergessenen Orte eine Frau, aus Wien geboren, die Gemahlin eines Arztes. Ich nahm einige Erfrischungen dort, bei der glühenden Sonne so wohlthätig, und wandelte dann über den nackten Berg, wo nur hie und da ein Feigenbaum auf dem heißen Boden hinkriecht, zurück. Es gibt keinen eigentlichen Weg, der zur Stadt führt. Man geht, wie man eben will und kann, den Berg hinauf und sucht oben ein Loch, wo man zwischen den Häusern hineingelange.«

Der Reisende ließ auch das Innere der Insel nicht unbesucht. Hier folgt die Schilderung seines Ausfluges:

»Ich komme von einem Spaziergange. Die Höhe stieg ich grade hinauf und folgte dem Fußsteige nach der Stadt, die ich an ihrer rechten Seite von Mauer zu Mauer, von Fels zu Fels fortklimmend umging. So erreichte ich die Windmühlen auf dem hohen Rücken im Nordwest der Stadt und trachtete weiter nach dem Berggipfel in Nordnordwest. Zu beiden Seiten der Stadt gleiten große Wasserrisse, die man Thaler nennen würde, wenn sie nicht so enge wären, an ihr vorbei und finden ihre Verbindung eine Stunde hinter ihr am Hauptücken des Gebirges. Ueber nackten Fels schritt ich aufwärts fort, schon verflachten sich für das Auge Stadt und Höhen. Keinen Baum nährte der verwitterte Marmor, der in Spitzen und Klippen überall vorstach; nur weitverbreitete dürre Kriechgewächse deckten hie und da mit ihren Netzen die Klüfte. Der Nordwind schlug kalt an. Ringsum tauchten die Inseln auf und das Meer wurde zum See, sobald ich die Spitze erreichte und nun auf dem ebenen Gipfel wandelte, der in der Länge von etwa tausend Schritten nach Norden hinstreicht. Ich warf meine Blicke zuerst nach Delos. Deutlich sah ich dessen Trennung von Rhene und von Mykonos, und mein Blick reichte über sie hinweg, denn jenseits war abermals das blaue Meer und andere Inseln stiegen auf, die hohe Naxos und Patmos. Paros und Paros lagen in ganzer Ausbreitung da, beide mächtig und hoch, ihnen zur Seite, weitgedehnt, aber niederer, zeigte sich Antiparos. Wie schwarze Häupter, die aus der See aufstachen, wiesen sich hie und da öde Klippen, kleinere Trümmer des versunkenen Landes. Siphnos, Seriphos und Thermia deckte halb durchsichtiger Regenbel, mächtig und gleichsam nahe gerückt stand Keos, neben ihr, nicht weniger nahe und scharfgezeichnet, die öde Gyaros. Zwischen beiden und Andros glanzte über dunkler See die Küste von Eubda und Attika. Andros selbst und Lino erschienen hoch und blühend. Die Straße zwischen dieser Insel und Mykonos schließt das ansprechende Rundgemälde der Ferne. Das der Nähe zeigt den Umfang der Insel, der durch eine sichelförmig gekrümmte Bergreihe gebildet wird, von welcher nach allen Seiten steile Füße auslaufen. Senkrecht auf die Richtung nach dem Hafen tritt an der Westseite eine Bucht tief ins Land. Wenige Spuren von

Anbau und Baumkultur sind rings sichtbar, und dennoch war diese Insel einst ob ihres Reichthums berühmt, und dennoch zeigen gleichlaufende Mauerstufen, womit man auf den Abfällen die fruchtbare Erde band, auf nicht seit lange noch bestandene Cultur, und dennoch rühmt noch Tournefort ihre Bewohner wegen Arbeitsamkeit! Der Blick von Gipfel zu Gipfel reichend, steht über alle. Auf einigen stehen Kirchlein. Es sollen sich deren 36 auf dieser Insel finden, die vor allen übrigen den Namen der katholischen trägt.

Ich sprang von Mauer zu Mauer, bis ich einen Fußsteig erreichte, der sich an die linke Seite der Felswand schmiegt. Ein paar Männer kamen mir da entgegen, beide in rothem, engem Leibrock, in kurzen Beinkleidern und aufgeschürzten, fest anliegenden Kamaschen vor derselben Farbe. Das Haupt war mit einem rothen Käppchen bedeckt, um das ein braunes Tuch als Turban sich wand. Beide trugen Flinten auf dem Rücken und einen Säbel an der Seite, Pistolen und Messer im breiten Gürtel. Wir grüßten uns auf dem engen, einsamen Fußpfade, der eigentlich nur ein Steingeriesel ist, und gingen unsere Wege. Bald darauf wandte sich der eine um, und rief mir. Ich blieb stehen und erwartete ihn. Er kam und fragte mich in schlechtem Italienischen, ob ich keinen Sklaven kaufen wolle. Ich fragte ihn, wo sich derselbe befände. „Eine Stunde von hier,“ antwortete er, „über dem Berge dort.“ Ich erklärte mich nicht unwillig und sagte ihm, er solle ihn morgen an Bord bringen. Er schien unentschlossen, und obwohl er es versprach, so sah ich in seinen Zügen, er werde nicht Wort halten. So gingen wir aus einander. Eben kamen auch ein paar Mädchen den Berg herauf, die Wasser in Krügen trugen, ohne Zweifel den Vorrath für die Bewohner von ein paar nahen Steinhütten. Die Mädchen waren in braunen Jacken gekleidet, die von der Hüfte nach hinten zugrundet laufen, so daß vorne nur ein schmutziges Unterkleid oder Hemde bleibt. Sie hatten den Kopf ebenfalls mit Turbanen bedeckt; ihre Gesichter waren sonnenverbrannt, beinahe schwarzgelb, die Wangen dürr und unangenehm, mir die Augen glühten im dunklen Braune. Bald entdeckte ich den Ort, woher sie kamen; denn der Fußsteig führte zwischen den Klippen zu einer Quelle, die von Behausungen umgeben und mit dem herrlichen Grün reicher Schlinggewächse verziert war. Das Wasser sprang hell und rasch hervor und floß munter die Fiesel hinab. Kaum einige hundert Schritte mochte ich weiter gegangen seyn, wie ein Zaubergärtchen that eine zweite grüne Stelle im engen Felschale sich auf, größer denn die frühere, wieder mit Wohnhäusern und hängenden Gärten umgeben. Feigenbäume breiteten hier die fünffach geränderten Blätter aus. Schlinggewächse voll herrlicher Frische umkleideten Fels, Mauern und Wohnungen und vermählten alles zu einem und demselben sanften Bilde; eine Menge Mädchen und Weiber stand um den Brunnen beschäftigt; es war ein verwirklichter Traum aus der ersten Patriarchenzeit. Ich folgte dem Bächlein, das unter Lorbeer und rothblühendem vollem Oleander verhüllt war, und stieß bald auf einen dritten Brunnen, von dem mir Gesang und Jubel schon aus der Ferne entgegen tönten, da noch die Felsen den Schauplatz der Freude

bargen. Gärtchen und Wohnungen übertrafen die früheren an Nettigkeit, und der Wachsthum strebte in voller Uppigkeit der morgenländischen Kraft auf. Ich mußte neue Namen erfinden, um die hundert Abstufungen zu malen, die allein im Grün der Gewächse Statt fanden, welche hoch hinauf und strotzend die dunklen Felsen und die dunkleren Mauern verkleideten. Das Saftgrün der reichen Granate schien jedoch den Preis davon zu tragen; diese Farbe hat einen geheimnißvollen Zauber, dem, womit morgenländische Dichter begeistern, nicht ungleich. Die Feige schien hier größer und gedehnter in ihren Nesten, als ich sie in Italien gesehen, Myrthen und Lorbeer wechselten ab und hellblühender Oleander neigte sich über die Steinsteufen, die hier und da zu den Wohnungen führten. Oliven und Mandeln zitterten mit ihren Silberblättern im Abendwinde; dunkle Cypressen stiegen säulen gerade empor und geboten Ehrfurcht dem Auge. Vor allem aber fesselte dies ein einsamer hoher Dattelbaum, der mit seinem geschuppten Stamme und mit seiner breiten Krone dem ganzen Zauberstücke eine hoch romantische Haltung gab. Man denke sich hinzu die gewürzige Luft, die Debe und Stille der umgebenden Felschlucht, die nur einen einzigen Ausblick erlaubt, aber diesen auf die unendliche See, das Kommen und Gehen der Saumthiere, der Weiber und Kinder, alle mit Wassergefäßen und häufig von bewaffneten Männern begleitet, das Verweilen und sich Besprechen und Helfen und mannigfaltige Gruppen-Bilden um die Brunnen: so steigen unwillkürlich die Bilder der Vorwelt auf; ich dachte an Hagar und an die Mägde, die das Wasser holen am Brunnen der Wüste, an Raufikaa, an Wuchs und reizender Bildung einer Unsterblichen ähnlich, und an die Scene, da der schiffbrüchige Odysseus sich ihr zu Füßen wirft; mir war, als begriffe ich erst jetzt, warum Quellen geweihte Stellen waren, warum die Alten ihnen den Beinamen der heiligen gaben und die Wandernden sich um sie ansiedelten, warum man Tempel neben sie baute, sie mit Bäumen umpflanzte und mit zierlichen Steinen umfriedete.

Ich wandte mich auf schmalem, ausgetretenem Marmorsteige dem Ausgange des Thales und der Stadt zu. Noch zwei Brunnen sah ich, aber keiner gleich dem eben beschriebenen an Annuth und keiner war wie dieser entlegener besucht. Über dem untersten liegt ein zierlicher Garten des Bischofs. Als ich zu den Windmühlen gelangte, von denen man in die Stadt ein geht, wandte ich mich abwärts und umging sie jetzt zur Rechten, wie ich dies zur Linken am Morgen gethan hatte. Der Fußsteig führt unter überhängenden Felsen weg in das untere Ende der Stadt und so weiter an die Marine. Dort sagte man mir, ich sei einer Grotte nahe gewesen voll schöbgeformten Tropfsteins. Sie liegt über dem Berggründen, der mit dem allgemeinen Namen Pyrgas bezeichnet wird.

Überschwemmung von Caïsa i. J. 1833.

(aus dem Zustande.)

Caïsa, erzählt Major Skinner, im Dienste der ostindischen Compagnie, ist eine Stadt mit einer Ring-

mauer und einem kleinen Thor gegen das Ufer, in das ich alle Mühe hatte, hineinzudringen, da ein Strom über drei Fuß tief sich aus der Stadt durch diese einzige Oeffnung in der Mauer ergoß und Steine und Balken mit sich führte. Da ich diese Lage der Dinge sah, so zog ich meine Schuhe und Hosen aus, um einzeln, wo nicht anständigern, doch wenigstens bequemern Einzug in die Stadt zu halten, packte sie in meinen triefenden Mantel und schritt wacker zu. Nachdem ich meinen Eintritt auf diese Art bewerkstelligt hatte, fand ich mich in einer Art von artigem See bis um die Mitte des Leibes im Wasser, rings herum lag der aufgehäuften Schutt, den der Fluß aus der Stadt hergeschwemmt hatte. Es schien mir, ich sei in einem Hofe, aber das einzige stehende Gebäude war ein hoher Thurm, an dessen unterem Stockwerk eine Thüre angebracht war, die in ein dunkleres Zimmer führte und wohin ich mich eiligst flüchtete. Ich fand, daß es die Wachtube war; zwei Türken nickten über einem Kohlfener an einem Ende, und am andern schliefen einige ägyptische Soldaten auf dem Boden. Ich kroch hinein und versuchte mich zu trocknen, aber der Kohlendampf trieb mich unter die Thüre, wo ich zähklappernd saß, in der Hoffnung, daß das Wetter besser werden würde.

Nach einer Stunde bemerkte ich mit Vergnügen zwei bärtige Männer in jüdischer Tracht, welche aus einer Hütte hervorkrochen, von welcher nur noch eine Ecke von einer wankenden Stange gehalten wurde, und deren Nest schon weggeschwemmt war. Sie sahen mich, und kamen mit sichtbarer Freude gegen mich und riefen italienisch: »Gott sei bei Ihnen!« — Ich erwiderte den Gruß, und fragte, ob dies Caïsa sei, und wo die Häuser seien? »Es gibt keine Häuser in Caïsa mehr,« antwortete einer der Juden, »ein mehrtägiger Regen hat die Stadt zum Thore hinausgeschwemmt. Ecco!« und zeigte auf den Fluß, der sich mit zunehmender Wuth um das Dach eines Hauses in der ehemaligen Hauptstraße herumbrach. — »Sehen Sie dies?« — Meine Verlegenheit war nicht gering, ich fragte, wie weit es nach St. Jean d'Acre sei, erhielt aber zur Antwort, daß es umsonst sei, dorthin zu gehen, da dort nicht Eine Hütte stehen geblieben und Ibrahim die ganze Stadt zerstört habe.

Ich sah keine Hoffnung, daß der Regen aufhöre und machte mich daher auf den Weg nach neuen Abentheuern, kletterte über einige zerstörte Hütten und fand mich in einem offenen Plaz, der zu einer Batterie führte, wo sechs Kanonen standen. Ich blieb eine Weile stehen, ohne zu wissen, was ich thun sollte, als ein alter Mann, der mich von einer zerfallenden Hütte aus erspäht hatte, gegen mich herwackelte und mir italienisch zurief, daß er mit mir zu sprechen habe. Es war eine alte Kreatur mit einem dünnen weißen Bart und ganz zusammengeschrumpft, halb syrisch, halb europäisch gekleidet. Als er mich erreicht hatte, sagte er: »Bene, Signore, come va la Cristianità?« und freuzte die Arme, wie Jemand, der sich bereitet, eine Controverse zu beginnen. Im Orient nennen die Christen Europa la Cristianità; ich verstand ihn aber nicht recht, und die Idee, daß die alte Kreatur erwarte, ich werde sie im Regen über die Kirchenstreifen erleuchten, schien mir so absurd, daß ich in ein

unnüßiges Gelächter ausbrach, das den sonderbarsten Effect auf ihn hatte. Er glaubte auf einen Narren gestoßen zu seyn, und wackelte weg, so schnell er konnte. Ich rief ihn zurück, und erfuhr, daß das Haus des Konsuls noch stehe. »Welches Konsuls?« fragte ich. »Er ist Konsul für die ganze Christenheit,« antwortete der alte Mann. Ich dachte, er müsse in diesem Falle eine gute Dosis Philanthropie besitzen, und beschloß, ihn aufzusuchen, wie ich ging und stand. Das Wasser in seinem Hofe ging mir bis an die Kniee und ein allgemeines Wellen der Hunde brachte eine sonderbare Versammlung an das obere Ende der Leiter, welche als Treppe diente, und die ich hinaufzusteigen angefangen hatte. Eine alte Frau und zwei hübsche Mädchen in syrischer Tracht, von blendend weißer Farbe, die Augenslieder mit Antimonium gefärbt, luden mich ein, heraufzusteigen. Ich wurde unter dem offenen Gelächter der Mädchen in ein kleines Zimmer geführt, wo der Repräsentant aller christlichen Mächte war. Er war ein bescheidener junger Mann und Bruder der beiden Mädchen, und hatte die Stelle seines Vaters nach dessen Tode bei der Belagerung von Acre geerbt. Seine Schwestern waren im Augenblicke meiner Ankunft in der zarten Beschäftigung, ein wildes Schwein abzuführen, begriffen, und Stücke von dem Thier lagen überall herum; die Operation wurde unterbrochen, um der Einen Zeit zu geben, mir einen Braten zu bringen, während die Andere eine Flasche Wein aus Cypern holte. Die Ausspicien zu einem guten Frühstück sahen vortrefflich aus, während mir Signor Malagamba das Detail der Wegschwemmung der Stadt erzählte, und bemerkte, daß sein Haus das einzige sei, das noch stehe, mit dem Zusatz: è fortissima (es ist sehr fest) und einen bewundernden Blick auf die Decke warf, welche in demselben Augenblicke in großen Stücken herabfiel und mein Essen jämmerlich zerstörte. Santa Maria! rief der arme Konsul und stürzte sich die Treppe hinab. Mutter, Schwestern und ich folgten in größter Eile und niemand sah hinter sich, bis wir im Hofe standen. Da wir nichts mehr fallen hörten, so ermunterten wir einander, zurückzukehren, stiegen sorgfältig hinauf und fanden, daß das festeste Haus in Caïsa diesmal noch nicht zusammengestürzt sei. Ich ließ mir jedoch vom Konsul einen jungen Christen mitgeben, der behauptete, daß das Haus seines Vaters noch stehe, und der mich zu diesem bringen sollte. Er hieß Michael, Sohn von Simon, und sprach italienisch. Das Haus vom Vater Simon enthielt zwei gute Zimmer, und ich wurde in das obere logirt, wo ich aufs bequemste gewohnt hatte, ohne die Unzahl von Flöhen, welche die Überschwemmung aus der ganzen Stadt hieher getrieben zu haben schien, aber meine Ankunft war ein Fest für diese Plagegeister. Ich legte mich erschöpft von Hunger und Müdigkeit auf einen Teppich nieder, bis die Mutter und Schwester von Michael mir ein Probestück ihrer Kochkunst gegeben hätten, aber die Flöhe fielen auf mich mit solcher Wuth, daß ich genöthigt war, in den Hof zu fliehen. Ich hörte Stimmen im untern Zimmer und fand dort den alten Simon, der blind war, seine Frau, seine Tochter und meinen Freund Michael. Die Frauen flohen bei meiner Erscheinung nach orientalischer Sitte in eine Ecke, wo sie mir den Rücken

zuehrten und sich so niedersezten. Die Schwester warf jedoch schüchterne Blicke nach uns, welche bewiesen, daß sie jung, leidlich neugierig und nicht schön war. Ich wollte die Frauen nicht lange mit meiner Gegenwart plagen, und ging wieder in mein Zimmer, mich meinen Qualgeißtern zu überliefern, die mich bis zum Tagesanbruch folterten.

Auszüge aus Washington Irving's Astoria *).

1.

Die Durchstreifer der Wälder und die Befahrer der Seen. (Les Coureurs des bois et les voyageurs.)

Wenn Südamerika durch seinen Reichthum an edlen Metallen alle Abentheurer und Glückritter Spaniens und Portugals anlockte, so bargen dagegen die Wildnisse Nordamerikas andere Schätze, die, wenn auch weniger glänzend, doch nicht weniger gewinnbringend, gar bald die Augen des gewandten, lustigen Franzosen, wie jene des kalten, berechnenden Briten auf sich zogen. Es waren dies die Felle der zahllosen Thiere, welche in den bis dahin noch von keinem Europäer betretenen Wäldern hausten. Anfangs war Canada, damals noch im Besitze der Franzosen, jene Provinz, in welcher der Pelzhandel am lebhaftesten betrieben ward. Nach Montreal, dem Hauptorte der französischen Handelsleute in Canada, fuhren auf ihren leichten Canoës die Ottawas, die Huronen und andere indianische Stämme, und brachten Bärenhäute, Biber- und Otterfelle und was sie sonst noch auf ihren Jagden erbeutet hatten. Hiesfür erhandelten sie Waffen, Messer, Aerte, Decken, hellfarbige Zeuge und andere Gebrauchs- und Luxusartikel, bei welchen die Franzosen nicht weniger als 200 Procent zu gewinnen sicher waren. Später traten Branntwein und andere geistige Getränke an die Stelle dieser Artikel. Nachdem so die Bedürfnisse der Indianer befriedigt waren, fuhren sie den Ottawa (einen Nebenfluß des St. Lorenzstromes) hinan nach ihren Seen zurück.

Zwei neue Menschenklassen entstanden nach und nach aus diesem Handel, es waren die Durchstreifer der Wälder (les coureurs des bois) und die Befahrer der Seen (les voyageurs).

Die Coureurs de bois waren ursprünglich Männer, welche die Indianer auf ihren Jagdzügen begleitet, so sich selbst mit den entfernten Gegenden und Stämmen bekannt gemacht hatten und nun als Hausierer die Wildnisse durchzogen. Auf Canoës, die mit Waaren, mit Waffen und Munition wohl beladen waren, reisten sie von Montreal ab; sie nahmen ihren Weg auf den wirren, sich schlängelnden Strömen, welche die weiten Forste Canadas durchflecten; an den Küsten der fernsten Seen landeten sie, und schufen neue Bedürfnisse und neue Gewohnheiten unter den Eingebornen. Oft verweilten sie Monate lang unter diesen, mit der glück-

lichen Leichtigkeit der Franzosen näherten sie sich ihrem Geschmacke und ihren Sitten, indem sie bis zu einem gewissen Grade sich wie die Indianer kleideten und nicht selten indianische Weiber beilegten. Zwölf, fünfzehn, auch achtzehn Monate waren oft ohne Nachrichten von ihnen verstrichen, als sie in voller Lust einherstolzirend den Ottawa herabschifften, ihre Canoës hoch mit Ballen von Biberfellen beladen. Nun kam für sie die Zeit der Schmausereien und der Ausschweifungen. »Ihr wäret erstaunt,« sagt ein alter oft citirter Schriftsteller (la Houlon), »hättet ihr gesehen, wie liebedürftig diese Hausierer nach ihrer Rückkehr waren; wie sie fetirten und spielten und wie verschwenderisch sie nicht nur in ihren Kleidern, sondern auch gegen ihre Liebchen waren. Jene unter ihnen, die verheirathet waren, thaten so weise, nach ihren eigenen Häusern zu ziehen, aber die Ledigen handelten gerade, wie es die Ostindienfahrer und die Piraten zu thun gewohnt sind, sie verjubelten, veräßen, vertrannten und verspielten Alles, so lange ihre Waaren nur dauerten; waren diese verstorben, verkauften sie ihre Stickerie, ihre Spitzen, ihre Kleider. Hatten sie auch diese verthan, dann waren sie ihrer eigenen Erhaltung wegen gezwungen, eine neue Reise zu unternehmen.« — Viele von diesen Durchstreifern der Wälder gewöhnten sich nach und nach so an die indianische Lebensweise und an die vollkommene Freiheit des wilden Lebens, daß sie allen Geschmack an Civilisation verloren und den Wilden, unter denen sie wohnten, gleich wurden; nur durch größere Zügellosigkeit unterschieden sie sich. Ihr Betragen und Beispiel verdarb allmählig die Eingebornen und hemmte die Bemühungen der katholischen Missionäre, welche zu jener Zeit ihre frommen Zwecke in den Wildnissen Canadas verfolgten. —

Diefe Mißbräuche zu verhindern und den Pelzhandel vor so manchen, durch diese losen Abentheurer verübten Unordnungen zu schützen, ließ das französische Gouvernement eine Ordre ergehen, welche bei Strafe des Todes verbot, ohne Erlaubnißschein in das Innere dieser Gegenden zu handeln. Diese Erlaubnißscheine wurden durch ein Schreiben des Generalgouverneurs ertheilt und anfangs nur Personen von Ansehen bewilligt: Edelenten, deren Glücksstände gesunken waren; alten Officieren der Armee, die für eine Familie zu sorgen hatten, oder deren Witwen. Jeder dieser Scheine erlaubte, zwei große Canoës mit Waaren für die Seen auszurüsten, und jährlich sollten nur fünf und zwanzig solche Lizenzen ausgegeben werden. Aber allmählig wurden auch Privaten dergleichen Scheine ertheilt, und ihre Anzahl nahm reizend schnell zu. Jenen, welche nicht vorzogen, selbst diese Expeditionen auszurüsten, wurde bewilligt, dieselben an Handelsleute zu verkaufen; diese wieder beauftragten die Coureurs des bois, gegen einen Antheil am Gewinn diese lange Reise zu unternehmen, und so wurden die Mißbräuche des alten Systems wieder ins Leben gerufen und fortgesetzt *).

Als im Jahre 1762 die Franzosen den Besitz von

*) Diese Expeditionen wurden gewöhnlich unter folgenden Bedingungen unternommen: der Kaufmann, welcher die Bewilligung hatte, rüstete die zwei Canoës mit einer Ladung von etwa 1000 Kronen im Werthe aus, und übergab sie dann der Führung von 6 Coureurs des bois. Diese handelten auf ihrer

Canada und mit ihm den Handel mit Pelzwerken an die Engländer verloren — da waren die alten Coureurs des bois fortgezogen und zerstreut, oder wo man sie noch antraf, konnten sie sich nur sehr langsam an die Sitten und Lebensart ihrer brittischen Geschäftsherren gewöhnen. Sie vermiften die Freiheit, die Milde und Vertraulichkeit der alten französischen Handelshäuser und fanden keinen Geschmack an der müdtern Pünktlichkeit, der Zurückhaltung und der Ordnung der neuen Ankömmlinge. —

Die Voyageurs (Befahrer der Seen) bildeten eine Art Bruderschaft in den beiden Canadas, gleich den Arrieros oder Maulthiertreibern in Spanien, und gleich diesen wurden sie auch bei großen Reisen und Handelsexpeditionen ins Innere gebraucht. Nur der Unterschied besteht zwischen ihnen, daß die Arrieros zu Lande, die Voyageurs zu Wasser reisen; die ersteren mit Maulthieren und Pferden, die letzteren mit Schiffen und Canoës. Man kann sagen, daß die Voyageurs aus dem Pelzhandel ihren Ursprung nahmen, indem sie anfänglich von den früheren französischen Kaufleuten bei ihren Handelsexpeditionen durch das Labyrinth von Flüssen und Seen in dem gränzenlosen Innern gebraucht wurden. Sie waren Zeitgenossen der Coureurs des bois und gleich ihnen geneigt, in den Zwischenräumen zwischen ihren langen, mühseligen und plagerreichen Reisen die Zeit in Trägheit und Schwelgerei in den Handelsposten oder Ansiedlungen zuzubringen. Ihren sauern Erwerb verschleuderten sie hier in sorglosen Gelagen und wetteiferten mit ihren Nachbarn, den Indianern, in träger Geschäftslosigkeit und in unverständiger Nichtachtung des kommenden Tages.

Als Canada unter britische Herrschaft überging, und die alten französischen Handelshäuser sich auflösten, waren auch die Voyageurs, gleich den Coureurs des bois, eine Zeitlang entmuthigt und trostlos, und nicht ohne Schwierigkeit konnte man dieselben dahin bringen, den neuen Ankömmlingen, die in Gewohnheiten, Lebensart und Sprache von ihren frühern Geschäftsherren so verschieden waren, zu dienen. Nach und nach gewöhnten sie sich dennoch an diesen Wechsel und mit der Zeit fingen sie an, die britischen Pelzhändler und besonders die Glieder der Nordwestkompagnie als die geschickten Herren der Schöpfung zu betrachten.

Die Kleidung dieser Leute ist im Allgemeinen halb civilisirt, halb wild. Sie tragen einen Caput oder Oberrock, der aus einer Decke gemacht ist, ein gestreiftes Hemd, Tuchpantalon oder sehr lange lederne Kamaschen, die bis über die Schenkel gehen, Mokkas aus Thierhaut und einen Gürtel von buntem Wollengarn, an welchem das Messer, der Tabaksbeutel

fahrt so genau mit den Indianern, daß sie gewöhnlich zu Ende eines Jahres mit 4 wohlbeladenen Canoës zurückkehrten, wobei ein reiner Profit von 700 Procent sicher war — so daß, wenn man die 1000 Kronen, welche darauf verwendet wurden, mitrechnet, sie einen Werth von etwa 8000 Kronen zurückbrachten. Von diesem ungeheuren Profit nahmen die Kaufleute des Löwen Antheil. Zuerst legten sie 600 Kronen für die Kosten des Erlaubnißscheins bei Seite, dann 1000 Kronen für die Kosten des Einkaufs. So blieben 6400 Kronen, von welchen 40 Procent für Bodmerei genommen wurden, was 2560 Kronen machte. Der Ueberrest erst ward unter die 6 Coureurs gleich vertheilt, so daß jeder von ihnen wenig mehr als 600 Kronen für alle seine Mühen und Gefahren erhielt. W. J.

und andere Geräthe hängen. Ihre Sprache hat denselben scheidigen Charakter — es ist ein französisches Patois, mit indianischen und englischen Wörtern und Redensarten gespickt. Die Voyageurs bringen ihr Leben auf wilden und weiten Fahrten zu, im Dienste einzelner Personen, vorzüglich aber der Pelzhändler. Im Allgemeinen sind sie französischer Abkunft und noch vieles klebt ihnen von dem Frohsinn und leichten Herzen ihrer Verfahren an; sie sind voll von Anekdoten und Gesängen und stets zum Tanze bereit. Noch immer ist Höflichkeit und Gefälligkeit die Grundfarbe ihres Charakters, und anstatt der Härte und Verbtheit, deren sich Männer von einer arbeitsvollen Lebensart gegen einander bedienen, sind sie gegenseitig stets verbindlich und willfährig; sie tauschen wechselseitig mancherlei Dienste aus, und leisten einander in jeder Noth Beistand und Trost. Stets bedienen sie sich der Benennungen: »Cousin« und »Bruder«, wenn sie auch in der That nicht Verwandte sind. Ihr natürlicher guter Wille ward wahrscheinlich durch die Gemeinschaft der Abentheurer und Mühsale in ihrem unsichern Wanderleben erhöht.

Niemand ist seinem Geschäftsherrn ergebener, niemand tauglicher zu langdauernden Strapazen, niemand gutgelanuter bei Entbehrungen. Nie sind sie glücklicher, als wenn sie auf langen beschwerlichen Expeditionen sich befinden, wo sie die Ströme befahren oder längs der Küsten schiffen, wo sie die Nacht über an den Ufern unter freiem Himmel kampiren und, rund um ihre Feuer gelagert, schlafen. Sie sind geschickte Schiffer, kraftvoll und gewandt mit dem Ruder, und ohne Murren würden sie vom Morgen bis in die Nacht rudern. Oft singt der Steuermann ein altes traditionelles französisches Lied und regelmäßig fallen sie alle in den Refrain ein, wobei sie mit ihren Rudern den Takt innehalten; und wenn irgend je ihr Geist ermüdet, ihre Thätigkeit erschlappt, bedarf es nur eines Gefanges dieser Art, um von Neuem ihren Muth und ihre Thatkraft zu beleben. Die canadischen Gewässer passen zu diesen kleinen französischen Liebchen, die seit den frühesten Tagen der Colonie von Mund zu Munde widerhallten und sich vom Vater auf den Sohn vererbten, und es bringt eine sehr amuthige Wirkung hervor, an einem stillen, goldenen Sommerabend ein Schiff längs der Bucht eines Sees dahin gleiten zu sehen, dessen Ruder zu den Cadenzen dieser niedlichen alten Weisen plätschern, oder es zu sehen, wenn es bei einem vollen Chöre, an einem lichten sonnigen Morgen, die klare Strömung eines der canadischen Flüsse hinab schnell vorübersegelt.

Aber wir sprechen von Dingen, die bereits schnell verschwinden. Das Umhergreifen mechanischer Erfindungen vertreibt alle Poësie. Die Dampfboote — sie, die unsere Seen und Ströme ihrer Wildheit und ihres romantischen Anstrichs berauben, die die Welt in einen Gemeinplatz verwandeln helfen — beweisen sich eben so nachtheilig für das Geschlecht der canadischen Befahrer der Seen, als sie es gegen die Schiffer des Mississippi gewesen. Ihre Glorie ist dahin! Nicht länger sind sie die Herren der Binnenseen, nicht länger die Beschiffer der Wildnis. Manchen mag man wohl noch zufällig längs der Küsten eines düstern Sees auf seinem gebrechlichen Rahne dahin fahren oder an dem

*) Wir beeilen uns, unsern Lesern einige Bruchstücke aus Washington Irving's neuestem Werke mitzutheilen, von dem bis jetzt noch keine deutsche Uebersetzung erschienen ist, und versprechen, auch ferner sobald als möglich aus den neuesten Werken der deutschen und ausländischen Literatur Auszüge zu liefern.

Ufer sein Lager aufschlagen und sein Feuer anmachen sehen: aber ihre Wanderungen sind auf diese fernen Gewässer und die seichten, verschlammten Flüsse, welche das Dampfboot nicht befährt, beschränkt! Mit dem Verlaufe der Jahre werden auch sie allmählig verschwinden, ihre Gefänge werden verhallen, wie das Echo, das sie einst weckten, und die Befahrer der Seen werden ein vergessenes Geschlecht, oder man wird ihrer, wie ihrer Genossen, der Indianer, nur in poetischen Schilderungen vergangener Zeiten erwähnen!«

2.

Trauriges Schicksal des Schiffes Tonquin.

Unverkennbar waren die großen Vortheile, welche der Pelzhandel den Besitzern der weiten, wüsten Gebiete Nordamerikas, zuerst den Franzosen, dann den Briten, gebracht hatte. Als die nordamerikanischen Freistaaten sich von ihrem Mutterlande, England, losgerissen hatten: gedachten auch sie, ihren Antheil von diesen unberechenbaren Gewinnten zu ziehen. Da faßte Johann Jakob Astor, ein Deutscher, von Heidelberg gebürtig, der sich in Nordamerika angesiedelt und durch den Pelzhandel bereichert hatte, den Entschluß, dieses Geschäft zu erweitern, und entwarf einen Riesenplan zu diesem Zwecke. Ein Schiff, Tonquin, unter Capitain Thorn, ward (1810) ausgerüstet, um nach der Westküste Nordamerikas zu segeln und dort an einem geeigneten Orte eine Colonie zu errichten. Zwischen dieser Ansiedlung und New-York sollte eine lange Kette von Faktoreien und Handelsposten mitten durch die noch unbekanntes Wildnisse des Innern Nordamerikas den Verkehr mit den indianischen Jägern erleichtern, und die Verbindung zwischen den beiden Endpunkten dieser großartig gedachten Handelslinie herstellen. Von der neu errichteten Colonie aus konnte man dann leicht das Pelzwerk nach China, dem Hauptmarkte dieser Waare, verschiffen und den Gewinn zur See nach New-York bringen. Zugleich ward auch eine Abtheilung, unter Anführung des Hrn. Hunt, beordert, zu Lande über die Felsengebirge (Rocky-Mountains) nach der Westküste des Gebietes der Freistaaten vorzudringen. — Das Schiff Tonquin gelangte auch wirklich an den Ort seiner Bestimmung. Nahe an der Mündung des Columbia- oder Oregon-Flusses ward die Niederlassung gegründet, und dem Stifter und Haupt dieses großartigen Unternehmens zu Ehren: »Astoria« genannt. Eine Abtheilung unter David Stuart, einem der Theilnehmer, zog aus, um das Innere des Landes zu durchforschen und mit den indianischen Stämmen Unterhandlungen anzuknüpfen, unterdeß der Tonquin die Meeresküste untersuchte. — Nachdem wir diese eben so gedrängte als nothwendige Einleitung vorangeschickt haben, lassen wir Washington Irving selbst erzählen:

»Die Abfahrt des Tonquin sowohl, als die Abreise des Herrn David Stuart und seiner Abtheilung hatten eine auffallende Veränderung in den Angelegenheiten Astorias hervorgebracht. Die Eingebornen, noch vor Kurzem schaarenweise auf dem Plage versammelt, begannen alsbald sich nach und nach zu entfernen, bis zuletzt nicht ein Indianer mehr zu sehen war. Anfangs schrieb man dies dem Mangel an Thierfellen, mit denen sie handeln wollten, zu, aber bald klärte sich dieses Geheimniß auf eine drohendere Weise auf. Es hieß,

eine Verschwörung der benachbarten Stämme sei im Beginne, sie hätten einen wohlberechneten Angriff gegen die weißen Männer, deren Anzahl nun so verringert war, im Sinne. Zu diesem Zwecke fände, unter dem Vorwande, Störe zu fischen, in einer nahen Bucht eine Versammlung der Krieger Statt, und aus Süden und Norden würden Flotten von Canoës erwartet, die sich mit diesen vereinigen wollten. Selbst Comcomly, der einäugige Häuptling, trotz seiner dem Herrn M'Dougal (einem der Theilnehmer dieser Handelsunternehmung) versprochenen Freundschaft, war stark im Verdachte, an dieser allgemeinen Verschwörung Theil zu nehmen.

»Erschreckt durch die Gerüchte von dieser nahenden Gefahr, unterbrachen die Astorier alsbald ihre gewöhnlichen Arbeiten und begannen mit aller Eile zeitweilige Bollwerke, als Vertheidigungs- und Zufluchtsörter, aufzuwerfen. Binnen wenigen Tagen hatten sie ihr Wohngebäude und ihre Magazine mit einer Pfahlumzäunung von 90 Fuß im Gevierte umgeben, an deren Flanken 2 Bastionen errichtet und in diesen 4 Vierpfünder aufgestellt. Bei Tag übten sie sich in dem Gebrauche ihrer Waffen, um sich so für ihre militärische Laufbahn vorzubereiten; des Nachts zogen sie sich in ihre Bastei zurück und stellten Wachen aus, um sich vor Ueberfall zu bewahren. So hofften sie, selbst im Falle eines Angriffs, sich bis zur Ankunft der vom Herrn Hunt über die Felsengebirge herbeigeführten Abtheilung, oder bis zur Rückkehr des Tonquin halten zu können. Aber die letztere Hoffnung sollte bald zerstört werden. Anfangs August erschien ein wandernder Trupp Indianer von der Meerenge Juan de Fuca, (im Süden der Vancouver-Insel, nördlich von der Mündung des Columbiaflusses) in der Mündung des Columbiastromes, um dasselbst Störe zu fischen. Sie brachten schauerhafte Nachrichten vom Tonquin, die zwar Anfangs als bloße Märchen behandelt, aber nur zu traurig von einem andern Stamme, der wenige Tage später anlangte, bestätigt wurden. Wir wollen die Umstände dieses traurigen Ereignisses so genau erzählen, als es nur immer die zufälligen Widersprüche in den hievon Erwähnung thnenden Nachrichten uns gestatten.

»Wir haben bereits gesagt, daß der Tonquin am 5. Juni (1811) aus der Mündung des Flusses absegelte. Die gesammte Anzahl der Personen, die er an Bord hatte, belief sich auf drei und zwanzig. In einer der äußern Buchten nahm er von einem Fischercanoë einen Indianer, Namens Lamazee, auf, der bereits zwei Reisen längs der Küste gemacht hatte, und einigeg von den Sprachen der verschiedenen Stämme verstand. Er willigte ein, sie als Dolmetscher zu begleiten.

»Gegen Norden steuernd, erreichte Capitain Thorn in wenigen Tagen die Bancovers-Insel, und warf in dem Hafen von New-Cete Anker, ganz gegen den Rath seines indianischen Dolmetschers, der ihn vor dem treulosen Charakter der Eingebornen dieses Theiles der Küste warnte. Bald kamen Schaaren von Canoës heran und brachten Seeotterfelle zum Verkauf. Es war zu spät am Tage, um noch einen Handel zu beginnen, nur Herr M'Kay, von einigen Mann begleitet, ging aus Land nach einem großen Dorfe, um Wicananish, den Häuptling des umliegenden Gebietes, zu besuchen. Sechs der Eingebornen blieben als Weiseln

am Bord. Sie wurden mit großen Freundschaftsversprechungen empfangen und gastlich behandelt, und ein Lager von Seeotterfellen ward für M'Kay in dem Hause des Häuptlings, woselbst man sie zu übernachten vermocht hatte, bereitet.

»Am Morgen, noch bevor Herr M'Kay auf's Schiff zurückgekehrt war, kamen bedeutende Schaaren Eingeborner, von zwei Söhnen Wicananish's angeführt, in ihren Canoës, um zu handeln. Da sie einen Ueberfluß an Seeotterfellen brachten und es jeden Anschein eines lebhaften Handels hatte, wartete Capitain Thorn nicht auf die Rückkehr Hrn. M'Kay's, sondern breitete seine Waaren auf dem Verdecke aus, und machte eine lockende Ausstellung von Decken, Kleidern, Messern, Knöpfen und Fischangeln, und hoffte einen schnellen und gewinnreichen Absatz. Aber die Indianer waren nicht so hitzig und einfältig, als er vorausgesetzt hatte, denn sie hatten bereits von Kaufleuten, die zufällig an diese Küste gekommen waren, die Kunst des Feilschens und den Werth der Waaren kennen gelernt. Sie wurden von einem verschlagenen alten Häuptling, Namens Nookamis, geleitet, welcher im Handel mit Schiffen aus Neuengland ergraut war, und sich selbst auf seine Schlanheit etwas zu Gute that. Seine Meinung schien den Markt zu leiten. Wenn Capitain Thorn ein nach seinem Dafürhalten annehmbares Anbot für ein Otternfell that, behandelte ihn der alte listige Indianer mit Verachtung und forderte mehr als das Doppelte. Seine Gefährten erhielten Wink von ihm, und nicht ein Otternfell war um einen erträglichen Preis zu haben.

»Der alte Geselle verfehlte aber sein Ziel und verkaufte den Charakter des Mannes, mit welchem er handelte. Thorn war ein schlichter, gradaus gehender Seemann, hatte nie zweierlei Meinungen, noch zweierlei Preise im Handel, besaß nicht viel Geduld noch Geschmeidigkeit, und ermangelte gänzlich aller Kniffe des Feilschens. Zudem besaß er einen guten Theil starren, aber doch edlen Stolzes und es war ihm die ganze wilde Race höchst verächtlich. Er ließ demnach jeden weiteren Versuch, mit seinen an Vorwänden und Ausflüchten reichen Kunden zu handeln, fahren, steckte die Hände in die Taschen und spazierte in düsterm Schweigen auf dem Verdecke auf und ab. Der verschlagene alte Indianer folgte ihm hin und her, hielt ihm bei jeder Wendung ein Seeotternfell vor und redete ihm zu, den Handel fortzusetzen. Da er aber jedes andere Mittel unnütz fand, änderte er plötzlich den Ton und begann den Capitain über die niedrigen Preise, die er geboten hatte, aufzuziehen und zu bespötteln. Das war zu viel für die Geduld des Capitains, der nie großen Geschmach an einem Scherze fand, am wenigsten dann, wenn dieser auf seine Kosten ging. Er wendete sich plötzlich gegen seinen Verfolger, riß ihm die vorgehaltene Otterhaut aus den Händen, scheuerte ihm damit das Gesicht und verabschiedete ihn über Bord mit einer nicht allzu höflichen Berührung, welche seinen Abzug beschleunigen sollte. Dann warf er die Pelze rechts und links auf dem Verdecke herum und brach den Markt auf die schmachlichste Weise ab. Der alte Nookamis kam in wüthendem Zorne auf der Küste an; hier trat noch Shewish, einer der Söhne Wicananish's,

zu ihm und fachte seine Rachegefühle an; und bald war das Schiff ganz von den Eingebornen verlassen.«

»Als Herr M'Kay an Bord zurückkehrte, erzählte ihm der Dolmetscher, was geschehen war, und bat ihn, den Capitain zum Fortsegeln zu überreden, indem — soweit er das Temperament und den Hochmuth dieses Volkes kenne — es ganz sicher sei, daß sie die einem ihrer Häuptlinge angethane Unbill ahnden würden. Herr M'Kay, der selbst einige Erfahrungen über den indianischen Charakter hatte, ging zu dem Capitain, welcher stumm und übler Laune auf dem Verdecke auf und ab schritt, stellte ihm die Gefahr vor, in welche sein übereiltes Benehmen das Schiff gebracht hatte, und drang in ihn, die Anker zu lichten. Der Capitain nahm seine Rathschläge sehr leicht, und deutete auf seine Canonen und Feuergewehre, als eine hinreichende Schutzwache gegen nackte Wilde. Weitere Vorstellungen brachten nur spöttische Antworten und beißende Erwiderungen hervor. Der Tag verging ohne Anzeichen einer Feindseligkeit und des Nachts zog sich der Capitain wie gewöhnlich in seine Kajüte zurück, ohne mehr als die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln zu treffen.

»Am folgenden Morgen, bei Tagesanbruch, während der Capitain und Herr M'Kay noch schliefen, kam längs der Schiffseite ein Canoë heran, in welchem zwanzig Indianer, befehligt von dem jungen Shewish, waren. Sie trugen keine Waffen, ihr Aussehen und Betragen war freundlich, und, ihre Otternfelle empothaltend, machten sie Zeichen, daß sie zu handeln wünschten. Die Vorsicht, welche Herr Astor in Betreff des Zulassens von Indianern an Bord anempfohlen hatte, war schon seit einiger Zeit vernachlässigt worden, und der Officier der Wache, in Betracht, daß die in den Canoës ohne Waffen seien und er keinen Befehl, das Gegentheil zu thun, erhalten hatte, erlaubte ihnen willig, das Verdeck zu besteigen. Ein anderes Canoë folgte bald nach, dessen Schiffsvolk auf gleiche Weise zugelassen wurde. In kurzer Zeit kamen noch andere Canoës und bald erkletterten von allen Seiten die Indianer das Schiff. Nun fühlte sich der wachhabende Officier etwas beunruhigt und rief den Capitain Thorn und Herrn M'Kay. Als sie auf's Verdeck kamen, war es bereits von Indianern vollgedrängt. Der Dolmetscher bemerkte gegen Herrn M'Kay, daß manche der Eingebornen kurze Mäntel trügen, und theilte ihm seinen Verdacht mit, daß sie insgeheim bewaffnet wären. M'Kay drang in den Capitain, die Indianer zu entfernen und in See zu stechen, dieser aber beachtete abermals diesen Rath nicht. Doch die immer größer werdende Anzahl der Canoës rund um das Schiff, wie auch die Schaaren jener, welche noch immer vom Lande abstiepen, erweckten endlich dennoch Argwohn in ihm, und er befahl einigen von seinem Schiffsvolk, die Anker zu heben, während andere beauftragt wurden, die Segel beizusetzen.

»Nun waren die Indianer erbötig, mit dem Capitain nach seinen eigenen Bedingungen zu handeln, scheinbar angetrieben durch die nahe Abfahrt des Schiffes. Demgemäß begann ein geräuschvoller Markt. Die am meisten von den Indianern zum Eintausch gesuchten Artikel waren Messer, und sobald einige mit selben versehen waren, traten sie ab und andere folgten. Nach und nach waren auf diese Art Alle auf dem Verdecke

vertheilt, und Alle mit Waffen. — Die Anker waren nun gelichtet, die Segel losgemacht und der Capitain befahl nun in einem lauten und gebieterischen Tone, daß das Schiff geräumt werden solle. In diesem Augenblick ward ein durchdringend gellendes Signal gegeben, von allen Seiten widerhallte es, wohin man sah, wurden Messer und Kriegskeulen geschwungen, und auf ihre erkohrnen Opfer stürzten die Wilden. Der erste, welcher fiel, war Herr Lewis, der Schiffschreiber. Er lehnte sich gerade mit gekreuzten Armen auf einen Ballen mit Decken und war mit dem Handel beschäftigt, als er einen tödtlichen Stoß in den Rücken empfing und die Cajütentreppe hinabfiel. Herr McKay, welcher gerade am Hackbord saß, sprang auf, wurde aber augenblicklich durch eine Kriegskeule niedergeschmettert und fiel rückwärts ins Meer, wo ihm die Weiber in den Canoës den Rest gaben.

»Unterdeß bestand Capitain Thorn ein verzweifelttes Gefecht mit einer furchtbaren Uibermacht. Er war ein starker, entschlossener Mann, aber ohne Waffen aufs Berdeck gekommen. Shemish, der junge Hauptling, hatte ihn zu seinem besondern Opfer erwählt, und stürzte gleich beim ersten Ausbruch des Kampfes auf ihn. Der Capitain hatte bloß Zeit, ein Taschenmesser zu ziehen, und ein Stuch mit demselben streckte den jungen Wilden todt zu seinen Füßen. Einige der rüstigsten Gefährten Shemish's fielen nun über ihn her. Er vertheidigte sich kräftig, theilte rechts und links gräßliche Stiche aus und bedeckte die Schanze (Quardeck) mit Todten und Verwundeten. Seine Absicht war, sich nach seiner Cajüte durchzuschlagen, wo sich die Feuerwaffen befanden, aber er ward durch die Feinde daran gehindert, er war mit Wunden überdeckt und vom Blutverluste ermattet. Für einen Augenblick lehnte er sich an's Steuerruder an, als ein Keulenschlag von hinten ihn aufs Berdeck niederwarf, wo er bald mit Messern todtgestochen und über Bord geworfen ward.

»Während dies auf der Schanze vorging, fand überall auf dem ganzen Schiffe ein zweifelhaftes Handgemenge Statt. Das Schiffsvolk focht verzweifelt mit Messern, Picken und was sie nur immer von Waffen in dem Augenblicke der Uiberraskung hatten ergreifen können. Sie wurden bald von der Uibermacht überwältigt und ohne Erbarmen niedergemetzelt.

»Was jene Sieben betrifft, welche gesandt worden waren, die Segel beizusetzen: so betrachteten diese mit Schrecken die Mehelei unter ihnen. Waffenlos wie sie waren, ließen sie sich während dieser Verwirrung herab, hoffend, zwischen die Berdecke gelangen zu können. Einer fiel bei diesem Vorhaben und ward auf der Stelle niedergemacht; ein anderer erhielt beim Herabsteigen einen tödtlichen Stoß in den Rücken; ein dritter, Stephen Beckes, der Waffenschmied, ward auf den Tod verwundet, als er die Lucke hinabstieg. Den übrigen Vierem gelang der Rückzug in die Cajüte, wo sie Herrn Lewis, zwar noch lebend, aber tödtlich verwundet, trafen. Sie verrammelten die Cajütenthüre, brachen Löcher durch die Cajütentreppe, und eröffneten mit den Musketen und der Munition, die bei der Hand war, ein lebhaftes Feuer, welches bald das Berdeck lichtete.

»Der indianische Dolmetscher, von welchem diese

Einzelheiten auf uns gekommen sind, war ein Augenzeuge dieses tödtlichen Kampfes gewesen. Er hatte keinen Theil daran genommen, und war von den Eingebornen, als einer von ihrem Geschlechte, verschont worden. In der Verwirrung des Augenblicks flüchtete er sich mit den Uibrigen in die Canoës. Die Uiberlebenden vom Schiffsvolke machten nun einen Ausfall und brannten einige der Kanonen des Berdeckes los, welche eine große Wirkung unter den Canoës hervorbrachten und alle die Wilden nach der Küste trieben.

»Den Tag über kam auch nicht einer, um am Schiffe anzulegen, denn sie waren durch die Feuerwaffen abgeschreckt worden. Die Nacht verstrich auch ohne einen Angriff von Seite der Eingebornen. Als der Tag dämmerte, lag noch der Tonquin ruhig in der Bai vor Anker, seine Segel waren alle gelöst und im Winde flatternd, und nicht Einer von seiner Besatzung zeigte sich. Nach einiger Zeit wagten sich einige Canoës vor, um zu recognosciren, und nahmen den Dolmetscher mit sich. Sie ruderten rings herum, sich vorsichtig in einiger Entfernung haltend, doch nach und nach, als sie das Schiff ruhig und leblos sahen, wurden sie muthiger. Zuletzt zeigte sich ein Mann auf dem Berdecke, den der Dolmetscher für Herrn Lewis erkannte. Er machte freundliche Zeichen und lud sie ein, an Bord zu kommen. Es dauerte lange, bevor sie dieser Einladung zu folgen wagten. Die, welche das Berdeck erstiegen, fanden keinen Widerstand, man erblickte weder Niemanden an Bord, denn Herr Lewis war, nachdem er sie eingeladen hatte, verschwunden. Nun drängten sich andere Canoës vor, ihre Preise zu ersteigen; bald waren die Berdecke gedrängt voll, und die Seiten mit kletternden Wilden bedeckt, alle begierig zu plündern. Da flog inmitten ihrer Gier und ihres Frohlockens das Schiff mit einer furchtbaren Explosion auf. Arme, Schenkel und verstümmelte Leiber waren in die Luft geschleudert, und eine gräßliche Verheerung war ringsum unter den Canoës verbreitet. Der Dolmetscher war zur Zeit der Explosion an den mittlern Puttingen gewesen und unverletzt in das Wasser geschleudert worden, von wo er in eines der Canoës gelangte. Nach seiner Angabe bot die Bai nach dieser Katastrophe ein ergreifendes Schauspiel. Das Schiff war verschwunden, aber die Luft war mit Bruchstücken des Bracks überdeckt, mit zerschmetterten Canoës, mit Indianern, die, um ihr Leben zu retten, aus Ufer schwammen, oder den Todeskampf kämpften; während jene, welche der Gefahr entronnen waren, erschrocken und betäubt starrten oder mit beinahe wahnsinniger Furcht nach der Küste eilten. Uiber hundert Wilde hatte die Explosion zerschmettert, weit mehre waren gräßlich verstümmelt, und noch nach mehren Tagen warf das Meer Glieder und Leiber der zu Grunde gegangenen an Strand.

»Die Einwohner von Neweete waren in äußerster Bestürzung über dieses gräßliche Unglück, welches mitten in ihrem höchsten Triumph über sie hereingebrochen war. Die Krieger saßen stumm und trauernd, während ihre Weiber mit lauten Wehklagen die Luft erfüllten. Ihr Jammern und Heulen ward aber plötzlich in Wuthgeschrei verwandelt bei dem Anblicke von vier unglücklichen Weißen, welche gefangen in das

Dorf gebracht wurden. Sie waren in einem der Schiffsböote gegen die Küste getrieben, und in einer geringen Entfernung vom Strande gefangen genommen worden.

»Dem Dolmetscher wurde erlaubt, mit ihnen zu reden, es zeigte sich, daß es die vier braven Bursche seien, welche von der Cajüte aus sich so verzweifelt vertheidigt hatten. Der Dolmetscher brachte aus ihnen einige der bereits angeführten Einzelheiten heraus. Sie sagten ihm weiter, daß, nachdem sie den Feind vertrieben hatten, Lewis ihnen gerathen hätte, sie sollten das Sabeltau fappen und in die See zu stechen suchen. Sie waren abgeneigt, den Rath anzunehmen, indem sie anführten, daß der Wind zu stark in die Bucht bliese und sie an Strand treiben würde. Doch entschlossen sie sich, sobald es finster wäre, still in das Schiffsböot zu steigen, was sie unbemerkt thun zu können glaubten, und dann der Küste entlang nach Astoria zurückzuschiffen. Sie setzten ihren Entschluß ins Werk; aber Lewis weigerte sich, sie zu begleiten, indem er durch seine Wunden daran verhindert, und ohne Hoffnung des Entkommens, übrigens entschlossen wäre, eine schreckliche Rache zu nehmen. Schon bei der Abfahrt (von New-York) hatte er zu wiederholtenmalen ein Borgefühl ausgesprochen, daß er durch seine eigene Hand sterben würde; denn er hielt es für höchst möglich, daß er in irgend einen Kampf mit den Eingebornen gerathen würde, und war entschlossen, im äußersten Falle lieber einen Selbstmord zu begehen, als sich zum Gefangenen machen zu lassen. Er erklärte nun seine Absicht, an Bord des Schiffes bis zum Tagesanbruch zu bleiben, dann soviel nur immer möglich Indianer an Bord zu locken, Feuer aus Pulvermagazin zu legen, und so sein Leben mit einer bezeichnenden Rachehandlung zu beschließen. Den Erfolg haben wir bereits gesehen. Seine Gefährten sagten ihm ein trauriges Lebewohl und fuhren auf ihre unsichere Expedition aus. Sie mühten sich mit aller Kraft und Gewalt, aus der Bai zu kommen; fanden es aber unmöglich, eine Landspitze zu umschiffen, und waren zuletzt genöthigt, in einer engen Bucht Schutz zu suchen, wo sie so lange verborgen zu bleiben hofften, bis der Wind günstiger seyn würde. Erschöpft durch Anstrengungen und Wachen fielen sie in einen tiefen Schlaf, und in diesem Zustande wurden sie von den Wilden überrascht. Besser wäre es für diese unglücklichen Männer gewesen, sie hätten mit Lewis ausgeharrt und seinen Helldentod getheilt: jetzt gingen sie auf eine schmerzhaftere und langsamere Art zu Grunde — sie wurden mit all' den schleichenden Martern wilder Grausamkeit von den Eingebornen den Manen ihrer Feinde geopfert. Einige Zeit nach ihrem Tode bewerkstelligte der Dolmetscher, der gleichfalls als Gefangener, doch ohne strenge Aufsicht, zurückgeblieben war, seine Flucht, und brachte diese traurigen Nachrichten nach Astoria.«

3.

Der große Pockenhauptling.

»Die Nachrichten von dem Verluste des Tonquin und von der Niedermetzung seiner Mannschaft versetzten die Gemüther der Astorier in Schrecken. Sie sahen sich — eine Handvoll Leute — an einer wilden Küste, umzingelt von feindlichen Stämmen, welche durch die

letzte schauerhafte Katastrophe ohne Zweifel zu Gewaltthaten gereizt und ermuthigt werden würden. Unter diesen Umständen nahm Herr M'Dougal zu einer List seine Zuflucht, durch welche er aus der Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der Wilden Vortheil zog, und welche gewiß seinen Scharfsinn beweist.

»Die Eingebornen der Küste so wie aller Gegenden im Westen der Rocky-Mountains haben eine außerordentliche Furcht vor den Pocken. — Diese furchtbare Geißel war einige Jahre zuvor unter ihnen erschienen und hatte ganze Stämme weggerafft. Ihr Ursprung und ihre Natur sind in ein Geheimniß eingehüllt und sie halten sie für ein Uibel, welches entweder der große Geist über sie verhängt hat, oder welches die weißen Männer unter sie brachten; letztere Idee faßte Herr M'Dougal auf. Er versammelte einige Hauptlinge, von denen er glaubte, daß sie bei der Verschwörung seien. Als sich alle rings herum niedergesetzt hatten, erklärte er, er habe von dem verrätherischen Benehmen einiger ihrer nördlichen Brüder gegen den Tonquin gehört, und sei zur Rache entschlossen. »Die weißen Männer unter Euch,« so sprach er, »sind, es ist wahr, nur gering an Zahl, aber sie sind mächtig in der Arzneikunde. Sehet her!« fuhr er fort, zog hiebei eine kleine Flasche hervor und hielt sie vor ihre Augen — »in dieser Flasche verwahre ich die Pocken, wohl zugespöpft; ich brauche bloß den Korkpfropf herauszuziehen, und losgelassen ist die Pest, hinwegzuraffen Mann, Weib und Kind von der Oberfläche der Erde.

»Die Hauptlinge waren betäubt von Schrecken und Unruhe. Sie flehten ihn an, die Flasche nicht zu entstöpseln, denn sie und all' ihr Volk wären feste Freunde der weißen Männer und würden es immer bleiben; wären aber die Pocken erst einmal losgelassen, dann würden sie gleich einem Waldbrande die ganze Gegend durchrasen, wegraffend Gute und Böse; und sicher würden die Weißen nicht so ungerecht seyn, ihre Freunde für die von ihren Feinden begangenen Verbrechen zu strafen.

»Herr M'Dougal stellte sich durch ihre Gründe erweicht und gab ihnen die Versicherung, daß, so lange die weißen Männer unbelästigt, und ihre indianischen Nachbarn in ihrem Betragen gastlich und freundlich bleiben würden, auch die Phiole des Zornes versiegelt bleiben solle; aber bei der geringsten feindseligen Handlung werde der unheilsschwere Pfropf herausgezogen werden.

»Von dieser Zeit an ward er sehr von den Eingebornen gefürchtet, als einer, der ihr Geschick in seinen Händen hielt, und sie nannten ihn vorzugsweise: »den großen Pockenhauptling« (the Great Smallpox Chief).«

Eine Elephantenjagd.

(Aus des englischen Lieutenant's Moodie's Beschreibung der Jagden auf wilde Thiere in Sud-Afrika.)

Der schöne Strom, den die Kaffern den Gualama nennen, nimmt, nachdem er das Dorf, wo wir uns aufhielten, verlassen, seinen Lauf durch ein ausgebehntes

tes Gehölze oder Gestrüppe, kommt dann wieder auf einer freien Wiese zum Vorschein und fließt einige hundert Schritte dicht an den steilen Hügeln auf der einen Seite des Thales dahin, bis er sich wieder in einen langen Streif des Gehölzes verliert. Da ich in dem Gestrüppe den Pfad verloren hatte, konnte ich die Jäger nicht mehr einholen, bis sie die Elephanten schon aus ihrem ersten Lager herausgetrieben hatten.

Als ich aus dem Gestrüppe heraus war und über die Wiese nach einer Schlucht oder einem Hohlweg hin mich begeben wollte, von wo ich Schüsse vernahm, wurde ich plötzlich vor der herannahenden Gefahr durch lautes Schreien: »Paß op« — »merkt auf« — gewarnt, welches zugleich mit meinem Namen holländisch und englisch herüberschallte, und in demselben Augenblicke hörte ich schon das Knacken von gebrochenen Aesten, das durch die Elephanten verursacht wurde, die durch den Wald daher tobten und deren ängstliches Geschrei an den steilen Ufern des Flusses einen Wiederhall fand.

Unmittelbar darauf stürzte ein großer weiblicher Elefant, begleitet von drei andern, die etwas kleiner waren, aus dem Gebüsch heraus, das sich am Ufer hinzog. Da sie nur einige hundert Schritte von mir entfernt waren und gerade auf mich zurannten, hatte ich nicht viel Zeit, über meine Bewegung nachzudenken und allein und inmitten eines offenen Platzes stehend sah ich voraus, daß ich verloren sei, wenn ich schießen wollte und das Gewehr mir versagte.

Ich zog mich daher eilig aus der Richtung, welche die Thiere genommen hatten, zurück, in der Meinung, sie hätten mich nicht bemerkt, und wollte sodann eine günstige Gelegenheit abwarten, um auf sie zu schießen. Hierin hatte ich mich jedoch getäuscht, denn indem ich zurückbliebte, gewahrte ich zu meinem Schrecken, daß sie ihre frühere Richtung verlassen hatten und eiligst meine Spur verfolgten. Unter diesen Umständen war ich entschlossen, meinen Schuß bis auf die äußerste Gefahr aufzubewahren; ich wandte mich in einem rechten Winkel auf die entgegengesetzte Seite hin und eilte ans Ufer des seichten Flusses, in der Absicht, mich in den Felsen zu verbergen, wo ich ganz sicher gewesen wäre.

Noch war ich jedoch gegen hundert Schritte vom Flusse entfernt, als die Elephanten mir schon auf zwanzig Schritte nahe waren; das große Weibchen in der Mitte, die andern auf beiden Seiten desselben, gerade als ob sie die Absicht gehabt hätten, sich meiner zu versichern; dabei schrieten sie alle so fürchterlich, daß ich von dem Lärm fast betäubt wurde. Ich wandte mich nun um, spannte den Hahn meines Gewehrs und zielte nach dem Kopfe des Weibchens. Da jedoch das Pulver unglücklichweise feucht geworden war, blieb der Schuß zurück, und eben wollte ich das Gewehr absetzen, als es plötzlich losging und die Kugel das Thier an der Seite des Kopfes streifte. Einen Augenblick stand es unbeweglich, dann aber rannte es wüthend auf mich los. Ich fiel, kann jedoch nicht sagen, ob von seinem Rüssel niedergeworfen oder nicht. Es drang dann mit seinem Zahn auf mich ein. Zum Glück hatte es nur einen einzigen, der, noch glücklicher für mich, sein Ziel verfehlte. Darauf packte es mich mit dem Rüssel in der Mitte des Körpers an, warf mich zwischen seine Vor-

derfüße und schlug mich einige Zeit so herum; ich war nicht in der Lage die Augenblicke zu zählen, doch meinem Gefühle nach zu urtheilen, schien es mir unerträglich lange zu währen, und ich hatte gute Ursache, mich über den »bleiern Flug« der Minuten zu beklagen, die in meiner unbequemen Lage mir wie Stunden vorkamen.

Einmal drückte es seinen Fuß mit solcher Gewalt auf meine Brust, daß sich die Knochen unter der Last zu biegen schienen, dann trat es mir auf die Mitte des Armes, der jedoch glücklicherweise flach auf der Erde auflag. Während dieses rauhen Verfahrens verlor ich dennoch nicht gänzlich die Besinnung, und ich zweifelte nicht, daß das Thier meine Rechnung mit dieser Welt abschließen wollte; nur der Rundung seines Fußes hatte ich meine Rettung zu verdanken, in dem ich den Körper und die Glieder so zusammenbog, daß ich seinem unmittelbaren Tritte immer auszuweichen suchte.

Während ich noch unter seinen Stößen seufzte, feuerte der Lieutenant Ghisholm, von dem königlichen afrikanischen Corps, und Dietrich, ein Hottentotte, von einem benachbarten Berge mehre Schüsse auf den Elephanten ab, wovon eine Kugel ihm in der Schulter stecken blieb; zu gleicher Zeit schrieten die andern Elephanten, die sich zurückgezogen hatten, aus dem Walde her, daher er mich endlich, jedoch zögernd, verließ, indem er mir noch einen oder zwei Stöße mit den Hinterfüßen versetzte. Ich erhob mich nun, raffte mein Gewehr auf und wankte so eilig davon, als meine ächzenden Gebeine es zuließen; da ich jedoch bemerkte, wie der Elefant sich nochmals umwandte, als ob er einen wiederholten Angriff auf mein Leben beabsichtigte, warf ich mich ins hohe Gras nieder, und entging so seiner weitern Beobachtung.

Als ich die Spitze des Hügels erreichte, traf ich auf meinen Bruder, der diesmal der Jagd nicht beigewohnt hatte, aber herausgerannt war, da ihm einer von den Leuten erzählte, es sei eben jetzt Jemand von einem Elephanten getödtet worden, er wisse nicht, ob ich oder Herr Ghisholm es sei; getödtet worden sei er aber gewiß, denn er habe das zerschmetterte Gehirn gesehen. Als bald hörte er von andern Leuten, denen er begegnete, daß ich der Unglückliche sei, und er war natürlich nicht wenig erstaunt, als er mich mit ganzen Knochen, obschon vom Kopf bis zu den Füßen mit Schlamm bedeckt, vor sich sah.

Mein Gesicht war freilich von den Füßen des Elephanten, die eben nicht die zartesten waren, ziemlich zerkratzt, meine Rippen knackten noch immer und der rechte Arm war blau von den erhaltenen Quetschungen, doch diese Verletzungen waren Kleinigkeiten gegen die Folter, die ich hatte erdulden müssen. S.

M i s c e l l e.

Die Bulbessi-Kurden haben eine merkwürdige Art, Wunden zu heilen. Sie stecken den verwundeten Mann in die frisch abgezogene Haut eines Ochsen, dergestalt, daß nichts als der Kopf freibleibt. Darin lassen sie ihn stecken, bis das Fell anfängt zu faulen.

Die Himmelspringer.

(Eine Nordlands-Sage.)

Die mächtigen Gefühle, von denen wir ergriffen werden, wenn wir eine Kette himmelhoher Gebirge betrachten, entspringen wohl zum großen Theil aus der Ueberzeugung, die unserm Herzen aus der Geschichte aller Sprachen und Völker eingepägt ist, daß solche Länder der Fuß des Eroberers selten betreten, niemals aber in ihnen länger verweilt hat. Wir betrachten diese gigantischen Bollwerke, die über die ganze bekannte Erde zerstreut sind, wie Gränzmarken, die der Schöpfer dem unbezwingbaren Ehrgeize der Menschen gesteckt hat. Wo sie immer ihre altergrauen Häupter erheben, da scheinen sie stolz zu seyn in der Erinnerung an die Niederlagen, welche die Kriegeshelden, deren Ruhm den weiten Erdbreis füllte, oft durch eine kleine Anzahl von Landleuten erlitten, die an ihrem Fuße wohnen.

Diese Betrachtungen beziehen sich insbesondere auf Norwegen, den Schauplatz der nachfolgenden Erzählung, welche sie veranlaßt hat, und die noch oft das warme Nordlandsblut aufregt, wenn ein alter Landmann an einem langen Winterabende sie dem Kreise wiedererzählt, der sich um ihn am Herde seiner Hütte versammelt hat.

Im Jahre 1612 war zwischen Schweden und Norwegen ein Krieg ausgebrochen, der sich vor andern bereits vergessenen Kämpfen, die fast immerwährend zwischen diesen benachbarten, eifersüchtigen Ländern fortbauerten, besonders durch das tragische Ende des Einclair'schen Corps der schottischen Mörten auszeichnete. Die Schotten waren nämlich an der westlichen Küste von Norwegen gelandet, um sich mit ihren Verbündeten, den Schweden, zu vereinigen; sie zogen längs des einzigen Gebirgspasses, der nach Schweden führte, dahin, wurden jedoch von dem Landvolke in den tiefen Schluchten des Golbrandsthal's gänzlich vernichtet. Zu eben der Zeit, wo sie in Schweden anlangen sollten, hatte sich eine kleine Abtheilung des schwedischen Heeres, die in Jemtland lag, entschlossen, ihren Mörten entgegen zu gehen, von deren Anrücken sie Nachricht erhalten hatte; sie wollten sie über die Gränze geleiten, indem sie die Gebirgspässe durchschnitten und sich auf der jenseitigen Gränze mit ihnen in Vereinigung setzten. Diese Abtheilung zählte etwa 300 Krieger, sie bestand jedoch aus der Blüthe des schwedischen Heeres. Ihr Entschluß war, die Gränze an der unzugänglichsten Stelle zu überschreiten; denn sie glaubten, die Norweger würden ihr Heer in der südlichen Gegend, wo ihnen ein schwedisches Heer entgegenstand, versammeln, während im Norden der tiefe Schnee die Gebirge so unzugänglich machte, daß dort nicht wohl eine Vertheidigungslinie aufgestellt werden konnte.

So langten sie am Fuße des wilden Gebirgspasses vor Ruden an, welcher Ort in dem Rufe stand, für die Schweden unheilbringend zu seyn. Die Kompagnie füllte die wenigen Hütten des kleinen Dörfchens an, das noch diesseits der schwedischen Gränze lag, wo sie zeitig am Tage angelangt waren. Sie erkundigten sich sehr angelegentlich nach einem Führer, da sie noch vor Einbruch der Nacht die Berge zu übersteigen gedachten,

damit die Norweger nicht früher von ihrer Ankunft Nachricht erhielten. Alle ihre Nachforschungen waren jedoch fruchtlos. Viele von den Schweden aus dem Dorfe waren zwar schon jenseits der Berge gewesen, keiner aber besaß das Selbstvertrauen, das nur aus der Gewisheit seines Gegenstandes und selbstbewußter Furchtlosigkeit entsteht, um ihn zu einem sichern und willigen Führer bei einer so gefahrvollen und wichtigen Expedition zu machen. Endlich brach der alte Swyne Koping, der Inhaber des Wirthshauses, worin die Schweden ihr Hauptquartier hatten, in einen Freudenruf aus, den einer hören läßt, welcher plötzlich die glückliche Lösung einer schweren Aufgabe gefunden. »Ei,« rief er, »konnte denn Niemand auf den einzigen Mann in Jemtland verfallen, der allein zu dieser Unternehmung tauglich ist? und er ist doch hier im Orte! Wo ist Irbe Videns?«

Hundert Stimmen wiederholten diese Frage und die Anführer mußten zu ihrem größten Leidwesen hören, daß sie nothwendig bis an den andern Morgen auf den einzigen Mann warten mußten, der fähig und bereit sei, ihnen zum Führer zu dienen. Videns war auf einer Reise aus, und wollte erst des andern Tages heimkehren.

»Wohlan denn,« sagte Erich von Dalin, der Anführer des schwedischen Trupps, »hier ist keine andere Hilfe; bis zu Tagesanbruch müssen wir noch die freundliche Bewirthung unserer Landsleute genießen. Doch seht euch vor, meine Tapfern, daß ihr nicht zu tief in die Krüge guckt. Erinnert euch,« indem er auf die steilen Bergesgipfel hindeutete, die im Schnee erglänzten, »erinnert euch, daß alle, die morgen jenseits derselben schlafen wollen, eines festen Fußes und eines sichern Auges bedürfen. Und du, mein guter Swyne,« sich an den Wirth wendend, der die erste Person im Orte war, »sieh zu, daß kein Laut über unser Anrücken diese norwegischen Tagediebe aufschrecke. Es könnte sich leicht einer hier befinden, der aus Liebe für sein Vaterland die Berge übersteigen und ihnen ein Warnungszeichen geben dürfte.«

»Beim Himmel, du hast recht,« rief der Wirth aus, »hier sitzt Alf Stavenger, der kennt die Hügel besser, als seine eigene Jagdtasche, und er würde sich nichts daraus machen, seinen Landsleuten diese Nachricht alsogleich zu überbringen. Es thut mir sehr leid,« fuhr er fort, sich an Alf wendend, »es thut mir sehr leid, einen alten Freund zum Gefangenen zu machen; doch ihr müßt hier in unserm Gewahrsam bleiben, bis unsere Leute weit genug vorwärts sind.« »Das kümmert mich nicht, ob ich nur diese Nacht oder für immer hier bleiben muß,« entgegnete der Norweger. Erich blickte nun zum erstenmal auf den Sprechenden und er mußte sich gestehen, niemals einen schönern Mann gesehen zu haben. In der Blüthe der Schönheit eines nordischen Jünglings zeichnete sich Alf Stavenger durch Gesichtszüge aus, welche Spuren eines höheren Geistes trugen, als man gewöhnlich in den sorglosen, heitern Gesichtern seiner Landsleute wahrnehmen konnte.

»Spricht der Thalschütze auf solche Art?« fragte Swyne. »Ja wohl,« entgegnete der Jüngling, »wenn man dich von deinem Herde wegtreibt, dann kannst du ein anderes Obdach suchen. Wenn dich dein eigenes

Land austößt, dann bist du genöthigt, dich an den Fremden, selbst an den Feind anzuschließen.«

»Hat Emlen's Vater dich rauh behandelt?« fragte Smyne. — »Kenne mir ihn nicht mehr.« antwortete der junge Landmann ärgerlich. »Sie haben mich mit Zurückweisung, mit Schmach überhäuft, mögen sie der Wiedervergeltung entgegensehen. Ja Skialm Harder wird noch einmal wünschen, ich hätte seine Tochter gefreit, mein Name soll noch auf eine fürchterliche Art durch Norwegen bekannt werden. Schwede, ich selbst will euren Trupp noch diese Nacht über den Lydel führen. Verlaßt euch ganz auf mich und morgen sollt ihr jenseits dieser weißen Bergspitzen weilen.«

»Das wird ein furchtbarer Übergang werden,« sagte ein alter Landmann, »wir haben jetzt keinen Mondschein und es wird stockfinstere Nacht, bevor ihr über den Raeroe kommt.« — »Die Nacht ist für uns wie der Mittag,« entgegnete ein lebhafter junger Soldat, »wir fürchten eure Klippen nicht, und ragten sie bis an den blauen Himmel hinan. Wir haben unser ganzes Leben unter Felsen zugebracht und in unserm eignen Lande nennt man uns die Himmelspringer.« — »Ich will mich dem jungen Norweger anvertrauen,« fuhr der Anführer fort, »verwundeter Stolz und verachtete Liebe mögen wohl Jemanden verleiten, ein Land zu hassen, das ihn ausgestoßen hat und möchte es auch hundertmal sein eigenes seyn.«

Da der Tag sich schon zu Ende neigte, hatte man wenig Zeit mehr mit Zurücksetzungen zu verlieren. Jeder hatte seine Schneeschuhe aus Tannenhölzern bei sich, deren sie sich bedienten, um, nachdem sie die schroffen Anhöhen erklimmen, durch die engen Pässe hinzugleiten, die sich um den Fuß der Klippen herumwinden. Ihr Führer sagte ihnen noch, er würde sie, wenn es dunkel geworden, mit brennenden Fackeln versehen, über deren Anschaffung und Gebrauch er ihnen noch später das Nöthige mittheilen werde. Während ihres schlüpfrigen und schroffen Weges mußten Alf und seine Begleiter gegenseitig den Muth, die Kaltblütigkeit und die Anstrengung bewundern, die jeder von ihnen an den Tag legte, während sie die gefährlichsten Klippen überstiegen; und sie fühlten sich unwillkürlich zu einander hingezogen durch die natürliche, obgleich nicht ausgesprochene Freundschaft, welche edle und hohe Seelen an einander fesselt. Wenige Worte wurden gewechselt, obgleich mehre von den Schweden Alf's Muttersprache kannten, und Alf selbst das Schwedische nicht minder geläufig sprach. Es war von beiden Seiten Stoff genug vorhanden, sich mit seinen eigenen Gedanken zu beschäftigen.

Nach einigen Stunden des beschwerlichsten und erfolgreichen Aufstimmens machten sie auf der beschneiten Spitze eines Berges, den sie eben erstiegen hatten, auf einige Augenblicke Halt, um ihre Schneeschuhe zu befestigen. Sie hatten jetzt die langen schlüpfrigen Engpässe zu durchwandern, die Norwegen ganz eigen sind, wo der Pfad über schmale Felsgrate in einer fürchterlichen Höhe sich hinzieht, und dann wieder an abschüssigen Bergwänden sich herum windet. Hier konnte nur Mann für Mann gehen, und der Führer, der sich an die Spitze gestellt hatte, entzündete nunmehr durch schnelle Reibung einen der Fichtenäste, wovon ein Je-

der sich nach seiner Weisung mit einer hinreichenden Anzahl versehen mußte. Er sagte ihnen mit wenigen energischen Worten: »Hier müßten sie das Schicksal aller derer versuchen, denen es einfiel, Norwegen zu unterjochen; nun wären sie daran, sich wirklich den stolzen Namen der Himmelspringer zu verdienen.« Er hieß sie sich schnell und muthig vorwärts bewegen, indem sie in dicht geschlossener Reihe dem Leuchten seiner Fackel folgten. Jeder trug nun einen brennenden Fichtenast, den sie an dem ihres Führers angezündet, und so, indem jeder sich an das Licht seines Vordermannes hielt, konnten sie die Spur in den abschüssigen Windungen der Felsen nicht verlieren. Die Besonnensten und Thätigsten hatte er in den Hinterzug gestellt, damit sie leicht und geschickt sich über den Schnee fortbewegen könnten, der von den Tritten ihrer Vordermänner aufgewühlt war, und damit sie den Zug der Lichter, ihre einzige Hoffnung und Rettung, dicht an einander hielten. Nunmehr glitten sie in flüchtiger Eile über die schmalen, schlüpfrigen Pfade dahin; bald zeigte sich ein langer Zug pfeilschneller Lichter, und im Augenblicke schienen sie wieder verloschen, und eben so schnell tauchten sie wieder empor bei den scharfen Windungen der Klippen. Die Gefahren des Raeroe, der selbst den Eingebornen auf seinen schwindligen schmalen Pfaden und den fürchterlichen Abgründen schaudern machte, blieben in der Finsterniß den Fremdlingen größtentheils unbekannt, die durch den scharf wehenden Nachtwind des Gebirges, jubelnd gleich geflügelten Göttern dahinglitten.

Bei jedem Schritte wurden die Windungen abschüssiger, und es schien dem, der dem Führer zunächst folgte, daß selbst dieser ängstlich und voll Furcht um sich blicke, und als er bei einer Wendung dicht an ihm kam, sah er beim Scheine seiner Fackel, daß Alf sein Gesicht nach der langen Zeile der fliegenden Sterne umwandte und mit zerstörtem und kummervollem Blicke dahin sah. Um ihn zu ermuntern rief er mit fester und freudiger Stimme: »Kein Zagen, keine Furcht, wackerer Stavenger. Voran, die Himmelspringer folgen Dir.« »Darauf, daran,« rief der Führer zurück, mit einem Schrei, der durch den ganzen Trupp wiederhallte und ihre Eile beflügelte. Ihre Fackeln flogen dahin in einem ununterbrochenen geraden Feuerstrom, als plötzlich ein wilder Todeschrei ertönte, der die Stelle bezeichnete, wo eine Fackel nach der andern in tiefes Schweigen hinabsank. Der Abgrund war so schrecklich, daß kein Laut der Hinabgestürzten heraufdrang; nur den Letzten erreichte das Geschrei der hinabgesunkenen Gefährten, und ihre Herzen brachen still im Tode; kein Aufhalten ihres Pfeilsfluges, keine noch so geschickte Seitenwendung war möglich, sie mußten in den leeren Luftraum hinausstürzen.

Alf Stavenger schauderte oben auf der Spitze des Berges bei dem Todesprunge dieser wackern Männer. Seine Seele hatte sich während ihrer kurzen Wanderung an sie gefesselt, und wären sie nicht als Eroberer in sein Vaterland gekommen, er hätte sie, ihres Muthes wegen, wie Brüder lieben können. Doch Alf war im Herzen ein treuer Nordlandssohn; es ist wahr, er hatte in der Verzweiflung seines Kummeres beschlossen, sein Vaterland für immer zu verlassen, allein als er

sah, daß diese Bande hereindrang, um die Thäler zu verwüsten, die, wie er wußte, ohne Vertheidiger waren, da ward auf einen Augenblick aller Groll vergessen und sein heißes Nordlandsblut begann sich zu regen. Er ward, wie wir gehört haben, verhindert, über die Gebirge zu gehen und seine Landsleute zu warnen, und er wußte, daß, wenn Jerl zurückkehrte, er fähig und auch bereit sey, die Schweden über den Gebirgspass zu geleiten, und im Augenblicke war sein Plan ausgebildet. »Wohl,« dachte er, während der wogende Zug seiner voranleuchtenden Fackel folgte, »wohl sagte ich ihnen, daß sie hier ihren stolzen Namen der Himmelspringer verdienen könnten, daß hier alle, die Norwegen bekriegten, ihrem Schicksale entgegenlitten. Ich sagte, daß Skialm Harder wünschen werde, mir seine Tochter gegeben zu haben, daß mein Name durch eine fürchterliche und wundervolle That in meinem Vaterlande bekannt werden würde. Ich versprach ihnen, sie sollten diese Nacht auf unserer Seite jenseits der Hügel schlafen. Jetzt will ich alles getreulich halten, was ich geschworen. Ich beklage sie herzlich; so tapfer, so jung, so arglos; doch zwei Worte haben mein Herz gestählt — Emlen und Norwegen.«

Alf erinnerte sich sehr wohl einer Stelle, wo ein langer, schmaler Pfad plötzlich an einer Felsenspitze endete, die weit in die Luft hinaustragte; der Weg bog sich dabei so scharf um eine Ecke herum, daß ungewöhnliche Kraft und Vorsicht, selbst bei einem, der wohl auf seiner Huth war, erforderlich wurde, um schnell und sicher sich von dem gähnenden Abgrund abzubiegen und zu verhindern, daß er nicht über die Felsenspitze in die Tiefe hinabstürzte. Diese Stelle ersah er sich zu ihrem Todessturze; und die Schweden konnten unmöglich hier ausbiegen, wenn sie nicht zuvor ausdrücklich vor der Gefahr gewarnt, und dann in der Nähe des Ortes nochmals zur Vorsicht aufgefordert worden.

Als er zurückblickte, wie er die lange Reihe in Windesschnelle ihrem unbekanntem und fürchterlichen Schicksale zuführte, da schauderte er bei dem Gedanken, welchem Tode so viele tapfere und fröhliche Männer hier entgegenrannten. Ein Wort seines nächsten Nachfolgers schreckte ihn auf, er rief ihm zu, ihren Flug noch zu beschleunigen, schob selbst kühn voran, und schleuderte endlich seine Fackel über die Felsenspitze hinab, dort, wo der Weg sich wandte.

Fast wäre er selbst mit in das Verderben seiner Nachfolger hinabgerissen worden, denn bei der Eile der Flüchtigen, die ihm dicht auf der Ferse folgten, war all seine Kraft nöthig, daß er, nachdem er die brennende Fackel vorwärtsgeschleudert, plötzlich seinen Lauf hemmte und schnell um die Ecke umbog, die Leben vom Tode abschied.

Durch diese letzte Wendung hatten sich seine Kräfte vollends erschöpft und er sank für einen Augenblick schwindlich und gefühllos zur Erde; jede Nerve war in der höchsten Spannung für den entscheidenden Augenblick und sein Gehirn drehte sich wild im Kreise. Als er wieder zum Bewußtseyn erwachte, sah er die letzte der Fackeln in den leeren Raum hinabschießen und auf

immer versinken, und mit kaltem Schauer horchte er, wie das Echo den Todeschrei des letzten der Himmelspringer widerhallte. S.

Auszug aus dem Tagebuche eines Reisenden in Nord-Afrika.

Der Vollmond strahlt in ruhiger Klarheit, leise Weste lächeln balsamische Düste vom nahen Ufer herüber, majestätisch segelt unser Schiff unter und über der Sternensaat, welche am hellblauen Nachthimmel glüht und aus dem glatten Spiegel des Oceans zurückglänzt; am fernsten Rand des Horizontes schimmert, wie eine weiße monderhellte Wolke, des Atlas schneeiges Haupt; die Lichtkrone des mächtigen Leuchthurmes wirft lange Strahlenbüschel auf die regungslose See; mitternächtiges Schweigen umfängt die Seele; immer näher rückt der Phantasie ein Riesenleichenam, der in ein weites weißes Bahrtuch gehüllt, an einem dunklen Berge, wie über seinem Grabeshügel lehnt, und das getäuschte Auge erblickt:

Algie r.

Am nächsten Morgen betrat ich die Küste der alten Africa, und es durchwehten mich die Schauer der Geschichte dieses Welttheils mit wunderbaren Erinnerungen.

Auch am Tage staunte ich nicht minder über das wunderfame Bild dieser schlohweißen, dächerlosen Stadt, die einem gekappten Zuckerhute gleicht, und so gedrängt gebaut ist, daß nur wenig Straßen über 6 Fuß Breite haben. Die vielen hervorragenden Minarets gleichen unsern altmodischen großen runden Porzellanöfen mit einem Kranz von Schnörkeln; auch an einem Aufsatz fehlt es ihnen nicht, doch statt eines Amors, einer Venus oder Diana, streckt immer der halbe Mond sein Horn darüber empor.

Noch eigenthümlicher ist das Innere dieser Stadt aus Biscuit — wie sie ein humoristischer Reisender nennt; zumal jetzt, wo das buntestfarbigste Gemengsel der alten und neuen Welt, Afrikaner und Franzosen, seltsam kontrastiren. —

Als ich vom Molo zum Hafenthor gelangt war, drang ein großer Zug von Menschen, Eseln, Maulthieren, Kameelen und Hunden wimmelnd daraus hervor. Die Karikatur einer dicken Negerin mit Drang-Dutangsphysiognomie; auf dem Rücken eine Art Bettsock, aus dem links und rechts ein kleiner Kinderkopf hervorguckte, ritt an der Spitze und eine bunte Volksmenge folgte dem Troß.

Ich trat jetzt in die Stadt und erblickte allenthalben Mauertrümmer und halbe Ruinen, in welche die Franzosen alle vorspringenden Gebäude zur Breitung der eignen Hauptstraßen verwandelten.

Siliges buntes Gewühl schwirrte zwischen dem Schutt. Schwarze Nubien vom Atlas, in langen weißen Mänteln; Neger wie Fastnachtssnarren in Blumen, Glittern und Lappen aller Farben schillernd; weißbärtige Priester in melancholisch schwarzem Habitus; Maurern in schönen farbigen Gewändern, mit ihren bis zum Munde, gleich Mumien, mit Linnen umwickelten Wei-

bern; verdächtig = sentimentale Pariserinnen, mit Toilette und Mienenpiel im Styl des Boulevard; elegante französische Officiere; halbnackte Negerinnen; kriegerisch-wilde Spahis in der Zwitteruniform, die halb dem Orient, halb Frankreich angehört; das Alles wimmelte mit allerlei Thierarten dicht durcheinander. —

Über Balken, Steine und Schutt eines eingerissenen Gebäudes, gleich einem Trunkenen balancirend, trat ich jetzt durch einen großen Hof in einen herrlichen maurischen Saal mit Arkaden auf marmornen Schlangensäulen ruhend. In der Mitte stand unter einem hohen Bogen auf blauem Estrich ein reichbesetztes Büffet, hinter dem Comptoir sticte eine zierliche Demoiselle, die dem Berliner Modejournal als Modell hatte dienen können, ringsum dejeunernten an niedlichen Tischchen muntere Gäste, allenthalben dufteten die Wohlgerüche der französischen Kochkunstwerke, und Alles machte mich eher glauben, daß ich mich in einer träumerischen Feenwelt als in einem afrikanischen Hotel befände.

Die meisten maurischen Häuser sind innen eben so wohnlich, als dem Auge wohlthuend. Gewöhnlich führt eine kleine dunkle Vorhalle nach einem mit glatten Fliesen oder Marmor gepflasterten Hof, in dessen Mittelpunkt, oft auch in jeder Ecke, eine Fontäne sprudelt. Auf den 4 Seiten laufen in zwei auch drei Stockwerken Galerien rings umher, an welche die langen schmalen Wohnzimmer mit Marabut's (Nischen) stoßen. Die Fußböden decken Teppiche und Matten, an den Wänden stehen Divans. Alte Gefäße, Bildwerke, Vasen, Waffen und Pfeifen zieren die hohen ausgelegten Schränke, oder füllen Blenden und niedere Tischchen. Defen sind ein seltener Luxus der neuesten Zeit. Die Thüren und Gitterfenster der Stuben gehen nach der Galerie. An der Straßenseite sieht man nur kleine Oeffnungen mit bemaltem Glase.

Enge Marmortreppen verbinden an den Ecken des Hofes die Galerien, und führen auf die nur wenig abhängige Dachterrasse, wo die Bewohner Sommers in der Abendkühle zu sitzen pflegen.

Da Algier, an einem Berge lehend, sich amphitheatralisch erhebt, biethet das bunte Leben der beweglichen Familiengruppen auf diesen Altanen, von der Höhe der Cassuba beschen, einen wunderbar fremdartigen Anblick. — Die ganze Stadt ist nach der Seeite hin mit Kanonen garnirt, die sich auf hohen Wällen dicht an einander reihen. Hier zeigte man uns das empörende Denkmal der scheußlichsten Barbarei, jenen verhängnißvollen Mörser, in welchen einst der unglückliche franz. Consul Le Vacher stückweise geladen, und auf das Schiff des Admirals Duquesne abgeseuert wurde, wo man auch wirklich mehre Glieder des Leichnams auf dem Deck gefunden hat.

In einem Freunde F., der um einige Monate in Algier erfahrner war als ich, und der mich alsobald auffuchte, als er erfahren, daß der African gelandet, fand ich einen eben so angenehmen als willkommenen Geierone. Wir durchstreiften nun selbänder in den schmalen Fußpfaden — wie man anderswo diese Gassen nennen würde, die oft 20—30 Klafter lang überwölbt sind — das dunkle Chaos der labyrinthischen Stadt.

Muselmänner treiben links und rechts in den engen

Strassen die verschiedensten Handwerke in Werkstätten, die meist weder Fenster noch Thüren haben, oder sie biethen allerlei Geräthe zu Kauf, wobei ihr angeborener Quietismus im scharfen Gegensatz zur lästigen Zubringlichkeit unserer europäischen oder jüdischen Krämer steht.

Mehre Handwerker fallen durch die eigenthümliche Behandlung ihres Stoffes auf. Z. B. Goldsticker, die eben so langsam als mühevoll, aber ausgezeichnet schön arbeiten; Drechsler, welche wie bei uns die Uhrmacher mit einer Art Fidelbogen drehen, während sie in der Linken den Meißel halten, und mit den Fußzehen den Gegenstand handhaben — eigentlich fußhaben, — den sie bearbeiten. Der Webstuhl scheint hier nicht bekannt zu seyn, da die Weber ihre Stoffe, nach Art der Alten, mit freier Hand erzeugen. Einen sahen wir wie ein Steinbild mit gekreuzten Beinen auf dem Dache sitzen; eine Spindel hoch emporhaltend, deren herablaufender Faden unten in der Werkstätte abgesponnen wurde.

»Dort geht Mustapha Pascha, der Sohn eines ermordeten Dey« sagte jetzt Hr. F. auf einen jungen prachtvoll gekleideten Türken zeigend, und fügte scherzend hinzu, »diesen muselmännischen Don Juan müssen wir näher kennen lernen, er hält einen berühmten Harem, und haßt selbst die ungläubigen Schönen nicht.«

Nun traten wir in die christliche Moschee ein, wie man hier die katholische Kirche nennt. Sie gleicht weniger einem Tempel, als einem schönen hochgewölbten Saal, dessen Arkaden im obern Theile immer zwischen zwei Säulen eine verzierte kleine Kapelle bilden, und eine reichvergoldete Kuppel tragen. Die kleinen bemalten Fenster lassen nur so viel Licht einfallen, als zur magischen Wirkung des helldunklen Raumes nöthig ist.

Auf dem Höhenpunkt der Stadt thront die Oltim-Residenz des entthronten Dey: Cassuba, Cassauba oder Cassba, eine Reihe schöner Paläste, die es sich mußten gefallen lassen, erst vandalisch zerstört, und nun zu schmutzigen Kasernen für 1000—1400 Franzosen erniedrigt zu werden.

Vergeblich sucht man jetzt die weiland vergoldeten Kiosks, die Marmor- und Mosaikstriche und Spiegelgalerien. Selbst Thür- und Fensterfassungen aus bemalten Porzellantafern zeigen nur Trümmer. Die Terrassen, wo einst der trotzige Despot in stolzer Ruhe schmauchend, über Stadt und Meer hinausblickte, nicht ahnend, daß eine einzige unzarte Berührung seines Fächers mit einer konsularischen Wange ihm all' die Herrlichkeiten kosten würde, die zu seinen Füßen lagen — diese herrlichen Terrassen, einst den prangenden Gärten der Hesperiden ähnlich, sind nun entweicht durch die unschönsten Dinge, welche von der nächsten Nähe der materiellen französischen Soldateska zeugen. Aber selbst diese verunreinigten wüsten Reste, dieser Schatten der alten Größe des ungeheuren Bauwerks, gebietet Ehrfurcht und Bewunderung.

Ein unbedeutendes Holzkabinet im Innersten der Wohnung des Dey blieb als historische Reliquie unangefastet, weil da jener weltgeschichtliche Backenstein, zierlicher Coup d'écantail, das Stichwort gab, worauf die französischen Helden die afrikanische Schaubühne betraten, den empörenden Mäurbereien der Barbarensen Halt geboten, und vielleicht eine neue Aera für diesen altberühmten Erdtheil eröffneten. So bringt oft eine

einzig Handbewegung das große Rad der Weltverhältnisse in eine neue Schwingung mit unabsehbaren Folgen. Warum erinnerte sich auch der alte Dey nicht des arabischen Sprüchleins die Drillinge: Zorn, Thorheit, und Neue gehen immer selbänder.« Ubrigens dürfte das gegenwärtige freie Loos des Erbespoten neidenswerther seyn, als sein früherer Glanz, der ihn so sehr zum Sklaven peiniger Todesfurcht machte, daß er in den letzten 10 Jahren seiner Herrschaft nur ein einzig Mal die Gränze seiner Paläste und Gärten überschritt, um sie — wahrscheinlich — nie wieder zu betreten.

Das Pulvermagazin in Gestalt einer bombensfesten Rondelle, stand früher im Mittel der Cassba in der Nähe einer Gewehrfabrik und der Münze. Viele kleine Pulvermühlen lagen in den weitläufigen Gärten der Residenz zerstreut umher. —

Während des letzten Bombardements soll der alte Dey sich mehrmal dem Pulverdome mit brennender Fackel genahet haben, um ihn in eine Flugmaschine zu verwandeln, und sammt seinen Schätzen durch Feuer und Luft den ungebeten Gästen zu entziehen. Doch beserferer Rath kam über Nacht, denn »er lebt in Fülle der Gesundheit, und niemanden zum Verderben.«

Eine treffliche Straße, welche Herzog von Rovigo bauen ließ, führt unter Feigen-, Maulbeer- und Mandelbäumen an einem großen Friedhof vorüber, dessen Monumente und steinerne Turbane Materiale zu neuen Festungsbauten liefern mußten. In der Mitte des aufgewählten Todtenhofes stehen fünf kleine Grabgewölbe, welche die Leichname von fünf Dey's enthalten, die alle an einem und demselben Tage erwählt und ermordet wurden. Der Sechste erst wußte sich den blutigen Freiheiten zu entziehen, welche man sich bei solchen Wahleherauszumeinen pflegte. —

Bei unserer Rückkehr bewillkommte uns am Stadthore eine kleine Akademie musizirender Bettler. Diese Jammergestalten in allen Hautfarben mit transparenten Lappen, die nur einen kleinen Theil des Körpers bedecken, kauern auf der Erde und suchen durch Ohrenzwang die Herzen und Säcke der Vorübergehenden zu öffnen.

In der Straße Babazun fanden wir einen prächtigen Bazar. Zahllose Buden strömen hier betäubende Wohlgerüche aus, und prangen voll Waaren aller Länder. Goldverbrämte Musselintücher, mit Tuch durchzogene Strohgeflechte aus Lombuktu, tunesische Umbras, Rosen- und Moschusessenzen, Seidenstoffe aus Marokko und China, türkische Shawls und Wollzeuge in den brennendsten Farben, Pelzwerke, Teppiche und tausend andere Gegenstände, bieten sich hier zu Genuß, Pracht und Nutzen.

Wir kauften goldgelben Tabak von Lattakia, der fast wie rohe Seide aussieht, und mit kleinen Kügelchen — Pastilles du Serail — geraucht, einen wahrhaft ambrosischen Duft verbreitet.

Die oft überraschende Schönheit, ernste Würde und ruhige Freundlichkeit der Verkäufer, steht in einem wohlthuenden Kontrast zur geschäftigen Niedlichthuerei deutscher Laden-Elegants.

Höchst angenehm fiel uns eine blasse griechisch-edle Physiognomie an einem schönen Mauren auf, der

mit glänzend-schwarzem Barte, und melancholisch-dunkeln Augen, mehre seiner kostbaren Waaren mit apathischem Gleichmuth vor uns ausbreitete, wobei wir seine feingegliederten Hände bewunderten, die als akademische Modelle hätten dienen können. Die vornehm leichten Manieren, und die ganze fesselnde Erscheinung dieses Afrikaners, mahnten an den feinen Lord P., den ich unlängst auf einem Maskenballe in Paris sah, wo er im orientalischen Kostüm mit und ohne Larve durch Geist und Schönheit alle Damen bezauberte.

Als ich bei einer andern Bude einige gefaufte Kleinigkeiten bezahlen wollte, entfielen mir mehre Gold- und Silberstücke, die auf der Straße umherrollten, im Nu aber von ruppigen schwarzen Straßenjungen aufgefangen und mir ruhig eingehändigert wurden, wiewohl die redlichen Finder unbemerkt im Gewühl hätten entschlüpfen können. Diese Ehrlichkeit — welche den europäischen Gassenbuben zur Nachahmung zu empfehlen wäre — befremdet hier nicht, und ist wohl auch bei den Massen meist frei ausgestellter Dinge von Werth höchst nothwendig. Im Handel selbst wird übrigens so gut übertheuert, als stünde vor der Bude das beliebte Schiboleth: Prix fixe.

Des andern Morgens machte ich im buchstäblichen Wortsinne einen Ausflug auf einem trefflichen Berber-Roß aus Marokko; denn wiewohl dies Thier bereits über zwanzig Sommer zählte, wo bei uns schon das Geisenalter eines Pferdes beginnt, so flog es doch flüchtiger als irgend ein Wildfang unserer besten Gestüte mit mir die steile, mit Granitauflwurf bedeckte Bergstraße hinauf, ohne daß ich dem tollen Feuer Bucephals, das mich erst eben so ergözte, als es mich bald erschöpfte, viel Einhalt zu thun vermocht hätte, denn die hier übliche unzweckmäßige Zäumung gibt selbst einem gewandteren Reiter nur eine geringe Herrschaft über sein Pferd.

In der Folge hatte ich die Ehre, dem Gouverneur von Algier, Grafen Erlon, vorgestellt zu werden. Durch die Güte dieses ehrwürdigen, geistreichen Greises, der lang in Deutschland lebte, lernte ich auch die berühmten Generale Napatel und Bretoniere kennen. Der Letztere focht bei Trafalgar und Navarin, wo er, ohne Ordre, eine russische Fregate aus dem ungeheuren Wasserfeuerwerke heldenmüthig rettete. Die fremdartigste Erscheinung im Hause des Gouverneurs war ein prachtvoll, in blauem Sammt mit reicher Goldbrokat gekleideter, auffallend schöner Türke, der einen rothen Turban mit diamantner Reiherspange, und auf der Brust das Kreuz der Ehrenlegion trug. Es war der ritterliche Jusuf Pascha, Chef der französischen Spahis in Bona. Sein Ursprung ist ein Räthsel, das er zu lösen vermeidet, doch ist bekannt, daß der Bey von Tunis ihn im Serail erziehen ließ, und dessen Tochter Jahre lang eine höchst romanhafte Liebschaft mit ihm unterhielt. Endlich wurde das gefährliche Geheimniß verrathen, und Jusuf zum Tode verurtheilt. Er entkam auf die wunderbarste Art, und fand bald Gelegenheit im Dienste der Franzosen, deren Sprache er vollkommen mächtig ist, sich durch wahre Großthaten persönlicher Kühnheit zu verewigen. Er ist ein Naturheld von der seltensten Begabung; ein Löwe in der Schlacht und der feinste lebenswürdigste Liebemann im Salon. Einer Dame, welche seinen kostbaren persischen

Kantschar in goldner Scheide bewunderte, sagte er lächelnd: »Madame! Sie dürfen diese Waffe ungeschont berühren, sie hat die Bluttaufe noch nicht empfangen, und jene Klängen, womit ich die Köpfe der Beduinen fliegen lehre, trage ich nie in Gesellschaft zarter Damen.«

Als die nahe Vermählung der Tochter des Mustapha Pascha besprochen wurde, schilderte Jussuf der Bersammlung die bei solchen Gelegenheiten üblichen Formlichkeiten. In seiner belebten Erzählung fiel besonders der Umstand auf, daß der Bräutigam seine Braut erst unmittelbar vor der Trauung zu sehen bekommt, wo sie entschleiert wird, und er nach einem Kuß, den er auf ihre Stirne drückt, feierlich spricht: ich erwähle Dich für hier und dort zu meinem Weibe. Eine Dame fragte scherzend, ob die Muselmänner nicht jenseits vollkommene Schönheiten zu finden hoffen, als selbst ihre reizendsten Frauen, worauf Jussuf heiter entgegnete: »Der Prophet ist so gütig, unserm Geschmack nicht vorzugreifen, er gestattet uns, die Gemalin, die wir am zärtlichsten lieben, mitzubringen, und unter die Huris zu versetzen; eine Erlaubniß, von der selten Gebrauch gemacht wird.« Ein Fräulein meinte spöttisch, »die Türken müßten liebevoller seyn, als die Europäer, denn der besprochene Bräutigam habe geäußert, daß ihn unennbare Sehnsucht nach seiner Erwählten quäle, wiewohl er ihr Antlitz noch nie gesehen.« »Vielleicht eben darum, weil er es noch nicht sah« lächelte Jussuf ironisch.

Wie in den meisten größern Häusern Algiers, bildet auch im Palaste des Gouverneurs der mit Säulenhallen umgebene Hofraum den Haupttheil des Gebäudes. Nur sind hier die Gemächer ungewöhnlich groß und prangen in Vergoldung und Farben. Thür- und Fensterstöcke, Treppen und die vielen Säulen sind aus Marmor, Kapitale und Mauergitter reich vergoldet, die Wände mit Porzellan tafeln ausgelegt, Decken und Thürflügel mit kunstreichen Schnitzwerken verziert. Unter dem Mobiliar fallen am meisten übergroße Gestalten, aber bequeme Lehnstühle, und ganz originelle Bettstellen auf, die dem vorletzten Jahrhundert anzugehören scheinen. Im Theater sah ich drei kleine Lustspiele so gut darstellen, daß ich mich, wenn auch nicht nach Paris, so doch vor eine der besten französischen Provinzialbühnen versetzt glaubte. Die Direktion genießt von der Regierung einen jährlichen Beitrag von 12000 Francs. Doch soll diese Summe künftig auf die Hälfte ermäßigt werden, wie überhaupt in allen Theilen der Verwaltung Algiers Beschränkungen beabsichtigt sind.

Im maurischen Theater am äußersten Stadtende sah ich ein chinesisches Schattenspiel trefflich ausführen.

In der Nähe dieser Komödienbaude war ein öfentlicher Ball. Hier tanzten barok kostümirte Mädchen, meist aus dem Pöbel, einzeln hintereinander, indem sie lange farbige Lappen, welche Shawls vorstellten, umherwehten, und sich in phantastisch konvulsivischen Verzerrungen und abscheulichen Sprüngen überboten, bis sie athemlos zur Erde sanken. Während die einen dieser tollen Bachantinnen ihr rohes Unwesen trieben, wobei sie sich oft mit Zuckerwasser labten, lagerten die andern, mit dampfenden Pfeifen im Munde, auf dem Boden. Diese wilden Gruppen weißer, brauner und schwarzer Häßlichkeiten, neben ihren phlegmatischen

Galans, boten einen zwar nicht anmuthigen, aber äußerst pitoresken Anblick. —

Ich beschloß diesen Tag mit einem mitternächtlichen Besuche in einer der besuchtesten Kaffeebutiken, wohin mich ein seltsames Concert schon von weitem anlockte. Mit verschränkten nackten Beinen saßen hier vier maurische Tonkünstler auf einem Teppiche. Ein kleiner Neger, rund und dick wie eine Tomme, grimassirte drollig mit seinem verfinsterten Vollmondgesichte, während er eine Zither mißhandelte, die aber mehr einem drahtbesaiteten Schachteldeckel glich. Sein Nachbar, von rothbrauner Hautfarbe und wildem zigeunerhaften Wesen, blies eine Art Sackpfeife, die kaum die halbe Länge seines pechschwarzen Bartes maß. Ein greiser Araber mit tiefgebeugtem schönen Haupte siedelte auf einem Saiteninstrumente, und ein feuriger Mulattenjunge mit blühenden Augen schlugelte eifrig auf einer kleinen Pauke. Das Fremdartige dieser Gestalten und der kriegerischen Nationalmelodien, die sie spielten oder vielmehr lärmten, mußte mich für den Mangel an Kunstfertigkeit entschädigen. Zwei Francs, die ich ihnen zugeworfen, begeisterten sie zur Production eines französischen Marsches, der zwar allen Gesetzen der Harmonie zuwider, aber dennoch erkennbar klang. Sie gaben beiher durch dankbares Lächeln zu verstehen, daß dies Stück mir, und den zwei Francs zu Ehren gespielt würde. Ein flinker Negerbursche brachte mir unaufgefordert starken ungeklärten Kaffee mit Kandiszuckermehl, der zum türkischen Taback vorzüglich schmeckte. Eigen ist die Sitte, daß man an solchen Orten für das Genossene beliebig bezahlt; gibt man wenig, so wird nicht mehr verlangt, gibt man viel, freundlich gedankt.

Höchst interessant war es mir, den berühmten Admiral B. sein Verhältniß zum entthronten Dey besprechen zu hören. Als B. vor dem Beginn der Blokade mit Versöhnungsvorschlägen als Parlamentär nach Algier gekommen war, empfing ihn der Dey, umgeben von glänzenden Leibwachen, die von Gold und Geschmeide starren, mit seiner gewohnten melancholisch finstern Würde, aber mehr friedlich als feindselig gesinnt. Hochfahrender benahm sich der Herrscher bei einer zweiten Unterredung, worauf der kühne Admiral, zum Erstaunen aller Anwesenden, die Ereignisse so vorher sagte, wie sie wirklich bald erfolgten. Als hierauf der Abgesandte an den Hafen eilte, um sein Boot zu besteigen, besfragte ihn dort der Chef der Algier'schen Marine dringend um das Endresultat seiner Unterhandlungen mit dem Herrn. Der Admiral dachte in diesem Moment an den unglücklichen Le Vacher, und antwortete heiter und kaltblütig »ich bin zufrieden und hoffe das Beste.« Aber er hatte kaum die französische Flotte erreicht, so folgte ihm ein mörderischer Kugelregen, der so lange unerwidert blieb, bis alle Verfügungen getroffen waren, welche bald die bekannte großartige Katastrophe und mit ihr die erfüllte Weissagung des Admirals zur Folge hatten.

Als nach Verlauf eines Jahres der Zufall Herrn von B. im Saal der Deputirten in Paris in die Nähe des Ex-Dey's führte, war der Sieger so zartfühlend, den Besiegten nicht an die wechselseitige ernste Bekanntschaft mahnen zu wollen. Doch kaum hatte der Dey den Admiral ersehen, als er ihm gleich seine Tabatiere zuschickte — eine muselmännische Höflichkeit — mit der

Einladung, ihn bald zu besuchen. Der alte Dey schien sehr erfreut, als Herr von B. des andern Tages bei ihm erschien, und begrüßte ihn freundlich mit den Worten: »Wir würden uns wohl schwerlich in Paris die Hände reichen, wenn ich Ihren Rath, Ihre kühne Prognose in Algier beachtet hätte. Vor Ihnen hat es nie Jemand gewagt, mir je eine unangenehme Wahrheit zu sagen. Ich verehere Sie daher wie einen Freund, umso mehr, da ich mein Schicksal nicht zu beklagen habe, denn ich fühle mich im Genuße sorgloser Ruhe glücklicher, als ich im Besitze gefahrvoller Macht und Herrschaft war.«

Auf einem glänzenden Balle, den der Handelstand gab, und wo außer dem maurischen Saal und goldbehangenen Jüdinnen wenig an Afrika erinnerte, sah ich eine der ersten Schönheiten Algiers, die Tochter des weiland Hofbankiers Bacri. Reizender können kaum die Huris sein, als diese ätherische Gestalt. An ihrer Seite glänzte der prächtige Jussuf, der heute in maurischer Mamelukentracht, mit einem auffallend großen Diamanten an der weißen Hand — ein Bild idealer Männlichkeit — an Lord Byrons Korsaren mahnte. Den meist häßlichen einheimischen Damen, welche hier Walzer und Galopp tanzten, sah man deutlich an, daß sie noch Novizen in dieser Kunst sind. Souper, Spiel, und das ganze Arrangement war im europäischen Geschmack.

Für die nächsten Tage war eine militärische Promenade nach Buffarik angeordnet, und ich erhielt mit zwei Freunden die Erlaubniß, der Nachhut folgen zu dürfen. Ich entlehnte einen alten einäugigen Miethsgaul, der zwar abschreckend häßlich war, aber, kaum erwärmt, mehr jugendliche Kraft, Gluth und Behendigkeit entwickelte, als manches deutsche Racepferd. Ueberhaupt verläugnen diese Thiere ihren edlen Ursprung von der Race der Wüste nicht. Von spanischem, vielleicht auch vandalischem Pferdeblut abstammend, erfordern sie weniger Pflege, als die echt arabischen, und sind so abgehärtet und genügsam, wie nur irgend ein donisches Kolakenroß. Die Feinheit ihrer gestählten Knochen, die Federkraft der Glieder, die schmalen gesunden Hufe und die unbegreifliche Dauerbarkeit dieser Thiere ist um so mehr bewundernswerth, als sie so gut wie gar nicht gewartet, fast nur mit Heu und Gerste gesüttert und ohne alle Rücksicht auf Kälte und Wärme getränkt werden. Mehr häßlich als schön, sind sie höchst zweckmäßig gebaut, nicht zu lang, noch zu hoch, trefflich ins Gleichgewicht gestellt, im Kreuz etwas gebogen, im Hintertheil überaus kräftig, und nie fehlt ihnen die Eigenschaft alles edleren Blutes: Kraft, Muth, Kampflust und Ehrgeiz.

Wir ritten 6 Meilen in 2 1/2 Stunden und kamen auf der sanft sich aufwärts windenden neuen Straße an blendend weißen schönen Marmorvillen und lachenden Landschaften vorüber, bis wir am Rande einer unabherrschbaren Ebene den gigantischen Atlas erblickten, der sein wolkennahes Schneehaupt, vom hellsten Sonnenglanz bestrahlt, majestätisch über ein tiefblaues Vorgebirge erhebt. Auf dem hohen Fort L'empereur entzückte uns die Fernsicht in ein Rundgemälde, wo die Natur eine solche Fülle ihrer Schätze zusammenbrachte, wie sie außer den paradiesischen Umgebungen

Konstantinopels nur noch an wenig Punkten der Erde so bezaubernd wie hier zu finden seyn dürfte.

In der neuen Kolonie El Ibrahim wurden wir durch eine Gruppe französischer Gassenjungen überrascht, die uns auf gut europäisch anbettelten. Hier sahen wir zuerst die berühmt schönen Suaven, ein orientalisches uniformirtes Bataillon. Ein rothes Fez (Käppchen), turbanartig grün überwunden, eine rothverzierte blaue Türkenjacke mit ähnlicher Unterweste, blaue Leibbinde, Pluderhosen, gelbe Lederstrümpfe, weiße Kamaschen und Schnürschuhe, bilden das soldatisch-zweckmäßige, pitoreske Kostüm dieser kühnen Krieger, die ein gewöhnliches Gewehr, ein römisches kurzes Schwert, vorne eine Patronentasche, und auf dem Rücken einen kleinen Tornister tragen.

Im Camp de Duera sprengte eine braune Spahierin mit zwei Officieren der Spahis, auf einem weißen Zelter, promenirend an uns vorüber, als wir eben an der Barake eines Kolonisten anhielten, der uns den Trost gab, daß wir hier nirgend ein besseres Nachtlager finden würden, als bei ihm, nämlich frische Streu, die wir redlich mit unsern Pferden theilten. Desto freundiger waren wir überrascht, in einiger Entfernung im Café de l'armée d'Afrique ein anständiges Abendmal mit Bordeaux zu finden, der jedoch durch den Transport, oder durch allzusehrgliche Pflege des Wirths einen Theil seiner Echtheit eingebüßt zu haben schien. Auf dem Heimweg nach unserem beschriebenen Hotel glaubten wir — am 20. Januar — unter dem goldbesäeten klaren Sternenhimmel einer italischen Mainacht hinzuwandeln, und bewunderten die astronomischen Kenntnisse unsers kleinen schwarzen Führers, der über die Gestirne Bescheid zu geben wußte, als hätte er seinen Bode studiert.

Am nächsten Morgen geleitete uns ein französischer Lieutenant — der die Heroen der deutschen Literatur genauer kannte, als wir — zum Frühstück beim General M., der mit allen Talenten der feinsten Geselligkeit den Ruhm eines ausgezeichneten Feldherrn verbindet. Seine große Tapferkeit ist sprüchwörtlich unter den Soldaten geworden; so sagen sie, er habe geschworen, in jeder Schlacht der erste zu fallen, aber der Kriegsgott vereitelte dies Vorhaben, und erhalte seinen Liebling immer wieder für den nächsten Sieg.

Unlängst sprengte er in ein Pulk wilder Bergschützen, die einem gefangenen Spahi eben den Kopf abschlagen wollten; er säbelte zwei von ihnen nieder, riß den Spahi zu sich aufs Pferd, jagte mit dem Geretteten davon, und enteilte den erstaunten Feinden, wie ihren sonst so sichern Mähren.

Gleich nach dem Frühstück eilten wir den Truppen nach, und waren bald beim Vortrab angelangt. Dieser bestand aus arabischen Spahis, die in ihren langen Roben fast alten Weibern zu Pferde gleichen. In der Nähe aber sehen die dunkeln Gesichter mit großen Bärten, die langen Flinten, Pistolen, Jataghans und Dolche martialisch genug aus.

In der Nähe des Atlas, auf welchem Signalfener der feindlichen Araber brannten, zogen befreundete Stämme auf Kameelen, Eseln und Maulthieren ruhig an uns vorüber zum Buffarik (Wochenmarkt). Hinter ihnen kam eine Abtheilung arabisch-französischer Reiter

dem Kommandanten entgegen, um ihm neue Raubereien der Rajuten zu melden. In den trotzig wilden Gesichtern dieser Reiter, worin sich List, Kraft, Stolz, Muth und Haß ausdrücken, glaubt man den stillen Ingrimms über das fremde Joch zu lesen, und die Sehnsucht, sich ihm bei erster Gelegenheit zu entziehen.

Auf dem Buffarik trafen wir einen großen Klumpen wimmelnder Menschen, die aber fast alle in die grauweiße Bernus (Kapuzenmantel) gehüllt, ein eben so einförmiges als seltsames Bild gaben. Einige Stammhäuptlinge ritten da gute Pferde, denen sie an Hals und Schwanz die Haare abschneiden und ihnen so ein widerwärtiges Ansehen geben. Einer dieser Männer führte ein altes, langes, gerades Schwert mit Horngriff in schöner goldverzierter Scheide. Wider Vermuthen befragte er die Frage, ob ihm die Waffe feil sei, und begehrte 12 Duros, spanische Piafter, die einzige Münze, die auf diesem Markte gangbar ist, und als wir ihm den doppelten Werth in französischem Golde anbieten ließen, rief er verächtlich: no! no! no!, nahm sein Schwert wieder unter den Mantel, und sprengte wild den Bergen zu.

Sehr interessant war auf diesem Markte noch das rasche Verfahren, womit der Arzt des Gouverneurs, einen Dolmetscher mit der Handapotheke an der Seite, mehre Kranke, und der Cadi mehre klagbare Araber stehenden Fußes expedirte.

Da sich die gesuchten feindlichen Beduinen nirgend zeigten, wurde bald wieder zum Rückmarsch kommandirt. Man schlug jetzt den Weg zwischen dem Meere und den Bergen ein, wo das Klima im Sommer dem Fremden tödtlich wird. Auch sahen wir mehre leerstehende Pachtöfe, die entweder ausgestorben, oder von den europäischen Ansiedlern wieder verlassen wurden.

Von einem alten Spahi, dessen wilder narbenbedeckter Brautkopf uns auffiel, erzählte man uns unter andern Bravuren auch eine ganz eigene barbarische Aufmerksamkeit, die er dem Kommandanten erwies. Zwei Beduinen hatten unlängst auf ihn gezielt, und seinen Freund nebenan getroffen; wüthend stürmte er auf die Beiden los, erlegt sie, haut ihnen die Köpfe ab, bindet diese links und rechts an die Steigbügel, sprengt zurück, und rollt, mit großer Selbstzufriedenheit, dem Kommandanten die beiden blutigen Schädel wie Spielbälle vor die Füße.

In der Bergregion zeigte man uns ein Blockhaus, wo unlängst 30 Franzosen durch 3 Tage gegen 7—800 Beduinen sich hielten, die dann wieder abzogen. Ein hintender alter Marabut (heiliger Mann) drang während dieses Sturmes mehrmals bis an die Mauer des Blockhauses, die weidenden Araber mit seiner Krücke vorwärts treibend, ohne daß eine von den vielen Kugeln ihn traf, welche die Franzosen auf ihn gerichtet hatten. — In derselben Gegend liegen mehre, ebenfalls Marabut's genannte Gräber solcher heiliger Männer zerstreut, die kleine, weiße Dome oder niedere Kapellen bilden.

Zwei Meilen von Algier, wo schon wieder die zierlichen schön gruppierten Lustschlösser die Landschaft zu beleben anfangen, kamen wir an ein Kaffeehaus, der Reis Ibrahim's-Brunnen genannt, weil da mehre große Wasserbehälter, durch lange Steinrinnen verbun-

den, angebracht sind. Hier trankten an 20—30 Officiere, dicht aneinandergereiht, ohne abzustiegen, ihre Pferde, während jeder von ihnen diese Zeit benutzte, eine schnell gereichte Tasse Kaffee zu schlürfen. Die zu einem analogen Zwecke symmetrisch herabgebogenen Häse der Pferde, und zurückgelegten Köpfe der trinkenden Reiter boten ein drastisch-komisches Bild.

Bis jetzt haben wir das Klima nur von der lieblichsten, von der Winterseite kennen gelernt. Der Sommer soll dagegen überaus qualvoll seyn, weniger durch die große Hitze, die oft bis zu 36 Graden steigt, als wegen der glühend trockenen Luft, die der Simum oft erzeugt. Dieser Wind der Wüste ist dem Europäer so feindlich, daß die französischen Soldaten, sobald er sich erhebt, vorschriftgemäß sich zur Erde werfen und das Gesicht verhüllen müssen. Eine ganze Armee, die aufs Kommandowort nicht nur die Waffen, sondern auch sich selbst zu Boden streckt, bei Annäherung eines Windes, müßte allerdings einen höchst drolligen untrügerischen Eindruck machen, und dennoch ist solche Vorsicht unerläßlich. Man muß sich nur wundern, daß die, mit dieser Stickluft vertrauteren Beduinen nicht schon längst solch' eine freiwillige Niederlage ihrer Feinde zu einer wirklichen machten.

Die Hochzeit des früher erwähnten Mustapha Pascha wurde in den letzten Tagen mit ungeheurerem Pomp, und echt orientalischer Barbarei gefeiert. Alle Gemäcker waren überladen mit den kostbarsten Goldstoffen, mit Sammt und Seide, aber zwischen dem reichsten Zierrath schimmerte wieder da und dort ein Stück kahle weiße Wand förend hindurch. Der große Gesellschaftssaal wurde Abends durch eine einzige ungeheure Riesenkerze erleuchtet, welche im Mittel des großen Raumes auf einem Würfel aus Perlmuttertafeln brannte. Der Pascha war ganz einfach gekleidet, die Braut aber schwankte unter einer solchen Wucht von Kostbarkeiten einher, daß selbst ein großer Theil ihres hübschen Gesichts sich hinter Gold, Perlen und Juwelen verbarg. Das Fest dauerte einen ganzen Tag, während welchem viel kindisches Ceremoniel beobachtet, wenig gesprochen und nichts als Moschuskaffee mit Süßigkeiten genossen wurde, wozu die türkischen Damen aus kostbaren Pfeifen mit purpurnen Korallenmundstücken unaufhörlich schmauchten. —

Ein alter gewandter Jude, der allerlei kleine Geschäfte für mich besorgt und glücklich ist, wenn er seiner italienischen Redseligkeit gegen mich Luft machen darf, philosophirt gern über Soust und Jetzt, was ich ihm heute gerne gestattete, da draußen der wildtobende Africus heult und mich gefangen hält. Ben Isaac räsonnirte ungefähr so: Sie sind kein Türke und kein Franzose, gnädiger Herr! darum werden sie gewiß auch finden, daß die Türken doch was ganz Anderes sind, als diese Franzosen. Es ist wohl wahr, sie hängten, spießten, strangulirten und bastonirten uns oft zum Zeitvertreib, aber es gab doch Geld, überall Geld, und viel Geld. Die Türken sind wie die Lords barsch, derb, despotisch, stolz aber großmüthig, und neben der Großmuth kann man alle Fehler ertragen. Hat man was zu erhandeln, so fragt der Franzose: was kostet es? und der Türk: ist es prächtig? Und dann, o Abraham und alle Väter! der Sklavenhandel! welsch' eine

goldne Zeit! Die dummen Muselmänner kauften nur die theuren, kräftigen, gesunden Stücke; wir Juden die schlanken, feinen, zarten Personen, die oft den Spottpreis von 30—40 Piafter kosteten, und sich nach Jahr und Tag manchmal für das Hundertfache loslösten. Diese Franzosen — polemisirte Isaac weiter — knickern ja ärger als wir, und taugen nicht für diesen Boden; nu 's wird ihnen wohl auch nicht gar zu lange mehr hier gefallen; haben sie's doch noch nicht weiter gebracht, als daß man eine kleine Armee zur Bedeckung braucht, wenn man zum Thore hinaus spazieren, und nicht ohne Kopf zurückkommen will: denn die Beduinen haben ihre Transchirmesser immer blank. —

Um ins Innere einer Moschee zu gelangen, mußten wir beim Mufti erst die Erlaubniß nachsuchen. Dieser, ein schöner Greis, lag lesend auf einem Divan, über welchem die arabischen Worte standen: »Die Liebe zu Gott ist Anfang und Ende aller Weisheit und Tugend,« und freundlich gewährte der alte Oberpriester unsere Bitte.

Die Moschee darf durch keine Schuhsohle entweiht werden, darum mußten auch wir uns entstiefeln, und — komisch genug — in Strümpfen eintreten. Wir fanden hier Wände und Boden mit Decken und Tüchern, ja selbst die vielen Marmorsäulen bis zur Höhe von 3 Ellen mit Teppichen belegt. Die gänzliche Prunklosigkeit dieses Tempels übertrifft an Schlichtheit selbst die leersten protestantischen Bethäuser und steht in einem unerklärlichen Widerspiel zum barocken Ceremoniel, das wir nun beginnen sahen.

Unter Vertretung des bunt aufgeschmückten Mufti schlichen tief gekrümmt, und in Stellungen, die unwillkürlich an Kolik mahnten, zwei Zeilen 50 bis 60 weißer Männer, fast alle mit langen weißen Bärten und Hemden, aus einer schmalen Maueröffnung hervor. Neben jeder Reihe wälzten sich zwei Gestalten mit brüllendem Geschrei, wie auf- und niederfallende Mehlsäcke, nach der entgegengesetzten Wand hin, wo sie eine geraume Zeit in einer eben so lächerlichen als unehrerbierigen Stellung, mit gehobenen Rücken und gegen den Fußteppich gestemmtem Kopf, regungslos liegen blieben.

In diesen sich immer wiederholenden seltsamen Gestikulazionen, welche mit Choralgesängen aus dem Koran abwechseln, besteht der ganze Gottesdienst, der über eine Stunde währt.

Da der heilige Rahmadan (Fasten) eben zu Ende ging, folgen jetzt große Festtage. Nun ist Alles, selbst die schmutzigsten Reiter, in Galla. Die Bekannten küßten sich auf der Straße unter Umarmungen wechselseitig die Schultern. Der Pöbel tanzt, jubilirt, und muscirt unter freiem Himmel. Auf der Promenade jagen hundert Reiterjungen mit Zwergpferden bespannte, kleine Stuhlwagen auf und nieder; diese mit Rauchgold, Schellen und Federn geschmückten Weihnachtsequipagen sind zwar mehr für Kinder und ganz junge Leute bestimmt, dennoch hielten auch wir die einladenden lustigen Mieth-Fahrzeuge nicht unter der Würde unsers Alters, und flogen eine Weile an den bunten Massen gepuzter Menschen hin. Bei einer militärischen Production der Spahi's mußten wir die unglaubliche Raschheit der Pferde, die Verwegenheit der Reiter, am mei-

sten aber die Sicherheit bewundern, womit diese reitenden Jäger im gestrecktesten Lauf mit langen Büchsen ihr Ziel treffen. Man zeigte uns einen dieser Schützen, der früher oft, im kurzen Bügel seines rennenden Pferdes fast unbeweglich aufrecht stehend, nach einem 6 Zoll langen Pfeifenkopfe schoß, welchen ein vor ihm herjagender Kamerad an der Stelle des Reihers auf den Turban gesteckt hatte, und dies Ziel selten verfehlte. Jetzt ist die Aufführung der lebensgefährlichen Schusscene diesem andern berittenen Wilhelm Tell streng untersagt, weil er unlängst statt des Pfeifenkopfs einen wirklichen zerschmetterte, und zwar den seines eigenen Lieutenants. Dieser junge Franzose, Sohn des Generals G., wollte einigen Kameraden die seltne Kunst des Schützen, und die eigene Furchtlosigkeit zur Schau stellen. Er dachte nicht mehr daran, daß er den Spahi kürzlich strafen ließ, arglos machte er sich selbst in der erwähnten Weise zur Zielscheibe des tüchtigen Arabers, der diesmal nur zu wahrscheinlich mit Absicht den einen Kopf verfehlte, um den andern desto sicherer zu treffen.

In Begleitung eines jungen Kaufmanns, Hr. D., der in Geschäften zu Abdel-Kader nach Mascara reiste, fand ich Gelegenheit, diesen gefürchteten Mann kennen zu lernen. Ohne uns im verfallenen öden Dran aufzuhalten, eilten wir nach Arsoe, wo auf Abdel-Kaders Befehl mehre zerlumpte Kabylen, viel eher Räubern als Kriegerern ähnlich, Hr. D. schon erwarteten, um ihm sicheres Geleit zu geben. Auf dem langen flachen Wege fanden wir wenig Bemerkenswerthes außer ungeheuren Schaaren großer Störche, und einer Herde von Kameelen, die in der Ferne einem Walde gleich, in welchem Löwen, Tiger und Panther heulen, denn es war eben zur Brunnzeit der Kameele, wo sie ein so furchtbares Gebrüll auszustößen pflegen, wie kaum irgend ein reisendes Thier. Mascara auf einer Hochebene liegend, hat elende kleine Häuser, 6000 Einwohner und gezackte Ringmauern, worauf 6 Eisenkanonen stehen. In Abdel-Kader fanden wir einen bleichen bartlosen Jüngling, dem man die fast fabelhaften Waffenthaten nicht zutraut, die ihn zum obersten Hauptling der meisten Stämme im Westen von Algier machten.

Der Sultan, wie er sich nennen läßt, kauerte in einem kahlen Zimmer seines Palastes — ein einstöckiges weitläufiges Gebäude — mit verschränkten Beinen auf einem kostbaren persischen Teppich. Eine weite violette feine Bernus, die ihm als einem Halbheiligen allein zukommt, umhüllte die ganze stehende Gestalt und floß noch über einen Theil des Bodens hin. Mit glühenden schönen Augen blickte er uns scharf und forschend entgegen, nickte leicht mit dem Haupte, und nachdem er unsere Geschenke gleichgiltig neben sich gelegt, deutete er auf ein französisches Sopha, wo wir ihm gegenüber Platz nahmen. Das Gespräch des Hr. D. ward nur kurz berührt, und nun gewann das italienisch geführte Gespräch, durch des Sultans geistige Lebendigkeit und Schärfe, eine so rasch bewegliche Vielseitigkeit, daß man sich eher im Nebenzimmer eines diplomatischen Zirkels zu London, Paris oder Wien, als dem blutdürstigen Beduinenfürsten gegenüber glaubte,

der ungeachtet seiner 25 Jahre mehr Franzosenköpfe springen ließ, als wir Champagnerpfropfen. —

Der alte freundliche Bey von Tittery, der jetzt ruhig auf seiner schönen Villa bei Algier privatist, hatte die Aufmerksamkeit, uns mit mehren von meinen und seinen Freunden zu einem türkischen Mahle zu bitten. Von zwei geschmückten Negerflaven begleitet, begrüßte uns der biedere Wirth in italienischer Sprache an der Schwelle seines Gebietes. Ein mit Porzellanbelegter Vorhof führte uns an mehren Fontänen und Sommerfälen vorüber, nach dem zierlichen Wohngebäude. Hier wurden wir in einem lustigen Zimmer mit Kaffee, Pfeifen und süßem Backwerk aus Kartoffeln und Kürbissen bewillkommt. Zwischen den hohen halberblindeten Spiegeln hingen rings um an den Wänden herrliche damascener Säbel und kostbar eingelegte Gewehre, und geschnitzte massive Möbel standen neben langen niedern Divans in Goldstoff sammt gleichen Kissen. Ein Schawlteppich aus der Wüste bedeckte den Boden mit glühenden Farbstreifen. Wir lagerten uns in einem großen Kreise auf gut türkisch, mit unterschlagenen Beinen, auf flachen Pölkern sitzend, um ein breites silbernes Becken. Dieses hat die Bestimmung die brennenden Pfeifenköpfe, die sich an den langen Röhren zu einer glühenden Esse darin vereinigen, feuerfester zu machen. Bald aber mußte dies Silbergeräth einem großen runden faum zwei Spann hohen Tische weichen, der mit einer Masse fremdartiger Gerichte befrachtet, von vier Mohren über unsere Köpfe gehoben, und in die Mitte gestellt wurde. Außerdem schleppten die Diener auf einem ungeheuren Brett eine schwere Ladung kleiner gefüllter Teller, und zogen damit um jeden Gast einen Zauberkreis von 10 bis 12 Zwischengerichten. Diese bestanden in Kaviar, Ajoli (Evertknoblauch), Oliven, spanischem Pfeffer, Scherbet, geschlagenem Rahm, Käse, Butter, allerlei Fischen und Zuckersachen. Auf die kräftige Macaronisuppe folgte das Meisterstück einer Pañete, welche selbst des unsterblichen Kochkünstlers und Küchengelehrten Hr. v. N. nicht unwürdig gewesen wäre. Nur schade, daß sie aus freier Hand gegessen wurde, und die im Fettglanz darin wühlenden Finger meiner beiden maurischen Nachbarn mir die Luft zu einer zweiten Dosis verleideten. Eine lange Reihenfolge von Braten, Fischen, Ragouts, wozu das halbe Thierreich beisteuern mußte, machte spät erst dem Pflanzenreiche Platz. Unter vielen seltsamen Kompositionen erschien nun auch eine thurmähnliche Cuscuzs-Torte aus gelbem Mehl, Zucker und allen Südfrüchten, so stark versetzt mit Moschus, Jasmin- und Rosenessenzen, daß man versucht war, dies seltsame, jedenfalls mehr für den Geruchs- als Geschmackssinn berechnete Ding für ein Parfümeriegefäß zu halten. Den Nachtisch bildete eine Pyramide von Drangen, umgeben von kleinen Hügeln aus Datteln der Wüste, Smyrner Rosinen, Pistazien, Bananen, Granatäpfeln und so süßen Süßigkeiten, daß sie selbst dem berühmten Philosophen Moses Mendelsohn würden genügt haben, der am Zucker nur bedauerte, daß man ihn nicht noch zu korn könn. Die Schattenseite dieses sybaritischen Mahles war die heidnische Grausamkeit, womit man uns Christen zumuthete, zu den üppigsten Speisen gleich den Türken Milch und Wasser zu trinken.

Glücklicherweise hatten wir dies harte Loos geahnt, und unter dem Vorwande von Sanitätsrückichten eine tüchtige Batterie Bordeauxflaschen nachbringen lassen, unter deren Schutze wir dem Schicksale trohen konnten.

Nach Tische dampften wieder unter heiteren Gesprächen Pfeifen und Wokka, wobei uns zwei schwarzäugige Engelköpfe von 12 und 14 Jahren als die Tochter unserers liebenswürdigen Wirthes vorgestellt wurden, von dem wir erst spät am Abend an derselben Stelle, wo er uns Morgens empfing, vergnügt und wahrscheinlich für immer Abschied nahmen, denn Tags darauf verließ ich Algier.

Am frühen Morgen bestieg ich mit mehren Bekannten das französische Dampfboot, und schiffte nach Budscheya oder Bugia, bei den Römern Saldae. Diese umfangreiche, halbverfallene Stadt ruht auf gigantischen Felsen, welche oft lothrecht aus den Fluthen emporspringen. Nach der Landseite hin bilden diese mächtigen Steinmassen ein kolossales Thor, dem merkwürdigen Prewischthor in der sächsischen Schweiz vergleichbar, nur ungleich größer. Durch dasselbe öffnet sich eine zauberische Perspektive in ein lachendes Thal, wo die Natur in der ganzen Vollkraft und Farbenpracht des Südens prangte, obgleich wir kaum in der Hälfte des März standen.

Die Stadt ist von einem französischen Fort überragt, das gleichsam als Kopf auf dem Riesenseibe eines ungeheuren Felsens ruht. — Unter vielen Alterthümern sind hier auch drei merkwürdige Grabsteine aufgefunden worden, welche berühmte Namen und ihr hohes Lebensalter verzeichnen: Terentius 80 Jahr, Sempronius 88 Jahr, und Scipio — wahrscheinlich Scipio Africanus — 95 Jahr. Heut zu Tage dürften diese Lebenszahlen wohl nicht oft vorkommen, da nebst dem Gifthauch der Wüste und dem endemischen gelben Fieber auch noch die Mordluft der verwilderten Bewohner, Kugeln, Jataghans und ähnliche lebensverkürzende Instrumente und Elemente den Einheimischen wie den Fremden selten zu hohen Jahren kommen lassen.

Im Hafen von Bona, den eine magische Landschaft besäumt, gewahrten wir an 20 Schiffruinen, ein Werk des letzten Dreans, der unlängst an der ganzen afrikanischen Küste mit unerhörter Wuth raste. Fast alle Häfen waren mit Brak überdeckt und nebst unermesslicher Habe versanken in wenig Stunden auch zahllose Opfer an Menschen. Die Summe der Verzweiflung jener Tausende, die in einer solchen Sturmnacht kraftlos mit dem empörten Elemente ringen, ehe der Tod sich ihres Jammers erbarmt, ist ein herzbrechender Gedanke!

Bona erregt mehr den Eindruck einer großen Ruine, deren verfallenes Gemäuer von Schlingkraut pittoresk überwachsen ist, als den einer bewohnbaren Stadt.

Durch Jussuf dem hiesigen Commandanten empfohlen, fand ich in H. v. N. einen Militär, dessen stiegende Keuschheit in demselben Grade Liebe und Verehrung, wie sein Kriegsrühm Bewunderung erzwingt. Vom ersten Augenblicke an, wo ich diesen würdigen Mann, seiner Familie vorlesend, in einem Gartensaale traf, in welchen ein naher blühender Drangenbaum seine Balsamdüfte hauchte, wurde ich bis zum Augenblicke

meines Scheidens mit wahrhaft patriarchalischer Güte und Gastlichkeit überhäuft.

Daß mit echter Humanität sich fast immer auch große Vorliebe für Thiere paart, bewährte sich auch hier, denn die Wohnung des Generals enthielt eine ganz artige kleine freie Menagerie. Gleich im Vorraum baute ein munteres Schwalbenpaar ungestört sein Nest. Aus einer Zimmercke glökte mich ein zottiger Wolfshund aus Mocca phlegmatisch an; er dient seit zehn Jahren den Kindern des Hauses als Reithpferd, und wird wie ein alter treuer Domestik, der Freund und Leid mit der Familie theilt, in Ehren gehalten. Unter einem Bette kauerte ein Negerpaar großer Ragen, deren grünelbe phosphorescirende Augen wie glühende Kohlen neben todtten leuchteten. Ein possierlicher Kapuziner nahm bei Tische abwechselnd Posto auf der Achsel der Generalin oder ihrer Stuhllehne. Sobald das Dessert erschien, machte er von seinem Vorrechte, sich zuerst zu bedienen, immer eilig Gebrauch und verzehrte die gestohlene Mandel oder Dattel auf dem Rücken einer wunderschönen Gazelle, welche ebenfalls vom Abhub der Tafel ihren Antheil holte, früh und Abends wurde sie noch außerdem von ihrer kleinen 11jährigen Herrin mit einem frischen Blumenstrauß gefüttert.

Auf den trefflichsten Pferden, die so wenig geschont werden, daß man fast immer wie auf einer englischen Rennbahn fortjagt, machten wir eine Erkursion nach Hyppona. Außer den verwitterten Säulentrümern eines Tempels und einer zerstörten Wasserleitung, die sich in schöne Niederungen herabzog, fanden wir fast keine Spur jener alten Stadt, die auf einem freistehenden Berge rings die amuthigste Thalgegend beherrschte. Tags darauf war eine militärische Expedition angeordnet, der ich folgte. Der Weg führte uns über einen dunkelbraunen, eisenhaltigen, kahlen Berg, den die Araber den »rothen Water« nennen. Von seiner spizen Höhe zeigte sich wieder das mannigfaltigste Rundgemälde. Aus dem Meere, das vom Sonnenglanz übergoldet, in großartiger Ruhe vor uns lag, erhob sich der schwarze Löwe (so heißt ein großer Fels), der wie eine gemeißelte Sphinx — nur tausendfach vergrößert — aussteht. In der Fläche deckten, wie mit einem großen Tuche, Myriaden schloßweißer Wasserblumen einen Teich. Neben an erhebt sich ein isolirter schlanker Berg, der so überwuchert war von Blumen aller Farben, daß wir nur auf seinem Scheitel einen grünen Fleck entdeckten; hier stand eine Gruppe von Palmen, in deren Mitte wir die Blumengöttin versetzten, denn so wie dieser Berg muß der Thron der Flora im Olymp aussehen.

Als Staffage der weiten entzückenden Landschaft erblickten wir in der Ferne ein Paar Löwen, die eben Mittag hielten. Sie ließen sich einen Eber wohl schmecken, den vielleicht ein Beduine gefällt hatte, und wie gewöhnlich liegen ließ, weil der Genuß dieser Thiere, die hier in großer Menge vorkommen, dem Muhamedaner streng verboten ist.

Spät Abends kamen wir an Ort und Stelle, von wo ein feindlicher Stamm überfallen werden sollte. Dieser lagerte in einem großen Duar oder Zeltborse. Solch ein portatiles Dorf besteht aus 40, 50 bis 60 kameelhäuten braunen Zelten, deren jedes eine Familie,

sammt allerlei Geräth zum Lebensbedarf, oft auch noch ein schönes Pferd umfaßt. Dieses gehört dann gleichsam mit zur Familie, und ist meist deren beliebtestes Glied. Die Zelte werden im regelmäßigen Zirkel aufgestellt. Den Mittelpunkt des Kreises nehmen Kameele, Pferde und andere Thiere ein. Mit einbrechender Nacht machten die berittenen Jäger einen Hock auf den Duar, steckten ihn in Brand, tödteten an 20 Araber und machten außer guter Beute auch 50 Gefangene. Unter diesen befand sich ein auffallend schönes, zierlich gekleidetes Mädchen, das unter anderm ungewöhnlichem Zierath über den nackten Knöcheln an Händen und Füßen breite Silberringe trug.

Eben so unerwartet als erfreulich war es mir, in dem elenden Bona die Bekanntschaft eines bedeutenden Gelehrten und höchst liebenswürdigen Weltmannes, H. St. Leon zu machen. Seit Jahren den Naturwissenschaften ergeben, steht dieser noch junge Mann eben im Begriff, ein neues geognostisches System bekannt zu machen, das einen höchst interessanten Beitrag liefern dürfte zu dem alten Streit der Naturforscher über die Einheit oder Mehrheit der ursprünglichen Menschengattung. St. Leon nimmt nur einen Grundtypus der menschlichen Gattung an und versetzt den Armenischen nach dem zwischen Aegypten und Syrien liegenden Theile Afrika's. Er zeigt, daß die Natur bei Erschaffung jeder Art ihre ganze Kraft geäußert habe, und die Ausbildung ihrer Geschöpfe nicht gradweise durch Zeit und Zufall fortführen ließ. Auf diesem Gesetze allmählichen Vorschreitens mag die moralische Weltordnung beruhen, aber die physische Beschaffenheit aller Thier- und Pflanzenarten erscheint immer da am vollkommensten, wo diese ursprünglich heimisch sind. Allein je mehr sie ihren ersten und zweckmäßigsten Bedingungen, als Klima, Nahrung, Umgebung, entrückt werden, desto mehr entfernen sie sich auch von der primitiven Reinheit, Kraft und Eigenthümlichkeit. Darum — so folgert Hr. St. Leon — hat die weise Vorsehung die Wiege des Menschengeschlechtes unzweifelhaft dahin verlegt, wo das physische — und folglich mittelbar auch das moralische — Gedeihen des Menschen durch die ihm zumeist entsprechenden Naturverhältnisse am schnellsten gefördert wurde.

Herr St. Leon gründet seine Hypothese auf manche neue Idee und Erfahrung. So dürfte die Beobachtung vielleicht originell seyn, daß er nicht bloß die Kraft der Sinne und Nerven, sondern auch die spezifische Schwere der Knochen- und Muskelsubstanz auffallend bedeutender fand bei den Arabern zwischen Syrien und Aegypten, als bei irgend einem andern Stamme dieses Volkes. Bei der von der Urbildung am weitesten sich entfernenden, am meisten degenerirten europäischen Menschengattung, beobachtete er die entgegengesetzte Erscheinung, nämlich das specifisch geringste Gewicht der Muskel- und Knochenmasse. Ganz analoge, nur noch viel auffallendere Resultate sollen ähnliche Vergleichen zwischen europäischen und arabischen Pferden — es versteht sich zu Gunsten der Letzteren — gegeben haben.

Beim Abschied von Bona hat Neptun sich unserm kleinen Zweimaster in der unfreundlichsten Laune gezeigt. Erst nachdem seine Wogen mehre Tage und Nächte

mit unserm Schiffein gleichsam Ball gespielt, durften wir an der Insel Laborka landen. Dies ist ein tunesischer Trümmerhaufen mit einem neueren Schlosse, das die Genueser so zuäusserst auf einem vorspringenden Felsen erbauten, daß es sich mit seinen 10 oder 15 alten Eisenkanonen gleichsam ins Meer herabzustürzen scheint.

Das Sehenswertheste hier in Laborka war eine verfallene genuesische Kirche, wo sich an der Stelle des ehemaligen Hochaltars ein heidnischer Cactusstrauch aus der Erde hervordrängte; ferner ein Prachteremplar eines 2 Ellen langen Beduinenbartes, der oben fohlschwarz, in der Mitte grau und an den Spitzen schneeweiß, mit dem ähnlichen Kinn schmuck des berühmten Generals Alard von Lahore stammverwandt schien. Die dritte und letzte Merkwürdigkeit war ein origineller Barbier, der unwillkürlich an den langen gespenstlichen Rothmantel von Kokebea erinnerte. Wenigstens hatte er auf einer elenden Knüppelbank — fast das einzige Möbel seiner transparenten Barake — eben auch einige Kahlköpfe in Arbeit, welche er mit sichelartigen, halbverrosteten Messern glatt schor. Sobald dies Geschäft fabrikmäßig abgethan war, ging er wieder zu dem ersten Kunden, nahm eine Art Kopfkamm, womit er den langen dünnen Haarbüschel, welcher den Scheitel jedes Muhamedaners zielt, sorgfältig frisirte, in eine Schnecke drehte, und zum Beschluß jedem den Turban aufsetzte. Der Scheidende warf dann ein Kupferstück auf ein großes Bret, wo Labak, Brod, Seife, Salz und allerlei Dinge, mit denen der stumme Kopfscherer beher handelte, in reizender Unordnung neben zwei Hunden und einem alten Kater durch einander lagen.

Nach kurzer Rast segelten wir in Begleitung freundlicher Wüste weiter, und ließen nach 30stündiger Fahrt in dem gefährlichen Hafen von Biserta ein, arabisch Bensert, das alte Hippo Zaritus. Hier war jede Spur des bisher französischen Afrika verschwunden, und jede Erscheinung trug das unvermischte Gepräge einer andern fremden Welt. Auch Tracht, Sitte, Lebensart, sind hier ganz ungewöhnlich und eigenthümlich.

Eine alte Kanone, welche hier die Stelle der Stadtuhr vertritt, zeigte eben, als wir landeten, durch einen Schuß an, daß es Mittag sei. Bei trübem Wetter wird diese einzige Stunde nicht immer mit astronomischer Genauigkeit verkündigt. Außer Sonnen- und Sanduhren hat man hier keine Zeitbestimmung. Ueberhaupt lebt man hier dem Naturstande viel näher, man lebt und stirbt ohne alle Kunst, ja sogar ohne Doktor und Apotheke, hierlandes unbekannte Größen.

Von der hohen Cassba, auf deren starken Mauern rings blutrothe Fahnen flattern, überblickt man die ganze malerisch gruppierte Stadt. Diese schmalen hochaufragenden blanken Häuser mit ihren ganz kleinen Gitterfenstern nehmen sich neben vielem versunkenen, grünüberwachsenem Gemäuer seltsam aus. Ueber einen Todtenhof voll steinerner Turbane hinaus zeigen sich reiche Saaten des üppigen, trefflich bebauten Landes, das hier von zwei ungeheuren Seen bewässert wird. Der große Marktplatz im Mittel der Stadt wimmelt von Menschen und Thieren. Die schmutzigen Schwannenhäute der befrachteten Kameele ragen komisch über die vielen Köpfe hinaus. Vor einem Kaffeehaus liegen alte und junge Langbärte auf dem Boden, eine Art Schach spie-

lend. Zwischen durch erblickt man hie und da einen der zerlumpten Krieger aus der 50 Mann starken Garnison, welche eine täuschende Nachahmung des Fallstaffschen Korps bildet. Diese Dhnehosen sind an Gestalt, Bewaffnung und Bekleidung, wenn man ihre bunten Lappen so nennen kann, eben so viele verschiedene Karikaturen. Doch ungeachtet dieser burlesken Waffenmacht herrscht hier die tiefste Ruhe unter den 9 bis 10000 Bewohnern, die so gutartig, als die Laborkaner wild und blutigierig sind. Kiaja und Caïd heißen hier die beiden Stellvertreter des Dey von Tunis. Sie regieren nebst dem Aga und wenigen Unterbeamten mit wahrhaft patriarchalischer Einfalt und Einfachheit, ohne alle Zwangsmittel, außer Bastonade und Kopfabnehmen. Der höchste Gehalt dieser anspruchlosen Statthalter besteht außer allerlei Deputaten täglich in 1 tunesischen Piaster, 1 Frank 2 Sous. Während des letzten Krieges wurde die hiesige Besatzung durch 800 wilde Kabyslen verstärkt. Minder friedsam, als die Bisertaner, fragten sie gleich bei ihrem Eintritt nach dem Konsulargebäude, auf welches sie Feuer gaben. Die Spuren sind noch sichtbar. Als man sie wegen Insubordination zur Strafe zog, meinten sie: diese ungläubigen Herren, welche Algier raubten, sollten sehen, daß die Kabyslen noch Gewehre haben.

Ein altes Bauernpferd, ein Esel und ein Maulthier trugen mich und meine zwei Reisegefährten, J. und N., des andern Tages von Biserta, der Landzunge Schara, nach dem Vorgebirge Hippona, an dessen Fuße, nach Diodor, Agathokles Heere lagerten. Außer der Ungezogenheit des Esels, der seinen nach Damenart auf ihm thronenden Reiter im Dorfe Menzel Sid in die unerwünschteste Verbindung mit einer Nüßgrube brachte, hatten wir keine Fährlichkeiten bestanden. Vielmehr führte uns der wellenförmig gehügelte Weg an Olivenwäldchen und wilden Weinbergen, von indischen Feigen umrankt, an prangenden Fluren und Obstgärten vorüber, wo Drangen, Apfelsinen, Granaten, Johannisbrote, Mandeln, Datteln und Maulbeeren buchstäblich uns in den Mund hingen, wenn wir durch enge Hohlwege ritten, die oft von allen nur erdenklichen Fruchtbäumen dicht überlaubt sind. In manchen versteckte anmuthige Thal zauberte die Natur, in ihrer stillen Größe, hier Tausend und Tausende ihrer schönen Wunder, unbekümmert, ob sie eines Menschen Auge oder Herz erfreuen und rühren. Die beiden erwähnten Seen mögen an 6. d. Meilen umfassen. Aus der Mitte des größeren, aus welchem ein Kanal durch die Stadt ins Meer führt, erhebt sich ein großer dunkler Berg, der durch seine Vereinzelnung, wie durch die seltsamste Formation auffällt, und dem See seinen schwarzen Namen gibt. Neben zahllosen unbekanntem Pflanzen, die hier wuchern, fiel uns eine äußerst niedliche Blume auf, deren Kelch das täuschendste Bild einer auf zartem Stengel sich wiegenden Biene darstellte. Aus dem Lager, wo einst Griechen- und Römerheere standen, nahmen wir als Wahrzeichen eine ellenlange Adlersfeder, die der königliche Träger uns im Fluge herabschüttelte, und mehre leicht erlegte Schalks mit, die dort wie Hasen herumspangen.

Die Unformlichkeit und Unschönheit des sonst so ehrwürdigen Kameels ist bekanntlich so groß, daß keine

Steigerung möglich scheint, und man sollte glauben, es müsse durch jede Veränderung gewinnen. Allein man irrt. Zur Zeit, wo diese Thiere sich hären, wo man sie statt des Puzens mit Stöcken, wie etwa eine Pferdedecke ausklopft, gewinnt die nackte Haut den Teint eines schmutzigen Spanferkels und die ganze Gestalt eine wahrhaft ideale Häßlichkeit. Vier solcher Ideale, einige stoische Esel, ich, Hr. J. u. N. und mehre französische Kaufleute bildeten den Reisetrupp, der an einem verhängnißvollen Freitag nach dem 8 Meilen entfernten Tunis aufbrach. Der braune Karavaniensführer, der auf dem Turban einen enormen Blumenstrauß oder besser Strauch trug, welcher ihm als Regen- und Sonnenschirm diente, kündigte uns auf halbem Wege an, daß wir nun bald in Utika Rast machen würden. Vielleicht an derselben Stelle, wo einst der ernste Cato sein stolzes: »Ich nur bin mein Herr!« gesprochen, ehe er sich das Schwert in die Brust gedrückt, schwang jetzt der maurische Lustigmacher der Gesellschaft mit näselndem Gesange eine kalte Hammelsteule durch die Luft. Mit wie andern Empfindungen schritten wir Europäer über diese malerischen Trümmer der Vorzeit, über diesen großen Gotte säcker der Geschichte hin, wo einzelne zerbrockelnde Steinstücke Alles sind, was von den großen Zeiten und Menschen zurückgeblieben, die einst hier auf- und untergingen. Wir gedachten endlich wieder der Hammelsteule, brachten Cato, dem finsternen Römer, einen hellen, weingefüllten aus, und schickten allen seinen Mithelden eine Libation von französischem Weine ins Elisium nach, wozu mehre Mauren, mit freiem Munde Trompeten- und Paukenschall nachahmend, einen Lusch machten.

Als im vorigen Jahrhunderte die große Moschee in Tunis erbaut wurde, wozu Karthago und Utika den Marmor liefern mußten, fand man hier die Statuen Jupiter's, Julius Cäsar's, mehre Priesterinnen und einen Torso, welche jetzt sämmtlich das Kabinet zu Leyden zieren. Unter den Resten eines der größten Tempel des ehemaligen Utika soll ein großer Sarkophag aus rothem Marmor stehen, zu welchem aber der Zugang ganz verfallen ist.

Im dem reisenden Fluße Metseherda, ehemals Bagrada — wo Plinius die Legionen des Regulus eine 120 Fuß lange Schlange tödten läßt — fanden wir eine halbe neue Brücke, die nicht ausgebaut wird, weil ein Marabut weissagte, daß mit diesem Bau zugleich das Leben des Erbauers enden würde. Dieser Prophet liegt in der Nähe begraben, und weil er an einem Freitag, der unserm Sonntag gleichkommt, gestorben, wehte heute die festliche rothe Prophetenfahne über seinem kleinen Mausoleum.

In einem schwarzbelaubten Olivenhaine begegnete uns ein Beduine auf einem herrlichen Schimmel, der durch rothgefärbte Mähnen und Tigerflecken wunderbar entstellt war. Das dunkle Wäldchen führte uns bis zu einer freien Anhöhe, wo uns der Anblick der welberücktigten Raubstadt Tunis überraschte, die auf Schußweite vor uns lag. Ein ferner, blauer Gebirgsfraz, aus welchem der hohe Bleiberg sich phantastisch aufwölbt, Seen mit lieblichen Inseln, Buchten, freundliche Wälder, Gärten, Hügel und Thäler bilden die überaus reizende Einfassung von Tunis. Auf der

stark befestigten Residenz des Bey, welche eine isolirte kleine Stadt ausmacht und Bardo heißt, wehte eine ungeheure blutfarbige Fahne.

Vor dem Stadthore fanden wir ein kleines Zeltlager. Die neu uniformirten Soldaten haben durch ihr europäisches Kostüm eben so wenig gewonnen, als das ihnen ganz ähnliche Militär des Großherrn. Ein rothes Fez, aus dunkelblauem Luche Kutka, Weste und Hose, diese oben türkisch weit, vom Knie an eng, ein weiß und rother Gürtel, weiße Strümpfe und schwarze Spitzschuhe verdrängen die frühere reiche malerische Mameluckenracht.

In Tunis wurde eben das Genesungsfest des Bey gefeiert, der dem Tode nahe war und durch seinen französischen Leibarzt M. St. A. gerettet wurde. Dieser erhielt einen Gesamtbetrag von 25,000 Francs an kleinen und größern Honoraren, denn es herrscht hier die Sitte, daß bei solchen Anlässen jeder gute Patriot seine freudige Gesinnung durch ein Geschenk darthut, das man dem Lebensretter des Herrschers bietet. (Eine so zarte Aufmerksamkeit, daß auch andere Aerzte sie nachahmungswerth finden werden.) Auf dem taghell erleuchteten, prächtig decorirten Bazar prangte eine unübersehbare Waarenfülle. Darunter waren auch schwere europäische Gold- und Silbergefäße, die wohl faum auf geraden Wegen, sondern durch Piratenhände, hieher gekommen schienen.

Hier hörten wir auch eine sogenannte türkische Musik, ein takt- und melodieloser Charivari, dabei aber so laut, daß der Lärm leicht »Blumenkelche von den Stengeln hätte herabschütteln können,« wie einst ein Maure von seiner vaterländischen Tonkunst rühmte, um deren Kraft und Herrlichkeit zu bezeichnen. Was wohl zu dieser blumenthauptenden, der Trompete von Jericho wohlverwandten Tonkraft, jener witzige Prinz sagen würde, der, aus Spontini's Olympia auf die Straße tretend, beim Donner des Zapfenstreiches ausrief: Gott sei Dank, daß nun wieder sanfte Musik mein betäubtes Ohr erquickt.

In dem unausgebauten neuen Palast des Bey fanden wir bereits vollendete Säle, deren Wände bald mit herrlicher Mosaik, bald mit den feinsten Schawlmustern auf Gyps oder brüßlerispitzenartigen Tapeten geschmückt waren. Um so verletzender aber ist die barbarische Unreinlichkeit der übrigen Stadt und des Volkes. Der Geruchssinn, der ohnehin mehr Leiden als Freuden bringt, wird hier arg beleidigt. Es wäre fast nöthig, man trüge ein permanentes Niesfläschchen unter der Nase, wie man über derselben zu Gunsten der Augen Brillen trägt. Wenn der Reinlichkeitsgrad einer Nation zugleich das Thermometer für deren geistigen Kulturstand ist, und sich nach diesem Grundsatz Engländer, Deutsche, Franzosen, Italiener, Russen ic. in einer analogen Reihenfolge ordnen, so gebührt auch dem Tuneser in doppelter Beziehung der unterste Rang. Aber auch ihm werde sein Recht. Darum darf der Reisende nicht verschweigen, daß er in einem Punkte der Kulturgeschichte einen ungeheuren Vorsprung vor den gebildetsten Völkern voraus hat. Er verschmäht unsere eckelhaften barbarischen Unschlittlichter, an deren Stelle er schlechte Wachskerzen oder Del brennt.

Durch gütige Vermittlung des holländischen Vice-Konsuls H. D., wurde ich von Hrn. Rasso, Christ, Italiener, und Ministersekretär des Bey, im Bardo eingeführt. —

Am Ende des langen Palasthofes traten wir in einen großen rothen Saal mit schwarzem Marmorboden, wo Sidi Mustapha, Generalissimus und Bruder des noch immer kränkenden Bey, an dessen Stelle vor einer Menge Volkes eben der Rechtspflege oblag. Er saß in rother, goldgestickter Uniform, mit untergeschlagenen Beinen ruhig auf einer Ottomane. Große Diamanten blitzten an seiner Hand, in derselben eine goldene Tabatiere. Unter einem Shawl, der neben ihm lag, glänzten ein Paar Pistolen und ein langer Dolch neugierig hervor. Nach unserer Präsentation in italienischer Sprache, die Sidi leidlich spricht, wurde Kaffee gebracht, ein kurzes Frag- und Antwortgespräch eingeleitet, und mit der dargebotenen Hand, die wir wie beim Eintritt küßten, das Zeichen gnädiger Entlassung gegeben.

Nach einer langen Weile, die wir in Hrn. Rasso's eleganter Wohnung verbrachten, wurden wir in den Harem berufen. Der alte Bey hat diesen Theil der Residenz seit seiner letzten schweren Krankheit noch nicht verlassen. Doch gibt er hier nur aus besonderer Gnade Gehör. Auf der Säulengalerie des obern Stockwerks standen die meisten von den hundert Weibern des bejahrten Regenten, hinter dichten, goldenen Gittern, und blickten neugierig herab, als wir durch den Hof gingen. In einem der ersten Gemächer, die alle durch Pracht, wie durch den gediegensten Geschmack überraschen, stießen wir auf den Sapatapa, den ersten Minister. Dieser noch ganz junge Mann, mit streng despotischer Physiognomie, war wie die früher beschriebenen Militärs fast matrosenartig, und ohne alle Auszeichnung vor irgend einem Diener des Palastes gekleidet. Nur schien eine schwere goldene Erbsenkette, woran die Uhr hing, seinen hohen Rang anzudeuten.

Durch eine lange Allee ebenfalls blaumontirter Eunuchen, neben welchen ein Paar französische Grisetten drollig aufhielten, die für den kranken Bey Bouillon kochen und ihn pflegen, kamen wir in einen Saal, der mit karmoisinrothem, goldgesticktem Sammt bis zur gewölbten reichvergoldeten Decke drapirt war. Mit Tüwelen überfüete Waffen, kostbare Gefäße, Seitenheften aller Art und eine ringsumlaufende dichte Spiegelreihe beschäftigten die Blicke nur wenig, die zunächst auf eine hohe Ottomane fielen. Hier saß der Herrscher mit gelbem Kaftan und weißem Turban, in der Mitte seines Hofstaates. Ein dünner, langer, silberweißer Bart, die gezogene Nase und kleine, kluge Augen geben dem schmalen Kopf des 60jährigen Mannes einen nicht minder bedeutsamen, als gewinnenden Ausdruck. Hinter ihm sah man durch das einzig große Bogensfenster des halbdunklen Saales: ein goldvergittertes Vogelbauer, worin allerlei buntbeflügelte Sänger die Melodien mehrerer Spieluhren begleiteten, welche sich rings um uns vernehmen ließen.

Während die Großen des Reiches in Strümpfen auf den persischen Teppichen stehen mußten, wurden uns — eine höchst seltne Ehre — dicht vor dem hohen Atlasstuhle seiner Hoheit zwei Stühle gesetzt. Gleich nach

dem Handfuß wurde eine feinschmeckende Mischung aus Cacao und Mokka mit Backwerk gereicht, das nach allen Blumen roch; dann begann der freundliche Fürst die Unterhaltung, indem er sein italienisches Kadebrechen entschuldigte, wie er es lächelnd nannte. Mit ganz mangelhaftem Accent, aber geläufig und immer das Wesentlichste aus der Mitte jeder Sache heraushebend, besprach er Militär, neue Einrichtungen, und mit besonderer Vorliebe die Jagd. Er bedauerte sehr, daß seine Falken eben in der Mauser begriffen, gerade jetzt nicht stießen, sonst würde er uns überzeugen, wie man mit diesen Thieren nicht bloß Vögel, sondern Hasen und Antelopen jagen könne. Nachdem er uns seinen gnädigen Schutz und Schirm angeboten, wo wir dessen hier oder im Lande bedürften, legte er die Hand, die bisher mit den Perlen eines duftenden Rosenkranzes spielte, erst auf die Brust, dann reichte er sie herab zum Fuß und zum Zeichen, daß die Audienz aufgehoben sei.

Wir empfahlen uns dankbar, und mit den besten Wünschen dem liebenswürdigen Despoten, und verließen, von einem Theil des Hofstaates bis ans Portal des Hofes begleitet, höchst befriedigt den Harem. Ehe wir ganz vom Bardo schieden, statteten wir dem Löwenstalle noch einen Besuch ab. Hier fanden wir ein Duzend der schönsten Exemplare. Papa und Mama schienen betagt und ernsthaft. Die junge Herrschaft hingegen sprang munter über die Alten hinweg, und gaudirte sich mit den amnuthigsten Spielen. Liebestaschen mit den gelenken Tagen, Liebesungen mit fast menschlichen Küßen, die graziösesten Attituden, wie sie überhaupt dem ganzen Raßengeschlechte eigen sind — wurden gewechselt, und bildeten ein schönes bewegliches Familiengemälde.

Das tunesische Gebiet hat zwischen Tripolis und Algier etwa 70 d. Meilen, und zwischen der See und dem Dscherid (das Dattelland) an 60 d. Meilen Umfang. Das Klima gilt für das gesündeste in der Welt. Der Boden — einst die Kornkammer des ungeheueren römischen Reiches — ist so selbstthätig, daß man die Erde nur mit einem starken Stocke zu pflügen braucht, um sie mit wuchernder Fülle zu überdecken. Die Gebirge strotzen voll edler Metalle, aber der alte Grundsatz eines Bey: Ich habe genug, warum soll ich mir christliche Räuber herlocken? läßt Gold und Silber dort ruhen. Thier- und Pflanzenreich bieten an Menge und Gattung Außerordentliches. Nur der Mensch steht Allem zurück. Und doch fühlt man auch hier, wie überall mit Göthe:

Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's pakt, da ist's interessant. —

Tausendjähriger Druck durch Religions- und Staatsverhältnisse hemmte die freie sittliche Entwicklung dieser Menschen, die weder die Wohlthat dieser gegneten Zone, noch die Natur und ihre weisen Absichten begreifend, ihr fast nur physisches Leben instinkartig hinbringen, ohne eine höhere Aufgabe des Daseyns zu ahnen. Die roheste Sinnlichkeit, Geldgier, Unreinlichkeit, Niedrigkeit, Trägheit sind charakteristische Merkmale der hiesigen Muselmänner. Dazu tritt noch der krasseste

Aberglaube, der sich nicht immer begnügt, dem Propheten bei allen wichtigen Anlässen bloß Thieropfer zu bringen. So nannte man mir einen reichen Türken, der, so oft seine zwei Piratenschiffe Beute heimbrachten, das daraus gelöste Gold vergrub, und immer einen seiner Sklaven dabei schlachtete, damit dessen Seele den blutgetränkten Schatz bewache. —

Die Weiber sind hier der Betrachtung fast ganz entückt. Selbst die gemeineren, die man unverhüllt auf der Straße sieht, überwickeln sich bis an den Mund so mit dunkeln Zeugen, daß man Mühe hat, ihre meist häßlichen Gesichter von der häßlichen Vermummung zu unterscheiden. Auch der Harem soll keine großen Reize bewahren. Die europäischen Konsulardamen, die dort Zutritt haben, versichern, man könne sich keinen Begriff von der Einfalt und Naivität jener Frauen machen, deren ganzer Lebenszweck in Sticken, kindischem Spielen und — Langweil besteht. Sehr im Einklang mit dieser einfachen Charakteristik ist ein allgemeines Verschönerungsmittel der jungen Türkinnen. Sie werden wie bei uns die Gänse mit Cucusu (türk. Weizen) gemästet, weil dick und schön hier gleichbedeutend ist.

Als die junge Frau des holländischen Vicekonsuls Hr. D., sich der ersten Gemahlin des Bey vorstellen ließ, wurde sie an der doppelten, streng bewachten Thüre des Harems von einem Eunuchen zur italienischen Dolmetscherin, und von dieser zur Gebieterin geführt. Diese saß in einem scharlachrothen Sammtsaal auf einem Divan aus Goldstoff. Sie erhob sich, und wies der eintretenden Dame mit den türkischen Worten: »Möge der Prophet Euch segnen, und Ihr bei uns bleiben, so lang Ihr wollt« einen Platz auf den weißen Atlasstüßen ihres Divans an. Ihre türkische Hoheit waren weder jung noch schön, noch sehr geschmackvoll, wiewohl sehr reich gekleidet, und hochberoarme und Füße entblößt. Um der lästigen Konversation durch einen dritten Mund bald zu entgehen, ward ein Wink gegeben, worauf schwarze Tänzerinnen höchst ungrazios ein bachantisches Pas de deux aufführten. Im Nebengemache, das von weiß und schwarzen Frauen und Sklavinnen wimmelte, waren Konfitüren und Früchte aller Art aufgehäuft. Die Dame des Hauses nöthigte nun wie nur die Frau Oberförsterin in Jfflands Jagern unaufhörlich zum Essen, indem sie ihren Gast nicht bloß pantomimisch aufforderte, zuzulangen, sondern selbst mit dem besten Beispiele voranging. Nun ließ der Bey sich vernehmen. Große Bewegung unter den Weibern. Bedeutendes Händeküssen. Er schritt mit 4 seiner Prinzen heran, machte Madame D. eine Verbeugung und entfernte sich nach einer fünf Minuten langen Taubstummunterhaltung. —

Man zeigte der fremden Dame alle Gemächer des Harems, darunter auch das Schlafgemach des Bey, wo alle Wände bis zur Decke hinauf voll kleiner Taschenuhren hingen. Beim Abschied stand ein Verschnittener bereit, welcher Madame D. begleiten und ihren Kindern einen großen Korb voll süßer Delikatessen überbringen mußte.

Nicht viel kurzweiliger war die Hochzeit einer Tochter des Bey mit dem gegenwärtigen Sapatapa. Zum Schauplatz dieses Festes wurde der Vorhof des Harems in ein prachtvolles rothes Zelt umgestaltet.

Ringsum brannten zahllose geschmückte dicke Wachskerzen. Tausend farbige Lampen brillantirten die Wasserstrahlen von vier Springbrunnen. Alle Wohlgerüche Afrikas, überall duftende Blumenguirlanden und leise Musik schmeichelten so dem Sinne und der Phantasie, daß man sich in die Zauberwelt arabischer Märchen versetzt glaubte. In der Mitte des Hofes stand ein kostbar geschmückter Lehnstuhl, in welchen die Braut sich setzte, nachdem vier Brüder unter dem Schalle rauschender Musik sie hereingetragen hatten. Ein goldbrokatnes Kleid, ein Rubinen-Dialem, breite Diamantspangen an den nackten Armen und Füßen, dunkelroth gefärbte Fußsohlen und Nägel an den Zehen und Fingern; dickgeschwärzte Brauen, und endlich die geschlossenen Augen der Braut, die sie den ganzen Tag nicht öffnen soll, machten ihre Erscheinung automatenartig, unheimlich, aber höchst originell. Ihre Sklavinnen hielten große Tassen und Becken, in welche Gäste und Angehörige kostbare Geschenke legten. Von zwei zu zwei Stunden des ganzen Tages wurde die Braut fort und immer wieder in einem ganz andern Staate in den Saal zurückgebracht. Diese Beschwerde und strenges Fasten — sie darf den ganzen Tag weder Speise noch Trank zu sich nehmen — zogen ihr mehrmal Ohnmachten zu, dann steckte ihr schnell ihre alte närrisch aufgestuhte Amme eine würzige Pille in den Mund, die immer gleich wirkte. Der Bräutigam spielt eine sehr leidende Rolle, und wird, so oft die Braut sich nähert, die er erst am dritten Tage zu sehen bekommt, mit allerlei Zeremoniel weggeführt. Den Beschluß der vielen läppischen Formlichkeiten machte die Schau des überaus prachtvollen Brautgemachs, wohin der Vater die ganze Gesellschaft führte. Die Sitte gestattet nur mit einem Lichte dahin zu gehen, das der Bey selber trug, es erlosch zufällig, worin man eine gute Vorbedeutung erkannte. Die Freuden der Tafel beschränkten sich auch hier wieder auf alle erdenklichen flüssigen und festen Süßigkeiten.

Bei diesem Feste wurde ein schöner junger Maure von einem Franken — und wie man glaubt, nicht ohne nähere Bezeichnung — gefragt: was er wohl thun würde, wenn seine Frau sich zu einem Liebesverständnis mit einem Christen verleben ließe. »Nicht viel,« meinte er, »ihm würde ich den Kopf abhauen, und sie rücklings auf einen Esel gebunden entschleiert durch die Stadt führen, dann sammt dem Esel ersäufen lassen.« —

Das Amt eines Bey von Tunis ist übrigens keine Sinecur, wie man gewöhnlich anzunehmen scheint. Er übt die richterliche Gewalt fast ganz allein aus. Vom frühen Morgen bis zum Mittag für jedermann zugänglich entscheidet er nach exemplarisch-bündigem Verhör über Recht und Unrecht. Sein Ausspruch, auch wenn er: Tod lautet, wird immer unmittelbar vollzogen. Zur Vermeidung der Prozeßsucht werden bei grundlosen Klagen meist beide Theile mit 20 bis 50 Schlenstreicheln heimgeschickt. Ist über einen Mörder der Tod verhängt, so erwartet ihn ein riesenhafter Neger am Thore des Bardo, der ihm den Kopf abschlägt oder ihn strangulirt. Durch eine bedeutende Summe kann sich der Mörder, nicht so der Staatsverräter, loskaufen. Dem Straßenräuber wird der rechte Arm abge-

hauen, und der Stumpf zur Vereinfachung der Heilungskosten, in siedendes Pech getaucht. Eine Kur, die wenigen gut bekommt. Auf Diebstahl, Betrug und hunderte kleinere Vergehen steht die vielbeliebte Bastonade, wobei der Inquisit auf dem Boden liegt, zwei Neger ihm mittelst einer Art Fußböcke die Sohlen so nach aufwärts binden, daß sie ungehindert und bequem ihr Amt wälzen können, wie das Opfer sich auch winde, und den Propheten zu Hilfe rufe. Der Prophet hört gewöhnlich die Unglücklichen nicht, und die Neger schwingen die dünnen Stäbe oft bis zu 1000 Streichen ruhig fort, wenn der Gemarterte auch schon bei 7 bis 800 den Geist aufgegeben hat. Bei der großen Milde des gegenwärtigen Bey läßt sich voraussetzen, daß diese sonst so grausam mißbrauchte Strafe jetzt viel seltener angewendet wird.

In der Provinz handhaben die Dulätli's, Iman's und Cadi's nach naturalistischen Principien die Gesetze, wovon man sich übrigens keine zu grellen Vorstellungen machen darf. Dst wird in den verworrensten Fällen eben so treffend, richtig und immer rascher erkannt, als auf dem Labyrinthwege gelehrter Federprozesse. Auch hier ist die frühere Grausamkeit und Willkühr der Strafen sehr gemäßiget.

Der Judentempel gleichet einem mit Marmor tafeln parketirten Saal, so dicht sind die weiß und schwarzen Platten, welche die Inschriften der Begrabenen führen, neben einander gelegt. Aus den engen Fugen drängen sich spärlich grüne Gräser hervor, und bilden eine liebliche Einfassung der symmetrischen Felder dieses großen Schachbretts. Einer dieser Steine enthält das Auto-Epithaph eines spanischen Großen, der früher ein Glied der Inquisition, dieser nachher selbst verfallen, geschlachtet und aus Liebe zu einer schönen reichen Tochter Abrahams erst Jude und dann Millionär geworden war. Die bescheidene Selbstgrabschrift lautet: Hier ruht ein Nichts vom Nichts J. Medina.

Ich sehnte mich aus dem bunten Ameisengewimmel der 150000 Menschen, welche unbegreiflicherweise hier wohnen sollen, wieder einmal hinaus, und mit Hilfe eines schlechten Pferdes — die guten sind jetzt fast sämmtlich auf der Weide — war ich des folgenden Tages zwar kein Marius, aber doch auf den Ruinen von Karthago.

Welch eine Masse geschichtlicher Gestalten ziehen wie Geistererscheinungen beim Anblick des verweseten Riesenlehnens dieser ehemaligen Weltstadt erschütternd an der Seele vorüber? Sont! und Heute! Carthago und die Barbaren! Wie verschwinden doch die gewaltigsten Menschenwerke vor dem Hauche der Zeit! und wie schaurig belebt die Phantasie diesen bemoosten unübersehbaren Trümmeranger mit den Schätzen einer Dido, Sophonisbe, eines Regulus, Marius, Hannibal. — Des Letztern großartiges Leben wie sein Ende durch den Giftbecher, den er mit den Worten leerte: »ich will die Römer von ihrer langen Furcht befreien« mahnt an einen großen Mann einer nähern Zeit. Die auffallend ähnlichen Schicksale Beider auf ihrer schwindelnden Höhe, wie in ihrem Falle enthalten die ewige Lehre, daß alle Größe und Gewalt den Keim der Vernichtung in sich trägt, die nur auf kalter Berechnung beruht, wahres Recht und

echte Menschenwürde aber nicht aus Grundsatz, sondern nur so lange achtet, als der nächste selbstische Zweck es erheischt.

Hier beim Eintritt in die Steinwüste von Karthago steht auch noch der Thurm, in welchem der heilige Ludwig nach seinem unglücklichen Zuge 1270 an der Pest gestorben. Gegenüber am andern Ufer des Sees liegt das Dorf Rhades, wo Hanno mehr durch seine eigenen Elephanten, als durch Regulus überwunden wurde. In der Nähe steht das Fort v. Goletta, durch Carl V. erbaut, als er im 16. Jahrhunderte Tunis erobert hatte. Leider vermochte er nicht, von da aus auch Algier zu bezwingen, weshalb seinem Nachfolger alle Besitzungen in Afrika durch Sultan Selim um so leichter entrisen wurden.

Bei dem Dorfe Rhades sahen wir ein uns ganz fremdes Thier: den Kuhesel aus der Wüste. Er kommt so selten vor, daß man nicht genau weiß, ob er wie der Maulesel zu den Bastarden gehört, oder der Fortpflanzung fähig ist. Er unterscheidet sich von dem gemeinen Esel bloß durch einen vollkommenen, nur etwas kleineren Ochsenkopf mit geraden Hörnern.

Auch eine ungewöhnliche Menge großer Hunde fiel uns hier auf. Der Anblick einer so großen Zahl dieser Thiere, beschränkt auf einen geringen Raum, schlecht genährt und so gut als nicht bewacht, hat bei der ungeheuren Hitze, die eben herrscht, etwas Aengstliches für den Europäer. Man kann nicht umhin, eine solche Masse frei umherlaufender Hunde ohne Dach, ohne bestimmte Nahrung, ja oft ohne Trank, von der fürchterlichen Wasserscheu ergriffen, sich vorzustellen, und alle Folgen dieses gräßlichen Uebels sich um so greller auszumalen, als man hier keine Ahnung von polizeilichen oder irgend andern öffentlichen Vorsichtsmaßregeln hat. Es war uns daher eben so erfreulich als auffallend zu erfahren, daß das Uebel der Hundswuth hier ganz unbekannt sei. Diese Erscheinung dürfte sich dem Arzt und Naturforscher um so ernster zur Beobachtung und Prüfung aufdrängen, als sie vielleicht sehr einfach zu erklären ist. Bei uns wird bei Vertilgung der jungen Hunde das männliche Geschlecht so allgemein bevorzugt, daß Männchen und Weibchen in einem ganz ungleichen Zahlverhältniß zu einander stehen. Ein Umstand, der nicht unwesentlich ist, bei einer Thierart von großer organischer Thätigkeit und vorherrschend starken Trieben. Im ganzen Orient aber und überall, wo der Islam gilt, stehen die Hunde gewissermaßen unter dem Schutze der Religionsgesetze. Der Muselman vertilgt keinen Hund. Darum bleibt das geschlechtliche Verhältniß ungeachtet der außerordentlichen Vermehrung dieser Thiere ein natürliches und vielleicht gerade darum auch ein ungefährliches.

Bei unserer Rückkehr aus Karthago fanden wir die Tunesen in großer Bestürzung. Man erwartete nichts weniger als eine Revolution und den Tod des alten Bey, der auch wirklich in Folge eines Schlagflusses in der nächsten Nacht verschied. Der befürchtete Aufstand — sonst fast eine Bedingung jeder Thronveränderung — erfolgte diesmal nicht, und schon am nächsten Mittag verkündigte der Kanonendonner von allen Wällen und Schiffen, daß Sidi Mustafa, Bruder des Verstorbenen zum Regenten eingesetzt sei.

Der ganze Hof und alle Konsularpersonen küßten dem neuen Regenten die Hand, man trank im Bardo viel Kaffee, aß viel Backwerk und rief: le roi est mort! vive le roi!

Der Todte war nur 24 Stunden im Bardo ausgelegt, wo an 5 bis 600 Negerklaven, die an solchen Tagen freigegeben werden, den alten guten Herrn bewachten und beweinten. Am nächsten Morgen folgten sie auch zunächst dem Sarge, wobei ihre im Winde flatternden 5 bis 600 großen Freibriefe, die sie auf Stöcken trugen, sich höchst seltsam sollen ausgezogen haben. Da bei schwerer Ahndung jedem Ungläubigen untersagt ist, Zeuge einer solchen Begräbnißfeier zu seyn, und dem Christen, der dies Verbot nicht achtet, unter andern auch die Fenster vermauert werden: so mußte ich meine Reugler unterdrücken und mich diesfalls auf mündliche Tradition verlassen.

Vor dem Beginn des Leichenzuges stürzten sich mehre Verbrecher auf den buntbemalten fürstlichen Sarg, dessen Verührung Verbrechen — natürlich auch Schulden tilgt. Es versteht sich, daß man nur eine kleine auswählte Zahl dieses Glückes theilhaftig werden ließ.

Hinter den Negern mit den papiernen Freiheitshahnen folgten im Zuge die Prinzen und Hofpersonen, Gouverneure, Minister, Agas, Cadi's, die Mamelucken, die vier Schnur-Bewahrer, jetzt Gardes du corps, Janitscharen und endlich Tausende der vornehmen und niedern Bewohner der Stadt. Ein gräßliches Schauspiel soll das Geheul der den Sarg umgebenden Klageweiber seyn, die für ein geringes Honorar sich Gesicht und Brust zerfleischen, bis der Leichnam in drei Verstationen um die ganze Stadt gebracht, und endlich in der fürstlichen Familiengruft der großen Moschee — einst eine spanische Kathedrale — bestattet ist.

Am letzten Tage unserer Anwesenheit in Tunis besuchten wir den Sklavenbazar, wo wir nur wenige häßliche Mohrinnen mit ihren Kindern fanden. Sie waren sämmtlich leicht gefesselt, aber wie es schien ganz menschlich behandelt und frohen Muthes, dann machten wir noch die interessante Bekanntschaft eines ehemals sehr reichen Mauren und berühmten Piraten, der 113 Jahre alt war. Dieser fast ideale Greis lag in schlohweißem Talar, mit langem gelblichen Seidenbarte und reinglänzendem kahlen Haupte — das schönste freundlichste Bild eines Patriarchen der Vorzeit — auf seiner Ottomane. Er beachtete uns so wenig, daß wir ihn ruhig wie ein Gemälde betrachten konnten, in welchem sich jedem Blicke immer neue interessante Einzelheiten und Schönheiten entfalteten. Doch als der Alte zu reden anfing, sahen wir bald, wie das Ende des Menschenlebens, im ewigen Kreisgang der Natur, gleichsam wieder zum Anfang zurückkehrt. Der Greis war fast wörtlich wieder Kind geworden, er konnte wohl sehen und hören, aber außerdem kaum mehr als lallen und lachen, genoß nur Milch und — vegetirte. — Jachuf Sinasch, so hieß er, war lange und noch vor 12 Jahren in schwerem Schuldenarrest. Als um jene Zeit der englische Konsul Sir R. nach Tunis gekommen war, drang man in ihn, den hundertjährigen Mann im Kerker zu besuchen, und beim Bey, der Sir R. ungemein auszeichnete, für ihn vorzubitten. Der großmüthige Engländer verwendete sich wirklich, und

da man ihm sagte, es handle sich nur um einige tausend Piaster, erbot er sich, den größern Theil dieser Summe zu bezahlen. Der Bey lächelte hierauf, schwieg und sprach von andern Dingen. Ein Sekretär, der inzwischen oft ab- und zugegangen, und mit dem Gesbieter leise gesprochen, brachte endlich eine Schrift, die dieser zu sich nahm. Sir R. erwähnte nichts mehr von seinem hundertjährigen Schützling und empfahl sich. Jetzt gab ihm der Bey jenes Papier mit den Worten: »Nehmet dies, laßt es Euch zu Hause übersehen; es sei eine kleine Erinnerung an mich und zugleich ein Beweis, daß man auch bei uns einen solchen alten Mann nicht um einer Kleinigkeit willen der Freiheit beraubt.« Die Schrift enthielt die Tilgung von 190000 Piaster, welche Jachuf Sinasch dem Bey schuldete, und zugleich die Verfügung, daß der Greis anständig versorgt werden soll.

Versuchen mit einem Firman oder Amrha (Schutzbrief) des neuen Regenten, brach ich in Gesellschaft des H. S., ehemals polnischen, jetzt tunesischen Obersten, mit einem Freunde und mehren Negern nach dem Innern Africa's auf. —

Die erste Nacht hielt unsere Karavane auf den malerischen Ruinen von Utika, die auf eine deutsche Meile weit zerstreut umherliegen. Unter den schöngruppirten Steinmassen, treten die großartigen, fast ganz erhaltenen römischen Cisternen hervor. 40 Fuß tief, 100 lang und 18 breit, sind sie alle der Reihe nach durch offene Bogen verbunden, und dienen den Arabern jetzt als treffliche Stallungen. Wir fanden sie auch mit Kameelen, Pferden, Ziegen, Ochsen und Kühen aus Tunis gefüllt. Diese Thiere sind hier zur Weide und suchen in jenen schattigen Steingewölben Kühlung, während der Feuerball der Mittagssonne seine versengendsten Gluthen ausströmt. Außer diesen Denkmälern sind das weite Amphitheater und das Forum am deutlichsten erkennbar. Inner den Umfangsmauern des Letztern stehen noch 7 große Marmor Pfeiler und mehre Stufen der breiten Treppe. —

Über traurige Flächen hin, wo die Vegetation oft zu brauner Asche verbrannt war, kamen wir durch eine Gegend wilder Gebirgsmassen mit Waldwässern, Vießbächen, Seen und wunderbaren Bergformen nach dem Städtchen Saowan, hinter welchem der ungeheuer Bergkoloß gleichen Namens hoch zum Himmel emporsteigt. Hier unter den Resten eines alten Jupiter-Tempels entspringen die reichen Quellen, welche einst durch den berühmten 10 d. Meilen langen Aquädukt bis nach Karthago geführt wurden. Dieses Wasser färbt die Welle zu dem Fez oder Scheschia mit jenem auffallend schönen Roth, welches die tunesischen Käppchen, die allgemeine Kopfbedeckung der Türken, zu einem bedeutenden Handelsartikel im Orient macht. —

Auf einem mit Turbanen überdeckten Friedhofshügel, von wo man Saowan und die Gegend rings übersehen, wurden wir von einem langbärtigen Mamelucken angeredet, dessen ganz gutes geläufiges Deutsch uns nicht wenig überraschte. Er erzählte, daß er ehemals Georg Kastel hieß, aus Salzburg und 65 Jahre alt wäre. Als deutscher Soldat zu den Franzosen übergegangen, und nach vielen traurigen Schicksalen von einem Seeräuber gefangen, sei er in Tunis verkauft,

Renegat' und endlich Mameluck des Bey geworden; jetzt habe man ihn als dienstunfähig entlassen, nun nage er am Hungertuche und sehne sich wieder nach dem verlorenen Christenthume und Vaterlande. Einige Piaster haben den Mamelucken-Invaliden vertrauter gemacht, und er erzählte uns auf den steinernen Turban des daneben begrabenen letzten Saïd von Sauwan zeigend, folgende Geschichte, welche sich hoffentlich die modernen Romantiker nicht werden entgehen lassen:

»Selim, ein reicher Kaufmann, verbarg sein Gold und seine schöne Tochter Zulma gleich sorgfältig vor den Augen des alten Saïd. Dieser war nach den beiden Schätzen lüstern, und machte mehre Versuche, Selim Geld abzupressen, da dies aber nicht gelang, suchte er wenigstens die schöne Tochter für seinen kleinen Harem zu erwerben. Auch das mißlang. Bald darauf erkrankte Zulma plötzlich und starb. Kaum war der Vater, den der Schmerz um sein einziges geliebtes Kind niedergeworfen hatte, wieder genesen, so berief man ihn vor Gericht, und er ward angeklagt, sein eigen Kind ermordet zu haben. Der erste Vater wurde auf den Friedhof gebracht, Zulmas Leichnam dort ausgegraben, und von drei Dolchstichen durchbohrt befunden. Selim stürzte bei diesem gräßlichen Anblick bewußtlos zu Boden und erwachte erst wieder im Gefängniß. Mehre Wochen war er hier in dumpfer Verzweiflung gefesselt, als ein Vertrauter des Saïd zu ihm kam, um ihm zu sagen, daß morgen das Todesurtheil gesprochen und an ihm vollzogen werden soll, doch wolle er ihn gegen 20000 Piaster und das Gelöbniß ewiger Verschwiegenheit reiten, und über die Grenze nach Algier schaffen. Selim floh und bezahlte dankbar den Ketter. Dieser war des Saïd türkischer Sklave, der die unglückliche Zulma durch Backwerk, das er ihr beizubringen wußte, auf seines Herrn Befehl vergiftet, ihren Leichnam ausgegraben, durchstochen und wieder verscharrt hat. Diese menschliche Hyäne gestand dies selbst, nachdem der Saïd todt, der Sklave aber wegen anderer Verbrechen zur Straußstrafe verurtheilt war.«

Über Zugar, wo nur ein Paar elende Hütten das alte stattliche Zucara ersetzen, kamen wir auf das berühmte Schlachtfeld von Zama. Von einer Anhöhe konnte man hier über die trümmerreiche Landschaft von Capsa und Thala, wo Jugurtha und Cäsar lagerten, den Eingang der Wüste Sahara, und im Nebelgrau der Ferne, einen Streifen Numidiens sehen. Hier war die Erde überall geborsten und zerrissen, wie um einen vulkanischen Krater. In einer Pfütze, aus der unsere verschmachtenden Pferde gierig saßen, hingen sich überaus große Blutegel an Maul und Nüstern der armen Thiere, welche dies faule Schlammwasser mit ihrem Blute bezahlten. Die Nacht brachten wir in der unabsehbaren Fläche zu, die gleichsam den Vorgrund der Sahara bildet. Die Wüste selbst beginnt an dem ausgetrockneten Fluße Vad el Banna.

Es läßt sich der fremden Phantasie wohl ein Bild, aber dem Gemüth durchaus nicht die Empfindung malen von dem unaussprechlich melancholischen Eindruck, der die Seele erfüllt, wenn in dem ungeheuren Sandocean nirgends ein Merkmal der herrlichen Schöpfung sich zeigt, als der brennende Aschenboden, das

erstickende Luftmeer und der im Scheitel stehende Gluthball der Sonne.

Doch auch hier weiß die überall waltende Milde der Natur dem Menschen wenigstens ein erquickendes Trugbild vorzuzaubern. Es scheint, als wolle sie ihn gleichsam für die traurige Nothwendigkeit dieser todten Oede, ohne welche eine Lücke in dem wunderbaren Stufen gange ihrer mannigfaltigen Bildungen entstände, trösten, und ihm die rauhe Wirklichkeit durch einen lieblichen Traum versüßen. So zauberte sie auch uns bald in lachender Inseln, blühender Gärten, gründer Thäler, Seen, Berge, Wasserfälle und aller Reize, wie sie wohl kaum an irgend einem Punkte der Erde in solcher Fülle, Lieblichkeit und Farbenpracht wirklich erscheinen. Dies täuschende Zauberbild »fata morgana,« bei den Franzosen mirage, eine fast tägliche Lusterscheinung in der Wüste, schwebt jedem Auge unter verschiedenem Standpunkt gleich sichtbar, oft stundenlang in theatralischer Perspektive vor und verschwindet wieder urplötzlich wie eine Phantasmagorie. —

Nach einer heißen Nacht und einem harten Marsch bei 31 Grad Reaumur, welche mein Taschenthermometer im Schatten zeigte — nämlich im selbstbereiteten, sonst gibt es hier keinen Schatten — erblickten wir in weiter Ferne die Zinne der Moschee und der heiligen Stadt Keruan. Dies war die erste Stadt, welche die Araber in Afrika gründeten. Von hier zogen ihre ersten barbarischen Horden aus, überwandten Spanien, und wollten dem erschrocken Europa den Islam aufzwingen.

Als der Saïd der Stadt vernahm, daß wir durch einen Amra seinem Schutz empfohlen seien, suchte uns der schöne alte Mann in reicher Kleidung und edler Haltung sogleich in unserer elenden Wohnung auf. Er begrüßte uns feierlich und versicherte uns seiner Gastfreundschaft, während 12 Knechte, die ihn begleiteten, zweimal so viel der besten Gerichte aus großen Körben herbevorholten und vor uns hinstellten. Bei dem Gegenbesuche, den wir am nächsten Morgen dem liebenswürdigen alten Manne machten, erfuhren wir, daß Keruan den Ruhm hat, die vierte Stadt des Propheten zu sein, weil dessen Freund und Barbier Ubait La hier begraben liegt.

Der Vart oder richtiger der Hauptsherer bei den türkischen Großen hat ein Amt, das eben so viel Vertrauen voraussetzt, als das irgend eines andern Großwürdenträgers.

Den Miesbau der Moschee durften wir nur von Außen sehen, und mußten, wie Meister Reinecke, um den Taubenschlag schleichen. Vor dem verschlossenen Hauptthore des Heiligthums, dessen Ringmauern, Gallerien, Thürme und Kuppeln eine ganze Festung bilden, lag eine verrostete Eisenkanone. Auf diese — so erzählte uns ein schmutziger Derwisch mit großer Audacht — habe Muhamed sich stets gesetzt, wenn er um Sieg zu Allah gebetet.

Der Dragoman, den wir aus Tunis mitgenommen, war zum Glück rechtgläubiger als wir, und würdig, das Innere des Tempels zu betreten. Er behauptete, in den ungeheuren Hallen mindestens 4 bis 500 kolossale Granitsäulen gesehen zu haben. Sie zu zäh-

len ist streng verboten. Hoch in der Luft mitten im Schiff schwebte der Sarge eines schwarzen Märtyrers Sidi Nablal aus dem Gefolge des Propheten. Auf diesem Sarge erscheint an jedem Freitag (der türkische Festtag, weil den 16. Juli 622, an einen Freitage, die Hedschira, Zeitrechnung anfängt) in einem weißen Talar der Heilige Sidi Achmet Dschoder (der Grüne) und betet so lange, bis das Geräusch bei Eröffnung der Moschee ihn verschleudert.

Das Allerheiligste der Kirche, eine goldene Nische, bewahrt 6 metallene Mützen, welche 6 der ersten Verkündiger des Propheten getragen, und ein Schwert, womit der Heilige Sidi-Abdel der See gebot, aus der Nähe der Stadt zu weichen, welche sie damals sehr belästigt haben soll. Dieser Befehl wurde umgehend befolgt. Auch ein hölzerner Säbel wird unter den Reliquien gezeigt, womit Sidi Hafsa, Eroberer der Barbarei, als Kind gespielt, und später mehr Köpfe damit abgeschlagen hat, als Andere mit dem schärfsten Damascener.

Keruan mit seinen 5000 Seelen oder Leibern ist die traurigste Stadt und Landschaft der Welt und mahnt an das alte Vicus Augusti nur noch durch ein Paar Mauerstücke einer versunkenen Cisterne, die beim Grabe des heiligen Barbiers liegt.

Die Scorpione scheinen der heiligen Stadt besonders zugethan. Man findet sie hier oft hundertweise auf den Straßen. Ihr Stich ist nicht tödtend, wie man behauptet, doch äußerst schmerzhaft, aber durch Del bald heilbar. Eine auffallende Erscheinung bei diesen Thieren ist unter andern die, daß sie, wenn man einen Kreis von glühenden Kohlen um sie legt, sich, nachdem sie vergeblich einen Ausweg gesucht, mit dem eigenen Stachel tödten. Auch lassen sie sich nur an solche Orte verlegen, wo ihre Gattung heimisch ist. Bringt man sie unter sonst ganz entsprechenden Verhältnissen, als dicke Luft, feuchtes Gemäuer, Kellererde u. d. m., wenn auch nur eine Stunde weit in eine Gegend, wo sonst keine Scorpione vorkommen, so überdauern sie kaum einige Tage, dann taumeln sie betäubt umher, und fallen endlich todt hin. Diese kleinen schwarzen Ungeheuer scheinen daher wie ein größeres, die Cholera, gewisse Verticilliten eben so hartnäckig zu lieben, als andere zu hassen, ohne daß man das Naturgesetz, dem beide folgen, auffinden kann.

Wir verbrachten eine jämmerliche schlaflose Nacht, nach welcher wir unsere ebenfalls von Insekten zermarterten Thiere bestiegen und Roß und Reiter sah man hier in Keruan niemals wieder. —

Am Abend der nächsten Tagesreise, die so langweilig war, als der unwandelbare Anblick der Sahara, langten wir in Dschem, einst Thisdrus, an. Das mächtige Amphitheater, eines der stolzesten Bauwerke des Alterthums, ist ganz geplündert, und mußte das Material zum Bau des elenden Städtchens und einiger Marabuts liefern. Hier fanden wir zum erstenmale die feindseligste Unduldsamkeit gegen Christen. Wie wohl wir sämmtlich in arabischer Tracht gekleidet waren, erkannte man die verhassten Ungläubigen in uns und verjagte unsere Diener von dem einzig guten Brunnen. »Dies kostbare Wasser,« sagten sie, »sei nur für Prophetenkinder bestimmt.« Umsonst wies ich dem

Saïd unsern Schutzbrief, allein er war betrunken; — überhaupt ist dieses Laster nicht so selten bei den Türken als man gewöhnlich glaubt — ich drohte mit einer Klage in Tunis, doch der Saïd mochte denken: der Bey ist weit und der Prophet ist hoch, und kümmerte sich nicht um uns. Auf uns selbst und auf das Recht des Stärkern angewiesen, dachten wir an Eigenhilfe. Die ganze Karawane zog bewaffnet aus, nahm eine kriegerische Stellung, besetzte die Quelle und eroberte das frische Wasser ohne Schwert- und Stockstreich.

Der nächste Sonnenuntergang fand uns beim Marabut des Hassan Ben Elhasch. Hier fanden wir einen Greis, der vor Jahren mehre große Mordthaten begangen und seit dem Befehl verfallenes Leben dadurch gerettet hat, daß er diesen geheiligten Ort erreichte, wo Muhamed selbst den Verbrecher schüßt.

Nachdem wir wieder einen Tag durch die fürchterliche Backofenluft der Wüste hüzogen, ohne etwas Besonderes zu erleben, als eine große Sandhose, die ganz einer Wasserhose glich, und in geringer Entfernung von uns sich thurnhoch aufwirbelte und krachend wieder zerfiel, erreichten wir Sfoä. Hier überraschte uns wieder der schwer entbehre Anblick der reichsten Vegetation, und zwar unter Bedingungen, die den Naturforscher zur Lösung großer Räthsel auffordern. Im tiefsten Fluglande, der an sich gar keine vegetirende Kraft enthält, bei der gewöhnlichen Hitze von 25 bis 30 Graden im Schatten, fast ganz ohne Regen und Pflege, gedeihen hier nicht nur Feigen-, Granaten-, Oliven-, Mandelbäume und Wein mit dem fettesten Saftgrün des Laubes, sondern auch die zartesten Blumen. Nur Drangen kommen nicht auf. Dagegen schmückt ein großer Palmenwald die Ufer der Stadt. Durch Absägen der Krone des Palmbaumes wird ein höchst schmackhaftes Getränk gewonnen. Dieser Palmwein fließt oft monatelang bis zu 30 bis 40 Quart täglich aus dem Stamm, der dann natürlich abstirbt. Der erste Saft heißt: Lägmi und schmeckt fast wie unser Birkenwasser, nur süßlicher, nach 24 Stunden wird er schon scharf und wirkt betäubend wie gebrannte Wässer, dann nennt man ihn Boeka. Auch große Pflasterbäume mit ihrem seltsamen stachelichten hängenden Laube fanden sich hier in Menge.

Bei einem großen Fischfange, dem wir hier bewohnten, fielen uns in der enormen Masse der Ausbente am meisten die elektrischen Plattfische auf. Sie haben hier ungewöhnliche Kraft. Ihre Berührung durchzuckt den ganzen Körper mit einem empfindlichen Schläge und lähmt oft die Hand für mehre Tage. Auch See-teufel, eine der häßlichsten Fischarten mit giftigem 10 bis 12 Zoll langen Stachel; ferner mit fingerlangen Nadeln übersäete Meerigel und ähnliche kleine und größere Ungeheuer wurden in Fülle da gefangen, aber meist dem Meere gleich wieder gegeben.

Weit am Rande der tiefdunkelblauen See konnte man die beiden sterilen Inseln Kerkina, einst groß und klein Cercina, erkennen. Es scheint, die Araber haben ganz die römische Benennung jener beiden Orte beibehalten, was wieder einen Beleg für die Behauptung enthielt, daß die Römer ihr C wie K, daß sie Cäsar nicht Zäsar sprachen.

Bei unserm Auszug nach Susa übernachteten wir auf einem Stück Tempelhalle von Inschillia. Hier machten wir die Bekanntschaft dunkelbrauner laut- schreiender Heuschrecken und ungewöhnlich großer Laranteln. Über Schebba (Ruspa) und die Reste von Acola kamen wir nach dem elenden Städtchen Media. Die Einwohner, Eulugliä, sind Mischlinge von Türken und Mauren, und die Negerinnen die schönsten, die wir bisher sahen. Statt der gewöhnlichen thierischen Bildung von Stirn, Nase und Mund haben sie hier fast ganz europäische Gesichtformen.

Hinter dem alten Thapfus beginnt die fruchtreichste tunesisische Landschaft, die sich wie ein gründer Garten bis an die niedliche weiße Stadt von Monaster hinzieht. Dann verliert sich dieser Charakter des Bodens allmählig wieder, bis man das schöngelegene, von einer gezackten Mauer umringte Susa (Adrametum) erreicht, dessen reinliche Häuser und weiße Minarets sanft aus dem Meere aufsteigend an das amphitheatralische Algier erinnern.

Hier schließt das Tagebuch, dem wir die vorstehenden Auszüge entlehnten, mit einigen abgerissenen Bemerkungen, welche ebenfalls folgen mögen.

Nach einer Gazellenjagd, dem Herrlichsten, was ein Jägerherz erfreuen kann, hörten wir hier ein maurisches Concert, wobei eine verzückte Negerin mit einem Schawl die tollsten Stellungen ausführte und dithyrambische Lieder dazu sang, die in der Uebersetzung etwa so klingen würden: Im ganzen Leben ist nur ein Augenblick glücklich, der, wo die Liebe naht. Die Gluth ist kalt geworden, das Leben ist aus. Ich hoffe, die Winde werden meine Asche bald in die Wüste wehen. — Ein zweites:

Die Sonne ging auf, glänzend wie das Auge des Propheten, und der schöne Jüngling lag im Thal. Sein Auge glänzte wie die Sonne. Seine Haut war schwärzer und weicher wie Rabengefeder, seine Lippe eine brennende Kohle. Ich rief ihn heiß. Er floh kalt. Mein Blut wurde Eis. Morgen, Abend und Nacht war vorbei. Wieder kam der Morgen, ohne Sonne, wieder stand ich da, ohne Freund, und weine bis zum Tod.

Im Charakter des Beduinen ist die angeborne Naturkraft, die Würde des äußern Menschen entschiedener ausgesprochen, als bei dem schwächlichen Europäer. An ursprünglicher Begabtheit überflügelt er uns bei weitem, aber der dem Menschen angeborne Bildungstrieb ist durch Lage und Verhältnisse in ihm erstickt. Auf die unterste Stufe sittlicher Beredlung herabgedrückt, ist er wild, roh, grausam, thierisch.

Die Mauren sind nicht mehr die poetischen gewaltigen Naturen, die einst Spanien bezwangen. Sie sind ein sittlich verkrüppelter, entarteter Nebenweig des alten, naturgesunden, mächtigen Stammes. Nur selten zeigt sich noch an vereinzelt Schößlingen das echt edle Vollblut altarabischen Ursprungs.

Die Mamelucken sind die Gentry, die eigentliche Adelskaste der Araber. Einzelne von ihnen zeichnen sich durch großen Ehrgeiz, durch feinere Sitten, manche sogar durch eine Art höherer Bildung aus.

Bei dem Araber steht so ziemlich Alles im Gegensatz mit europäischer Sitte. Sie steigen mit dem rech-

ten Fuß zuerst in den rechten Bügel, schreiben wie die Hebräer von rechts nach links, tragen die kontave Seite des krummen Säbels nach Außen, barbieren den Kopf statt des Bartes, sitzen auf eigenen statt auf Stuhlbeinen, genießen die Suppe zuletzt, nehmen vor dem Zimmer und der Kirche die Fußbedeckung statt der Kopfbedeckung ab, und lieben warmes Brod und kaltes Fleisch. —

P.

Die Maria-Himmelfahrts-Kirche in Moskau.

(Mit einem Stahlstich.)

Im ersten Hefte dieses Jahrganges, bei Gelegenheit der Beschreibung des Kreml, versprochen wir einen besondern Artikel der Maria-Himmelfahrtskirche zu widmen. Dieses seltsame Bauwerk, die Kathedrale von Moskau, liegt mit der ehemaligen Kathedrale, der Kirche zu Maria Verkündigung, zwischen den kaiserlichen Palästen, fast in der Mitte des Kremls. Seine Erbauung fällt bereits in das Jahr 1325, seine gegenwärtige Gestalt erhielt es aber erst 150 Jahre später durch einen Bolognesischen Architekten, dem seine tiefen Kenntnisse den Beinamen Aristoteles, unter welchem er in der Geschichte bekannt ist, verschafft haben. Das Volk nennt die Kirche nur die des heiligen Basilus (Wasili Blazenni). Von ihrem Aeußern durch Beschreibung ein deutliches Bild zu geben, ist unmöglich *). Das verwirrte Auge verliert sich in dem abentheuerlichen Gewirre von Thürmen, knollenartigen Kuppeln, Kreuzen, Pyramiden, Säulen und Gallerien. Noch überraschender werden die barocken Gestalten durch das Ubertünchen mit den seltsamsten Farben. Das schmutzige Grün des Hauptgebäudes, die rothen und weißen Streifen der Thürme, die grünen, blauen, purpurrothen und orange gelben Streifen der Kuppeln, das glänzende Dunkelgrün der Ziegeldächer und die reiche blühende Vergoldung stechen grell von einander ab. In nicht minder seltsamem Geschmack ist das Innere verziert, von welchem wir einen trefflichen, äußerst gelungenen Stahlstich beilegen. Seine nicht allzu weiten Räume bestehen aus hohen Gewölben, in denen immerwährend ein feierliches Dunkel wohnt. Eine doppelte Reihe schöner, hoher Säulen trägt diese weiten Bogen. Das ganze Innere ist mit so verschwenderischer Pracht überladen, daß die Phantastie dem Auge kaum folgen kann. Wenn auch die Art dieser Verzierungen unsern Begriffen von Schönheit nicht entspricht, so muß man doch gestehen, sie ist phantastisch, überraschend, imponirend. Eine ungeheure Masse von Gemälden bedeckt alle Wände, ja selbst die Decke und die Säulen. In dem ganzen großen Raume kann das ermüdete Auge nicht auf dem kleinsten leeren Plaze ruhen. So gering der Kunstwerth dieser Gemälde seyn mag, so sind doch die meisten reich verziert; viele haben kostbare silberne Rahmen und reichen Juwelschmuck. Statuen sieht man hier gar nicht, weil der griechische Ritus jede andere, als Flächendarstellungen heiliger Gegenstände verbietet. Daher malt der Maler oft nur

*) Wir haben bereits im vorigen Jahrgange in No. 40 eine Abbildung des Aeußeren dieser Kirche geliefert.



DIE HIMMELFAHRTS-KIRCHE

IN MOSKAU.

Verlag von Gottlieb Haase'söhne in Prag.

Kopf, Hände und Füße, die Gewänder werden später von getriebenem Golde, mit Edelsteinen besetzt, hinzugefügt. Das merkwürdigste Gemälde ist ein Bildniß der Jungfrau Maria, welches die Sage dem Evangelisten Lukas zuschreibt. Es ist mit unschätzbare Pracht geschmückt; ein einziger Solitär, den es trägt, soll 80,000 Rubel, der ganze Altar über 200,000 werth seyn. Jedenfalls ist das Bild von sehr hohem Alter, und schon für die Kunstgeschichte bedeutend. Außer den Abbildungen der Heiligen zeigen die Wände ganze Scenen aus der heiligen Geschichte *al fresco*. In Reliquien ist die Kirche sehr reich; mit der tiefsten Verehrung wird bei besondern Feierlichkeiten ein Kleid unsers Heilands und ein Nagel von der Kreuzigung der gläubigen Menge gezeigt. Auch manches geschichtliche Andenken wird hier bewahrt; der alte Thron der Czaare und die Gräber der Patriarchen erwecken interessante Erinnerungen. Doch Alles, was die Kirche an Pracht und Seltenheit aufweist, übertrifft bei weitem die Altarwand (Ikonaostas) des Hochaltars. Vom Boden bis zur Höhe des Gewölbes ist sie ein Glanz von Gold und Purpur.

In diesem ehrwürdigen Tempel werden die feierlichsten Ceremonien der griechischen Kirche verrichtet, und ihr festlicher Prunk wird durch den Glanz der Umgebung noch erhöht. Wie der Zwanthurm der Mittelpunkt Moskau's für das Auge, ist es die Himmelfahrtskirche für das Herz. Auch dem Patriotismus ist sie theuer, in ihr werden die Czaare gekrönt.

Noch ist eine tragische Sage zu erwähnen, welche an dieses Gebäude geknüpft ist. Zwan der Grausame soll von dem vollendeten Gebäude so entzückt gewesen seyn, daß er den Baumeister, aus eifersüchtiger Furcht, dieser könnte auch einem andern Monarchen ein solches Wunder der Baukunst errichten, an der Spitze des mittelsten Kreuzes aufhängen ließ. **B. Gutt.**

Das Bad Ems.

(Mit einem Stahlkic.)

In eben dem Maße, als die Naturschönheiten der Rheinufer in den letzten Jahrzehnten ihre Anziehungskraft auf die reiselustige Welt vergrößerten, stieg auch der Ruf der Nassauischen Bäder. Ihr Besuch bildet gegenwärtig ein wesentliches Bestandstück einer sogenannten Rheinreise, worunter man die Tour von Mainz bis Köln oder auch nur bis Bonn versteht. Eine Unterlassung desselben würde eben so viel heißen, als in Wien gewesen seyn und keinen Gang nach dem Prater gemacht haben. Und so wie man von Mainz aus Ausflüge nach Wiesbaden, Schlangenbad und Schwalbach zu unternehmen pflegt, eben so macht man von Koblenz aus gewöhnlich einen kleinen Abstecher nach Ems. Dieser artige Badeort liegt am rechten Ufer der Lahn, in einer engen, romantischen Thalschlucht. Man legt den Weg hieher auf einer gut gebauten Straße in etwa drei Stunden zurück; noch früher kommt man auf einem Fußpfade an. Die Heilquellen von Ems waren schon zur Zeit der Römer bekannt. Im Jahre 1583 wurden die ersten Brunnenhäuser gebaut. So alt aber der Ruf dieses Bades ist, so jung ist die Pe-

riode seiner Zunahme, welche, so glänzend sie sich gegenwärtig darstellt, noch lange keinen Stillstand besorgen läßt.

Noch vor 10 Jahren zählte Ems nicht mehr als 45 Häuser mit 350 Einwohnern, jetzt hat sich die Zahl der ersteren mehr als verdoppelt und die einheimische Bevölkerung ist auf 1500 Seelen gestiegen. Jedes Jahr treten neue Bauten ins Leben, und doch hört man bei dem stets wachsenden Zuspruche noch immer die alte Klage über Beschränktheit des Raumes und die Schwierigkeit, ein gutes Unterkommen zu finden. Die hiesigen Heilquellen werden sowohl zum Trinken als Baden gebraucht. Sie sind sämmtlich in drei Badehäusern vereinigt; die vorzüglichsten und besuchtesten befinden sich in dem obern und untern Kurhause, die unter sich in Verbindung stehen und zusammen 88 Bades- und 200 Wohnzimmer für Kurgäste enthalten. Eine Sehenswürdigkeit im letzteren ist das aus schwarzem nassauischen Marmor verfertigte Fürstenbad. Das Einkommen dieses Gebäudes fließt in die herzogliche Kasse. Die stärksten Quellen befinden sich in dem alten Hessendarmstädtischen Hause. Unter den Trinkbrunnen, deren es im Ganzen 7 gibt, stehen das Kränchen und der Kesselsbrunnen wegen ihrer vielfach erprobten Heilkraft oben an. Von dem ersten werden jährlich im Durchschnitt über 50000 Krüge verwendet. Die übrigen Trinkbrunnen sind: der Mittel- oder Kurbrunnen, dessen Wasser gleichfalls verschickt wird; das Marienbrünchen, der Springbrunnen, der Wilhelmsbrunnen, auch das kalte Kränchen genannt, und die erst im Jahre 1812 entdeckte Zwillingquelle. Die Bäder theilen sich in die alten, die neuen, die Fürsten- und landgräflichen Bäder, die Rubenquelle und das Rodelbad. Die Wärme aller dieser Mineralwässer ist sehr verschieden, sie varirt von 18 bis 44 Grad Reaumur, am wärmsten ist der Mittel- oder Kurbrunnen. Bei den einzelnen Quellen selbst hat man aber nach den bisherigen Erfahrungen noch keinen Temperaturwechsel wahrgenommen. Sie gehören alle zur Gattung der alkalisch-salzinischen, ihre Hauptbestandtheile sind Kohlenäure, kohlensaures Gas, Laugensalz, Kalk und Kieselerde. Das Wasser vom Kränchen und Kesselsbrunnen hat einen besonders säuerlich-salzigem Geschmack und verursacht Prickeln auf der Zunge.

Nach dem Umfange und Grade ihrer Wirkungen können die Emser Mineralquellen den ersten Bädern Deutschlands würdig an die Seite gestellt werden. Bedeutend ist die Zahl der körperlichen Uebel, wider welche sie, wenn nicht Abhilfe, doch Linderung verschaffen. Chronische Katarrhe, Schleim- und Bluthusten, Verstopfungen der Lungen und des Unterleibes, Hämorrhoiden, Magenkrankheiten, die von Säure oder Schleim herrühren, Lähmungen, Sicht, Steifheit der Glieder, Kolik, Augenübel sind hieher zu rechnen. Für Augenranke besteht eine eigene Badeanstalt in dem obern Kurhause. Als besonders heilsam bewährt sich aber der Gebrauch der Brunnen von Ems bei jenen Personen, welche an Nervenschwäche leiden, und in den meisten Arten von Frauenkrankheiten, selbst bei weiblicher Unfruchtbarkeit. Schwachen Patienten wird gewöhnlich zuerst das Trinken verordnet, bevor sie sich der Bäder bedienen dürfen. Beim Übergange ist der

Gebrauch der letzteren nur auf die Dauer von fünf Minuten bemessen, erweitert sich aber allmählig bis zu einer Stunde, und steigt dann in eben demselben Verhältnisse wieder herab. Ein ähnliches Fortschreiten wird auch bei der Trunkkur beobachtet, welche mit 30 Bechern ihren Endpunkt erreicht. Der Preis eines Bades ist 36 fr. N. W. (30 fr. S. M.), für den Gebrauch der Trunkbrunnen zählt man ein beliebiges geringes Entgelt.

Außer den angeführten Quellen gibt es noch mehre bis jetzt unbenutzte. Die warmen Quellen jedoch, welche in der Lahn aufsprudeln, hat man zu einem Pferdebad verwendet. Die Wohnungen für die Fremden sind reinlich und bequem, aber während der Kurzeit begreiflicherweise nicht wohlfeil. In den beiden Kurhäusern beträgt der tägliche Miethzins für ein Zimmer 1 bis 4 fl. N. W. (50 fr. bis 3 fl. 20 fr. S. M.). Neben diesen sind das steinerne Haus, der Darmstädter Hof, die Traube, der englische und russische Hof, die Stadt Frankfurt, das Mainzer Haus, die Kille und die Post die vorzüglichsten und besuchtesten Einfuhrhäuser. Wer seine Anforderungen nicht zu hoch stellt, findet zu geringeren Preisen auch in den kleinern Privatgebäuden ein recht anständiges Unterkommen; denn die jährlich steigende Nachfrage nach Wohnungen muntert allenthalben die Baukunst und den Sinn für Verschönerung auf. Dagegen sind die Lebensmittel billiger. Eine verhältnißmäßig große Anzahl von Restaurateurs wetteifern, den Bedürfnissen und Gelüsten des Gaumens auf das Beste zu entsprechen. In der Table d'hôte im steinernen Hause speißt man um 48 fr. und an jener in der Traube um 40 fr. vortrefflich. In dem obern Saale des Kurhauses wird man zu allen Stunden des Tages mit Speisen bedient. Das Frühstück pflegt man auch in dem Gesellschaftssaale, der sich in eben diesem Gebäude befindet, und worin auch Concerte und alle Sonntage Välle abgehalten werden, einzunehmen. In den übrigen Gasthäusern wird nach der Karte gespeißt. Für geistigen Genuß sorgt ein von der Kirchbergerischen Buchhandlung sehr zweckmäßig eingerichtetes Lesekabinett, worin man die besten deutschen, englischen und französischen Journale findet.

Der Besuch von Ems ist auffallend im Steigen begriffen. Während man sonst nach Hunderten zählte, zählt man jetzt nach Tausenden. Im Jahre 1833 betrug die Zahl derjenigen, welche die Kur gebrauchten, 2500, die vielen Fremden, die bloß zum Vergnügen hieher reisen, nicht gerechnet.

Die Umgebungen von Ems sind sehr anmuthig, waren aber vor wenigen Jahren noch größtentheils nur für einen wackern Fußgänger genießbar. Die jüngste Zeit hat diesem Uebelstande auf das nachdrücklichste abgeholfen. Man trifft nun überall gebahnte Wege und Alleen, welche zu Spaziergängen einladen. Zu jedem Aussichtspunkte wurden sich Schlängelpfade, so daß sie selbst Hektiker und Podagrifen ohne Beschwerde erreichen und sich an ihrem Genuße laben können. Die Rücksichtnahme auf die Bequemlichkeit des Publikums, welche die Hand bei diesen Verschönerungen leitete, spricht eben so sehr für die Humanität der Unternehmer, als sie sich gewinnbringend für sie erweist.

Badereisen sind einmal herrschende Mode geworden und der Aufenthalt in Bädern gehört in unsern Tagen zu den Höhepunkten des geselligen Lebens. Die Kosten hiesür bilden eine stehende Rubrik in dem Ausgaberegister einer jeden eleganten Haushaltung. Man darf sich daher nicht wundern über ihren rasch zunehmenden Flor und den Wettstreit, mit denen eines dem andern den Rang abzulaufen sucht. Die Bäder haben aufgehört, stille Asyl der leidenden Menschheit zu seyn; sie sind Sammelplätze der fashionablen Welt geworden. Die schlichten Dörfer verwandelten sich in prunkende Städtchen — Miniaturbilder der Residenzen — und die bemosten hölzernen Badehütten in säulengetragene griechische Tempel.

Bemerkenswerth unter den nächsten Umgebungen von Ems ist die betäubende Hundsgrotte am Spieß auf dem linken Lahnufer, welche mit jener zu Neapel große Ähnlichkeit hat. — Entferntere Ausflüge sind das romantische Lindebach, das liebliche Dausenau mit einem Mineralbrunnen und starker Apfelbaumzucht, der Winterberg mit einer herrlichen Aussicht, die Silberhütte, Kemnau, Nassau mit der alten Burg Hartenstein u. a. m. Bei den Gebirgswanderungen bedient man sich meistens der Esel wegen ihres sicheren Trittes. Zur größern Bequemlichkeit der Reisenden gehen während der Badezeit von hier zwei Eilwägen, der eine nach Koblenz und der andere über Wiesbaden nach Frankfurt.

Dr. W.

Einige Beiträge zur Charakteristik der Indianer im britischen Nordamerika.

(Ausgezogen aus Narrative of the arctic land expedition — by Captain Back.)

»Am Salzflusse« — erzählt Capitain Back — »bemerkten wir, daß hier unlangst ein Indianerlager gewesen. Aus den rings umher sichtbaren Merkmalen schlossen wir, daß sie sich stromaufwärts nach den Ebenen begeben haben, welche stets sehr wohl mit Büffeln und anderem Wild versehen sind. Da eine Unterredung mit den Indianern sehr wichtig war, ließ ich aus meinem Canoe die Ladung herausnehmen, und begab mich, ganz leicht bewaffnet, mit Herrn M'Leod auf den Weg, um dieselben aufzusuchen. Bereits hatten wir die zweite Landspitze umschifft, als der Anblick eines Cache *), das auf dem Giebel einer verlassenen Hütte hing, uns überzeugte, daß wir bald mit der Streifpartei zusammentreffen würden. In der That erblickten wir auch etwa eine Viertelmeile weiter zwei junge Indianer, welche ihre dunklen Leiber zwischen den Ästen der Bäume hindurch drängten, und uns zuriefen, wir sollten halten. Sie gehörten zu einem Stamme der Sklavensee (Great Slave Lake) Indianer**), welche wir in dieser Richtung vermuthet hatten. Ihre Gefährten waren nicht fern von ihnen. Sie sagten uns nichts anderes, als was wir selbst bereits wohl wußten, daß nämlich das Wasser im Flusse niedrig stehe, und daß

*) Eine Art Behälter zur Aufbewahrung ihrer Lebensmittel.
**) Dieser See liegt nördlich von der Provinz Athabaska, westlich von der Provinz Churhill, etwa zwischen dem 61° — 62° 30' N. B. und 109° — 117° W. L.

sie bezweifeln, ob wir hinauf gelangen würden. Et was weiter begegneten wir einer ganzen Flotte von Canoes, deren Annäherung uns durch ein lautes und sehr mißtönendes Geschrei kund ward — ein gräßliches Concert von Stimmen jeden Alters, das zu beschreiben außerhalb der Grenzen der Möglichkeit liegt. Der Häuptling war ein alter, sehr einsichtsvoll scheinender Mann, von den Kaufleuten »le Camerado de Mandeville« genannt. Von seiner ausgebreiteten Kenntniß der Gegend im Norden und Osten des großen Sklavensees konnte man mit Grund eine bedeutende Belehrung erwarten, wenn es nur ihn auszuforschen gelang. Um dies zu bewerkstelligen, kehrte Herr M'Leod mit den Indianern zu unserm Lager zurück, um daselbst mit allen geziemenden Ceremonien die Verhandlungen bei dem landesüblichen Pfeiszen zu eröffnen; denn ein sociales Geschmauche ist bei dem Indianer das, was die Weinflasche bei dem Engländer, »aperit praeordia.« es erschließt das Herz und verschuecht jede Zurückhaltung. Das tout ensemble dieses »Vesfes«, wie sie mit nicht wenig Eitelkeit sich betiteln, war äußerst wild und grotesk. Vorzüglich zog ein Canoe meine Aufmerksamkeit auf sich. Obzwar selbst für ein Canoe zu klein, hatten dennoch acht Männer, Weiber und Kinder es dahin gebracht, ihre Füße und Schenkel hinein zu pferren — in einen Raum, der höchstens für drei Europäer Platz genug bot. Für jeden anderen, der mit der Geschmeidigkeit indianischer Gliedmaßen unbekannt ist, wäre dies eine sehr kitschige Aufgabe gewesen. Hier bei einer sehr bedeutenden Kälte hatten sie Kopf und Unterleib gleich Pöfelhäringen eingepackt — sonst waren sie halb nackt — das Haar eisartig gelockt, lang und geflochten, schmutzig über alle Beschreibung, und Alles schrie durch einander. Das Gemälde zu vollenden, bildeten ihre Hunde, ein bei ihnen ziemlich seltenes Thiergeschlecht, auf jeder Seite des Flusses eine Art Leibwache, und als das Canoe mit der Strömung fortglitt, erhoben Alle, Menschen und Hunde, ein furchtbares Geheul.«

Dieselben Indianer traf Capitain Back einige Tage später am Sklavensee.

»Sie waren in kleinen Gruppen versammelt, meinend, wir würden, wie es die Gewohnheit der Handelsleute ist, landen. Als sie aber bemerkten, daß dies nicht unsere Absicht war, riefen sie uns zu: »Wie? Ihr geht am großen Häuptling vorbei, ohne ihm auch nur Eine Pfeife Tabak anzubieten?« Trotzdem führen wir weiter und gelangten bald in einen schmalen Kanal, genannt Cha-hilka, welcher aus einem nicht sehr entfernten See kommen soll. — Nahe an diesem war ein indianisches Lager, dessen Mannschaft eben mit vielem Eifer und Gelärm darüber her war, das Fleisch dreier frisch getödteter Musethiere (moose, amerikanischer Hirsch, Cervus alces. L.) zu trocknen. Die glücklichen Jäger schienen nicht ein Bißchen Stolz über ihre Heldenthat zu hegen, und lagen entweder ihrer ganzen Länge nach im Grase, ihr geliebtes Pfeiszen dampfend, oder lungerten auf den Elbogen gestützt, wobei sie zugleich das Ausnehmen eines vollen Markheines beobachteten, das eine gewöhnliche Belohnung ihrer Mühe ist. Die Weiber machten entweder Feuer an oder nährten die Flammen, über welchen reihen-

weise dünne Fleischschnitte hingen — andere hatten hinlänglich damit zu thun, den diebischen, von der Jagd zurückgekommenen Hunden zu wehren, während wieder andere ihre Kehlen zerarbeiteten, um das Geschrei ihrer Kinder zu unterdrücken, welche, eingewickelt und nicht fähig sich zu rühren, in dem Rauche halb ersticken. Die Scene zu ergänzen, spielten 8 oder 10 Knaben, indem sie, eben so vielen Delphinen ähnelnd, ihre kupferfarbigen Körper bald über bald unter den weißen Canoes von Rinde erscheinen ließen.«

»Einige Bäume hatten mich verhindert, eine andere Gruppe zu beobachten, welche in La Prise *) und seinen Gefährten bestand. Dieser hatte versucht, mein kleines Canoe nach dem andern Ende des Sees zu rudern, als er aber, wie er sagte, bald fand, daß wenigstens zwei Personen nöthig seyen, um ihn stets vom Wasser frei zu halten, legte er weislich am Ufer an, um es auszubessern. Nach dieser Arbeit zwängten sich ungefähr zwölf Mann mit einigen Hunden in das Canoe, und fuhren dennoch so gut, daß wir wirklich Mühe hatten, nicht hinter ihnen zu bleiben. Als wir von den Indianern schieden, waren wir mit Fleische hinreichend versorgt. Uns seinen Respekt zu bezeigen, hatte einer von ihnen einen im Fort (Resolution) erhandelten Uiberrock angelegt. Da nun dieses Kleid ganz knopfslos und sein Inhaber mit Unnennbaren (Weinkleidern) nicht versehen war, so machte dies eine äußerst komische Wirkung. Im Vorbeigehen gesagt ist es sehr sonderbar, daß die Meinung, man lege dadurch seine Achtung an Tag, daß man »im vollen Staate« erscheine (— wenn man anders hier diesen Ausdruck gebrauchen darf —), sich nicht bloß auf die Gesellschaftszimmer und Höfe beschränkt.«

»Als wir auf dem kleinen Johannsflusse (Petite riviere à Jean), wo die Strömung sehr zu unsern Gunsten war, fuhren, erblickte das scharfe Gesicht der Indianer in einiger Entfernung zwischen Pappeln, Weiden und Fichten, welche das niedrige Uferland bedeckten, ein Musethier. La Prise, welcher diesen scharf witternden Thieren sehr wohl beizukommen wußte, machte sich gleich an dessen Verfolgung. Mittlerweile fuhren wir sachte stromabwärts längs dem entgegen gesetzten Ufer, wo wir bald eine zum Landen hinlänglich trockene Stelle auffanden.«

»Die Nacht war hell und klar und die Männer beobachteten sorgfältig das im Kessel kochende Fleisch, als sie plötzlich durch einen langen, schrillenden Laut aufgeschreckt wurden, welchen Louison, unser Dolmetscher, sogleich beantwortete, und uns zugleich erklärte, dieser Ruf käme aus dem kleinen Canoe und La Prise habe sein Wild erlegt. Bald ward auch in einiger Entfernung das Plätschern der Ruder gehört und nach wenigen Minuten glitt das Canoe mit seinen mannigfachen Insassen längs dem hohen Grase an das Ufer, auf welchem wir unser Lager aufgeschlagen hatten. Der weite Schatten, welchen das Gras warf, war Ursache, daß wir nichts als die dunklen Köpfe der Indianer erblickten, welche je nach der Bewegung des Canoes bald hervortauchten, bald wieder verschwanden. Auf Louisons Frage: ob er glücklich gewesen,

*) Ein den Capitain Back begleitender Indianer.

ermiederte La Prise, als ein ächter Chipewyan *), mit einer Verneinung: »Oolah!« **). »Oolah!« wiederhallte es im Tone der Enttäuschung aus dem Munde des Dolmetschers. »Monsieur, il a manqué!« (Herr, er hat nichts getroffen.) »Wer hat aber auch je diesen Ruf gehört, ohne gleich darauf auch die Beute zu schauen?« Kaum waren diese Worte heraus, als auch La Prise ihm schon zur Seite stand, und während er mit der einen Hand ihm seine Flinte reichte, legte er aus der andern die zarte Nase und Zunge eines Missethieres. »Hier!« sagte er. »Ich schoß es ins Herz, durch eine Oeffnung zwischen den Bäumen hindurch, die nicht weiter war, als meine Hand da. Aber es geschah mit Eurem Gewehr und Eurem Pulver und Blei, und so gehört's nach Euren Gebräuchen — die ich kenne — Euch! Ich glaubte bloß, der Häuptling ***) wünschete die Zunge und Nase zu haben, — der Rest liegt am Boden des Canoës zu Eurer Verfügung.«

»Der Zwang, den La Prise und seine Gefährten ihrem eigenen Appetit anlegten, war um so bemerkenswerther, als sie seit einigen Tagen nur wenig genossen hatten, und die wenigen Bissen, welche ihnen ihre Freunde gereicht hatten, nicht für ein einziges Mahl hinreichend gewesen seyn konnten. Aber sie brechen unter einander nie ihre eigenen Befehle, und nichts als drohende Noth würde deren Übertretung entschuldigen. Solche Gewissenhaftigkeit verdiente von mir Belohnung, und ich gab sie dadurch, daß ich La Prise und seinen Genossen den besseren, größeren Theil des Thieres zu behalten erlaubte.«

Gleich allen andern barbarischen Nationen haben auch die Indianer eine natürliche Neigung zum Aberglauben. Sie haben ihre guten und bösen Geister, die theils in Wäldern, Bergen, theils in Gewässern wohnen; sie haben ihre Riesen, ihre plaudernden Thiere, »animali parlanti«, ihre Kobolde, und ein Heer solchen schadenfrohen Volkes. Folgende Erzählungen mögen als Beispiele des Aberglaubens der Indianer dienen.

Die Erzählung des jungen Jägers.

»Wir konnten es wissen,« sagte ein junger aber abgemagerter Jäger, indem er dicke Rauchwolken aus seinen Rüstern blies, — »wir konnten es wissen, daß dieser Winter durch etwas Außergewöhnliches würde bemerkenswerth werden. Die Chipewyans — wenn nicht geheime Feinde — waren doch stets unfreundlich gegen die Yellow Knives †) und würden bei unserm Mißgeschick jubeln und schmaufen. Warum kam dieser Chipewyan zu uns? hatten ihn nicht unsere alten Män-

ner gewarnt, abzustehen von seinem unbedachten Vorhaben und zu gehorchen ihren Worten der Weisheit, die auf Erfahrung sich gründen? Aber nein! »Ost — so sprach er — sey schon behauptet worden: »wo immer ein einzelnes Wild gejagt wurde, diesen Theil der Gegend habe die ganze Heerde auf einmal verlassen,« als ob Tausende von Thieren, die auf weit von einander entfernten Plätzen weiden, es begreiflicher Weise wissen könnten, wie es einem von ihrer Gattung auf einer andern einsamen Stelle gehen mag.« Kurz, er glaubte nicht daran, und wollte bei der ersten Gelegenheit es erproben. Im Frühlinge, als der auf die Hitze des Tages folgende Nachtfrost eine leichte Eissrinde über dem Schnee gebildet hatte, machte er auf seinen 6 Fuß langen Schneeschuhen diesen Ausflug. Leicht schlüpfte er über die glänzende Decke, bald entdeckte er 8 oder 10 Stück Wild, die auf einem gefrorenen Sumpfe weideten. Sie umkreisend näherte er sich mit der größten Vorsicht, aber auch da jagte sein beinahe geräuschloser Tritt die scheuen und wachsamten Thiere auf. Wie er erwartet hatte, rannten sie über den See, Alles anwendend, um entfliehen zu können. Aber ihre Füße, wiewohl breit, waren doch nicht geeignet, sie zu tragen, bei jedem Sprunge sanken sie bis an die Hüften in den Schnee. Der Jäger hingegen, von seinen langen Schneeschuhen getragen, glitt schnell heran. So wurden sie ihm eine leichte Beute. Er tödtete alle, eines ausgenommen. Dieses schlug er auf die wildeste und unbarmherzigste Weise, dann trieb er es, betäubt und ermüdet von Drangsalen, nach seiner Wohnung. Hier erst, unter seinem und seiner Verwandten Gelächter, nahm das Elend des Thieres ein Ende. »Nun,« sprach er, »werde ich wissen, ob irgend Wahrheit in euren Sagen sei. Sei dem wie ihm wolle, ich bin ein Chipewyan, und kehre in mein Land zurück, welches weit von hier, aber besser als eure sumpfige und dürftige Gegend ist!« — Sprach er die Wahrheit? Das Thier weiß es und wird nicht mehr kommen!« — Hier hörte der junge Jäger zu sprechen auf, und der tiefe Kehllaut »Whew, Whew« von Seite der Anwesenden zeigte, mit wie vielem Antheile sie die Erzählung vernommen hatten.

Bei einer andern Gelegenheit erzählt Capitain Back eine Sage, welche wo möglich noch mehr vom Aberglauben dieser Männer zeugt. Es ist

Die Geschichte der Ratte und des Bibers.

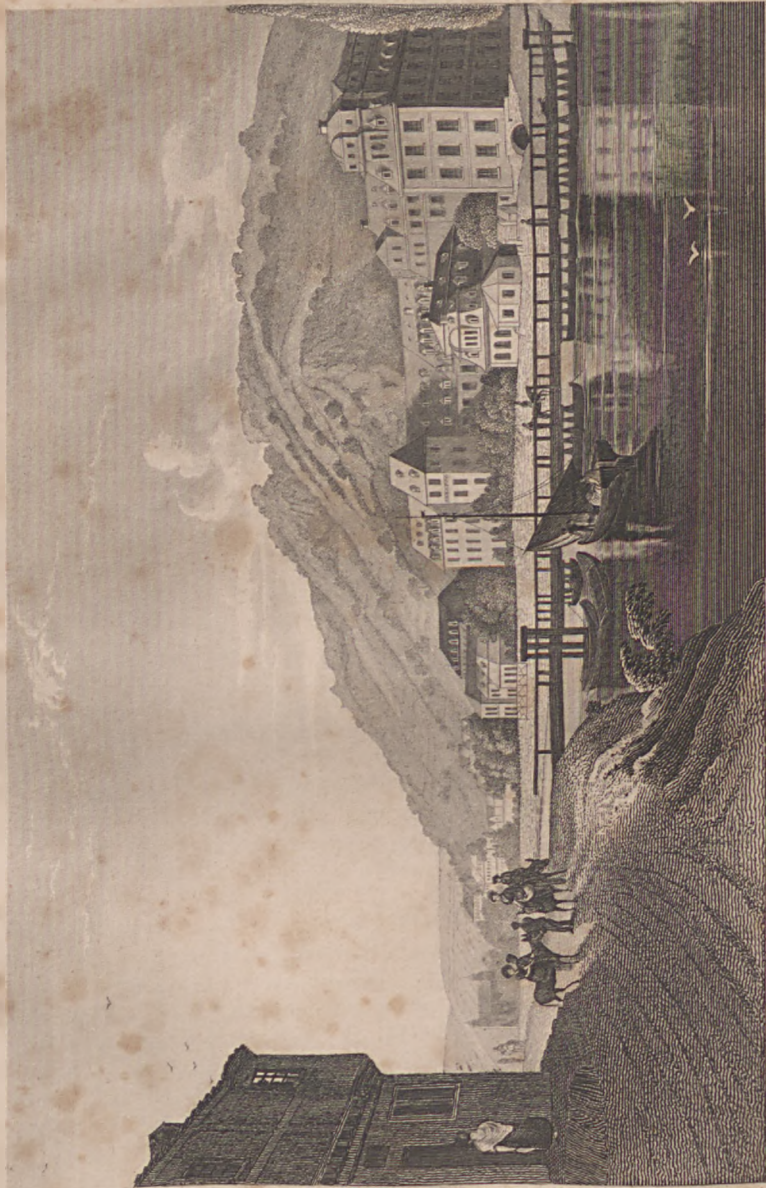
»Als wir längs eines langen, runden Erdwalles fuhren, bemerkte ich, daß beide Indianer, die uns begleiteten, eine Miene abergläubischer Furcht annahmen, und ein tiefes Schweigen beobachteten. Ich fragte nach der Ursache dieses ehrfurchtsvollen Verhaltens. Nach öfterem Forschen belehrte uns Maufelly, einer der Indianer, mit vielem Ernst in den Zügen, die kleine Insel, an der wir so eben vorbeifuhren, heiße »der Ratte Haus,« nach einer ungeheuren Moschusratte, welche sie einst bewohnt habe. »Doch, was sie hier sehen,« sprach er, »das ist des Bibers Haus, und glücklich können wir uns nennen, werden wir nicht von Stürmen oder anderem Unfall heimgesucht. Der Häuptling wird vielleicht über die Geschichte lachen, welche unsre alten Männer an dieser Stelle erzählen, und die

*) Chipewyans heißet der in der Nähe des gleichnamigen Forts zwischen dem Sklavensflusse und dem See Athabaska sich aufhaltende Indianerstamm, und ist wohl von den ähnlich lautenden Chippeways, welche zwischen dem Obern und dem Michigan-See, also bereits in den Nordamerikanischen Freistaaten, ihren Wohnsitz haben, zu unterscheiden.

***) Nein.

***) Hiemit meinte er den Capitain.

†) Die Yellow Knives (gelbe Messer), ein Indianerstamm in N. W. vom großen Sklavensee, in welchen sich der Fluss Yellow Knife ergießt. Der Erzähler gehörte zu diesem Stamme, dessen Gastfreundschaft kurz zuvor ein Chipewyan in Anspruch genommen hatte.



Kraus sc.

B A I D E M I S .

Verlag von Gottlob Haase Söhne in Prag.

wir glauben.« — Dann begann er in sehr ernster, feierlicher Manier eine Sage zu erzählen, welche, da sie über die Begriffe der Indianer Auskunft gibt, dem Leser nicht uninteressant seyn dürfte. Sie bestand wesentlich in Folgendem:

»In dieser Höhle hier wohnte in alten Zeiten ein Biber, so groß wie ein Büffelochs. Bisweilen allein, bisweilen mit Hilfe seiner Nachbarin, der Ratte, welche er zu diesem Bündnisse verlockt hatte, beging er große Räubereien. Deshalb beschloßen die angränzenden Stämme, die bei diesen Plünderungszügen litten, das Verderben der beiden. Demgemäß beriethen sie sich, auf welche Art sie am besten ihren Anschlag vollführen könnten, und machten einen sehr verwickelten Angriffsplan. Doch blieb dieser dem schlauen Biber, der im feindlichen Quartier Späher zu haben schien, nicht unbekannt. — Eines Tages vor Sonnenaufgang und unter dem Schutze eines dichten Nebels, der über dem See hing, machten sich die Indianer auf den Weg und näherten sich leise rudernd dem Ufer, auf welchem des Feindes einsames Lager stand. Nicht einmal ein Flüstern ward gehört. Vorsichtig nahm Jeder seinen Platz ein, und stand schlagfertig mit Bogen oder Speer. Einer von ihnen, »der Adler seines Stammes«, rückte vor und näherte sich mit leichten Schritten einer Höhle im Felsen, dort legte er den Kopf auf die Erde, und horchte, kaum zu athmen scheinend, einige Augenblicke, — dann gab er mit einer unbedeutenden Handbewegung das ersuchte Zeichen, daß innen der Feind sei. Ein Hagel von Pfeilen stürmte gegen den Felsen, und das lange, schrillende Geheul, welches ihn begleitete, war kaum in dessen Höhlungen verhallt, als man auch schon ein leises Plätschern hörte, welches für einige Zeit jede weitere Operation unterbrach. In stummer Ueberraschung gafften die Jäger einander an; keiner hatte den irdischen Zugang vermuthet, alle fühlten, daß sie überlistet worden. Ihr Anführer, nachdem er die Höhle erforscht, bestimmte sie, sich einzuschiffen. Ihre Canoës bildeten einen Halbmond, sie waren durch Zwischenräume von etwa 100 Yards von einander getrennt — so ruderten sie gegen die Wohnung der Ratte, denn hieher, dachten sie, konnte der Feind sich geflüchtet haben, wo nicht, ward beschloßen, die Ratte, obwohl sie im Vergleich mit dem Biber unschuldig war, für die Sünden ihres Verbündeten büßen zu lassen. Zu ihrem eigenen Glücke besaß die Ratte jene instinktmäßige Gabe, welche dieser Thiergattung sprichwörtlich zukommt, nämlich die, das Annähern des Verderbens vorherzusehen. Dggleich sie daher stets erbötig war, ihrem Nachbar beizustehen, so oft nur dabei etwas zu gewinnen war: so beobachtete sie dagegen immer mit klugem Argwohn sein Betragen und sein Glück, und war entschlossen, beim ersten Erscheinen einer Gefahr sich zu entfernen und ihren Verbündeten, der ihr ohnedies ein Dorn im Auge war, zu verläugnen. Als nun der Biber in der Wohnung seiner Freundin erschien, und ein zeitweiliges Versteck vor seinen Verfolgern nachsuchte: wußte die Ratte mit mannigfaltigen Floskeln von Hochschätzung und Trostlosigkeit ihm den Einlaß sehr höflich zu verweigern, und rieth ihm zugleich, sich die Zeit indessen damit zu verkürzen, daß er nach einigen Felsen im Süden schwämme, woselbst er vor seinen Feinden sicher seyn würde. Einige Zeit lang war

er darüber erstaunt, so wider alles Erwarten abgewiesen zu werden, doch bald kam der gewohnte Geist wieder über den Biber, und seine hoffnungslose Lage fühlend, stürzte er sich auf die Ratte und begann einen verzweifelten Kampf. Schwer ist es zu entscheiden, welches Ende der Streit genommen haben würde, wenn nicht das Geheul der Indianer die Kämpfer unterbrochen hätte. Einen Pluck voll Rache auf die Ratte werfend, plumpete der Biber noch einmal in das Wasser. Die Jagd währte lang, oft war der entschlossene Biber auf ein Haar entflohen, aber die Hitze der Jäger war nicht zu dämpfen, sie verfolgten bis an das Ende des Sees, und von da die Katarakte und reisenden Strömungen hinab, seine Spur. Das erschöpfte Thier verhauchte sein Leben, gerade als seine Füße die entferntesten Felsen von Talschel berührten.«

»Aber sein Geist,« fuhr Maufelly in leisem und niedergeschlagenem Tone fort, »schmachtet noch in der Gegend, wo einst sein Wohnsitz gewesen, dieses Wasser gehorcht seinem Willen, und übel ergeht es den Indianern, welche in ihren Canoës es zu befahren unternehmen, ohne ein Gebet für ihr Wohl zu murmeln. Viele sind hier zu Grunde gegangen, wenige Kähne entflohen, aber Keiner war verwegen genug, ein zweitesmal in den von diesem Geiste beherrschten Bezirk sich zu wagen.« —

»Was man immer von dieser wunderbaren Geschichte denken mag, — Maufelly erzählte sie mit solch ernster Miene, daß man seinen vollkommenen Glauben daran nicht dem mindesten Zweifel unterziehen konnte. Ja, die Anführung selbst der kleinsten Umstände zeigte, mit welcher religiöser Sorgfalt er jede Einzelheit bewahrte.«

Noch immer rechnen die Indianer die Gastfreundschaft unter die vorzüglichsten Tugenden; obwohl arm, üben sie sie dennoch, dagegen verlangen sie selbe auch von Andern. Verachtung, oft auch ein härteres Loos, wird dem zu Theil, der sie ihnen verweigern würde. Einen solchen Fall erzählt Capitain Bock.

Strafe für Ungastlichkeit.

»In der Umgegend eines englischen Postens in dem nördlichen Theile war das Wild so selten, daß die Eingebornen nicht mehr ihren Lebensunterhalt sich verschaffen konnten. Im Vertrauen auf die Großmuth des Beamten dieser Faktorei verlangten sie aus dessen wohl versorgten Borräthen einiges Fleisch, um ihre geschwächten Kräfte wieder für die Jagd zu stärken. Sie wurden abgewiesen und kehrten entrüstet nach ihren Winterwohnungen zurück. Dann und wann ward wohl ein Missethier erlegt, aber die Zeit von einer glücklichen Jagd zur andern war stets lang. In diesen Zwischenräumen ward das ungestfreundliche Wesen des weißen Mannes oft mit Unwillen besprochen. Bald machte sich dieser Unwille in Rache-Entwürfen Luft. Eine Gelegenheit zur Ausführung derselben bot sich bald von selbst, indem der Dolmetscher von der Faktorei, um nachzusehen, was sie thäten, ausgesandt, in ihre Wohnungen kam. Schon vordem war dieser Mann nicht sehr beliebt bei ihnen gewesen, und die Partei, welche er bei dem letzten Vorgange genommen, hatte noch überdies ihre Gemüther gegen ihn empört. Dies wußte er wohl, und da er ein Mischling war, fehlte ihm auch keineswegs jene argwöhnische Vorsicht, welche

die Eingebornen charakterisirt. Doch die gewöhnliche Vertraulichkeit und die Freundschaftspfeife, welche seinen Eintritt in die größte unter diesen Wohnungen begründete, verminderte bald seinen Verdacht, und ein mit scheinbarer Freundslichkeit zum Gebrauche des Forts geschenktes Stück gedörten Fleisches entfernte vollends allen Verdacht. Zwei Canadier, die ihn hieher begleitet hatten, machten sich früh Morgens auf den Rückweg; eine Stunde darauf folgte er ihren Fußstapfen. Die Indianer beobachteten ihn so lange, bis er durch den Wald ihren Blicken entzogen ward; dann ergriffen sie ihre Gewehre, und auf einem viel kürzern Seitenwege erreichten sie, bevor noch einer von den Dreien angekommen war, einen für ihr Vorhaben tauglichen Ort. In einem etwa zehn Schritte vom Wege entfernten Hinterhalte verborgen, lauerten sie auf ihre Annäherung. Auf ein gegebenes Zeichen feuerten sie und streckten zwei von den arglosen Wanderern nieder. Der dritte floh, und ward von den ergrimmt Indianern mit wildem Geschrei verfolgt. Die Furcht gab dem Canadier Flügel, und nachdem er dem Vordersten weit voraus gelaufen, verbarg er sich athemlos und erschöpft zwischen einigen Felsen. Die Indianer rannten vorbei, ohne ihn zu bemerken; so erreichten sie die Faktorei, brachen wüthend in der Wohnung des Beamten, der noch nicht aufgestanden war, ein, warfen ihm die schrecklichen Uebel, die er verursacht hatte, vor, und ermordeten ihn alsbald. Nachdem sie so ihre Rache gesättigt hatten, kehrten sie, ohne auch nur im mindesten zu plündern, in ihre Wälder zurück. Der Canadier und noch ein anderer Mann, den die Indianer seltsamer Weise gar nicht angefeindet hatten, eilten mit der Erzählung dieser unangenehmen Katastrophe nach dem nächst gelegenen britischen Posten. Die Faktorei, wo diese Unthat geschehen, ward durch frische Mannschaft besetzt. Die Mörder aber wurden von ihrem eignen Stamme verstoßen, — eine heilsame Lehre, nicht bloß für den rothen, sondern selbst für den weißen Mann.

Diese Begebenheit, wie auch jene, welche wir demnächst erzählen werden, liefert zugleich einen deutlichen Beweis, daß der seiner Wildheit und Grausamkeit wegen sonst berühmte Charakter der Indianer bedeutend milder geworden; indem, wenn auch von Einzelnen noch dann und wann Gräßlichkeiten verübt werden, diese stets den allgemeinen Unwillen der Indianer selbst erregen.

Geschichte eines Cannibalen.

Im November des Jahres 1832 kam ein Cree-Indianer, mit Namen Pepper, der sich lange unter den Chipewyans umhergetrieben hatte, in das Fort Reliance, von welchem er einige Zeit entfernt gewesen war. Er rauchte seine Pfeife, und erzählte dann auf leidliche Weise einiges Mißgeschick, welches ihn im vergangenen Winter betroffen hatte. Nachdem er den Schrecken der Hungersnoth in der öden Wildniß, wie auch seine fruchtlosen Versuche, sich vor derselben zu verwahren, beschrieben hatte, sagte er, daß endlich, durch Hunger und Kälte erschlaft, sein Weib, die Mutter seiner Kinder, in eine Lethargie verfiel und starb; seine Tochter folgte bald, und zwei Söhne, gerade ins Mannesalter tretend, welche seiner alten Lage Stütze zu werden versprochen, ah! auch sie entschliefen.

Zuletzt erlagen auch seine jüngeren Kinder, die sein mit unermüdlcher Sorgfalt gepflegt, die sich einige Zeit davon genährt hatten, daß sie an dem Leder ihrer Gewänder nagten, diesen Qualen, und ruhen nun neben ihren Brüdern. »Was konnt' ich thun?« rief der Mann, »Wahnsinn im Auge, so daß die Zuhörer erschrecken, konnt' ich empor schauen zu dem großen Geist? — konnt' ich bleiben, um meine letzte Stütze vom Tode hingemäht zu sehen? Nein! nein! Ein Kind war mir noch geblieben. — Ich flehte um Hilfe! — Aber ach, die Wälder waren stumm! — wie stumm! — Nun bin ich hier!«

Der hier erwähnte Knabe war ungefähr 11 Jahre alt. Am Schlusse der Erzählung, wie schon während deren Dauer, hatte er seine Augen ausdruckslos auf das flammende Feuer geheset, neben welchem er saß. Er schien es nicht zu wissen, daß die Geschichte bereits geendet sei, und horchte leise, gleich als erwarte er noch eine schreckliche Begebenheit, die unerwähnt geblieben. Sein Vater sprach, und er starrte ins Leere; dann reichte er ihm für seine halb ausgebrannte Pfeife heiße Asche und verfiel wieder in sein bedeutungsloses Starren.

Nicht ein Wort, nicht eine Gebärde war dem aufmerksamen Gehör und den strahlenden Augen einiger Männer von Peppers Stamme entgangen, die gerade, als er zu reden begonnen hatte, eingetreten waren. Niemand hatte geduldiger ihm zugehört, weder sein Schmerz, noch die langen Pausen, die er untermischte, waren durch etwas anderes, als durch seine eigenen Klagen unterbrochen worden. Kaum jedoch hatte er geendet, als auch sich in der Indianergruppe ein hohles Gemurmel erhob. Ihr Wortführer begann zu sprechen, anfangs in gedämpftem Tone, dann mit der Energie eines mächtig Aufgeregten seine Stimme immer gewaltiger erhebend; er endete damit, daß er Pepper als einen Mörder und Menschenfresser anklagte. Der Beschuldigte schien einige Sekunden ungeschlüssig; mechanisch paffte er seine erloschene Pfeife — dann, mit äußerster stoischer Gleichgültigkeit, widersprach er ruhig der Klage. — Doch von diesem Augenblicke an sank sein Muth; der ängstliche und peinvolle Ausdruck seines Gesichtes, wenn sein Sohn für eine Weile entfernt war, verrieth das Bewußtseyn der Missethat. Er konnte nicht länger seinen Stammgenossen ins Angesicht schauen. Diese hatte der innere Sturm so erregt, daß sie vor ihm, wie vor giftigem Gewürme zurückfuhren. Nachdem sie die Kleinigkeit, welche sie vor Beginn der Erzählung verlangt hatten, erhalten, kehrten sie wieder zur Jagd zurück. Der Glende aber zögerte noch einige Zeit, das Fort zu verlassen, endlich ging er, von seinem Knaben begleitet, mürrisch hinweg.

»Schwarz nach dem Dichtschlich
Die schuldbewusste Schlange.«

Aber durch eine seltsame Fügung (so geheimnißvoll sind die Wege der Vorsehung) geschah es, daß er, anstatt ein einsames Plätzchen zu suchen, wo er seine Missethat hätte verbergen, und er selbst unbelästigt leben können, nach den Wohnungen eben jener Personen wanderte, welche er am Meisten zu meiden Ursache hatte — zu jenen Männern, welche ihn mit dem Namen eines Mörders und Menschen-

fressers gebrandmarkt hatten. Er bat um ihre Gastfreundschaft und erhielt auch wirklich Einlaß; aber ein instinktmäßiger Ekel, nicht ohne Beimischung einiger Furcht, bewogen sie, ihn bald wieder um seine Abreise zu ersuchen.

Anfangs zwar etwas ungeschlüssig, verweigerte Pepper jedoch gar bald nicht nur diesem Begehren Folge zu leisten, sondern nahm sogar einen herausfordernden Ton an und äußerte solche Drohungen, daß die Geduld der Indianer erschöpft ward, und sie ihn auf der Stelle niederschossen. Schon war mehr als ein Gewehr abgefeuert, und auch der Knabe in den Arm verwundet. Um ihre Wuth zu sänftigen, floh er hinter einen Baum, und erbot sich, was er wußte, zu bekennen, wenn sie nur sein Leben schonen würden. Diese Bitte ward ihm zugestanden, und nun vernahm man die schauerhafteste Geschichte von Menschenfresserei, die nur je gehört ward. Das Ungeheuer hatte in der That Weib und Kinder gemordet und von ihren Leichnamen gelebt. Daß dieser eine Knabe verschont blieb, war nicht etwa aus Mitleid oder Zuneigung geschehen, sondern durch ihre zufällige Ankunft im Fort verursacht, sonst wäre nach 24 Stunden sein Urtheil ebenfalls gefällt gewesen.

J. Cluth.

Die Pest in Aegypten.

(Aus dem Temps.)

Die Pest, welche zuletzt Aegypten verheerte, brach im Juli 1834 zu Alexandria aus. Man will behaupten, diese Geißel der Menschheit sey durch ein Kistchen, das die Kapuziner von Cypern jenen zu Alexandria schickten, und welches die Konsuln aus Gefälligkeit von der Beobachtung der Quarantaine befreiten, dahin gekommen. Es fielen in den ersten Monaten nur wenige Opfer, da die starke Hitze die Entwicklung der Seuche verhinderte. Die Meinungen der Aerzte selbst über das Wesen der Krankheit waren sehr getheilt; einige erklärten sie für ein Nervenfieber, andere für eine Art Wechselfieber von besonderer Gefährlichkeit. Als aber gegen Ende Novembers die Todesfälle immer zahlreicher wurden, mußten die Aerzte dem Scharfsinn der arabischen Barbier, die gleich beim Beginne in ihr die Pest erkannt hatten, Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Man errichtete nun einen Pestkordon, um den eigentlichen Sitz der Krankheit von dem übrigen Aegypten zu scheiden; leider ward diese nützliche Maßregel zu spät ergriffen, die Soldaten, welche den Kordon bildeten, erkrankten selbst, und mit reisender Schnelligkeit zeigte sich die Pest in mehreren Dörfern, die sich vollkommen vor ihr geschützt gewähnt hatten. Sie wüthete nun entlang des Nils, und zeigte sich im Jänner zu Cairo, wo sich bald alle Mittel gegen ihre fernere Ausbreitung unzulänglich erwiesen. Sobald die Sterblichkeit eine so fürchterliche Höhe erreicht hatte (von einer Bevölkerung von 200000 Menschen wurden täglich 1800 hinweggerafft), verschlossen sich die Europäer in ihre Wohnungen, und brachen allen Verkehr ab. Man sandte die Dienerschaft um die unentbehrlichsten Lebensmittel aus, und nahm diese erst dann aus ihren Händen, wenn sie einige Augenblicke in das Wasser getaucht worden waren. Der Vicekönig und

die Generalkonsuln flohen nach Oberägypten; der Kriegsminister zog sich auf eine Insel im Nil, gegenüber von Damiette, zurück; alle Schulen, Fabriken und öffentliche Gebäude wurden geschlossen. Gegen die Mitte des Junius wich das Ungeheuer endlich, da der erstickende Südostwind sich legte, der Nil stieg, der Thau häufiger fiel, und die Sonne sich dem Wendepunkt näherte. Die Araber schreiben einem Stern, den sie Sourich nennen — vielleicht unser Syrius — und der gegen diese Zeit sichtbar wird, großen Einfluß zu, und glauben, sobald er sich zeige, verschwinde die Pest. Wie dem auch sei, am 24. Junius öffneten sich alle Quarantaine-Anstalten und die Geschäfte gingen wieder ihren gewöhnlichen Lauf. Von Cairo wandte sie sich nach Damiette, wo sie mit entsetzlicher Hefigkeit um sich griff und erst Ende August verschwand. So durchzog sie in einem Jahr ganz Unterägypten und raffte im ganzen Lande an 200000 Menschen hinweg. Einige Städte wurden gänzlich entvölkert und an vielen Orten blieb die Ernte auf den Aeckern, weil keine Arme da waren, sie einzusammeln. In Cairo selbst wurden gegen 1700 Häuser, welche gänzlich ausgestorben waren, von Gerichtsmegen geschlossen, und lange noch wird sich die Erinnerung an diesen Ausbruch in Aegypten erhalten!

Die Bethängnißlehre, welche im ganzen Morgenlande so tiefe Wurzeln geschlagen hat, wird noch sehr lange der Ergreifung jener Maßregeln widerstreben, die allein geeignet sind, dieser Krankheit kräftige Schranken entgegen zu setzen. Diese Lehre ist es, die den Muselman gegen alle Schläge des Schicksals mit Gleichgültigkeit waffnet. Stößt ihm ein Unfall zu, so erhebt er die Augen zum Himmel und ruft: »Alles kommt von Gott!« Sieht ein Sohn seinen Vater sterben, so wiederholen ihm alle Freunde seines Hauses: »das Schicksal deines Vaters war auf seiner Stirn geschrieben.« Wird ein Mensch von Krankheit befallen, so ist es keineswegs die erste Sorge seiner Angehörigen, einen Arzt zu holen, der ihn herstelle; sondern alle umringen den Kranken, fragen ihn, was er wünsche, und eilen dann, jede seiner Launen blindlings zu erfüllen. Vor allem ist den Arabern die Diät verhaßt, wird also Jemand von der Pest ergriffen, so läßt man unverweilt einen Bartscherer kommen, der ihm Mora *) setzt, dann bekommt der Kranke Alles, wonach ihn gelüftet, zu essen, auch das Unverdaulichste, und nach drei Tagen, die er in Geduld und Ergebung hinbringt, wird er entweder begraben, oder wegen seiner Genesung beglückwünscht. Doch scheinen die hohen Würdenträger seit einigen Jahren mehr Zutrauen zu dem Wissen der Aerzte gefaßt zu haben; da einige unter ihnen sich bei dem Ausbruche der Krankheit der Quarantaine unterwarfen, und diesem Umstande ihre Rettung dankten. Das Volk aber ahmt ihrem Beispiele nicht nach, verachtet die ärztliche Hilfe nach wie vor, und überläßt die Genesung dem Willen des Schicksals.

Die Pest zeigt sich nicht bei Allen mit gleicher Hefigkeit, die Aerzte zählen sogar 4 bis 5 Fälle, in

*) Ein aus dem weißgrauen Filze von den Stielen und Blättern des gemeinen Weifusses gedrehtes Riegelchen, welches auf die bloße Haut gesetzt, oben angezündet wird und dann langsam und gleichförmig bis auf den Grund ausbrennt.

denen sie nicht tödtlich wird. Menschen von kräftigem Körperbau und solche, die plötzlichem Temperaturwechsel ausgesetzt sind, wie z. B. Bäcker, Schmiede, Färber, im Allgemeinen alle Jene, die ihr Leben durch schwere Arbeit fristen, junge Leute, Sklaven und die Europäer sind mehr als jeder andere in Gefahr, von der Pest getroffen zu werden, wie die Muselmänner sich ausdrücken. Hingegen hat man die Bemerkung gemacht, daß Kinder, Greise, Weiber, Personen, die eine sehr nüchternen Lebensweise führen, sich keinen heftigen Gemüthsbewegungen überlassen, und deren Nerven durch Krankheiten noch ungeschwächt sind, ihr gewöhnlich entgehen. Das beste Mittel, sich gegen sie zu verwalten, ist Gemüthsruhe, ein geregeltes Leben und eine nicht übertriebene geistige und körperliche Thätigkeit.

Die Neigung und die Gabe zu erzählen ist den Arabern bekanntlich im hohen Grade eigen, doch wird gewiß jeder, der zum erstenmal in ihre Mitte kommt, sich von tiefem Staunen über die wunderbare Fruchtbarkeit ihrer Einbildungskraft ergriffen fühlen. Die Sage und die Erzählung sind fast der einzige Stoff ihrer Unterhaltung, an welcher jedoch die Weiber keinen Antheil nehmen können. Kommen mehrere Araber zusammen, so beginnt sogleich, nachdem sie sich zwanzigmal um ihren gegenseitigen Gesundheitszustand erkundigt und ihre Geschäfte besprochen haben, einer von ihnen eine Erzählung. Da ihr Glaube ihnen nicht erlaubt, den Gründen der Begebenheiten, die sie als von Gott ausgehend betrachten, nachzuforschen, so lassen sie beinahe stets Djins oder Afrids (Genien) als Vermittler auftreten. Aus dem Gesagten erklärt es sich, daß die Araber das sagenreichste Volk der Erde sind, denn sie begnügen sich nicht mit der Ueberlieferung, sondern erfinden stets neue Märchen. Jeder Ausbruch der Pest gibt demnach einen reichhaltigen Stoff zu einer neuen Sage. Sobald in Erfahrung gebracht wird, daß sie einige Personen tödtete, so erhebt Abends im Kaffeehause der Erzähler seine Stimme, und gibt eine mehr oder weniger wunderbare Geschichte über die Ursache dieser furchtbaren Erscheinung zum Besten. Als Beleg wollen wir jene anführen, die man im Jahre 1835 in Cairo erzählen hörte.

Gegen den Gebrauch des Morgenlandes pflegt Mehemed Ali sich sehr spät zur Ruhe zu legen, den größern Theil der Nacht den Staatsgeschäften widmend. Als er eines Abends lange gearbeitet hatte, und in einem entfernteren Gemache eben im Begriff war, sich dem Schlafe zu überlassen, sah er plötzlich einen sehr großen, ganz schwarzen Djin vor sich stehen. Dieser verbeugte sich ehrfurchtsvoll, und erhob zum Grusse seine Rechte vom Munde zur Stirne; der Vicekönig stand entsezt von seinem Divan auf, gab ihm die Begrüßung zurück und lud ihn ein, sich auf den Ehrenplatz niederzulassen. Nach dem ersten Austausch der gewöhnlichen Höflichkeiten wagte es endlich Mehemed Ali, den Djin um den Grund seines Besuches zu fragen. Der Djin klatschte, ohne zu antworten, in die Hände, und der Pascha sah einen kleinen schwarzen Sklaven mit milchweißen Augen eintreten, welcher in die Mitte des Saales ein Tischchen mit Perlmutter ausgelegt stellte. Kaum war der Sklave rücklings zur Thüre hinausgeschritten, um seinem Herrn nicht den

Rücken zuzukehren, als ein zweiter Diener des Djin an der Thür erschien; er war feuerroth und trug einen großen Aufsatz mit drei verdeckten Schüsseln, diesen setzte er auf das Tischchen und zog sich dann in den Hintergrund des Gemachs zurück. Endlich trat ein dritter Sklave ein, dessen Haut glänzend goldgelb war. Er trug in der einen Hand eine zierliche goldene Gießkanne, in der andern ein Waschbecken von gleichem Metall, und über seine Schulter hing ein reich gesticktes Tellertuch. Er ließ sich vor Mehemed auf ein Knie nieder und lud ihn mit einer Gebärde zur Handwaschung ein.

Der Vicekönig gehorchte, von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, dem erhaltenen Wink. Nachdem er sich die Hände gewaschen, nahm er das Tellertuch von des Sklaven Schulter, näherte sich dem Tischchen und ließ sich vor diesem auf ein Kissen nieder. Der Sklave deckte die Schüsseln auf: die eine enthielt weiße Bohnen, die zweite Reis, die dritte ein dem Spinat ähnliches Gemüse, welches die Aegypter Meloliquia nennen. Der Djin forderte den Pascha zum Speisen auf. Man kennt im Morgenlande den Gebrauch der Gabel nicht, der Vicekönig nahm also ein paar Finger voll Meloliquia und mischte sie mit Reis. Als er sie aber zum Munde führte, ließ er etwas davon in die Schüssel mit Reis fallen; indem er es wieder aufnahm, hingen sich einige Bohnen daran, die er aß. Nach wenigen Augenblicken wandte sich Mehemed Ali gegen seinen seltenen Besuch, als wollte er ihm sagen, er sei satt. Der Djin verstand ihn, denn er erhob sich sofort und sprach mit traurig tönender Stimme:

»Ein großes Unglück bedrohte dein Reich, doch Gott gedachte mit Zufriedenheit, daß du es bist, der den Tempel Mekka's den unheiligen Händen der Keger*) entriß und wollte dir die Wahl überlassen, auf welches deiner Völker seine Hand schwerer fallen solle. Die Pest wird Aegypten verheeren. Die Fellahs werden zahlreich sterben, denn sie wurden durch die Meloliquia verfinstlicht, von der du reichlich genossenst; auch die Türken wird gleiches Loos treffen, denn du mengtest den Reis, der sie vorstellt, mit der Meloliquia; die Europäer endlich werden auch dieser Geißel zum Raube werden, aber nur wenige, denn du hast nur wenige Bohnen gegessen, welche ihr Sinnbild waren.«

Nach diesen Worten ließ der Djin alles wieder wegtragen und verschwand.

In der That bestätigte die Pest diese seltsame Allegorie, denn sie wüthete heftig unter den Arabern und Türken, und raffte nur wenige Europäer hinweg.

Alle Landleute erzählten sich die kleinsten Umstände jenes Besuches des Djin mit solcher Unbefangenheit und schienen hierüber so entsezt, daß es unmöglich war, zu meinen, sie seien nicht fest von der Wahrheit überzeugt. Die Scheichs selbst, weit entfernt, dergleichen Erfundungen Lügen zu strafen, schienen die kindliche Leichtgläubigkeit der Menge zu theilen. Der Scheich

*) Der Wahabiten, einer Sekte, die sich in Arabien im Anfange dieses Jahrhunderts gebildet hat. Die Wahabiten läugnen die göttliche Sendung Muhameds, und hatten sich im Kriege fast das ganze innere Arabien unterworfen, ja sogar sich der Stadt Mekka bemächtigt, aus der sie aber der Pascha von Aegypten wieder vertrieb.

El Beled von Senaniah, einem Flecken im Delta gegenüber von Damiette, versicherte uns unter Anrufung von Allem, was ihm heilig war, um seinen Worten mehr Glauben zu verschaffen, daß er während der furchterlichen Pest vom Jahre 1825 mit eigenen Augen und bei lichtem Tage einen Engel gesehen habe, der mit einer Lanze bewaffnet durch die Straßen lief und mit ihr alle jene, deren Namen in einem kleinen Buche, das er in der Hand hielt, verzeichnet waren, an der Schulter berührte. Alle, welche die unselige Lanze getroffen, erlagen der Krankheit unfehlbar.

S. Wellen.

Die Frauen von Damask.

(Aus dem Englischen übersezt aus Major Skinner's Landreise nach Ostindien.)

Die Frauen von Damask werden für die schönsten des Morgenlandes gehalten, und obschon ihre Reize, ohne Zweifel, gar sehr durch die Schwierigkeit, ihrer ansichtig zu werden, gewinnen mögen, so geschieht es dennoch zuweilen, daß sie einen Lichtstrahl hinter ihrem neckenden Wolken Schleier hervorblitzen lassen, der das Auge auch des bescheidensten Reiseiden zu blenden vermag. Es liegt etwas äußerst Anmuthiges in der Koletterie einer morgenländischen Schönen, und in der Art, wie sie ihre Arme bewegt, die an Rundung und Vollkommenheit alle Vorstellung übertreffen. Die Finger, reich mit Ringen geschmückt und mit blauroth gefärbten Nägeln, spielen um die Schleierdraperien, als wären sie ängstlich, sie wieder in Ordnung zu bringen, wobei ich bemerkte, daß sie niemals damit fertig werden konnten, wenn sich nur die geringste Gelegenheit zeigte, eine Schönheit zu entfalten, die scheinbar verborgen werden sollte. Große blaue Augen findet man gewöhnlich bei den christlichen Frauen, von denen manche von unübertrefflicher Schönheit sind; überhaupt liegt eine gewisse Grazie in dem Turban, die alle Künste einer civilisirten Toilette weit hinter sich läßt.

Der neue Pascha, Scherif Bey, der Gouverneur Mehemed Ali's in Syrien, saß mit den Beamten seines Hofes am Ufer des Flusses, bis das Oscheridspiel in vollem Gange war, worauf er, einen schönen und reichgeschmückten Renner besteigend, sich unter die übrigen Reiter hineinstürzte, und mit viel Geschick und Gewandtheit an dem Spiele Antheil nahm. Es ist dies eine sehr männliche Übung und wahrscheinlich noch die einzige Spur von Turnieren in der gegenwärtigen Zeit. An blühenden Augen, um die Ritter zu ermutigen, fehlte es hier nicht, doch die Ritterchaft des Ostens ist zu gefühllos, um von so flüchtigen Blicken aufgeregt zu werden.

Der Ort, wo diese Spiele vor sich gehen, ist der Lieblingsplatz um Damask; man schlendert von hier aus in die nahen Gegend, oder sucht in größerer Entfernung kultivirtere Plätze auf, wo die Aprikosen in voller Blüthe stehen; Kaffee dampft überall, wo sich eine Gesellschaft versammelt hat; Männer, welche Pfeifen zum Ausleihen darbieten, stehen an beiden Ufern der zahlreichen Bächelchen, die den Vergnügungsort bewässern, bereit, die Becher für jeden ankommenden Raucher frisch mit Wasser anzufüllen. Da, wo die Zugänge

am dichtesten mit Menschen gefüllt sind, rufen ganze Gruppen Bettler das Mitleid der Vorübergehenden an, und zahlreiche Gaukler nehmen durch ihre Künste die Gaben der Zuschauer in Anspruch.

Ich durchstreifte jeden Nachmittag diese interessantesten Scenen, und machte jenen, die früher noch keine Frankentleidung gesehen, eben so viel Vergnügen, als mir von dem gewährt wurde, was für mich noch neu war. Es ist noch nicht lange her, daß ein Europäer sich hier ohne Gefahr in seiner Landestracht zeigen darf, und bisher haben sich noch sehr wenige darin sehen lassen. Ich bin daher für Viele eine ganz sonderliche Erscheinung. Ich spiele aber auch eine sehr armseliche Figur im Vergleich mit den wallenden Gewändern um mich herum und habe selbst schon eine ganz demüthigende Ansicht von meiner Garderobe, darf daher auch gar nicht stolz auf die Aufmerksamkeit seyn, die ich erregt habe. Die türkischen Frauen murmeln: »Allah ist barmherzig,« wenn ich vorübergehe, und scheinen seine Gnade über meinen unglückseligen Anblick anzusehen; die Christenfrauen lachen laut auf und flüstern sich mit ihren süßen Stimmen Erklärungen zu, die eben nicht sehr günstig für meine Erscheinung lauten mögen. Als ich einmal vor einer Gruppe solcher fröhlichen Damen herging, zog ich zufällig mein Sacktuch heraus und wischte mir ganz ungenirt den Staub aus den Augen. Darüber wurde ich mit einem so heftigen Gelächter begrüßt, daß ich denken mußte, ich hätte die größte Unschicklichkeit begangen. Ich stand in der größten Verlegenheit da, mein Taschentuch in der Hand, offenbar ein Gegenstand des höchsten Interesse, denn mehrere Frauen kamen aus der Ferne herangestripelt, um sich das Schauspiel in der Nähe mit anzusehen. Dies nahm zuletzt sein Ende, als ich die Ursache dieser Unterhaltung an seinen Ort zurücksteckte, worauf sie, ihren Anstand vergessend, in die Hände klatschten, und mit noch größerem Vergnügen auslachten.

Es ist nicht schwer, irgendwo zum Stadtwunder zu werden, und da ich noch nicht mußte, auf welche Art ich hier zu der Ehre gelangt war, eines geworden zu seyn, so folgte ich, da der Abend herannahte, der Menge, die nach dem Bethause strömte. Als wir ins Thor getreten waren, schlug ein kleiner Junge, verwundert über die sonderbare Gestalt des runden Hutes, den ich trug, jubelnd in die Hände und rief: »Abutantschier! Abutantschier! Der Vater aller Kochtöpfe! seht den Vater aller Kochtöpfe!« — Dies wiederholte von allen Seiten, denn die Neugierde eines Hutes mit einem geränderten Kochgeschirre springt zu sehr in die Augen, als daß es der Aufmerksamkeit entgehen sollte, und ich wurde von dem Geschrei der Menge so lange verfolgt, bis ich ihr aus dem Gesichte war.

Ein Weib, das den Lärm auch gehört hatte, kam an ihre Thüre, und da ich bereits aus dem Getümmel heraus war, konnte sie dem Drange ihrer Neugierde nicht widerstehen, und bat mich nun, ich möchte ihr doch meinen Hut zeigen. Ich nahm ihn ganz ernsthaft ab und gab ihr ihn in die Hand; wie es schien, war sie jedoch nicht ganz damit zufrieden, daß es kein wirklicher Kochtopf war, ich aber spütete mich, ihr ihn wieder aus der Hand zu winden, denn leicht hätte er in eines der dortigen Kollegien wandern können, um auf

einige Zeit die Gelehrten der Stadt über seine Erklärung in Verlegenheit zu setzen.

Als die Versammlung aus der Kirche zurück kam, ging ich noch auf der Straße auf und nieder. Besonders wurde ich ein Gegenstand der Anziehungskraft für Christenfinder; doch bald gewannen auch die Frauen Muth, näher an mich heranzukommen. Unter diesen befanden sich auch einige, die lezthin der Gebrauch meines Taschentuches in so fröhliche Stimmung versetzt hatte. Aus ihren Zeichen und Benehmen konnte ich endlich entnehmen, welches Vergnügen ich ihnen damals verschafft hatte, und einige baten mich sogar, ich möchte die Scene wiederholen. Als ich nun ihre Neugierde befriedigt hatte, fuhren plötzlich so viele schöne Hände nach meiner Rocktasche, daß ich Mühe hatte, zu entwischen, damit meine Kleider nicht in Stücke gerissen und in der Stadt vertheilt würden, um als Ueberbleibsel eines so außerordentlichen Monstrums aufbewahrt zu werden.

Es ist nicht zu wundern, daß ein Franke in seiner Landestracht, die bisher etwas so ungewöhnliches in Damask war, so großes Aufsehen erregen mußte, denn es konnte ihnen kaum etwas anderes vorkommen, das in jeder Hinsicht so ganz von ihren Sitten verschieden war. Im Betragen, in der Gestalt, in der Art zu gehen und sich zu setzen, was kann es für größere Kontraste geben, als einen Europäer und einen Orientalen? Was unsere Sitten betrifft, so werden die Morgenländer nun vollends gar dadurch ins höchste Erstaunen versetzt; denn jede Antwort, die ich auf die häufigen Fragen meiner schönen Verfolgerinnen geben konnte, setzte sie in noch immer größere Verwunderung. Als ich ihnen gestand, daß ich noch unverehelicht sei, riefen sie alle aus: Wie, Franke, wie? und drängten sich noch dichter an mich heran, um eine Erklärung dieses Wunders zu erhalten.

Ein alter Kirchendiener, der am Thore stand und die Aufregung bemerkte, kam mir zu Hilfe und erläuterte mir die Fragen einer alten Frau, die sie mit Aengstlichkeit an mich gethan hatte und die ich ihr nicht gleich genügend beantworten konnte. »Ist es denn wahr,« sagte sie, »daß im Frankenlande Männer und Weiber sogar Arm in Arm durch die Straßen gehen?« — Ich konnte natürlich das Faktum nicht läugnen; dies machte aber eine solche Wirkung auf mein Auditorium, daß ich mich fast über mein Geständniß beschämt fühlte, denn ich wußte nicht, wie ich dies bei ihnen rechtfertigen sollte; bald darauf hatte auch meine Vorlesung ein Ende und mehr verwirrt als belehrt stoben meine Zuhörerinnen aus einander und verließen mich.

In einem Hause neben der Kirche war es mir zufällig geglückt, einen Blick in ein so schönes Gesicht zu thun, daß ich versucht war, dieses Anblickes mich öfter zu erfreuen, als vernünftig ist einzugestehen. Mir schien es, noch nie ein so liebenswürdiges Antlitz gesehen zu haben. Ein vergittertes Fenster in der Mitte des Hauses verbarg mir, womit das reizende Wesen beschäftigt war. Als ihre Augen durch das Gitter blickten — und es waren die ausdrucksvollsten Augen von der Welt — ward ich so bezaubert, daß sie hätte unerfahrner als eine morgenländische Schöne seyn müssen,

wenn sie dies nicht hätte bemerken sollen. Der Zufall fügte es daher auch immer, daß, so oft ich auf der Terrasse mich zeigte, die schöne Helena, denn dies war ihr Name, sogleich am Gitter erschienen, so daß ich in der That schon ungeduldig wurde, sie nicht aus dem, wie mir es schien, barbarischen Gefängnisse befreien zu können.

Endlich war für mich ein sehr glücklicher Augenblick erschienen; ich hatte während meines Ganges durch den Bazar einen großen Beilschenstrauß gekauft, und bewaffnet mit einem solchen untrüglichen Dolmetscher war ich auf meinem Posten erschienen; die Schöne war sehr emsig beschäftigt, unterbrach jedoch ihre Arbeit, als sie mich erblickte, und indem sie ihre Wange auf die Hand stützte, gleich Shakespeare's Julie, bildete sie hinter ihrem Gefängnißgitter das schönste Gemälde, das die Phantasie sich schaffen kann. Ein glänzendes Instrument in ihrer Linken haltend, wählte ich sie beschäftigt, ihre Einsamkeit durch irgend eine niedliche Stückerlei zu verkürzen. Ich versuchte nun, sie vom Fenster wegzulocken, und indem ich meine Beilschen küßte, warf ich sie über die Mauer hinweg. Darauf stand sie auf und indem sie auf ein paar hölzernen Schuhen daher raschelte, kam sie vorwärts, in einer Hand ein Messer, in der andern einen Fisch haltend, den sie eben abschuppen mochte. Mein Roman war nun im Nu zu Ende gespielt, und ich konnte es nie mehr über mich gewinnen, auf die Terrasse zurückzukehren.

Sie war in der That ausgezeichnet schön, die Tochter eines reichen Kaufmanns, und, wie hier gewöhnlich, in ihrer frühesten Jugend an einen Mann verlobt, der sich jedoch treulos an ihr bewiesen hatte; er war, wie man vermuthete, nach Alexandrien gegangen und hatte seither nichts mehr von sich hören lassen. Ihre unglückliche Geschichte und ihre Schönheit waren Gegenstand des allgemeinen Gesprächs unter ihren Bekannten; ich fand jedoch, daß das Unglück nicht so sehr in der Treulosigkeit ihres Liebhabers, als in der Nothwendigkeit lag, so lange einsam bleiben zu müssen, bis der Tod ihres Anverlobten ihr wieder die Freiheit gab, einen andern zu wählen.

Über den Umfang der Fabrikation und Gewerbe Böhmens.

Nicht mit Unrecht nimmt unsere Zeit für den geistigen und materiellen Wohlstand eines Volkes die Früchte seiner industriellen Thätigkeit zum Maßstabe. — Wir glauben daher unsern Lesern einen Gegenstand von hohem Interesse zu bieten, wenn wir ihnen die diesfälligen Leistungen Böhmens in einem allgemeinen Umriss zur Anschauung bringen.

Schon von jeher war Böhmen als eines der gewerbreichsten Länder bekannt; ein vollständiges und getreues Bild von dem großen Umfange und der hohen Stufe seiner technischen Produktion aber wurde erst jüngst von Kreuzberg geliefert, aus dessen im In-

und Auslande so beifällig aufgenommenen Schrift *) wir folgende tabellarische Zusammenstellung verfaßten, die, wenn sie auch nur die hauptsächlichsten Zweige

*) Stizirte Uebersicht des gegenwärtigen Standes und der Leistungen von Böhmens Gewerbs- und Fabrik-Industrie. Ein Versuch von K. J. Kreuzberg. Prag 1836. Preis 48 fr. Conv. Münze.

der vaterländischen Industrie veranschaulicht, doch schon zu den erfreulichsten Betrachtungen Veranlassung gibt. Diejenigen, welche über diesen höchst wichtigen Gegenstand nähere Aufschlüsse wünschen, müssen wir auf das Buch selbst verweisen, das besonders Fabrikanten und Gewerbsmännern eine eben so lehrreiche als unterhaltende Lektüre gewähren wird.

N a m e n oder G a t t u n g der I n d u s t r i e z w e i g e .	A n z a h l d e r W e r k s t ä t t e n o d e r E t a b l i s s e m e n t s .	A n z a h l d e r d a b e i b e s c h ä f t i g t e n A r b e i t e r .	M e n g e		B e m e r k u n g e n nach den Erläuterungen und Schlüssen des Verfassers.
			der jährlich erzeugten Produkte.	Beiläufiger Geldwerth	
			in Guld. E. M.		
Aus dem Erd- und Mineralreiche.					
Ziegelbrennerei . . .	400	—	—	—	Könnte mehr und Besseres liefern.
Steingeschirre . . .	—	—	—	300000	
Töpferei . . .	—	üb. 1500	—	—	Im Allgemeinen nichts Vorzügliches.
Graphit 1834 . . .	—	—	16778 Etr.	37936	Wird in andern Jahren noch mehr erzeugt.
Wedgewood, Siderolith u. dgl. . . .	—	—	—	—	Vorzügliche Produkte; Quantitäten unbestimmt.
Steingut und Fayence	9	300	—	150000	Gute Waare; könnte aber mehr erzeugt werden.
Porzellan	8	600	9000 Etr.	400000	Vorzüglich; Verbrauch von 6000 Rftr. Holz; Arbeitslohn 120000 fl. E. M.
Glashütten	75	—	—	6,000000	Ausgezeichnete Leistungen, die ein Drittel der englischen und die Hälfte der französischen Produktion betragen.
„ Schleifereien . . .	22	—	—	—	
Kompositionen und kleinere Gegenstände . . .	—	10000	—	200000	
Spiegel, Tafelglas . .	—	4000	—	über 730000	Wohlfeil und vollkommen; ungefähr den dritten Theil der französischen Produktion betragend.
Granaten	—	—	—	—	Unbestimmt; weniger als sonst.
Metalle.					
Gold, 1834	—	—	1 Mark 15 1/2 Loth	—	Kleiner Ueberrest von der frühern Menge.
Silber, 1834	—	—	23684 Mark	558990	
Quecksilber	—	—	25 Etr.	—	Blos zu Horzowiz erzeugt.
Kupfer, 1834	—	—	26 Etr.	1300	Blos als Nebenprodukt gewonnen; gegen 12000 Centner werden eingeführt.
Kupferzündhütchen . .	1	70	über 110,000000 Stücke.	—	Unübertroffen; die größte Fabrik des ganzen Kontinents.
Blei, 1834	—	—	26573 Etr.	184805	
Zinn dto.	—	—	905 1/2 Etr.	41225	Um 1 Viertel weniger als in andern Jahren.
Kobalt dto.	—	—	33 Etr.	165	Um 2 Drittel weniger als in andern Jahren.
Schmalze	5	—	3000 Etr.	90000	
Braunstein, 1834 . . .	—	—	842 Etr.	4742	
Arsenik dto.	—	—	1220 Etr.	12823	
Eisen dto.	68	10000	400000 Etr.	1,800000	86 Hochöfen, 340 Hämmer; den 65sten Theil von England, den 15ten von Frankreich und den 5ten Theil der preussischen Erzeugniß betragend.
Blecherzeugung	8	300	—	—	
Metallkomposition . .	28	1500	—	850000	Knöpfe, Schnallen, Ringe u. dgl.
Drahtzieher	18	600	3000 Etr.	100000	

N a m e n oder Gattung der Industriezweige.	Anzahl der Werkstätten oder Etappen bismementz.	Anzahl der dabei beschäftigten Arbeiter.	M e n g e	Beiläufiger Geldwerth	B e m e r k u n g e n nach den Erläuterungen und Schlüssen des Verfassers.
Berg- u. chemische Produkte.				in Guld. C. M.	
Braun- u. Steinkohlen	342	2200	5,000000 Etr.	500000	
Kupfer- u. Eisenvitriol und Schwefelsäure.	28	4000	—	—	Sehr umfangreich, ohne genau mögliche Schätzung mehrer Millionen Gulden betragend.
Pottasche	800	—	11000 Etr.	—	
Bleizucker	5	—	6000 Etr.	160000	
Pflanzenreich.					
Bierbrauerei u. Brand- weinerzeugung . . .	1500	—	—	—	Im Allgemeinen nicht besonders gut.
Sichorienkaffee	13	260	36000 Etr.	100000	
Rohrzucker	2	—	40000 Etr.	1,600000	
Rübenzucker	17	1200	15000 Etr.	600000	Sind noch mehr Fabriken im Zunehmen.
Kinderspielsachen . . .	8	700	—	450000	
Stroh Hüte	14	400	—	160000	
Leinwände	30000	280000	1,028000 Stücke	10,000000	Mitunter von selten übertrroffener Güte und Feinheit.
Zwirnmaschinen	280	—	—	450000	
Bleicherei	—	5000	—	1,500000	
Papier	126	2200	—	1,600000	Läßt noch Vieles zu wünschen übrig.
Buchdruckerei	22	—	—	—	
Lithographische Anstalten	10	150	—	—	Mit 40 Pressen.
Kupferdruck	20	—	—	—	
Baumwoll. Handspinner	—	2000	—	—	
Maschinenspinnerei . . .	88	—	85000 Etr.	7,300000	über 350000 Spindeln.
Weberei	60 nebst 75000 Stühlen	100000	3,250000 Stücke	—	
Druckereien	117	22000	1,400000 Stücke	14,000000	Steht auf einer hohen Stufe.
Strickerei u. Wirkerei . .	3000	—	—	über 1,500000	
Rübsölpressen	9	—	24000 Etr.	750000	
Thierreich.					
Gerberei	3218	16000	über 1,000000 Stück Häute	—	Muß noch Vieles aus der Fremde bezo- gen werden.
Lederlackirerei	5	—	150000 Stück	—	
Lederhandschuhe	478	—	40000 Duzend	—	Die Prager Fabriken liefern vorzügliche Erz gnisse.
Wollenhüte	680	—	74000 Stück	—	
Feine Filzhüte	82	1500	250000 Stück	680000	Eben so schön als wohlfeile Erzeugnisse.
Seidenwaaren	100	—	—	210000	Meist Bänder und Posamentierarbeit.
Wollwaaren	—	100000	80000 Etr.	12,000000	
Maschinenspinnerei . . .	53	—	—	—	150000 Spindeln im Gange.
Luchmacherei	2812	—	120000 Stück	—	
Wollenbänder	5200 Stkl.	800	—	180000	
Türkische Kappen	—	5000	60000 Duzend	400000	
Maschinenbau	8	800	—	1,000000	Bedarf noch einer größern Ausdehnung.

Die Chinesen.

Wenn je ein Volk die Studien der Gelehrten und die Aufmerksamkeit des größeren Publikums in Anspruch nahm, so sind es die Chinesen. Ihre umfassende Geschichte, welche bis in die Ursprünge menschlicher Bildung hinaufreicht; die hohe Stufe ihres Kulturzustandes, als der Westen noch in finsterner Barbarei lag; die Seltsamkeit ihrer Sitten; die strenge Absonderung von einem ausgedehnteren Verkehre mit fremden Nationen, wodurch jene seit Jahrtausenden in ihrer ursprünglichen Form bewahrt wurden; der einfache und weise Mechanismus ihrer Staatsverfassung: Alles macht sie zu einem der interessantesten Gegenstände wissenschaftlicher Forschung. — Die alten Griechen und Römer hatten von diesem Volke, welches über ein Viertel der gesammten Erdbevölkerung ausmacht, und dessen Herrschaft sich damals kaum weniger weit, als jetzt ausbreitete, außer einem unbestimmten Namen durchaus keine Nachricht. Im siebenten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung drangen einige der im oströmischen Reiche hart verfolgten Nestorianer bis nach China vor, und verbreiteten das Christenthum in den westlichen Provinzen; jedoch auch hiedurch kam keine Kenntniß von China ins Abendland. Die ersten genaueren Nachrichten verdanken wir den Arabern, welche theils durch ihre Eroberungen an die Gränzen, theils auf dem Handelswege zur See an die Küsten dieses entfernten Reiches gelangten. In den Reisebeschreibungen zweier Araber, welche in den Jahren 850 und 877 China besuchten, erscheinen die Chinesen (trotz des Zwischenraumes von einem Jahrtausende) ganz den heutigen ähnlich. Im dreizehnten Jahrhunderte fielen die Mongolen ein, und eroberten das ganze Reich, ohne jedoch eine Umwandlung in Sitten, Charakter und Religion des Volkes hervorbringen zu können. In Europa wurde China zuerst durch die Reisen der venetianischen Familie Polo, besonders des jüngern, Marco Polo, näher bekannt. Der einfachen und getreuen Erzählung dieses ausgezeichneten Mannes läßt sich ein umfassendes Bild der damaligen chinesischen Zustände entnehmen, welche wieder genau mit denen der gegenwärtigen Zeit übereinstimmen.

Im Jahre 1516 erschienen zuerst Portugiesen zu Schiffe in Canton, und wurden gegen einen Grundzins in den Besitz der Halbinsel Macao gesetzt. Anfangs war man gegen die Europäer durchaus nicht so mißtrauisch und über gesinnt als später; aber die Portugiesen, und die bald ihnen folgenden Spanier, Holländer und Engländer brachten es durch ihre gegenseitigen Anfeindungen und durch ihr eigennütziges und gewaltthames Betragen bald dahin, daß sie unter den strengsten Vorichtsmaßregeln auf den Aufenthalt in Canton beschränkt wurden. Erst durch die Jesuitenmissionäre, welche jene Glaubensfähe und Gebräuche der Chinesen, auf welchen das Gebäude der socialen und staatlichen Verhältnisse der Nation beruhte, mit Klugheit umgingen, wurde das Innere von China zugänglich. Sie breiteten mit solchem Erfolge das Christenthum aus, daß bald keine bedeutende Stadt des Reiches ohne eine zahlreiche christliche Gemeinde war. Nach allen Richtungen wurde das Land durchforscht, und die Be-

richte der Jesuiten, unter denen wir die Namen du Halde, des Guignes, Amiot hervorheben, waren die reichsten Quellen ihrer Zeit über alle Verhältnisse und Einrichtungen China's und haben jetzt noch ihren relativen Werth. Nicht weniger trugen die Gesandtschaftsberichte, und unter ihnen besonders die englischen (z. B. des Lord Amherst, von Ellis und Abel, und des Lord Macartney, von Staunton herausgegeben) zur Kenntniß des Landes und Volkes bei. Noch sind einige von englischen Kaufleuten unter des bekannten deutschen Missionärs Gützlaff Mitwirkung nach der Ostküste von China gerichtete Expeditionen zu bemerken, welche der neuesten Zeit angehören, und theils mit jenen Punkten Handelsverbindungen anzuknüpfen, theils die Theedistrikte zu durchforschen, zum Zwecke hatten. Wenn auch das Letztere nur zum Theile, das Erstere gar nicht gelang, so hatten die Expeditionen doch für die Kunde des Landes und seiner Bewohner nicht unerhebliche Resultate. Durch den Fleiß und das Genie französischer Gelehrter wurde auch die chinesische Literatur zugänglich, und die treuen Übersetzungen von Romanen und Dramen jenes Volkes geben Ansichten und Details, welche dem Blicke des fremden Beobachters entgehen. Er kann nur oberflächliche, auffallende Züge sammeln, während das Feine, Geistige der Volksphysiognomie sich nur in seiner eigenen Literatur offenbart. Obgleich nun solchergestalt das Materiale über China und seine Bewohner zu außerordentlichem Umfange angewachsen ist, so existirte doch bis in die neueste Zeit kein Werk, welches alles zerstreute Bekannte zusammengefaßt, China in allen Beziehungen dargestellt hätte. Erst im vorigen Jahre gab John Francis Davis Esq. zu London ein Werk (2 Bände) heraus, welches diese befremdende Lücke in der Literatur ausfüllte. Eine vollständige Kenntniß der gesammten Literatur über China, die schärfste Beobachtungsgabe, und vor Allem ein zwanzigjähriger Aufenthalt in China selbst in einer hohen Stellung und unter möglichst weatgen Beschränkungen, befähigten ihn, wie keinen Andern, zu solchem Unternehmen. Wir beilehen uns, unserm Plane getreu, aus seinem Werke unsern Lesern das Wichtigste in gedrängtem Auszuge mitzutheilen.

Staats einrichtungen.

Eine auffallende Erscheinung ist es, daß China seit so langer Zeit nur äußerst selten von Unordnung und Anarchie erschüttert worden ist. Der Grund hiervon scheint darin zu liegen, daß das ganze ungeheure Staatsgebäude auf der natürlichsten und breitesten Basis beruht, auf der väterlichen Gewalt. Die patriarchalische Form, die erste, in welche die beginnende menschliche Gesellschaft sich fügte, wurde nur hier zu einem so unermeßlichen Umfange ausgedehnt. Nach Confucius sind Staat und Familie gleichbedeutend; der Kaiser ist der Vater des ganzen Volkes, der Statthalter der Vater der Provinz, und der Mandarin der Vater der Stadt, welche er verwaltet. Gleiche Vergehungen eines Kindes gegen den Vater, und eines Unterthanen gegen den Kaiser werden auf ganz gleiche Weise bestraft, wovon bald ein Beispiel. Indem so die Regierung väterliche Rechte und Pflichten übernahm, vermehrte sie nur ihre eigene Macht, je weiter sie die väterliche

Gewalt ausdehnte. In dem durch Alter und Meinung ehrwürdigen »Buche der geheiligten Geseze« scharft das erste der sechzehn Gespräche die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern, ein späteres die der Unterthanen gegen ihre Obrigkeit auf das nachdrücklichste ein. Zweimal in jedem Monate, zur Zeit des Neumonds und Vollmonds, wird dieses Buch von den Magistraten dem Volke vorgelesen. Und nicht bloß auf das Verkünden beschränkt sich die Regierung, sondern die Aufsehung der Kinder gegen ihre Eltern wird als Hochverrath bestraft, und während es sonst Grundsatz der chinesischen Rechtsverwaltung ist, im Urtheile hart, in der Bestrafung milde zu seyn, tritt bei diesem Vergehen, und bei dem ihm gleichgeachteten eines Attentats gegen die Person des Kaisers nie eine Milderung der Strafe ein. Ein Fall, der in den innern Provinzen sich ereignete, diene als Beispiel dieser Strenge. Ein Mann und sein Weib hatten die Mutter des ersten Geschlages und auf andere Weise mißhandelt. Der Statthalter beschloß zur Warnung diese Verletzung des Reichsgrundprinzips auf exemplarische Art zu strafen. Die Übelthäter wurden hingerichtet, die Mutter des Weibes wurde für das Verbrechen ihrer Tochter mit Bambusstreichen gezüchtigt, gebrandmarkt und verbannt. Die Candidaten jenes Districts wurden durch drei Jahre nicht zur öffentlichen Prüfung für ein Staatsamt zugelassen, und ihnen also jede Anstellung benommen. Die Obrigkeiten entsetzte man ihres Amtes und verbannte sie. Das Haus, in welchem die Übelthäter gewohnt hatten, wurde bis auf den Grund niebergeworfen, ja selbst der Ort des Verbrechens in den Bann gethan und verflucht. »Die Statthalter,« fügt die Verordnung hinzu, »sollen dieses Urtheil im ganzen Reiche bekannt machen, auf daß alles Volk es erfahre. Und wenn irgendwo verbrecherische Kinder ihren Eltern widerstreben, sie mißhandeln oder schlagen, sollen sie auf dieselbe Weise gestraft werden. Ich beauftrage die Vorgesetzten jeder Provinz, die Familienhäupter und Dorfältesten ernstlich zur Wachsamkeit zu ermahnen, denn ich will, daß das Reich eine Familie werde!« Diese Worte wurden an eine Bevölkerung von beiläufig 300 Millionen gerichtet! Mit derselben unnachsichtlichen Strenge wurde ein Mordversuch gegen den vorigen Kaiser geahndet. Der Verbrecher wurde in Stücke gehauen, seine Kinder wurden erdrosselt und alle seine Güter eingezogen. Eine Regierung, auf die väterliche Gewalt, auf die unwandelbaren Geseze der Natur gegründet, muß eine Stufe der Festigkeit und Ausdauer erreichen, welche allen Stürmen der Ereignisse widersteht. Väterliche Würde und Rechte sind aber auch in China die geachteten Titel, und väterliche Fürsorge und Neigung die gewinnendste Form, in welche die regierende Macht sich kleiden kann. Durch diese Grundsätze haben die Chinesen von jeher sich ausgezeichnet, und es ist begreiflich, daß nur durch diese Bande eine so unermessliche und doch immer wachsende Bevölkerung in ein Volk, unter einem Herrscher vereinigt, und in Sitten und Sprachen so übereinstimmend geblieben ist. Doch zeigt auch der allgemeine Wohlstand, die blühende und unermüdete Industrie des emsigen Volkes und seine Anhänglichkeit an den väterlichen Boden, daß die Regierung nicht nur auf die Wahrung ihrer Rechte,

sondern auch auf das Gedeihen des Landes Bedacht nimmt.

Insbondere ist die Erziehung der niederen Volksklassen musterhaft. Unter den zahllosen Millionen des weiten Reiches kann fast ein Jeder so viel lesen und schreiben, als das Leben gemeiniglich erfordert, und eine Masse von gemeinnützigen Kenntnissen verbreitet sich weit hinab unter das Volk. Auch ist das absichtliche Verbreiten einer allgemeinen Kenntniß des Gesezbuches bemerkenswerth, welches auf Kosten der Regierung gedruckt und zu den allerbilligsten Preisen verkauft wird. Zu der im Allgemeinen sehr sorgsamten Erziehung trägt hauptsächlich die Einrichtung bei, daß der Vater in Entgegnung seiner ausgedehnten Rechte für den Sohn verantwortlich ist, und, wie wir oben sahen, für die Vergehen seiner Kinder gestraft und wegen ihrer Verdienste belohnt und ausgezeichnet wird. Jede Stadt hat zahlreiche öffentliche Unterrichtsanstalten, und jede nur einigermaßen bemittelte Familie hält einen Gelehrten zum Unterrichte ihrer Kinder. Ein anderer Grundsatz der Regierung ist der, unter der Bevölkerung den Geist der Friedfertigkeit zu erhalten. Einige Abschnitte des erwähnten, öffentlich vorzulesenden Buches empfehlen Eintracht unter Verwandten und Nachbarn, wechselseitige Rücksicht und Veröhnlichkeit. Diese Bemühung wurde auch vom erwarteten Erfolge gekrönt. Die Chinesen sind bis zur Feigheit friedfertig und verabscheuen jede politische Unordnung. Im langen Laufe der Zeiten sind Aufstände höchst selten, und ihr Zweck war immer nur die Beseitigung irgend eines grausamen Regenten, niemals aber die Auflösung des monarchisch-patriarchalischen Regierungsprincipes. — Dem Alter sichern Geseze seine Achtung und nirgend wird es rücksichtsvoller geehrt, als in China. Als ein mehr als hundertjähriger Officier bei dem zweiten Kaiser der gegenwärtigen Dynastie zur Audienz vorgelassen wurde, stand der Kaiser vom Throne auf, ging ihm entgegen und hielt ihn ab, die vorgeschriebenen Ehrfurchtsbezeugungen zu erweisen. Eine für das ceremonielle China unerhörte Ueberschreitung der Etikette! — Ein erblicher Adel existirt in China nicht; Gelehrsamkeit und Geschick sind die einzigen Stufen zu Rang und Auszeichnung. Zwar sind gewisse Titel bis ins fünfte Glied der Nachkommenschaft erblich und die zahlreichen Abkömmlinge der kaiserlichen Familie haben als Unterscheidungszeichen das Vorrecht, gelbe und rothe Gürtel zu tragen, doch sind beide ohne Ansehen und Einfluß, ja viele von ihnen leben in bitterer Armuth.

Wir gehen nun in den Mechanismus des Staates ein, und beginnen mit seinem Haupte, dem Kaiser. Seine Titel sind: »Der Sohn des Himmels« und »Zehn Tausend Jahre;« er selbst legt in seinen Verordnungen sich bescheidenere bei, z. B. »der unvollkommene Mensch.« Er genießt die unbefchränkste Verehrung; selbst der leere Thron und dessen grüner Vorhang erhalten dieselben Zeichen der Unterwürfigkeit, wie seine eigene Person. Wer dem Kaiser sich nähert, muß dreimal niederknien und neunmal mit der Stirn den Boden berühren. Selbst einem kaiserlichen Dekrete erweist der Empfänger in der Provinz dieselbe Verehrung, indem er sich nach der Gegend von Peking wendet. Doch, als könnte die Majestät seiner Person durch äußern



BREGENZ.

Verlag von Gutschalk Haarer Sohn in Prag.

in Bagdad zurückgelassen zu haben. Es hat mir immer sehr lächerlich geschienen, daß die Engländer sich so sehr bewaffnen, wenn sie nach dem Morgenlande reisen; mehr Waffen als Hände zu haben, ist doch gewiß zu allen Zeiten als Unsinn erschienen, besonders wenn man eine Uebermacht gegen sich hat. Unter den Beispielen von unglücklichen Anfällen, die mir in diesem Lande vorgekommen, sind die Mordthaten gewöhnlich nur durch die Unbesonnenheit der angegriffenen Parteien herbeigeführt worden. Ich bin überzeugt, daß die Araber bei ihren Anfällen niemals die Absicht haben, Blut zu vergießen, aber sie verzeihen es nie, wenn welches von dem ihrigen vergossen worden. Von dem Augenblicke an, wo eine Wunde beigebracht worden, hat jede Möglichkeit der Rettung aufgehört. Nicht bloß der den Anfall gemacht, sondern alles in seinem Gefolge muß diese Uiberreilung büßen — denn es zeigt doch wirklich nicht von großer Tapferkeit, in einen Haufen hineinzuschießen und dann eutrumen zu wollen, was natürlich die Absicht ist, wenn man seine Flinten und Pistolen entladen hat. Laßt jene, die ihr Ende finden wollen, auf solche Art ihren Streit auskämpfen, jedoch ich rathe allen Reisenden, wenn die Uibermacht gegen sie ist, mit guter Art sich zu ergeben, falls ihnen nicht zuerst Gewalt zugefügt worden. Gute Laune und Gleichgiltigkeit, die freilich nicht immer so leicht anzunehmen sind, bewähren sich als die besten Schutzmittel gegen die Araber der Wüste; man setze nur immer Vertrauen auf ihre Gastfreundschaft und ihre Treue, denn so wild sie auch zu seyn scheinen, so haben sie dennoch einige der edelsten Eigenschaften der menschlichen Natur. S.

B r e g e n z .

(Mit einem Stahlstiche.)

Unserem an erhabenen Schönheiten so reichen Tyrol mangelt doch ein Reiz der Schweizer Landschaften, jene klaren, blauen Seen, welche ein geistreicher Reisender mit Recht »Augen der Thäler« genannt hat. Nur an zwei äußersten Punkten jenes Ländchens breiten sich ausgedehntere Wasserflächen aus. Im Süden bei Niva ist es der Gardasee, im Westen der Bodensee, welche Tyrol berühren. Wir wählten eine Ansicht des letztern bei Bregenz zur artistischen Beilage, deren malerische Schönheit durch den Contrast der hinter den freundlichen Seesfern zum Himmel aufstrebenden Alpenriesen verdoppelt wird. Der Aussichtspunkt ist vom Wege nach Lindau. Reizend breitet sich auf den letzten Abhängen des Pfenderberges Bregenz an dem glänzenden, von manchem Segel durchschnittenen Seespiegel aus. Der dicht bewaldete Berg hinter der Stadt ist der Gebhardsberg, welcher die Ruinen einer alten Burg und eine neuere Wallfahrtskapelle trägt. Sein Gipfel gewährt eine umfassende Aussicht über den obern Bodensee und seine Ufer. Weiterhin erheben sich die Berge des Vorarlberger Ländchens, im Hintergrunde sieht man die ewigen Eismauern der Alpenkette emporragen. Diese Einzelheiten treten zu einem höchst effektvollen Bilde zusammen, welches der vorliegende vortreffliche Stahlstich getreu und geistvoll wiedergibt.

Bregenz, die Hauptstadt von Vorarlberg oder dem Bregenzer Kreise, liegt am Ausflusse eines gleichnamigen Baches in den Bodensee. Die Stadt selbst, obgleich von reinlicher und freundlicher Bauart, hat kein einziges ausgezeichnetes Gebäude. Sie ist eine der ältesten Städte in Deutschland, und war auch ehemals eine der festesten. Von diesen Befestigungen sieht man jedoch gegenwärtig nur noch wenige Mauerüberreste; auch das alte Schloß auf dem Pfenderberge (schon im Jahre 948 von Herzog Herrmann von Schwaben auf Kaiser Otto I., des Großen, Befehl erbaut) liegt ganz in Trümmern. — Die günstige Lage am Bodensee macht Bregenz zu einem bedeutenden Handelsplatze; es zeigt in seinem Innern mehr Leben und großartigeres Treiben, als man seiner beschränkten Ausdehnung nach vermuthen sollte. Es ist gleichsam die Brücke, durch welche Tyrol mit dem gewerbsamsten Theile der Schweiz zusammenhängt; Handel und Wandel regen sich; Tag und Nacht kommen Reisende an; das industrielle St. Gallen ist nur wenige Stunden entfernt. Schon im Jahre 1800 wurden durch Commissions- und Eigenhandel jährlich über drei Millionen Gulden hier in Umlauf gesetzt, seither hat sich die Ausdehnung der Geschäfte noch bedeutend erweitert. Die vorzüglichsten Gegenstände des Handels sind: Getreide, Fettwaaren, Nutzvieh, besonders Kälber, Holz und Holzwaaren. Ein eigenthümlicher Handelsartikel von Bregenz, der nur noch in Rußland vorkommt, sind Häuser. Es sind hölzerne Alphyütten, welche in der Umgegend von Bregenz verfertigt, nach der Schweiz hinübergeführt, und dort an Ort und Stelle wieder wieder zusammengesetzt werden. Ein solches fertiges Haus wird mit 7 — 800 Gulden bezahlt. Die Zahl der Einwohner beträgt gegenwärtig 2250. — Die Umgebung von Bregenz ist sehr reizend. Ringsum erheben sich Berge, in der nächsten Nachbarschaft der Pfenderberg und der oben erwähnte Gebhardsberg. Vor fünf Jahren drohte letzterer den Einsturz, und verfestete Stadt und Umgebung in keine geringe Angst. Mehrere Wochen hindurch hörte man immer mitten in der Nacht ein Getöse, gleich einer starken Kanonade, und aus der Seite des Berges lösten sich große Felsmassen ab und rollten in die Tiefe. Seitdem aber wurde der ungesegnete Bergrieße wieder ruhig, und eine Untersuchung auf Anordnung der Behörden ergab, daß durchaus keine weitere Gefahr obwalte. Auf dem Wege nach Lindau ist die Bregenzer Klaus, ein fester, einst durch Mauern und Thürme wohl vertheidigter Engpaß am Bodensee. — Schließlich mögen noch einige Angaben über diesen größten deutschen See, in Süddeutschland das schwäbische Meer genannt, Platz finden. Diefes mehr als 1000 Fuß über der Meeresfläche erhabene große Wasserbecken ist nach seinen weitesten Dimensionen 18 Stunden lang und 5 Stunden breit. Außer dem Rheine, welcher bei Rheineck in ihn hinein, bei Stein wieder herausströmt, ergießen sich 7 Flüßchen und Bäche in ihn. Drei schon gelegene Inseln erheben sich über ihn, auf deren einer die freundliche Stadt Lindau liegt. 73 Arten von Sumpfs- und Schwimmvögeln, 20 Arten Conchylien und 26 Arten Fische (hierunter Lachsforellen, welche von Feinschmeckern zu den allerbesten ihrer Art gerechnet werden), leben auf und in seinen Fluthen.

Außerordentlich befördert der Bodensee den Verkehr der an seine Ufer stoßenden gewerblustigen und fruchtbaren Länder. Im Sommer durchbrausen ihn Dampfboote nach allen Richtungen, und unzählige Reisende besuchen seine malerischen, schönbebauten Ufer.

B. Gutt.

Sitten und Gebräuche der Bewohner der österreichischen Monarchie.

Skizzen aus der Vorzeit und Gegenwart.

Die Feste und Gebräuche, deren sonst jedes Land, jeder Bezirk, jedes Dorf eigene hatte, auf deren pünktliche und genaue Begehung so viel gehalten ward, verschwinden allmählig. Straßenzüge verringern die Entfernung einer Gegend von der andern; Fabriken tragen das ihrige bei, die Menschen einander zu nähern und ihrem Geiste eine ernstere Richtung zu geben; — und wie schon im ganzen gebildeten Europa die höhern Classen der einzelnen Länder einander in Sitte und Gewohnheit so ziemlich gleichgestellt wurden, so beginnen auch die hervorstechenden Eigenthümlichkeiten der untern Stände nach und nach ein Eigenthum der Sage zu werden; wo sie noch existiren, dort sind sie der muthwilligen Jugend anheimgefallen, und eine neue Generation wird sie wohl schwerlich mehr finden. Das Fortschreiten der Civilisation gewinnt unberechenbar durch dieses Verschwinden, denn viele dieser Gewohnheiten waren demselben hemmend entgegengestanden: — aber die Volkspoësie wird viel an ihnen verlieren. Darum sei es uns erlaubt, einige der verschollenen Gebräuche dem Gedächtnisse aufzufrischen, die noch bestehenden vor Vergessenheit zu bewahren. Jene aber, deren Verschwinden uns die gesteigerte Humanität unsers Jahrhunderts doppelt erfreulich macht, glauben wir dennoch erwähnen zu dürfen, weil sie uns ein getreues Bild jener Zeit liefern, die sie gebar.

I.

Das Lodaustreiben.

Im böhmischen Mittelgebirge herrscht noch ein alter Brauch. Am Nachmittage des dem Palmsonntage vorangehenden Sonntages, der in der Kirchensprache den Namen des Todtensonntages erhalten, vereinigt sich in einzelnen Gebirgsdörfern die gesammte Jugend des Thales zu einer Mummerei. Ein großer Strohmännchen ward von mehr oder minder geübten Händen gefertigt worden, die Mädchen schmückten ihn mit lustigen Bändern und buntfarbigen Schleifen; so wird er mitten auf dem Dorfplatze aufgestellt und von den jubelnden Jungen umzingelt. Sonst war es gebräuchlich, daß Jung und Alt, den Schulmeister und einige Weiger an der Spitze, hier versammelt war und thätigen Antheil an der Festlichkeit nahm; jetzt sehen nur hie und da noch einige der Alten — lächelnd ob dem kindischen Sinne der Jugend — aus den Fenstern dem Pöffenspiele zu, das die Jungen von ihnen erbt haben. Nachdem die Knaben sattfam die große Puppe begafft und umsprungen, fassen sie einige der

Stärksten, diese beim Arme und Kopfe, jene bei den Füßen, und schleppen unter dem Gejubil und Gejauchze der Übrigen, — welche hüpfend, tanzend und possierliche Bocksprünge machend, mitunter auch das Schauspiel kleiner Kaybalgereien gewährend, nachfolgen — diesen aus scheidigen Lappen zusammengeflochten, schnurrig mit Schleifen behängten Strohmännchen, welcher den Tod vorstellen soll, zum Dorfe hinaus, nach irgend einem nahegelegenen, wo möglich abschüssigen, Berge oder Felsen. Auf dem Gipfel desselben angekommen, hat der arme, unschuldige Strohkoloß gar viele Mißhandlungen zu erdulden, und so emsig und sorgfältig sich die jungen Mädchen ihn herauszustaffiren bemüht hatten: so sorglos und gierig bestrebt sich das wilde Knabenvolk, ihn seiner Zierrathen zu berauben; jubelnd fallen alle über ihn her und jeder triumphirt mit dem Gefühle eines Siegers, wenn er ein Band, einen Tuchstreifen oder sonst einen Lappen von dessen Hülle losgerissen hat. Ist endlich diese Erde gesättigt — (die ältern Knaben wachen darüber, daß der Mann nicht gänzlich vernichtet werde) — dann werden Steine in die Trümmer seines Kleides zwischen das Stroh gepropft, um ihm hiedurch das, was er an äußerem Schmucke verloren, an innerem Gewichte zu ersetzen. So beladen schleudern sie ihn mit vereinten Kräften den Bergabhang hinab, und eine volle Salve von Steinen, Erdschollen und was sonst noch zum Wurfgeschütz Geeignetes vorgefunden wird, folgt ihm nach. Das nennt man das Lodaustreiben.

Ein ähnlicher Gebrauch findet sich im Norden des Bunzlauer Kreises. Dort wird in einigen Gegenden dieser frohene Repräsentant des Todes förmlich und mit vielem Gepränge, aber noch mehr Getöse, begraben. Wo dieser Brauch sich in diesem Bezirke verloren hat, z. B. in und um Reichenberg, dort besteht wenigstens noch ein Andenken an denselben in einem Liede. An dem genannten Orte ziehen nämlich Truppen von Knaben in den Häusern umher, bringen einige Wünsche dar und erbitten eine Gabe. Das Lied aber, welches sie dabei singen, lautet im dortigen Dialekt folgendermaßen:

Mei lieber Mei
Beischer in Kosten drei
Eine gute Buttermehle,
Doch mer kenn' auf Butter kleffe.
Schih Haus, schih Haus!
Dußt e schih Jungfer 'raus,
Werd sich wohl bedenken,
Werd uns wohl was schenken,
Ein Schook, zwei Schook, hundert Gulden drinne.
Danke, danke, lieben Voite,
N' lieben Summer bring mer hotte,
N' Lud stak mer ei de Horden,
Doch mer reich und selig waarden.

Überhaupt spielen die Strohmänner in noch manchen andern Volksfesten eine große Rolle. So wird im leitmeriger Kreise hie und da am Faschingstage irgend ein Knabe, der sich gutwillig oder gezwungen dazu hergibt, von seinen Kameraden mit Stroh umwickelt, so daß er das Ansehen einer wohlbeleibten, plumpen Person erhält, dann mit der Maske eines Bären oder — in verschiedenen Gegenden verschieden — einer allegorischen oder mythologischen Per-

son bekleidet, und so von Haus zu Haus, oft sogar von Dorf zu Dorf herumgeführt, und mannichfache Possen und Schwänke mit ihm getrieben. Ein Geschenk an Geld oder Naturalien belohnt das junge Volk für diese dramatische Darstellung.

In einigen böhmischen Dörfern, und vor noch nicht gar langer Zeit selbst in der Hauptstadt, ward oder wird am Nachmittage des Faschingdienstages ein riesenhöher und mehr als verhältnißmäßig dicker Strohmännchen, mit Beinkleidern und Jacke von alter Sackleinwand angethan, mit Reifern, Bändern und dergleichen umkränzt und — in der einen seiner weit ausgestreckten Hände einen Krug, in der andern ein Glas — in der Stellung eines Reiters auf ein Bierfaß gesetzt. Das ist der König Bacchus. Die alten Männer, denen bereits ein guter Trunk mehr als ein Länzchen behagt, lagern sich um den wohlbeleibten Herrn oder vielmehr um dessen inhaltreiches Reitpferd und zechen lustig und guter Dinge so lange, als noch ein Tropfen in demselben sich befindet, selbst wenn dies bis spät in die Nacht dauern sollte. Dann verlassen sie, wenn das Behen noch in ihrer Macht steht, mit schwerer Zunge Faß und Bacchus und besuchen ihn erst wieder am Aschermittwoche Morgens, wo er noch in derselben heroischen Attitüde, wie am vorigen Abende, auf seinem geleerten Sitze residiert. Aber nicht lange soll seine Ruhe mehr währen, ein Feuerbrand wird geholt, Herr Bacchus von seinem Throne herunter geworfen, und bald ist nichts als ein Aschenhaufen von all' seiner Herrlichkeit übrig. Nun stürzen auch die Weiber — bisher müßige Zuschauerinnen — über diese Überreste, jede ergreift eine Handvoll dieser Asche und streut dieselbe hinaus in die Luft. So wird der Bacchus oder vielmehr der Fasching begraben. **J. Cluth.**

II.

Einiges aus dem früheren gerichtlichen Verfahren in Ungarn.

Wie bei den Kriegen Ungarns die Zusammenberufung der Nobiles unius sessionis und Jobbagen dadurch geschah, daß man ein blankes Schwert durch das ganze Land umher sandte: so geschah auch auf ähnliche Art, und geschieht in mehreren kleinern Märkten Ungarns jetzt noch die Vorladung vor Gericht durch Sendung des Gemeindefiegels in das Haus des Vorgeladenen, der dasselbe zurückzubringen verpflichtet ist. Im Gömörer Komitat hat sich sogar noch ein uralter Gebrauch bei Vorladungen erhalten. Jeder, der Ungarn bereiste, kennt die sogenannten Klády oder Blöcke (Stöcke), denen man den sehr passenden Namen Meditationshölzer gegeben. Sie bezeichnen in Ungarn immer die Wohnung des Richters, vor dessen Hausthor sie stehen, und der die Gewalt hat, Vergehen durch das Sperren der Füße und Hände in dieselben zu bestrafen. Zu dem Versperren dient ein großes Hängeschloß — es dient aber noch zu einem andern Zwecke, indem es nämlich dem Vorgeladenen übersandt wird, mit der Bedingung, es persönlich dem Gerichte wieder zu bringen. Thut er's nicht, dann wird er ohne Barmherzigkeit bei den Haaren aus seiner Wohnung vor das Haus des Richters geschleppt.

Auch die Vorladungen zum Sonntag geschahen sonst auf ähnliche Weise, d. h. nicht etwa durch bei Haaren Herbeiziehen, sondern durch Überschießen z. B. des Hobels bei Tischlern, der Scheere bei Schneidern, des Barbiermessers bei Bartschneidern u. s. w.

Mangelten bei einer Streitsache die Beweise, so mußten in Ungarn, wie in allen übrigen christlichen Reichen des Mittelalters Gottesurtheile oder Orda-lionen deren Stelle vertreten. Diese waren entweder für den Adel und für Nichtadel besondere, oder beiden Ständen gemeinschaftliche. Ein Vorrecht des Adels war der gerichtliche Zweikampf, der aber nicht immer persönlich, sondern meist durch bestellte Kämpfer ausgefochten, oder vielmehr ausgeprügelt wurde, denn wenn die Lanzen — wie meist geschah — den Streit nicht entschieden, so ward statt deren der sogenannte Fokós, auch unter dem Namen der bulgarischen Keule bekannt, ergriffen, und mit diesem Knüttel dem Gegner so lange derb zugesetzt, bis derselbe um Gnade flehte, oder, im Falle er etwas hartnäckiger Natur war, zerschmetterte und zerdroschen wurde.

Eine Art dieses gerichtlichen Zweikampfes ist das Stangenreiten, das in der Zips bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts üblich war. Es diente zur Beilegung von Ehrenstreitigkeiten. Unter obrigkeitlicher Autorität und in Gegenwart der Bürgerschaft erschienen die Gegner auf offenem Marktplatz zu Pferde, in Panzer und Helm, mit langen Stangen bewehrt. Sonst ging man dabei ganz, wie bei dem gewöhnlichen Lanzenbrechen, vor. Wer den Gegner mit den kräftigsten Stößen aus dem Sattel heben, vom Rosse stürzen oder aus dem Felde jagen konnte, hatte vor den Augen der ganzen Stadt gewonnen. Aber auch hier mußte manchmal der Fokós den Ausschlag geben.

Unadeliche wurden bei Privatstreitigkeiten, wo die Wahrheit nicht anders erhoben werden konnte, ad Pravam (von dem slavischen Worte Prawda, Wahrheit) geschickt, d. h. sie mußten die Feuer- oder Wasserprobe bestehen. Zu diesen Proben waren eigene Kirchen bestimmt, die vorzüglichste darunter war die Domkirche von Großwardein, nächst ihr die Domkirchen von Presburg und Reitra, die Probsteien von Altosfen und Arád. — Eine eigene, wenig bekannte Art der Feuerprobe war die Probe des wächsernen Hemdes. Es ward nämlich dem Beschuldigten ein mit Wachs eingelassenes Hemde angezogen, und so mußte er mehrmals durchs Feuer gehen. Litt er die Schmerzen, die das nach und nach heißer werdende Wachs ihm verursachte, ohne Jammern, so ward er von der Anklage freigesprochen.

Dem Adel und Nichtadel aber war der Beweis per conjuratos gestattet, doch nur in einigen wenigen Fällen, worunter Gränzberichtigungen am häufigsten vorkamen. Der Angeklagte mußte nämlich vor Gericht einen Schwur ablegen, vorher aber sich eine bestimmte Zahl Compagnons verschaffen, die für Geld oder Versprechungen sich bereit zeigten, vor Gericht zu beschwören, daß man ihm vollkommen glauben und vertrauen könne. Hierbei war übrigens nicht im mindesten nothwendig, daß diese Conjuratores wußten, worum es sich handle, genug wenn sie schworen, daß der andere wahr geschworen habe. Daher verdiente

auch dieser Schwur der *Conjuratores* mit Recht den Namen: *Juramentum credulitatis*. Doch war ein Umstand vorhanden, der die *Conjuratores* abhalten konnte, blindlings die Wahrhaftigkeit des Zeugenführers zu beschwören, nämlich der — daß, wenn nach der Hand befunden wurde, daß der Eid des Angeklagten falsch war, auch jener der Mitschwörer für falsch erklärt und sie demnach auch gleich dem Hauptschuldigen bestraft wurden.

Bald aber kam dieses Beweismittel bei Gränzstreitigkeiten ab, und es ward dafür eine Beeidigung ordentlicher Zeugen eingeführt. Diese mußten zu diesem Behufe die Gischmen ausziehen, den Hut ablegen, eine Scholle Erde auf den Scheitel ihres Hauptes legen, und nun beschwören, daß sie die wahren Gränzen angegeben hätten. Da ich gerade vom Eide spreche, so darf ich die Eidesformel nicht übergehen, welche im 17ten Jahrhunderte für die Zigeuner vorgeschrieben war, und die nicht bloß ziemlich schnurrig, sondern auch darum merkwürdig ist, weil darin von dem Diebstahle wie von einem Geschäfte gesprochen wird. Dieser Zigeunereid lautet:

»Wie Gott den König Pharao mitten im rothen Meere erkauft, so soll Er auch mich, wenn ich nicht die Wahrheit spreche, in die Eingeweide der Erde hinabstürzen, und ich soll verflucht seyn mein Uebelthun! Nie soll mir mehr ein Diebstahl oder ein anderes Geschäft glücken; beim ersten Handel soll mein Kopf zum Esel werden, und ich soll am Galgen verdorren unter Henkershand!«

Das Alter eines Menschen wurde in Ermangelung anderer Beweise durch dasselbe Mittel, wie gegenwärtig etwa ein entstandener Schade, erhoben, nämlich durch Abschätzung. Auf einige Jahre mehr oder weniger kam es dem Schätzer dabei nicht an.

Eines der gewöhnlichsten Beweismittel war die Tortur. Sie war nicht wesentlich verschieden von den in andern Ländern Europa's gebräuchlich gewesenen Martern, wohl eben so grausam, aber weniger raffiniert.

Die Tortur erinnert uns an die Strafen. Diese waren in Ungarn sehr verschieden, jeder König beinahe bestimmte andere, bald gelindere, bald strengere, nur auf einige wenige Verbrechen blieben durch längere Zeit gewisse Strafen fest bestimmt, mehr durch Herkommen, als durch Gesetz.

So wurden Ehebrecher verurtheilt, durch Pferde zerrissen, oder — in Städten — unter dem Galgen mit einem Pfahle durchstoßen und so lebendig begraben zu werden. Eine sehr wirksame Strafe auf dieses Vergehen kam im Anfange des 17ten Jahrhunderts im Gómörer Komitate in Schwung; es wurde beiden Ehebrechern die Nasenspitze abgeschnitten, und sie so aller Welt auf immer kenntlich gemacht.

Räuber wurden gespießt oder geviertheilt, auf andere Verbrechen ward Brandmarkung und Anhängen eines Schlosses an der Mund gesetzt; mindere Vergehen wurden mit dem Drilshäuschen bestraft, eine Strafe, die man noch jetzt zu Leutschau (in der Zipser) auf Krautdiebereien verhängt, und die auch in einigen Gegenden Deutschlands noch gang und gäbe ist. Es wird auf dem Marktplatze ein großer Käfig aufgehängt,

so daß man ihn drillen, d. h. herumdrehen kann. In diesen wird der Uebelthäter gesperrt, und von einer zahlreichen Straßenjugend umzingelt, welche nicht unterläßt, zu ihrem eigenen Ergötzen das Häuschen weidlich zu drillen, bis bei dem Sträfling Schwindel und die natürlichen Folgen des Schwindels eintreten, und der Strafe bald darauf ein Ende gesetzt wird.

Csáky Ferencz.

Die Thiere an den Ufern des Dronoko.

(Uebersetzt aus dem Englischen eines Officiers der Lanciers von Venezuela: „Geldzüge und Streifereien in den Staaten von Venezuela.“)

Die Ufer dieses Flusses oberhalb Angostura gewähren einen Anblick, der von jenem unterhalb dieser Stadt ganz verschieden ist; denn die Umgebung liegt an mehreren Orten höher und ist gar nicht bewaldet. So gewähren die Ufer die Ansicht wohl bewässerter Savannen, die einen ungeheuern Gesichtskreis darbieten und von zahllosen Heerden Vieh und wilder Pferde belebt sind. Wir sahen jeden Augenblick Kähne zwischen den kleinen, von Bäumen beschatteten und mit der prächtvollsten Vegetation geschmückten Inseln dahinfahren. Eine große Zahl dieser Inseln wird während der trockenen Jahreszeit von Heerden Dammhirsche besucht. Diese schwimmen vom Lande dahin, um sich des Schattens der Bäume und Gesträuche, die sie bekleiden, zu erfreuen, und wahrscheinlich auch, um den Pantheren und Jaguaren zu entfliehen, welche die Ufer aller Flüsse unsicher machen.

In diesem Theile des Dronoko hatten wir oft Gelegenheit, Wasserschlangen, von einer Insel zur andern schwimmend, zu sehen. Bisweilen geschah es, daß sie zum großen Schrecken der Passagiere über die Schiffe hinübergelitten, ohne jedoch irgend etwas Böses gegen diese zu versuchen. Diese Schlangen sind blaßgrün, und sechs bis acht Fuß lang. Beim Schwimmen ist ihr Körper immer etwa zum dritten Theile über das Wasser erhoben und sie gelangen äußerst schnell mittelst der wellenförmigen Bewegung ihres Schwanzes vorwärts. Die Schiffer sagten uns, daß sie sich hauptsächlich von Wasserratten und jungen Vögeln nährten. Nicht ohne Grund vermeiden es die Schiffsherren, unter den vom Ufer herrüberhängenden Bäumen zu segeln — sie fürchten, der Mast könnte einige dieser Schlangen von den Nestern abstreifen. Wir sahen sie oft schaaarenweise, wie sie, in den glänzendsten Farben spielend, sich auf den Gipfeln der Bäume sonnten. Unter ihnen war auch die Klapperschlange oder *Cascavel*, welche bei einer verhältnißmäßigen Dicke zum wenigsten acht Fuß Länge hat.

Wir waren so glücklich, uns von den Indianern Fische und Schildkröten zu verschaffen, und auf den meisten Sandbänken fanden wir im Ueberflusse Eier des *Taracay*. Diese Schildkrötenart legt ungefähr acht Eier in ein seichtes Loch, welches sie bei Nacht im Sande aushöhlt und so vollkommen mit ihren Pfoten zu verdecken weiß, daß man es unmöglich entdecken könnte, wenn nicht die Spur ihrer Füße im Sande eingedrückt bliebe. Ihre Eier sind rund und von der Dicke einer Billardkugel. Sie sind mit einer dicken,

pergamentähnlichen Haut bedeckt und enthalten einen trefflichen Dotter. Das Fleisch der im Dronoko aufgefundenen Schildkröte ist seines Geschmacks wegen vorzüglicher, als das jener, die man an der Westküste von Mexiko fängt, und die ihr ganz ähnlich sieht, bis auf den Umstand, daß ihr Kopf weit kleiner ist, und sie anstatt der Flossen Plattfüße hat.

Der Sand, der die Ufer dieses Flusses einsäumt, würde seiner Feinheit wegen eines der herrlichsten Lager gewähren, wäre man nicht auf demselben den immerwährenden Verfolgungen des *Zancudo* oder *Moskito* ausgesetzt. Während der Dauer der Nacht hört das Insekt nicht auf, euch zu peinigen, und bloß der Morgen kann seinen feindlichen Evolutionen ein Ziel setzen. Obwohl der *Zancudo* nicht viel größer ist, als die Mückenart, die wir *Schnacke* nennen, ist dagegen sein Stachel nichts desto weniger im Stande, Decken, Mäntel und Tücher jeder Gattung zu durchdringen und oft eine bedeutende Entzündung, ja sogar gefährliche Geschwüre zu verursachen. Selbst die Haut der Pferde und Rinder vermag er zu durchstechen, deren Blut er übrigens jenem der Menschen vorzuziehen scheint. Dieser wohlbekannten Vorliebe muß man wahrscheinlich den Gebrauch der Eingebornen zuschreiben, sich in Ställe, als jene Orte, an welchen sie noch am wenigsten den Angriffen dieses Insektes ausgesetzt sind, schlafen zu legen. Was uns anbelangt, so geschah es uns oft, daß wir, um diese Stiche zu vermeiden, uns rings um die mit grünem Holze angemachten Feuer der Schiffer lagerten, aber es ist gewiß, daß dieses Gegenmittel keinen großen Vorzug vor dem Uebel, das wir vermeiden wollten, verdient. Die Eingebornen geben noch ein anderes Mittel an, den Stichen des *Zancudo* zu entgehen, und dies Mittel besteht ganz einfach darin, daß man in aller Stille sich etwa 50 Klafter weit von der Gesellschaft entfernt und daselbst sich niederlegt. Gewiß ist es, daß dieses Auskunftsmittel beinahe nie täuscht, aber wenige Personen dürften versucht werden, von demselben bei den am Ufer des Dronoko aufgeschlagenen *Bivouacs* Gebrauch zu machen; — denn so vereinigt wäret Ihr bald dem Besuche eines Panthers oder jenem nicht weniger unheilvollen eines Alligators oder einer Klapperschlange ausgesetzt. Wir sagten, daß mit Tagesanbruch der *Zancudo* sich zurückziehe; wir fügen nur noch hinzu, daß sein Rückzug gleichsam das Signal zur Erscheinung einer andern Mücke von geringerer Größe sei, welche Euch den ganzen Tag hindurch nicht einen Augenblick Ruhe läßt. Jeder ihrer Stiche hinterläßt einen kleinen Flecken, der lange Zeit sichtbar bleibt und oft eine Entzündung und Geschwulst an Händen und Knöcheln zur Folge hat — Theilen, an welche diese Mücke sich am liebsten macht.

Wir dürfen nicht unterlassen, zur Zahl dieser unbequemen Insekten des Landes — welche die Eingebornen unter der energischen Benennung: »*Plaga*« begreifen — auch die *Nigua* zu rechnen, die in der Provinz *Honduras* und auf den westindischen Inseln *Chegoe* genannt wird. Dst kleiner als ein Floh, schleicht sie sich leicht, und ohne bemerkt zu werden, zwischen die Oberhaut und das Fleisch. Gewöhnlich greift sie die Fußzehen und Fußsohlen an, aber bisweilen nistet sie sich auch in andere Theile des Körpers, ja sogar in

die Augenslieder ein. So klein sie aber auch war, sie wird erbsengroß, wenn sie mit Eiern beschwert ist. Dann ziehe man sie ja heraus, wenn es möglich ist, ohne das dünne Häutchen, welches den Eierstock umschließt, zu zerreißen. Zieht man das Insekt aus seinem Versteck heraus, und läßt seine Eier in demselben, so wird das von ihm verursachte Uebel nicht gehörig behandelt, dann folgt gewöhnlich das Absterben und der Verlust des Gliedes, in welchem es sich verborgen gehalten hatte. Man hat sogar bereits in dergleichen Fällen den Tod eintreten sehen. In den *Maiereien*, wo die *Ureinwohner* beständig junge Kälber angebunden halten, richtet dies Insekt große Verheerungen unter ihnen an; schaaarenweise dringt es in ihre Nasenlöcher und dann ist's unmöglich, sie herauszubekommen, selbst wenn man zum Tabaksaft und zur Tabaksasche — die beide in gewöhnlichen Fällen als wirksame Mittel betrachtet werden — seine Zuflucht nimmt. So angegriffen, sterben die Kälber eines langsamen Todes, denn selten haben die Pächter so viel Mitleid, sie — wenn sie selbe in solchem Zustande finden — zu tödten. Als Ursache geben sie an, daß die Anwesenheit des Kalbes in der *Maierei* dazu nothwendig sei, um sich der Rückkehr der wilden Kuh von den Savannen zu versichern.

Der *Garrapata* oder die Zecke, weit kleiner, als die so eben genannten Insekten, hält sich in Gebüsch verborgen und schwingt sich von hier aus im Augenblicke des Ausschiffens zu Tausenden auf die Kleider der Reisenden. Sie hängt sich an die Haut, so daß man sie gar nicht bemerkt, und vergräbt ihren Kopf ins Fleisch. Sichtbar geworden — wenn sie die Größe einer kleinen Erbse erreicht hat — läßt sie eher ihren Körper zerreißen, als daß sie von der Beute ließe. Der Stich, den der *Garrapata* macht, verursacht eine sehr lästige Eiterung. Die Angabe ist gar nicht übertrieben, daß ein Viertel der Pferde auf den *Klanos* ihre Dhren durch sie verlieren.

Unter den zahlreichen Arzneipflanzen, welche an den Ufern des Dronoko wachsen, findet man auch eine, welche dem *Bejugo* sehr ähnlich sieht, und welche, zu guter Zeit angewandt, den traurigen Folgen des Bisses giftiger Schlangen jeder Art zuvorkommt. Diese Pflanze scheint sogar diese Reptilien entweder der Macht oder des Willens, von ihren Zähnen Gebrauch zu machen, zu berauben. Man stößt einige Blätter und Stängel dieser Pflanze, bildet hieraus Umschläge und legt diese dann an die beiden Arme, nachdem man zuvor die Haut über dem Elbogen geschöpft hat. Diese Art Inokulation wird nach festgesetzten Zwischenräumen wiederholt. Man trinkt auch bisweilen den Absud dieser Pflanze, welche man in Wasser aufkochen läßt. Mehrere Soldaten von der Division des Generals *Zedeno* hatten diese Behandlungsart befolgt, und rühmten deren wunderbaren Erfolg. Voll Vertrauen auf die Untrüglichkeit ihres Receptes fürchteten sie nicht, ein Nachlager in verlassenem Hütten zu suchen, wo wir nicht einzutreten wagten, wegen der Schlangen, die man an diesen Orten gewöhnlich antrifft. Wir sahen es selbst, wie diese Menschen Schlangen in ihren Händen herbeitrugen, ohne von ihnen gestochen zu werden. Da wir längere Zeit mit diesen Soldaten marschirten, so waren

wir gewiß, daß sie die Schlangen nicht etwa, in der Absicht, uns zu täuschen, verborgen gehalten hätten. Auch hatten sie übrigens gar keine Ursache, uns betrügen zu wollen, da sie von uns für ihre Geschicklichkeit im Vertilgen dieser Gewürme keine Belohnung erwarteten.

Der Tremblador oder Zitteraal wird im Dronoko und den benachbarten Flüssen und Sümpfen häufig angetroffen. Er ist ungefähr 4 bis 5 Fuß lang, und im Verhältnis zu seiner Länge dicker als der gewöhnliche Aal. Seine Farbe ist smaragdgrün und seine Haut ist vom Kopfe bis zum Schweife mit gelben Flecken bestreut. Hat man ihn gefangen, so bekommt der, welcher ihn berührt, einen solchen Stoß, daß er ihn weder halten, noch den Fuß auf ihn stellen kann. In dessen, nachdem er sich einigemal entladen hat, wird diese elektrische Kraft nach und nach schwächer, bis das Thier sie ganz verliert, und in einen Zustand von Schläftheit verfällt; doch braucht es bloß einige Stunden der Ruhe, um seine Kraft wieder zu erlangen. Ist der Zitterfisch im Wasser, so kann er eine Erschütterung hervorbringen, die jener von einer elektrischen Batterie ganz gleich ist; man sah ihn auch große Fische betäuben und kleine Fische tödten, selbst dann, wenn sie in einer Kugelflasche eingeschlossen waren. Der durch den Zitteraal verursachte elektrische Stoß ist übrigens ein Akt der Willkür dieses Fisches, denn man fühlt ihn nicht immer im Augenblicke des Ergreifens. Ubrigens bemerkt man an dem Einschrumpfen der Haut und an der Veränderung seiner Farbe es immer voraus, wann eine Erschütterung Statt finden werde.

Das Manati findet man nicht bloß an den Ufern des Dronoko, man trifft es auch an jenen des Apure und des Arauco. Die Indianer tödten es wegen des Deles, welches man aus ihm gewinnt, und seine Haut, die zum wenigsten eine Dicke von einem halben Zoll hat, dient ihnen zur Verfertigung der Peitschen und der Lazos oder Wurfschlingen, mit welchen sie wilde Thiere einfangen. Es nährt sich von Wasserpflanzen, besucht während der Regenzeit die dann überschwemmten Savannen und weidet inmitten der hohen Kräuter, welche in dieser Jahreszeit wuchernd wachsen.

An den Ufern des Dronoko und der in ihn sich ergießenden Ströme trifft man zahllose Schaaren von Vögeln, die sehr dem europäischen Fasan gleichen. Sie waren so wenig gewohnt, sich in ihrer Einsamkeit gestört zu sehen, daß sie, in ihren plumpen Nestern lagernd, gar keine Furcht bei unserm Herannahen zeigten. Diese Vögel hatten die Gewohnheit, an den Dronoten, wo wir anschliffen, sich in zahlreichen Haufen zu sammeln, und hier lieferten sie vor unsern Augen einander blutige Kämpfe, welche nichts Geringeres, als den Besitz irgend eines guten Eßartikels zum Zwecke hatten. Ihr Fleisch ist eben so hart und eben so ranzig, wie jenes vom Pfau, aber ihr Gefieder ist noch glänzender. Jene Vögel, welche die Eingebornen mit dem Namen Buytres nennen, sind so ziemlich dem Truthahn ähnlich, obwohl im Allgemeinen kleiner; aber der Paari ist der wahrhafte wilde Truthahn und hat, wie dieser, einen trefflichen Geschmack.

Nachdem wir die Caballari erreicht hatten, mußten wir uns ganz auf die Ruderstange und die Pferde-

leine verlassen; zuweilen kamen wir in diesen Untiefen mit Hilfe der Stangen vorwärts, denn vom Winde waren wir keineswegs begünstigt. So war es auch, als wir in den Arauco einfuhren, und kurz darauf schifften wir bei dem Dorfe Caüjaval aus, äußerst damit zufrieden, fortan nur zu Lande zu reisen, denn die Schifffahrt in diesen kleinen Flüssen ist äußerst unangenehm.

In diesen entlegenen Flüssen scheint es dem Alligator am meisten zu behagen, nach der großen Zahl, die man in denselben findet, zu urtheilen. Dies Thier gelangt daselbst zu einem ansehnlichen Umfange. Wir hatten mehrmal Gelegenheit, seine Gestalt und seine Gewohnheiten zu beobachten. Der Alligator, von den Indianern Caiman genannt, ist nicht im mindesten mit der Gelenkigkeit begabt, die man ihm allgemein zugeschrieben hat. Selbst im Wasser, wo er nach seiner Körperbildung weit fähiger scheint, seine Angriffsmittel zu entwickeln, sind seine Bewegungen nicht weniger als ungestüm und rasch. Seiner Beute bemächtigt er sich gewöhnlich durch Uiberrumpelung. Am Lande ist er sehr linksch und verlegen, und es ist augenscheinlich, daß er kein Thier, welches es auch sei, mit Glück verfolgen würde. Man trifft ihn nie in großer Entfernung von dem Flusse oder dem Sumpfe, welchen er besucht; und wenn letztere durch die außerordentliche Hitze, welche in den tropischen Ländern herrscht, ausgetrocknet sind, bleibt er lieber in seinem Kothle, in einem Zustande von Erstarrung, stecken, als daß er in der Ferne einen Fluß suchen möchte. Die Anstrengung, welche der Caiman macht, wenn er, sei es, um seine Eier am Sande abzulegen, oder um sich an der Sonne zu wärmen, das Wasser verläßt, scheint ihm sehr viel Überwindung zu kosten.

In Bezug auf seine Dicke und seine Bildung scheinen die Füße nicht kräftig genug, das Gewicht seines Körpers zu tragen; auch hat er gar nichts von jener Behendigkeit, welche das Geschlecht der Eidechsen charakterisirt. Obwohl er ein Amphibium ist, scheint doch das Wasser sein natürliches Element zu seyn, denn darin verbringt er den größten Theil seiner Zeit und zieht sich bei dem ersten Lärm dahin zurück. Oft sieht man ihn schlafend auf dem Wasser einher schwimmen, ein Umstand, den man leicht zugeben wird, wenn man bedenkt, daß er während seines Schlafes wegen der Krümmung seines Kopfes fortathmen kann, und daß auch seine Nasenlöcher und Augen über dem Wasser bleiben, während alle übrigen Theile des Körpers sich unter demselben befinden. Man irrt, wenn man glaubt, daß die Caimans, um ihren Raub zu fressen, erst ans Ufer müssen; hiezu ist es genug, wenn sie nur ihren Kopf übers Wasser heben, und wir sahen mehr als einmal tüchtige Alligatoren, die, den Fluß hinabschwimmend, in Gemeinschaft ein Pferd verschlangen. Die Gewalt, mit welcher sie ganze Gliedmassen abreißen, und der Lärm, den ihre Zähne machten, wenn sie ihre entsetzlichen Kinnbacken schlossen, um in dem Geschäfte des Kauens fortzufahren, brachten eine schauerhafte Wirkung hervor. Befindet sich der Caiman am Lande, und es entsteht das geringste Geräusch: scheint er alsbald von Schrecken ergriffen, und flieht nach dem

Flusse, aber so plump und schwerfällig, als nur möglich. Dann ist er eben so unfähig zum Angriff, als zur Vertheidigung, und nichts ist dann leichter, als ihn mit einer Lanze zu tödten. Doch ist es gefährlich, sich zwischen ihn und das Wasser zu stellen, weil schon die Wucht dieses Thieres allein hinreicht, jeden umzuwerfen, der es unternehmen wollte, ihm den Rückzug abzuschneiden.

Der Caiman legt ungefähr 30 bis 40 Eier von oblonger Gestalt, 6 Zoll lang und mit einer sehr harten Schale bedeckt. Die Indianer an den Flüssen suchen diese Eier mit Eifer zur Nahrung, und wenn unsre Borräthe etwas spärlich waren, aßen wir selbst bisweilen davon, trotz ihres widerlichen Moschusgeruches.

Raum hat der junge Caiman seine Schale durchbrochen, so gibt er auch schon Zeichen seiner natürlichen Wildheit, indem er in alle Gegenstände beißt, die man ihm vorhält. Selbst wenn man ihm einen Stock hinreichend, faßt er ihn heftig, und läßt sich eher an ihm emporheben, als daß er ihn loslasse. Man hat oft gesehen, wie junge Caimans sich im Wasser auf den Rücken schon vollkommen Ausgewachsener setzten; aber wir haben keinen Grund, zu glauben, was einige Reisende vorbringen, daß sie dieses in der Absicht thun, um sich unter den Schutz jener Ausgewachsenen zu begeben. Sie folgen hiermit nur einem ganz maschinenmäßigen Instincte, der sie antreibt, einen Ruheort zu suchen; man sieht sie ja eben so auf große Stücke Holz, oder auf Baumäste, die im Wasser heruntreiben, steigen. Nichts gibt einen bessern Aufschluß über das Mährchen, daß der Caiman seine neugeborenen Jungen auf seinem Rücken in den Fluß trage. Es ist erwiesen, daß alle Thiere, welche ihre Eier in den Sand legen, sich späterhin nicht mehr mit ihnen befassen.

Der Caiman ist besonders dann zu fürchten, wenn er schon einmal Menschenfleisch gekostet hat; gleich als wenn andern Raubthieren trozt er dann allen Gefahren, um sich diese Nahrung, die er jeder anderen vorzieht, zu verschaffen. Dann wird man ihn unermüdet den Babenden aufpassen sehen, oder den Bleicherinnen, die dort den ganzen Tag beschäftigt sind; leise wird er sich von der Strömung gegen sie hinabführen lassen, von Zeit zu Zeit die Augen und die Nase über das Wasser erhebend, um sich zu versichern, ob er sie bereits angreifen könne. Glück es ihm, sich zu nähern, ohne bemerkt zu werden, so gibt er dem Opfer, das er gewählt hat, einen heftigen ungestümen Schlag mit dem Schwanz, der dieses ins Wasser stürzt, so daß es eine leichte Beute der gefräßigen Bestie wird. Dennoch sind schon einige Menschen dem Caiman entkommen, indem sie Geistesgegenwart genug hatten, ihm heftige Stöße in die Augen zu geben, ein untrügliches Mittel, ihn zur Loslassung seiner Beute zu zwingen. Es versteht sich von selbst, daß man sich bei dieser Gelegenheit eines harten und scharfen Werkzeuges bedienen müsse und daß es das Non plus ultra der Unflughheit wäre, sich bei dieser verzweifelten Handlung auf seine Finger verlassen zu wollen. Doch versichert man, daß ein junges indianisches Mädchen nur diesem schwachen Vertheidigungsmittel, das ihr die Natur gegeben, ihre Rettung verdankte. — Muß ein Indianer über einen Fluß setzen, der im Rufe steht, häufig von

einem gefährlichen Alligator besucht zu werden, so bewaffnet er sich stets mit einem tüchtigen, etwa 18 Zoll langen Stocke, dessen beide Enden er scharf macht. Wird er angegriffen, so schiebt er den Stock geschickt in das offene Maul des Caimans, der in seiner ungeduldrigen Gier, sein Opfer zu verschlingen, sich die scharfen Enden des rettenden Stockes in seine beiden Kinnbacken einstößt. Dann steht dem Indianer die Wahl frei, ob er seinen wilden Widersacher tödten, oder sich von ihm über den Fluß setzen lassen wolle.

Die Planeros oder Bewohner jener Ebenen, welche an die von diesen Thieren wimmelnden Ströme gränzen, vergnügen sich häufig damit, daß sie den Caiman mit einem aus der dicken Haut eines Stieres verfertigten Lazo fangen. Diesen Knoten werfen sie mit bemerkenswerther Geschicklichkeit dem Caiman über den Kopf, wenn er sich dem Ufer des Flusses nähert, und ziehen ihn dann ans Land. Es bedarf nichts weniger als der vereinten Kräfte von 10 bis 15 Männern, um den Caiman aus dem Flusse zu reißen. Die Wuth dieses Thieres, wenn es sich gefangen sieht, ist entsetzlich, aber nachdem es mit einigen heftigen Anstrengungen sich loszureißen versucht hat, bleibt es vollkommen unbeweglich und begnügt sich damit, den Rachen offen zu halten, zum Zeichen, daß es immer zum Angriffe bereit ist. Die Eingebornen werfen ihm dann Köpfe und Hinterviertel von Stieren zu, und wahrhaft schauerhaft ist die Leichtigkeit, mit welcher seine ungeheuern Zähne dieselben zermalmen.

Obwohl es sehr gefährlich ist, in die Schlagweite seines Schweifes zu kommen, stehen dennoch die Creolen, im Vertrauen auf ihre Gelenkigkeit, nicht an, auf seinen Rücken zu springen und auf demselben zu bleiben. Haben sie endlich die ohnmächtige Nachgiebigkeit ihres Feindes ermüdet, so schlagen sie ihn mit Lanzen unter den Bauch, den einzigen verwundbaren Theil seines Körpers, denn bekanntlich ist der übrige Theil durch eine Art Schuppenpanzer geschützt, der selbst für eine Flintenkugel, wenn sie ihn in schräger Richtung trifft, un durchbringlich ist.

Während Morillo's Feldzug in Apure gingen drei Militairs von dem Patriotentheere, unter deren Zahl auch ich mich befand, aus dem Lager des Obristen Rangel in Congrial mit Depeschen in das Hauptquartier des Paéz und nach Cana Fistola. Am Ufer eines kleinen Armes der Lagune von Cunavicht angekommen, konnten wir uns keine Canots verschaffen. Wir entschlossen uns also, zu Pferde hinüber zu setzen, und legten uns, wie es dort gebräuchlich, den Sattel über den Kopf. Meine zwei Kameraden, Namens Samarra, waren Brüder und beide von Barinas gebürtig. Der eine von ihnen, Lieutenant unter den Lanciers des Paéz, stieg erst in das Wasser, als wir eben unsern Durchmarsch vollbracht hatten. Kaum war er in der Mitte des einen Lagunenarmes, als wir einen großen Caiman — von dem wir wußten, daß er diese Stelle beunruhige — von den Leuchterbäumen sich herabstürzen sahen. Wir benachrichtigten sogleich unsern Freund von der Gefahr, die er lief, aber es war schon zu spät, als daß er noch ans Umkehren hätte denken können. Als der Alligator nahe genug an unserm Gefährten war, um ihn zu er-

fassen, warf dieser den Sattel seines Pferdes ihm zu. Das gefräßige Ungethüm nahm ihn in seinen ungeheuern Rachen und verschwand für einige Augenblicke. Doch bald entdeckte es seinen Irrthum, und stellte sich dem Pferde gerade gegenüber. Dieses bäumte sich erschrocken, und warf seinen Reiter ab; unterdeß hatte der arme Gamarra, ein trefflicher Schwimmer, das Ufer, an dem wir hielten, beinahe erreicht, aber, genöthigt, den Kopf des Athmens wegen zu erheben, ward er in der Mitte seines Körpers von dem Caiman, der ihm ganz nahe folgte, gepackt. Bald sahen wir die schreckliche Bestie eine Sandbank gewinnen, wo sie den Leichnam unsers unglücklichen Kameraden niederlegte und auffraß.

J. Cluth.

Sans-souci auf der Insel Haiti.

(Mit einem Stahlstich.)

Die neueste Zeit brachte uns mehre Werke über den höchst interessanten Negerstaat Haiti, aus welchen wir eine Monographie desselben zusammengestellt haben. Mangel an Raum nöthigt uns, diesen Aufsatz erst in der nächsten Lieferung mitzutheilen. Indessen bieten wir unsern Lesern als Erläuterung des beiliegenden Stahlstiches die Beschreibung von Sans-souci, dem ehemaligen Lustschlosse des Negerkönigs Christoph oder Henri I.

Es liegt in der Nähe der Stadt Cap Haitien. Die Umgegend ist so bezaubernd schön, daß sie nur der Garten Haiti's genannt wird. Deswegen, und weil an diesen Punkt so interessante historische Erinnerungen geknüpft sind, wählten wir ihn zum Gegenstand der artistischen Beilage. Der Weg nach Sans-souci ist äußerst reizend. Bald verschranken sich die Baumgipfel zu dichten grünen Gewölben, bald eröffnen sie sich zu herrlichen Durchsichten auf ferne Plantagen oder weite Zuckerkelder, die im saftigen Grün prangen. Man denkt in einem großen Park zu wandeln, bis man, aus dem dichten Gebüsch hervortretend, Sans-souci vor sich sieht. Das Schloß macht in diesem an schönen Gebäuden so armen Lande einen imposanten Eindruck. Im Hintergrunde erheben sich dicht bewaldet die hohen und steilen Gebirge, auf welchen in der Ferne das Fort Henri ruht. Sie schützen Sans-souci vor der tropischen Sonne und hüllen es in schattiges Dunkel. Nach der Capstadt zu öffnet sich eine malerische Aussicht. Schon eine Viertelstunde vor Sans-souci ist die Straße mit hohen Alleen von Mango- und Brodbäumen besetzt, und üppige Pflanzungen von Bananen schließen sie ein. Das prächtige Schloß, ganz in europäischem Geschmacke erbaut, steht auf einer kleinen Anhöhe, die sich mitten im Thale erhebt, und eine weite Ubersicht gewährt. Das Schloß ist zwei Stockwerke hoch, und hat mehre zu Magazinen, Kanzleien u. s. w. bestimmte Nebengebäude. Am Fuße des Berges liegt die Kapelle, das kleine, mit einem Kuppeldache und Kreuze versehene Gebäude auf unserm Bilde. Ein großer Thorweg und ein eisernes Gitter schließen den äußern Hof des Schlosses ein. Die außen angebrachte große Haupttreppe führt in die erste Etage des Schlosses, an

ihr ist eine große hölzerne, schwarz angestrichene Sonne angebracht, mit der Inschrift: je vois tout, et tout voit par moi dans l'univers (ich sehe Alles, und Alles sieht durch mich im Weltall). Die Haupttreppe rechts führt auf einen höher liegenden, schön geebneten Platz, von einem üppigen Baume beschattet, unter dessen Ästen Christoph auf seinem Throne von Mahagoni den größten Theil des Tages verweilte und arbeitete, selbst Audienzen gab. Morgens und Abends ertönte da Janitscharenmusik. Im Erdgeschoße waren rechts Druckereien, links Gefängnisse. Der erste Stock enthielt viele, auf europäische Art reich decorirte Säle. Die Meubel waren aus Mahagoni, die Fenster mit Seidenvorhängen, die Fußböden polirt. Hier waren fast auf der ganzen Insel die einzigen Glasfenster, selbst mit Glasmalerei. Als besondere Verzierung waren überall große bronzene vergoldete Kronen angebracht. Das zweite Stockwerk enthielt Christophs Schlaf- und Badezimmer. Aus letzterem führte eine Thür auf eine kleine Terrasse, wo man die entzückendste Aussicht genießt. Im Vorhofe war der Audienzsaal, an dessen Ende eine große, aus Mahagoni gearbeitete und mit künstlichem Schnitzwerke versehene Königskrone hing; auch der Thron war sehr kostbar. In den Magazinen standen vier geschmackvolle und mit fürstlicher Pracht gearbeitete Wagen, die auf beiden Seiten das haitische Wappen, und auf jedem Riemchen eine Königskrone trugen. Ungeheure Vorräthe und Kriegsbedürfnisse lagen hier aufgehäuft. Als das Heer, Christophs Grausamkeit müde, aufstand und gegen Sans-souci losbrückte, ergriff er eine Pistole und erschoss sich in Verzweiflung. Das erbitterte Volk fiel über das Schloß her und vernichtete die ganze kostbare Einrichtung, so daß von der ehemaligen Pracht keine Spur mehr da ist. Nur die Kapelle entging der allgemeinen Verwüstung. Sie ist sehr elegant, und hat drei reiche, artig verzierte Altäre. Auf dem Hauptaltare ist ein braunes Marienbild; der Plafond ist schön gemalt, der Fußboden von geschliffenen Steinen. — Die um das Schloß liegende Stadt (Denn mit dieser Benennung ist man auf Haiti sehr freigebig) hat ungefähr 160 Häuser, deren größter Theil nur aus einem hölzernen Erdgeschoße besteht, mit 500 Einwohnern. Die Häuser, welche ehemals die schwarze Noblesse bewohnte, wenn der Hof in Sans-souci sich aufhielt, sind etwas besser gebaut und haben wenigstens gemauerte Wände. Der Ort hat breite ungepflasterte Straßen, die sich rechtwinklig durchschneiden. Kaum 500 Schritte von den Gebäuden wuchert schon überall die kräftigste Vegetation auf. Underthalb Stunden von Sans-souci liegt auf dem 2700 Fuß hohen Gipfel des Gebirges die ehemalige Citadelle Henri, jetzt la Ferrière, welche links auf unserm Bilde sichtbar wird. Ihre außerordentlich dicken Mauern sind mit 365 Kanonen besetzt. An Wasser fehlt es dieser Festung, welche immer auf 3 Jahre mit Proviant versehen ist, auch nicht. Der Weg hinauf ist sehr steil und mußte an einigen Stellen in Escarpen angelegt werden, bei jeder Wendung ist ein Platz zum Ausruhen für das Pferd; den letzten Theil kann man nur zu Fuße erklimmen. Die Festung muß unüberwindlich seyn, denn auf der Rückseite ist einer der wildesten Abgründe. Mit welchen ungeheuren Kosten und Anstren-

gungen diese Feste erbaut sei, kann man daraus er-messen, daß alle Baumaterialien und das ganze schwere Geschütz auf dem Rücken der Neger hinaufgeschafft werden mußte. Kaum war der Bau beendet, die Pulvervorräthe und Christophs Schatz, über 16 Millionen Gulden, hineingebracht, so schlug der Bliß ein, und das ganze Fort mit der Besatzung und dem Kommandanten, Christophs Schwager, Prinzen Noël, flog in die Luft. Bei der Wiederaufbauung hat man Blisableiter gesetzt.

B. Gutt.

Die Minneprobe.

(Eine Tyroler Volkslage.)

Wenn die Nacht mit ihrem dunkeln Mantel die Erde verhüllt und das Heer der Sterne schweigend am Himmel steht, begibt sich der Mensch in seine Wohnung und stärkt sich durch wohlthätigen Schlaf zur kommenden Arbeit. Aber die Geister entschweben ihren Gräbern und beginnen ihre nächtliche Wanderung. Die Sage einer jeden Gegend nennt uns solche durch Gespenster und Kobolde verrufene Orte, deren böser Ruf sich von Mund zu Mund fortpflanzt. So ist auch von der Burg Maretsch bei Bosen bekannt, daß es auf ihr nicht geheuer sei. Wenn der Landmann Abends nach Hause kehrt, wendet er ängstlich seinen Blick von dem Gemäuer; der keckste Bursche, die flinkste Melkerin haben ihre Arbeiten sorglich früher vollendet, um das Haus in der Dämmerung nicht mehr verlassen zu müssen. Denn wer weiß, ob nicht der Geist von Maretsch in Lichtgestalt am Thurme der Burg steht.

Ueberirdisch zart und doch herzerreißend tönt sein Wimmern, seine Klage durch die Nacht. Den verspäteten Wanderer, der an der Burg vorbei muß, erfast es mit schauerlicher Gewalt, vergebens eilt er zitternd fort, jene Klänge folgen ihm im Dhye mit ewig neuer Schmerzengewalt. Kunigunde ist's, die nach Botschaft von ihrem Theobald späht. Jedes Jahr einmal erscheint sie am Thurme, und harret vergeblich und klagt.

Kunigunde war die einzige Tochter des Ritters von Maretsch, der als ein edler, wackerer Mann in der ganzen Gegend geehrt und geliebt war. Er war der Vater seiner Unterthanen, er half und schützte, wo er immer Anlaß fand. Wenn aber Kunigunde hold und lieblich wie ein Engel in die Hütten der Armuth herabstieg, wenn sie die Kranken mit Gold und Speise erfreute, da perlten die Thränen, da neigten sich frohe Herzen, die Kinder küßten ihre Kleider, die runzligen Alten segneten die holde Trösterin.

Wie konnten solche Herzensvorzüge unbekannt bleiben? Der junge Adel der benachbarten Ritterbesten sprach fast täglich auf der Burg ein, jeder wappenfähige Jüngling der Umgegend bemühte sich, das Herz des reizenden Fräuleins von Maretsch zu gewinnen. Auf den Turnieren erglänzte ihr Name, Bankette und Feste wurden ihr zu Ehren angestellt. Doch vergebens waren die Hoffnungen, die so manches stolze Herz auf diese Bemühungen baute. Kunigunde hatte bereits Den gewählt, der ihr Herz ganz besitzen sollte. Dieser Glückliche war Theobald von Treuenstein. Er war ein feuriger, schöner Jüngling von schlankem Wuchse

mit blonden Locken und blauen Augen, wie sie unsere deutschen Väter hatten. Er hatte den Ritterschlag noch nicht erhalten, obwohl er aller ritterlichen Künste Meister war. So harrete er denn mit unruhiger Sehnsucht auf eine Gelegenheit, sich Ruhm und Sporn zu verdienen, und selbst in der Seligkeit seiner Liebe störte ihn zuweilen der Wunsch nach Kampf und Ehre. Oft wenn Kunigunde, ihr Vater und Er traulich beisammen saßen und sich die friedliche Seligkeit ihrer Zukunft ausmalten, sprang er auf und schwor, eine Gelegenheit zu finden, sich ihrer im Kampfe werth zu zeigen.

Plötzlich erscholl im Lande die Kunde von dem Kreuzheer, das sich unter Kaiser Friedrich dem Rothbart sammelte, um das heilige Land den Heiden zu entreißen. Alle Burgen geriethen in Bewegung, überall rüsteten sich fromme Streiter. Da sprengte eines Tages Theobald auf den Burghof von Maretsch, sein Ross schäumte unter stählernem Schmucke. Er war gepanzert und mit dem Schlachtschwert umgürtet, seine Feldbinde und die Federn auf dem spiegelnden Helm waren grün, die Turnierfarbe Kunigundens. — Im Rittersaal traf er den alten Burgherrn mit seiner Tochter beim Morgenimbis. Sie fuhrn beide von ihren Sitzen auf, fast erschrocken über einen Besuch zu so früher Zeit in ungewöhnlicher Rüstung. »Gott zum Grube!« sprach der Jüngling, und Wehmuth und Freude wechselten auf dem blühenden Antlitze.

»Woher so früh und gepanzert?« sprach der Alte. »Ihr wißt, daß der deutsche Kaiser mit dem Kreuzheer ins Heidenland zieht,« erwiderte Theobald. »Könnte ich eine bessere Gelegenheit hoffen, Ritter zu werden? — Lange war es mein Verlangen, mich Kunigundens durch Thaten werth zu zeigen. Gott und die Liebe werden mich führen und mir Kraft zum Gefährlichsten geben.« Hierauf wandte er sich zur bleichen Kunigunde und sagte: »O du mein höchstes Glück! Ich weiß, daß du mich liebst, wie ich dich liebe, und daß du mir treu seyn wirst; denn du hast manchen wackern Mann um mich zurückgewiesen, manch bessern, manch schönern. Ich aber will dir auch treu seyn und ich will dich ewig lieben, und Nichts soll uns auf der Erde trennen. Das schwöre ich und zum Zeichen dessen nimm dies Kleinod.« — Er zog eine goldene Kette vom Panzer und gab sie ihr. Kunigunde aber stand noch wie versteinert; sie hatte eine so schnelle Trennung nicht erwartet und traute noch jetzt selbst kaum. Mechanisch ergriff sie die Kette und legte sie auf den Tisch, während Theobald ihre andere Hand an Panzer und Lippen drückte.

»Gebt ihr den Abschiedskuß,« sagte der Alte, sich zusammennehmend, »seid wacker, und wenn ihr zurückkehrt, ist sie euer.« — Der Junker drückte einen heißen Kuß auf die Lippen der weinenden Braut, schüttelte die Hand ihres edlen Vaters, und eilte dann mit bewegtem Herzen seiner Burg zu. Hätte er sich umgesehen, er hätte Kunigunden noch lange am Fenster gesehen, dem Fluge seines Pferdes mit dem Blicke folgend. Er aber wollte nicht weich werden, und that es nicht. Kunigunde, als sie die Stimme des Vaters aus ihren Träumen weckte, eilte auf ihr Zimmer und verschloß sich mit ihrem Gram.

Theobald stieß zu dem haufen Tyroler Ritter, die

sich dem Kaiser anschloßen. Die Heere vereinigten sich endlich und die tapfern Kreuzritter verließen die Erde der Heimath. So hatte das Gerücht durch alle Länder erzählt. — Aber viele Monden waren seitdem verfloßen und Kunigunde harrete vergeblich auf eine Nachricht von Theobald. Es kehrte bald hier, bald dort ein Ritter Ruhm und Wundenbedeckt aus dem heiligen Lande heim. Die Burgen der Nachbarschaft ertönten von Jubel und Festen über die Rückkunft der langersehnten Herren, aber die Beste Maresch glich noch einem Kloster. Täglich spähte Kunigunde vom frühen Morgen auf der Warte, ob kein Bothe von dem Ersehnten sich zeige. So oft ein Ritter aus der Fremde kam, sandte ihr Vater zu ihm, um nach Theobald zu forschen, doch keiner wußte von ihm zu sagen. Da ward Kunigunden bang und bänger und ihre Thränen hörten nicht mehr auf zu fließen. Tagelang saß sie mit bleichen Wangen und bewegungslos auf ihrem Gemache, und träumte vor sich hin.

Eines Abends aber meldete der Thorwart einen Pilger, der ein geheimes Gespräch mit dem Fräulein verlangte. Kunigunde beschied ihn auf ihr Gemach. Der Pilger trat ein und verbeugte sich tief vor dem Fräulein. »Ihr kommt von Palästina« — sagte sie heftig — »o spricht, zaudert nicht! wißt Ihr von Theobald von Treuenstein?«

»Seinetwegen komme ich,« sprach der Pilger, »aber nicht freudige Nachricht bringe ich.«

»So ist er todt?«

»Das wäre noch gut, edles Fräulein! — so aber lebt er, nur für Euch nicht. — Wißt denn, daß er ein heidnisches Mädchen sich erwählt hat und nicht mehr an Heimath oder Schwur denkt.«

Kunigunde fiel sprachlos vom Stuhle. Ihre Zosen sprangen herbei und trugen sie in ein Gemach auf ein Ruhebett. Ritter Theobald — dies war der Pilger — war zwar betroffen über diesen Vorfall, aber dennoch entzückt über ihre Treue. Voll stolzer Freude und mit süßen Hoffnungen beschäftigt, eilte er, den Burgherrn aufzusuchen, um sich durch ihn Kunigunden melden zu lassen. Doch das Unglück war schneller als er. Kunigunde erholte sich schnell von ihrer Ohnmacht und schickte ihre Zosen fort. Sie riß das Fenster auf, nahm Theobalds Kette vom Halse und schleuderte sie in den Fessengraben tief unterm Fenster. Bleich, starr, bitterlachend sah sie ihr nach, wie sie von Felsen zu Felsen sprang und endlich in der Tiefe verschwand. Sie blickte zum Himmel und stürzte sich ihr nach. Eine Pause, ein Schlag — und ihre zarte Gestalt lag formlos an den Felsenackern. — Der bekümmerte Vater war unterdeß zu ihrer Thüre geeilt und wartete, bis sie sich regen würde. Endlich aber trat er ahnungsvoll in ihr Gemach, sah das Bett leer, das Fenster offen. Er rief, er schrie, die Zosen sprangen herbei, er schleppte sich zum Fenster und stürzte zu Boden. Der heilkundige Burgkaplan eilte herbei, die ganze Burg erscholl von dem Entsetzlichen. Als es der Pilger hörte, stürzte er hinaus durch das offene Thor, und niemand hat ihn mehr gesehen. Der Vater verlor den Verstand und raste, bis sich Gott seiner erbarmte und ihn fortnahm.

Und seit dieser Zeit steht man auf dem öden Thurm

Nachts zuweilen Kunigunden's Lichtgestalt. Wie damals steht sie wieder und harret auf Bottschaft von Theobald und überirdische, süße und zugleich grauenhafte Klageöne zittern durch die Nacht.

Jos. Cz. a.

Strafen in Marokko.

(Aus dem Atlas zur Kunde fremder Welttheile.)

Gleich den Kaufleuten sitzen auch die Beamten in den marokkanischen Staaten unter dem Fenster ihres Bureau, welches einem Krämerladen sehr ähnlich sieht, d. h. schmutzig und finster ist. Von hier aus spricht der Kadi Recht, und übt der Muhtesib seine Polizeigewalt aus. Der Schuldige wird herbeigeschleppt, der Fall einfach vorgetragen, der Richterspruch gefällt und das Urtheil an demselben Orte ohne weitere Appellation vollzogen. Bei Polizeivergehen kommen die Reichen gewöhnlich mit einer Geldstrafe davon; die Armen aber, die nicht mit ihrem Beutel zahlen können, zahlen mit ihrer eigenen Person; Knuten- und andere dergleichen Peitschenhiebe werden ihnen in hinreichendem Maße zu Theil. Nach der Größe des Vergehens werden sie von hinten oder von vorn geprügelt, mit einem Strafinstrumente, das eigentlich ein Dachsenmer ist, als sil heißt und von den Strafvollstreckern gewöhnlich auf der Schulter getragen wird. In keinem Falle darf man jedoch einem Verbrecher mehr als neunhundert neun und neunzig Streiche verabreichen lassen, die an einem Rosenkranze abgezählt werden. Einem Diebe haut man die Hand ab. Ueberhaupt gibt es in Marokko eine große Abwechslung in den Strafen; so wirft man z. B. den Verurtheilten hoch in die Luft, und zwar so, daß er beim Herunterfallen einen Arm, einen Fuß, oder gar das Genick bricht, wie nämlich das Urtheil lautet, und die Henkersknechte sind ihrer Sache so gewiß, daß die vorgeschriebene Strafe auf den Punkt hin vollzogen wird. Ein anderer Verbrecher wird bis an den Hals in die Erde vergraben, und sein Haupt auf diese Art allen Mißhandlungen der Vorübergehenden Preis gegeben. Ein andermal näht man ihn lebendig in einen todten Dachsen, oder bindet ihn an den Schweif eines im Galopp fortteilenden Maulthiers. Oft auch stopft man ihm Nase, Mund und Ohren voll Schießpulver und zündet es dann an. Spießen, Pfählen, Glieder verstümmeln, in die Haken werfen sind noch verschiedene Arten dieser furchtbaren Todesstrafen. Ihr Haupt- und Lieblings-Gesetz übrigens ist das Recht der Wiedervergeltung; so oft es nur irgend möglich ist, wird es in Anwendung gebracht. Man erzählt sich hievon ein ganz neuerliches Beispiel, bei welchem schon durch den bloßen Gedanken an solche Strafen die Haut schaudert. Ein Wursthändler war überführt worden, in Del gesottenes Menschenfleisch verkauft zu haben. Er wurde verurtheilt, in kleine Stücke zerschnitten, und so nach und nach in einen siedenden Kessel geworfen zu werden. Noch vor den Augen des langsam dahin Sterbenden wurden diese gräßlichen Bissen den Hunden zum Fressen gegeben.

Kein Mann darf bekanntlich Hand anlegen an irgend eine Person weiblichen Geschlechtes, folglich muß

es eine Scharfrichter in geben, und diese wird sonderbarer Weise Ahrija genannt, d. h. die Nachsichtige, ungefähr so, wie bei den Griechen die Furien Eumeniden, die Wohlwollenden, genannt wurden. Die afrikanische Eumenide bringt die Weiber in Verhaft, geißelt sie, köpft sie, schneidet ihnen die Ohren ab, und je älter und häßlicher sie ist, desto lieber martert sie die Jugend und vernichtet die Schönheit. Die am weiblichen Geschlechte vorkommenden Exekutionen werden in Geheim vollzogen.

Der Zufall machte mich am Tage nach meiner Ankunft in Tanger zum Zeugen einer Hinrichtung. Vor dem Thore des Marktes wurden zwei Schmuggler geköpft, und weil man sie als Majestätsverbrecher ansah, so schnitt man ihnen den Kopf ganz langsam mit einem schlechten Taschmesser ab, und fing dabei hinten im Nacken an. Die unerschrockenen Bergbewohner ertrugen aber diese unmenschliche Qual mit dem heldenmüthigsten Egoismus, Keinem entschlüpfte die leiseste Klage, und Beide starben schweigend. Als ihre Köpfe vom Rumpfe getrennt waren, mußte sie ein Jude, zum Zeichen der Schande, einsalzen, und so wurden sie an der Mauer aufgehängt, dem Volke zum abschreckenden Beispiele. Nach vollzogener Hinrichtung stoben die Henker so schnell als möglich, von den Steinwürfen des versammelten Volkes verfolgt; denn gewöhnlich bezahlen die Zuschauer mit derartiger Münze ihre Plätze bei solchen grausvollen Schauspielen.

Wie barbarisch aber auch die marokkanische Gesetzgebung seyn mag, so muß man doch auch zugestehen, daß das Leben der Menschen dort nie der Willkühr untergeordneter Stellen Preis gegeben ist; alle ausgesprochenen Todesstrafen müssen dem Sultan zur Bestätigung vorgelegt und keine darf ohne seinen ausdrücklichen Befehl vollzogen werden.

Der Marktplatz von Tanger.

(Aus dem Atlas zur Kunde fremder Welttheile.)

Hart an den Mauern von Tanger nach der Landseite zu und selbst unmittelbar vor dem dort befindlichen Stadthore ist eine ziemlich große Fläche ganz mit tiefen, freisrunden Böchern unterhöht, die zur Aufbewahrung des Getreides dienen, wie man deren auch in Calabrien und anderwärts anwendet. Der Boden tönt und weicht sogar öfters unter den Hufen der Pferde, und weil man sich mit der Zurverfügung dieser Böcher nichts weniger als beeilt, so muß man bei Nacht stets fürchten, in die Eingeweide der Erde hinabzustürzen. Auf diesem Felde wird wöchentlich zweimal ein Markt oder Sok abgehalten, und es gewährt alsdann einen sehr pittoresken Anblick, der wohl verdient, daß man bei ihm einige Augenblicke verweile. Hier wird nichts Kostbares, aber das Verschiedenartigste verhandelt und man kann daher an diesem Orte eine ziemlich richtige Uebersicht von der hiesigen Industrie und Civilisation erhalten. Im Allgemeinen herrscht weniger Unordnung, als man vermuthen könnte. Die verschiedenen Lebensmittel sind mit einer gewissen Ordnung aufgestellt, und ohne viele Beschwerde kann man auf dem ganzen Markte umhergehen. Mit Gewehren

oder Stöcken bewaffnete Soldaten ziehen fortwährend durch die Reihen und werden von einem besonders dazu kommandirten Officier beaufsichtigt. Jeder, der gegen die Polizeiverordnungen sich vergeht, wird sogleich an Ort und Stelle abgestraft, eben so diejenigen, die im Gewicht oder Maß, oder in der Qualität und dem Preise der Waare betrügen. Diese prompte Justizpflege gewährt neben manchen Nachtheilen auch viele Vortheile, und ist die einzige, welche für solche uncivilisirte Völker paßt; ihre Versunkenheit ist so groß, daß jede andere Gerechtigkeitspflege von ihnen gar nicht begriffen werden würde.

Der Marktplatz wird von einem Hügel beherrscht, auf welchem eine offene und dachlose Moschee steht, d. h. nichts weiter, als eine weiße Mauer, und hier wird das sogenannte Hammelfest gefeiert. Im Monate Mai jedes Jahres schlachtet man nämlich vor dieser Moschee einen Hammel; einer der dabei Helfenden, gewöhnlich der beste Läufer, packt das blutende, aber noch lebende Thier auf seine Schultern und läuft nun mit seiner Last der Stadt zu. Gelingt es ihm, in angefirengtesten Laufe die in der Stadt liegende große Moschee zu erreichen, bevor das sterbende Thier den letzten Athemzug thut, so dient dies als Zeichen, daß ein fruchtbares Jahr volle Erndten geben wird, stirbt aber das Thier früher, so bedeutet das Unfruchtbarkeit und plötzlich erhebt das Volk Jammergeschrei über das prophezeite Unglück.

Nicht weit von dieser offenen Moschee befindet sich das von einer rothen Fahne überschattete Grab eines Santon *). Als ich in dieser Gegend umherstrich, sah ich einen Mauren hastig den Hügel hinan laufen und mit gewaltigen Sähen auf das Heiligthum zu eilen und in dasselbe hineinstürzen; denn jedes derartige Gebände ist immer geöffnet, kein einziges hat eine Pforte. Als er in demselben war, kauerte er gelassen ganz nahe am Eingange auf seine Fersen nieder, und zwar so, daß er frei hinaussehen, aber auch von Außen gleich gut gesehen werden konnte. Der Mann war ein Mörder und hatte auf offenem Markte eben jetzt erst seinen Gegner erschlagen, und sich eiligst unter den geheiligten Schutz dieses Asyls begeben; denn einmal in demselben, und er war unverletzlich, keine Menschengewalt, selbst nicht der oberste Imam, darf ihn der heiligen Stelle entreißen. — Die ihn verfolgenden Soldaten kamen zu spät, der Flüchtige befand sich schon außer ihrem Bereiche, und obgleich sie ihn mit ausgestreckter Hand erreichen konnten: so würde doch keiner so ver-

*) Die Santons sind eine religiöse Sekte, eine Art Einsiedler, die gewöhnlich in der Wüste, zuweilen in Städten, stets aber allein und abgefordert leben. Sie werden von den Mauren für heilig gehalten. Alles ist ihnen gestattet. Sie besitzen Zaubersprüche, um böse Geister zu bannen, und untrügliche Recepte gegen Krankheiten für Menschen und Vieh. Ihre Heiligkeit ist erblich. Der Sohn eines Santon ist wieder Santon, es ist also eben so Kaste, als Sekte. Die Wohnung des Santon ist heilig, eine rothe Fahne macht sie der öffentlichen Verehrung kenntlich, und Juden müssen vor ihr, wie vor einer Moschee, barfuß gehen. Ihr Tod gilt als eine öffentliche Calamität. Man beerdigt sie auf abgelegenen, einsamen Stellen; ihre Gräber — auch von rothen Fahnen überschattet — sind Wallfahrtsplätze und Freistätten. Der verwegenste Tyrann würde keinen Verbrecher von hier wegzureißen wagen.

wegen gewesen seyn, sie an ihn zu legen. Ubrigens gaben die Soldaten ihre Beute keineswegs verloren; in einiger Entfernung vom Grabe hockten sie nieder und ließen ihn nicht aus den Augen, während sie sich mit ihm unterhielten. Durch solchergestalt auf unbestimmte Zeit fortgesetzte Belagerung hofften sie ihn endlich durch Hunger zum Verlassen seines Zufluchtsortes zu zwingen, er aber schien so bald noch keine Lust zur Übergabe zu zeigen, und wahrscheinlich wird es ihm auf eine oder die andere Art gelingen seyn, sich aus dieser Geschichte mit heiler Haut zu ziehen. Einige von irgend einer Hand empfangene Unzen *) reichen hin, um hier den wachsamsten Argus einzuschläfern. Ich weiß übrigens nicht, welches Ende das ganze Stück nahm, weil ich vor Entwicklung des Knotens abreiste. Der Todtschläger war auch kein gewöhnlicher Mörder; er hatte allerdings getödtet, allein aus Rache und um eine bei den Arabern häufig vorkommende Familienfeindschaft zu befriedigen, die nur in dem Blute des zuletzt Überlebenden getilgt werden kann.

Der Markt lockte mich wieder an; ich stieg vom Hügel herab, der ringsum von im Staube niedergeknieten Kameelen und an ihren Füßen gefesselten Pferden umgeben war, die nur das Ende des Marktes abwarteten, um wieder auf ihre Weideplätze heimzukehren. Sie waren mit irgend einer Handelswaare beladen angekommen, und sollten nun mit einer andern zurückkehren, denn der meiste Verkehr geschieht hier nach altem, patriarchalischem Gesetze mittelst des Tauschhandels. Es gibt zwar auch baare Münze, allein nur in sehr geringer Menge, und auch diese wird, um die Gier der Beamten nicht zu reizen, sorgfältig verborgen gehalten. Ein Mann hatte seine Gartenmauer frisch übertünchen lassen. »Du mußt gewaltig reich seyn,« sprach der Raïd **) zu ihm und sah sich schon im Besitze von Naboths Erbtheile. Was wäre erst geschehen, wenn Naboth Patafen ***) hätte sehen lassen!

Dieses orientalische Amphitheater hatte wirklich etwas Großartiges und gewährte einen guten Überblick über die Menge, die am Fuße des Hügels umher wogte und tobte. Einige Pferde hatten scharlachrothe Sättel und breite Steigbügel aufliegen, und scharren im Boden, während sie auf ihre Reiter warteten. Die Kameele sahen viel ruhiger ihrer Ladung entgegen, und bewegten nur hin und wieder ihren haarlosen Hals. Hier und da aufgeschlagene Zelte vermehrten die Wirkung; das Ganze lieferte vollständig das Bild einer Rast in der Wüste.

Im Ganzen interessirte mich der Markt weniger an und für sich selbst, als vermöge der Volksscenen,

*) Die marokkanische Unze ist eine kleine, schlecht geprägte und beschliffene Silbermünze, die ungefähr 7/8 fr. C. M. gilt, und daher nicht mit der spanischen Unze verwechselt werden darf, deren Werth 33 fl. 20 fr. C. M. (84 Francs) beträgt.

**) Der Raïd, gleichbedeutend mit Pascha, wird vom Sultan ernannt und ist dessen unmittelbarer Stellvertreter. Er wacht über die öffentliche Sicherheit und befehligt die in seinem Regierungsbezirke befindlichen Truppen. Mit Civilstreitigkeiten hat er nichts zu thun, diese schlichtet der Kadî. Seine Sitzungen hält er immer auf der Schwelle seines Hauses.

***) Die marokkanische Patafe, auch Butki genannt, ist eine Goldmünze, die ungefähr 4 fl. C. M. gilt, also um etwa ein Neuntel geringern Gehalt hat, als unser Dukaten.

die er veranlaßte, und der Gaukler, deren Sammelplatz er war. Auf der einen Seite stand eine Springschaukel, von der die kleinen Mauren unter schallendem Gelächter herausspurzelten; etwas weiter entfernt versetzten sich zwei schwarze und nackte Stockschläger gewaltige Streiche, ohne sich jedoch zu berühren, und trugen dabei die gräßlichsten Verdrehungen zur Schau. Ferner zeigten sich Ringer, die mich an die von Interlachen erinnerten, insofern die Verberei an die Schweiz mahnen kann. Das originellste und ächt afrikanische Schauspiel aber lieferte ein Anhänger des Sidi-Ben-Usa, dessen ganzer Körper mit Schlangen gleichsam verbrannt war, und der beim Klange des Dudelsackes und des Tamburins bald auf einem und bald auf dem andern Fuße tanzte. Um sich selbst mehr anzufeuern, sang er eine wilde und eintönige Melodie, die viel Ähnlichkeit mit dem langgedehnten Brungen eines wilden Thieres hatte. Ubrigens war der Tänzer ziemlich das, was sein Geheul anzeigte, Mann und Stimme befanden sich in vollkommener Harmonie. Um den Hals trug er eine ungeheure Schlange, das furchtbare Halsband ringelte sich um sich selbst und züngelte gegen die Zuschauer mit lautem Pfeifen. Liebreich schmeichelte der Pshle seinem Gewürm, küßte es, nahm es in den Mund, für eine Unze jedoch, die ich ihm zuwarf, begann er gleich, es mit den Zähnen zu zerreißen, und ging so binnen einer Stunde von der größten Zärtlichkeit zu der äußersten Wuth über. Sein Auge war roth, Blut strömte von seinen Lippen, die er mit andern Schlangen abwischte, den armen, einem ähnlichen Ende geweihten Schlachtopfern.

Unter den Zuschauern befand sich auch eine nackte Wahnsinnige, die in diesem Costume in den Straßen von Tanger schon Gott weiß seit wie langen Jahren umher lief. Sie schien übrigens sanfter, eher melancholischer als rasender Gemüthsart zu seyn; wäre ihre Nacktheit nicht gewesen, man würde sie für eine gewöhnliche Spaziergängerin gehalten haben. Die Sonne hatte ihre Haut ziegelbraun gefärbt. — Ich bemerkte, daß das schöne Geschlecht auf dem Markte eben so zahlreich war, als das männliche, und dies kommt daher, weil den Frauen hier auf dem Sok im Gegensatz von den Buden der Handel unter freiem Himmel erlaubt ist, und darauf scheinen sie sich so gut wie ihre Männer zu verstehen.

Zwei andere Zuschauer, eben so stumm als die Wahnsinnige, aber viel gränlicher anzusehen, waren zwei am leztverfloffenen Abende abgeschnittene Köpfe (nämlich die der Schmuggler, deren wir in der vorigen Nummer gedachten). Mit Blut besudelt, an die Mauer aufgehängt, schauten sie hoch herab auf den Markt und auf die versammelte Menge, und sollten ihr heilsamen Schrecken einflößen. Ihr geschorner, nackter Scheitel glänzte schon halb getrocknet in der Sonne, ihr langer, schwarzer Haarschopf flatterte längs der Mauer herab im Winde. Einige Volkshaufen standen zufällig unter diesen scheußlichen Trophäen, plauderten unter sich und deuteten mit den Fingern auf die Köpfe. Der mich als Dolmetscher begleitende Jude vermochte nur sehr unvollkommen mir ihre Bemerkungen zu übersetzen, weil er französisch und spanisch gleich schlecht verstand. Ich

begriff durch ihre Geberden weit mehr, als durch seine Uebersetzung.

Ein Untersuchungsprozeß in Niederrubien.

(Aus der Reise der Herren Cadalvene und Breuvery.)

Sobald wir in Derr, der Hauptstadt von Niederrubien, angekommen waren, machten wir dem Kaschef *) unsere Aufwartung. Er hatte so eben sechs arme Bursche, die wir für seine Bedienten erkannten, prügeln lassen. Unser nubische Begleiter Mahmud, der vorangegangen war, machte uns mit der Ursache bekannt.

Der Kaschef hatte Tags vorher von einigen Arabern, welche eine kleine, mit Tamarinden versehene und nach Aegypten reisende Carawane eskortirten, ein Lösegeld erpreßt. Diese Erpressung betrug etwa 60 Piafter (ungefähr 7 fl. C. M.) und er verbarg sie in eine hölzerne Kiste. Aber zum Unglück hatte Jemand, der nicht so wie der Kaschef sich fremdes Gut ungeahndet zueignen durfte, für gut befunden, des Nachts den Koffer zu öffnen und die Piafter herauszunehmen. Wüthend, um den Ertrag seiner Erpressung sich betrogen zu sehen, ließ der Kaschef sogleich seine Hausbedienten prügeln, ohne jedoch den Schuldigen zu entdecken. Mißvergnügt über den schlechten Erfolg dieses Aktes ließ er sich bei unserer Ankunft auf seinen Divan nieder und wies uns unsere Plätze auf einem Gesellschaft von Dattelzweigen an, das mit den Nesten eines Teppichs bedeckt war.

»Habt ihr von meinem Unglück schon gehört?« begann er nach einigen Bewillkommungs-Komplimenten. »Eine bedeutende Summe ward mir in der letzten Nacht entwendet. Nur einer von meinen Leuten kann sie gestohlen haben, aber trotz alles Prügelns kann ich den Dieb nicht entdecken.« Nun dachte er eine Weile nach, dann fuhr er fort: »Ihr Franken kennt ja Zauberkünste; wißt ihr mir kein Mittel anzugeben?«

Das Lächeln, womit wir diese Frage erwiederten, zeigte ihm, daß er von uns nichts erwarten dürfe. Er begann aufs Neue:

»Mir ist nicht unbekannt, daß ihr eure Zaubermittel nur für euch selbst anwendet, um die in den Ruinen verborgenen Schätze zu erlangen **). Glücklicher Weise ließ ich einige Scheiks rufen, die gewiß eben so viel verstehen wie ihr, und die meine Wünsche befriedigen können. Ach!« murmelte er vor sich hin, »warum unterließ ich, Federn und Korallenkörner in die Kiste zu legen, um des Neiders Augen zu entfernen.«

*) Die von Aegypten eroberten Provinzen werden in Gouvernements und Distrikte eingetheilt. Der oberste Beamte eines Gouvernements heißt Mudir, jener des Distriktes Kaschef. Erstere haben nebst der Civilgewalt auch den unmittelbaren Befehl über ein Truppcorps, welches hinreicht, einen Aufstand zu dämpfen. Den Kaschefs hingegen werden nur so viel Soldaten untergeben, als sie bedürfen, um die Polizei zu handhaben, die Abgaben einzufordern, und den Ackerbau zu beaufsichtigen.

**) Dieser Glaube, daß die Europäer nur deshalb die Ruinen Aegyptens besuchen, um daselbst verborgene Schätze aufzufinden, herrscht in Aegypten und Nubien allgemein.

Unaeachtet seines Trübsinns waren für uns Pfeifen und Kaffee hereingebracht worden. Wir rauchten ruhig, er aber, die Ankunft der Scheiks erwartend, richtete unaufhörlich seine Blicke auf den Eingang seines Hauses. Endlich traten diese wichtigen Männer ein, und, ohne ein Wörtchen zu sprechen, kauerten sie sich in einem Winkel des Saales nieder. Der Eine, ein Greis mit langem Barte, hatte eine Derwischmütze auf dem Kopfe, seine Bekleidung waren Lumpen, über die Schultern hing ihm eine Löwenhaut und in der Hand hielt er die Hälfte einer Lanze. Der andere, ein Mann in den besten Jahren, war ganz nackt; sein wirres Haar hing lang über die Schultern herab. Seine Habseligkeiten bestanden in einem Rosenkranz von dicken Körnern und einer Kokusschale mit einem Henkel von Spagat. Er hielt letztere wie einen Korb in der Hand, und ihre Bestimmung war, die Almosen der Gläubigen zu empfangen.

Nach einigen erwartungsvollen Minuten begrüßte der alte Scheik den Kaschef mit einem feierlich gesprochenen Selam-aleikum, worauf es der Kaschef in eben so feierlichem Tone erwiderte. »Mein Vater!« begann er, »ein Hund, dessen Haupt Allahs Fluch treffen möge, hat mir diese Nacht Geld aus meiner Kiste gestohlen. Vor euch liegt jedes Geheimmiß offen, darum saget mir, wer der Dieb ist, damit ich das Entzücken genieße, ihn unter Stockhieben sterben zu sehen.«

»Mein Sohn!« war des Scheiks Antwort, »der Weise übereilt nichts, sondern ruft vor Allem den Namen Allahs an. Ich werde mich sammeln, unterdeß lasse Du den Koffer bringen!«

Dieses Corpus delicti ward sofort herbeigebracht — es war eine große Kiste von weichem Holz, mit einem hölzernen Schlosse, wie man sie in Aegypten gewöhnlich antrifft.

Der Scheik hatte sein Gebet geendet. Er untersuchte lange Zeit aufmerksam die Kiste, da er aber keine Spur des Aufbrechens fand: richtete er forschende Blicke auf die Umstehenden. Nachdem er auch uns — wahrscheinlich um zu erforschen, welchen Eindruck seine Vorbereitungen auf uns machten — mit Verachtung und Neugier angesehen hatte, verlangte er eine mit Wasser gefüllte Schale. Unterdeß hatte sich eine ziemliche Menge Menschen im Saale versammelt, um den Ausgang dieses Gottesurtheils zu sehen. Besonders betrachteten die Diener mit vieler Angst die Bewegungen des Scheiks, der einige unverständliche Worte sprach und dann Jedem, auf dem ein Argwohn haftete, befahl, ins Wasser zu blicken. Der Schuldige mochte entweder nicht zugegen seyn, oder an die Wirkungen dieser Charlatanerie nicht glauben — kurz, Alle blickten ruhig hinein, keiner zeigte die mindeste Bewegung, an welcher der Zauberer den Verbrecher zu erkennen gehofft hatte. Es war komisch, den Aerger des alten Scheiks zu sehen, mit welchem er den Himmel wegen der Erfolglosigkeit seines Zaubers anzuklagen schien, und unter sonderbaren Verdrehungen und Gesten heftig einige Gebete murmelte. Die Unzufriedenheit des versammelten Publikums war augenscheinlich, Jeder warf dem unglücklichen Zauberer unheilvolle Blicke zu. Dieser aber hatte noch nicht seine Fassung verloren. Alle Beschuldigten hatten bereits die Probe be-

standen; sie ward wiederholt, aber diesmal zeigten ihre Züge noch weniger irgend ein Merkmal, an welchem man die Wahrheit zu entdecken hätte hoffen können. Der Kaschef, anfangs durch das Feierliche der Vorberreitungen überzeugt, warf dem Scheik einen fragenden Blick zu, der seine Muthlosigkeit verrieth. Bald brach der Unwille der Zuseher in lautes Murren aus. »Gott sei gepriesen!« schrie eine Stimme mitten unter den Zuschauern, »es wird nicht heißen, daß wir den Tag begannen, um das Gelingen des Zaubers zu schauen!« — »Man packe das Thier!« rief wüthend der Kaschef, »und haue ihm zwanzig Streiche mit dem Kurbach *) auf.«

»Haltet ein!« rief der zweite Scheik, der — bisher ein regungsloser Zuschauer — nun einsah, daß jetzt die Zeit gekommen sei, seine Rolle zu spielen. »Haltet ein! Die Worte dieses Mannes erleuchten mich. Brüder! Ihr hörtet, Allah vermöge Alles! Er wollte uns züchtigen, weil wir in der Stunde des Gebetes uns mit irdischen Dingen befassen. Kommet zur Moschee, dort wollen wir beten, und ein andermal den Himmel anrufen, damit er uns den Boswicht, der das Eigenthum des Kaschef angegriffen hat, offenbare.« — »Gott ist groß, wir können seine Beschlüsse nicht ergründen!« fiel der Andere ein, »aber er ist auch streng und gerecht, und sein Gebot unabänderlich!« Darauf erhob er sich voll Würde, schritt durch die Menge hindurch und ging unter Gebeten mit seinem Gefährten von dannen.

»Nun! Was sagt ihr hiezu?« fragte der Kaschef nach kurzem Schweigen. »Ihr habt es ja gehört, daß Allahs Beschlüsse unergründlich seien. Ich weiß es; aber die Scheiks mit ihrem Bauche voll Wasser sind Tölpel; ich weiß ein Mittel, das besser hilft. Ich lasse meine Diener ins Gefängniß werfen, und so lange prügeln, bis ich mein Geld wieder habe.« Es war fruchtlos, daß wir uns bemühten, den Kaschef von diesem System, die Justiz zu handhaben, abzubringen. Wir zeigten ihm, wie viele Unschuldige er foltern mußte, er aber erwiederte: »Ihr Franken kennt nicht die dienlichsten Mittel, ihr entdeckt unter zehn Jahren keinen Dieb, ich aber werde binnen zwei Tagen ganz gewiß den Meinigen haben.«

Wir empfahlen uns dem Kaschef, der an den Erfolg seines Verfahrens so fest glaubte, daß wir Mahmud befehlen, unter die armen Burschen sechzig Piaster zu vertheilen, damit sie diese Summe zusammenschließen und ihren Herrn befriedigen könnten. C.

M i s c e l l e n .

Nah an den Mauern von Multan, einer großen Stadt im Lande Lahore, dem Reiche des berühmten Nandshih Sing, liegt ein ziemlich besuchtes Grab des Heiligen Scheich Tabrizi aus Bagdad, welcher viele Wunder gethan, und selbst Todte erweckt haben soll. Er wurde der Sage nach wegen seiner hohen Ansprü-

che lebendig geschunden. Lange hatte er in der Stadt sein Brot gebettelt und im Hunger einmal einen Fisch gefangen, welchen er zur Sonne emporhielt und diesem Gestirn so nahe brachte, daß der Fisch gebraten wurde. Dies befestigte seinen bis dahin zweideutigen Ruhm. Die Einwohner schreiben die sprüchwörtlich gewordene Hitze in Multan noch heutzutage diesem Vorfall zu. Aehnliche abgeschmackte Erzählungen sind dort, wie in ganz Indien, nichts seltenes. Nukni Allam ging, als er todt war, selbst nach seinem jezigen Grabe.

Die Nubier haben eine eigenthümliche Art Betten. Sie heißen Engareb und bestehen aus einem hölzernen Gestell mit 4 Füßen, worauf man Lederriemen von einem kürzlich getödteten Thiere ausspannt. Diese Riemen werden von den Nubiern angewendet, so oft sie Bande von großer Festigkeit bedürfen. Cadalyeno und Breuery hielten mehre Monate lang einen jungen Tiger in einem Käfige verschlossen, dessen hölzerne Gitterstangen damit zusammengebunden waren, und die der Tiger nicht zerreißen konnte. Die Spannungskraft dieser Lederbänder beim Austrocknen ist so groß, daß die frühern Bewohner Nubiens selbe als ein Werkzeug bei der Todesstrafe gebrauchten. Man liest in der Geschichte dieses Landes, daß ein Neffe des Königs David, welcher vom ägyptischen Sultan zum Herrscher von Dongolah erhoben, aber von seinem Nebenbuhler besiegt und gefangen worden war (1310), an einen Pfahl gebunden und der Sonne ausgesetzt ward, nachdem man seinen Körper mit der Haut eines kürzlich geschlachteten Thieres umschlungen hatte. Der Unglückliche starb, nachdem die austrocknenden Riemen seine Glieder zerbrochen hatten.

So roh und ungebildet auch die Kurden seyn mögen, so herrscht bei ihnen doch schon seit langem ein Gebrauch, zu dem uns Europäer nur die immer feiner und raffinirter werdende Civilisation führte. Die Kurden sind nämlich das einzige Volk im Orient, wo spät aufgestanden und spät zu Bette gegangen wird. Die bessere Klasse von Sulimaniah *) geht allgemein erst um 2 oder 3 Uhr des Nachts zu Bette, das man aber auch vor 9 Uhr Morgens nicht verläßt. Um diese Zeit werden dann die Besuche gemacht. Nach der Abenddämmerung suchen sich die Bekannten in ihren Häusern auf, und die Unterhaltung wird unter Gesprächen, Rauchen und Musik fortgeführt; auf diese Art werden oft zwei bis drei Besuche vor dem Schlafengehen gemacht. Auch vor Sonnenuntergang bilden sich Klubs oder Gesellschaften, bisweilen vor den Häusern; Bekannte und Freunde unterhalten sich hier, Waffen und Pferde werden gezeigt, Betten über Wachtel- und Hundesgedichte eingegangen. Im Allgemeinen sind die Kurden ein geselliges Volk, das alle steifen Förmlichkeiten vermeidet. C.

*) Kurbach ist eine rundgehämmerte Peitsche aus der Haut des Mispferdes.

*) Hauptstadt der Provinz gleichen Namens in dem türkischen Antheile von Kurdistan.

Erbhuldigung der böhmischen, mährischen und schlesischen Stände in Prag.

(Mit einem Stahlstiche.)

Am 3. September 1836 brachte Böhmen, Mähren und Schlesien Seiner Majestät Kaiser Ferdinand dem Ersten als König von Böhmen, Markgrafen von Mähren und Herzog von Schlesien die Erbhuldigung dar.

Zu diesem feierlichen Akte, in welchem nach den Landesgrundgesetzen die Stände ihrem Könige die schuldige Treue und Pflicht mit einem körperlichen Eide angeloben, erscheinen jedesmal, nach der uralten inkorporativen Vereinigung Mährens und Schlesiens mit Böhmen, Abgeordnete dieser zwei böhmischen Kronländer, welche im Namen der mährischen und schlesischen Stände dem feierlichen Einzuge ihrer Majestäten beiwohnen, den Erbhuldigungseid leisten und bei der Krönung gegenwärtig sind.

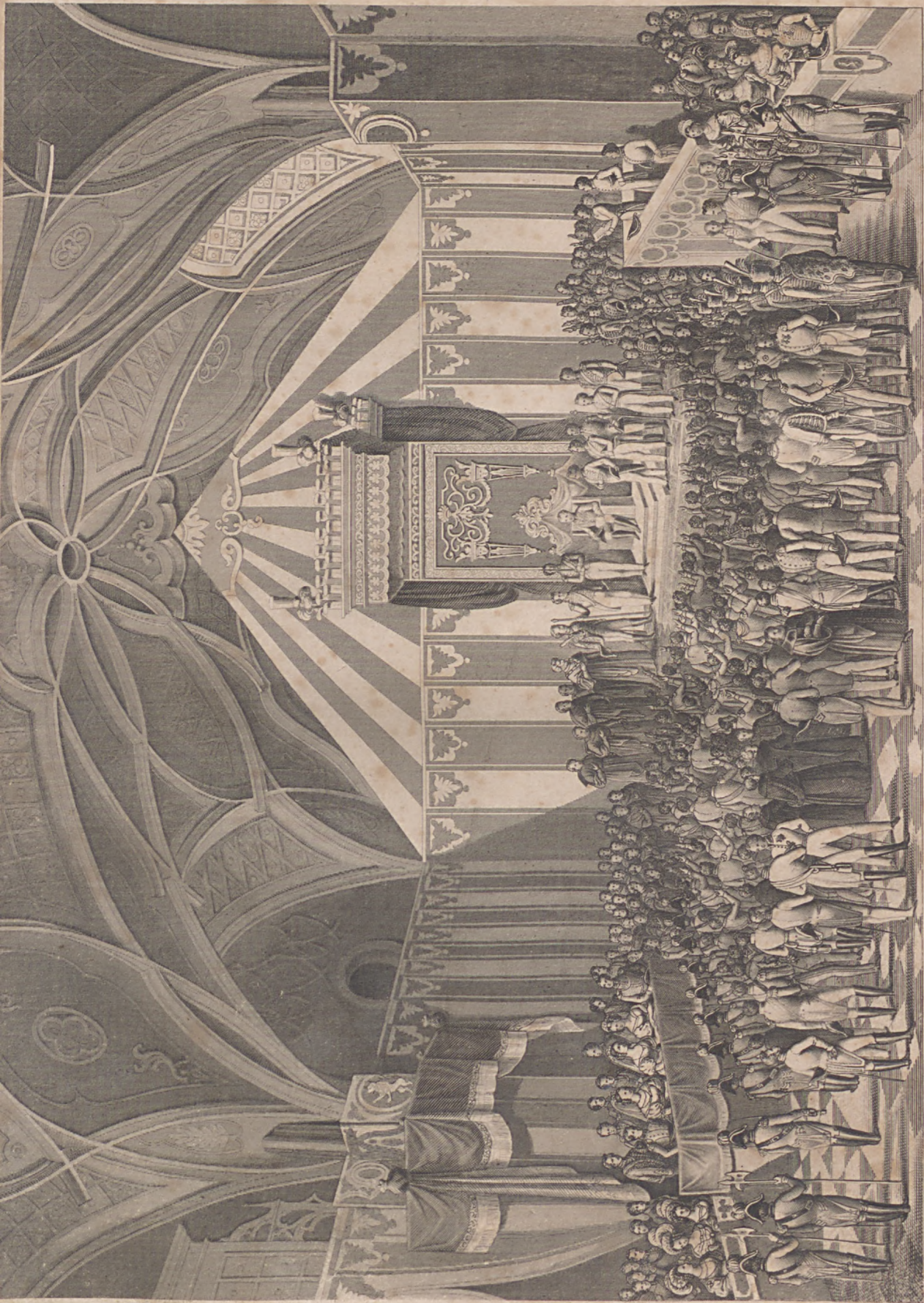
Den Ursprung der Vereinigung Mährens mit Böhmen zeigt uns bereits das Jahr 916, wo dieses schöne Land, das in der ältesten Zeit über Böhmen emporrage, den böhmischen Herzog Wratislaw zum Beherrscher wählte. Dessen eigentliche Inkorporation mit Böhmen aber bewirkte Udalrich mit seinem Sohne Wratislaw, der Mähren mit einem böhmischen Heere von den feindlichen Einfällen Polens befreite, im Jahre 1029, und Premysl der Zweite, später Ottokar der Erste genannt, im Jahre 1197, durch welchen das unter Conrad 1182 zu einem Markgrathum erhobene Mähren laut des mit seinem jüngern Bruder Wladislaw III. geschlossenen Vergleichs als ein Lehen an die Krone Böhmens gelangte.

Das andere Kronland Schlesien wurde zum Theil durch König Wenceslaw I. im Jahre 1247, und nach den Lehensdokumenten des vierzehnten Jahrhunderts durch die Könige Johann und Carl, welchen die schlesischen Herzoge aus dem Piastischen Stamme ihre Fürstenthümer zu Lehen auftrugen, mit Böhmen vereinigt. In den Jahren 1742 durch den Breslauer, 1745 durch den Dresdner und 1763 durch den Hubertsburger Friedenstraktat kam aber ein Theil davon an Preußen; den andern, welcher auch ferner noch zu einem böhmischen Kronlande erklärt wurde, vereinte Joseph II. bezüglich der Regierung mit Mähren. Seit dieser Zeit erscheinen die Abgeordneten Schlesiens mit den Mährischen nach der Anordnung Kaiser Leopolds vom 1. Juli 1791 mit dem mährisch-schlesischen Landeshauptmann bei der Huldigung und Krönung der böhmischen Könige in Prag. So sahen wir auch am 3. September 1836 mit Sr. Excellenz dem mährisch-schlesischen Herrn Landesgouverneur Grafen von Ugarte, aus dem geistlichen Stande die Herren: Peteani Ritter von Steinberg, des Erzstiftes zu Olmütz infulirten Prälaten und Abt zu Aperi in Ungarn, und Cyrill Franz Rapp, des Augustinerstiftes zu St. Thomas bei Brünn Abt und Prälaten in Mähren; aus dem Herrenstande: Sr. Excellenz den Herrn Johann Grafen von Zierotjn, den k. k. Herrn geheimen Rath Freiherrn von Lilgenau und Herrn Joseph Grafen von Schafgotsche; aus dem Ritterstande: die Herren Anton Ritter von Tersch und Ernst Ritter von Paburg; und aus dem Bürger-

stande: den kaiserlichen Rath und brünner Bürgermeister Herrn Johann Ritschl und den olmüzer Herrn Bürgermeister Wenzel Koprziwa als Deputirte der beiden Kronländer.

An diesem feierlichen Tage nahm schon zeitlich früh eine ungeheure Zahl des Volkes die weiten Räume der Burgplätze ein, um die prachtvolle Auffahrt der sämtlichen Stände, der k. k. Minister, geheimen Räte und Kammerer zu sehen. Eine unübersehbare Reihe von den glänzendsten mit Gold und Silber reich geschmückten Equipagen bewegte sich ununterbrochen durch anderthalb Stunden nach dem dritten Hofe der königlichen Burg zur Hauptstiege Ihrer Majestät der Kaiserin, und bot mit der außerordentlichen Menschenmenge einen imposanten Anblick dar. Erst gegen neun Uhr war Alles bei Hofe versammelt und gestaltete sich allmählig zu einem prachtvollen Zuge, der sich aus den inneren Gemächern Seiner Majestät des Kaisers durch die beiden Antekammern, in welchen die Arcieren- und ungarische Leibgarde paradirte, dann durch die sogenannte Trabantenstube, in welcher ein Spalier von Trabantenleibgarden aufgestellt war, über den mit Grenadieren besetzten Schloßgang in das Oratorium der Domkirche bewegte. Den Zug eröffneten k. k. Hoffouriere, k. k. Edelknaben und Kammerfouriere, ihnen folgten die geistlichen und weltlichen Stände, unter welchen sich die Oberstandesofficiere, und zwar: der Oberstburggraf von Böhmen, Karl Graf Chotek, Oberstlandhofmeister Baron von Hefz, Oberstlandkammerer Graf Hartmann, Appellationsvicepräsident Baron Lehrenthal, Oberstlandrichter Freiherr von Wagemann, der Stellvertreter des Oberstkanzlers Fürst August Lobkowitz, der Oberstlehrrichter Graf Sport, der Stellvertreter des Kammerpräsidenten Friedrich Graf Schönborn, der Oberstlandschreiber Ritter von Prochaska, dann der Bicelandschreiber Freiherr von Wiedersperg, Landesunterkammerer Baron Margelik, Burggraf des königlicher Kreises Ritter von Horn, Kronhüter des Herrenstandes = Stellvertreter Graf Dietrichstein, und Kronhüter des Ritterstandes und Bicelandskammerer Ritter Bohusch; und die Erbämter, als: der Erbhofmeisters = Stellvertreter Dstav Graf Kinsky, Erbtruchseß (Stellvertreter) Franz Graf Colloredo, Erbmundschenk (Stellvertreter) Eugen Graf Czernjn, dessen Assistent Graf Waldstein, Erbtüchenmeister Graf Wratislaw, Erbschatmeister Fürst Ferdinand Lobkowitz, dessen Assistent Fürst J. Lobkowitz, Erbsilberkammerer Graf Salm, Erbpanier des Herrenstandes Graf Chorinský, Erbpanier des Ritterstandes Ritter von Rundratý, und der Erbtürhüter Freiherr von Mladota befanden.

Darauf kamen die k. k. Kammerer ohne Beobachtung eines Ranges und die k. k. geheimen Räte nach ihrem Range. Nach ihnen erschienen der k. k. Obersthofmeister Fürst Colloredo = Mansfeld mit dem Stabe, die Loisonisten und die Großkreuze der k. k. österreichischen Orden, dann der Oberstlandmarschall Graf Glam = Wallas mit dem entblößten Staatsschwerte und hierauf Seine Majestät der Kaiser, König Ferdinand der Fünfte selbst, mit bedecktem Haupte in der Feldmarschalls = Uniform, mit den 4



ERBHULDIGUNG

der böhmischen, mährischen und schlesischen Stände in Prag.

Verlag v. Gottlieb Haase, Sohne in Prag.

Ordensketten und dem großen Militärordensbande umgeben. Der Stellvertreter des k. k. Oberstkämmerers Graf Kaspar Sternberg, die Hauptleute der k. k. Arcieren-, ungarischen und Trabanten-Leibgarde, Graf Attems, Freiherr Splenyi von Miháldy und Graf von Civalart, und der k. k. Generaladjutant Karl Graf Clam-Martini leisteten zu beiden Seiten Seiner Majestät die Nebenbegleitung bis an den Gang des Dratoriums.

Sobald der erhabene Monarch dort eintrat, legte der Oberstlandmarschall das Staatschwert auf einen mit rothem Sammt bedeckten Tisch, und verfügte sich durch eine Nebenthür in den anstößenden langen Gang, in welchem die Hofchargen, Toisonisten und Großkreuze, Oberstlandes-Officiere und geheimen Ráthe, dann von Seite des Clerus der prager Fürst-Erzbischof mit den Bischöfen, dem Domkapitel und den Infulirten stehen blieben. Die übrige Begleitung begab sich in die prachtvoll geschmückte Kirche hinab, wo der Domdechant das Veni sancte spiritus anstimmte und dann das Hochamt hielt.

Bei dieser Gelegenheit wurden von der Hofmusik, zu deren Verstärkung man die vorzüglichsten Künstler Prag's bezog, wahre Meisterwerke des Kirchentonsazes auf dem obersten Chore der Kirche aufgeführt, und zwar: das Veni sancte in C dur von dem ersten k. k. Hofkapellmeister Edlen von Eybler, eine große Messe von dem prager Domkapellmeister Wittassek, ferner das Graduale Beata gens in G dur und das Offertorium Confirma hoc Deus in C dur von dem erst genannten Compositen.

Nach Ablefung des ersten Evangeliums wurde Sr. Majestät das Evangelium zum Küssen, nach dem Offertorium das Incensum, und während des Agnus Dei das Pacificale und der Weihspengel von dem Erzdiakon, unter Vortretung des Hofceremoniärs und der Nebenbegleitung zweier k. k. Edelknaben, welche angezündete Kammerfackeln trugen, dargereicht. Nach geendigtem Hochamte nahm der Oberstlandmarschall wieder das Schwert und der Zug ging in der vorigen Ordnung in den Vladislaw'schen Huldigungsaal, wo sich bereits das diplomatische Corps, der Landeskommandirende Graf von Mensdorf, die Generalität und das Officier-Corps, dann der k. k. Herr Präsidial- und Landtagssekretär, der Landtafelregistratur-Direktor und der Stellvertreter des zweiten Landtagssekretärs eingefunden haben.

Bereits früher wurde dieser Saal unter der Oberleitung des k. k. Hofrathes und Obersthofmeisteramts-Kanzleidirektors Freiherrn von Löhrs für den feierlichen Akt der Erbhuldigung prachtvoll decorirt. Ein Tuchteppich, auf welchem sich vor dem Throne ein riesiger Löwe zeigte, deckte in roth und weiß abwechselnden Quadraten den 216 Fuß langen und 60 Fuß breiten Boden; die Seitenwände bekleidete roth und weißes Tuch, in symmetrisch abgetheilten, mit dem gothischen Bau eben so harmonirenden, als dem Auge wohlgefälligen Zeichnungen.

Wahrhaft überraschend aber war der Anblick des auf einer breiten Unterbühne großartig gebauten, drei Stufen hohen Thrones, der unter einem reichen Baldachin, den zwei Eingangsthüren gegenüber, an der mit der Allerheiligen-Kapelle gränzenden Wand errichtet

war. Den Thronhimmel schmückten aufrecht stehende Straußfedern, welche in doppelten Reihen wehten, an den Ecken desselben standen kleine goldene Vasen mit Büschen von Reiterfedern. Zu beiden Seiten des kostbaren Thrones, hinter welchem eine aus purem Goldstoffe geformte Rückwand strahlte, waltete der Baldachin mit reicher Goldstickerei verziert und mit schweren Goldfransen versehen herab. Die Thronstufen deckten kostbare Teppiche.

Nicht weit vom Throne befand sich an der rechten Seitenwand des Saales eine mit rothem Sammt und Goldstickerei reich decorirte Tribune für Ihre Majestät die Kaiserin Maria Anna und die übrigen durchlauchtigsten Familienglieder, und unter derselben war eine für die Hofdamen und die Suite der allerhöchsten Herrschaften angebracht. Ihr gegenüber stand eine roth und weiß überzogene Bühne für den k. k. Präsidial- und Landtagssekretär, den landtäfellichen Registratursdirektor und für den Stellvertreter des zweiten Landtagssekretärs; nebenan war eine Tribune für das sämmtliche diplomatische Corps errichtet, von welchem bei der Erbhuldigung Seine Durchlaucht der k. k. Staats- und Konferenzminister Herr Clemens Fürst von Metternich, und die Excellenzen: Apostolischer Nuntius Monsignore Altieri, Botschafter von Frankreich Herr Graf von St. Aulaire, Botschafter von Großbritannien Herr Lord Lamb, Botschafter von Rußland Herr Bailly von Latitschew, dann die Gesandten: von Baden Herr Freiherr von Lettenborn, von Baiern Herr Freiherr von Lerchenfeld, von Dänemark Herr Freiherr von Löwenstern, von Hannover Herr Freiherr von Bodenhausen, von Thür-Hessen Herr Freiherr von Stenber, von Niederlanden Herr Freiherr von Molerus, von Preußen Herr Freiherr von Malhan, von Sachsen Herr Freiherr von Uechtritz, von Sardinien Herr Graf von Sambuy, von Schweden Herr Graf von Löwenhjelm, von Sicilien Herr Marquis von Bagliati, von Württemberg Herr Graf von Blomberg, und die Minister-Residenten: von Belgien Herr Chev. D' Suliwan de Grass, und von Mecklenburg Herr Major von Philippsborn, anwesend waren. Zwischen den zwei großen Eingangsthüren stand in der Höhe das Chor für die Hofmusik, und an beiden Längenseiten des Saales waren Erhöhungen bis in die Nähe der genannten Tribunen für die Zuseher angebracht.

Bevor der Zug in dem Saale anlangte, erschienen Ihre Majestät die Kaiserin Maria Anna, die Erzherzogin Sophie und Theresie, die Erzherzoge Franz Karl, Karl, Johann und Ludwig, und die Söhne Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Karl mit einer Begleitung von Hofdamen und Kämmerern und nahmen die für Sie bereitete Tribune ein. Gleich darauf verkündigte Trompetenschall auch den Eintritt des aus der Kirche kommenden Zuges, der sich langsam durch ein Spalier von Leibgarden in die Nähe des Thrones bewegte. Seine Majestät bestiegen alsbald den Thron und ließen sich mit bedecktem Haupte nieder, die übrigen nahmen aber die für sie bestimmten Stellungen ein, welche wir bei der Erklärung des Stahlstiches näher bezeichnen werden.

Als alles auf den bestimmten Plätzen stand, verbengte sich der Oberstlandeshofmeister tief vor Seiner

Majestät, und hielt in Allerhöchst Deren Namen eine kurze böhmische Rede an die versammelten Stände, welche der Oberstburggraf in derselben Sprache mit den Versicherungen der innigsten Bereitwilligkeit der Stände, jeder Anforderung Sr. k. k. Majestät zu entsprechen, beantwortete.

Der Stellvertreter des k. k. Oberstkanzlers näherte sich darauf Seiner Majestät und erhielt von Allerhöchstderselben den Auftrag, den Erbhuldigungs- und Landtagsvortrag zu machen; er kehrte auf seinen vorigen Platz zurück und vollzog denselben in böhmischer Sprache.

Nun hielten Seine Majestät Selbst die folgende Rede an die versammelten Stände:

»Die seit Jahrhunderten gegen Meine glorreichen Vorfahren bewährte Treue der Stände von Böhmen, Mähren und Schlesien läßt Mich mit Zuversicht erwarten, daß Sie die Erbhuldigung nach der hergebrachten Gewohnheit leisten und auch in Zukunft von der unverbrüchlichen Treue nicht weichen werden, welche Ihre Väter und Sie Meinem Hause in allen Gelegenheiten rühmlich bewiesen haben. Meinem eigenen Gefühle und dem erhabenen Beispiele zu Folge, welches Mir Mein in Gott ruhender, höchst seliger Herr Vater im Verlaufe Seiner langen und glorreichen Regierung als das schönste Erbe hinterlassen hat, werde ich stets jedes Recht zu schützen wissen, Ihre Privilegien, Freiheiten und Gerechtsame wahren, und nie werden Meine Handlungen einen andern Zweck haben, als die Förderung des Glückes Meiner treuen Völker.«

Diese wahrhaft kaiserlichen Worte, in welchen sich der erhabene Sinn und das segenvolle Wirken des väterlichen Monarchen in vollem Glanze zeigten, sprachen Seine Majestät mit einer Huld, welche die Herzen aller Anwesenden mit unbeschreiblicher Freude erfüllte. Die ganze Versammlung brach in Jubel aus, und ein dreimaliges »Wivat« schallte wie noch nie durch die Hallen der Burg.

Nach eingetretener Stille genehmigten Seine Majestät dem Stellvertreter des Oberstkanzlers Fürsten August Lobkowitz die Bestellung der schriftlichen Postulate an den Oberstburggrafen, welcher sie dem Herrn Präsidial- und Landtagssekretär einhändigte, und dann in böhmischer Sprache an den erhabenen Monarchen eine Dankrede hielt, welche die innigste Ehrfurcht und Liebe der versammelten Stände für Seine Majestät kund gab.

Hierauf wurde zur wirklichen Huldigung geschritten. Der k. k. Präsidial- und Landtagssekretär Hifiksch las feierlich von der Bühne herab den Huldigungseid zuerst in der kraftvollen Sprache der Böhmen vor, dann wurde derselbe von dem k. k. Rathe und Landtafel-Registratursdirektor Hasner deutsch vorgelesen. Mit einer deutlichen und freudigen Betonung, welche die Anwesenden sichtlich ergriffen machte, wurde der Eid von den Ständen, und zwar von der Mehrzahl der Anwesenden böhmisch, von den übrigen aber in deutscher Sprache nachgesprochen, wobei die geistlichen Stände die rechte Hand auf die Brust, die weltlichen dagegen den Daumen und die nächsten zwei Finger der rechten Hand emporhielten.

Den bedeutsamen Schwur theilen wir unsern verehrten Lesern hier wörtlich mit.

»Wir gesammte Stände des Königreichs Böhmen, Markgrasthums Mähren und Herzogthums Schlesien, schwören Gott dem Allmächtigen, und Euch, dem allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten und unüberwindlichsten Fürsten und Herrn Herrn Ferdinand dem Ersten, österreichischen Kaiser, zu Ungarn und Böhmen König, Erzherzoge zu Oesterreich, Markgrafen zu Mähren, Herzoge zu Schlesien und Markgrafen zu Lausitz, als König zu Böhmen, Markgrafen in Mähren, Herzoge zu Schlesien, und unserm Erbherrn, Euer Majestät, wie auch den, aus Ihrem königlichen Geblüte und Stamme, nach der bestimmten Successionsordnung, nachfolgenden Erben und Königen von Böhmen, Markgrafen zu Mähren und Herzogen in Schlesien, getreu, gehorsam und gewärtig, auch nie wissentlich, in dem Rathe oder in einer Zusammenkunft zu seyn, wo wider Euer Majestät Person, Ehre, Würde, Recht oder Stand etwas vorgenommen wird, noch darein zu willigen, oder es zu verhehlen, in was immer für einem Wege, sondern Euer Majestät, Dereselben Erben, nachkommenden Königen von Böhmen, Markgrafen von Mähren und Herzogen in Schlesien, Ehre, Nutzen und Frommen, zu betrachten und zu befördern, und wenn wir vernehmen, daß etwas wider Euer Majestät vorgenommen oder gehandelt würde, dem sollen und wollen wir getreulich entgegen seyn, und Euer Majestät ohne Verzug warnen, und sonst alles das thun, was gehorsamen, getreuen Unterthanen gegen ihren Erbherrn gebühret.

Getreulich und ohne Gefährde,
So wahr, als uns Gott helfe!»

Nach abgelegtem Eide las der k. k. Präsidial- und Landtagssekretär Hifiksch die Postulate in böhmischer und der k. k. Präsidial- und Gubernialconcipist Paul Aloys Klar, als stellvertretender zweiter Landtagssekretär, in deutscher Sprache vor. Die Stände verbeugten sich sodann tief vor Seiner Majestät, worauf sich der erhabene Monarch vom Throne erhob und in der frühern Begleitung in die königlichen Gemächer zurückkehrte.

Auf dem beiliegenden Stahlstiche führt uns der Künstler in den prachtvoll decorirten Huldigungsaal, den Vladislaw im Jahre 1502 erbaut, und vergewärtigt uns mit treuer Wahrheit die Erbhuldigung in jenem erhabenen Momente, in welchem die versammelten Stände ihrem huldvollen väterlichen Monarchen den Eid der Treue schwören, den ihnen der Landtags- und Präsidialsekretär von der zur linken Hand Seiner Majestät stehenden Bühne feierlich vorliest. Er hält das wichtige Blatt in den Händen, das den bedeutsamen Schwur der sämmtlichen Stände enthält, und, unter seiner Bestätigung der böhmischen Landtafel einverleibt, eines der Hauptdokumente für das Königreich Böhmen und seine zwei Kronländer Mähren und Schlesien ausmacht.

In der Mitte des Bildes sehen wir Seine Majestät Kaiser Ferdinand den Ersten, auf dem herrlichen Throne, rechts von den k. k. Arcieren- und Trabanten-Leibgardehauptleuten Joseph Grafen von Attems, dann Karl Grafen von Civalart, und links von dem k. ungarischen Leibgarden-Kapitän Freiherrn Splenyi von Miháldy und dem General-Adjutanten Karl Grafen Clam-Martini umgeben.

Auf der zweiten Thronstufe zur rechten Hand des

huldbollen Monarchen steht der Oberstlandmarschall Graf Lam-Gallas mit dem Schwerte und an den Thronstufen der k. k. Erste Obersthofmeister Rudolph Fürst zu Colloredo-Mansfeld mit dem Stabe, neben welchem der Fürst-Erzbischof von Prag Andreas Aloys Graf Starbke Ankwicz von Poslawice mit den Bischöfen von Leitmeritz, Königgrätz, Budweis und Brünn, dann dem Prälaten vom Stifte Strahow, und etwas weiter unter denselben das prager Domkapitel, die Prälaten der mährischen Deputation und der übrige Clerus, die rechte Hand auf die Brust gelegt, erscheinen. An den Thronstufen linker Seite stehen der Oberstlandhofmeister Baron Heß, der Stellvertreter des k. k. Oberstkanzlers Fürst August Lobkowitz, und der Stellvertreter des k. k. Oberstkämmerers Graf Kaspar Sternberg. In dem Halbzirkel, der sich um den Thron bildet, stehen in der Mitte der ersten Reihe der Oberstburggraf von Böhmen Karl Graf von Chotek und neben ihm die übrigen Landesofficiere. An sie schließen sich zur rechten Hand die weltlichen Fürsten und die geistlichen Stände, zur linken aber der Herren- und Ritterstand, der mährisch-schlesische Landesgouverneur Graf von Ugarte mit den Deputirten von Mähren und Schlesien, und dann die den Bürgerstand vorstellenden Deputirten von Prag und den übrigen privilegierten Städten. Weiter gegen die Mitte des Saales steht der männliche k. k. Hofstaat, ferner die Deputirten der nicht privilegierten Städte, dann die k. k. Generalität, das Officierscorps und das Hofgefolge in Uniform, welche zum Theil auf unserm Bilde schon im Vordergrunde erscheinen.

In der prachtvoll decorirten Tribune zur rechten Seite des Thrones sehen wir Ihre Majestät die Kaiserin mit den allerhöchsten Familiengliedern, wie wir höchstselbe bereits genannt haben, und unter derselben die Loge, in welcher sich die k. k. Obersthofmeisterin Landgräfin von Fürstenberg mit den Palastdamen, den sämtlichen Obersthofmeistern und diensthühenden Kammerherren befindet.

An der gegenüberstehenden Saalwand erscheint die Tribune, wo wir das diplomatische Corps und gleich vorn die Fürstin von Metternich mit ihrer Frau Tochter der Gräfin von Sándor erblicken. Etwas höher ist die Bühne angebracht, auf welcher der Landtags- und Präsidialsekretär Hikißch, der k. k. Rath und Landtafelregistrator Hasner und der k. k. Präsidial- und Subernialconcipist Klar als stellvertretender zweiter Landtagssekretär fungiren.

Längs der beiden Seitenwände, gegen den Thron zu, paradirt rechts die ungarische und links die Arcieren-Leibgarde.

Da der Künstler die Ansicht aus der Mitte des Saales, von der linken Seite gegen den Thron zu, wählte, so konnte er die an beiden Längenseiten angebrachten Erhöhungen mit den Zusehern nicht aufnehmen.

A. Gelen,

k. k. Subernial-Archivbeamter.

Haiti und seine Bewohner.

Eine weite Stelle im Bildungsgange der Menschheit ist mit Blut und Nacht bedeckt. Ein ganzer Stamm von Brüdern, unzählige Millionen, wurden mit Abscheu und unerbittlichem Haß aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen; keine Unbilde, keine Grausamkeit, die sie nicht erduldet hätten, keine Lästerung, die nicht über sie ergangen wäre. Der menschliche Geist scheint sich in der Erfindung von Qualen erschöpft zu haben, um sie über das Haupt dieser Unglücklichen auszugießen. Und der Grund dieses unverföhlichen Grimmes ist — schwarze Hautfarbe und von der unsern abweichende Gesichtsbildung. Was wir von der Behandlung der armen Negerclaven im ersten Hefte dieses Jahrganges erzählten, ist, obgleich es das Blut erstarren machen könnte, nur ein Schatten der grauenvollen Wirklichkeit. Und dennoch denkt und fühlt dies verachtete Geschlecht so hoch, wie seine stolzen weißen Brüder, ist mit eben so trefflichen Anlagen von der gemeinsamen Mutter Natur ausgestattet, und zeigt bei allem Drucke entmenschter Grausamkeit die rührendsten und erhabensten Züge. Ja es gingen aus ihm Charaktere hervor, die an Großherzigkeit und Charakterstärke den Heroen des Alterthums gleichstehen. In der langen Nacht, welche dies Volk und seinen Schmerz umhüllte, zeigten sich drei Lichtpunkte, von denen aus die Morgenröthe höherer Kultur sich verbreiten, und in der großen Gesellschaft der Völker auch diesem verachteten einen würdigen Stand bereiten kann. Die britische Niederlassung Freetown an der Küste Sierra Leone, wohin, seit Wilberforce's edle Stimme im Parlaamente die Einsetzung der Neger in ihre Menschenrechte forderte, befreite Negerclaven gebracht werden; die kräftig aufblühende Kolonie Liberia an der Küste von Guinea, wohin eine Gesellschaft edelsinniger Nordamerikaner losgekauftene Slaven aus den nordamerikanischen Vereinstaaen transportirt und von wo aus Sittigung und Civilisation unter den anwohnenden Völkern reisend schnell sich verbreiten (eine ähnliche Niederlassung von eben so unberechenbarer Wichtigkeit gründet der nordamerikanische Staat Maryland am Palmenvorgebirge). Endlich die erfreulichste Erscheinung, ein Negerstaat, der sich aus sich selbst von dem Zustande der regellosten Anarchie und gänzlicher Noth zu Gesezen und fester Staatsform herangebildet hat, und ein ganz verwildertes Land ohne äußere Hilfsmittel mit den Blüthen der Kultur und Industrie bedeckte. Es ist die Insel San Domingo oder Haiti, über welche wir hier das neueste Bekannte mittheilen, um so mehr, als die gewöhnlichen Vorstellungen vom Zustande dieses aufblühenden Staates ganz irre geleitet sind. Als die Selavenemancipation in allen britischen Kolonien vom Parlaamente verhandelt wurde, suchten die englischen Pflanzer in Westindien auf alle Weise diese ihren Interessen anscheinend nachtheilige Maßregel zu hintertreiben. Sie stellten die armen Neger als die verworfenste, zügelloseste, faulste Race dar und als Beweis führten sie grundlose Erdichtungen über den gänzlichen Verfall von Haiti an. In dieses Geschrei stimmten einige in Haiti verunglückte Spekulan-

ten ein, und täuschten das Publikum so sehr, daß ihre Fabeln selbst in achtbare wissenschaftliche Werke übergingen. Unsere Quellen sind: a) eine ganz kürzlich erschienene Reise von Carl Ritter, Gartendirektor aus Ungarn, einem tüchtigen Botaniker. Er unternahm seine Reise nur zu naturhistorischen Zwecken, worin er von der österreichischen Regierung auf die liberalste Weise unterstützt wurde, welche außer schriftlichen Empfehlungen und Bevollmächtigungen ihm sechs Kisten mit Naturalien als Geschenk für König Christoph, um alle Hindernisse von Seite dieses mißtrauischen Negers zu beseitigen, mitgab. Obgleich sein Aufenthalt in das Jahr 1821 fällt, seit welchem alle kommerziellen und Staatsverhältnisse sich geändert haben, so hat doch sein Werk in Beziehung auf die Schilderung der Volksitten und der Natur bleibenden Werth. b) Das Tagebuch eines englischen Geistlichen auf Jamaica, S. W. Hanna, welcher im Jahre 1835 einige Küstendistrikte von Haiti besuchte. Die häufigen nicht sehr christlichen Seitenblicke auf die sogenannte »Gözendienerei« der Bewohner abgerechnet, enthält das Werkchen manches Beachtenswerthe. c) Das Statistische und Topographische nach Balbi's Abrégé de géographie; die unrichtigen Angaben ergänzten wir aus Hassel's historisch-genealogisch-statistischem Almanach, 1837. d) Manche hin und wieder in Zeitschriften zerstreute Notizen, unter welchen die schätzbarsten das treffliche »Ausland« lieferte. Indem wir so Beobachtungen von jedem Standpunkte aus benutzten, glaubten wir am sichersten die auch hier in der Mitte liegende Wahrheit zu treffen.

Die große Insel Haiti, durch die üppigste Fruchtbarkeit, die Schönheit ihrer Scenerie, und ihr gesünderes Klima vor allen übrigen westindischen Inseln ausgezeichnet, weshalb sie auch den stolzen Namen »Königin der Antillen« führt, liegt unter 70°—77° westlicher Länge (von Paris), und unter 18°—20° nördlicher Breite, und ist 3000 Quadratmeilen groß. Sie ist, wie die meisten Inseln dieser Gewässer, gebirgig, nur im östlichen Theile und in der Nähe der Hauptstadt sind ausgedehntere Ebenen. Der höchste Punkt ist der Cibao. Vier Hauptflüsse entspringen in dem Gebirgsstocke des Innern und durchströmen die Insel nach entgegengesetzten Richtungen (der Neiba, Yuna, Yavn, und der größte, der Artibonite). Außerdem wird jedes Thal von krystallhellen Gebirgsbächen bewässert. Alle die zahllosen Berge und Thäler sind mit dichtem Urwalde bedeckt, welcher unangetastet dasteht, wie er aus den Händen der schaffenden Natur hervorging. Nur an wenigen Punkten drang der Anbau von dem Saume der Küsten landeinwärts vor. Die Vegetation entwickelt sich in diesem gesegneten Klima mit unglaublicher Kraft und Uppigkeit. Die Gebirge erscheinen von ferne als nackte, baumlose Felsen, während sie in der Nähe von der dichtesten Pflanzendecke überzogen sich zeigen. Aus nackten Kalkfelsen erheben sich baumartige Aloën, deren hohe Blüthenstände voll hellrother Blüthen von Kolibri umflattert werden. Aus Steinhäufen und Trümmern sprossen üppige Bananen- und Melonenbäume. Selbst Einzäunungen von Holz schlagen Wurzel und erwachsen zu mächtigen Baumreihen. Die Südfrüchte in den Gärten erreichen eine in Europa nicht geahnte Größe, selbst die Gräser ent-

wickelt die schöpferische Naturkraft zu einer enormen Höhe. Nur unsere nordeuropäischen Obstarten gedeihen nicht, und bleiben elend und verkrüppelt. Ein Ausflug ins Innere der Insel führt durch die abwechselndsten Landschaften. Bald dringt der Pfad durch das Dickicht der Urwälder, bald steigt er die Berge hinan, und gewährt die entzückendste Aussicht auf die dunkelgrünen Thäler, bisweilen auf ferne Plantagen und reichbebaute Felder und auf das weite, tiefblaue Meer, und über all diese Herrlichkeit wölbt sich der reine, glanzvolle Tropenhimmel. Die von Menschenhänden unveränderte Landschaft Haitis zeigt sich in drei Formen: als Urwaldung, Sumpfwald und Strandebene. Die Urwälder der Gebirge sind von unbeschreiblicher Schönheit und Majestät. Die Bäume schießen zu einer unglaublichen Höhe auf, und wölben sich oben zu einem Blätterdache, durch welches kein Sonnenstrahl dringen kann. Um die schlanken Stämme schlingen sich Lianen, die zu herrlichen Lauben und Festons verwachsen und sich bisweilen zu ganzen Wänden verflechten. Die Riesenseige senkt von ihrem Gipfel Luftwurzeln herab, an welchen wieder Schlingpflanzen hinaufranken. Unter den himmelhohen Palmendomen erheben sich Miniatur-Palmenwäldchen. Es sind die baumartigen Farrenkräuter, welche auf ihrem schwächtigen Stamme eine zierliche, zartgefederte Krone wiegen. Jeder Baumstamm, selbst die Liane, ist mit Scharoßerpflanzen bedeckt, die in brennenden Farben blühen. Bäume und Stauden prangen in den mannichfachsten Schattirungen, von der lichtesten bis zur dunkelsten, ihrer vielgestaltigen Blätter. In diesen erstdunkeln Hallen weht erquickende Kühlung und herrscht eine feierliche Stille, welche nur durch das sonderbare Geschrei der Waldbögel und das Knarren bewegter Aeste oder das Geräusch der großen steifen Palmenblätter unterbrochen wird. Bunte, goldschimmernde Schmetterlinge flattern wie losgerissene Blüten umher; Käfer von den seltsamsten Formen schlüpfen durch das Gras. In den höhern Gebirgsregionen verkleinert sich, wie in Europa, der Pflanzenwuchs; endlich hört aller Baummuchs auf, und tausend niedliche Alpenblümchen bedecken den Boden. Ganze Strecken werden von wuchernden Moosdecken überzogen, welche von den Nebeldünsten, die Nachts um die Gipfel der Gebirge hängen, reichlich sich nähren. — Ein ganz anderes Bild geben die Sumpfwaldungen. Am ähnlichsten sehen diese einem Walde, den ein ausgetretener Fluß überschwemmt, jedoch mit dem Unterschiede, daß nicht die Stämme unmittelbar aus dem Wasser ragen, sondern die starken Wurzeln, auf welchen der Baum 8—10 Fuß über der Wasserfläche ruht. Von den obern Aesten senken sich wieder armdicke Wurzeln in das Wasser, fassen im Schlamm Boden Wurzel, und werden zu neuen Bäumchen. Noch sonderbarer wird der Anblick, wenn der Baum mit seinen schublangen, keulenförmigen Früchten beladen ist; diese fallen nach der Reife ebenfalls ab, und erwachsen zu neuen Bäumen. Auf diese Weise kann sich ein einzelner Baum in der Reihe der Jahre zu einem ganzen Walde ausbreiten. Merkwürdig ist es, daß diese Bäume nur in Sümpfen von Salzwasser vorkommen. Wie begreiflich kann man diese Wälder nur in Rähnen besuchen; viele sind ganz unzugänglich. — In den Sandebenen des

Meerstrand, die den sengenden Strahlen der tropischen Sonne ausgefetzt sind, kommen nur die fleischigen Stachelgewächse fort, welche in der Regenzeit ihr lockeres Gewebe mit so viel Feuchtigkeit ansaugen, daß sie die verzehrende Dürre der trockenen Jahreszeit überdauern können. So finden sich im Cactus melocactus, der zwei Fuß im Umfange hat, oft zwei Maß des klarsten Wassers. In diesen Gegenden sieht man stundenlange Waldungen von Cactus, die bei einem Durchmesser von einem Fuß gegen zwanzig Fuß Höhe haben. Ein solcher Wald von schwankenden, im Winde klappernden Säulen und Stangen muß den sonderbarsten Eindruck machen. Bisweilen besteht eine ganze solche Pflanze nur aus einer hohlen Rinde, von morschem, fauligem Stoffe erfüllt. Die rothgelben, saftigen, süßlichen Früchte sind Vögeln und Insekten eine willkommene Nahrung.

Das Thierreich hat bei weitem nicht so viel Mannichfaltigkeit und Eigenthümlichkeit, als das Pflanzenreich auf Haiti. Von Säugethieren findet man nur verwilderte Schweine, Hunde und Ziegen, und eine unermessliche Menge von Ratten, welche über Felder und Handrath herfallen. Die Vögel mit ihrem prunkenden Gefieder nehmen sich stattlicher aus. Unter sehr zahlreichen Wasservögeln fällt der prächtige, schwarz-lachrothe Flamingo auf. In den Gebüschern nistet der süßstimmende Rossignol du pays (in Nordamerika Spottvogel genannt). Um alle Blumen sumsen Kolibris, deren herrliches Gefieder im Sonnenstrahle metallisch glänzt. Man kann sie nur mit feinem Sande schießen; jede andere Art von Fang würde diese zarten Thierchen verletzen. Auf allen sonnigen Plätzen und Felsen schlüpfen niedliche Eidechsen umher. Die Wälder beherbergen viele Arten von Schlangen, von den schöngefleckten unschädlichen, bis zu den giftigsten, deren Biß in wenigen Minuten tödtet. An den Flüssen und in Sümpfen liegt unbeweglich das ungeschlachte amerikanische Krokodill (der Kaiman), einem Baumstamme ähnlich, und lauert auf seine Beute. Unzählig ist das Heer von Insekten. Die gefräßigen Kakerlaken, welche, was sie nicht verschlingen, verunreinigen, die gefürchtetsten rothen Ameisen (Courmis maronnes), welche in ganzen Zügen über die Wohnungen herfallen, und alles Zernagbare, selbst Papier und Holz, vernichten, die bekannten Moskito's sind arge Plagen der Einwohner.

Die Gebirge, oft meilenweit höchst pittoresk ins Meer auslaufend, sind Felsgebirge, und bestehen zum meist aus Kalk und Thonschiefer. Sie sollen an edlen Metallen reich seyn, doch wird bis jetzt kein Bergbau getrieben. — Der Boden ist fast überall höchst fruchtbar, und eignet sich besonders zum Zuckerbau. In den Gebirgen ist die herrlichste Lage zu Kaffeepflanzungen; selbst die Sandebenen der Seeküste geben gute Baumwollenernten. Reiche Savannen laden zur Viehzucht ein. Fast überall ist das Land gut bewässert, nur in den niedrigen Küstengegenden ist das Wasser faulig und warm. In den Wäldern ist eine unerschöpfliche Menge von Nutz- und Färbholzern. Die Insel hat für die fleißigen Anbauer unerschöpfliche Naturschätze. — In den niederen Gegenden wäre die Hitze unerträglich, wenn nicht stets über Tag der frische Seewind, und

über Nacht ein kühler Luftzug aus den Gebirgen herunter wehte. Im bergigen Innern jedoch steigt die Hitze nicht über 45° Fahrenheit, das Klima ist also ganz gemäßigt. Die heißesten Monate sind der August und September. In der nassen Jahreszeit fällt das Thermometer in der Nacht sehr, die Nächte sind oft ganz empfindlich kühl. Daß, wie alle heißen Länder, Haiti eine trockene und eine nasse Jahreszeit habe, braucht wohl kaum erinnert zu werden. Die nasse Jahreszeit dauert vom Mai bis zum Oktober. In den ersten Monaten fällt täglich starker Regen. Nachmittags gegen 3 Uhr hört man bei drückender Schwüle weit entfernt das Rollen des dumpfen Donners über dem Meere. Bald thürmen sich dunkelschwarze Wolken auf, das Gewitter zieht näher und Nachdämmerung verbreitet sich. Nun scheint unter unaufhörlich fortrollenden Donnerschlägen das ganze Himmelsgewölbe in Wasser aufgelöst herabzustürzen. Es ist kein Regenguß, sondern ein Wasserfall, der mit lautem Rauschen herabfällt. Dazu tobt ein wüthender Sturmwind. Von diesem Kampfe der entfesselten Elemente ist unmöglich eine treffendere Beschreibung zu geben, als die in »Tom Cringle's Tagebuch, 2ter Theil,« auf welche wir auch verweisen. Während der Regenzeit stürzen ganz neue Flüsse über die Berge herab, und die alten werden über ihre Ufer geschwellt. Die tiefen Ebenen werden weite Seen. Dieser Wettersturm dauert bis 3—4 Uhr Morgens. Um 6 Uhr ist der Himmel ganz rein und die Sonne steigt mit aller Pracht über den Horizont herauf. Gegen Ende dieser Jahreszeit liegen Morgens stundenlang dicke Nebel auf der Gegend. Wenn man auf einem hohen Berge steht, so sieht man zu seinen Füßen nichts als ein weites wogendes Meer von glänzendem Nebel, aus welchem die Bergspitzen wie grüne Inseln im Sonnenlichte auftauchen. Wenn diese Nebel sich in die höheren Luftschichten heben, so bilden sie die bekannten, durch Strahlenbrechung in der feuchten Luft grünlich erscheinenden Aequinoctialwolken. Ein überraschender Anblick ist es auch, wenn bisweilen mitten im stärksten Regen die Wasserfäden sich theilen, die Wolken zerreißen, und das Auge auf einen Augenblick in eine sonnenhelle Landschaft hinausschaut, bis die dichten Schleier sie wieder verhüllen.

Ein unglückliches Naturereigniß, unter welchem Haiti, wie überhaupt die Antillen, häufig leidet, sind die entsetzlichen Sturmwinde. Ein solcher verwüstete im Jahre 1831 die Städte Jeremie und les Cayes. Alle Dächer der letztern Stadt wurden hinweggerissen, in ganzen Straßen stürzten in einem Augenblicke die Häuser zusammen und begruben die unglücklichen Einwohner unter ihren Trümmern. Ueber zweitausend Einwohner verloren auf diese Art ihr Leben. Trifft der Sturm in seinem vernichtenden Laufe ein Schiff, so zertrümmert er es, oder begräbt es unter den Wogen. Den hohen Urwald stürzt er nieder, die Pflanzungen und Felder verwüstet er. So erstaunlich die Heftigkeit dieser Sturmstöße, so geringe ist zum Glück ihre Breite. Selten wird diese mehr als eine kleine Viertelmeile betragen; man hat selbst Beispiele, daß die vernichtende Straße nur einige hundert Schritte breit gewesen, während zu beiden Seiten Alles unverletzt blieb. Eine andere Landplage sind die

Erdbeben, welche zwar sehr häufig, gewöhnlich aber unschädlich sind.

Reizend ist eine Fahrt auf dem Meere, welches Haitis Küsten bespült. »Das Wasser,« sagt Ritter, »hat selbst bei 30 Fuß Tiefe die reinste Klarheit, das Boot scheint auf Krystall, beim längern Hineinstarren in der Luft zu schweben. Auf dem reinsten Sande sieht man ein buntes Gewimmel von Seeigeln, Seesterne und Seeschnecken, und andere Thiere von den schönsten Farben, bald im brennendsten Roth, bald im vollsten Blau, Grün oder Gelb. Waldungen der schönsten Seepflanzen, Gorgonien, Korallen, Alcyonen und mancherlei Schwammgewächse, von den Wellen sanft hin und her bewegt, bedecken stellenweise den Meeresgrund. Das Auge täuscht sich über die Tiefe; man glaubt mit der Hand Gegenstände ergreifen zu können, welche mit einer langen Stange nicht erreichbar sind. Mollusken von halbmondförmiger Gestalt schwimmen in großer Anzahl fast auf der Oberfläche des Wassers. Und zwischen Allem hindurch zittern vielfach nuancirte Lichtstreifen, so scharf abgeschnitten, daß wenn das Boot vom Hellen auf das Dunkle kommt, man in einen Abgrund zu stürzen glaubt.«

Dieses ist das Land, welches die junge Negerrepublik umfaßt. Nachdem die Spanier über eine Mission der harmlosen Ureinwohner durch harte Bergwerkarbeit aufgerieben hatten, ersetzten sie den Verlust an Arbeitern durch schwarze Sklaven, welche sie aus Afrika herüber holten. Als der Bergbau aufhörte, wendete man die Sklaven auch zum Zuckerbau an, und bald gewannen die hartherzigen Pflanzler Millionen aus dem Blute ihrer Sklaven. Schon damals versuchten die Neger, das eiserne Joch abzuwerfen; ihr Aufstand konnte nur mit großen Verlusten unterdrückt werden. Bald darauf setzten sich die Buccanier, eine Horde französischer Piraten, auf der Insel fest, und brachten den westlichen Theil unter französische Herrschaft. Das Loos der unglücklichen Sklaven wurde hiedurch nicht verbessert; unzählige von ihnen bezahlten den Flor der Kolonie mit ihrem Leben. Im Jahre 1789 zählte der französische Antheil 550000 Einwohner, sein Handel war so ausgedehnt, daß er die bei weitem wichtigste überseeische Besitzung der Franzosen war. Schon damals bildete sich in Paris eine Gesellschaft, les amis des noirs, welche durch ihren Einfluß endlich im Jahre 1791 die Nationalversammlung von Frankreich bestimmte, alle Neger für freie Bürger zu erklären. Dies und der Widerstand der Pflanzler gab das Signal erst zu einem Aufstande der farbigen Pflanzler, und nach einigen blutigen Gefechten zur allgemeinen Erhebung der Neger in der Nacht vom 22. August 1791. — Der lange zurückgehaltene Grimm nahm gräßliche Rache. Alle Weißen wurden ermordet, die schönen Landhäuser niedergebrannt, die herrlichen Zuckerpflanzungen durchaus verwüstet. Der Krieg entbrannte auf das wildeste, bald waren die Franzosen in wenige feste Plätze geworfen, obgleich sie Bluthunde von Cuba kommen ließen, welche die Neger in den Wäldern aufspürten und gräßlich zerfleischten. Ein Versuch, den die Engländer machten, sich in der Verwirrung der Insel zu bemächtigen, mißlang gänzlich; die wilde Tapferkeit der Neger und das ungewohnte Klima rieben von 15000 Mann

in wenigen Jahren 12000 auf. Der Neger Toussaint l'Ouverture schwang sich zum Oberbefehlshaber auf, ein Name, würdig, neben den edelsten der Weltgeschichte genannt zu werden. Alle Parteien vereinigen sich zu seinem Lobe, er hatte den stolzen Ruhm, nie sein Wort gebrochen zu haben. Seinem Feldherrntalente und Muth kam seine Milde nach dem Siege und seine Weisheit im Frieden gleich. Mit den auswärtigen Bedrängern schloß er Frieden, die inneren Parteien vereinigte er. Auf der Insel herrschte Ruhe, Handel und Gewerbe begannen aufzublühen. Da sendete Napoleon eine Expedition nach Haiti, um die Neger unter ihr unmenschliches Joch zurückzuzwingen. Toussaint fiel durch verrätherischen Treubruch in der Franzosen Hand, und verschmachtete in einem Kerker Frankreichs. Von Neuem entbrannte der heftigste Krieg; die Gräuelt, welche die weißen Ungeheuer gegen die gefangenen Neger verübten, sind schaudererregend. Dennoch wurde die ganze Expedition allmählig vernichtet, und ihr schwacher Ueberrest von der Insel vertrieben. Der wilde Neger Dessalines erklärte Haiti unabhängig, und sich zum lebenslänglichen Gouverneur, bald in äffischer Nachahmung Napoleons unter dem Namen Jakob I. zum Kaiser auf Haiti. Seiner Tyrannei machte der Pistolenschuß eines Negers ein Ende. Ihm folgte im Oberbefehl der Neger Christoph, welcher sich durch Muth und Feldherrngeschick ausgezeichnet hatte. Auch er machte sich zum König mit dem Namen Heinrich I. Der Anfang seiner Regierung war weise und patriotisch, bald aber verleitete auch ihn Argwohn und Eifersucht auf seine selbstgeschaffenen Rechte zu einem finstern tyrannischen Systeme. Der Süden des Reiches riß sich los und bildete eine Republik unter dem edlen menschenfreundlichen Pethion, von welchem noch jetzt die Haitier mit tiefster Verehrung und Trauer sprechen. Außer diesen größeren bestanden noch zwei kleinere Staaten, der in den Bergen von Jeremie, und der von les Cayes von General Rigaud gegründet, und später einige Monate vom General Borgella beherrscht; endlich stand noch der östliche Theil unter spanischer Herrschaft. Nach Christoph's Tode vereinigte sich das Königreich freiwillig mit der Republik, auch die erwähnten kleineren Staaten verschmolzen mit ihr. Auch der spanische Antheil wurde 1822 an Haiti abgetreten, und nun bildet die ganze Insel unter Pethions Nachfolger, dem freundlichen staatsklugen Boyer, ein einziges Reich, das, von Frankreich gegen eine Entschädigungssumme anerkannt, in Frieden und Eintracht alle seine Hilfsmittel entwickeln kann.

Der erste Eindruck, den Haiti auf den anlandenden Europäer macht, ist ein sonderbarer. Der Sprung in die tropische Natur ohne Übergang wäre befremdend genug; nun sieht man aber noch in dieser Umgebung das bunte Gemisch von Negern, zum Theil in Lumpen gehüllt, zum Theil halb nackt, nur Hie und da einen reinlich gekleideten Europäer. Zur Zeit des Königreichs zeigten sich sehr viele glänzende, reich gestickte Staatsuniformen, die Beamten der Republik gehen aber in Civilkleidern, nur das Militär hat seine prächtige Uniform beibehalten. Die sammentenen, reich mit Gold gestickten Uniformen, nach dem altväterlichsten Schnitte, über dem Negergesichte der dick eingepuderte Kraus-

kopf, und das schwächliche, hinten angebundene Zöpfchen müssen ein groteskes Bild gegeben haben. Gasthöfe existiren auf der Insel nicht; in den Städten findet man für einige Wochen im Kaffeehause Unterkunft, für längere Zeit muß man eine eigene Wohnung nehmen und die Küche selbst besorgen. Auf der Reise muß man die Gastfreundschaft der Feldneger in Anspruch nehmen, welche dem anmaßungslosen Weißen gern gewährt wird. Das für den Fremden Auffallendste sind die mannigfaltigen Schattirungen der Hautfarbe. Die verschiedenen Abstufungen sind genau bestimmt; der Abkömmling von einem Weißen und einer Negerin heißt Mulatte; von Weißen und Mulatten stammt der Quar-teron, von Schwarzen und Mulatten der Griff, durch Verbindungen dieser entstehen wieder neue Nuancen. So stolz und eifersüchtig die Neger auf ihre Unabhängigkeit von den Weißen sind, so eitel macht sie die um eine Stufe lichtere Hautfarbe. Erst die neueste Zeit machte sie gegen diese angeborenen Rangunterschiede gleichgiltiger. Farbige und Neger sind ein schöner, gesunder Menschenschlag von schlanken kräftigen Gestalten; je mehr die Farbe sich dem Weißen nähert, desto feiner wird die Miene, desto schlanker der Wuchs, aber auch desto kränklicher das Individuum; je mehr es sich dem Schwarzen nähert, desto kräftiger und muskulöser die Gestalt, desto feuriger der Blick. Viele Neger haben eingekätzte Zeichen, manche sind förmlich Tätowirt. Das weibliche Geschlecht hat außer einem oft musterhaften Wuchse keine Reize, besonders in den niedern Ständen, wo ihm die ganze Haus- und ein großer Theil der Feldarbeit zufällt, indem in Folge der blutigen Kriege die erwachsene männliche Bevölkerung sehr abgenommen hat. Weiße dürfen auf der Insel keinen Grundbesitz erwerben, doch heirathen sie, um das Gesetz zu umgehen, farbige Frauen, und besitzen auf deren Namen ihr Land friedlich und unangefochten. Der Charakter des Volkes ist freundlich, gutmüthig und höflich, Beispiele von Gewaltthätigkeit und Rohheit sind in Betracht des Zustandes, aus welchem es seit so kurzer Zeit sich emporgerungen hat, äußerst selten. Der Weiße wird auf dem Lande, wie leicht erklärlich, mit Mißtrauen angesehen, doch bei einem offenen freundlichen Benehmen kommt man ihm bald mit Herzlichkeit entgegen. Unbegrenzt ist die Gastfreundschaft des Volkes. Der Reisende wird vom ärmsten Feldneger so freundlich aufgenommen, als dessen beschränkter Hausrath es gestattet. Unbesorgt kann er sich unter dem Dache des dürftigsten Gastfreundes zum Schlummer legen. Unter den höhern Ständen herrscht die feinste Sitte, der beste französische Gesellschaftston. Die Neger scheinen von ihren ehemaligen Herren die gewinnendsten gesellschaftlichen Formen geerbt zu haben, um sie mit ihrer angeborenen Herzlichkeit zu verbinden. Die Kleidung der Neger ist gewählt und reich, die der Damen oft überladen. Glänzende Farben und Juwelenschmuck sind sehr beliebt, und in Wäsche und Stickerie herrscht großer Luxus. Um den Kopf bindet man zur Verhütung von Krankheiten allgemein in Haiti ein Tuch. Dies ist bei den Damen sehr kostbar und reich getickt. In schweren Seidenstoffen, mit Schmuck beladen, schreiten sie langsam gemessenen Ganges einher, denn Wagen sind auf Haiti eine Seltenheit. Selbst Minister sieht man in

Schuhen und seidnen Strümpfen zu Fuße in ihre Bureaux gehen; nur bei außerordentlichen Gelegenheiten wird gefahren. Die Damen sind gute Reiterinnen; auf Reisen tragen sie leichte gestreifte Beinkleider, und sitzen wie die Männer zu Pferde. Die meisten sind musikalisch, und singen zur Gitarre. — So großen Aufwand die Reichen in Kleidern machen, so einfach ist ihre Zimmereinrichtung. Nur die Betten sind sehr kostbar, selbst oft bei gemeinen Leuten von Mahagoniholz, mit reichen Decken und feinen Fliegenmatten. Die Mahlzeiten sind sparsam, nur bei Festlichkeiten wird eine Ausnahme gemacht. Die Festgerichte sind: Suppe, junge Hühner mit inländischem Gemüse, und einige Früchte; dazu wird ein wenig Wein getrunken, und selbst in den vornehmsten Häusern Cassavi statt des Brotes gegessen. Der gemeine Neger ist sehr träge, nur die Noth zwingt ihn zur Arbeit. Oft reiten zwei Neger auf einem Pferde, und der dritte hält sich am Schweife fest, um leichter fortzukommen. So lange sie einen Groschen haben, arbeiten sie nicht. Die geringen Bedürfnisse des gemeinen Negers sind bald befriedigt. Hat er nur ein Stück Cassavibrot und getrockneten Salzfish, einige Drangen und einen Trunk Wasser mit etwas Rum, so ist er selig, singt, tanzt, und legt sich schlafen. Der ganze Hausrath des Negers ist ein kleiner eiserner Kessel, worin er seine Bananenfrucht oder sein Gombogericht und den Salzfish kocht, im Sommer vor der Hütte, bei schlechtem Wetter in der Hütte zwischen zwei Steinen; ferner zwei große steinerne Krüge (Canaries) zur Aufbewahrung des Wassers, und einige ausgehöhlte Früchte als Bouteillen und Trinkgeschirre. Die niederen Stände in den Städten, besonders die Frauen, sind Musterkanten der schreiendsten Farben; so sieht man z. B. an demselben Weibe ein gelbes oder rothes Kopftuch, ein blaues oder grünes Halstuch, weißseidene oder baumwollene Strümpfe mit bunten Zwickeln, und hellgrüne oder purpurrothe Schuhe. Die Kleidung der Landleute ist einfach; ein grobes Hemd, leinenes Beinkleid, ein Tuch um den Kopf, und ein großer breitkrämpiger Strohhut ist die Tracht der Männer. Die Frauen tragen ähnliche Hüte, und roth und blau gestreifte Röcke. Die Ärmsten gehen fast ganz nackt, und gewahren, da viele an Hautkrankheiten leiden, einen eckelhaften Anblick. Andere gehen bloß bei der Arbeit halbnackt, und ziehen, wenn sie in die Stadt reiten, ein weißes Kleid an. Weiber, die in die Stadt zu Markte reiten, nehmen ihre Kinder mit. Die Pfeife im Munde, vor sich das Kind, hinter sich ein Paar Dugend Hühner mit den Füßen zusammengebunden, galoppiren sie mit den Männern in die Wette. Wenn sie zu Fuße gehen, tragen sie ihre Last auf dem Kopfe, und durchwaten kühn Bach und Fluß; denn von einer Brücke ist in Haiti selten die Rede. Komisch ist es, wenn die Neger zur Stadt reiten, aus dem weißen Musselinkleide die schwarzen schmutzigen Füße herabhängen zu sehen. Das Gepäck tragen Pferde; Zuckerrohr, Kaffee und Kaufmannsgüter werden auf kleinen zweirädrigen Ochsenkarren transportirt. Auf Haiti wird fast immer geritten, selbst zur Kirche; vor den Thüren der Landkirchen stehen immer große Haufen von Pferden und Eseln. Meistens bestellen die Weiber die Hauswirthschaft, der Mann, wenn er nicht Militär ist, oder

für die Regierung arbeitet, ist fast immer auf der Jagd. Nie geht der gemeine Neger ohne einen kurzen Handsäbel (machette) aus, theils zur Bertheidigung, theils um sich in den Gebüsch Plaz zu machen, oder ein Thier zu erlegen. Eine Uhr braucht der Neger nicht, er bestimmt die Zeit aufs genaueste nach dem Stande der Sonne. Um der Trägheit zu steuern, erließen die Rammern ein Ackerbaugesetz, welches Landstreicherei und Müßiggang mit strengen Strafen belegt, gewisse Arbeitsstunden täglich festsetzt, und nur zwei Tage wöchentlich, Sonnabend und Sonntag, freiläßt. Die wohlthätigen Folgen dieses Gesetzes werden schon sichtbar, der Wohlstand vermehrt sich, die Ausfuhr nimmt mit jedem Jahre zu, und das Volk gewöhnt sich immer mehr an Thätigkeit und Ordnung. Die andern Artikel des Gesetzes betreffen den Straßenbau und dessen Verbesserungen. Der Aufseher hat für die Thätigkeit der Arbeiter zu haften, und der Beamte über Aufrechthaltung dieser Gesetze zu wachen.

Die Städte auf Haiti haben zwar kein prächtiges, aber ein freundliches Ansehen. Die Häuser sind nett und werden reinlich gehalten; dagegen sind die Straßen und Wege sehr schlecht, voller Löcher, Höcker und loser Steine. Die Stadthäuser sind gewöhnlich niedrig; nur in der Hauptstadt findet man größere und steinerne Gebäude. Im Erdgeschosse sind meistens Kaufläden und Waarenniederlagen, im ersten Stockwerke sind außer der Küche gewöhnlich vier oder fünf Zimmer, 20 bis 30 Fuß lang und breit. Die Decke der Zimmer ist meist mit einer bloßen aufgespannten, mit Kalk bestrichenen Leinwand überzogen. Der Fußboden ist wegen der Kühlung von Stein; so hat man auch in den Fenstern nur Jalousien, weil Glasfenster in der Hitze un-erträglich wären. Keller sind nirgend, theils wegen der unabhaltbaren Feuchtigkeit während der nassen Jahreszeit, theils um die Gefahr bei den häufigen Erdbeben zu mindern. Dörfer gibt es auf Haiti nicht; jede Landwohnung liegt in der Mitte des dazu gehörigen Grundstückes. Eine Besitzung von der Größe unserer Bauerngüter nennt man eine habitation. Viel größer sind die Plantagen, sie können sich mit dem Grundbesitz mancher europäischen Herrschaft messen.

Bei der habitation ist immer ein großer Gemüsegarten, Gräserreien zur Viehweide, mit Fruchtbäumen besetzt, und etwas Vieh. Die Plantage hat mehre Zucker- und Bananensfelder, so wie Savannen, auf denen das Jahr hindurch die mehre Hundert starken Viehheerden weiden, Zuckermühlen und Siedereien. Zu einer großen Plantage gehört oft ein förmliches Negerdorf, welches die freien Arbeiter bewohnen. Doch ist die Wohnung eines solchen Plantagenbesizers nicht viel stattlicher, als das Landhaus einer habitation. Letzteres hat sehr leichte Manern, vier bis fünf Zimmer, und ein Schindeldach. Die Bauart unterscheidet sich von der europäischen in den Städten durch ihre Leichtigkeit, damit überall ein frischer Luftzug durchstreichen könne. Vor der Thüre ist ein mächtiger Dachvorsprung zum Schutze gegen die Sonne. Auch hier ist der Fußboden von Stein. Der geräumige Hof wird von einigen Fruchtbäumen beschattet, der gewöhnlichen Schlafstelle des Federviehes. Doch gibt es auch noch kleinere Landparzellen, denn jedem ausgedienten Soldaten wer-

den zehn Acker Landes angewiesen; auch verkauft die Regierung kleine Landstücke bis zu zehn und fünfzehn Ackern. Die Anbauer errichten ihre Hütten mit eigener Hand, indem sie zwölf Holzstämme in die Erde schlagen, durch Querbalken befestigen, und in der Höhe von 8 Fuß ein Dach von Palmenblättern darauf setzen. Die Seitenwände werden von Holzwerk gemacht und mit Lehm beworfen; im Innern sind gewöhnlich drei Abtheilungen, deren eine zur Schlafstätte, die andere zur Aufbewahrung der Vorräthe, die mittlere zum Wohnzimmer der Familie dient.

Die feuchte Hitze ist die Hauptursache der Krankheiten. Die verheerendste unter diesen ist das gelbe Fieber; in der Behandlung desselben sind die Neger, besonders die Frauen, erfahrener und glücklicher, als die englischen Aerzte. Diese geben dem Kranken China, lassen ihm zur Ader, und hilft das nichts, so lassen sie ihn liegen. Ankommende Europäer bekommen unter einem leichten Fieber einen den Nasern ähnlichen Ausschlag (Péchausse, von der Hitze und dem Jucken unter der Haut), von welchem die Eingebornen gänzlich frei sind. Er ist ganz ungefährlich und ein Zeichen der Acclimattirung. Europäer werden von den vielen Schweissen erschöpft und bekommen eine gelbliche Hautfarbe, und häufige Leberkrankheiten; die weißen Frauen altern sehr früh. Die Eingebornen haben häufig Hautkrankheiten, unter welchen die fürchterlichste der westindische Ausschlag ist. Man findet unter ihnen eine den Cretins ähnliche Erscheinung, Neger mit schneeweißen Haaren und Augenbraunen, und rothen Augen, sogenannte Kakerlaken, jedoch nur selten. Der Chique, ein kleines, schwarzes Thierchen, dem Floh ähnlich, schlüpft unter die Lehmwälle, bohrt sich in die Haut ein, wo sich ein rother Fleck bildet, und erregt einen juckenden Schmerz. Wird er nicht herausgezogen, so entsteht ein böses Geschwür. Ein Kapuziner hatte die Caprice, diese Merkwürdigkeit lebendig nach Frankreich bringen zu wollen, und litt mit Heroismus während der Ueberfahrt alle Schmerzen. Den Chique brachte er auch glücklich hinüber, aber den Fuß mußte er sich abnehmen lassen. — Wenn ein Eingeborner stirbt, so wird die Leichenfeier unter schrecklichem Geheule und Gesänge und unter einer Menge sonderbarer Feierlichkeiten, welche wahrscheinlich noch aus Afrika herkommen, abgehalten. — Bei Geburten macht man weniger Umstände; das Kind wird erst getauft, wenn die Mutter mit ihm zur Kirche reiten kann. Die Haitier bekennen sich zur katholischen Kirche, und sind eifrige Kirchenbesucher. Die Landleute reiten zur Kirche, die Stadtdamen lassen ihren Stuhl sich nachtragen. Die Kirche zu Cap Haytien sah Ritter in Trümmern, nur die vier Wände und einige Pfeiler standen noch. An einem Ende der Kirche waren der Altar und die Sitze der Noblesse mit einem leichten Dache bedeckt; das Volk lagerte auf dem bloßen Steinboden unter freiem Himmel. Die Geistlichen erhalten nicht vom Staate Besoldung, sondern werden von den Gemeinden durch freiwillige Beiträge erhalten. In kirchlicher Hinsicht wird die Insel in 66 Gemeinden und 33 Kirchspiele, die noch nicht Gemeinden sind, eingetheilt. Die Leitung der Kirchenangelegenheiten steht einem Erzbischofe, und unter ihm vier Bischöfen zu. Auf der Insel

bestehen noch zwei methodistische Missionarstationen, welche aber wenig Proselyten machen. Für Erziehung ist wenig gesorgt. Zwar bestehen in allen Städten Lankasterschulen (Schulen mit gegenseitigem Unterricht), und der größte Theil der Einwohner kann lesen und schreiben; darauf beschränken sich aber auch ihre Kenntnisse. Auf dem Lande wälzen sich die Kinder bis zum sechsten oder siebenten Jahre ohne alle Aufsicht ganz nackt mit den Schweinen auf dem Mist herum. Nur in der Stadt sieht man die kleinen Schwarzen mit ihren Bücherriemen in ihrer lächerlichen Kleidung, die ganz nach dem Schnitt für Erwachsene gemacht ist, gravitätisch zur Schule schreiten. In vornehmen Häusern wird viel auf Erziehung verwendet; die Mädchen erhalten in Sprachen, Musik, Tanz und weiblichen Arbeiten Unterricht, und bringen es meist zu großer Fertigkeit. In den entfernten Landhütten hält die Mutter strenge Zucht, der Vater kümmert sich nie um die Erziehung. Dennoch findet man bei allen Kindern Ehrfurcht gegen die Eltern und bejahrte Leute.

Die höhern Unterrichtsanstalten existiren fast nur dem Namen nach. Keine öffentlichen Bibliotheken, keine wissenschaftlichen Kabinete bestehen, obgleich deren im Plane sind. Die ehemals in San Domingo befindliche Universität ist schon längst eingegangen. Gegenwärtig existiren nur in Port-au-Prince ein Lyceum, in Les Cayes ein Gymnasium, und in San Domingo einige geringere Unterrichtsanstalten.

Die Staatsverfassung ist dem Namen nach republikanisch. Die gesetzgebende Gewalt sind zwei Kammern, die der Senatoren und der Repräsentanten. Die vier und zwanzig Senatoren werden durch die Repräsentantenkammer auf neun Jahre erwählt. Bei jeder Vakanz in der ersten Kammer hat die Repräsentantenkammer aus drei vom Präsidenten vorgeschlagenen Candidaten einen zu erwählen. Zur Senatorwürde ist ein Alter von 30 Jahren erforderlich. Die zweite Kammer wird alle fünf Jahre durch die Wahlkollegien der Gemeinden ernannt. Jeder Repräsentant muß 25 Jahre alt seyn. Er erhält von seinen Constituenten für die Sitzung, welche nicht über drei Monate dauern darf, monatlich 300 fl. Conv. Münze. Die Präsidenten und Sekretäre der Kammern werden nur für 2 Monate erwählt. Kein Gesetz hat Gültigkeit, welches nicht von der exekutiven Gewalt (dem Staatspräsidenten) vorgeschlagen, von der Repräsentantenkammer berathen, und von dem Senate dekretirt worden ist. Der Präsident, welcher für seine Stelle lebenslänglich erwählt wird, muß 35 Jahre alt seyn. Er kann seinen Nachfolger vorschlagen, welcher jedoch vom Senate bestätigt werden muß. Sein Gehalt beträgt 80000 fl. Conv. M., und soll neuerdings bedeutend erhöht werden. Er hat große Vorrechte: er befehligt die bewaffnete Macht, wacht über die Tribunale, schlägt alle Gesetze (mit Ausnahme jener über die Besteuerung) vor, schließt Verträge mit fremden Nationen, die jedoch der Sanction des Staates bedürfen, ernennet zu allen Aemtern, hat überhaupt eine ausgedehnte Exekutivgewalt. Man sieht, daß die Verfassung im Grunde eine wenig beschränkte Monarchie ist. Unter der Leitung des Präsidenten stehen die drei Ministerien des Innern, der Finanzen und des Krieges. Die Rechtspflege auf der

Insel verwalten 8 Civil- und Criminalhöfe, von welchen ein Recurs an den Cassationshof offen steht. Der Rechtsweg ist prompt; einem neueren Gesetze zufolge werden die zum Gefängnisse Verurtheilten zum Straßenaufbau verwendet. Die Zeit ihrer Arbeit wird nach dem Arbeitsgesetze bemessen; diese Maßregel ist zwar hart, allein bei dem Mangel an praktikablen Straßen dem Gemeinwohle von äußerstem Nutzen. Die Gefängnisse selbst sind sehr schlecht eingerichtet, finstere, enge, schmutzige Löcher, in welchen die Uebelthäter so strenge über Nacht eingegittert werden, daß diese traurigen Winkel voller Unrath liegen, und eher den Käfigen wilder Thiere in einer Menagerie, als dem Aufenthaltsorte von Menschen ähnlich sehen. Doch auch hierin trat eine gänzliche Umwandlung seit kurzem ein. Selten werden diese Strafen verhängt, denn die Zahl der Verbrechen, besonders gegen fremdes Eigenthum, ist verhältnißmäßig äußerst gering. Man kann ohne Anfechtung mit den größten Geldsummen von einem Ende der Insel zum andern reisen. Die gewöhnliche Hinrichtungsortart ist die des Erschießens; die Entfernung der Schützen vom Delinquenten ist aber so bedeutend, daß die Hinrichtung eher einem Wettschießen, als einer Justizstrafe ähnlich sieht. Die Polizei wird auf der ganzen Insel streng gehandhabt und ist im besten Zustande; die Gesetze genießen allgemeiner Achtung. — Der jetzige Präsident des Staates ist Pierre Boyer, ein Mulatte, 1785 geboren. Er ist der würdige Nachfolger Pethion's, ein gütiger und staatskluger Mann, welcher dem Staate nach außen hin Achtung, nach innen Friede und freundliches Gedeihen schuf. Nach seinem Tode hat die meiste Aussicht auf die Nachfolge der auf der ganzen Insel äußerst populäre General Borgella. Wir erwähnten oben seiner, als zeitweiligen Beherrschers des Staates Les Cayes, wo er auch noch jetzt Gouverneur ist. Er ist ein Mann von so edlen und ausgezeichneten Eigenschaften, daß selbst Hanna ihn eine Zierde des Menschengeschlechtes nennt. — Die Zahl der Einwohner, welche unter den verschiedenen Angaben die wahrscheinlichste zu seyn scheint, ist 943,300 Menschen; von diesen sind 495,000 Neger, 420,000 Mulatten und 28,000 Weiße, meistens Franzosen. In politischer Hinsicht wird das Land in 6 Departements und diese in 33 Distrikte getheilt. Die Finanzen sind in blühenden Umständen, die Einnahme steigt auf 4 Millionen Gulden, die Ausgabe auf 3 Millionen, so daß ein jährlicher Uberschuß von mehr als einer Million sich ergibt. Der größte Theil der Ausgaben deckt die Bedürfnisse des Heeres. Dieses ist 60,000 Mann stark, von welchen aber immer nur ein Drittel im activen Dienste ist, während die übrigen ihr Feld bauen. Im Nothfalle kann jedoch eine weit größere Macht aufgestellt werden, da jeder weisfähige Mann sich in die Milizen einreihen muß. Das Heer ist nach Art des französischen equipirt, doch ziehen die Gemeinen nicht sehr stattlich auf. Trotz der Hitze tragen sie Tuchuniformen und lederne Tschakos, bei den Officieren reich behängt; die Beinkleider sind von Leinwand, die der Officiere aus feinem weißen oder gestreiften englischen Zeuge. Alle Gemeinen gehen barfuß. Die Taktik wurde dem Heere von europäischen Officieren gelehrt, doch erzählt Hanna nicht viel

Rühmliches von einer Revue, welcher er bewohnte. Die Verpflegungsanstalten für das Heer scheinen nicht musterhaft zu seyn. Hanna sah einen kleinen, nicht mehr als 5 Fuß hohen Neger, über 60 Jahre alt, welcher unter seinem alten aufgekrempten Hute das unerläßliche Madrafer Kopftuch trug. Der blaue Rock und die Pantalons waren im Begriffe, ihre ursprüngliche Farbe in ein ungewisses Schwarz umzusetzen. Der Degen gehörte unter die kleinsten seiner Gattung, durch die zerrissene Scheide konnte man die rostige Klinge wahrnehmen. Auf der einen Schulter saß ein bauschiger Klumpen Wollgarn, welcher die Epauletten vorstellte. Die Dragoner hatten Carabiner und lange Säbel, den Kopf deckten blanke messingene Helme. Die Reiterei ist nicht gut beritten; alle Pferde sind unbeschlagen, da nur in Port-au-Prince einige Hufschmiede anzutreffen seyn sollen. Die Schwarzen schlagen ihre Märsche mit Virtuosität, besonders wirft der Regimentstambour den Stock hoch in die Luft, und fängt ihn nach den verschiedensten Schwenkungen, selbst unter einer dichten Volksmenge. Der Neger ist in diesem Lande ein trefflicher Soldat. Das Klima hat auf ihn keinen nachtheiligen Einfluß, er erträgt willig die größten Märsche. Mit einem Trunk Wasser, zu welchem er den Becher im Knopfloch trägt, und einem Stücke Kommissbrot marschirt er zwar langsam, aber uner müdet und singend durch den heißen Sand. Die Küstenforts und Befestigungen fangen an zu verfallen, aber europäische Heere können in diesem Klima durchaus keinen Feldzug führen. Außer Reihe und Glied läßt sich der Neger in seiner ganzen Behaglichkeit sehen. Nie sieht man eine Schildwache stehen, immer sitzt sie, das Gewehr über die Knie gelegt, oder neben sich gestellt, und raucht bei ihrer Cigarre. Dieser Gebrauch ist so allgemein, daß bei jedem Wachtposten schon ein Stuhl hingestellt wird. Hanna ging einst vorüber, als eben die Schildwache, das Gewehr neben sich, der Länge nach auf dem Boden ausgestreckt lag, und süß schlummerte. — Zur Bewachung der Küsten besteht eine kleine Flotte, eine Brigg und einige Schooner, zusammen sechs Schiffe mit ungefähr dreißig Kanonen. Der Handel fängt in der neuesten Zeit an sich zu heben; am lebhaftesten ist er mit Nordamerika. Artikel der Einfuhr sind: Fabrikgegenstände und Kornmehl. Dagegen werden Landesprodukte, insbesondere Kaffee, Zucker und Indigo ausgeführt. Seit einigen Jahren hat der Handel mit Farben und Kunstschlerhölzern aus den östlichen unererschöpflichen Wäldern eine außerordentliche Ausdehnung erhalten. Jedenfalls sind Ausrufungen über den Verfall des haitischen Handels parteiische Ubertreibungen. In den größern Städten sind in allen Erdgeschossen Waarenniederlagen, welche mit der größten Eleganz, sogar mit Pracht eingerichtet sind; selbst in den entferntesten Vorstädten sind sie nicht minder schön. Die gewöhnlichen Verkaufsgegenstände sind Lächer und Seidenzeuge von den grellsten Farben. Ueberall begegnet man der größten Artigkeit und Gefälligkeit. Obgleich Hanna oft Waaren besah und nach dem Preise fragte, ohne zu kaufen, hörte er nie ein unwilliges Wort; nie wurde er, obgleich man ihm den Fremden ansah, im Preise überheuert. Der bedeutendere Theil des Großhandels ist in den Händen der Weißen. Je-

den Sonnabend und Sonntag wird in den Städten Markt gehalten. In vielen Buden, auf einer Menge von hölzernen Tischen und Bänken, wird die bunteste Mannichfaltigkeit von Lebensmitteln, Hausgeräth, Kleidungsstücken, Puffsachen u. s. w. ausgebreitet. Der Verkauf ist Sache der Weiber, der Lärm, das Geschrei, der Haber ist unbeschreiblich. Der Verkehr der Landestheile mit einander besteht nur durch Küstenschiffahrt, denn die Straßen sind meistens unwegsam. Bei den Städten fangen sie breit an, und verlieren sich in den Bergen zu bloßen Saumpfadern. Brücken sind nur in der Nähe der Städte; sie müssen sehr fest gebaut seyn, um dem alljährlichen Antoben der angeschwollenen Ströme während der Regenzeit zu widerstehen. Seit die Verbrecher zum Straßenbau verwendet werden, und außerdem es jedem Landwirth obliegt, die Straße auf seinem Grundstücke in Ordnung zu erhalten, wird diesem Mangel vielleicht abgeholfen. Die Haitier bearbeiten den Acker gewöhnlich in großen Gesellschaften, bisweilen von fünfzig Personen. Früh vor Sonnenaufgang versammeln sich die Neger unter Anführung eines von ihnen selbst gewählten Präsidenten, der jedem seine Arbeit anweisen und während derselben den Vorsinger machen muß. Ein alter Neger in einem Frauenkleide schlägt auf einer Trommel den afrikanischen Tanz Tom tam p. Die um ihn sitzenden Mädchen erheben ihren Gesang, oder besser ihr Geschrei, und die ganze Gesellschaft tanzt unter lächerlichen Verdrehungen und Sprüngen. Mit Sonnenaufgang beginnt die Arbeit. Das Land wird durch Feuer von Gestripp und Unkraut gereinigt. Zwanzig bis dreißig Negerweiber stellen sich mit Hacken (dem Pfluge und Eggen kennt man dort nicht) in eine lange Reihe, und hauen den Boden um. Hinter ihnen gehen einige, welche gleich die Saat ausstreuen. Das Mittagmahl besteht aus einer gekochten Ziege, Yams und Bananen; des Rums für die Männer, des süßen Punsch für die Damen wird nie vergessen. Die Arbeit dauert fort, bis die sinkende Sonne das Signal zu einem neuen Tanzfeste gibt, welches bis in die späte Nacht fortbauert. Gesang und Tanz lieben die Neger leidenschaftlich. Ueberall wird gesungen: der Soldat auf dem Marsche, der Ruderer im Rahne singt. Beim Bauen sieht man eine lange Reihe Neger, jeden mit einem Ziegelsteine auf dem Kopfe, pathetisch einherziehen und singen, wobei sie wunderliche Geberden machen. Für Haiti ist der wichtigste Theil des Ackerbaues die Anpflanzung von Zuckerröhren und Kaffee. Das Zuckerröhren wird Anfangs Mai vor der Regenzeit in Stücke geschnitten und in, einen Schut von einander entfernten, Reihen in die Erde gesteckt, dazwischen bleiben schmale Gänge zum Gehen. Das Rohr wird im zweiten Jahre, wenn es im saftigsten ist, geschnitten (später wird es holzig) und in der Mühle ausgepreßt. Die Kaffeepflanzen liegen in den gebirgigen Gegenden; die Bäumchen werden, wie unsere Obstbäume, in Baumschulen gezogen, und dann in die Plantage verpflanzet. Sie müssen von Zeit zu Zeit oben gestutzt werden, daß sie Seitenzweige treiben, und mehr Frucht tragen. Der Baum trägt zu gleicher Zeit Blüten, halbreife und ganzreife Früchte, so daß er im Jahre drei Ernten liefert, unter denen die bedeutendste in den Januar fällt. Zu dieser

Zeit haben die Bäumchen, mit rothen, kirchenartigen Früchten bedeckt, ein sehr gefälliges Aussehen. Bei der Ernte werden große leinene Tücher unter den Bäumen ausgebreitet, und die Aeste geschüttelt. Was nicht fällt, pflückt man mit der Hand; die grünen Früchte läßt man für die nächste Ernte stehen. Die gesammelten Früchte werden getrocknet, bis das Fleisch ganz vertrocknet ist, und dann in einem Mörser mit einer hölzernen Keule so lange gestoßen, bis das Fleisch zu Pulver wird. Dieses siebt man durch und behält die reinen Bohnen zurück. Je mehr der Kaffee trocknet, desto feiner und aromatischer wird er, weshalb er auch in seinem Vaterlande viel schlechter ist, als bei uns. Die Industrie ist auf der Insel noch zurück. Es bestehen einige Zuckersiedereien, eine große Kumbrennerei, Gewehrfabriken u. s. w. Die Regier. verfertigen besonders schöne Tischlerwaaren, welche sie auf die übrigen Antillen ausführen. Bei einem gefälligen Zustande, der sich aus den größten Zerrüttungen erst herauszubilden anfängt, ist es zu verwundern, daß die schönen Künste schon einiger Pflege genießen. Haiti hat mehrere nicht unbedeutende Maler. Auch eine einheimische Literatur beginnt sich zu entwickeln. Die Haitier haben im Allgemeinen eine lebhaftere, glühendere Phantasie, und sind treffliche Redner. Sie zählen unter sich manchen ausgezeichneten Dichter. Die haitische Literatur besitzt nebst vielen lyrischen Werken bereits eine Sammlung von Dramen, unter welchen das ausgezeichnetste: *Neri, chef de Haitiens*, vom Grafen Rozier, einem ehemaligen schwarzen Hofcavalier des Königs Heinrich. Selbst seine periodische Presse hat Haiti; es erscheinen drei Zeitschriften, von welchen der »Telegraph« für das officielle Blatt gilt. In jeder Departementshauptstadt hat die Regierung eine Druckerei, und Hanna kaufte in Jacmel zwei Bücher, welche in der Ausstattung den englischen nicht nachstanden. Für die Wissenschaften konnten Regierung und Volk bisher wenig thun, doch ist auch hier, besonders für einheimische Geschichte, Geographie und Statistik, bereits manches geleistet. — Die Landessprache auf Haiti ist die französische, welche freilich nur in den gebildeteren Ständen rein gesprochen wird; das Volk verstümmelt sie auf eine naive, höchst ergöhlliche Weise. Einige Sprachproben werden vielleicht interessieren. *Ou pas gagner d'argens*, haben Sie Geld? *Ca on gagner*, Moucher (Monsieur), was ist Ihnen, mein Herr? Eine höfliche Bitte, die man oft hören kann, ist: *Moucher blanc*, bey moïn, weißer Herr, geben sie mir. *Bey moïn* nicht nur geben, sondern auch bringen: *bey moïn une assiette*. Statt *savoir* braucht der Regier immer *connaitre*, z. B. *non pas connais*, *ca li dit Moucher là*, ich weiß nicht, was dieser Herr sagt. *Ou pra aller*, wo gehen Sie hin? *Guctez none zamis à moïn*, hören Sie mich, meine Freunde. Die Sprache ist voll drolliger Bezeichnungen, der Hahn heißt *papa poule*, die Henne *mama poule*; sogar unter Ochsen und Schweinen gibt es *papa boeuf*, *mama cochon*. Herrn Ritter, der den Auftrag hatte, ein lebendes Krokodill zu fangen, und deshalb mit den Regiern viele Ausflüge machte, um sich eines zu bemächtigen, nannten sie Anfangs nur *Moucher de li caïmans*, den

Herrn mit den Krokodillen, später kurzweg *Moucher caïman*, Herr Krokodill.

In politischer Hinsicht wird das Land in 6 Departements, mit 33 Distrikten, in militärischer in 26, und in finanzieller in 3 Arrondissements getheilt. Die Hauptstadt des Landes ist *Port-au-Prince*, mit geraden, aber schlecht gepflasterten Straßen, und lauter steinernen Häusern. Seine Lage ist für den Handel äußerst günstig, der Hafen weit und sicher, die Umgebung sehr fruchtbar, aber das Klima ist ungesund. Die Stadt wird durch einen schönen Aquädukt mit Wasser versehen. In *Port-au-Prince* ist der Sitz der Regierung. Der Palast des Präsidenten ist durch Umfang und schöne Einrichtung bemerkenswerth. Die Bevölkerung dieser Stadt, welche rasch im Steigen ist, mag sich gegenwärtig über 15000 Seelen belaufen. Die meisten wissenschaftlichen Anstalten der Insel sind in *Port-au-Prince*, als: ein Lyceum, eine Schule für Medicin, womit ein Hospital verbunden ist; es ist im Plane, eine Zeichen- und eine Militärschule, so wie eine Nationalbibliothek zu errichten. Der Handel ist blühend und immer noch im Aufschwunge.

Les Cayes ist in commercieeller Hinsicht die zweite Stadt der Insel; an seinem Gymnasium werden hundert Zöglinge auf Staatskosten unterrichtet. Seit dem oben erwähnten Sturme, welcher die Stadt in drei Stunden ganz zerstörte, ist sie neu und schön, fast ganz von Stein, wieder aufgebaut worden. Bei der Stadt *Jacmel* ist die viel besprochene Gemeinde *les grands Bois*. Die Bewohner derselben, die nach Mackenzie in einem Naturzustande leben, und mit den übrigen Insulanern keinerlei Verbindung unterhalten sollen, leben im Gebirge und sind im Grunde nichts als Maron-Regier, d. h. von den französischen Pflanzungen ehemals entsprungene Regier, welche Niemandes Oberherrschaft anerkennen. Man nennt sie, erzählt der angeführte Reisende, *Vien-vionnet*, weil sie mit diesem Geschrei in die Wälder flüchten, sobald Fremde sich ihnen nähern. Nach einer andern Angabe sollen sie jedoch keineswegs so außerordentlich roh und wild seyn, wie sie gewöhnlich beschrieben werden. Im Südosten der Insel liegt *San Domingo*, die zweite in Amerika von den Spaniern erbaute Stadt, und Hauptstadt des ehemaligen spanischen Antheils. Ihre Bevölkerung ist von 25000 auf 16000 Menschen gesunken, auch ihr Wohlstand hat gelitten. Sie hat breite, gerade Straßen, solide steinerne Häuser und viele Prachtgebäude, so daß sie ganz einer europäischen Stadt ähnlich sieht. Die gothische Kathedrale prangt mit einer kühnen Kuppel, das Zeughaus ist eines der größten in Amerika. — An der Nordküste liegt das ehemalige *Cap Français*, jetzt *Cap Haitien*, vor der französischen Revolution einer der blühendsten Handelsplätze Westindiens, und abwechselnd der Sitz des Generalgouverneurs. Ein unermeßlicher Reichthum war hier angehäuft, ein erstaunlicher Luxus entfaltete sich, Theater, Concerte und Moden wechselten täglich hier, wie in Paris, ab. In der Regierrevolution erfuhr die Stadt alle Gräueltaten eines unmenschlichen Krieges, später wurde sie die Hauptstadt des Königreichs Haiti, und König Heinrichs Residenz,

jetzt geräth sie ganz in Verfall, und liegt beinahe in Trümmern. In diesem ehemaligen Klein-Paris sieht der Wanderer die Reste jener traurigen Katastrophe von armen zerlumpten Regiern bewohnt. Der ehemalige Gouvernementspalast, ein stattliches Prachtgebäude, ist zusammengestürzt, auf den Ruinen schlüpfen durch das wuchernde Unkraut zahllose Eidechsen, und Kähe und Dachsen haben in die Höfe freien Zutritt. Den Zustand der Kathedrale haben wir früher geschildert. Auch der schöne Springbrunnen, ein prächtiges Werk der Skulptur auf der *Place d'Armes*, ist zertrümmert. Das einzige ansehnliche Gebäude ist der ehemalige Palast Christophs, der von außen zwar nicht imposant ist, dessen Zimmer jedoch kostbar und geschmackvoll eingerichtet sind. Die Meubel sind von Mahagoni, an allen Wänden sind Spieluhren, Blumenverzierungen, Landschaften und Delgemälde. Sehenswerth sind außerdem die Kasernen und das prächtige Hospital, wo musterhaft für Ordnung, Reinlichkeit und hinlängliche Pflege gesorgt wird. Die beiden Theater sind klein und unbedeutend. — In der Nähe der Capstadt ist das Schloß *Sans-souci*, welches bereits im vorigen Hefte beschrieben wurde.

B. Gutt.

Sitten und Gebräuche der Bewohner der Oesterreichischen Monarchie.

Skizzen aus der Vorzeit und Gegenwart.

III.

Hochzeitsgebräuche der Magyaren im Gömörer Comitatz.

(Ausgezogen aus dem *Tudományos Gyűtemény*.)

Drei Feste sind es, welche die Bewohner des Gömörer Comitatzes mit vorzüglichem Gepränge und Aufwande feiern, welche sie fröhlicher und prunkvoller, als selbst die höchsten Kirchenfeste, begehen; denn alle drei fallen in jene drei Zeitpunkte, die dem Dafeyn des Menschen die wichtigsten sind. Es ist das *Laufz*, das *Hochzeitz*, und — das *Begräbnißfest*. Sonderbar muß es erscheinen, daß alle drei, so verschiedenartig sie auch auf das Gemüth wirken sollten, dennoch gleich fröhlich, gleich ausgelassen gefeiert werden.

Wir heben hier nur jenes dieser drei Feste heraus, dessen veranlassende Ursache meist so wonnereich scheint, aber eben so oft für jedes Rosenblättchen, das sie dargereicht hat, hundertfache Dornen in der Folge hervortreibt. Indes, wir wollen eine lärmende Festlichkeit schildern, und darum hinweg mit solchen trüben Gedanken; gönnen wir den Brautleuten ihre Flitterwochen, sie haben nach deren Verlauf noch hinreichende Muße zum Seufzen und Klagen.

Selten sind die Ehen im Gömörer Comitatz eine Folge wechselseitiger Neigung — oft haben Braut und Bräutigam einander vor dem Augenblicke der Verlobung nie noch gesehen; die Eltern nehmen die Sorge dieser schwierigen Wahl auf sich, ihr einziger Zweck ist, ihrem Sohne eine brave, tüchtige, nicht ganz arme Hausfrau, ihrer Tochter einen braven, fleißigen Ehe-

mann zu verschaffen. Sobald die Eltern des im heirathsfähigen Alter stehenden Burschen in ihrem Dorfe oder in dessen Umgebung ein Mädchen erkundschaftet haben, welches alle Eigenschaften besitzt, die sie von dem Weibe ihres Sohnes verlangen: begibt sich der Vater unter Begleitung einiger Freunde und Verwandten zu den Eltern derselben, preist die Eigenschaften seines Sohnes, wobei seine Begleiter hie und da mit Superlativen einstimmen, und schließt mit einer Schilderung seiner eigenen Wohlhabenheit. Hierauf erfolgt die Antwort in demselben Style und Geiste. Unterdessen horcht das Mädchen, welches sich stets gleich beim Eintritte dieser Gäste entfernt, in einer Nebenkammer den heilsamen Ermahnungen ihrer Mutter. Nach langem Hin- und Wiederreden der beiden Väter wird endlich der Verlobungstag bestimmt und die Beendigung dieses Geschäftes mit einigen herzhaften Trünken Brantwein gefeiert.

Zu Hause angekommen, setzt der Vater seinem Sohne auseinander, welche vortheilhafte und dankenswerthe Wahl er für ihn getroffen habe. Einwürfe sind nicht erlaubt oder werden nicht beachtet. Einige Zeit darauf erscheint der Vater der Braut, ebenfalls mit einigen seiner Vertrauten, um »das Herdfeuer breimen zu sehen«; wobei das ganze Haus mit allem Geräthe bis zu den kleinsten Hausthieren herab sehr sorgsam betrachtet, und der Tochter bei der Heimkehr ein reizendes Bild aller dieser Herrlichkeiten entworfen wird. Hiemit schließen die Präliminarien.

Am Verlobungstage begeben sich die Eltern mit ihrem Sohne und dem *Kerö* (Sprecher), sehr festlich gekleidet, nach dem Hause der Braut. Beim Eintreten beginnt der *Kerö*: »Meine Ahtbarsten, wir hatten ein allerliebsteß Bögelein, aber ach, es flog uns davon, und flog gerade nach Eurer Behausung. Habt Ihr es nicht gesehen?«

»»Nein, wir bemerkten es nicht, und das Bögelein, das wir besitzen, ist unser eigenes. Darum lebt wohl, und suchet das Curige anderswo!««

Der Wohlstand erfordert, daß die Brautwerber auf diese Antwort sich entfernen, doch kehren sie bald wieder mit dem Vorgeben zurück: »sie hätten sich besonnen und gewünscht das Bögelein, das in diesem Hause wäre, mit sich fortzuführen, sie würden es in einen allerliebsten Käfig thun und sorgsam pflegen.«

Aber man muß doch diesen Vorschlag erst erwägen, und deshalb müssen sich die Brautwerber nochmals entfernen, und bei ihrer Wiederkunft geschieht daselbe und zwar noch einigemal. Dieses nennt man *Forduló*, das Umkehren. Es würde der Ehre der Braut sehr nachtheilig seyn, wenn nicht bei diesem Hin- und Wiederreden und Weggehen und Wiederkommen eine ganze Kerze *) verbrennen würde.

Ist endlich die Kerze bis auf einen Lichtstumpf herabgebrannt, so nimmt man die Brautwerber günstig auf und nöthigt sie zum Sitzen. Der Bräutigam aber bleibt stehen, und schielt, den Hut auf dem Kopfe, unter dessen breiten Krämpfen nach seiner Braut hinüber. Diese wird nun hervorgeschoben, und der *Kiadó* (Über-

*) Denn dieser Akt wird meistens Abends vorgenommen.

geber) redet sie mit der größten Artigkeit an: »Nun, meine theuerste Schwester, wie gefällt Euch die ganze Person des vor Euch stehenden ehrfamen jungen Menschen?«

Gibt sie ihre Zufriedenheit zu erkennen, was — wie ich schon früher bemerkte — ihre Pflicht ist: so nimmt der Bräutigam seinen Hut ab, faßt ihre Hand, und nun erst setzt auch er sich nieder. Die Brautwerber bitten darauf die Braut, zuerst Wasser, dann Feuer zu holen, und beaugenscheinigen sie bei dem Ersten mit möglichster Sorgfalt und mit Kenneraugen von rückwärts, bei dem letzteren von vorne, um von ihrer Klugheit und ihrem fehlerfreien Körperbaue sich zu überzeugen. Erst nach dieser Ceremonie, die nie vor Mitternacht beendet ist, kommt es zum Händereichen oder der eigentlichen Verlobung.

Bisher geschah alles mit trockenem Munde, nun aber beginnt man den beliebten Branntwein zu trinken, beruft die Gäste, die man allenfalls aus dem tiefsten Schlafe erweckt, bestellt die Fiedler, und tanzt, wenn diese fehlen, beim Schalle so lieblicher Melodien, als nur immer aus den Kehlen der Weiber ertönen können. So geht es bis zur Morgendämmerung.

Unterdeß hat nach gescheneher Verlobung die Mutter der Braut begonnen, die Speisen anzurichten. Kurz bevor diese bereitet sind, läßt die Braut durch den Kiadó an alle jene Gäste, die bei dem Heirathsgeschäfte sich thätig erwiesen, einige Tücher vertheilen, welche stets mit der Antwort aufgenommen werden, daß man sich des Rufes, der Person und des Daseyns der Braut mehr, als dieser geringen, vergänglichem Waare, erfreue. Erst dann, wenn schon der Morgen dämmt, setzen sich die Gäste zu Tische, die Brautleute aber werden in einer abgesonderten Kammer allein bewirthet.

Nach Beendigung des Mahles wird die Heirath dem Prediger *) angekündigt, der am nächsten Sonntage die Aufbietung beginnt. Am Mittwoch nach der dritten Verkündigung wird die Hochzeit gefeiert.

Von den dieser Festlichkeit vorangehenden letzten fünf oder sechs Tagen hat jeder seine besondere Bestimmung; so werden am Samstag Würste mit Kuttelfleisch bereitet, die, in Milch gekocht, an keiner Hochzeit fehlen dürfen; am Dienstag wird der Luchelbaum (Kendö-sa **) vor dem Hause der Braut errichtet; an allen Tagen aber wacker getrunken, weshalb auch für diese Zeit ein eigener Schänker (Kocsár) bestimmt wird.

Mittwoch früh endlich schickt man sich an, die Braut zur Copulation zu bitten. Wohnt sie — und dies ist meistens der Fall — mit ihren Eltern in einem andern Dorfe, so setzt sich der Bräutigam mit seinem Kerö und dem Brautführer, wie auch mit einer geeigneten Anzahl Weiber und Mädchen auf einige Wagen, auf deren letzten die Musikanten placirt werden,

und fährt mit einem Fäßchen Branntwein, mehren großmächtigen Strikeln und hochaufgeladenen Strohbündeln, nach dem Wohnort der Braut. Unterwegs wird gejubelt, gesungen, musicirt und in schnellster Carrière gefahren. Aber die Pferde müssen doch ausschlaufen, darum wird von Zeit zu Zeit, und zwar in nicht allzugroßen Intervallen, angehalten, ein oder zwei Bündel Stroh vom Wagen geworfen, angezündet, und nun stellen sich alle um diese Flamme herum, das Fäßchen wird angezapft, man jauchzt, springt, trinkt einige Gläser Schnaps, setzt sich wieder auf, und fährt eine kleine Strecke weiter. Dasselbe Jubeln und Schnapsen wiederholt sich mehremale, bis der Zug vor dem Dorfe der Braut anlangt. Hier lagern alle um das Branntweinfäß und das Strohfeuer am Wege. Unterdeß muß der Brautführer nach dem Dorfe gehen, um daselbst in irgend einem fremden Hause Quartier zu bestellen. In diesem wird er mit vielem Gepolter und Bombast zurückgehalten, zum Trinken genöthigt, bis es ihm endlich zu entkommen gelingt und er zu seiner schnapsenden Gesellschaft zurückeilt, mit der Botschaft, daß das Quartier zur Aufnahme bereit stehe. Ein Trunk und rauschender Toast gibt das Entzücken der Gesellschaft hierüber kund.

In diesem Interimsquartier angekommen, schmückt sich der Kerö mit einem Handtuche, das er in Gestalt eines Bandeliers umhängt, nimmt eine volle Branntweinflasche in die Rechte, und begibt sich so gravitätisch nach dem Hause der Braut, um dieselbe zur Copulation einzuladen. Uebermals beginnt ein endloses Parlamentiren, der Kiadó schickt den Brautwerber einigemal fort, dieser kömmt wieder, nöthigt und wird zum Trunke genöthigt, bis endlich, nachdem sowohl seine als des Kiadó Flasche geleert ist, ein Vergleich zu Stande kömmt. Jetzt tritt der Kerö ab, und einer der Gäste liest unter fortwährendem Weinen und Jammern sämmtlicher Anwesenden eine gereimte, bogenlange Abschiedsrede der Braut von ihren Eltern, Verwandten, Freundinnen u. s. f. herunter, mit deren Beendigung auch das Weherufen aufhört und in plötzliches Gejubel und Freudesprünge übergeht.

Glockengeläute gibt das Zeichen zum Kirchzuge. Beide Parteien verlassen ihre Häuser und ziehen absondert, unter Musik, Singen und Jubeln zur Kirche; eben so begeben sie sich nach vollbrachter Einsegnung des Brautpaares absondert nach ihren Wohnungen zurück und verzehren absondert das Hochzeitsmahl. Erst nach der Tafel begibt sich der Zug des Bräutigams nach dem Hause der Braut; es wird getanzt, und erst gegen Abend geht es ans Einpacken ihrer Habe. Aber jedes einzelne Stück, selbst die Blumensträuße der Braut, muß der Kerö erst von den Nyoszolyók (Bettweibern), die nichts umsonst hergeben, mit Geld auslösen. Ist endlich Alles auf den Wagen geladen, so erfordert der Anstand, daß die Braut jedem Kutscher ein buntfarbiges Tuch schenkt, welches den Pferden so um den Kopf gebunden wird, daß es im Winde lustig herumflattert. Dann bilden die Gäste von der Stubenthüre bis zum Hausthor, und von da bis zum Wagen eine lange Reihe, der Kiadó faßt die Braut bei der Hand, dreht sie, nachdem er eine passende Rede gehalten, mit sich im Kreise herum, und

wirft sie dem Brautwerber zu. Dieser hält ihr einen langen Glückwunsch, dreht sie ebenfalls um, übersendet sie dem nächststehenden, und so wird sie herumgedreht und weiterspedirt, bis sie in die Hände des Letztstehenden geräth und von diesem in den Wagen gehoben wird.

Im selben Augenblicke macht sich der erste Kutscher d. i. jener, dem die Ehre zugebracht wurde, die Braut zu führen, daran, den Luchelbaum umzuhauen, und die darauf befindlichen Gegenstände, die von Hochzeitsrechtswegen ihm angehören, sich zuzueignen. Aber er muß sich flink dazu halten, denn schon lauert eine Menge genäschiger Buben, um die Breteln von dem fallenden Stamme zu erhaschen. Oft hat der Kutscher das leere Nachsehen, öfter noch aber beginnt zum großen Vergnügen der Hochzeitsgäste eine lustige Raßbalgerei zwischen ihm und der diebischen Jugend. Ist es ihm jedoch gelungen, mit oder ohne Schläge seines Eigenthumes habhaft zu werden, dann schwingt er sich damit eilig auf den Sattel, und jagt mit der Braut im schnellsten Laufe davon, die andern Wagen ihm nach, bis vor das Dorf, wo wieder beim Strohfeuer ein Trütkchen gemacht wird, und so fort, bis man endlich vor dem Hause des Bräutigams ankömmt, wo die Braut vom Wagen gehoben, und auf dieselbe Art, wie sie aus dem Hause der Eltern spedirt worden, in die Wohnung des Bräutigams eingeführt wird. An der Hausthüre steht ein Weib mit einem Teller voll Honig, von welchem jeder der mitgekommene Gäste eine Messerspitze voll kosten muß, damit die Ehe honigsüß werde. Ich weiß nicht, ob dieses Mittel hilft, wünschenswerth wenigstens wäre es. — Darauf beginnt man, das Gepäck abzuladen, zu trinken, zu singen, zu tanzen und Kuchen zu essen, bis spät in der Nacht der Kerö erscheint, und die Gäste »in das königliche Haus *) auf eine Schüssel Speise und einen Krug Trank« ladet. Der Tisch wird gedeckt, die Gäste setzen sich, aber noch immer beginnt das Mahl nicht — nur Honigbranntwein und Kuchen werden herumgegeben. Unterdeß die Köchinnen (zu denen hiebei stets alte Weiber gewählt werden, die ziemlich unsauber mit den Speisen umgehen, worüber aber niemand sein Mißfallen zu äußern mag) Alles zum Austragen zuschicken, stellt der Kerö dem Hausvater die vornehmsten Gäste mit vielem Loben und Preisen vor, und erst hierauf beginnt das Austragen der Speisen. Dieses ist ein Geschäft des Brautführers, der bei jedem Gerichte eine gereimte oder ungereimte Rede über diese Speise mit eingeflochtenen Zweideutigkeiten hält und mit einem schallenden Gelächter sämmtlicher Anwesenden belohnt wird. Die letzte Speise ist immer ein Milchbrei. Nachdem dieser verzehrt ist, erscheint die Köchin mit verbundener Hand, in der sie aber dennoch einen großen Kochlöffel und in der andern einen Teller hält; jammert, daß sie beim Kochen des Breies sich die Hand verbrannt habe, bittet um eine Geldspende zur Entschädigung für den Schmerz, und bearbeitet mit dem Kochlöffel einen Feden, der sich etwa weigert, ihrem Begehre Folge zu leisten.

*) So heißt das Hochzeitshaus, und in einigen Gegenden heißt die Trauung selbst Krönung.

Nach der Mahlzeit der Gäste werden der Brautführer, seine Helfer und die Musici bewirthet, und haben auch diese gespeist, so werden die vornehmsten Gäste abermals dem Hausvater vorgestellt, die Tische hinausgetragen und bis zum hellen Morgen getanzt. Den Tanz beginnt der Brautführer, indem er die Braut, die Kranzjungfer und ein Bettweib ergreift, mit allen dreien zugleich einigemal in der Stube herumspringt, und erst dann den übrigen Paaren die Bewilligung zum Tanzen ertheilt.

Während des Tanzes führt der Kerö den Bräutigam unvermerkt in die Schlafkammer, legt ihn zu Bette und kehrt zu den Tanzenden zurück, denen er in sehr rührenden Versen vorträgt, wie sehnsuchtsvoll der Bräutigam nach der Braut verlange. Hierauf zündet er eine eigens dazu gegossene Kerze, welche die Form einer Neptungsgabel hat, an, und gibt eine gleiche der Braut in die Hand. Die Musik beginnt eine eigene Melodie, der Brautführer mit der Braut und einigen Mädchen kreisen — mit ganz eigenthümlichen Tanzfiguren — ein paarmal im Zimmer herum, während das Bettlied gesungen wird; der Brautführer entwischt, die Braut ihm nach, dieser folgen die Mädchen, welche in der Schlafkammer die Braut entkleiden und sich dann entfernen. Unterdeß hatte der Brautführer der Braut den Kranz entwendet und trägt ihn im Triumph und mit einigen derben Späßen nach der Tanzstube.

Am Morgen begibt man sich auf den Dorfplatz, zündet dort ein Strohfeuer an, und führt um selbes den Hajnal-tancoz (Morgentanz) auf. Hiebei soll die junge Frau einigemal das Feuer überspringen, aber vor oder nach dem ersten Sprunge sucht sie zu entweichen. Gelingt ihrs, so rennt sie nach Hause, dieses ist jedoch verschlossen und wird erst dann eröffnet, wenn sie den Einlaß mit Gelde erkaufte hat. Hierauf wird ihr zum Zeichen, daß sie bereits unter die Weiber gehört, eine Haube aufgesetzt.

Werfen wir einen Blick in das Haus der Eltern der Braut. Auch dort wird die ganze Nacht geschmaust, getanzt und getrunken, bis zum lichten Morgen, wo sämmtliche Gäste sich plötzlich erinnern, daß sie der Braut beim Abschiede einen baldigen Besuch versprochen, und sich demgemäß zu Fuß oder zu Wagen — jenachdem sich die Braut in dasselbe oder in ein anderes Dorf verheirathet hat — auf den Hörész (den Schmaus bei dem Bräutigam) begeben. Kaum sieht man sie kommen, als auch schon der Braut das Gesicht schnell mit einem Tuche umwunden, und erst, wenn jeder der neuen Gäste ein angemessenes Geldgeschenk in die vorgehaltene Haube geworfen, ihnen der Anblick des bräutlichen Antlitzes gestattet wird. Diese neuen Gäste werden nun sehr höflich bewirthet und nachdem sie sich sattfam ergötzt und gegessen und getrunken, mit ausgesuchter Grobheit hinausgeschafft. Man läßt nämlich Schotten von Paprika (ungarischem Pfeffer) verbrennen, was einen ungeheuern Gestank verursacht; macht durch Poltern an Thüren und Fensterläden, durch Schreien, Kreischen u. s. f. ein entsetzliches Gelärm, und läßt nicht eher nach, als bis die fremden Gäste, so beschwerlich ihnen auch das Aufstehen vom behaglichen Mahle fällt, sich empfehlen und gehen. Dann wird wieder mehre Tage mit Schmausen fort-

*) Die meisten Bewohner des Gömörer Comitates sind Protestanten.

**) Ein langer, gerader, junger Stamm, dessen Gipfel mit einem Tuche und einer Menge Breteln behängt wird. Seine Bestimmung werden wir später erfahren.

gefahren. Am Sonntage kommen die Eltern der Braut, um den Schaden, den sie oder ihre Sachen genommen, zu besichtigen; man führt sie in die Kirche, schmaust nach dem Gottesdienste abermals, und mit diesem Gelage nehmen die Hochzeitsfeierlichkeiten ein Ende.
Csáky Ferencz.

B i n g e n .

(Mit einem Stahlstiche.)

Den romantischen Ufern des Rheins fiel vor allen übrigen schönen Gegenden Deutschlands das glückliche Loos, zuerst von Naturfreunden beachtet und nach Verdienst gewürdigt zu werden. Heere von schreibseligen Reisenden rühmen schon seit langer Zeit ihre landschaftlichen Reize alljährlich in dicken Reisewerken; Dichter feiern sie in ihren Gesängen, und Künstler beeifern sich, sie durch getreue Abbildungen zu veranschaulichen, während die erhabenen Naturschönheiten der österreichischen Alpenländer erst in der jüngsten Zeit ihre Lobpreisler gefunden haben. Aber das Rheinthal ist auch klassischer Boden der deutschen Geschichte. Karl der Große verweilte hier am liebsten. Die altergrauen Städte und ehrwürdigen Burgruinen mahnen an die glanzvollsten Ereignisse jener Heldenzeit, wo der deutsche Name der erste in der Christenheit war. Und voll kindlicher Verehrung begrüßt der Deutsche noch heute, wie vor Jahrhunderten, den herrlichen Strom mit dem sinnvollen Namen: »Vater Rhein.«

Bingen bildet gewissermaßen den Schlussstein von dem entzückenden Rheingau, der unterhalb Mainz bei dem Dorfe Nieder-Walluf beginnt. Denn obwohl man gemeiniglich den etwa 2 Stunden stromabwärts von Bingen gelegenen Flecken Lorchhausen als dessen Endpunkt bezeichnet, so ist doch hier seine natürliche Gränze. Mit einemmale verändert sich hier die Physiognomie der Landschaft. Der lachende Reiz und die liebliche Anmuth, welche den Rheingau mit seinen Nebenhügeln, üppigen Wiesen, Schlössern, Landhäusern, freundlichen Flecken und Dörfern zu dem Garten von Deutschland machen, verschwinden bis auf die letzte Spur. Rauhe Berge und schroffe Felsenmassen mit grauen Burgtrümmern gekrönt, steigen knapp am Uferande empor, und lassen den längs dem Flusse liegenden Ortschaften oft nicht mehr Raum übrig, als die doppelte Breite der Landstraße beträgt. Das Strombett des Rheins, welcher oberhalb Bingen seine grünen Wogen in einer Breite von mehr als 2000 Fuß ergießt, verengt sich plötzlich, und nimmt durch eine lange Strecke fast nur die Hälfte der frühern Ausdehnung ein.

Bingen, in den Zeiten des deutschen Reichsverbandes kurmainzisch und gegenwärtig zum Großherzogthum Hessen-Darmstadt gehörig, liegt am linken Ufer des Rheins, welcher gleich unterhalb der Stadt die Nahe aufnimmt, und dann seinem bisher südwestlichen Laufe die Richtung nach Nordwesten gibt. Von Mainz ist es etwa 3, und von Koblenz 7 Meilen entfernt. Die beigegebene Ansicht ist von der Wasserseite aufgenommen, und stellt im Vordergrund die Mündung der Nahe in den Rhein dar. Das Auge verfolgt den Lauf

der ersteren stromaufwärts bis zur alterthümlichen Drususbrücke. Der Berg zur Rechten ist der Rupertsberg, jener zur Linken, an dessen Fusse sich die Stadt hinzieht, trägt die Ruinen des alten Bergschlosses Klopp.

Bingen ist eine der ältesten Städte am Rhein, und bestand erweislich schon zu den Zeiten der römischen Herrschaft. Das Bergschloß Klopp war eines von den fünfzig Kastellen, welche der römische Feldherr Drusus, Stiefsohn des Kaisers Augustus, längs dem Rheine erbauen ließ, um sich sowohl gegen die Ueberfälle der Germanen, als auch gegen die manchmal ausbrechenden Empörungen der Gallier zu sichern. Die Lage am Einflusse der Nahe machte diese Festung, die schon von ihrem Gründer den Namen Bingium erhielt, zu einem der wichtigsten militärischen Punkte dieser Gegend. Von einem römischen Lager war nur ein kleiner Schritt zu einer Stadt, wie dies die Entstehungsgeschichte so vieler deutscher Städte beweist. Schon Drusus soll Bäder, Altäre und einen Brunnen errichtet und die schöne Brücke über die Nahe erbaut haben, welche noch heute steht und seinen Namen trägt. Ungeachtet der oftmaligen, an ihr vorgenommenen Ausbesserungen sind die Pfeiler und Bogen, auf denen sie ruht, unverkennbar noch römischen Ursprungs. Man gibt auch einen großen unterirdischen Wasserbehälter mit mehren Gängen und Kanälen für den Brunnen aus, den dieser Feldherr gegraben haben soll, und nennt ihn Drususbrunnen.

Als Karl der Große seine christliche Universalmonarchie schuf, war Bingen schon eine bedeutende Stadt. Die Sage meldet sogar von einem Herzoge zu Bingen, der Rupert hieß, und zu den Zeiten der Karolinger lebte. Dieser unternahm, von frommem Bußeifer getrieben, schon im zarten Jünglingsalter eine beschwerliche Pilgerreise nach Rom. Nach seiner Heimath zurückgekehrt, entsagte er der Hoheit seines Rangses, vergabte den größten Theil seiner Besitzungen an Kirchen und Spitäler, lebte in seiner Fürstenburg, wie ein Mönch in seiner Zelle, nur mit Andachtsübungen und Werken der Wohlthätigkeit beschäftigt, und starb in Folge der körperlichen Anstrengungen und Entbehrungen, die er sich auferlegte, in einem Alter von kaum zwanzig Jahren. Seine irdische Hülle wurde in der Kirche zu Bingen bestattet, und er selbst später unter die Zahl der Heiligen versetzt. Man zeigte noch in neuerer Zeit in dem nun aufgehobenen Kloster Eubingen, unfern Rudesheim am rechten Rheinufer, das einfache Pilgergewand dieses Heiligen in einen prächtigen Purpurmantel gehüllt.

Im Mittelalter war Bingen, wie alle Städte am Rhein, im Besitze eines blühenden Handels. Es war der Stapelplatz für die vom Oberrhein herabkommenden Waaren, die von hier zu Lande bis jenseits der Klippen gebracht wurden, die das verrufene, damals noch nicht befahrbare Bingerloch bilden. Gegenwärtig hat zwar der Handel dieser Stadt seine ehemalige Wichtigkeit verloren, indessen machen die Einwohner doch bedeutende Geschäfte durch Versendungen von Wein, Getreide, Kleesamen, Kübbel, Essig, Brauntwein, Salz und Pottasche.

Bingen zählt ungefähr 500 Häuser mit einer Bevölkerung von 4,300 Seelen. Außer der schon bemerkten

Drususbrücke und dem Drususbrunnen ist auch eines der Stadttore von hohem Alterthume. Es rührt angeblich aus der Zeit der Karolinger her. In der schönen Pfarrkirche befindet sich ein seltsamer Taufstein und das Grabmal des Schwärmers Bartholomäus von Holzhausen, der für einen Propheten gelten wollte und hier im Jahre 1658 starb. Er soll unter andern auch Karl II. aus dem Hause Stuart, als sich dieser nach seiner Flucht aus England in Bingen aufhielt, die Wiedergelung auf den Thron seiner Vorfahren verkündet haben.

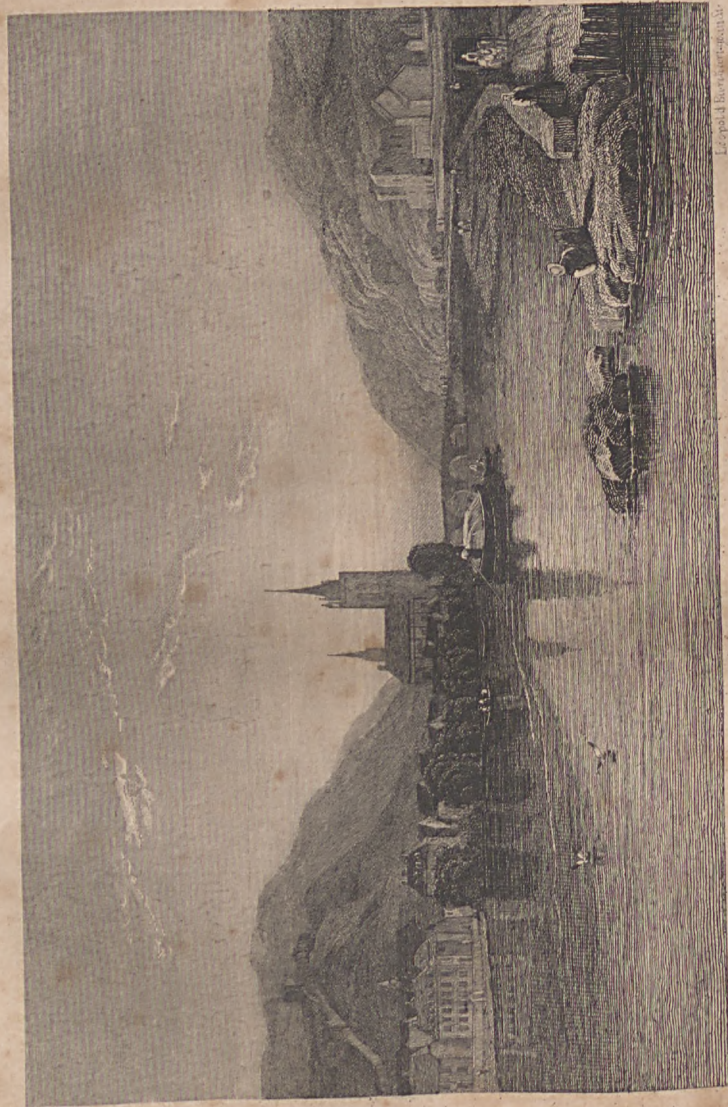
Der rebenreiche Rhein spendet auch hier seine Gaben. Die Stadt besitzt an 700 Morgen Weinland und der hier wachsende Scharlachberger wird zu den edlen Rheinweinen gezählt.

Die Lage von Bingen ist entzückend und gehört, was noch mehr sagen will, zu den schönsten am Rhein. Sie bildet den Uebergang der heiter-idyllischen Uferwelt des Rheingaus zu der schauerlichen, meilenlangen Gebirgsschlucht, innerhalb welcher sich der Strom bis gegen Godesberg und das Siebengebirge wendet. Die ernste Majestät dieser eng anschließenden Bergkette wird durch die lachende Anmuth jenes lieblichen Thales gemildert, und erhöht letztere wieder umgekehrt als dunkle Folie. Den vollständigsten Ueberblick der herrlichen Gegend erhält man von den Ruinen der alten Bergveste Klopp. Besteigt man den, noch bis jetzt erhaltenen Thurm, so entfaltet sich die reiche Landschaft wie ein unermessliches Rundgemälde. Das Auge übersieht, schwebend an der bunten Fülle der aller Arten auftauchenden Gegenstände, fast den ganzen Rheingau und folgt dem Laufe des Flusses abwärts durch das verengte Thal, bis ihn düstere Gebirge geheimnißvoll verdecken. Klopp war im Mittelalter eine der festesten Burgen und wurde für unüberwindlich gehalten. Sie ist in der deutschen Geschichte bekannt durch die Gefangennahme des unglücklichen Kaisers Heinrich IV., welche mit empörendem Verrathe von seinem aufrührerischen Sohne, nachmaligen Kaiser Heinrich V. bewirkt wurde (1105). Der pflichtvergessene Sohn hatte den Vater unter dem Vorwande der Ausöhnung nach Koblenz eingeladen, und erhielt dessen Verzeihung. Beide zogen mit einander nach Mainz, wohin der Kaiser einen Reichstag zur Wiederherstellung der Ordnung und Ruhe ausgeschrieben hatte. Unterwegs erklärte der Sohn, er halte es nicht für gerathen, wenn sich der Vater nach Mainz begeben, bevor er Gewißheit habe, daß sich seine Anhänger daselbst in zahlreicher Menge eingefunden haben, und erbot sich mit anscheinender Verorgniß, lieber einen Boten voranzuschicken, dessen Rückkehr der Kaiser in der Feste Klopp abwarten möge. Heinrich IV., der nichts Böses argwöhnte, hatte nur ein kleines Gefolge bei sich. Er ging in den Rath seines Sohnes ein, aber kaum war er im Umkreise der Burgmauern, als ein starker Trupp Bewaffneter auf ihn losstürzte und ihn als Gefangenen erklärte. — Im dreißigjährigen Kriege wurde diese Feste von den Schweden eingenommen und in dem verhängnißvollen Jahre 1689, das auch das prachtvolle Heidelberg Schloß zur Ruine machte, durch die Franzosen zerstört. — Wie ein heiteres Bild des Friedens

zieht sich mitten durch die noch stehenden Trümmer die geschmackvolle Fabersche Gartenanlage.

Oberhalb Klopp erhebt sich am Rheine der rebenumkränzte Rochusberg mit einer Wallfahrtskapelle. Diese war während der französischen Herrschaft in Verfall gerathen, ist aber gegenwärtig wieder hergestellt. Jährlich finden sich hier Tausende von frommen Betern am St. Rochusfeste ein. Eine meisterhafte Darstellung einer solchen Wallfahrt gab Göthe in seiner Schrift: »Kunst und Alterthum am Main und Rhein.« Der große Dichter schenkte der Kapelle auch ein schönes Bild des heiligen Rochus, von der wackern Künstlerin Seidler gemalt. Man genießt hier eine unendlich reizende Aussicht auf den Rheingau.

Gegenüber von Bingen, am linken Ufer der Nahe, liegt der Rupertsberg. Auf seinem Rücken zeugen einige romantisch zwischen Felsen hingestrente Trümmer von dem Daseyn des Nonnenklosters, welches die berühmte Seherin Hildegard von Bönheim, oder richtiger von Böckelheim, 1148 stiftete. Sie lebte hier viele Jahre als Abtissin und starb in hohem Alter zu Ende des zwölften Jahrhunderts im Rufe der Heiligkeit. Diese heilige Seherin war das Orakel ihrer Zeit. Ein hoher und gereifter Geist spricht aus den tiefpoetischen Bildern ihrer religiösen Eingebungen, Gesichte und Prophezeiungen, die sie, ohne in ihrer Jugend eine gelehrte Bildung genossen zu haben, in lateinischer Sprache niederschrieb. Wie mächtig der Einfluß war, den sie auf ihre Zeitgenossen ausübte, erhellt daraus, daß sich der heilige Bernhard von Clairvaux, als er damit umging, Kaiser Konrad den Dritten zu einem neuen Kreuzzuge zu bewegen, zuerst an sie wandte, um den Kaiser und die Fürsten Deutschlands für dieses Vorhaben zu gewinnen, welcher Aufforderung sie auch mit einem glänzenden Erfolge entsprach. — Eine Viertelstunde unterhalb Bingen steht mitten im Rhein der durch die Sage bekannte Mäuse thurm. Er war seiner ursprünglichen Bestimmung nach ein Wachtposten, um die Einnahme des Rheinpfalles, den die Erzbischöfe von den vorüberfahrenden Schiffen erhoben, zu sichern. In der Nacht diente er zugleich zum Leuchthurm und wurde in späterer Zeit zu größerem Schutze mit Kanonen (im Altdeutschen Mufferie genannt) versehen, daher der Name Muffenthurm, welcher sich in der Folge in Mäusethurm verwandelte. Ein paar hundert Klaftern davon stromabwärts ist das berühmte Bingerloch, von den Schiffern des Rheins im Mittelalter eben so gefürchtet, als die Scylla und Charybdis von den Alten; und wie diese die Reste der hinabgezogenen Schiffe wieder aus sich auf die Oberfläche trieb, so glaubte man auch, daß das Bingerloch die Trümmer seiner Beute auf die Felsenbank zu St. Goar wieder auswerfe. Holländer Handelsleute unternahmen zuerst im 16. Jahrhunderte die Sprengung der gefährlichsten Klippen, welches gemeinnützige Bestreben zu Ende des vorigen Jahrhunderts von einigen Holzhändlern aus Frankfurt wieder aufgenommen wurde, so daß nun die Durchfahrt nur noch bei einem Sturme bedenklich war. Seitdem aber durch die Sorgfalt der k. preussischen Regierung in den Jahren 1830—32 noch mehrere im Verborgenen drohende Felsen gesprengt wurden, ist jede Gefahr beseitigt, und an dem Bingerloch nichts Schreck-



BINGEN.

Verlag von Gottlieb Hauser Sohn in Prag

liches mehr, als der Name. — Dem Mäufethurm gegenüber am rechten Ufer des Flusses erblickt man auf dem mittleren Vorsprunge eines steilen Berges die noch ziemlich erhaltenen Ruinen der Burg Ehrenfels. Wahrscheinlich zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts erbaut, diente sie einst den Erzbischöfen von Mainz zum Aufenthalte, war Schatzkammer des Domkapitels und eine zu jenem Erzstifte gehörige Zollstätte. Im Jahre 1689 zerstörten sie die Franzosen.

Oberhalb Ehrenfels, Bingen fast gerade gegenüber, liegt das freundliche Städtchen Rudesheim, berühmt wegen seines trefflichen Weines und seiner alten Burgen. Die hiesigen Weinberge verdanken Kaiser Karl dem Großen ihre Entstehung. Dieser erhabene Herrscher, der wie Peter der Große in neuerer Zeit das Kleinste wie das Größte in seinem weiten Reiche mit gleicher Aufmerksamkeit erwog, erkannte bald die herrliche Lage, ließ Neben aus Orleans und Burgund kommen, und verpflanzte sie auf die Rudesheimer Berge. Das Weinland nimmt dermal über 1500 Morgen ein. Der sogenannte Bergwein ist der vorzüglichste, und gilt neben dem Johannisberger für den König der deutschen Weine. Er wächst auf einem schroffen Berge, wo man mit bewunderungswürdigem Fleiße Terrassen errichtet und an den fahlen Felsen Geslechte mit Erde ausgefüllt, um Neben darein zu pflanzen, angebracht hat. Ein Morgen dieses Nebenlandes wird bis zu 10,000 Reichsgulden werth gehalten. Neben dem Weinbaue ist die Schifffahrt eine Haupterwerbsquelle der Rudesheimer, und so wie sie in dem Rufe der trefflichsten Winzer im Rheingau stehen, so gelten sie auch für die kühnsten und erfahrensten Schiffer. Jeder, der eine Wasserreise auf dem Rheine mit einem eigenen Fahrzeuge zu machen gesonnen ist, thut am besten, sich eines Rudesheimer Schiffers zu bedienen.

Das Sehenswerthe in Rudesheim sind die vier alten Burgen. Die älteste und merkwürdigste ist die Niederburg oder das Fort Ingelheim, nahe am Rheine. Die in neuerer Zeit in einem unterirdischen Gewölbe derselben aufgefundenen Aschenkrüge, Vasen, Lampen und andere römische Alterthümer bestätigen die schon früher gehegte Vermuthung, daß sie ursprünglich ein römisches Kastell war. Von den Karolingern erweitert, war sie der Sitz eines Reichsgerichtes, kam dann in das Eigenthum der Erzbischöfe von Mainz und im dreizehnten Jahrhunderte an die Familie Rudesheim. Der gegenwärtige Besitzer, Graf von Ingelheim, hat die Burg, ihrer alten Gestalt entsprechend, zum Theil wieder bewohnbar gemacht, und sehr sinnig einige Zimmer im Geschmace des Mittelalters eingerichtet. Man findet hier eine hübsche Gartenanlage und ein schauerhaftes Burgverließ. Die erwähnten römischen Alterthümer sind in einem besondern Gemache aufgestellt.

An die Niederburg gränzt die obere oder Boosenburg. Sie besteht aus zwei Abtheilungen: einem viereckigen Thurme mit altem Mauerwerk und einem neueren, im alldutschen Style aufgeführten Gebäude, welches noch bewohnt wird. Auch diese Burg besaß einst die Familie Rudesheim, gegenwärtig befindet sie sich im Eigenthume der Grafen von Boos-Waldeck. —

Am Marktplatze des Städtchens liegt die Vorderburg, von welcher nichts weiter als ein Thurm vorhanden ist. Die vierte Burg, nach ihren ehemaligen Besitzern die Brömserburg genannt, deren Ruinen einen höchst malerischen Anblick darbieten, steht in dem oberen Theile der Stadt. Ein Rittersaal, eine Kapelle und ein Schlafgemach sind noch zu sehen. Im Mittelalter waren die Brömser von Rudesheim Herren dieser Beste. Die Sage hat das Andenken eines aus diesem Geschlechte, Hans Brömser, beim Volke erhalten. Dieser, ein tapferer Degen, war mit dem Kreuzheere Kaiser Konrad des Zweiten nach dem Morgenlande gezogen. Auf dem Rückzuge aus Palästina hatte er das Unglück, als er von der Nachhut zu weit zurückgeblieben war, von einem Trupp im Hinterhalt gelagerter Saracenen überfallen und gefangen zu werden. Lange schmachtete er im feuchten Kerker und gedachte mit zerrissenem Herzen seiner schönen Gattin und seiner Kinder, die er daheim am herrlichen Rhein zurückgelassen hatte, und die er vielleicht nimmer wiedersehen sollte. Da betete er einst in einsamer Nacht in der Tiefe des Schmerzes zu dem göttlichen Erlöser und gelobte ihm ein Kirchlein zu bauen, wenn er ihn aus dieser Noth befreien und ihn glücklich in den Schooß der Seinigen zurückführen würde. Der Ritter hatte kaum das fromme Gelübde gethan, als er in der Ecke des Kerkers eine scharfe Feile bemerkte. Er nahm sie und löste damit schnell seine Ketten. Er trat zur Pforte und fand sie geöffnet, und seine Wächter in tiefem Schlafe. Kaum traute er seinen Augen, als er mitten im Hofe sein treues Roß wohl gefattelt und neben ihm seine Waffen, die ihm der Feind entrißen hatte, erblickte. Freudig legte er sie an, schwang sich auf das Pferd, und sprengte zum offenen Thore hinaus. Als der Morgen graute, hatte der wunderbar Gerettete schon weit den Ort seines Gefängnisses hinter sich und eilte auf bekannten Wegen dem nahen Hafen zu, der ihn zum schönen Vaterlande bringen sollte. Die wohnigen Bilder des Wiedersehens verdrängten bald in der Seele Brömser's die Erinnerung an sein heiliges Versprechen. Er dachte nur an die Küsse seines schönen Weibes, die Krone der rheinischen Frauen, und an den herrlichen Rudesheimer Wein, der ihm nach so langer Entbehrung um so besser munden sollte. Ein düsterer Eichenwald nahm ihn nun in seinen Schatten. Der Weg führte an einer von Buschwerk umrankten Felsenschlucht vorbei. Da hörte er plötzlich ein furchtbares Zischen; das Pferd wich schen zurück. Ein scheußlicher Drache wand sich langsam aus der Höhle hervor und schoß mit weit geöffnetem Rachen auf den Ritter. Dieser setzte sich muthig zur Wehre, aber der Speer prallte von dem gepanzerten Rücken des Unthieres ab. Schon umringelte es mit seinem Schlangenschweife Roß und Reiter, da befahl Brömser Gott seine Seele, gedachte reuig des gethanen Gelübdes, und flehte, es erneuernd, zum Himmel um Beistand. Gestärkt durch das Gebet befreite er seine Rechte und langte nach seinem guten Schwerte. Nach langem, schwerem Kampfe überwältigte er endlich das Unthier. Als es getödtet zu seinen Füßen lag, da dankte er knieend Gott, der seinen Arm gestählt. Dann schnitt er dem Drachen die Zunge aus dem Halse, und band

sie zu den Ketten, in denen er gefangen saß, und die er zum Gedächtnisse mitgenommen hatte, auf sein Roß. Glücklich im Hafen angelangt, führte ihn bald ein Schiff nach Europa. Rasch überschritt er die Alpen, begrüßte den Rhein und lag in den Armen seiner Lieben. Dem vergnüglichen heimischen Leben wiedergegeben, dachte Brömser wohl manchmal an sein frommes Gelübde, aber über ritterlichen Spielen, den Freuden der Jagd und Trinkgelagen verschob er von Tag zu Tag dessen Ausführung. Da ward er nochmals durch heiligen Ruf ermahnt. Ein Ackerknecht des Ritters fuhr eines Morgens in den nahen Wald, um gefälltes Holz zu laden. Plötzlich hörte er aus dem dichten Gebüsch eine feierliche Stimme ertönen, welche dreimal »Noth Gotte« rief. Erschrocken, doch wie von höherer Macht getrieben, folgte der Knecht mit seinem Wagen, an den ein Dohse gespannt war, dem Tone. Bei einer uralten großen Eiche blieb das Thier stehen, und war alles Weichens ungeachtet nicht weiter zu bringen. Da erblickte der Mann unten am Stamme in einer Höhlung des Baumes ein Bild, das den Heiland unter seinen Jüngern am Delberge darstellte. Mit scheuer Ehrfurcht zog er es hervor, nahm es mit nach Hause und gab es den jungen Ritterknaben, welche es voll kindlicher Andacht in der Hauskapelle aufstellten. Am folgenden Tage fuhr der Knecht abermals in den Wald. Als er an die Stelle von gestern kam, vernahm er aus dem Gebüsch wieder dreimal den Ruf: »Noth Gotte.« Er näherte sich dem wunderbaren Baume. Der Dohs blieb vor demselben wieder stehen, grub mit den Hörnern tief bis zu den Wurzeln der Eiche, und scharfte daselbe Bild aus der Erde. Der Knecht erzählte nun dem Ritter die wunderbare Begebenheit und überreichte ihm den Fund. Dieser erkannte hierin eine höhere Mahnung und schritt mit reuigem Gefühle sogleich zur Erfüllung seines Gelübdes. Der Eichbaum wurde gefällt, auf seinem Stamme ein Altar errichtet, darüber eine Kirche erbaut und »Noth Gotte« genannt. Die Kirche, zu welcher später ein Kapuzinerkloster hinzukam, war lange ein sehr besuchter Wallfahrtsort. In neuerer Zeit wurden beide aufgehoben, und eine Meierei trat an ihre Stelle. Bis zum Jahre 1831 befanden sich in der Brömserburg die Ahnenbilder dieses Geschlechtes, die Sklavenkette des Ritters Hans Brömser, die Zunge des Drachen, das Horn des Dohsen, der das Gnadenbild aus der Erde grub, und verschiedenes alterthümliches Hausgeräthe, worunter ein mit Schnitzwerk verziertes Ehebett, Vorstellungen ehelicher Liebe und Treue aus dem alten Testamente enthaltend. Im gedachten Jahre wurden diese Kostbarkeiten und Alterthümer in das Schloß Johannisberg übertragen. — Eine kleine Strecke aufwärts von Rudesheim ladet der herrliche Naturpark Niderwalde, von dem Grafen von Dstein mit ungeheuern Kosten angelegt, zum Besuche ein. Von dem offenen Säulentempel am Rande des Waldes eröffnet sich dem Auge eine höchst reizende Aussicht auf den paradiesischen Rheingau. Einen noch umfassenderen Aussichtspunkt, weil er sich auch über den von dunkeln Bergen eingeklemmten untern Rhein erstreckt, bietet der Rosfel dar, ein aus rohen Steinen trümmerartig errichtetes Gebäude, welches auf einer schroffen vorragenden Felsenspitze steht.

Im Rheingau nehmen noch zwei Punkte unsere Aufmerksamkeit in Anspruch: das prachtvolle Schloß Johannisberg und der Flecken Nieder-Ingelheim. Ehedem eine Abtei, wechselte Johannisberg lange seine Besitzer, bis es unser unvergeßliche Monarch Kaiser Franz I. im Jahre 1816 Sr. Durchlaucht dem Haus-, Hof- und Staatskanzler Fürsten von Metternich zur Belohnung seiner treugeleisteten Dienste in jenen schwierigen Zeitverhältnissen unter Herzoglich-Nassauischer Lehensverbindlichkeit schenkte. Die zu dem Schlosse gehörigen Ländereien bestehen in 55 Morgen Weinland, 450 Morgen Ackerland, 70 Morgen Wiesen und 460 Morgen Waldung. Der köstliche Johannisberger wächst nahe am Schlosse, von dessen Balkon man eine wunderliebliche Aussicht, besonders in der Abendbeleuchtung auf die Umgegend genießt.

Nieder-Ingelheim, am rechten Rheinufer gelegen, war nebst Aachen der Lieblings-Aufenthaltort Karls des Großen, und der Sitz des Hoflagers vieler Herrscher Deutschlands nach ihm. Die wichtigsten Reichsverhandlungen wurden hier unter den Karolingern, den sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaisern gepflogen. Jetzt ist Ingelheim ein unansehnlicher Flecken, und nur wenige Ueberreste bezeichnen die Stätte, wo der prächtige Palast Karls des Großen stand, geschmückt mit hundert Marmor- und Granitsäulen, die er mit großen Kosten zum Theil aus Rom und Ravenna herbeischaffen ließ.

Dr. W.

Michel Chevalier: Briefe über Nordamerika.

1837.

I. Der Yankee und der Virginier.

Die weiten Strecken der nordamerikanischen Union sind von den verschiedenartigsten Völkerstämmen bewohnt. Das herrschende Geschlecht sind die Abkömmlinge der Europäer; im Westen zurückgedrängt häufen sich die flüchtigen Indianer, im Todeskampfe gegen die vorschreitende, ihnen verderbliche Civilisation langsam vergehend; im Süden seufzen die Neger unter ihrem

*) Diese literarische Erscheinung wurde in Frankreich mit dem ungetheiltesten Beifalle aufgenommen. Es sind eigentlich Correspondenzen, auf einer Reise in Nordamerika in den Jahren 1833—35 für das Journal des Debats geschrieben, und erscheinen hier nur gesammelt. Der Verfasser gilt in Frankreich als Autorität über Nordamerika; selbst in der bekannten Differenz zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten (1835) hatte seine Meinung auf die Sache, welche noch zwischen Krieg und Frieden hing, bedeutenden Einfluß. Der Styl seiner »Briefe« ist elegant und glänzend, durchaus antithetisch, so sehr, daß eine brillante Wendung, ein überraschender Gegensatz ihn verleitet, über die Wahrheit hinauszugehen. Nur in seinen ganz positiven Artikeln kann man ihm unbedingt bestimmen. Immerhin füllen seine Briefe eine bedauerliche Lücke zwischen Bromme, welcher eine ungeheure Masse von Material, leider unverdaut und in einem barbarischen Style, aufgehäuft hat, und Duden dessen geistvolles Werk nur zu sehr Monographie ist, und bloß eine Seite des amerikanischen Lebens ins Auge faßt. Wir theilen das Wichtigste aus Chevaliers Briefen unter den nöthigen Rautelen und Berichtigungen hier mit. Gleich im ersten Aufsatze hatten wir einige Oberflächlichkeiten zu bedecken, einige Härten zu verwischen; unsere Leser können es uns Dank wissen, daß wir die Cathederrhetorik des generalisirenden Schlusses ganz weglassen.

harten Sklavenjoch. Doch selbst die europäische Bevölkerung hat nicht einen gleichförmigen, einen Nationalcharakter; der nördliche und der südliche Theil stehen einander schroff gegenüber. Um diese beiden, den Gesamtcharakter des nordamerikanischen Volkes constituirenden Theile am deutlichsten zu bezeichnen, wählen wir als ihre Repräsentanten den Yankee *) und den Virginier, deren jeder sein Gepräge der entsprechenden Staatshälfte aufgedrückt hat.

Der Yankee und der Virginier sind sehr unähnliche Wesen; sie haben keine große Neigung zu einander, und sind meistens in Zwietracht. Der Virginier ist offen, herzlich; er hat Höflichkeit in den Sitten, Adel in der Gesinnung, Größe in den Ideen: er ist der wahre Sprößling des englischen gentleman. Seit seiner Kindheit von Sklaven umgeben, die ihn jeder Arbeit überheben, ist er unthätig, selbst träge. Er ist großmüthig und freigebig; rings um ihn und mehr noch in den neuen Staaten, als in dem verarmten Virginien, herrscht Verschwendung. Wenn die Baumwollenernte reich war, und die Preise fest sind, ladet er jeden ein, seines Überflusses sich zu erfreuen, unbekümmert, wie die nächste Ernte seyn werde. Gastfreundschaft ist für ihn Pflicht, Vergnügen, Glück. Er liebt die Verfassung seines Staates, und dennoch zeigt er mit Behagen dem Gaste das Silbergeschirr der Familie, dessen von der Zeit halb verwischtes Wappen bezeugt, daß er von den ersten Anstiedlern, von einem Hause abstammt, welches zu den angesehenen des Mutterlandes gehörte. Mit glühender Einbildungskraft und aufwallendem Gefühle begabt, ist er zum Redner gleichsam geboren. Er versteht sich besser darauf, Menschen zu gebieten, als die Natur zu beherrschen. Er ist ein tapferer Krieger; Mützen der südlichen Staaten waren es, welche 1814 vor Neu-Orleans einen ewig denkwürdigen Sieg über ein disciplinirtes, an Zahl weit überlegenes englisches Heer errangen.

Das Gegenbild des Virginiers, der Yankee, ist bedächtig, verschlossen, mißtrauend. Er ist von nachdenklichem, düstrem, aber consequentem Charakter. Wie der Virginier das Bild der männlichen Schönheit, ist er das Bild der männlichen Kraft. Seine Haltung ist ohne Anmuth, aber bescheiden und fest; sein Benehmen ist kalt, oft gar nicht einnehmend. Sein Ideenkreis ist eng, doch praktisch; er hat mehr Sinn für das Zweckmäßige, als für das Großartige. Er hat nicht den mindesten Anflug vom Chevaleresken, und doch ist er ein Abenteuerer und liebt das umherirrende Leben. Er hat eine lebhaftere Phantasie, welche originelle Einfälle, Yankee notions, erzeugt, mehr Bizarrie als Poësie. Der Yankee ist die arbeitsame Ameise, industriös, nüchtern, sparsam, im armen Neuengland selbst bis zum Geiz; unter den Schätzen des Westen ist er nur ordnungsliebend. Sein tiefeindringender Verstand mußte, um die geringen Hilfsquellen Neuenglands auszubenten, Mittel ergreifen, die vor der europäischen Moral nicht bestehen konnten. Die Yankeeertriche (Yankee trikes)

*) Yankee war ursprünglich ein Spottname für die Bewohner Neuenglands (der nordöstlichen Staaten der Vereinigten Staaten). Diese glauben ihn aber nun zu Ehren gebracht zu haben, und legen ihn sich selbst bei.

sind in schlechtem Rufe. Mitten unter den unerschöpflichen Reichthümern des Westen ist er nur Spekulant, oft bis zur Berwegenheit, doch immer rechtlich. Selten gewährt er seine Gastfreundschaft, aber dann immer im ausgedehntesten Grade. Er ist ein kurzer, energischer Redner; er hat nicht die grandiose Kunst, die Leidenschaften zu erregen, die Herzen zu gewinnen; seine Rede besiegt den Verstand, fesselt die Ueberzeugung. Er ist weniger Staatsmann, als geschickter Ordner und Gesetzgeber, er hat ein bewundernswürdiges Verwaltungstalent. Endlich ist der Yankee der beste Seemann der Welt; selbst das stolze England fühlte im letzten Kriege seine Streiche; seine Schiffe sind über alle Weltmeere verbreitet.

Nachdem diese so verschiedenen Geschlechter ihre Heimath erfüllt und angebaut hatten, ergossen sie ihren Ueberfluß an Bevölkerung in die unermesslichen westlichen Landschaften. Der alte Boon führte eine Schaar Virginier über die Alleghaniberge in die herrlichen Waldthäler Kentucky's. Jahrelang führten die kühnen Anstiedler einen Vernichtungskrieg mit den kriegerischen Indianern. Mancher unbekanntes Held fiel im blutigen Kampfe unter der Kugel oder dem Tomahawt eines rothhäutigen Hectors. Endlich siegte die Civilisation. Der tapferen Vorhut folgte der Strom der Auswanderer mit ihren Sklaven, und bemächtigte sich des fruchtbaren Bodens. Als die Nachfrage nach Baumwolle einen neuen unermesslichen Kulturzweig eröffnete, wanderten sie mit ihren Sklaven auch nach dem Süden, und schufen die neuen Staaten am Mississippi, Feudalstaaten, wo der Grundherr müßig inmitten seiner Sklaven ruht und sich von den Früchten ihres Schweißes bereichert. So gründete Virginia Kentucky, Nord-Carolina Tennessee, Süd-Carolina und Georgia Alabama und Mississippi. Tennessee und Kentucky senden wieder ihre Schößlinge nach Arkansas, Texas und Missouri.

Der Charakter des Yankee zeigt sich am deutlichsten in seiner Auswanderungsweise. Der Hauptzweck des Virginiers ist Plantagenbesitz, Gewinn von Colonialprodukten im Großen durch Sklavenarbeit. Der Haß der Sklaverei hat im Herzen des Yankee die tiefste Wurzel gefaßt, mit eigener Hand bezwingt er die reiche Natur der Westländer und erbeutet ihre Schätze. Auf einen Wagen ladet er seinen Flug, sein Bett, ein Faß mit Lebensmitteln, die unerlässliche Theeliste, seine Bibel und seine Frau, und vertieft sich, die Hacke auf der Schulter, allein, oft ohne einen Gehilfen, selbst ohne einen Gefährten, in die schönen Wildnisse des Westen, um einige hundert Meilen von seinem Waterhause in der Tiefe der Wälder seine Hütte zu errichten und sein Feld zu bauen. Die ersten Anstiedler kamen aus Connecticut, dem Granitstaate, wie man ihn nennt, unter den puritanischen Staaten der strengste. Jetzt geht die Masse der Auswanderer vom Staate Neu-York aus. Mit unermüddlicher Energie rottet der Yankee Wälder aus, errichtet sein reinliches Häuschen, und schafft sich durch Intelligenz und praktischen Sinn sein Glück. Gehst du im Süden an einer besser gehaltenen Pflanzung vorüber, siehst du solidere Gebäude, reichere Felder, besser gehaltene Neger, und fragst du, wer der Eigenthümer sei, so hörst du: »Ah, ein Mann aus Neuengland, ein smart man (geschickter Mann)«

Siehst du am Missouri neben einer schmutzigen Hütte mit zerbrochenen Fenstern, vor deren Thüre zerlumpte Kinder sich balgen, ein neues frisch angestrichenes Haus, von einem Duzend schöner Bäume beschattet, bemerkst du durch die Fenster ein großes Zimmer, von Reinlichkeit glänzend, nettgekleidete Burschen, und Mädchen beinahe nach der letzten Pariser Mode gepudt, so ist sicher der Besitzer der ersten Farm aus Nordcarolina, jener der letzten aus Neuengland. — Auch am Gange der Auswanderung siehst du das überwiegende praktische Talent des Yankee. Während der Virginier grade aus, nur dem guten Boden nachging, lief die Colonisation des Yankee die schiffbaren Ströme Ohio, Mississippi und Missouri und die großen nördlichen Seen entlang. Die meisten Kommunikationsmittel, Eisenbahnen, Canäle, Dampfschiffe gehören dem Yankee an; aller Handel, selbst der südlichen Staaten, ist in seiner Hand, alle Industrie des Landes geht von ihm aus; er repräsentirt nach Außen hin den Charakter des Volkes der Union und hat dem jezigen Menschenalter sein Gepräge aufgedrückt. Später vielleicht wird im Westen ein eigener Volkstypus sich entwickeln, die beiden Extremes des Virginiers und Yankee in sich vereinigen und vermitteln, und dem Lande eine unberechenbare und glorreiche Zukunft geben.

II. Abenteuer des Capitän John Smith.

John Smith, im Jahre 1579 zu Willoughby in Lincolnshire geboren, zeigte schon von Jugend auf einen festen, unternehmenden Geist. Seine tollen Streiche setzten selbst seine muthwilligen Spielgenossen und Mitschüler in Erstaunen. In seinem dreizehnten Jahre bekam er Lust, das Seeleben zu sehen; alsobald verkaufte er Bücher und Spielsachen, und schaffte sich auf diese Art ein kleines Reisegeld. Eben als er abreisen wollte, starb sein Vater, und er kam unter die Herrschaft alter, strenger Vormünder, welche seine ungezügelte Lebhaftigkeit durch die äußerste Härte einschränken zu müssen glaubten. In seinem fünfzehnten Jahre brachte man ihn in das Bureau eines Geschäftsmannes, der weder Geld noch Ermahnungen sparte, um ihn zu bilden und für ein geregelttes Leben Sinn zu geben. Die engen Beschränkungen und das ewige Einerlei seines neuen Standes widerten aber bald den jungen Wildfang so an, daß er mit wenigen Schillingen in der Tasche heimlich Herrn und Geschäft verließ. Sein guter Stern ließ ihn einen jungen Lord finden, welcher die große Tour durch Europa machte, und ihn unter sein zahlreiches Gefolge aufnahm. Auch dieses neuen Herrn wurde John nach wenigen Monaten überdrüssig, und ließ sich in dem holländischen Heere anwerben, wo er drei bis vier Jahre zubrachte. Auf das Anerbieten eines schottischen Edelmannes, der ihm dringende Empfehlungen an den Hof König Jakob's versprach, ging er über Meer nach England. Auch hier in seinen Hoffnungen getäuscht, kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Doch wie konnte sein feuriger Geist die achselzuckende Philisterei seiner Mitbürger und ihr beleidigendes Mitleid ertragen? John Smith wich jedem menschlichen Antlitze aus; er vergrub sich in die Tiefe der Wälder und verbrachte einsam seine Tage

mit dem Studium des Krieges und Waffenübungen. Das einzige menschliche Wesen, welches er zu der Zeit sah, war ein italienischer Stallmeister des Grafen von Lincoln, welcher ihm sein Pferd besorgte.

Da starb Johns Vormund, und der thatendürstende Jüngling hat nicht sobald sein Vermögen in Händen, als er schon nach Flandern absegelt. Vier französische Gauner bestehlen ihn hier; er verfolgt sie, erreicht den einen, schießt mit ihm, und verwundet ihn. Ein alter Freund seiner Familie leiht ihm das Geld zur Weiterreise. Er reiset längs der französischen Ufer von Dünkirchen bis Marseille, besucht überall Arsenalen und Festungswerke, und schiffet sich endlich nach Italien ein. Er segelte in Gesellschaft einer großen Anzahl von Pilgern, welche nach Loreto wallfahrteten. Ein Sturm hebt sich, die empörte See droht das kleine Schifflein zu verschlingen. Die angstvollen Pilger schreiben den Aufruhr der Elemente dem Zorne des Himmels zu. Als Sühnopfer ergreifen sie den heterodoxen Engländer und schleudern ihn, einen neuen Jonas, in die Fluthen. Glücklicherweise erreicht er durch Schwimmen die Insel S. Maria bei Nizza, wo er nur so lange bleibt, bis ein neues Schiff ihn aufnimmt. Auf hohem Meere sehen sie ein venetianisches Schiff, greifen es an, entern und plündern es. Bei Antibes läßt sich Smith mit seinem Beuteantheile ans Land setzen, reist quer durch Italien, durchsegelt den Golf von Venedig, und gelangt nach Steiermark, wo er in kaiserliche Dienste tritt und den Krieg gegen die Türken mitmacht. Hier zwingt er, nicht minder klug als tapfer, die Türken, die Belagerung von Dlympach aufzuheben, und wird mit einer Hauptmannsstelle im siebenbürgischen Regimente des Grafen Melldritsch belohnt.

Nach manchen tapfern Thaten belagerten die kaiserlichen Regyal in Siebenbürgen. Die Belagerung zog sich in die Länge. Da erschien einst im christlichen Lager ein Herold, und forderte im Namen seines Herrn, des berühmten Turba-Schah, einen christlichen Ritter zum Zweikampf heraus. Das Loos fiel auf John Smith. Am bestimmten Tage reiheten sich die christlichen Krieger vor der Stadt, die angesehensten Bewohner der Stadt und viele reichgeschmückte Damen erfüllten die Mauern. Musik erschallte, der Kampf begann, der Osmanli fiel in seinem Blute. Ein zweiter Kämpfer, der die Ehre der türkischen Waffen retten wollte, ward gleichfalls besiegt hingestreckt. Da trat der riesige Bonni-Mulgro auf. Auf den ersten Hieb mit der Streitart wirft er den rüstigen Smith fast aus dem Sattel; schon ertönt die Stadt von Freubengeschrei, da erhebt sich Smith, stürzt den Gegner mit einem einzigen Degenstoße vom Rosse und schlägt ihm das Haupt ab. Bald darauf wurde die Stadt erobert. — Doch das Waffenglück ist untreu. Das Christenheer wurde kurz hernach in einer blutigen Schlacht vernichtet. John Smith lag schwer verwundet unter einem Haufen von Todten. Seine reichgeschmückten Waffen verriethen ihn als Mann von Auszeichnung, die Feinde entdeckten in ihm noch einen Lebensfunken, und pflegten ihn in Erwartung eines reichen Lösegeldes mit Sorgfalt. Als er genesen war, führte man ihn auf den Sklavenmarkt zu Ariopolis; hier kaufte ihn ein Pascha und schickte

ihn seiner Geliebten in Konstantinopel zum Geschenk, indem er ihn prahlend für einen böhmischen Edelmann ausgab, den er in der Schlacht gefangen. Diese Ruhmredigkeit wurde bald entlarvt; die Dame sprach italienisch, welches Smith auch verstand. Er erzählte ihr seine wechselvollen Schicksale, und gewann ihr Herz. Sie sendete ihn ihrem Bruder Timur Pascha, Statthalter einer Provinz am asowschen Meere, mit dringenden Empfehlungen und dem Geständnisse ihrer Neigung. Timur Pascha ergrimmte so sehr über den verwegenen Christen, daß er ihn entkleiden und mit Schlägen bedecken ließ. Mit geschorenem Haupte, einem eisernen Halsbande, und in einem groben, härenen Kittel wurde Smith unter Stockschlägen täglich ausgetrieben, in Gesellschaft anderer Christensklaven das Feld zu pflügen. Täglich erschien der grausame Pascha und überhäufte den armen Smith mit Schimpfreden und Streichen. Als dieser sich einst mit seinem Peiniger allein sah, erschlug er ihn mit einem Streiche seiner eisernen Fessel, verbarg ihn unter das Stroh seines Herkers und sprengte auf dem Araberrosse des Osmanen mit verhängtem Zügel in die Wüste. Nach einer Irrfahrt von 16 Tagen kam er nach Herapolis am Don, wo ihn ein russischer Posten großmüthig aufnahm. Eine mitleidige Dame überhäufte den unglücklichen Flüchtling mit Theilnahme und Unterstützung. Smith, des abentheuerlichen Lebens müde, ging über Siebenbürgen, wo seine Freunde ihn mit Geld versahen, über Deutschland, Frankreich, Spanien und Marokko nach England.

Doch nicht lange sollte er hier ruhen, sein launenhaftes Schicksal wollte ihn in noch seltsamere und romanhaftere Lagen werfen. Gleich nach seiner Ankunft in England ging von dort eine Expedition nach Nordamerika; man drang in ihn, sie zu begleiten, und er that es. Im Jahre 1607 lief Smith, erst 28 Jahre alt, in die Chesapeakebay ein. Auf einer Halbinsel gründeten die Ansetzler die Stadt James-Town (Jakobsstadt). Wenn heut zu Tage der Reisende auf einem herrlichen Dampfschiffe mit Pfeileschnelligkeit den James-river hinauffliegt, sieht er die Trümmer eines Thurmes und einer Kirchhofmauer, die einzigen Ueberreste jener ersten Niederlassung am Saume der damaligen unermesslichen Urwälder. Gehaft von den Bewohnern der Colonie, aus ihrer Mitte gestoßen, obgleich durch königlichen Befehl er im Rathe mitzuseßen sollte, durchstreifte John Smith, in Geduld sich fassend, die Umgebungen der jungen Stadt. Er drang an den Flüssen hinauf in die weiten Wälder, machte die Bekanntschaft der eingeborenen Stämme, und besuchte den König Powhattan, den mächtigsten Häuptling dieser Gegenden. Unterdessen ward die Colonie sehr übel verwaltet, und eines Tages plötzlich von Powhattans Kriegern überfallen. Ein Mann ward getödtet, sieben verwundet. Nun brach das lange verhaltene Mißvergnügen mit dem Rathe offen aus. Der Präsident wurde abgesetzt, und John Smith, dessen Zeit nun gekommen war, beherrschte den neuwählten ganz. Er vertheilte die Arbeit, stellte Ruhe und Ordnung wieder her, und sorgte vor allem für Lebensmittel, besonders für Mais, welchen die Indianer bauten. Auf einem

Kenbilder weg, und ließ sich, gleichsam als Lösegeld, eine große Masse von Mais verabreichen. Als nun die Angelegenheiten der Colonie geordnet waren, überließ sich Smith wieder den Lockungen seines abentheuerlichen Geistes. Einst ruderte er den Strom Chicahomini hinauf, ließ das große Boot mit der Mehrzahl der Mannschaft in einer Bucht sich verbergen, und setz seine Fahrt in einem kleinen Canot bloß mit zwei Weissen und zwei Indianern fort. Die Zurückgelassenen hielten sich leider nicht nach ihrer Vorschrift, wurden von den Wilden angegriffen und einer von ihnen gefangen, der den Weg John Smiths zu verrathen gezwungen wurde. Unterdessen war Smith schon bei den Morästen, aus welchen der Fluß entspringt, angekommen. Mitten in der Nacht wird er mit seinen Gefährten von mehr als 200 Indianern umgeben und angegriffen; die beiden Engländer fallen, er selbst erhält einen Pfeilschuß in den Schenkel. Dennoch ergibt er sich nicht, tödtet drei seiner Gegner, ergreift mit dem linken Arme einen Indianer und hält ihn als Schild den feindlichen Geschossen entgegen. Die Wilden stannen, er macht sich Platz, und schon hat er fast sein Canot erreicht, als er in ein Sumpfloch stürzt, und sammt dem gefangenen Indianer bis an den Gürtel versinkt. Auch da noch wagten die Indianer nicht, sich ihm zu nahen, bis er seine Waffen weggeworfen hatte. Halb erstarrt von Frost zogen sie ihn aus dem Sumpfe, trugen ihn zum Feuer und rieben ihn, bis er den Gebrauch seiner Glieder wieder hatte. Smith sah neben sich die scalpirten Leichen seiner Gefährten, und hielt sich für verloren. Er versuchte noch ein Mittel zur Rettung, zog einen Taschencompaß hervor, und zeigte ihn dem Häuptlinge der Wilden. Der Sohn des Waldes erstaunte über die ewig zitternde Nadel, welche er deutlich sah und doch nicht mit dem Finger berühren konnte; denn von der Durchsichtigkeit des Glases hatte er keinen Begriff. Smith bemerkte seine Verwunderung und begann vom Gebrauche der Magnetnadel, von den Himmelskörpern, ihren Bewegungen und Gesetzen zu erzählen. Dennoch gewann in den Wilden der Blutdurst über die Verehrung die Oberhand. Sie banden ihn an einen Baum, umringten ihn, und spannten ihre Bogen. Doch noch einmal wird sein Tod aufgeschoben, der Häuptling wollte seinen Gefangenen im Triumph bei Powhattan aufführen. John Smiths Muth und Körperstärke, und der Beweis tiefer Kenntnisse, den er durch seine Erzählung den Wilden gegeben, ließen ihn fast wie ein überirdisches Wesen erscheinen. Seine Gefangenschaft wurde mit endlosen Festlichkeiten gefeiert, er wurde reich bewirthet, indianische Zauberer kamen, ihn zu beschwören, Powhattan entfaltete, um ihn zu empfangen, allen Luxus seiner Wälder. Von Stamm zu Stamm wurde Smith herumgeführt, endlich schlug man ihm vor, mit den Wilden sich zu verbrütern, in den Wäldern zu wohnen und die Belagerung von Jamestown zu befehlen. Frauen und Grundstücke sollte er nehmen dürfen, wo und so viel ihm gefällig wäre. Auf die abschlägige Antwort versammelte Powhattan die Sachems (Häuptlinge), und einstimmig wurde Smiths Tod und das unmittelbare Vornehmen der Hinrichtung beschlossen.

Jetzt schien keine menschliche Macht Smith retten

zu können. Zwei Steine wurden dem Könige zu Füßen gelegt, und Smith auf sie ausgestreckt, die Häuptlinge stellen sich rund um ihn, im Hintergrunde scharrt sich das Volk in erwartungsvollem Schweigen. Powhattan selbst wollte das Opfer schlachten, er nähert sich mit seiner Keule, drohend erhebt er sie —

Da drängt eine weibliche Gestalt aus der Menge sich hervor: stets waren Frauen Smiths gute Engel. Sie wirft sich zwischen Smith und die tödliche Keule; es ist Powhattans älteste Tochter, die schöne Pocahontas. Sie breitet die Arme gegen ihren Vater aus; weinend sieht sie ihn an, des Gefangenen zu schonen. Anfangs scheint der König unwillig; bald schmelzen die Thränen der geliebten Tochter seinen eisigen Grimm. Er sieht seine Krieger an, selbst diese zeigen sich von Mitleid ergriffen. »So lebe er denn,« rief er aus. Schon am nächsten Morgen war Smith mit zwei Führern auf dem Wege nach Jamestown. Als Friedenspfand sendete er an Powhattan zwei Flinten und einen Mühlstein zurück.

Von Neuem ordnete Smith die Angelegenheiten der Colonie, von Neuem begann er wieder seine Ausflüge in die Wildnis der Wälder. Er fuhr den Potomak hinauf und untersuchte unter unzähligen Gefahren alle Zuflüsse der Chesapeakebay. Immer rettete seine Geistesgegenwart, die fast religiöse Ehrfurcht der Wilden vor ihm, und vor Allem der großmüthige Beistand der reizenden Pocahontas ihn und die Colonie vor dem rings drohenden Verderben. Oft machte seine Beschützerin allein in der Nacht weite Wege durch Wälder und Sümpfe, umtobt von den fürchterlichen Draken Virginien, um Smith und die Colonisten von den verberblichen Anschlägen der Wilden zu benachrichtigen. Oft, wenn Smith und seine Gefährten auf ihren Streifzügen vor Hunger fast versmachteten, erschien wie ein freundlicher Engel die schöne Tochter des Waldes, mit einem Gefolge, das, reich mit Lebensmitteln belastet, die Abentheurer sättigte. Griechenland würde ihr Altare errichtet haben, die Engländer thaten anders. In Smiths Abwesenheit entführten sie Pocahontas als Geißel für ihren Vater. Nachdem sie die Arme lange Zeit zurückbehalten hatten, verheiratheten sie sie an einen gewissen Rolfe, einen Colonisten, der sie bald darauf nach England führte. Diese schöne Blume, ihren heimathlichen Wäldern entrissen, welkte unter den Nebeln Englands schnell dahin, die arme Pocahontas starb in ihrem 23sten Lebensjahre zu Gravesend an der Auszehrung. Sie hinterließ einen einzigen Sohn, der sich in Virginien niederließ, und von welchem viele der angesehensten Familien Virginien ihre Abstammung herleiten. —

Die Großthaten Smiths, welche er, wie Casar, selbst beschrieben hat, sind kaum alle herzuführen. Einst trug er einen gigantischen Häuptling, der ihm einen Hinterhalt gelegt hatte, auf seinem Rücken nach Jamestown. Ein anderes Mal war er von siebenhundert Indianern umringt; plötzlich ergreift er den Sachem bei den Haaren, wirft ihn nieder und zwingt, indem er ihren Häuptling bedroht, die ganze Schaar, die Waffen niederzuwerfen. Durch unzählige Gefahren führte er die Colonie sicher; gegen Hunger und Krankheit, gegen die Pfeile der Wilden und die Störigkeit

der Colonisten, selbst gegen den Verrath einiger Schweizer, die Powhattan durch reichen Gold gewann, hatte er zu kämpfen. Empörung und Mord durch Gift und Stahl bedrohten ihn mehrmals. Seine Standhaftigkeit und sein Muth siegten über alles, und er hatte das Vergnügen, vor seinem Tode die Colonie, sein Werk, blühen und gedeihen zu sehen. Nach einigen Jahren verließ er Virginien, durch die Explosion eines Pulverfasses schwer verwundet, um es nie wieder zu sehen. Später verliert sich jede Spur seiner Existenz, und er fand einen unbekanntem und unrühmlichen Tod. Doch sein Daseyn war kein verlorne, er gründete den Ursprung des Staates Virginien, des größten und eines der mächtigsten der Union. Und wohl mögen die Züge von Großmuth und Ritterthum, welche den Virginier auszeichnen, dem leuchtenden Vorbilde zu verdanken seyn, welches John Smith seinen Freunden und den Genossen seiner Abentheuer aufstellte.

B. Gutt.

Gur, Mando und Bedjapur.

(Uebersetzt aus dem Asiatic Journal.)

Indien ist überreich an verlassenem Städten und an Ruinen von sehr großem Umfange. Eine der bedeutendsten ist Gur, die alte Hauptstadt Bengalens. Die Ueberreste dieser ehemals blühenden Stadt befinden sich in dem Bezirke von Dinagpur, einige Meilen südlich von Malva. Die Ursache ihres Verfalles und ihrer Verödung liegt im veränderten Laufe des Ganges, der sonst am Fuße ihrer Mauern hinströmte, doch vor ungefähr 200 Jahren eine andere Richtung nahm, und sein Strombett in bedeutender Entfernung von jener Stadt wählte, die ihm bis dahin ihren Reichthum und den Glanz der Heiligkeit verdankt hatte. Heutzutage bedecken ihre Trümmer einen Flächenraum von zwanzig englischen Viertelmeilen; der Ganges strömt in einer Entfernung von 4 Meilen und ehemals schiffbare Stellen sind gegenwärtig 12 Meilen vom Flusse abseits, dessen Zurücktreten für Gur alle jene traurigen Folgen nach sich zog, welche die Abtrünnigkeit eines mächtigen Verbündeten herbeizuführen pflegt.

Es liegt viel Dichterisches in dem traurigen Geschicke einer Stadt, die unter dem Einflusse eines Naturereignisses erliegt, welches man mit Recht dem größten Unglücke gleichstellen kann; denn das grause Gefolge des Krieges, Feuer, Schwert, Pest und Hungersnoth konnte keine schrecklicheren Verheerungen erzeugen, als diese Veränderung im Laufe des Ganges, durch welche eine Stadt von so hoher Schönheit, daß Kaiser Humaium sie das Paradies nannte, nach und nach in einen Trümmerhaufen umgewandelt wurde. Die üppige Vegetation Bengalens hat diese prachtvollen Trümmer beinahe ganz überkleidet. Ein schöner See mit mehreren Inseln breitete einst seine krystallinen Fluthen bis an das östliche Ende einer starken Festung, doch der See ist ausgetrocknet, die Festung spurlos verschwunden, und nur die majestätischen Ueberbleibsel einiger Moscheen, Thürme und Triumphbogen lassen auf die ehemalige Herrlichkeit, so wie auf den treffli-

den Geschmack und das Talent ihrer Erbauer schließen. Die Gebäude Gurs waren mit großer Festigkeit aus Ziegeln und einer Gattung Stein erbaut, welche von Vielen fälschlich für Marmor gehalten, von den Geologen aber für Amphibolith erklärt wurde. Eine große Menge von Baustoffen wurde im Verlaufe der Zeit hinweggeführt, verkauft und zur Erbauung der Städte und Dörfer in der Umgegend verwendet; dessenungeachtet blieben noch sehr bedeutende Ueberreste von Maurerarbeit zurück, die aber im Allgemeinen so sehr vom Gesträuche bedeckt und mit riesenmäßigen, in ihren Spalten wurzelnden Bäumen verwachsen sind, daß sie eher ungeheuren Wällen gleichen, als den Trümmern menschlicher Wohnungen.

Der Bogen des Hauptthores, der an malerischer Schönheit schwerlich von irgend einem Bau neuerer Zeit übertroffen seyn dürfte, hat mehr als 50 Fuß Höhe. Seine Mauern sind verhältnißmäßig dick, und versprechen, den Verheerungen vieler Jahrhunderte troh zu können. An ihm sieht man alle jene, dem morgenländischen Style eigenthümlichen Verzierungen verschwenderisch angebracht, und vielleicht gibt es in der ganzen Welt kein Gemälde erhabener Schönheit, als das jener edlen Bau-Trümmer. Zwischen dem Rohrdickicht unterscheidet man die nun ausgearteten Frucht-bäume und Gesträuche, ehemals die Zierden paradiesischer Gärten. Noch erhebt die Palme stolz ihr Haupt zu den Wolken und die niedrigen strauchartigen Gewächse wuchern so mächtig am Boden fort, daß ihr undurchdringliches Dickicht den Luftzug hemmt. Die Anhäufungen von Pflanzenresten, die sich zersehen; die Moräste, entstanden aus Teichen und vernachlässigten Wasserbehältern, erzeugen Miasmen, welche den kühnen Reisenden, der diese Ruinen besucht, mit Krankheit, ja mit dem Tode bedrohen. Es wurden einige schwache Versuche gemacht, um diesen, mit wunderbarer Fruchtbarkeit gesegneten Boden dem Ackerbaue wiederzugeben, aber bald erlahmte die Trägheit und die Nachlässigkeit der Bengalen daran. Die Bewohner der Umgegend, zufrieden, von der Erde das zu erhalten, was sie im strengsten Sinne zur Fristung des Daseyns bedürfen, ziehen keine Frucht von jener Quelle des Reichthums, die sie unmittelbar vor Augen haben und nur auszubeuten brauchen. Die stehenden Gewässer der durch so lange Zeit jeder Säuberung entbehrenden Teiche hauchen pestilentialische Dünste aus, wimmeln von Krokodilen, und nicht gefahrlos kann man ihnen nahen, trotz der frommen Bestrebungen einiger in diesen Orten trostloser Abgeschiedenheit hausenden Fakire, die sich damit beschäftigen, jene schenßlichen Reptilien zu zählen, eine Arbeit, um die sie wohl Niemand beneiden dürfte.

Der Erfolg dieser Bemühungen, die, wären sie auf die Vernichtung jener fürchterlichen Amphibien gerichtet gewesen, sich unstreitig vortheilhafter für die menschliche Gesellschaft erwiesen hätten, hat gezeigt, daß kein Wesen in der Natur, auch nicht das schene und grausamste, der Zähmung durchaus unzugänglich ist. Die Krokodile in Gur haben die Stimmen ihrer Wohlthäter (beziehungsweise Erzähler) unterscheiden gelernt, und eilen auf ihren Ruf herbei, um etwas Reis aus der Hand ihrer Gönner zu erhalten.

Diese, geschützt durch den Fatalismus und gegen ihr Leben gänzlich gleichgiltig, nahen den Ungeheuern, deren Rachen geöffnet zu seyn scheint, sie zu verschlingen, ohne Furcht. Man kann überzeugt seyn, in jenen Theilen Indiens, welche verheerenden Krankheiten ausgehst, oder am meisten von reißenden Thieren beunruhigt sind, stets ein siedlerische Büßende, Muselmänner oder Hindus zu finden. Es dürfte schwer seyn, zu bestimmen, ob religiöse Begeisterung oder weltlicher Ehrgeiz und Eitelkeit die Triebfeder ihrer Handlungsweise ist. Während ihres Lebens sind sie der Gegenstand außerordentlicher Verehrung, und diese Rücksicht allein kann ihnen ein Daseyn voll der schrecklichsten Entbehrungen erträglich machen. Da sie sich aber häufig in die entlegensten und beinahe unzugänglichen Orte zurückziehen, so können sie auch dieser Verehrung, für die sie so viele harte Opfer bringen, nur wenig sich erfreuen. Gewissensbisse, Kummer, erlittene Unglücksfälle, sind die Ursachen, welche die indischen Büßer in diese Jungles und Trümmer treiben, und sie zu Gefährten ihrer eigentlichen Bewohner, der wilden Thiere, machen. Doch gibt es auch viele unter diesen Einsiedlern, für welche diese Lebensweise eine Art von Stand ist, der ihnen von ihrer Kaste oder ihren Verwandten auferlegt wird. Kaum wurde nämlich ein Fakir von einem Tiger oder einem andern Genossen seiner Einsamkeit verschlungen, so zeigt sich sogleich ein Nachfolger, der bereit ist, den leer gewordenen Platz zu füllen, sich der gleichen Gefahr anzusehen, und — wahrscheinlich auf dieselbe Weise zu Grunde zu gehen. In der That finden es die Bewohner Indiens ganz natürlich, daß gewisse Todesarten in einer Familie erblich seien; vor allem suchen jene, deren Verwandte die Beute der Tiger wurden, das gleiche Loos, und nur sehr wenige sieht man jenen Ort verlassen, der sich einem ihrer Verwandten unheilvoll erwies.

Man kann sich von der ungewöhnlichen Größe der Krokodile von Gur und von ihrer Menge einen Begriff machen, wenn man jene Umstände in Erwägung zieht, deren Zusammentreffen dem Wachstume und der Vermehrung aller Arten von kriechenden Thieren so ungemein förderlich ist, als da sind: die Hitze und Feuchtigkeit der Luft, die schlammige Beschaffenheit des Bodens, die stete Gährung der Pflanzstoffe und deren Zerfetzung; aber die Krokodile sind überall häufig, selbst da, wo die erwähnten Gründe nicht eintreten. Die von der ungeheuren Hitze ausgetrockneten Teiche füllen sich kaum durch einen periodischen Regenguß, so wimmeln sie auch schon von Reptilien, von denen früher keine Spur vorhanden war. Diejenigen, denen die ungewöhnliche Fruchtbarkeit und frühe Fortpflanzung dieser Thiere unbekannt ist, glauben, sie wanderten aus wasserreichen, weit entlegenen Gegenden herbei; es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß sie aus den, im warmen Ufersande zurückgelassenen und durch die Sonnenhitze ausgebrüteten Eiern hervorkriechen. Von dem Augenblicke, als eines dieser beidseitigen Ungethüme seine Schale zerbricht, ist es vollständig geeignet, seine Nahrung selbst zu suchen, und wenn es den zahlreichen Feinden entgeht, welche ihm aufzulauern, um es zu verschlingen, ehe es stark genug zur Selbstvertheidigung

geworden, so übersteigt dann die Schnelligkeit seines Wachstums allen Glauben.

Die *Boa constrictor* kommt ebenfalls in den Ruinen von Gur vor; sie erreicht dort eine entsetzliche Größe, im Anfange des 19ten Jahrhunderts erlegte man eine Schlange dieser Gattung von 22 Fuß Länge. Ungeachtet Gur in geringer Entfernung vom Ganges liegt, so nehmen sich doch wenige Reisende die Mühe, diese so merkwürdigen Trümmer eines Besuches zu würdigen.

Hent zu Tage kann von Gur als Stadt keine Rede mehr seyn; die Pflugschar geht dahin über den Ethen der Könige, und Hütten werden errichtet aus den Mauern zerstörter Paläste. Aber es gibt andere Orte, die der drohenden Zerstörung noch entrisfen werden könnten. Einer der anziehendsten davon ist Mando, ungeachtet auch da der üppige Pflanzenreichthum einen großen Theil der Gebäude bedeckt. Diese Stadt hat im Ganzen weniger von den Verheerungen der Zeit gelitten, und ihre Lage ist viel schöner und merkwürdiger. Früher Residenz *Dhar Radjah's*, eines indischen Fürsten, ward Mando in der Folge dem Scepter der Patanen unterworfen, und gerieth, nachdem sie von Akbar, dem Eroberer aller muselmännischer Nachbarstaaten, genommen worden war, nach und nach in Verfall. Mando liegt in der Provinz Malva und ist in einer weiten Ebene, auf dem Gipfel eines Berges, der zur Gebirgskette von Bindhya gehört, erbaut. Als die Engländer sich zu Herren dieses Landstriches machten, bemerkte man, daß Mando der Zufluchtsort räuberischer Stämme, der Aufenthalt und der Schutz der *Whils* wurde, die, nachdem sie in der Ebene ihre Raubereien ausgeübt, sich in die Mauern jener verlassenen Stadt zurückzogen, und dort kühn jeder Verfolgung trohten. Sie wurden zwar dieser Schutzstätte in Folge der Besitznehmung Malva's und der benachbarten Provinzen durch die Engländer beraubt, aber bis auf den gegenwärtigen Zeitpunkt haben sie — wenigstens die Mehrzahl von ihnen — nicht aufgehört, die verbrecherische Lebensweise ihrer Vorfahren fortzuführen, und es scheint in der That die Ausbreitung höherer Sittlichkeit bei ihnen viel größeren Schwierigkeiten zu unterliegen, als bei den andern eingebornen Stämmen Indiens. Sir John Malcolm, dessen Name überall, wo ihn sein vielbewegtes Leben hinführte, mit Verehrung genannt wird, war in dieser Hinsicht glücklicher in seinen Bemühungen, als seine Nachfolger. Er versuchte es, durch Güte und Vertrauen auf diese verwahrlosten Horden einzuwirken, und wirklich gelang es ihm auf diese Weise, denn sie suchten begierig das ihnen geschenkte Vertrauen zu rechtfertigen und sich zu erhalten. Doch bleibt in diesem weiten Landstriche noch vieles zu thun übrig. Seine Bevölkerung steht nicht auf gleicher Höhe geistiger Entwicklung mit jener der europäischen Bergbewohner und theilt höchstens mit deren Vorfahren die Großmuth und das Gefühl für Ehre und Freiheit, das selbst den wildesten Stämmen nie ganz fremd bleibt. Es ereignet sich nicht selten, daß gegen die *Whils*, wenn sie in bedeutender Anzahl versammelt, ihre ruhigen friedliebenden Nachbarn mit Raub und Brand, ja dem schrecklichsten Blutbade bedrohen, regelmäßige Feldzüge unternommen werden. Bei dieser Gelegenheit trifft es sich wohl, daß

junge Officiere, welche den Vortrab befehligen, wenn sie sonst Liebhaber des Abentheuerlichen sind, sich ohne Anstand ganz der Gewalt derjenigen, die zu bekämpfen sie ausgeschiedt wurden, anvertrauen, und man hat kein Beispiel, daß sie ein Opfer ihres Vertrauens geworden wären. — Nichts setzt die *Whils* in höheres Entzücken, als ausgezeichnete Geschicklichkeit im Schießen. Mit Verehrung betrachten sie die englischen Feuerwepre, das tiefe Staunen, welches ein Doppelrohr und die Erfindung der Percussionschloffer bei einem rohen Volke natürlicherweise erregen muß, nicht verhehlend.

Seit man Mando den *Whils* entrisfen, sind die Tiger dort sehr zahlreich geworden, und ziehen die Gemächer der Paläste den Höhlen und Köchern der benachbarten Wälder vor. Diejenigen, welche die noch glänzenden Trümmer dieser Stadt zu besuchen kommen, laufen einige Gefahr, in den Straßen Tigern zu begegnen; sie sind nächst den Fakiren die einzigen Bewohner derselben, und diese dienen ihren vierfüßigen Gefährten in Ermangelung anderes Wildes nicht selten zum Mahle.

Ungeachtet der gänzlichen Verödung und der theilweisen Zerstörung Mando's befindet sich doch noch ein beträchtlicher Theil der Gebäude in ziemlich wohl erhaltenem Zustande. Man findet dort Gelegenheit, einige der schönsten Denkmäler afghanischer Baukunst zu bewundern, die man in Hindostan finden kann. Mando ist vorzüglich wegen seiner Wasserbehälter und wegen der die letzteren umgebenden Gemächer unter dem Wasserspiegel berühmt, in welche sich, so lange die heißen Winde wehen, die Herrscher und Mächtigen dieser einst so bevölkerten Stadt zurückzogen. Das Schiff oder der Wasserpalast, wie man dies Gebäude zu nennen pflegt, ist einer der merkwürdigsten Baureste Mando's, es befindet sich auf einer Erdzunge zwischen zwei weiten Teichen oder vielmehr Seen, und wird eben so sehr wegen der Schönheit und des Malerischen seiner Bauart, als wegen der Sonderbarkeit seiner Lage bewundert. Niemand kann diesen köstlichen Ruheplatz betrachten, ohne schmerzlich zu bedauern, ihn unvermeidlicher Zerstörung preisgegeben zu sehen. Die Grabesstille und gänzliche Verlassenheit Mando's muß jedes fühlende Herz mit tiefer Wehmuth erfüllen.

Während Sir John Malcolm's Aufenthalte in der Provinz Malva brachte derselbe mehrmals einige Tage in dieser Stadt zu; dieser Umstand zog gelegentlich Gesellschaften von Besuchenden aus der nahen Besatzung von *Mhau* dahin; aber es scheint demungeachtet wenig Hoffnung vorhanden, daß Mando jemals wieder der belebte Aufenthalt geschäftiger Menschen werde. Der größere Theil der Gebäude besteht aus schönem rothen Steine, dem gewöhnlichen Baustoffe in allen obern Provinzen Hindostans; ein herrliches Grabmal *Hossein Schah's* ist ganz von weißem Marmor, der an den Ufern des *Nerbuddah* bricht. Die alten Schriftsteller beschreiben Mando als sehr groß, und geben ihr einen Umfang von 22 Meilen. Was noch davon übrig blieb, bestätigt die Genauigkeit dieser Angabe. Von der Ebene unterhalb der Stadt kann man nur auf einem einzigen Punkte hineingelangen; eine Heerstraße und ein Eingang, von drei noch bis jetzt gut erhaltenen Thoren geschützt, führt durch die Felsen, auf deren

oberstem Gipfel: Mando erbaut ist. Der ganze Berg ist mit dem üppigsten Pflanzenreichthum überwachsen, riesige Bäume erheben ihre Häupter, und wurzeln in den Spalten der geborstenen Mauern und dick belaubtes Gesträuche umgibt die tiefer gelegenen Häuser. Der benachbarte Boden ist von äußerster Fruchtbarkeit, die Ebenen bedeckt eine eigene sehr lieblich duftende Pflanzengattung, die gepreßt ein, wegen seiner arzneilichen Eigenschaften bei Europäern und Eingebornen in hohem Ansehen stehendes Del gibt, dessen man sich vorzüglich bei rheumatischen Leiden bedient.

Doch trotz der ausgezeichneten Schönheit seiner Lage und des romantischen Antheils, der sich an seine Bauwürmer knüpft, muß Mando in beiden Punkten jener Stadt weichen, welcher John Makintosh den dichterischen Beinamen Palmyrens im Dekan gab. Fände man auch Marmorgebäude dort, so könnte Bedjapur kühn den Wettstreit mit Delhi und Agra eingehen, und vielleicht kann weder die eine noch die andere dieser beiden Städte sich eines Gebäudes von solch verschwenderischer Pracht rühmen, als es das Grabmal Mahmud Schah's oder der Dirga Ibrahim Padiſchah's in den Gärten der zwölf Jmans ist. Nach der Theilung von Aureng-Zeb's mächtigem Reiche fiel das während des kurzen Zeitraums von zwei Jahrhunderten von Fürsten aus dem Hause Abil Schah's beherrschte Bedjapur in die Hände der Mahratten, und erst seit kurzem ward diese Stadt den Besuchen der Europäer zugänglich.

Ungeachtet sie nicht so gänzlich verlassen ist, wie Mando, so enthält sie doch nur eine geringe Bevölkerung, die hauptsächlich aus muselmännischen Priestern, Bettelmönchen, Mahratten aus den niedersten und ärmsten Klassen und einer geringen Anzahl rechtgläubiger Hindus besteht. Diese letztern sind sehr stolz auf den Besitz eines kleinen mit milchfarbigem Wasser gefüllten Behälters; sie behaupten, es sey wahres Wasser aus dem Ganges und durch die Heiligkeit eines Braminen dahin geleitet. Bedjapur besteht aus zwei Abtheilungen, deren jede mit einer Mauer umringt ist; jene, welche die Citadelle umschließt, ist viel mehr besetzt, als die andere. Von der Ferne läßt sie die Verödung und den Verfall ihres Innern nicht vermuthen, die Kanonen drohen noch von den Wällen herab und die ungeheure Menge von Thürmen, Kuppeln, Thurmspitzen und Pyramiden, die bis an den Himmel ragen, im Gemische von Lamariniden und andern Bäumen täuscht das Auge des Reisenden, der sich nicht vorstellen kann, daß er dort eine weite Einöde finden werde, wo die Häuser der Menschen im Staube liegen, und nur die Moscheen und Grabmäler von der entschwundenen Größe zeugen. Obgleich die Paläste, die zu ihrer Zeit Bedjapur schmückten, an Pracht es mit allen denen der gegenwärtigen kaiserlichen Residenzen Indiens aufnehmen können, so haben sie doch verhältnißmäßig viel mehr gelitten, als die ihnen benachbarten Grabmäler und Tempel, von denen noch viele unzerstört sind und Jahrhunderten zu troßen versprechen.

Die noch bestehenden Wasserleitungen sind im herrlichsten Style und in ungeheuren Verhältnissen gebaut. Zahllose Brunnen, Teiche, Behälter, sehr fest aus

Stein oder wohl erhaltenem Marmorwürfel gehören zu denselben.

Die Herrscher Bedjapur's unterhielten ein gutes Einvernehmen mit den Großmoguln, bis zur Regierung Aureng-Zeb's, der ohne irgend einen Vorwand diesem Staate den Krieg erklärte und ein Königreich vernichtete, das er sich zinspflichtig hätte machen können. Indem er die Macht des muselmännischen Reiches durch die Entthronung des Herrschers von Dekan schwächte, beschleunigte Aureng-Zeb selbst den Sturz seiner Nachfolger; denn hiedurch begünstigte er die Vorschritte der Mahratten, welche bereits Zeichen einer Macht gaben, der er selbst vergebens sich entgegen zu stellen versuchte. Nach seinem Tode eroberten diese das Königreich Bedjapur, in kurzer Zeit unterwarfen sie sich jenen ganzen Erdstrich, den er um den Preis so vieler empörender Verbrechen an sich gerissen. Bedjapur's Verfall begann von dem Augenblicke, als es in die Gewalt der Mahratten gerieth; sie plünderten und mordeten überall, wo sie hinkamen, und steckten sich in elende Lehnhütten zusammen, die sie zwischen den Trümmern rauchender Paläste erbauten. Als die englischen Officiere in den Kriegen gegen das Dekan diese bis dahin nur selten oder vielleicht nie von dem Fuße eines Europäers betretene Stadt erblickten, so erstaunten sie über die Pracht, die sich ihrem Auge bot.

Die Mauern der Citadelle und die vorzüglichsten Gebäude Bedjapurs bestehen aus einer Steingattung, die einen vortrefflichen Schliß annimmt; daher man ganze Häuser findet, deren Inneres wie Marmor glänzt. Die Maurerarbeit ist nicht weniger bemerkenswerth, da viele der schönsten Bauwerke ohne Mörtel errichtet sind.

In Folge des Friedensschlusses nach dem vom General Wellesley, dem gegenwärtigen Herzog von Wellington, geendeten Feldzuge kam Bedjapur an den Radjah von Satara, und von diesem Zeitpunkte an geschah den Fortschritten der Zerstörung theilweise Einhalt. Die Einkünfte von einigen der benachbarten Ortſchaften wurden als Besoldung für jene verwendet, deren Sorge die Erhaltung der Moscheen und Grabmäler anvertraut ward. Unschwer könnte man den größten Theil der herrlichen Gebäude Bedjapur's dem Verfall entziehen, wenn gleich einige darunter einer Herstellung gänzlich unfähig sind. So ist namentlich das Grabmal Mahmud Schah's wahrscheinlich durch eine fehlerhafte Bauart in einem Zustand hoffnungslosen Verfalles. Die Gründe sind eingesunken, und die Mauern an vielen Orten von oben bis unten geborsten. Dieses, in riesigen, doch etwas blumpen Verhältnissen erbaute Denkmal kann es in Betreff seiner Größe und edlen Bauart mit den berühmtesten Hauptkirchen Europa's aufnehmen; der große Dom, von den Eingebornen Sambuz genannt, ist größer als die Kuppel der Paulskirche in London, und steht an Umfang nur jener der Peterskirche in Rom nach. Man sagt, daß ehemals ein silberner Sarg Mahmud Schah's Ueberreste in sich schloß, doch er ward die Bente der Mahratten, und der gegenwärtige Sarg Mahmud's, so wie jene seiner Familie, zeichnet sich nicht nur durch eine Hülle von heiliger Erde mit Sandholz gemischt, aus; ein Gemenge, das einen sehr häßlichen und groben, doch in hoher Achtung stehenden

Mörtel gibt. Der Dirga, oder das Grabmal Abu Musoffers unterscheidet sich bedeutend von jenem Mahmud Schah's, und obgleich von ungeheurer Ausdehnung ist es doch von merkwürdiger Leichtigkeit und Zierlichkeit. Sein Inneres ist auf außerlesene Weise mit goldenen Zierrathen auf blauem und schwarzem Grunde geschmückt, und dieser Grund so wohl geglättet, daß man ihn für einen Spiegel halten könnte.

Man sagt, daß der ganze Koran in den Verzierung dieses herrlichen Gebäudes enthalten ist. Er soll in großen Buchstaben, die mit geschmackvollen Arabesken abwechseln, auf den Wänden geschrieben seyn. Ibrahim Abil Schah, dessen Andenken dieses stolze Grabmal geweiht ist, war einer der leutseligsten Herrscher Bedjapur's. Sein Name steht bei den Muselmännern und den Hindus in gleicher Achtung; sein Grab wird von den Anbetern Brahma's, wie von den Söhnen des Propheten besucht, denn beide betrachten ihn als einen Heiligen, dessen Verehrung nur segensbringend seyn kann. Doch zeigt sich der Standpunkt des Verderbnisses des Iselams nirgends offener, als in Bedjapur, wo die Rechtgläubigen, deren Zahl gering und ohne Einfluß auf die Gemeinde ist, sich nur wenig von den Götzendienern unterscheiden.

In Bedjapur wird unter anderen Merkwürdigkeiten auch ein ungeheures Geschützstück von Erz gezeigt. Dasselbe steht bei allen Kasten und Sekten in hohem Ansehen, und alle erweisen der unsichtbaren, diesem Werkzeuge der Zerstörung inwohnenden Macht, beinahe göttliche Verehrung. Die Eingebornen erzählen viele fabelhafte Sagen von dieser Kanone, die den Namen Melk-i-Meidan, der Herrscher der Ebene, führt. Sie wurde nach einer, dem König von Raggar gelieferten, siegreichen Schlacht die Beute Ali-Abil-Schah's; hat ein Gewicht von 40 Tonnen (800 Ctr.) und ihre Gestalt und Größe steht in Verhältnissen zu diesem Gewicht. Nie noch wurde sie mit so viel Pulver geladen, als sie eigentlich halten könnte. Man sagt, daß in der Mischung von Messing und Kupfer, aus der sie gegossen ist, ein nicht unbedeutender Antheil an Silber und ein geringerer an Gold enthalten sei. Schlägt man auf sie, so gibt sie einen hellen feierlichen Klang, gleich dem einer ungeheuren Glocke, und dieser mächtige Klang, verbunden mit der Vorstellung des schrecklichen Blutbades, das ihre Entladung hervorbringen müßte, hat ohne Zweifel viel zu der Ehrfurcht beigetragen, welche die Eingebornen gegen dies Wunder an Kraft und Macht hegen. Sie stellen sich diese Kanone nicht als von Menschenhänden allein erzeugt vor, zünden Weihrauch vor ihr an, reiben sie mit Del und Zimmober, umkränzen sie mit Blumenketten, und nahen ihr stets mit tiefer Andacht und nie, ohne die Hände über der Brust zu kreuzen. Bisweilen wird der Melk-i-Meidan gelöst, aber nur bei höchst seltenen Gelegenheiten. Der Radjah von Satara erwies dem Sir John Malcolm die Ehre, ihn mit einem Schusse aus dieser Kanone begrüßen zu lassen; aber die Wirkung desselben war von der Art, daß eine Wiederholung nicht zu erwarten steht. Mehrere alte Gebäude stürzten ein, andere wurden bis auf den Grund erschüttert und einige Weiber starben vor Schrecken über den entsetzlichen Knall.

Bedjapur ist berühmt wegen seiner Lamariniden. Die

Haine, welche diese Bäume in den einst von einer zahlreichen Bevölkerung durchströmten Straßen bilden, nehmen jedoch nicht wie in Gur und Mando den Boden ganz ein, da in den Ebenen des Dekan die Uppigkeit der Vegetation nicht so überwiegend ist. Die Kühle, welche man unter dem schattigen Laubdache genießt, ist zwischen den ungeheuren Gebäuden doppelt erquickend. Der bewohnte Theil Bedjapur's ist im Verhältnisse mit seinem gänzlich verödeten sehr gering. Die Besatzung der Festung besteht aus einigen Mahrattenkriegern, welche die Kanonen in ziemlich gutem Stande halten. Auch einige schöne Wasserbehälter werden erhalten, worunter besonders jener, der den Namen Tadihouli führt, ein vortreffliches Werk ist. Ein majestätisches Thor bildet den Eingang und rings um ist ein Serai zur Unterbringung der Reisenden angebracht. Ein sehr kleiner Theil des Bodens der Stadt wurde von Schutt und Trümmern gereinigt und zum Feldbau benützt; das ganze Land um die Stadt herum zeugt aber von der äußersten Vernachlässigung.

Bedjapur wimmelt von Bettelmönchen, deren Mehrzahl Muselmänner sind. Außer dem kleinen Behälter, der das heilige Gangeswasser enthalten soll, gibt es dort auch einen Hindu-Tempel von so hohem Alterthum, daß er für ein Werk der Pandu gilt, welchen auch die einem Dome gleichenden Höhlen von Ellora (siehe Nr. 29 des vorigen Jahrgangs) zugeschrieben werden. Dieser Tempel ist sehr niedrig; sein Dach ruht auf einer Menge aus einem einzigen Stein gehauener Säulen, und das Ganze gehört allem Anscheine nach in ein entfernteres oder wenigstens in der Kunstbildung niedriger stehendes Jahrhundert, als jenes war, welches die prachvollen Zeichnungen und reichen Bildhauereien der unterirdischen Tempel hervorbrachte. Ein großer Theil der Fakire hat keine andern Erhaltungsmittel, als die zufälligen Almosen, denn die Tempel, die sie zu ihrer Wohnung gewählt, gewähren ihnen nur den Schutz ihres Daches; andere erhalten vom Staate eine regelmäßige Besoldung, und dem Eifer der letztern verdanken die Moscheen und Grabmäler ihre Sauberkeit und theilweise ihre Erhaltung. Obgleich Bedjapur viele heilige Grabstätten in sich schließt, so werden doch selbe nur selten von Pilgern besucht. Die wenigen Rupien, welche die Europäer den an diesen heiligen Orten hausenden Priestern spenden, bilden mit der oben erwähnten vom Staate ausgesetzten Besoldung ihr ganzes Einkommen. Man kann von ihnen nur dürftige und nicht sehr glaubwürdige Aufschlüsse über die Merkwürdigkeiten erhalten, die sie zeigen, denn sie verlieren sich in einem Meere von unhaltbaren Sagen; diese im Grunde nicht unergötlichen Erzählungen täuschen die Erwartungen derjenigen, welche wirklich über Umstände Belehrung wünschen, die mit der Erbauung einiger namenloser Grabmäler und der häufigen Tempel in Verbindung stehen. Der Glaube, daß bedeutende Schätze unter den Trümmern verborgen sind, herrscht allgemein vor; viele haben an den Ankauf einzelner Trümmerstellen, unter denen die Sage große Reichthümer verborgen seyn ließ, ihr Geld gewagt, doch ist der Erfolg ihrer Nachgrabungen nicht bekannt geworden. Man sagt, daß selbst die gegenwärtigen Herrscher Indiens jedes Jahr ihre erübrigten Einnahmen

der Erde anvertrauen. Es ist zu vermuthen, daß dieser Gebrauch in alten Zeiten noch mehr im Schwange ging, woraus mit vieler Wahrscheinlichkeit der Schluß gezogen werden kann, daß Bedjapur viele Schätze an Gold und Edelsteinen verbirgt, die aber ohne Hilfe einer Wünschelruthe schwerlich entdeckt werden dürften. So wird erzählt, daß ein kleines Grabmal, genannt Monti ghil, seinen Namen von dem mit zerstoßenen Perlen gemischten Mörtel herleitet, mit dem es bekleidet ist. Ein Vornehmer, der deren sehr viele besaß, erregte dadurch den Neid des damaligen Fürsten und stand in Gefahr, unter dem Vorwande einer Anklage auf Hochverrath in das Gefängniß geworfen zu werden, das einzige Mittel, ihn des beneideten Schazes zu berauben. Bei Zeiten von der drohenden Gefahr in Kenntniß gesetzt, theilte er seine schreckliche Lage den Weibern seines Harems mit, und diese gaben ihm den guten Rath, seine Perlen zerstoßen zu lassen, was er auch treulich befolgte und sich auf diese Weise rettete; da man es für überflüssig hielt, den Eigenthümer eines werthlosen Staubes ferner zu verfolgen. Dieser Perlstaub soll in der Folge einem Frommen gegeben worden seyn, der ihn in den Mörtel mischte und dieses Grabmal damit zierte.

Ganze Wochen, ja Monate könnte man zubringen mit der Betrachtung und Untersuchung all' der merkwürdigen Gegenstände, die Bedjapur bietet, und nicht leicht dürfte eine Aufgabe interessanter seyn, als die Bervollständigung der unvollkommenen Umrisse, die wir bisher von einer so höchst merkwürdigen und auf unbegreifliche Weise des hohen Rufes, den sie so sehr verdient, beraubten Stadt überkamen.

S. Wellen.

Die Gefangenschaft mehrerer amerikanischen Matrosen auf den Pelew-Inseln.*)

(Aus der North American Review übersetzt.)

Kein Theil der Erde ist so eigenthümlich und zugleich so wenig beobachtet und bekannt, als jene Meerwelt, welche die Alten nicht einmal ahnten und der die Neuern den Namen Oceanien gaben. Sie besteht aus einer Unzahl von großen und kleinen, wie durch das Spiel des Zufalls auf dem weiten Meerespiegel verstreuten Inseln, deren einige in üppiger Pflanzenfülle ergrünen, während andere unfruchtbar und kahl sind. Die Mehrzahl ist von Korallenbänken umringt, an denen der kühne Schiffer scheitert, und die als natürlicher Wall die wilden Inselbewohner vor Ueberfällen schützen. Dringt man in einige dieser Inseln

*) Die Kette der Pelew-Inseln liegt im Südmeer nördlich von Neu-Guinea, zwischen den Carolinen und Philippinen. Cantova und die spanischen Missionäre machten im Anfange des 18. Jahrhunderts zuerst auf sie aufmerksam; doch blieben sie bis 1783, in welchem Jahre die Antelope in dieser Gegend scheiterte, gänzlich unbeachtet. Keat's Reisebericht und die Ankunft des Capitain Wilson in London, der den jungen Prinzen Lu-Bu, Sohn Abah-Dules, Königs der Pelew-Inseln, dahin begleitete, lenkte Europas Aufmerksamkeit von Neuem auf diese Inselwelt. Seit diesem Zeitpunkt haben die Reisenden nur selten derselben erwähnt.

weiter ein, so trifft man die staunenswürdigste Verschiedenheit von Sitten, Sprache, Religion und Stämmen; auf der einen herrscht die Sanftheit des Hirtenlebens mit Menschenfresserei, auf der andern die Vielweiberei zugleich mit der Achtung des weiblichen Geschlechts vereint, auf den meisten aber Geselozlosigkeit, Unsittlichkeit und unbezähmbare Wildheit.

Eine dieser wenig bekannten Inseln ward kürzlich der Schauplatz der Gefangenschaft und der Leiden einiger amerikanischen Matrosen. Dem Unglück, das sie betraf, verdanken wir sehr anziehende Nachrichten über einen jener grausamen Stämme, die auf eine Felsen spitze im weiten Meere gebannt, zu ewiger Abgeschiedenheit verdammt, aus keiner äußern Verbindung den Keim höherer sittlicher Beredlung schöpfen können.

Horace Holden aus New-Hampshire schiffte sich im Jahre 1831 auf dem zum Wallfischfang bestimmten Schiffe, der Mentor, Capitain Bernard, ein. Das Schiff umsegelte das Vorgebirge der guten Hoffnung, durchschnitt den indischen Ocean, wurde durch widrige Winde gehindert, in Ternate Anker zu werfen, stieß nach einem viertägigen Sturm auf eine der Korallenbänke nahe an den Pelew-Inseln und strandete. Zehn Matrosen versuchten es, sich in einer Schaluppe zu retten, aber bald versinkt diese unter der Last, ein eilfter ertrinkt zufällig. Der Tag bricht an; man entdeckt Land in einer Entfernung von dreißig Seemeilen. Der Rest der Mannschaft, eilf Mann, besteigen mit dem Capitain die zweite Schaluppe und erreichen nach einer Ruder-Fahrt von drei Meilen einen kleinen Felsen, dessen Oberfläche nicht mehr als 20—25 Klafter enthält. Sie legen an, um einige Lebensmittel einzunehmen, und bringen die Nacht darauf zu. Am andern Morgen sehen sie ein Kanot mit 22 nackten, sonderbar tätowirten Wilden mit lose auf die Schultern herabfallenden schwarzen Haaren, schwarz gefärbten Zähnen, auf die Insel zusteuern; alle sind mit Schwert und Tomahawk, einige auch mit Streikolben, die mit Eisenstacheln besetzt sind, bewaffnet. Sie zeigen sich nicht feindselig gegen die Schiffbrüchigen, bieten ihnen Kokosnüsse und ein Getränk, erzeugt aus dem Saft dieses Baumes, an; zugleich aber bemächtigen sie sich alles dessen, was die Unglücklichen aus dem Schiffbruch gerettet hatten und entfernen sich damit.

Die Matrosen schiffen sich aufs Neue in ihrer Schaluppe ein und begegnen alsbald etwa dreißig Kanots, zwischen denen sie durchrudern. Nach einigen gegebenen und empfangenen Stößen mit dem Ruder kommen sie an eine etwas größere Insel, an der sie landen. Zwei Eingeborne, die sie bemerkten, nähern sich ihnen, finden sie von Arbeit erschöpft und beinahe sterbend vor Hunger, und führen sie in eine Art von Hafen. Dort finden sie eine große Menge von Kanots voll Eingeborner; in diese Kanots heißt man die Amerikaner steigen, und sie werden nach Babelthuap, der größten der Pelew-Inseln, geführt.

Die Würdenträger dieses kleinen Königreiches empfangen sie nahe am Hafen auf einer Art von Söller sitzend. Rechts und links erhoben sich zwei längliche Gebäude von roher Bauart, deren jedes beiläufig 60 Fuß lang und 24 Fuß breit war, und die ein Raum von 15 Fuß trennte. Ein zu Hinrichtungen bestimmter

Kloß war der auffallendste Gegenstand, der sich den Blicken der Neugekommenen bot. Man berieth sich über das Loß, das sie treffen sollte. Die Weiber schrien weinend um Erbarmen für die Fremden, und flehten um ihre Erhaltung. Unter banger Erwartung verstreicht so eine Stunde, eine Wahrsagerin aus einem nahen Dorfe wird befragt und rath zur Milde, für die man sich endlich auch entscheidet. Es wird Zuckerswasser mit Kokossaft gemischt in einem mit Muscheln geschmückten, sorgfältig bearbeiteten und geglätteten Kokosnußbecher herbeigebracht. Die Wahrsagerin heißt sie in ihrer eigenen Hütte willkommen und läßt ihnen ein reichliches Mahl auftragen.

Einige Zeit hatten sie bei ihr zugebracht, als eines Tages ein Mann von sehr sonderbarem Aeußern auf sie zukam; er war beiläufig 60 Jahre alt, gleich den Eingebornen tätowirt, sein Auge war lebhaft, seine Gesichtsbildung trug das Gepräge des Verstandes, sein graues Haar fiel in einzelnen Locken auf seine Schultern herab, er hatte keine Zähne, doch sein Schritt war fest und zeugte vom Bewußtseyn seiner persönlichen Würde.

»Großer Gott!« rief er, als er sich den Matrosen genugsam genähert, in englischer Sprache, »ihr seid Engländer! meine Landsleute, ihr seid gerettet, Gott sei es gedankt! es ist ein Wunder, daß man euch nicht in eurer Barke erschlug. Seit 29 Jahren, die ich hier zugebracht habe, seid ihr die einzigen Europäer, die ich zu Gesichte bekam! Mein Name ist Karl Washington; ich war Hutmacher und ging als Matrose auf dem Kriegsschiffe »der Löwe« zur See. Wir kreuzten in diesen Gegenden, als, ich weiß nicht mehr welches Dienstvergehen mir den Zorn des Capitains zuzog. Ihm zu entfliehen stürzte ich mich in das Meer und schwamm nach dieser Insel, wo ich glücklich bin und die ich nie wieder zu verlassen gedenke. Ich stehe hier in hohem Ansehen und bin der sechste unter den Oberhäuptern. Fürchtet nichts, die Lebensmittel, die man euch vorseht, gehören euch, genießt davon nach Lust.«

Eine Schaar von Weibern und Kindern versammelte sich um die Amerikaner, ihr englischer Wirth schwang zwei oder dreimal seine Keule um sein Haupt, und alle zogen sich sogleich zurück. Dem Ansehen, daß dieser wild gewordene Europäer unter ihnen genoß, verdankten die Gefangenen eine gute Behandlung, man wies ihnen eine Hütte oder pai an, und trug Sorge, sie jeden Tag mit dem nöthigen Vorrathe von Mandeln, Nüssen, Erdäpfeln, Brodbaumfrüchten und Schweinefleisch zu versehen. Man ersieht hieraus, daß die Insel nicht ganz der Anlage zu höherer Bersittlichung entbehrte.

Auf Babelthuap gehen die Männer vollkommen nackt, und die Frauen bedienen sich keiner andern Bedeckung, als einer sehr kurzen über den Hüften befestigten Schürze. Die Haut der Pelew-Inulaner spielt in das Kupferfärbige; ihre schwarzen, krausen Haare hängen auf die Schultern herab; sie tätowiren sich mit vieler Sorgfalt und Eitelkeit. Mit dem aus der Kokospalme gewonnenen Oele reiben sie sich den ganzen Körper über und über bis zum Triesen ein; ihre Nase ist platt und die Lippen weniger dick, als die der

Afrikaner; ihre röthlichen Augäpfel erglänzen von einem seltsamen Ausdruck von Wildheit. Wie alle Wilden sind sie sehr puffsüchtig und die Gefallsucht ihrer Weiber steht jener der Europäerinnen in nichts nach. Eine gewisse Gattung von Pflanzen wird getrocknet, bemalt, und durch die Ohren gesteckt; der Nasentknochen wird mit einem Stücke Tabuablatt durchstoßen; sind sie aber vollends so glücklich, sich alte europäische Schuhe verschaffen zu können, so zerschneiden sie diese in kleine Streifen von verschiedener Gestalt und verwenden selbe zum Schmucke der Brust und der Arme als Halskette und Armband.

Als es die amerikanischen Matrosen dahin gebracht hatten, die Eingebornen zu verstehen und sich ihnen verständlich zu machen, fasten sie wechselseitig Freundschaft und Vertrauen zu einander. Nachdem die Zauberin befragt, den Götzen ein Opfer gebracht, und allen gebräuchlichen Ceremonien Genüge geleistet worden war, kam man dahin überein, daß die Eingebornen den Gefangenen in der Herstellung ihrer Schaluppe und in der Erbauung eines Rahns behilflich seyn, und diese sich einschiffen sollten, um ein von oder nach China segelndes Schiff aufzusuchen. Als Lösegeld forderten die Einwohner von Babelthuap 200 Musketen, zehn Fäßchen Pulver, Kugeln und Flintensteine, Kämme, Gürtel und kupferne und eiserne Geräthe, die ihnen auch zugestanden wurden. In der That ward mit Hilfe sehr schlechter Werkzeuge ein Baumstamm zum Kahn ausgehöhlt und man stach in See. Aber der Kahn konnte die See nicht halten, und man sah sich genöthigt umzukehren. Ein ganzer Monat ward den neuen Zurüstungen gewidmet, am 27. November 1832 erfolgte die zweite Einschiffung, vier Matrosen bestiegen die Schaluppe, vier andere den Kahn. Diese letzteren fuhren in Begleitung von drei Eingebornen, die leichtgläubig, wie Kinder, mitreisten, ohne zu wissen, wohin, um ein Lösegeld zurückzubringen, ohne zu wissen, wie.

Man lief also aus in der unsichern Hoffnung, einem Schiffe zu begegnen und von ihm aufgenommen zu werden. Die See ward unruhig, die schlecht gebaute Schaluppe bekam einen Leck und nach einem neuntägigen Sturme, einer unsäglichen, auf nutzloses Verstopfen des beschädigten Fahrzeuges verwendeten Arbeit, sahen sie eine Flotte von 18 Rähen von verschiedener Größe sich nähern, bemant mit nackten Wilden, die mit hochgeschwungener Keule auf sie stürzten, die Matrosen in das Meer warfen und die Schaluppe in tausend Trümmer schlugen, welche sie mit sich fortnahmen. Mit großer Mühe und nur auf vieles Bitten ward den Schiffbrüchigen das Leben geschenkt; sie wurden ans Land geführt, und die Sieger begannen einen scheußlichen Freudentanz.

Aber wie verschieden waren diese Unholde von den mitleidigen Bewohnern von Babelthuap! Die Weiber reizten mit höllischem Geheule die Männer zum Morde der Gefangenen, die, während man sich über das Loos berieth, das ihnen zu Theil werden sollte, schwere Wunden erhielten. Nach beschlossener Theilung führte man sie in den Tempel Vennie Yarris, oder in das Haus Gottes. Sie wurden in der Nähe des Altars aufgestellt, und ihnen einige Nahrung ge-

reicht, deren sie dringend bedurften, da sie seit mehren Tagen nichts genossen hatten.

So sahen sich die Unglücklichen nackt und hungrig auf einen abgeschiedenen, von den Reisenden kaum gekannten Felsen geworfen. Zwei volle Jahre schmachtete Holden auf dieser Insel, gegen die ein Kerker würdenschwerth erschien. Sie besteht aus Korallenbänken, die sich nicht über die Oberfläche des Meeres erheben und mit einer dünnen Erdlage bedeckt sind, und hat eine Länge von dreiviertel, bei einer Breite von einer englischen Meile. Die Korallenbänke laufen in ungleicher Entfernung von $\frac{1}{3}$ bis zu $\frac{1}{2}$ Meile unter dem Meere fort. Die Insel liegt zwischen dem dritten und vierten Grad nördlicher Breite, unter dem 131 Grad 20 Minuten östlicher Länge von dem Meridian der Sternwarte von Greenwich, kommt auf den Karten abwechselnd unter dem Namen Nievil, Johnston und Lord North-Insel vor, heißt aber in der Landessprache Tobie und galt lange Zeit für unbewohnt. Das Meer überschwemmt sie oft und setzt das Ufer auf eine Viertelmile weit unter Wasser. Die Eingebornen wissen sich nicht zu erinnern, je einen weißen Menschen gesehen, oder ihre Väter von einem solchen reden gehört zu haben. Ihre Haut ist von heller Kupferfarbe, ihre Zähne von merkwürdiger Stärke, so, daß sie ohne Mühe die Schale der Kokosnuß entzwei beißen. Auf Tobie herrscht nicht die Sitte, die Zähne zu schwärzen, doch gleichen ihre Bewohner denen der übrigen Pesew-Inseln durch die stark vorspringenden Backenknochen und die ungewöhnliche Breite ihrer plattgedrückten Nasen. Ihre Nahrung besteht aus Kokosnüssen und einigen Fischen, die sie in geringer Anzahl mit sehr ungeschickten Angeln fangen. Doch behaupten sie, daß die Gestalt dieser Angeln von Gott Yarris selbst bestimmt und geheiligt sei, und eine Aenderung derselben seinen Zorn erregen würde. Wenn es donnert, so sagen sie, das Gott spreche (Yarris titrie). Läßt sich ein Erdbeben verspüren, ein Ereigniß, welches ihnen den größten Schrecken einjagt, so sagen sie Yarris kommt, Tobie wird von dem Meere verschlungen. (Zabietua Yarris, Tobie yeltamen).

Diese Insulaner vermögen bei sehr geringen Nahrungsquellen und dem gänzlichen Mangel aller geistigen Entwicklung nur kümmerlich ihr Daseyn zu fristen. Sterbenden, an deren Aufkommen sie zweifeln, entziehen sie die Nahrung und jagen sie aus der Wohnung; feige und sflavisch, grausam und dumm, träge und ohne sittliche Kraft, sind die Tobier in der That des elenden Felsens werth, den ihnen die Gottheit zum Wohnplatze anwies, und der nur einige verzweigte Kokospalmen mit spärlichen und unschmackhaften Früchten hervorbringt. Sie sind sehr eitel auf ihre Haare, denen sie eine besondere Sorgfalt widmen und die häufig mit dem Saft der Kokosnuß befeuchtet, in glänzenden Flechten bis zum Gürtel herabwallen. Ihr Gruß besteht in einer Umarmung, bei der sich die Nasen berühren. Den Begriff Familie kennen sie nicht, Familiennamen sind bei ihnen nicht gebräuchlich und jedes von den Gliedern einer Familie erhält einen andern Namen. In jener, welcher Holden zugetheilt war, hieß der Vater Paraboua, die Mutter Rakhit, der älteste Sohn Bouhwourtimar; die eine Tochter Kobahneut,

die zweite Kobahneut, und der jüngste Sohn Wahrebon. Die Kinder nennen ihre Eltern nur bei deren Namen, und jene Worte, welche bei andern Völkern das zärtliche Band der Verwandtschaft bezeichnen, fehlen den Tobiern gänzlich.

Drei bis vierhundert Seelen bewohnen die drei kleinen Dörfer, die sich auf diesem unfruchtbaren Felsen befinden. Seit undenklichen Zeiten hat dort eine Reihe unbekannter Geschlechter in thierischer Wildheit ein pflanzenähnliches Leben gelebt. Ihre Sagen künden nur von drei Personen, die in verschiedenen Zeiträumen ihre Insel besuchten; der eine Peter Kart (ohne Zweifel ein Engländer) sei von Ternate gekommen, und habe ihnen Religion und Künste beigebracht; der zweite von einer Insel im Nordwesten habe sie die Larrow-Wurzel bauen gelehrt; der dritte, der von einem andern Punkte in Gesellschaft von zwei Männern und drei Frauen hinkam, habe einige Zeit unter ihnen gelebt und sie dann wieder verlassen. Ueber das Weitere schweigt die Geschichte.

Auf dem elenden Boden kömmt der Brodfruchtbaum nur kümmerlich fort. Die Einwohner bauen eine geringere Gattung der Larrow-Wurzel, pflanzen sie in Beeten und nennen sie correy. Im Mittelpunkt der Insel befindet sich eine Höhle, in die man so viele fruchtbare Erde einsammelt, als nur immer gesammelt werden kann, und deren Düngung durch Vermengung mit trockenen Baumblättern und verfaultem Mistwerk geschieht. Das Wasser einer nahen Felsenquelle erhält diese Mischung unaufhörlich in Feuchtigkeit. Holden und seine Gefährten mußten diesen Dünger in Körben aus Kokosblättern an die bezeichneten Stellen bringen, und dort das Erdreich und den Dünger mit den Händen durch einander kneten. Eine zweite Höhlung in einem Felsen diente als Backofen, in dem die Erzeugnisse der Pflanzung zum Genuße bereitet wurden. Das Feuer bedeckten sie mit Steinplatten, die in Kurzem sich bis zum Glühen erhitzten, auf diese wurden dann die Gefäße aus Kokosnuß, gefüllt mit der im frischen Wasser geweichten Larrow-Wurzel gestellt, Blätter und Sand dienten als Deckel. Was die Fische betrifft, deren man nur wenige fing, so rösteten sie dieselben auf heißen Steinen.

Nur durch ihren Muth und die Stärke ihrer körperlichen Beschaffenheit vermochten die bedauernswerthen, zu fortwährender Arbeit bei schmalen Kost angehaltenen Matrosen die Last ihres erbärmlichen Daseyns zu tragen. Ein kaum bemerklicher Unterschied trennt die Tobier von den Thieren der Wildniß, und ihre äußerste, an Blödsinn gränzende Nothheit ist der schlagendste Beweis gegen die Systeme derjenigen, welche den Naturzustand für den wahren und glücklichen erklären. Die Tobier schlafen, trinken, essen, gehen und ruhen; in diese Berrichtungen theilt sich ihr Leben und weiter reichen ihre Gedanken nicht. Sie rechnen nach Monden, aber nicht nach Wochen oder Jahren. Sie haben Worte für Heute, Morgen, Uibermorgen, weiter gehen sie nicht in der Bezeichnung der nächsten Zukunft. Sie kennen weder die Messung der Menge noch jene der Oberfläche. Die Kinder, welche zu gleicher Zeit geboren werden, betrachten sie als für einander bestimmt, und verheirathen sie an einander. Die Vielweiberei

ist erlaubt. Musikalische Instrumente sind ihnen unbekannt und wären ihnen auch überflüssig, da ihr Tanz größtentheils aus Stellungen und Verrenkungen besteht. Ihre Kunstfertigkeit beschränkt sich auf die Anshöhlung eines Stammes zu einem Kahne und auf die Erbauung einer plumpen Hütte. Wer in dem einen oder dem andern für den Geschicktesten gilt, bekommt den Namensnennung oder Meijter. Ist die Arbeit besonders groß oder schwierig, so werden die Nachbarn, manchmal auch alle Bewohner des Ortes, zusammen berufen. Zur religiösen Versammlung wird für Männer und Weiber das Zeichen durch das Blasen auf einer Meerenschel gegeben. Die einzige Art von Gesang, die sie kennen, ist ein widriges, lang ausgehaltenes Nschzen.

Religion und Gesetzgebung steht bei den Tobiern ebenfalls auf dem niedrigsten Standpunkte. Außer ihrem Gotte, den sie Harris nennen, haben sie in ihrem Tempel noch zwölf Fetische, kleine plumpgeformte Bildsäulen von vier Fuß Höhe, die einen aufrecht stehenden Mann vorstellen sollen. Der Name Harris wird allen beigelegt, die man für Begeisterte hält; vor allem gaben sie ihn einem Priester, der in hohem Ansehen stand, und dessen Schwiegerson als Schiedsrichter in allen Streitigkeiten diente. Das Grundeigenthum, so wie jedes andere, wird anerkannt. Offenbarer Diebstahl wird sogleich von den nächsten Nachbarn bestraft, die über den Schuldigen herfallen, und ohne weitere Untersuchung ihn nach der Weise des unter dem Namen Lynch-law bekannten Gesetzes der Gerechtigkeit opfern. Bei schweren Verbrechen wird der Schuldige in einem alten Kahne ohne Ruder mit auf den Rücken gebundenen Händen den Wellen überlassen.

Das Tabu und das Tattowiren, zwei besondere allen Völkerstämmen Oceaniens eigenthümliche Ceremonien, werden auf der Northinsel mit großer Gemisshastigkeit beobachtet. Unter dem Worte Tabu verstehen die Tobier eine eigene Weihe, die gewissen Orten, gewissen Lebenszuständen anklebt. Die Vorstellung der Trennung und Absonderung knüpft sich ebenfalls an dasselbe Wort. Wer einen Leichnam berührte, ist durch drei Tage Tabu, er wird in seine Hütte eingesperrt, Niemand darf ihm nahen, und von weitem läßt man ihm die Speise zukommen, deren er bedarf. Der strenge Tabu dauert vier Tage; ihm folgt eine zweite minder strenge Zurückgezogenheit, die nur drei Tage währt. Zu jenen Orten, über denen diese Weihe schwebt, gehört die Begräbnisstätte der Kinder, das Haus für die gebährenden Frauen, ein zu religiösen Feierlichkeiten bestimmter Kokoshain, endlich der große Tempel oder Bennie Harris.

Den Weibern ist der Zutritt in denselben versagt. Bei jedem Neumond versammeln sich die Männer dasselbst mehr oder weniger zahlreich, um ein gemeinschaftliches Mahl einzunehmen. Nach Verlauf von je fünf Monaten hat dieses Fest eine Dauer von drei Tagen. Es wird dabei getanzt, und die feierlichste Handlung besteht darin, daß der Gottheit sechs frische Kokosnüsse geopfert werden. Während die, um die Hütte kauern den Insulaner sich vertraulich unterreden, spricht der Priester auf einer Matte sitzend, unter heftigen Zuckungen und Verrenkungen, das erwartete Orakel aus. Hierauf bricht einer der Altardiener vier von

den Kokosnüssen in mehrere Stücke, und läßt die Milch und die Nuß in einen großen Napf fallen, einer der Anwesenden erhebt sich unter wüthendem Geheule, stürzt sich auf den Altar, und verschlingt einen Theil der Kokosmilch auf einen Zug; dann wirft er dem Priester ein oder zwei Stücke der Schale zu, und kehrt auf seinen Platz zurück; der Priester bemächtigt sich der beiden übrigen Nüsse und das Gespräch wird weiter fortgesetzt. Die Fremden sind von diesen Feierlichkeiten, welche übrigens den Einwohnern weder Andacht noch religiöse Ehrfurcht einzusößen scheinen, keineswegs ausgeschlossen. Das Tattowiren gilt als Pflicht. Man bedient sich zu diesem Behufe eines Pflanzensaftes, der savann heißt und von bläulicher Farbe ist. Holden und seine Gefährten unterwarfen sich der Operation, die erst nach mehrmaligen Unterbrechungen zu Stande gebracht werden konnte, so lebhaft war der Schmerz und so heftig die Entzündung, welche die in die Haut gestochenen Fischgräten hervorbrachte. Das Tattowiren ist das Zeichen und das unterscheidende Sinnbild der Abstammung, der Familienverbindung und der ursprünglichen Verhältnisse dieser Inselvölker. Auf den Sandwichsinseln durchschneiden sich die tattowirten Linien immer im rechten Winkel; auf den Inseln von Neu-Seeland bilden sie schneckenförmige Windungen und Schnörkel.

Die Kahne führen dreieckige Matten-Segel aus den Blättern eines Baumes, der suk heißt. Aus den Fasern der Kokospalme werden die den einzigen Mast auf diesen Fahrzeugen haltenden Laue gedreht. Die Männer tragen manchmal einen über den Hüften befestigten Schurz aus der biegsamen Rinde des Kuramung, die sich wie Hanf spinnen und weben läßt, eine Sorge, die den Weibern überlassen bleibt, welche eine Art von Webstuhl und Webespule haben. Der Schurz der letzteren wird aus geflochtenen, in den gelblichen Färbestoff einer besonderen Gattung Wurzel getauchten Blättern verfertigt; Halsbänder aus Stücken geglätteter Kokoschalen, Armbänder aus Schildkröte, Ohrringe oder besser gesagt, Ohrklöße, die den Ohrenknorpel ungeheuer ausweiten, bilden und vollenden den Putz dieser holden Geschöpfe.

Die Mundart der Bewohner der Northinsel ist deshalb merkwürdig, weil sie vielleicht die am wenigsten ausgebildete auf der Erde ist. Die Tobier besitzen kaum für einen einzigen abstracten Begriff einen Ausdruck; sie zählen bis zehn, doch haben sie drei Zahlenalphabete, wovon das erste dazu dient, die Fische, das zweite, die Kokosnüsse, und das dritte, alle andern Gegenstände zu zählen. Sie kennen nur das Fürwort einfacher Zahl für die erste und zweite Person, und sagen: ich und du, doch haben sie kein Wort für: er, wir, ihr, sie, und sehen sich genöthigt, jedesmal die Namen der Personen, von denen sie sprechen, zu wiederholen, wenn sie in die Lage kommen, die letztern Fürwörter anwenden zu sollen. Das zueignende Fürwort mangelt ihnen gänzlich, sie sagen stets: der Baum von ich, statt mein Baum; gleichermaßen fehlt ihnen die vielfache Zahl. Wenn sie sagen wollen: die Bäume, so setzen sie das Wort pipi, mehre, vor. Der menschliche Gedanke hat sich vielleicht nie und bei keinem an-

dem Volke in eine einfachere Form des Ausdruckes gehüllt.

Die unglücklichen Matrosen, unter der Arbeit erliegend, von Ungeziefer beinahe aufgezehrt, den unaufhörlichen Mißhandlungen und Grausamkeiten ihrer Herren ausgesetzt, erwarteten mit Sehnsucht den Tod als Erlösung von ihren Qualen; vier von ihnen, und die beiden Insulaner, die sie begleitet hatten, fanden ihn auch. Capitain Bernard war so glücklich, zwei Monate nach seiner Ankunft auf der Insel an Bord des englischen Schiffes Sabina zu gelangen, mit ihm wurde auch ein Matrose, Namens Kollin, befreit, und für beide das Lösegeld in Eisen und Waffen gezahlt. Da es aber die Insulaner nicht reichlich genug fanden, so verdoppelten sie ihre Grausamkeiten gegen die zurückgebliebenen Gefangenen. Drei von den letztern starben vor Hunger, ein vierter ward mit Schlägen bedeckt und starb an den Folgen der erhaltenen Wunden. Hosden und Rute, denen man auf der ganzen Insel wie wilden Thieren nachstellte, wurden durch die Bertheidigung, der erstere von Seite seines Herrn, der letztere von Seite der Weiber am Leben erhalten. Da die Tobier endlich sahen, daß diese beiden sich zu erhalten unfähig und für die Gemeinde ohne Nutzen seien, willigten sie ein, sie dem Capitain eines englischen Schiffes auszuliefern, der sie aufnahm. Rute war gänzlich entkräftet und abgezehrt, Kobak, der Pelow-Insulaner, der einzige auf Tobie zurückgebliebene, ward von dem amerikanischen Sloop Vincennes, welches von den vereinigten Staaten ausgesendet worden, um den Bewohnern Babelthuap's das versprochene Lösegeld zu überbringen, noch am Leben gefunden und nach Babelthuap zurückgebracht.

S. Wellen.

Miscellen.

Das Haus des Athems.

Das hohe Alpenland auf der nördlichen Seite des Himalaya steht bekanntlich unter der Herrschaft einer drückenden Hierarchie. Zu Sakya im Lande Nepaul (dem südlichen Theile von Thibet) fand ein reisender englischer Officier alle mysteriösen Schauer, mit denen sich der Lamaismus umgibt. In dem kolossalen Regierungspalaste residiren zwei Statthalter-Lamas mit ihren Untergebenen. In einem Zimmer des Palastes stehen 2 lederne, mit Sand gefüllte Säcke (Upke genannt), auf deren Außenseite ein Paar Augen gemalt sind. Wenn jemand aus dem Gefolge der Statthalter stirbt, so gehen einige niedrigere Lamas mit einem jener Säcke zum Sterbenden, leeren den Sand aus, und halten die Deckung des Sackes dicht auf den Mund des Berscheidenden, um seinen letzten Athemzug aufzufangen. Der Sack wird dann sorgfältig geschlossen, und in einem Gebäude, genannt »Ukan, d. i. Haus des Athems« beigesetzt. Dieses ist von ungeheurem Umfange, und

bildet ein einziges weites Gewölbe, wo ewiges Dunkel herrscht. Niemand wagt sich ihm zu nähern, indem allnächtlich ein fürchterliches Getöse, der Sage nach von Geistern und Dämonen, in seinem Innern erschallt. Einmal in jedem Jahre kommt ein Sirdar, ein Abgesandter des Dalailama-Hofes zu Lahassa als Kommissär nach Sakya, dem ein Lama das Innere des Ukan zeigt. Man tritt mit Fackeln ein, und sieht an der Wand eine große schwarze Zahl, die Menge der im verfloßenen Jahre darin beigesezten Seelen anzeigend. Die Lamas erzählen dem gläubigen Volke, daß es die Hand der Engel selbst sei, welche dieses Sterberegister führen. Der Lama kopirt die Inschrift, und sendet sie durch den Sirdar nach Lahassa. Daß außer dieser öffentlich anerkannten der Ukan noch eine geheime Bestimmung habe, geht aus grauenhaften Zeichen hervor. In der Mitte der unermesslichen Halle sind ein Block, ein großes Beil und ein Strick; Beil und Block sind dick mit Blut bedeckt und ein durchdringender Gestank verwesender Leichen erfüllt diese Schreckenshöhle, daß, wenn sie geöffnet wird, es niemand lange darin aushalten kann. In dieser Zeit wird sie gereinigt, und wieder für die nächsten 12 Monate geschlossen. Welche Gräueltat der eifersüchtigen Lamaherrschaft mag die schauerliche Nacht dieses Todeshauses in Vergessenheit hüllen!

Researches of the asiatic society of Bengal. Vol. XVII. Calcutta, printed by Huttmann.

Reitkunst der Frauen von Tarija.

Die Frauen von Tarija in Peru, sagt ein Reisender, sind ihrer Reitkunst wegen sehr berühmt; oft zeichnen sie sich sogar bei öffentlichen Wettrennen aus, einer in Peru bei Jung und Alt, Reich und Arm beliebten Lustbarkeit, bei welcher das bemerkenswerth ist, daß alle Jokays, — Männer wie Weiber — auf dem bloßen Pferde reiten. Sonst sitzen die Frauen eben so, wie die Engländerinnen, doch haben ihre Sättel keine Sattelknebe noch sonst eine Stütze irgend einer Art, sondern sind ganz von derselben Gestalt wie die gewöhnlichen englischen Männersättel, nur etwas kleiner. Darüber wird ein Pellon gelegt (eine wollene Decke von bunten Farben) und auf dieser sitzen sie ganz bequem und sicher. Manchmal sieht man die Frauen auch hinter dem Reiter auf der Kruppe des Pferdes sitzen, und ein- oder zweimal war ich Zeuge einer sonderbaren Art, sich auf's Ross zu schwingen, die einen deutlichen Beweis von der Sanftmuth der dortigen Pferde liefert. Es wird nämlich aus dem Schweif derselben eine Schleife gebunden, in diese setzt die Dame ihren Fuß — so wie man ihn sonst in einen Steigbügel zu stellen pflegt — reicht dann eine Hand dem schon oben sitzenden Reiter, und auf diese Art nimmt sie ihren Platz auf dem Kreuze des Pferdes ein.

Mirror.

Tiroler Lebensbilder.

I. Frühlingsmorgen.

Ein Frühlingsmorgen ist überall erquickend, wo die Lerche singt und der Erde Kräuter entsprossen: aber in einem Alpenthale wirkt das frische Wiesengrün, die junge Saat, der blühende Baum, der krystallhelle Bach und der zerrinnende Morgennebel mit doppeltem Reize. Wer in Tirol auf dem Lande wohnt, oder in den äußersten Häuserreihen einer Stadt, der muß sich die Fenster dicht verhängen, wenn er in den Morgen hineinschlafen will. Hat der Strahl der Sonne einmal seine Augen erschlossen, und blickt mit dem neuen Tage zugleich die verjüngte Natur in sein Schlafgemach, dann läßt es ihn nicht mehr ruhen. Er muß ins Freie und das freundliche: »Grüß Gott!« der Burschen und Dirnen, die ihm begegnen, mit gleichen Empfindungen erwidern. Ich weiß mich aus meinen Morgenspaziergängen nicht zu erinnern, einen Burschen auf seinem leichtgebauten Wagen oder hinter seinen Ackerpferden halb schlaftrunken oder verdroffen gesehen zu haben. Er hält sich kerngerade, aus seinem offenen Blicke leuchtet Muth und Arbeitslust; er scheint stolz zu seyn auf seinen nervigen Arm, auf seinen Schnurrbart und auf seine dralle Wade. Wenn er nicht singt, so sieht er doch aus, als ob er singen und jauchzen wollte. Mehr als einmal habe ich einen handfesten Jungen ohne äußere Veranlassung ein gellendes: »Juh! Juh!« anschlagen hören und lächelnd auf das Echo warten sehen. In der Nähe von Juselhof (nicht weit von Innsbruck) hörte ich einmal aus dem Munde eines etwa sechszehnjährigen Jungen mitten in einem einsamen Gehölze den eigenen Morgenhymnus:

»Schnaid ho'n i gnuag,
Nur ho'n i foa Geld,
Und daß i foa Geld ho'n,
Isch ka Wund'r af der Welt.«

Ich hörte den, solchen Couplets angehängten üblichen Jodler noch lange, als der lustige Sänger aus meinen Augen verschwunden war. Von der strotzenden, lange anhaltenden Jugendkraft der Tiroler zeugt schon die allgemein angenommene Bedeutung des Wortes Bue *) (Plural: Buemer). Der sieben bis acht und zwanzigjährige Mann nimmt es, wenn er noch ledig ist, gar nicht übel, unter die Buben gezählt zu werden, da er seine Mannskraft nicht vor der Zeit vergebet hat, und jeden Zweifel an seiner Junggesellschenschaft mit einem respectablen Faustschlage widerlegen kann. Bue bezeichnet einen ledigen Mann, und wenn die Tiroler Weiber oder Mädchen von Männern reden, so verstehen sie darunter immer nur verheirathete. Aber auch die älteren Männer, welche ihren Gemeinden Rathgeber und Beispiel sind, stecken gern einen frischen Blumenstrauß auf den Hut, und haben über die Sorgen des Lebens ihren Jodler nicht vergessen. Es gibt nichts Schöneres als einen Frühlingsmorgen und fröhliche Menschengesichter.

Nicht weniger achtungswerth, als der wackere Tiroler Bue ist das Tiroler Mädchen (Diendl, Madl, nicht Moidl, denn Moidl heißt Marie). Ihre bloße Erscheinung muß dem muthwilligen Fremden, der es gewohnt ist, den Mädchen niederen Standes unehrerbietig zu begegnen, Achtung einflößen. August Lewald erzählt in seinem »Tirol« eine Anekdote von sich selbst und von der Durer Marie (deren Bild auch dem Werke vorgedruckt ist), die ich unmöglich für wahr halten kann, außer denn Marie war eine unwürdige oder unmündige Tirolerin. Zwar ist das erotische Reizebenthener des Herrn Lewald nicht so unmoralisch als kostunwidrig, aber eben darum hätten wir es in einem Buche, welches die Sitten der Landesbewohner, nicht der Durer Marie und des Herrn Lewald schildern soll, lieber vermist. Die Naivität, mit welcher der verheirathete Autor erzählt, »er habe dem einsam sitzenden Mädchen nach einem kurzen Widerstande, den sie lachend leistete, das Tuch vom Gesichte genommen« und so weiter (siehe Lewalds Tirol, Seite 88 und 89) diese Naivität kennen die in ihrer Natürlichkeit biederen Tiroler nicht, und Herrn Lewald wäre es wahrscheinlich schlüssig gegangen, wenn er sein Experiment an einer sittigen Bauerndirne in der Nähe Innsbrucks versucht hätte. Er wäre um eine schöne Anekdote ärmer und um eine tüchtige Dhrseige reicher geworden. Ich will aus fremder Erfahrung eine Anekdote erzählen, die zu Herrn Lewalds Abenthener einen scharfen Gegensatz bildet.

Ein Herr von N., der seine Studien in W. vollendet, hatte gehört, daß die Zillerthaler Bursche am Kirchtag ihre Mädchen ausleihen, wenn sie darum ersucht würden. Dieses Ausleihen bezieht sich jedoch nur auf den Tanz. N. hatte sich um die Bedeutung dieses Wortes schlecht erkundigt, er nahm es in einem zu weiten und vagen Sinne, machte einen Abstecher nach Zell, gab den Bauernburschen wacker zu trinken und borgte sich von einem derselben das jüngste und schönste Mädchen aus. Nach zwei oder drei Walzern bittet er seine Schöne um geheimes Gehör, und ob im ersten Stocke zu einer Unterredung nicht etwa ein leeres Gastzimmer sei. Das Mädchen flucht — und er bietet sich, den jungen Herrn (ich bemerke dabei, daß er nicht verheirathet war) in ein abgelegenes Zimmer zu führen. Dasselbst angelangt, öffnet sie die Thüre, riegelt hinter ihm zu, läuft die Treppe hinab, und erzählt ihrem Geliebten, was der Fremde gewollt und was sie gethan habe. Das traurige Ende vom Liede war, daß Herr von N. so schmählich durchgebläut wurde, daß man ihn in einem Leintuche fortragen mußte. Diese Anekdote verdaute ich der Aussage von achtbaren Eingebornen, die mehr Glauben verdienen, als Herr Lewald, der durch die Erzählung des Abentheners von seiner Marie (Moidl, nicht wie Seite 88 Mendl) ein ungünstiges Vorurtheil gegen alle »Moidl«, »Burgall« (Nothburga) und »Genzle« (Crescentia) des Ziller- und Durerthales veranlaßt hat. Aus eigener Erfahrung kann ich nicht einmal Herrn Lewalds Urtheil über die schlechten Zähne der Tirolerinnen unterschreiben, denn ich habe mich während eines vierjährigen Aufenthaltes in Tirol weniger um Zahn und Auge,

*) In diesem Worte muß jedoch das e nicht rein, sondern mit einem Anflange von a ausgesprochen werden.

als um die Sitten eines Völkchens bekümmert, in dem sich der wahre Adel des Bauernstandes in so schönen, beispielvollen Formen ausprägt. Aber Herrn Lewalds »Tirol« mag nun wie eine Wolke vorüberziehen, die mir einen Augenblick die Frühlingssonne benommen hat *).

Sie leuchtet wieder hell und ungetrübt, und ich sehe rüstige Mädchen, stark und kräftig, wie sich etwa Göthe seine Dorothea gedacht hat, leichten Ganges einerschreiten, trotzdem, daß ihr Haupt das volle Milchschaff und ihre Lenden die Wucht des hundertfaltigen Wifflings **) drückt. Die volle Brust bedeckt ein kleidsames Mieder, das sich bis zum Halse in ein weißes Collar fortsetzt. Das dünne Halstuch ist über dieses Collar kreuzweis durch einen Ring gezogen. Auch im lebhaftesten Gespräche, oder wenn sie über Zäune steigen, balanciren sie ihr Milchfaß mit bemerkenswerther Geschicklichkeit. Den einen Arm stemmen sie in die Seite, während sie mit dem andern nur selten die unteren Reifen des Schaffes berühren, um das Gleichgewicht zu erhalten, oder wieder herzustellen. Selten allein, gewöhnlich zu Dreien oder Vierern, tragen sie der Stadt ihren Milchbedarf zu. Ich weiß mich kaum

*) Herr Lewald scheint den Tanz nicht weniger zu lieben, als sechszehnjährige Mädchen (auch die Durer Marie ist nach dem Portraite zu urtheilen, noch ein halbes Kind). Seite 170 seines »Tirols« erzählt er, wie folgt: »Laute Lustigkeit ist aus diesem Thale (Gröden) gänzlich verbannt. Zu tanzen wagt Niemand (?), weil für diese Sünde (??) keine Absolution ertheilt wird (??). Die guten Leute halten sich dafür im Auslande schadlos, und ich selbst hatte das Vergnügen, mich mit einem schönen Kinde aus Gröden, das ich auf dem Brenner traf und in meinen Wagen nahm, bei dem Kirchenfeste im Zillerthale wacker herumzudrehen. Dies arme Kind war noch nie aus seinem Thale gekommen und erst 16 Jahre alt. Es wanderte zu Fuße nach Schwaz zu einer Base, die dort schon seit mehren Jahren ein kleines Geschäft etablirt hatte, um bei ihr die Handlung zu erlernen. Es war das unbefangenste Gemüth, neugierig und läppisch, wie ein Affe (Schade, daß uns Herr Lewald diesen Affen nicht auch in Stein druck geliefert hat). Abends kamen wir nach Innsbruck. Die Kleine war vor Erstaunen ganz außer sich, so hatte sie sich die Hauptstadt nicht gedacht. Eine Ausrufung drängte die andere. Wenn ich mir eine Frage an sie zu richten erlaubte (wie höflich!), so wurde ich mit einem schnell wiederholten »Scht« abgefertigt, damit ich den Eindruck nicht stören möchte, den die prachtvolle Erscheinung einer Straßenlaterne, die erhabene einer hin und her spazierenden Schildwache, eine lange beleuchtete Fensterreihe oder einige schnell dahin rollende Karossen auf sie machten. (Was hatte aber auch Herr Lewald das neugierige läppische Ding so unzeitig auszufragen, da er sich um das arme Kind durch zweckmäßig erklärende Antworten ein Verdienst erwerben konnte?) Von allen Commis-Voyageurs, mit denen ich auf Reisen zusammentraf, war mir dieser der interessanteste.«

Wir erfahren aber den Grund der lästigen Fragen des Hrn. Lewald gleich im nächsten Absätze, wo es heißt: »Ich zog aus der Bekanntschaft überdies (überdies?) noch den Vortheil, einige Kenntnisse von der Sprache des Thales zu erlangen. Es soll die alt-etruskische seyn.« (!!!) u. s. w. Dies hat ihm, versteht sich, nicht die junge Grödnlerin gelehrt, sondern er hat es aus anderem Munde, aber auch nur vom Hörensagen. Ich müßte mich aber sehr irren, wenn ihm das kleine Vocabularium: »Domaniaz« (Sonntag), »Lunes« (Montag), »Poopp« (Leib) u. s. w. nicht die kleine Grödnlerin in die Schreibtafel diktirt hätte. Aber um gerecht zu seyn, muß ich den Schluß des Absatzes Seite 172 anführen, wo es heißt: »Obgleich meine Kenntnisse etwas umfassender sind, so glaube ich mich hier nicht damit brüsten zu dürfen, und als Probe genug mitgetheilt zu haben, um einen Begriff zu geben.« (Wovon? von der Sprachkunde des Verfassers oder von der Sprache der Grödnern?)

**) Ein kurzer Weiberrock von grobem Tuche.

zu erinnern, junge Männer in ihrer Begleitung gesehen zu haben, wohl aber habe ich sie oft mit Aeltern scherzen sehen, welche, ihr kurzes Pfeifchen im Munde, den Dirnen durch Erzählungen und Foppereien den Weg kürzten. Oft hört der Spaziergänger lange oder sehr ein Gelächter erschallen, bis endlich auf dem Bergstege aus dunklen Tannenwipfeln die lustige Sarawane hervortritt, um wieder im Gebüsch zu verschwinden. Der Gruß, den sie einander zurufen, ist: »Grueß Gott!« und der Nachruf: »Zeit g'lassen!« oder: »Laßt's eng Zeit!« was in dem Munde dieser rüstigen Mädchen (welche nicht zu gehen, sondern zu tanzen scheinen,) wie Ironie klingt.

Hat man endlich in den ersten warmen Frühlingstagen die heitere Staffage der Gebirgslandschaft verlassen und sich in die einsamen Schatten einer Hügellehne begeben, so scheint es oft, als ob bei heiterem Himmel ein fernes Gewitter bröhne. Der Blick wendet sich nach der Gegend des dumpf rollenden Donners und sieht gegenüber eine Lawine über den Wall eines Tannenhaines brechen. Die himmelhohen Felsenjoche, Kuppen und Risse, mit den blendenden Schneemassen, aus denen sie zur Sonne aufragen, mit ihren Wäldern und Alpentristen, die sie in ihrem Schoße tragen und nähren, blicken still und ernst auf das buntbewegte Leben im anmuthigen Thale herab. Die Menschen achten kaum auf den dumpfen Donner der Lawinen, und die Sturzbäche, die von den Felsen niederstosen, glihren ihrem Auge in der Morgensonne wie ein silberstoffnes Seidenband. Denn über alle Reize und Schrecknisse der Natur wölbt sich der reine blaue Himmel, in dem sich der Mensch den Thron des liebevollsten aller Wesen denkt, der Gottheit, welche den Riesenthan dieser Berge schuf und Jahr für Jahr die Scholle des Ackerlandes im Thale segnet. Wer sich ohne Buch erbauen und ohne Gesellschaft erheitern will, der gehe, wenn er anders gesunde Augen und ein gesundes Herz hat, einige hundert Schritte in einem von der Morgensonne beleuchteten, frischgrünenden Alpenthale spazieren und er wird alle Bücher und kerzenhelle Salons vergessen.

Ich hätte zu der Skizze eines Frühlingmorgens um Innsbruck auch einige Städte mit in die Staffage nehmen können, denn es ist daselbst Sitte, die Maibutter (eine Art von Rahmschaum, halb getriebene Butter) im Freien einzunehmen; aber dergleichen Frühstücke sind nur eine gemachte Ländlichkeit, und stehen der großen und schönen Natur gegenüber, tief unter den fröhlichen Gesichtern und lebenskräftigem Treiben von Menschen, welche das Land, das sie nährt, bauen und zieren. Endlich dürfte auch ein Landschaftsmaler von Profession in der Skizze eines Frühlingmorgens das Vieh als Staffage vermissen; damit hat es aber in Tirol eine eigene Bewandniß. Mit Ausnahme einiger Ruckkühe, die den Sommer hindurch wegen des Milchbedarfes im Thale bleiben, zieht das gesammte Vieh zum Anfange der warmen Jahreszeit auf die Alpen (Alpentristen, im Volksdialekte: »Almen«). Die sanfteste Kuh wird ungeduldig und stößig, wenn sie mit ausgepannten Rüstern die Frühlingslüste einathmet und wieder in den dumpfen Stall zurück muß. Wenn ein Landschaftsmaler Thiere in den Vordergrund stellen

will, so muß er einige hundert Fuß Höhe nicht scheuen, um im Juni oder Juli eine Alpe zu besuchen.

II. Herbstabend.

Wer den Volkscharakter der Tiroler von seiner achtungswürdigsten und eigenthümlichsten Seite kennen lernen will, muß mit dem Bauer bekannt zu werden suchen, nicht mit Belletristen, Kellnern und Lohnkutschern, aus deren Klatschereien man mit kluger Benützung literarischer Mittheilungen und Funde zwar ein Buch machen, aber kein treues Sitten- und Lebensbild dieser wackern Bergbewohner entwerfen kann. Gewöhnlich ist das Reiseziel der in Tirol wandernden Schriftsteller irgend eine Stadt mit irgend einigen Bildungs- und Unterhaltungsanstalten. Da sich nun aus dem Wagenfenster von dem Tiroler Volksleben kaum so viel abnehmen läßt, als man mit gutem Gewissen auf ein kleines Blättchen eines kleinen Taschenbuches schreiben kann, da endlich eine Alpenstadt jenen nie zusagen kann, welche sie nach dem Maßstabe des flachen Landes bemessen: so lesen wir über Tirol die wunderlichsten Sachen, — lauter Wiße, halberdichtete Anekdoten, bekannte Alterthümlichkeiten und Sagen vom Hörensagen, in denen der Schriftsteller und Bücherfabrikant nur sich selbst schildert, nicht aber Tirol, dessen Namen er vor sein Buch setzt.

Man wirft dem Tiroler (oder vielmehr dem unentarteten Bauer und Gewerbsmanne dieses Landes) eine gewisse spröde Fremdenscheu vor. Dies ist wahr; und der Tiroler würde gegen Fremde noch zurückhaltender werden, wenn er läse, was die reisenden Belletristen über ihn und sein Land schreiben. Wenn sich doch einmal solche Schriftsteller, die feck genug sind, in einigen Zeilen über ein ganzes Volk abzusprechen, den Muth herauszunehmen, einem biedern Tiroler von etwa 50 Jahren ins Gesicht zu sagen, was sie zum Drucke vorbereiten. Er würde sie in der angegebenen Altersstufe gewiß durch belehrende Worte beschämen. Jüngere dürften eine kürzere, aber drastische Heilmethode vorziehen.

Ich habe auch Reisende kennen lernen, welche dem Tiroler Bauer förmlich die Cour machen, um seine Vertrauen und seine Zuneigung zu gewinnen. Dies ist jedoch ein eben so verfehltes Mittel, als der vornehme Seitenblick eines reisenden Humoristen. Um den Tiroler Bauer recht kennen zu lernen, muß man ihm weder schmeicheln, noch unziemlich begegnen, sondern offen und gerade entgegen treten. Sieht er ein, daß er es mit einem redlichen Manne zu thun habe, so fragt er nicht lange, weiß Landes und Amtes er sey. Er ist gastlich, zuvorkommend, und weit höflicher, als wir uns den Tiroler aus dem erkünstelten »Du« vorstellen, mit welchem uns die hausirenden Zillerthaler ihre Handschuhe und die Teserecker ihre Teppiche anbieten. Nimmt der Fremde noch ohne Verstellung und Eigennuß an den häuslichen Freuden einer achtbaren Bauernfamilie Theil, so kann er sich aus Thatfachen einen lebendigen Begriff eines ächt idyllischen (wenn auch eben nicht Gefner'schen oder Florian'schen) Lebens bilden.

Ehe ich den Leser in eine Tiroler Familienscene

einführe, muß ich ihn mit dem Schauplatze bekannt zu machen suchen. Der Tiroler Landmann sucht im Baue seines Hauses die drei Eigenschaften der Festigkeit, Bequemlichkeit und Raumersparniß zu verbinden. Ich habe einen Sommer hindurch in einem Bauernhause gewohnt, wo Stall, Scheune, Wagenschuppen, Gastzimmer, gewöhnliche Stube sammt Schlafgemach, dann Vorrathskammer und Kumpelkammer in einem eben nicht großen, einstöckigen Gebäude vereinigt waren. Die aus Bohlen gezimmerte Tenne bildete die Decke des Stalles. Eine Art von Schuber verschloß eine viereckige Oeffnung, die dazu bestimmt war, den nöthigen Bedarf aus dem Heu- und Strohhoden in den Stall hinabzuwerfen. Zugleich führte von der Rückseite eine brückenähnliche schiefe Fläche auf den Boden, um von da aus die leeren leichten Wagen auf die Tenne zu schieben. Zwei solcher Wagen konnten bequem zwischen den beiden Bänken unterbracht und verwahrt werden. Den Stall selbst theilte mit zwei Pferden und einigen Ruckkühen eine bedeutende Schaar von Kaninchen. Rechts vom Hausflur hinter der Wohnstube ist eine geräumige Küche angebaut. Zwei Seiten des breiten Heerdes sind für die Hausfrau und Hausmagd zum Kochen und Backen frei gelassen, um die zwei andern laufen Sitzbänke, unter denen sich die Horden für das Hühnervieh (»Kunter«) befinden. Wenn nun der Abend hereingebrochen, das Zug- und Ruckvieh beigelegt ist, und die Hühner durch eine in der Wand gelassene Oeffnung in ihre Horden eingezogen sind, sammeln sich Hausvater, Hausmutter, Kinder und Gesinde, wohl auch einige Nachbarn um den traulichen Heerd, von welchem bald ein lustiges Feuer aufflackert. Die Aeltern und die Kinder, die noch nicht schläfrig sind, nehmen die Bänke auf dem Heerde ein; die nicht beschäftigten Burschen und Mädchen setzen sich, wo sie einen Platz finden. Während die Männer ihr kurzes Pfeifchen rauchen, und Magd und Hausfrau um Mehlfasten, Milch- und Schmalztopf beschäftigt sind, und das Spätmahl bereiten, entspinnt sich eine lebhaftere Conversation, die sich jedoch bei aller Lustigkeit immer in den Grenzen guter Zucht und keuschen Sinnes bewegt. Das Beispiel der Aeltern flößt der Jugend Scheu vor Ausdrücken, Scherzen und Anspielungen ein, welche das Verhältniß der Liebe von seiner grob sinnlichen Seite berühren. Aber in unschuldigen Neckereien stimmen auch ältere Ehemänner ein. Nachdem sich die lustige Gesellschaft in die Stube gezogen und das Abendmahl eingenommen hat, wird laut und gemeinschaftlich gebetet. In den späten Abendstunden hört man hier und da den melancholischen Klang einer Zitter, nicht etwa vor dem Fenster einer Dirne, sondern aus der Schlafkammer eines Burschen, der sich in den Schlaf hinein musicirt.

Ich verlebte einen Sommer und zwei Herbstferien mitten unter Bauern, wurde mit Bauernburschen und mit ihren Liebesangelegenheiten bekannt und genoß von Seite der Aeltern ein seltenes Vertrauen. Nie aber habe ich in Wort oder That eine Unanständigkeit gehört oder gesehen, auch nicht, wenn ihnen der Wein die Zunge löste, oder wenn wir die Pfeifen aus einem Beutel stopften. Hausvater und Hausmutter halten streng auf gute Zucht und Absonderung der Geschlechter. Selbst im Wirthshause und bei dem seltenen

leten Tanne vergift das junge Volk jene Scheu nicht, welche den kräftigen Jüngling nicht weniger schön kleidet, als das blühende Mädchen. Daß Burschen ihre Mädchen verstoßen besuchen (besonders am Samstag), ist zwar nicht zu läugnen, aber eben, daß es verstoßen geschieht, und auch im äußersten Falle nicht mit der Treulosigkeit des Erhörten und mit der Schande der Geliebten endigt, ist ein Beweis von strenger Zucht und biederem Sinne. Der Tiroler schließt seine Ehe selten früher, als er Weib und Kinder ernähren und mit gereiftem Mannesinne ein Hauswesen leiten kann. Dies und die Zurückhaltung im Umgange der beiden Geschlechter scheinen mir die Gründe des ehelichen Segens zu seyn, welcher die Aeltern in kurzen Abständen mit kerngesunden Kindern umgibt. Aus den braunen Augen der Bauernknaben blitzt der Muth und die Kraft ihrer Väter; und die Mädchen sondern sich gern von den wilden Jungen ab, um ihrer Mutter zu helfen. Wenn es wahr ist, daß der gesunde Körper eine wesentliche Bedingung der Thatkraft und Heiterkeit der Seele ist, und wenn nebst einem keuschen Wandel den Körper nichts mehr stärkt, als ein gesunder Schlaf und eine kräftige Kost: so muß ich den Leser zur thatfächlichen Bekräftigung und zur Vervollständigung meiner Skizze in unser Bauernhaus zurückführen. Der Tiroler Bauer ist in den langen, arbeitsvollen Tagen fünfmal des Tages. Ehe er mit der Morgendämmerung auf das Feld zieht, nimmt er ein Frühstück ein; um 9 Uhr wird ihm Milch oder eine sonstige Erfrischung auf Feld oder Wiese gebracht («Neuern»); zwischen 11 und 12 hält er sein Mittagmahl, gegen 5 Uhr unter freiem Himmel die «Merende» und nach der Abenddämmerung das Spätmahl. Butter und Schmalz werden bei ihren Gerichten nicht geschont. Ein wichtiger Artikel für den Haushalt ist geräuchertes Fleisch. Ihre dünnen geselchten Würste (Borerl'n, Bockshörner), ihr geräuchertes Rind- und Hammelfleisch braucht scharfe Zähne und gesunde Mägen. Aber die Hausfrau macht den Speisezeitel nach der Anstrengung und dem Appetite der arbeitenden Familie. Ich habe dieselbe muntere Schaar, die Tags vorher ihr Gebiß an jähem Rauchfleisch übte, mächtige Schüsseln von Milchbrei aus Maismehl leeren sehen. Eine solche Schüssel schwimmt unter einer fingerhohen Decke zerlassenen Schmalzes. Sennern und Sennbuben essen die Butter wie Käse und den Käse wie Brod. Das, sagen sie, gebe ihnen Kraft. Wein wird als Magenstärkung wenig getrunken. Das reine, stärkende Quellwasser labt und hilft besser verdauen, als Champagner. Dürfen wir uns verwundern, daß bei solcher Kost der Tiroler die Mühen eines beschwerlichen Ackerbaues und einer noch beschwerlicheren Heumahd und Holzung unverdrossen trägt, und daß er dabei an Muskelkraft und Lebenslust gewinnt? Da er bei aller Ermüdung gewöhnlich spät schlafen geht und früh aus den Federn muß, da, wie schon bemerkt wurde, Tanzunterhaltungen und späte Trinkgelage nur selten gestattet werden, so hat er zu nächtlichen Drgien nicht viel Lust und Anlaß. Die Sonntagsunterhaltung der männlichen Jugend ist Kegelschieben und Scheibenschießen. Die Mädchen stehen dabei in bescheidener Entfernung, in die sie sich zurückziehen, wenn sie einem zutrinkenden Burschen Be-

scheid gethan haben. Bricht die Nacht ein, so mahnt Vater und Mutter an den kommenden Montag, der in Tirol kein blauer ist. Nur Kirchweihen und Hochzeiten machen von der strengen Regel eine Ausnahme, wobei jedoch (wie Herr Lewald selbst vom Zillertale erzählt) die gesellige Stunde eingehalten wird. Ubrigens erhalten die gute Zucht und die geregelte Lebensweise des jungen Volkes die Väter und Mütter selbst, so daß ihre fromme und verständige Erziehung sich zur Fortpflanzung von Geschlecht zu Geschlechte der Seele und dem Blute einpflanzt.

Wenn irgend ein Genremaler eine Tiroler Familie sammt Hausgesinde malen will, so thut er am besten, sie um den Küchenheerd zu gruppieren. Das junge, unbeschäftigte Volk kann Blicke wechseln, aber nur keine verbuhten. Es kann mit einander sprechen und scherzen, aber ohne verstoßene Küsse. Selbst ein Händedruck wäre kostumwidrig. Die Alten müßte der Maler auf die Heerdbank placiren, etwa mit einigen frischen Knaben neben sich, oder auf dem Schoße. Der Sprecher (vielleicht selbst politischer Kannegießer), dem die Andern zuhören, müßte, während diese tapfer rauschen, sein verglimmendes Stußpfeifchen in dem Zeigefinger und Daumen der linken Hand halten, während er den Ellenbogen auf das halbnackte, markige Knie stützt. Eine von der schiefen Hutkrümpe beschattete Stirne und ein tüchtiger Schnurrbart, vor Allem aber eine breite Brust, würden gute Wirkung machen. Der Hausehre des erzählenden Alten und der dienenden Magd müßte der Maler jedenfalls viel freien Raum lassen und diese Individuen im Style einer wichtig ernsten Beschäftigung geben; die Hausfrau vielleicht mit einem imperatorischen Seitenblicke, den die Magd (noch besser eine der Mutter ähnliche Haustochter) bescheiden und sorglich zu erfüllen strebt. Rein geschuertes Kupfer, Zinn und Messing in Schränken und an der Wand dürfte nicht fehlen. Aber Tenier'sche Frazen und komische Aermlichkeiten und Erbärmlichkeiten müßten durchaus vermieden werden. Die Tiroler haben in der Regel edle Gesichtszüge, und selbst in Wochentagen sind sie nicht unreinlich und zerlumpt gekleidet. Wenn noch Licht genug ist, könnte man durch ein Fenster den spitzauftragenden Thurm der reinlichen Dorfkirche sehen lassen, sammt erlichen Kreuzen des Gottesackers.

III. Alpenwirthschaft.

Der reichere Tiroler Bauer hat sein Vieh nur zur Winterszeit im Thale beisammen. Sobald die niederen Bergzüge zu grünen anfangen, schiebt er, was nicht unumgänglich zur Haushaltung oder zu einem einträglichen Milch- und Butterverkaufe nöthig ist, auf die Alpenweide (Alpe, Alme.) Es gibt auch Almen, welche Einzelnen gehören, und Bauernhöfe, welche so hoch liegen, daß das Vieh nur den Stall zu verlassen braucht, um sogleich unter Alpengräsern zu weiden. Die größten Almen werden aber von mehren Gemeinden auf gemeinschaftliche Kosten benützt. Die Aufahrt zur Alme ist nicht, wie die Heimfahrt, mit Gepränge verbunden. So unmerklich, als die Schwalben einziehen, zieht das Vieh aus. Wer aber zufällig

einer Herde begegnet, welche der frischen Bergluft und der duftigeren Matte entgegen geht, kann diesen Thieren die frohe Aussicht eines freieren Lebens auf den ersten Blick ansehen. Die Kühe ringeln den Schweif, machen die wunderbarlichsten Kapriolen, oder stellen sich an den Rand des Weges, und muhen den gegenüberliegenden Berg an. Ziegen und Schafe meckern und blöcken lustig durch einander und drängen sich vorwärts. Nur der Stier schreitet ernst und gemessen einher, nur das Borstvieh läßt sich Zeit und fühlt die drängende Peitsche.

Nachdem ich in dem schönen Stubaythale zuerst eine Privatalm besucht und die Gebäude und Keller besehen hatte, in denen der Senne wohnt, Butter und Käse bereitet und das Gewonnene aufbewahrt, rieth mir der Besitzer derselben eine Bergfahrt auf die Waldrast, um die große Gemeinalme in Augenschein zu nehmen, welche in sanften Abhängen einen bedeutenden Theil des Bergsattels nächst der Waldraster Spitze einnimmt. Ich trat den Weg in angenehmer Gesellschaft an. Kaum blickten wir über fette Tannenspitzen auf die Thürme von Mieders und Fulpmes und auf den Rußbach herab, den wir wohl schäumen sahen, aber nicht rauschen hörten, als ein Rudel Schafe, die es sich in einem kühlen Sandlager bequem gemacht hatten, plötzlich auffuhr und das Weite suchte. Dies und der Klang der Heerdenglocken und ein kurzer Weg um eine Waldecke überzeugten uns, daß wir an Ort und Stelle seyen. Auf einer ausgebreiteten, saftig grünen und dicht begrastem Trift lagerte und weidete der Reichthum und der Stolz der Gemeinden, deren reinliche Dörfer tief zu unseren Füßen lagen. Kaum waren wir an die niedere Verzäunung getreten, als besonders das jüngere Vieh spornstreichs auf uns zulief, etwa fünf oder sechs Schritte von uns stehen blieb, und uns anstierte, oder mit ausgestrecktem Halse anschnoberte. Einige, die sich so weit genähert hatten, daß wir sie streicheln konnten, fraßen Gras aus der Hand, oder ließen sich hinter den Hörnern krauen. Einige entzogen sich diesen Schmeicheleien durch einen scheuen Seitensprung, wobei sie mit den Hörnern in die Luft gabelten und sich dann wieder in Positur setzten, um uns vom Wirbel bis zur Zehe zu mustern. Die meisten aber konnten sich nicht enthalten, durch ein gedämpftes, behagliches Muhen ihre Freude über den Anblick von Menschen auszudrücken, die sie, den wohlbekannten Meister Senn und seinen Buben ausgenommen, wahrscheinlich seit drei Monaten nicht gesehen hatten. Sie begleiteten uns innerhalb der Verzäunung eine gute Strecke, bis wir ihnen hinter einem Gehölze aus den Augen verschwanden. Nicht lange so sahen wir die Ruinen des vom Kaiser Joseph II. aufgehobenen Klosters Waldrast, in denen sich der Senne eingerichtet hatte. Er stand auf einem Felsblocke und piffte durch die zwei in den Mund gelegten Zeigefinger so gellend, daß dieses Sennersignal den heftig brausenden Wind überstäubte. Er mochte uns von Weitem gesehen haben, denn er stieg, als ein Sennbube herbeigeeilt war, sogleich von seiner Warte herab, und sorgte für Erfrischungen. Was ich aus seinem Munde und aus übereinstimmenden Zeugnissen vom Sennenleben erfuhr, ist Folgendes:

Der Senne geht höchstens ins Thal hinab, um seine Andacht zu verrichten, oder den ausgegangenen Mundvorrath zu ersetzen. Aber auch dieser wird ihm meistens von seinen Angehörigen zugebracht. Sein Mahl bereitet er sich selbst zu. Eine Lieblingsspeise der Sennen sind die sogenannten Alpenkuchen (Alpenküchle, oblatenförmige, in Butter ausgebackene Scheiben, die, wenn sie gar sind, aus der Pfanne gehoben, und über einander gethürmt werden). Mit Salz, Mehl und Brot versehen, allenfalls mit etwas geselchtem Fleische, ist der Senne bei dem Überflusse an Milch, Butter und Käse weit leckerer und nahrhafter, als der Bauer im Thale. Luft, Wasser und Arbeit helfen ihm verdauen. Ubrigens fehlt es ihm nicht im Mindesten an Bewegung. Das Vieh muß zur Melkzeit zusammengetrieben werden. Eine Melkkappe (Fülzhut mit herabhängender Krempe) auf dem Kopfe, und auf einem Melkschämel (Schusterschämel mit einem einzigen spitzen Fuße, welcher in die Erde gestossen wird) füllt er und seine Helfer, von Kuh zu Kuh gehend, die Gelte mit schäumender Milch. Er muß Butter machen, sie einsalzen, in große Ballen formen und kühl legen; er muß Schmalz siedeln, Käse bereiten, das verlaufene Vieh aussuchen, das krank pflegen und reinigen, und hat bei all seiner Mühe, wenn sich ein Stück todt fällt, oder trotz aller Pflege krank und mager ins Thal herab kommt, Verdruß und Nachrede. Dennoch verläßt er diese einsamen Höhen, in denen er mit dem Sturme und mit dem Adler frei waltet, nur ungern. In kalten Herbsttagen fällt oft der Schnee bis in das Thal herab, aber noch immer will sich der Senne nicht bequemen, seine Herde herab zu treiben, und einen Ehrentag zu feiern, wie ihn anderwärts kein Hirt begeht. Die Heimfahrt von der Alme ist für die betreffenden Dorfgemeinden ein halber Feiertag. Jung und Alt rüstet sich zum Empfange des Hirten und der Herde. Die fernen Töne der Heerdenglocken sind für die ungeduldigen Kinder ein Signal, Reißaus zu nehmen, und mit Bändern und sonstigen Schmuckstücken dem Zuge entgegen zu eilen. Die Aeltern besorgen indessen den Stall, und die Mädchen flechten Sträuße, um sie dem Sennen und seinen Helfern zu verehren. Endlich langt die Robberkuh (die stärkste und schönste der ganzen Herde) an der Spitze, der lang ersehnte Zug an. Die schönsten Kühe tragen Glocken an breiten Halsbändern, und zwischen den Hörnern bunt geschmückte Aufsätze. Nur der rückwärts schreitende Stier ist der Gegenstand eines unwürdigen Hohngelächters, denn zwischen seinen Hörnern ist die Melkkappe und der Melkstuhl befestigt. Den Zug beschließt das Kleinvieh und die vollgepackten Wagen mit Butter, Käse und Schmalztopfen. Ueber die gute Ordnung wachen die Sennbuben; der Senne selbst schreitet so stolz voran, daß er sich kaum rechts oder links umsieht. Seine Jacke über die Achsel geworfen, einen langen Stock in der Rechten, und den Hut ringsum mit Blumensträußen besteckt, scheint er sich gar nicht um das zu kümmern, was um ihn vorgeht. Während neben und hinter ihm gejauchzt wird, blickt sein Auge düster, gerade als ob er das Thal ungern wieder sähe. Wie sich die Herde einem Dorfe nähert, sucht das betreffende Vieh von selbst die gewohnten Ställe, und es wird das zugehörige Contin-

gent des Alpenfegens an jene ausgetheilt, denen es nach dem Befehle ihres Viehes zukommt. Daß bei dieser Gelegenheit den Scenen wacker zugetrunken wird, versteht sich von selbst.

Nicht alle Grasplätze der Alpen sind so gelegen, daß das Vieh hinaufgetrieben, oder ohne Gefahr, sich todt zu fallen, auf denselben gehegt werden könnte. Mit Anstrengung und Lebensgefahr klettert der Tiroler, von den Werkzeugen der Heumahd beschwert, die schwindelnden Felsenstege hinan, um von solchen Stellen Gras zu fassen, auf welchen höchstens die Gemse weidet. Er harkt und bindet das Heu in große Ballen zusammen, und wirft es über die schroffen Wände herab, damit es unten in den zerstreut liegenden Stabeln für den Winter aufbewahrt werde. Das Herabschaffen dieses Heuvorrathes und des nöthigen Brennholzes auf Schlitten, ist bei tiefem Schnee eine der mühseligsten und gefährlichsten Beschäftigungen. Die Bauernfamilien, deren Höfe und Besitzungen in der Höhe liegen, können im Winter oft mehrere Wochen nicht ins Thal herab. Stirbt einer, so wird seine Leiche, bis die Zugänge wegsamer werden, im Schnee zur künftigen Beerdigung aufbewahrt. Bei all diesen Mühseligkeiten hängt der Tiroler an den Höfen und Lehnen, auf welchen er das Licht der Welt erblickt hat, wie die Schwalbe an dem gewohnten Neste. Gewöhnlich baut er sich wieder an derselben Stelle an, wo ihn Elementarschäden heimsuchten, sein Haus zertrümmerten und seine Wiese veranderten. Der stete Anblick einer gigantischen Natur und das stete Ringen mit ihr gibt den Physiognomien dieser Söhne der Berge einen Ausdruck von trotziger Kühnheit, welcher dem weichlicheren Bewohner des Flachlandes Achtung gebietet. Den Fremden mag an ihnen auch eine eigene ernste Einsylbigkeit auffallen, aber man bedürfe nur ihrer Hilfe oder nähere sich ihnen vertrauensvoll und man wird nur ungern von diesen biedern Leuten Abschied nehmen.

Im Jahre 1821 wanderte ich von St. Leonhard im Passeier Thale allein und ohne mich des üblichen Lastthieres zu bedienen, auf welchem städtische Fußgänger sich die Anstrengung einer Bergfahrt erleichtern, den Tausen hinan. Etwa eine halbe Stunde ober dem Dorfe traf ich mit einem Passeier zusammen, welcher auf meine Bitte, mir den Weg zu zeigen, nach einem ziemlich trockenen »Ja!« schweigsam neben mir einerschritt, bis wir um eine Ecke bogen, und er mir in gedrängter Kürze die Punkte bezeichnen konnte, an die ich mich halten sollte. »Vor Allem,« sagte er, »geht auf den Saumerschlag (die tief ausgetretenen Fußtapfen der Saumrosse) Acht. — Habt Ihr denn,« fuhr er in einer Weile fort, »die alte Hoser im Sandwirthshause besucht?« — Als ich es bejahte, und von der ehrwürdigen Wittwe eines wahrhaft christlichen Helden erzählte, begleitete er mich noch eine geraume Strecke, und nahm mit einem herzlichen Händedrucke von mir Abschied. Die Freundlichkeit, mit welcher die Obstträger und Saumrostreiber sogar ihre Erfrischungen mit mir theilten, und die Sorgfalt der Wirth in den ärmlichen aber reinlichen Tausenhäusern zog mich in einer so schwindelnden Höhe nicht weniger an, als die riesigen Bergmassen und die tiefen Schluchten mit ihren Sturzbächen und die Wolken, die mich bald ein-

hüllten, bald sich von dem Joche lösten, an dem sie sich erhoben, um ihren Zug durch die freien Lüfte fortzusetzen.

IV. Die Wirthschaft im Thale.

Der Stolz der Tiroler Bauernwirth, welche in den Niederungen hausen, ist eine üppige Wiese und ein stattliches Maisfeld. Zu Anfange des Frühlings dürfte es keinem empfindsamen Jbyllendichter zu rathen seyn, auf schmalen Fußstegen dem Dufte des Weichens oder der Primel nachzugehen, denn die Sauche, welche der Tiroler Bauer auf seine Wiesengründe ausspricht, athmet Dünste aus, die man nicht riechen kann, ohne mit Shakespeares »Lear« sich nach einem Gran Moschus zu sehen. Nach der Düngung werden die Wiesen der Thalfläche unter Wasser gesetzt. Die Geschicklichkeit, mit welcher der Tiroler Ninnen zieht, Schleußen und Schöpfräder anlegt, und das Wasser oft über breite Einschnitte wegleitet, ist nicht selten erstaunenswerth. Ohne Mathematik gelernt zu haben, wendet er die Grundsätze des Nivellements wie ein Kunstverständiger an. Ist nun die Wiese recht durchgewässert, und ziehen einige warme Streifregen über sie hinweg, so kann man sich über den üppigen Wuchs der Gräser und Wiesenpflanzen nicht genug verwundern. Es dauert nicht lange, so ragen sie dem Manne bis zur Brust heran und man geht durch Wiesen, wie hier zu Lande durch hochaufgeschossene Kornfelder.

Noch schöner, als eine solche Wiese nimmt sich aber in günstigen Jahren ein Maisfeld aus. Wenn die Pflanze aufgewachsen ist, ragt sie bis zum Scheitel eines Mannes empor. Ihre breiten Blätter wölben und neigen sich so dicht gegen einander, daß man kaum den Boden sieht. Die Samenkörner werden in zeilenförmig und nach regelmäßigen Abständen angebrachte Löcher gelegt, und dazu besonders an den Rändern der Beete noch Bohnen, Kraut, und (zum Schweinefutter) Kürbisse angebaut. Wenn das Feld aufgeräumt ist, zeigt sich zwischen den garbenartigen Stößen der Maisstengel eine zweite Ernte. Die Maiskolben werden zu zwei, drei oder viere mit den umgeschlagenen Fruchtdecken zusammengebunden und um das Haus herum an Querstangen zum Trocknen und Durchfrieren aufgehängt. Das Ausfönnen oder vielmehr Ausraspeln derselben ist für die langen Winterabende eine Arbeit der Mägde. Das Maisbrod trocknet leicht aus und schmeckt etwas süßlich, aber nicht unangenehm. Der Milchbrei und die Polenta aus Maismehl und Maisgries würde auch Leckermäulern zusagen. Von den übrigen Getreidearten baut der Tiroler, was er nothwendig braucht und was der Boden gewährt; wohl auch zur Nachernte Buchweizen (Plenten). In den rauheren Thälern wird eine Art rother küpfelförmiger Kartoffeln gebaut, welche vortreflich schmecken.

Zu einer wohlgeordneten Bauernwirthschaft gehört eine gute Hühner- und Schweinezucht, ein hinreichender Wäschevorrath aus eigenem Gespinnste und eine volle Rauchkammer. Das Einschlachten ist für jede Familie eine Art von Fest. Kaum wird man in einem andern Lande ein so wohlgeordnetes Hauswesen und eine so behagliche Wohlhabenheit finden, als unter den Bauern

der gesegneten Thäler Tirols. In der Thalstrecke von Bozen bis Meran wird noch überdies ein sehr einträglicher Obst- und Weinbau betrieben. Die Rebe wird über schiefe Geländer und Laubgänge gezogen. Wer kennt nicht die großen Vorstdorfs (Pehaimer, Böheimer) und Rossmariäpfel, welche kistenweise und zwar Stück für Stück in Papier gewickelt bis nach Rußland versendet werden? Das Austragen und Hausiren mit diesem edlen Obste ernährt viele arme Familien um Meran. Die Umgebung dieser Stadt mit ihrer imposanten Fernsicht in das Bintschgau (vallis venusta) und auf den Lauf der Etsch ist wahrhaft paradiesisch. Aber es gibt auch Thäler, in denen nicht einmal der Kartoffel-, Haber- und Gerstenbau den nothwendigen Bedürfnissen des Lebens genügt. Die Bewohner derselben wandern entweder mit Handschuhen und seidenen Luchern, wie die Zillertalser, oder mit Spielpfeifen, wie die Grödnere, oder mit Teppichen, wie die Teserecker, oder mit edlem Obste und abgerichteten Kanarienvögeln über die Gränze und bringen Geld und Lebensunterhalt in die Heimath zurück. Aus dem Oberinntal ziehen zu gleichem Zwecke auch Tagelöhner und Handlanger außer Land's. Ubrigens hat insbesondere auf den Kleinhandel der Zillertalser wenig Armut als Wanderlust und Spekulationsgeist Einfluß. Möchten sie in der Fremde nicht die einheimische Sitte ablegen und eine Naivität erzwingen wollen, die ihre Landsleute in den Verdacht einer dummlichen Grobheit und Zudringlichkeit bringt, und zu entwürdigenden Späßen und Zumuthungen veranlaßt! Möchte aber auch in Tirol selbst nicht die Unsitte einer weniger kleidsamen, aber dem Auslande entlehnten vornehmeren Tracht des Bauernvolkes weiter um sich greifen; denn leider legen wir mit dem Kleide nur zu oft einen anderen Menschen an und ab. Auch im Lande wandert, so lange sie nicht der strenge Winter an feste Wohnstätt bindet, ein Theil der ärmeren Bevölkerung herum. Es sind dies die nomadirenden Kessel- und Pfannenflicker, die ihre Werkstätte, ihre Weiber und Kinder (mit denen sie besonders gesegnet sind) zum augenblicklichen Ausbruche auf und an einen Karren packen und ordnen können, um Brot und Arbeit, wenn sie an einem Orte ausgegangen sind, sofort an einem andern zu suchen. Im Spätherbste rüsten sie für sich und für Kauflustige, die eben des Weges ziehen, Kastanien. Wenn es das Wetter zuläßt, ist der blane Himmel das Zelt der Familie. Der Vater zieht den Karren, die Mutter schiebt nach, die älteren Kinder helfen, wenn es bergan geht, und die Kleinen schlafen oder schreien mitten unter Kochgeschirr, Handwerkszeug und Mundvorrath. An glücklicher Stelle angelangt, sitzt der Hausvater, ein dampfendes Stutzfleischchen im Munde und sticht mit dem Ernste eines Buonarotti oder Prometheus an einer schadhafsten Messingpfanne, während die Mutter im freien Felde die Suppe kocht, oder den hungrigen Kindern Brot anstheilt. Vermöglichere haben außer einer zahlreichen Familie noch für einen Esel zu sorgen, den man sich, um das Bild zu vervollständigen, unter der Aufsicht eines frischen Knaben, an einem dicht begrastem Raine weiden denken muß.

Ich darf diesen Absatz nicht schließen, ohne darauf hinzudeuten, daß der Tiroler, wenn er anders festhaft,

und als einsichtsvoller Mann bewährt ist, sich nicht mit träger Gemächlichkeit in die Gränzen seiner Stube und seines Büttchens verschließt, um, wie es heißt, vor der eigenen Thüre zu kehren und von der ganzen Welt Ruhe zu haben. Ich habe Tiroler Bauern von Landes- und Gemeindeangelegenheiten mit einer Einsicht und mit einer Uneigenmüßigkeit reden hören und handeln sehen, daß ich es leicht begreifen konnte, wie sie, von der Regierung geachtet und zu Berathungen über des Landes Wohl beigezogen, von den Jüngeren der Gemeinde als Sittencensoren und Schiedsrichter geehrt und gescheut werden. Ihrem Zusammenwirken und heilsamen Rathe verdankt jede Gemeinde einen Theil ihrer Wohlfahrt. In Tirol wird man selten eine ärmlich aussehende oder gar unreinliche oder baufällige Kirche sehen; vielmehr sind die Gemeinden auf ihr Glockengeläute und auf ihren ausgemalten und reich decorirten Tempel stolz. Ihre Kirche ist der oberste Zielpunkt einer gemeinsamen Sorgfalt. Zu Bauverbesserungen trägt Jeder gern sein Schärlein bei, und nur, wenn es unbekannt ist, wie oft der Tiroler in seinem schönen, aber auch in Mißjahren und Elementarschäden schwergeprüften Vaterlande an den gemahnt wird, dem wir Menschen Tempel bauen; — nur, wenn dieses unbekannt ist, kann in der Pietät der wackeren Bergbewohner kirchlichen Despotismus wittern und belächeln. Wer unter Bauern gelebt hat, wird mir zugesichern, daß der Pfarrer und Religionslehrer in der Aufsicht über die gute Besittung an den Aeltesten der Gemeinde Rath und Stütze findet, selbst in der Sorgfalt für die Erhaltung des Gotteshauses und des würdigen erbaulichen Gottesdienstes.

Prof. A. Müller.

Der Tanz der Schlangen in Ostindien.

(Uebersetzt aus dem Weekly Mercury.)

Man findet in jedem Lande eine Gattung Menschen, welche aus der Neugier und Leichtgläubigkeit Anderer eine Erwerbquelle machen; unstreitig am zahlreichsten ist aber diese Klasse in Ostindien. Kaum hat der Fremde sein Schiff verlassen, und einen Fuß ans Land gesetzt: so steht er sich alsbald von einem Schwarme Jongleurs, Tänzer, Springer und anderer Gaukler umringt, die sich um die Ehre streiten, für das unbedeutende Geschenk eines Fanon (7½ fr. C. M.) zu seinem Vergnügen beitragen zu dürfen.

Unter allen diesen Gauklern wissen aber jene am meisten den Europäer in Furcht und Staunen zu setzen, welche mit Schlangen herumgehen und selbe tanzen lassen, und diese Furcht und dieses Staunen wird noch erhöht, wenn der Zuschauer erfährt, daß die Schlangen, welche man zu diesen Gaukeleien gebraucht, unter den allgiftigsten die zweite Stelle einnehmen. Stets ist Tod die unvermeidliche Folge ihres Bisses, und erfolgt gewöhnlich schon nach einer Viertelstunde. Diese Schlangengattung ist besonders auf der Küste Coromandel sehr häufig, und heißt hier wie in allen Gegenden Indiens Cobra de Capello oder Haubenschlange. Ihre gewöhnliche Länge beträgt 3 bis 4 Schuh, ihre Grundfarbe ist Gelb mit Schwarz gefleckt. Hinsichtlich ihrer

Gestalt unterscheidet sie sich von allen morgenländischen Schlangen bloß durch einen Sack, den sie zwei Zoll hinterwärts unter dem Kopfe hat.

So lange die Schlange kriecht oder sich in ruhigem Zustand befindet, ist dieser Sack nur wenig bemerkbar, er bläst sich aber auf, und erweitert sich nach jeder Seite des Kopfes, sobald Korn oder Freude sie aufregen. Dann zeigt dieser Sack eine glatte Oberfläche von schmutzig gelber Grundfarbe, worauf ein Paar schwarze Brillen gezeichnet sind. Der Kopf scheint wagerecht aus dem oberen Theile dieses Sackes hervorzukommen.

Von andern Gattungen zeichnet sich die Cobra de Capello am meisten durch ihre übergroße Empfänglichkeit, ja — wenn man es so nennen darf — Leidenschaft für die Musik aus. Wenn man den Schlupfwinkel einer Cobra kennt, so kann man sie sehr leicht aus demselben hervorlocken.

Jene Indier, welche ihr Leben damit fristen, daß sie diese Schlangen vorzeigen, beschäftigen sich auch zugleich mit dem Fange derselben. Da ihr Verfahren dabei nicht allgemein bekannt ist, so glauben wir, werde folgende Scene, welche im Hause des Gouverneurs von Pondichery Statt fand, nicht ohne Interesse seyn.

Es war gerade während des Mittagessens, als ein Diener der Familie die Nachricht brachte, man habe eine große Cobra de Capello in den Speisekeller kriechen gesehen. Sogleich wurde der Befehl ertheilt, einen Schlangenfänger zu holen. Dessen Ankunft erwartend, begaben sich Alle in das Speisegewölbe. Nachdem der Malabare jedes Fleckchen durchforscht hatte, um den Schlupfwinkel der Schlange zu entdecken, hockte er auf seinen Fersen nieder und begann auf einem Instrumente zu blasen, welches in Gestalt unserm Flageolet gleicht, dabei aber etwas von den gellenden Tönen eines Dudelsacks hat. In Zeit von höchstens einer Minute kroch auch schon eine an 3 Schuh lange Cobra unter einer Strohmatte hervor, stellte sich in geringer Entfernung von dem Manne auf, und während der Obertheil ihres Körpers eine oscillirende Bewegung annahm, blies sich ihr Sack nach allen Seiten auf, ein untrügliches Zeichen ihrer Freude. Nachdem alle Anwesenden sich zur Genüge von dieser Einwirkung der Musik auf die Schlange überzeugt hatten, gab man dem Malabaren einen Wink, worauf er auch alsogleich das Thier am Ende des Schweifes erfaßte, die Schlange daran emporriß, und in einen leeren Korb legte, der zu ihrem nunmehrigen Aufenthaltsorte bestimmt war. Bevor er sie noch — was man mit den meisten gefangenen Cobra's de Capello macht — unter die tanzenden Schlangen versetzte, war es nothwendig, sie der Mittel, durch welche sie schaden konnte, zu berauben.

Zu diesem Zwecke ließ man sie auf dem Fußboden in Freiheit und reizte sie mit einem ans Ende eines Stockes befestigten Kappen so lange, bis sie voll Wuth sich auf den Kappen stürzte und mit solcher Heftigkeit hineinbiß, daß ihre Zähne darin stecken blieben. In diesem Augenblicke ergriff sie der Malabare von Neuem und legte sie wieder in ihren Korb. Diese Körbe, in welchen die Schlangen eingeschlossen sind, und deren die Indier gewöhnlich ein halbes Duzend mit sich tra-

gen, sind flach und rund, und werden gleich den Schalen einer Wage an beiden Enden eines Bambusstöckchens festgemacht, welches der Träger auf die Schultern legt.

Die Schaustellung dieser Schlangen beginnt gewöhnlich damit, daß der Eigenthümer derselben die Körbe in einem Halbkreise vor sich aufstellt, und eine Schlange nach der andern hervorkriechen läßt. Bei den Tönen des Instrumentes richtet sich das Thier empor, nur ein Drittel seines Körpers liegt noch am Boden; der Sack schwillt an und die Schlange beginnt eine wiegende Bewegung.

Vor dem Schluß des Tanzes ist es gebräuchlich, das Instrument von der Schlange lieblos zu lassen. Man entlockt nämlich dem Instrumente einen eigenthümlichen Ton und nähert dann dasselbe der Schlange, welche nur ihrerseits den Kopf auf einen Flaschenkürbis legt, in welchen das Instrument gesteckt ward.

J. Cluth.

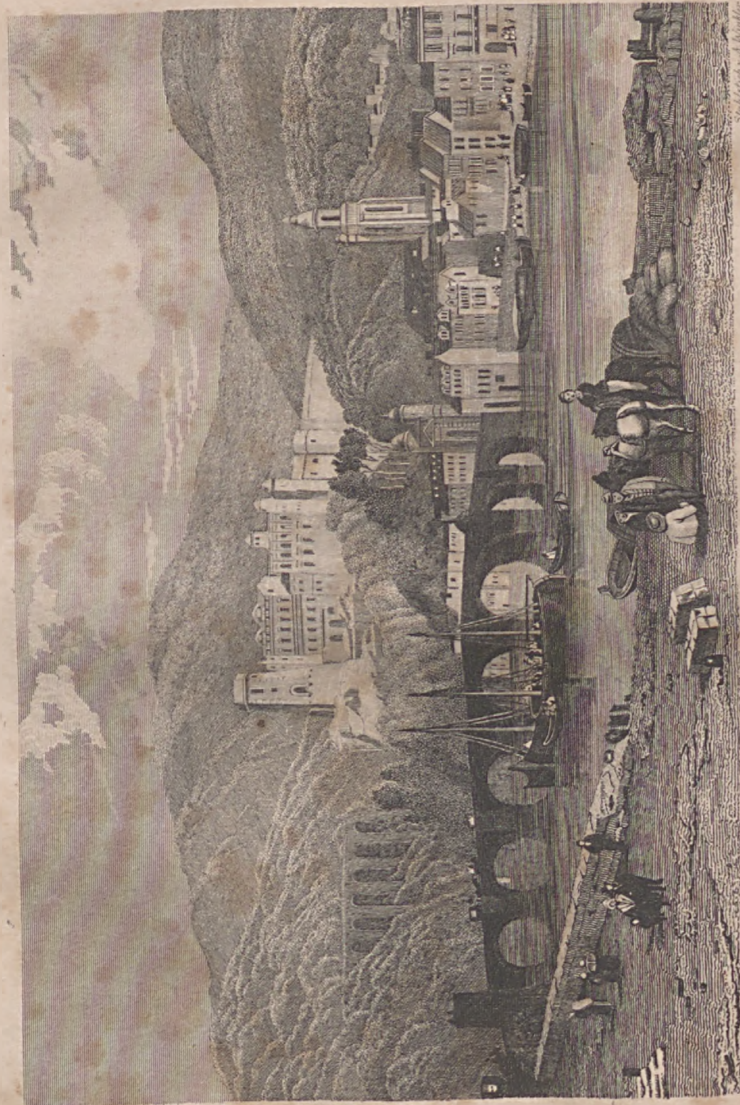
Sitten und Gebräuche der Bewohner der österreichischen Monarchie.

Skizzen aus der Vorzeit und Gegenwart.

IV. Gebräuche der Serben.

Bekanntlich bewohnen die Serben nebst dem unter türkischer Botmäßigkeit stehenden Serbien und der Herzegowina (steiniges Land) auch einige zur österreichischen Monarchie gehörige Distrikte, besonders Syrmien, das Temeser Banat, und die sogenannte Bacska (das Bacser Komitat), und es ist mir daher erlaubt, diesen Aufsatz dem obenstehenden Titel zu subsumiren. Schon im 1. Hefte hat ein anderer Herr Mitarbeiter bei seiner eben so wahren als lebendigen Schilderung der Sitten der slawonischen Militärgränzer auch einiges hieher Einschlagende berührt, und namentlich eine kurze aber gute Beschreibung der syrmischen Hochzeitsgebräuche geliefert, und den Lesern sehr sinnig das Ceremoniel bei der Einführung der Braut in das Haus des Bräutigams erklärt. Den Namen »Braut« (neviészta) behält die junge Frau so lange bei, bis sie das erste Kind geboren hat.

Sieben Tage muß die junge Mutter das Bett hüten, während welcher Zeit sie sehr fleißige Besuche von ihren Gebatterinen, Freundinen, Verwandtinen u. s. f. erhält, die auch nie ohne eine Povoinicza erscheinen. Die Povoinicza ist aber nichts anderes, als die Geschenke, welche der Mutter und dem Kinde gebracht werden. Die Geschenke für die Mutter bestehen bloß in Speisen und Getränken, nämlich in Strudeln, Knödeln, Branntwein und dgl. (schon die Namen dieser Artikel sprechen für die kräftige Constitution der Serbinen); jene für das Kind in Strümpfen, einer Mütze und einem Hemd. Diese Besuche geschehen meist Vormittags, sehr oft ist das ganze Zimmer der Wöchnerin von solchen Besuchen voll, und die mitgebrachten Speisen würden auf wochenlang ausreichen, wenn nicht — die Geber selbst dieselben verzehren hätten. Man läßt sich bewirthen, läßt es sich schmecken und macht sich lustig. Mit Anbruch der Nacht kommen wieder sämtliche Nachbarn



HEIDELBERG.

Verlag von Gottlieb Haas-Söhne in Prag.

und Bekannte beiderlei Geschlechts zu der Kranken, um das Wochenbett zu schützen, d. h. um die ganze Nacht bei dem Kindbett zu sitzen, zu schwachen und zu singen. Niemanden ist's erlaubt einzuschlafen, nickt er dennoch ein, so wird ihm zur Erheiterung der übrigen Anwesenden entweder mit Kohle ein Schnurrbart gemalt, oder ein stroherner Zopf angehängt, oder sonst ein Schabernack angethan. Besonders wichtig nimmt man es mit diesem »Wochenbett schützen« in der 3. und 7. Nacht, man glaubt, das Kind, an dessen Bette in dieser Nacht der besagte Gebrauch nicht gehörig beobachtet würde, müßte dumm oder blöde werden; darum sagt man auch statt: »Er ist nicht recht bei Sinnen« sprichwörtlich: „Nije sedmu noty doosuwan“ (Er ward in der siebenten Nacht nicht bewacht.)

Von den Kinderschuhen an sind die Serben beschäftigt, — ich spreche hier nicht von den türkischen Serbiern, die meist ein träges, faules Leben führen; — dafür widmen sie aber auch jeden Augenblick ihrer Muße irgend einem Spiele, deren sie eine Unzahl haben, z. B. das Kupaspiel um Rüsse; das Banali se, (Stöckwerfen); das Prszten (Ring-)spiel, dem Pfänderspiel der Deutschen ähnlich; das Moba Spiel u. a. m. „Namobu jiti“ (Auf Moba gehen) nennt man, wenn an Sonn- und Festtagen, wo Arbeit verboten ist, die jungen Leute, besonders Mädchen, arbeiten gehen, jedoch gegen kein anderes Entgelt, als Essen und Trinken. Ist diese Arbeit gethan, dann beginnen sie unterschiedliche Spiele, und gehen endlich, jede ein farbiges Tuch an einen Stock fahnenartig festgemacht, Abends nach Hause. Wie alle, sind auch die serbischen Mädchen sehr tanzlustig, besonders beliebt ist der Kolotanz. Er hat sehr viel Aehnliches mit der in Galizien und der Zips gebräuchlichen, nun nach und nach verschwindenden Kolomaika und der *gouazn* der Neugriechen. Seinen Namen führt er von Kolo, Kreis, denn er wird im Kreise getanzt. Männer und Weiber sind in diesem vertheilt und halten sich fest bei der Hand, oder — um noch sicherer zu seyn, bei den raschen Sprüngen die Hände nicht fahren zu lassen und so eine Lücke im Tanze zu machen — binden sie ihre Hände mit Schnupstüchern fest. So hüpfet man im Kreise bald auf die rechte, bald auf die linke Seite, vor oder rückwärts, schnell oder langsam, je nachdem der Vortänzer vortanzet. In der Mitte des Kreises steht der Dudelsackpfeifer, denn unter den Serben wie unter den Polen ist der Dudelsack (Gajda) sehr beliebt und nicht so unmelodisch, als man in andern Provinzen nach einigen hie und da vorkommenden Exemplaren schließt. Um den Takt sowohl selbst besser innezuhalten, als auch den Tänzern noch merkbarer zu machen, hüpfet der Dudelsackpfeifer selbst nach dem Tone seines Instrumentes mit. Zur sein Musciren wird er selten mit etwas Geld, meist aber dadurch belohnt, daß man ihn mit Essen und Trinken freihält.

Bei diesem Tanze werden eigene Liederchen, Poszkocsitze ^{*)}, gesungen, die, etwas zweideutig, außer dieser Gelegenheit nicht gesungen werden dürfen. Der Refrain ist gewöhnlich:

^{*)} Von Poszkocsit, aufhüpfen, wie die »Hupferlne« der Oesterreicher.

Opa, esupa, opa, esupa,	Hop und hüpf, hop und hüpf,
Danas, sutra	Heut und morgen
Nikad nista,	Thun wir gar nichts,
Do izdriti	Bis zerreißen
Opanaka etc.	Die Opanaken ^{*)} u. s. f.

Dies lautet gewiß recht faszingsmäßig.

In langen Winterabenden, wenn die Mädchen beim Rocken, die Burschen bei der Schnitzbank sitzen, übernimmt irgend einer der Alten das Amt des Erzählers. Die Serben haben eine Unzahl kleiner, oft äußerst pikanter Erzählungen, die sich nicht wohl in einer andern Sprache wiedergeben lassen. Auch haben sie ganz eigene Sagen über die Entstehung der verschiedenen Thiergattungen. So war der Kuckuk, Kukawitza, (böhm. Kukačka) ursprünglich ein Weib, welches einen einzigen Bruder hatte und diesen sehr liebte. Aber in einem Kampfe mit den Türken blieb der Bruder, und nun weinte die verlassene Schwester so lange, bis sie in einen Kuckuk verwandelt ward. Noch jetzt weint beim Rufe des Kuckuks jede Serbin, die einen Bruder verloren hat. Ist diese Sitte nicht schöner, als jene andere in Böhmen, wo der Landmann beim ersten Frühlingsbrufe des Kuckuks auf seine Tasche klopfet, damit ihm dieser Ruf dieselbe fülle?

Die Schildkröte hat nach der serbischen Sage ihr Daseyn nur der Ungastlichkeit eines Knickers zu verdanken. Dieser hatte sich eine Pogacsza (einen Kuchen) backen und ein Huhn braten lassen. Eben als er sich aufschickte, seine Kinnbacken mit diesen Leckereien vertrauter zu machen, sah er seinen Kum (Taufpächter) kommen. Um nicht sein Gericht mit diesem theilen zu müssen, stellte er sein Hühnchen auf die Pogacsza, bedeckte beides mit einem Teller und versteckte es hinter den Ofen. Kaum war der Kum wieder fort, so sprang er, es wieder hervorzuholen, aber wie groß war sein Schrecken, als er statt Tellers, Hühnchens und Kuchens ein seltsames nie gesehenes Thier, mit kleinem Kopf und dicker Schale, erblickte. Das neue Thier erhielt den Namen Kornjaesa; aber sei es Folge jenes Schreckens, oder der Gedanke, daß dieses Thier der Ungastlichkeit eines aus ihrem Volke sein Daseyn verdanke — noch heute ist kein Serbe eine Kornjaesa.

Csaky Ferencz.

Heidelberg.

(Mit einem Stahlstiche.)

Heidelberg, die berühmte Universitätsstadt, liegt in einer reizenden Gegend am linken Neckarufer. Zwei hohe mit dunklem Laubholze bewachsene Bergrücken bilden das Flußthal: im Süden der Kaiserstuhl, an dessen Fusse sich die Stadt in einer Ausdehnung von einer halben Stunde in die Länge, jedoch in geringer Breite hinzieht, nördlich der Heiligenberg. Entzückend ist der Anblick, den Heidelberg darbietet, wenn man von Norden her auf der berühmten Bergstraße anlangt. Die imposanten Schloßruinen am obern Ende der Stadt, die schönbewaldeten Berge, der

^{*)} Opanaki, eine Art Schnürstiefel.

breite Fluß mit der lustigen Brücke, die freundliche Häusermasse, die malerisch gruppierten Felsen vereinigen sich, zumal im Glanze der Abendsonne, zu einem Ganzen, das nicht ergreifender gedacht werden kann. Die Lage von Heidelberg ist der schönste, aber auch der letzte romantische Punkt im Neckarthale; denn unterhalb der Stadt senkt sich die Bergkette, welche den Fluß bisher auf seinem Laufe umfing, eine einformige sandige Ebene beginnt und begleitet ihn bis zu seiner Mündung in den Rhein.

Heidelberg zählt 1114 meist hübsche Häuser, und 11,811, mit Inbegriff von Schlierbach und Kohlhof (zwei angränzende Orte) 13,430 Einwohner. Unter den Städten des Großherzogthums Baden wird sie daher der Häuserzahl nach bloß von Mannheim und Karlsruhe, und hinsichtlich der Volksmenge nur noch von Freiburg übertroffen.

Die Stadt besteht aus 3 Theilen: aus der eigentlichen Stadt, der Vorstadt und der Bergstadt, die sich bis zum Schlosse hinaufzieht. Das Thurmthor, wodurch Stadt und Vorstadt geschieden waren, wurde in den letzten Jahren abgetragen. Man zählt 6 Thore, 7 öffentliche Plätze und 49 Gassen. Vermöge ihrer unregelmäßigen, langen, schmalen Form enthält die Stadt eine einzige Hauptstraße, welche fast eine halbe Stunde lang, gerade, aber eben nicht schön ist. Alle übrigen Straßen sind nur unbedeutende, in diese einmündende Seitengäßchen. Dennoch macht Heidelberg mit seinen wohlgebauten, reinlichen Häusern einen weit wohlthuerenderen Eindruck, als das regelrechte und schnurgerade Mannheim. Freilich kommt dabei viel auf Rechnung der herrlichen Gegend und der majestätischen Schlossruinen.

Die öffentlichen Plätze sind nicht groß, aber was ihnen an Umfang abgeht, ersetzen sie durch die freie Aussicht auf die Umgebungen. Der schönste ist der Carlspatz, der Anblick der alten Burg gibt ihm diesen Vorzug. Ihm am nächsten kommt der Paradeplatz mit dem weitläufigen Universitätsgebäude und der Bibliothek; ein alter Thurm im Hintergrunde und die von der einen Seite hereinragenden Berge sind von eigenthümlicher malerischer Wirkung. Auf dem Ludwigspatze steht das neue Museumsgebäude. Der Markt hat einen hübschen mit einer gutgearbeiteten Herkulesstatue geschmückten Brunnen. Hier befindet sich auch die heilige Geistkirche, in deren Chor die berühmte Bibliothek stand, welche Herzog Maximilian von Baiern, nachdem Lilly 1622 Heidelberg erkürmt hatte, an Papst Gregor XV. verschenkte. Diese kostbare Büchersammlung entstand fast gleichzeitig mit der Universität zu Ende des 14. Jahrhunderts, und zählte bereits im Anfange des folgenden an 700 Handschriften. Durch die Freigebigkeit der Kurfürsten von der Pfalz, die reichen Schenkungen mehrerer Privatpersonen, unter andern des gefeierten Rudolph Agricola, Johann von Dalberg, Ulrich von Fugger und durch die Vereinigung einiger Klosterbibliotheken wurde sie fortwährend ansehnlich vermehrt. Ein wichtiger Zuwachs ward ihr auch durch die seltenen Handschriften, welche Kurfürst Otto Heinrich auf seiner Reise nach Palästina sammelte. So geschah es, daß die Heidelberger Bibliothek vor ihrer Wegführung nach Rom aus 1956

lateinischen, 431 griechischen, 289 hebräischen, 846 deutschen, zusammen aus 3522 Handschriften bestand, die französischen nicht gerechnet. Weniger bedeutend waren die Druckwerke. In Rom wurde sie im Vatikan unter dem Namen Bibliotheca palatina aufgestellt, und blieb dort unvermindert bis auf die Zeiten der französischen Revolutionskriege. Nach dem Frieden von Tolentino kamen 38 Handschriften nach Paris. Der zweite Pariser Frieden brachte einen Theil dieses seltenen Bücherschatzes, welcher die reichhaltigste Fundgrube für die ältere deutsche Literatur ist, wieder nach Heidelberg. Es wurden nicht nur jene nach Paris gebrachten 38 Handschriften, sondern auch aus Rom 847 altdeutsche und einige lateinische Handschriften zurückgestellt und mit der Universitätsbibliothek vereinigt.

Unter den übrigen Kirchen der Stadt ist nebst der Jesuitenkirche noch die St. Peterkirche mit den Grabmalern der alten Kurfürsten bemerkenswerth. Auch ist sie mit dem dazu gehörigen Friedhofe die Ruhstätte mehrerer um die Wissenschaft verdienter Männer älterer und neuerer Zeit, wie Rudolph Agricola, Zinkgräff, Posselt u. a. m.

Die größte Merkwürdigkeit Heidelbergs sind aber die Ruinen des vormaligen Residenzschlosses der Kurfürsten von der Pfalz. Der Reisende besucht sie gewöhnlich zuerst; auch hat sie die Hand des Künstlers auf dem beiliegenden Stahlstiche besonders hervorgehoben. Diese Ruinen, unstreitig die schönsten und weitläufigsten in ganz Deutschland, erheben sich gerade über der Stadt am untern Theile des Kaiserstuhles. Als die Franzosen unten Louvois die Pfalz zur Wüste machten, verbrannte der berühmte Melac 1689 dieses prächtige Schloss, umgeben von einem der schönsten Gärten damaliger Zeit, dessen Gewächshäuser die ersten in Europa waren, und nach deren Muster Ludwig XIV. die feingien in Versailles erbauen ließ. Heidelberg, bisher Hauptstadt der Kurpfalz und Residenz der Kurfürsten, verlor in Folge jenes Ereignisses dieses Vorrecht 1720 an Mannheim. Was der vandalismus der Franzosen von dem prächtigen Baue zufällig verschont hatte, zertrümmerte 1764 ein Blitzstrahl. Aber kaum bot das Schloß in seiner Pracht und Herrlichkeit den Genuß, welchen es in seinen Trümmern gewährt. Nichts läßt sich mit dem Eindruck vergleichen, den der innere Schloßhof mit seinem schönen Brunnen hervorbringt, dessen Dach von vier Granitsäulen aus Karls des Großen Palaste zu Ingelheim getragen wird. Hornmusik und Gesang nehmen sich hier vortrefflich aus, und es war ein glücklicher Gedanke, hier im Sommer des Jahres 1835 das große rheinische Musikfest abzuhalten. Die übrigen interessanten Theile der Ruine sind: der Rittersaal, von dessen Altane man eine herrliche Aussicht genießt; der abgesprengte Thurm, der einen Beweis von der ungeheuren Festigkeit des Mauerwerks gibt, und die noch wohlhaltene Schloßkapelle mit einer guten Copie des heiligen Johannes, angeblich nach Raphael. Von der Plattform sieht man über das untere Neckarthal hin bis an den Rhein. Im Keller des Schlosses zeigt man das bekannte große Heidelberger Faß, das 36 Fuß lang, 24 Fuß hoch ist, und 250 Fuder enthält. Unfern der Grotte mit der Quelle befindet sich an einem schattigen Orte die Restauration.

Herrlich sind die Gartenanlagen, welche die Ruinen umgeben. Ihre äußerste Spitze, wo man statt der ehemaligen Drangerie botanische Pflanzungen angelegt hat, ruht auf Arkaden, welche das alterthümliche Ansehen der Umgebung ungemein erhöhen.

Von den Schlossruinen gelangt man durch einen dichten Kastanienwald zu den Steinbrüchen, und über die Höhe von Kohlhof zum Königsstuhl mit einem der schönsten Aussichtspunkte nach Westen. Seit Kaiser Franz I. diesen Berg (1815) mehrmal bestieg, wird er Kaiserstuhl genannt, und es befindet sich auf ihm ein dem erhabenen Naturfreunde zu Ehren errichtetes Denkmal.

Eine Zierde der Stadt ist ferner die herrliche Neckarbrücke, ganz aus massiven Quadern an die Stelle der alten Brücke erbaut, welche der Eisgang 1784 mit sich nahm. Sie ruht auf 9 Pfeilern, ist 702 Fuß lang, 30 Fuß breit und mit 6 Altanen versehen. Zwei Bildsäulen, des Kurfürsten Theodor und der Minerva, stehen auf ihr. Gerne verliert sich der Blick von hier in das anmuthige obere Neckarthal. Zur Rechten fesselt ihn die freundliche Stadt, angelehnt an den reichumgrüntem Kaiserstuhl, und beherrscht von der prachtvollen Schloßruine; zur Linken der Heiligenberg, dessen unteren Theil lachende Nebenpflanzungen und Gemüsegärten einnehmen, und auf dessen Spitze malerische Burg- und Klosterruinen prangen.

Heidelberg hat eine berühmte Universität. Sie ward schon im Jahr 1386 vom Kurfürsten Ruprecht gestiftet und ist daher nach der Prager und Wiener die älteste in Deutschland. Bis auf die Eroberung der Stadt durch Lilly im 30jährigen Kriege wetteiferte sie durch den Ruhm ihrer Lehrer mit den ersten Hochschulen. Seitdem gerieth sie in Verfall, und erhob sich erst, als Heidelberg 1802 Baden einverleibt wurde, durch die Fürsorge des Großherzogs Karl Friedrich zu neuem Flor, so daß dieser als ihr zweiter Stifter zu betrachten ist.

Mit der Universität sind vereinigt: ein homiletisch-orientalisch-ergetisch-bibliisches, philologisches, theologisches und pädagogisches Seminarium, ein physikalischer Apparat, eine Sammlung von Modellen für Bergbau, Baukunst, Mechanik und Ackerbau; ein zoologisches Museum, chemisches Laboratorium, anatomisches Theater, ein Mineralienkabinet, ein klinisches und chirurgisches Institut, ein Hospital, eine Entbindungs- und Irrenanstalt, ein landwirthschaftlicher Verein, ein forstwissenschaftliches Institut, ein landwirthschaftlicher, forstwissenschaftlicher und botanischer Garten und eine Sternwarte. Die Universitätsbibliothek hat 45,000 Bände. Die Zahl der Studierenden betrug in den letzten Jahren gewöhnlich 800 bis 900, worunter fast die Hälfte Ausländer waren. In der jüngsten Zeit hat jedoch auch hier, wie auf den meisten deutschen Universitäten, die Frequenz abgenommen, und für den letztverflossenen Winterkurs waren nicht mehr als 456 Studierende eingeschrieben. Die Universität ist übrigens ansehnlich dotirt und hat jährliche Fonds von 66,000 fl. R. W.

An Erziehungsanstalten besitzt die Stadt noch ein wohl eingerichtetes Gymnasium, ein Pensionat für junge Mädchen mit einer Schule, und ein Schullehrerseminarium.

Heidelberg gehört nach der gegenwärtigen politischen Eintheilung Badens zum Unterrheinkreise und ist der Sitz des Oberamtes für den gleichnamigen Bezirk, eines Postamtes und mehrerer Kameral- und technischer Bezirksbehörden. Handel und Gewerbe sind in einem blühenden Zustande. Einen ausgezeichneten Ruf haben besonders die Heidelberger Bierbrauereien. Nebst dem sind Waaren von Wachs und Leder, Seife und Stärke die vorzüglichsten Industrieerzeugnisse. Für einen großen Theil der Bewohner bilden der Obst-, Gemüse-, Tabak-, Hopfen- und Weinbau, die Schiffahrt auf dem Neckar, dann die Universität die Quellen des Einkommens.

Der schiffbare Fluß, die sich hier durchkreuzenden Hauptstraßen, die Studierenden und zahlreichen Fremden machen die Stadt ungemein lebhaft. Heidelberg mit seinen ehrwürdigen Burgruinen, seiner herrlichen Gegend und seinen jovialen Bewohnern ist mehr als irgend eine andere Stadt in Deutschland geeignet, dem Reisenden nach Jahren noch in der Erinnerung Genuß zu verschaffen. Ein geistreicher Schriftsteller nennt Heidelberg die ländlich schönste Stadt Deutschlands, und gewiß keine deutsche Stadt hat eine so baumreiche Umgebung wie sie. Dazu kommen noch die in zahlloser Menge wachsenden Rosen, die bis spät in den Sommer hinein blühen.

Unter den Umgebungen Heidelberg's wird Neuenheim wegen seiner Nähe und der schönen Aussicht auf die Stadt von Fremden und Einheimischen am meisten besucht. Hier beginnt die 7 Meilen lange Bergstraße, die aus den Römerzeiten herrührt. Sie führt am Abhange des Odenwaldes, von Wallnuß- und andern Obstbäumen beschattet, bis Darmstadt und bietet den reichsten Wechsel an anmuthigen und fruchtbaren Landschaften dar. Auf dem Heiligenberg liegt das Pfarrdorf Handschuchsheim, bekannt wegen seiner trefflichen Kirchen, die in gesegneten Jahren den Bewohnern an 15,000 fl. eintragen.

Zu den nahen interessanten Punkten gehören noch: Kohrbach mit einem Lustschloßchen, der Wolfsbrunnen, an den sich eine anziehende Sage knüpft, das Stift Neuburg und der Riesenstein mit einer prächtvollen Aussicht.

Als einer entfernteren Partie muß des berühmten Schwelinger Gartens gedacht werden, den Kurfürst Karl Theodor in einer reizlosen Ebene mit einem ungeheuern Kostenaufwande anlegte. Sein Flächeninhalt beträgt 186 Morgen. Die sehenswerthesten Gegenstände in diesen mitunter aus Bizarre streifenden Anlagen sind: das Lustschloß, das große 600 Fuß lange Drangeriegebäude, das türkische Wäldchen, die prachtvolle Moschee mit zwei 126 Fuß hohen Minarets, das Mausoleum des Ninus, der Apollo- und Minervatempel, die künstlichen Ruinen einer römischen Wasserburg, die römischen Bäder, der Obelisk, der Felsen des Pan, die großen Obstbaumpflanzungen, der Springbrunnen, die mit Statuen geschmückten Wasserbecken. Von höchst täuschender Wirkung ist das Freskogemälde einer schönen Landschaft auf einer einwärts gebogenen ganz frei im Lichte stehenden Mauer am Ende einer Allee. Im südlichen Theile des Gartens befinden sich römische Gräber.

Sitten und Gebräuche der alten Aegyptier.

(Übersetzt aus dem Englischen des Ed. William Lane.)

Herr Lane hat seinen Beruf zum Schriftsteller über das gegenwärtige Aegypten theils durch seinen mehrjährigen und wiederholten Aufenthalt in diesem »Lande der Wunder«, theils durch seine vollständige Kenntniß der arabischen Sprache, die es ihm möglich machte, überall persönliche Erkundigungen einzuziehen, vollkommen begründet.

Sein Werk, das unter dem Titel: An account of the manners and customs of the modern Egyptians, erschien, enthält folgende Abschnitte: Land und Klima — Hauptstadt, Häuser, Bevölkerung — Charakter und Kleidung der Einwohner — Erziehung — Religion und Geseke — Regierungsverfassung — Häusliches Leben — Gesellschaftliche Gebräuche — Sprache, Literatur und Wissenschaft — Aberglaube — Magie, Astrologie, Alchimie — Industrie — Gebrauch des Tabaks, Kaffees u. dgl. — Väder — Spiele — Musik — Tanz — Zauberer — Mährchenzähler — Festlichkeiten — Tod und Begräbnißfeierlichkeiten. Wir theilen hieraus im Nachfolgenden das Interessanteste mit.

Die Straßen Kairo's.

Kairo, gegenwärtig die Hauptstadt Aegyptens, nimmt einen Flächenraum von etwa drei (englischen) Viertelmeilen ein, mit beiläufig 240,000 Einwohnern. Sie ist mit Mauern umgeben, deren Thore zur Nachtzeit geschlossen werden; außerdem wird sie von einer festen Citadelle beherrscht, die in einem Winkel der Stadt nahe am Gipfel eines Berges erbaut ist. Die Straßen sind ungepflastert und meistens eng und unregelmäßig; sie verdienen mit mehr Recht die Benennung Gäßchen. Ein Fremder, der nur in den Straßen verweilt, müßte Kairo für eine kleine, zusammengebaute Stadt halten; daß dem jedoch nicht also sei, wird jedem deutlich, der die Stadt von dem Giebel eines hohen Hauses oder vom Minaret einer Moschee in Augenschein nimmt. Die großen Durchfahrtsstraßen haben gewöhnlich eine Reihe von Kaufläden zu beiden Seiten. Oberhalb dieser Läden befinden sich Gemächer, die jedoch nicht mit jenen in Verbindung stehen, und selten von den Personen bewohnt werden, welche die Läden in Miethe haben. Zur Rechten und Linken der großen Durchfahrtsstraßen befinden sich Nebenstraßen und Stadtquartiere. Die meisten Nebenstraßen sind Durchfahrten; an jedem Ende derselben befindet sich ein großes, hölzernes Thor, das Nachts geschlossen wird; ein Portier hält inwendig Aufsicht und öffnet jedem, der Zutritt begehrt. Die Quartiere bestehen meistens aus verschiedenen engen Gäßchen, die nur einen Haupteingang haben, mit einem Thore, das gleichfalls zur Nachtzeit geschlossen wird; mehre haben aber auch eine Nebenstraße, die sie durchschneidet.

Besonders interessant dürfte es seyn, von den Privathäusern der Hauptstadt eine Vorstellung zu erhalten. Die Grundmauern bis zur Höhe des ersten Stockwerkes sind von Außen und oft auch von Innen mit einem weichen Kalkstein verkleidet, der in einem nahen Berge gebrochen wird. Ist der Stein erst vor Kurzem gebrochen, so hat er eine hellgelbe Farbe, die jedoch sehr bald dunkel wird. Die einzelnen Lagen der Steine an der Vorderseite der Häuser sind zuweilen roth und

weiß bemalt, besonders bei größern Häusern und hauptsächlich bei den meisten Moscheen. *)

Der Oberbau, dessen Fronte in der Regel zwei Fuß breit vorspringt und von Balken oder Pfeilern getragen wird, ist von Ziegeln und oft mit Gyps verkleidet. Die Ziegeln sind gebrannt und von dunkelrother Farbe. Der Mörtel besteht gewöhnlich aus einer Mischung von Lehm, so, daß hievon die Hälfte, dann ein Viertel Kalk und das Ubrige von Strohasche und Sand genommen wird. Die unvergypsten Ziegelmauern sind gewöhnlich von einer schmutzigen Farbe, und es sieht aus, als ob die Ziegeln ungebrannt wären. Das Dach ist flach und mit Steinplatten belegt.

Das Handthor ist oft auf nachstehende Art verziert: das Feld, worin sich die Aufschrift befindet, und andere ähnlich gebildete Felderabtheilungen sind roth gemalt, mit einem weißen Rande; der übrige Theil der Oberfläche des Thores ist grün. Die Aufschrift: »Er (d. i. Gott) ist der Schöpfer, der Ewige«, ist zwar auf mehren Thoren zu finden, ist jedoch bei Weitem nicht allgemein; die Aufschriften bestehen in schwarzen oder weißen Buchstaben. Wenige Thore, außer jenen größerer Häuser, sind bemalt. Sie sind jedoch meistens mit einem eisernen Klopfer und einem hölzernen Schlosse versehen, an der Seite befindet sich gewöhnlich ein Stein zum Hinaufsteigen.

Die Gemächer des Erdgeschosses nach der Straße zu, haben kleine, mit Holzgittern versehene Fenster, die hinlänglich hoch angebracht sind, daß es einem auf der Straße Passirenden, selbst wenn er zu Pferde ist, unmöglich wird, hindurchzusehen. Die Fenster der obern Gemächer, die meistens ein und einen halben und noch mehr Fuß breit vorspringen, sind mit gedrehten hölzernen Gittern versehen, welche so eng sind, daß sie Licht und Sonne sehr stark abhalten, und obwohl sie die Inwohner vor dem neugierigen Auge der außerhalb des Hauses Befindlichen vollkommen schützen, so lassen sie dennoch die Luft hinreichend zu. Sie sind gewöhnlich von unbemaltem Holze, einige sind nur zum Theil roth oder grün bemalt, andere auch ganz mit Farbe überstrichen.

Das Innere der Häuser.

Manchmal findet man in den obern Zimmern in den Häusern der Reichen außer den Fenstern von Gitterwerk auch noch andere von gemaltem Glas, worauf Blumensträuße, Pfauen und andere, das Auge ergörende Gegenstände oder auch bloße Phantasiestücke abgebildet sind, was einen sehr angenehmen Anblick gewährt. Diese gemalten Glasfenster, die sie ekum'aree'yehs nennen, sind gewöhnlich ein und ein halb, bis zwei und einen halben Fuß hoch und ein bis zwei Fuß breit; sie befinden sich meistens längs des obern Theils der vorspringenden Gitterfenster in einer Reihe oder oberhalb jener Art von Fenstern, die sich in einer Gruppe

*) Diese Art, die Häuser zu verzieren, ist erst in der letzten Zeit allgemeiner geworden, in Folge einer Gouvernementsverordnung, wodurch die Einwohner aufgefordert wurden, auf solche Art Ibrahim Pascha's Kunst aus Syrien zu verherrlichen.

beisammen finden und ein großes Viereck bilden, oder irgendwo in dem obern Theil der Mauer, gewöhnlich einzeln oder paarweise auf jeder Seite. Sie sind aus Glasstücken von verschiedener Farbe zusammengesetzt, die in Reifen von feinem Gyps eingefaßt und mit einem Holzrahmen umgeben werden.

Auf den überdünkten Mauern einiger Gebäude findet man auch zuweilen grobe Malereien, die entweder den Tempel zu Mekka, oder das Grab des Propheten oder Blumen und andere Gegenstände darstellen und von den muhamedanischen Künstlern verfertigt sind, die jedoch nicht den geringsten Begriff von der Perspektive haben und gewöhnlich alles entstellen, was sie auf solche Art verzieren wollen. Zuweilen sind die Mauern auch mit arabischen Inschriften, Sittensprüchen u. dgl. geziert, die jedoch weit öfter auf Papier mit künstlichen Buchstaben geschrieben, hinter Glasrahmen verschlossen sind. Kein Zimmer ist mit Betten versehen. Das Bett wird während des Tages aufgerollt und in einem Winkel oder in einem anstoßenden Kabinet aufbewahrt, welches Khuz-neh heißt, und im Winter zur Schlafstube verwendet wird; im Sommer schläft man sehr häufig unter dem Dache. Eine Matte, oder ein Teppich, der über den etwas erhabenen Theil der Steinflur ausgebreitet wird, und ein Diwan machen die ganze Einrichtung eines Zimmers aus. Zur Essenszeit wird eine runde Schüssel hereingebracht und auf einen niedrigen Stuhl gestellt, um welchen die Gesellschaft rings herum auf der Erde Platz nimmt. Feuerstellen gibt es keine*); wenn es erforderlich ist, werden die Zimmer mit glühenden Kohlen in einer Wärmepanne durchwärmt. Viele Häuser haben am Giebel ein abschüssiges Wetterdach von Brettern, das Mul'ekul genannt wird, und gewöhnlich gegen Norden oder Nordost gerichtet ist, um in ein Fes'hah (ein offenes Gemach) unterhalb desselben die kühlen Lüfte zu leiten, die aus diesem Himmelsstriche herwehen.

Gänzlicher Mangel an Regelmäßigkeit zeigt sich in der Anlegung fast eines jeden Gebäudes. Die Gemächer sind meistens von verschiedener Höhe, so daß man eine, zwei oder drei Treppen hinauf oder herabsteigen muß, um von einem Zimmer in ein anderes darankostendes zu gelangen. Der Hauptzweck des Baumeisters geht dahin, die Gemächer des Hauses so verborgen, wie möglich, zu machen — besonders jenen Theil, der von den Frauen bewohnt wird — und kein Fenster in solcher Richtung anzubringen, daß in die Zimmer eines andern Hauses gesehen werden kann. Ein anderes Augenmerk des Baumeisters, wenn er ein Haus für eine Person von Rang und Ansehen baut, muß dahin gehen, eine geheime Thüre (ha'b-sirr) anzubringen, durch welche der Eigentümer bei jeder Gefahr entweichen, oder einer Geliebten Zutritt und Ausgang gewähren kann. Eben so gewöhnlich ist es, für den Schatz einen verborgenen Platz (welcher mukli'ha heißt) in irgend einem Theile des Hauses anzubringen. In dem Harem eines großen Hauses befindet

sich gewöhnlich auch ein Bad, das wie die öffentlichen Bäder geheizt wird.

In neuerer Zeit ist für die Häuser der Großen fast allgemein eine andere Bauart angenommen worden: diese unterscheidet sich nicht sehr von der bisher beschriebenen, ausgenommen, was die Fenster betrifft, die von Glas und ganz dicht an einander gereiht sind. Jedes Fenster eines Harems hat von der Außenseite ein herabzulassendes, sehr dichtes Holzgitterwerk, um die untere Hälfte der Fenster schließen zu können. Die zahlreichen Glasfenster eignen sich übrigens sehr schlecht für ein heißes Klima.

Man sieht sehr wenig große oder schöne Häuser in Aegypten, ausgenommen in der Hauptstadt oder in einigen andern großen Städten. Die Wohngebäude der niedern Volksklassen, besonders der Landleute, sind äußerst ärmlich; sie sind meistens von ungebrannten Ziegeln gebaut, die mit Lehm verbunden werden. Einige sind bloße Hütten. Die größte Anzahl derselben enthält zwei oder drei Zimmer, obschon wenige zwei Stocke hoch sind. In einem der Gemächer in den Häusern der Landleute befindet sich gewöhnlich ein Ofen (Foorn) an jener Seite des Zimmers, die vom Eingange am entferntesten liegt; er nimmt die ganze Zimmerbreite ein. Ein solcher Ofen steht wie eine breite Bank oder ein Sitz aus, er hat über halbe Mannshöhe und ist von Ziegeln und Lehm gebaut, die Decke ist innen gewölbt, außen flach. Die Bewohner des Hauses, die im Winter selten eine erwärmende Nachtbedeckung haben, schlafen auf diesen Ofen, nachdem zuvor Feuer darin angezündet worden; jedoch genießen nur der Mann und das Weib diesen Luxus, die Kinder müssen auf der Erde liegen. Die Zimmer haben hoch oben in den Wänden kleine Oeffnungen, um Licht und Luft Zutritt zu verschaffen; zuweilen sind sie mit hölzernen Gittern versehen. Die Dachungen werden von Palmzweigen, Palmblättern oder von Hirsestroh u. dgl. gemacht; dieses Material legt man auf Sparren aus Palmbaumstämmen und befestigt es daran mit einem Mörtel aus Lehm und Häckerling. Die Einrichtung solcher Wohnungen besteht aus einer oder zwei Matten, um darauf zu schlafen, einigen wenigen irdenen Geschirren und einer Handmühle, um Korn zu mahlen.

In manchen Dörfern findet man große Laubenschläge, welche viereckig sind, jedoch mit etwas nach innen geneigten Wänden (so wie manche Gebäude der alten Aegyptier), oder auch die Form von Zuckerhüten haben, auf den Dächern der Häuser; übrigens sind sie von Ziegeln oder Lehm gebaut.

Sehr viele ägyptische Dörfer liegen auf Hügeln von Schutt, die sich einige Fuß über die gewöhnliche Höhe der Uberschwemmung erheben; gewöhnlich sind sie mit Palmbäumen umgeben oder sie haben solche Bäume in ihrer Nachbarschaft. Der Schutt, auf dem sie erbaut sind, besteht größtentheils aus dem Baumaterial ehemaliger Hütten.

Die Kaufläden.

Der Kaufladen (dookán) ist ein viereckiges Behältniß oder eine Zelle, gewöhnlich sechs oder sieben Fuß hoch und drei bis vier Fuß breit. Der Vorderseite

*) Ausgenommen in den Küchen, wo sich verschiedene kleine Behältnisse für das Feuer befinden, die wie Bänke von Ziegeln aussehen.

gegenüber befindet sich ein Sitz von Stein oder Ziegeln (Mus'tub'ah); dieser ist in der Regel zwei und einen halben oder drei Fuß hoch und eben so breit. Die Fronte des Gewölbes ist mit gebrochenen Fensterläden versehen, die gewöhnlich aus drei Abtheilungen, eine über der andern bestehen, die oberste wird auf der Gasse hinaus in die Höhe geschlagen; die beiden andern, die zuweilen in einander geschoben werden, werden gegen den Mus'tub'ah herabgezogen, und bilden einen flachen Sitz, über welchen eine Matte, ein Teppich oder wohl auch ein oder mehrere Kissen ausgebreitet werden. Einige Kaufgewölbe haben auch Flügelthüren statt der genannten Läden. Der Ladenhüter sitzt gewöhnlich auf dem Mus'tub'ah, außer, wenn er genöthigt ist, sich etwas in seinen Laden zurückzuziehen, um einigen Kunden Platz zu machen, die zu seinem Sitze von der Straße her heraufsteigen; diese ziehen zuvor ihre Schuhe aus, ehe sie ihre Füße auf seinen Teppich oder seine Matte setzen. Einem regelmäßigen Kundmann oder einem, der bedeutendere Einkäufe macht, bietet der Kaufmann gewöhnlich eine Pfeife (wofür jener nicht bereits mit einer versehen und dieselbe nicht schon gestopft und angezündet ist); dann ruft er nach dem Jungen der nächsten Kaffeebude, um Kaffee herbeizuschaffen, der eben so wie zu Hause in kleinen Porzellanthalen präsentirt wird, die in kupferne Schalen gestellt sind. Mehr als zwei Personen können nicht wohl auf dem Mus'tub'ah eines Kaufladens Platz nehmen, außer es wäre derselbe geräumiger, als dies gewöhnlich der Fall ist; einige sind jedoch drei oder vier Fuß breit und die Läden, zu denen sie gehören, haben auch eine Breite von fünf oder sechs Fuß, daher sie Raum genug bieten, daß vier Personen nach morgenländischer Art sitzen können.

Der Kaufmann verrichtet gewöhnlich seine Gebete auf dem Mus'tub'ah im Angesichte der auf der Straße Vorübergehenden. Wenn er seinen Laden auf einige Zeit verläßt, wendet er sich wegen Sicherung seines Eigenthums an den nächsten oder den gegenüber sitzenden Ladenhüter, oder hängt ein Netz vor seinem Gewölbe aus. Er hält es selten für nothwendig, die Fensterläden zu schließen, außer zur Nachtzeit, wenn er nach seinem Hause zurückkehrt, oder wenn er am Freitag die Moschee besucht, um an den vormittäglichen Gebeten Antheil zu nehmen.

Kaufen und Verkaufen sind hier sehr mißliche Geschäfte für Personen, die mit einer solchen Art zu handeln nicht vertraut sind. Wenn ein Kaufmann um den Preis einer Waare befragt wird, so verlangt er gewöhnlich mehr, als er hoffen kann, jemals zu erhalten; der Käufer erklärt den Preis für überspannt und bietet die Hälfte oder zwei Drittheile des Verlangten; der gebotene Preis wird natürlich nicht angenommen; der Kaufmann läßt jedoch etwas von seiner Forderung nach und dann bietet der Kundmann etwas mehr, und so geht es fort, bis sie endlich über einen Preis übereinkommen, der beiläufig die Mitte zwischen dem, was der Verkäufer gefordert, und dem Anbote des Käufers hält, und der Handel abgeschlossen wird. Will Jemand nur eine Kleinigkeit kaufen und hat er den Artikel gefunden, der ihm zusagt, so bereitet er sich gewöhnlich auf einen langen Wortwechsel vor; er steigt zu dem Mus'tub'ah

des Kaufladens hinan, setzt sich nach Bequemlichkeit nieder, stopft und zündet seine Pfeife an und beginnt nun den Kampf, der oft eine halbe Stunde wohl auch noch länger fortwährt. Zuweilen unterbricht der Kaufmann oder Kunde den Handel mit einem andern gleichgiltigen Gespräche, als ob sie verzweifeln, Handel einzig werden zu können; es währt jedoch nicht lange und das Feilschen fängt von vorne an. Ist der Handel abgeschlossen und hat der Käufer sich entfernt, so erhält sein Diener in der Regel vom Kaufmann ein kleines Geldgeschenk, und wird ihm dies nicht freiwillig gegeben, so macht er sich kein Bedenken daraus, es ausdrücklich zu fordern.

Bei den niedern Volksklassen wird ein ganz unbedeutender Handel oft mit großem Aufwand von Geschrei und Gebärdenpiel begleitet; jemand, der der Sprache unkundig ist, würde meinen, die Parteien seien im heftigsten Streite begriffen und aufs höchste entrüstet. Die Landleute antworten oft, wenn man sie um den Preis einer Waare fragt, die sie zu Markte bringen: »Nehmt es als ein Geschenk.« Diese Antwort ist zur Redensart geworden; sie wissen wohl, daß man sie nicht beim Worte nimmt, und fragt man dann nochmals ernstlich um den Preis, so nennen sie nicht selten eine Summe, die als ungeheuer erscheint.

Färben der Hände und Füße.

Die Frauen der höhern und mittlern Klassen und selbst einige der ärmern, färben gewisse Theile ihrer Hände und Füße (die mit wenigen Ausnahmen schön geformt sind) mit den Blättern des Hennabaumes*), was ihnen eine gelblichrothe oder dunkle Drangefarbe gibt. Einige färben bloß die Nägel an Fingern und Zehen, andere dehnen dies auf das ganze vordere Glied der Finger und Zehen aus, einige ziehen bloß einen Streif über die ersten Glieder und so gibt es verschiedene Arten, das Henna anzuwenden; die gewöhnlichste aber ist, daß die Spitzen der Finger und Zehen bis zum ersten Gliede, dann die innere Handfläche und die Fußsohlen gefärbt werden.**). Zuweilen fügt man auch noch die bereits erwähnten Streifen längs der Mittelglieder und einen ähnlichen Streif etwas oberhalb der Zehen bei. Das Henna ist zu diesem Gebrauche schon zubereitet, es ist gepulvert, und man braucht es bloß mit etwas Wasser zu vermischen, so daß es einen Teig bildet. Von diesem Teige wird etwas in die hohle Hand und auf die andern Theile, die gefärbt werden sollen, gelegt, worauf die Fingerspitzen in den, in der Hand befindlichen Teig gesteckt werden; endlich wird die ganze Hand dicht mit Leinwand umwunden und in diesem Zustand die Nacht über gelassen. Auf ähnliche Art wird mit den Füßen verfahren. Die Farbe verlißt erst nach mehreren Tagen; gewöhnlich wird sie nach vierzehn Tagen oder drei Wochen wieder aufgefrischt. Diese Sitte herrscht nicht bloß in Aegypten,

*) Lawsonia inermis, die ägyptische Rainweide.

***) Die Anwendung dieser Farbe auf die Handflächen und Fußsohlen soll eine angenehme Wirkung auf die Haut hervorbringen, besonders soll dadurch verhütet werden, daß sie nicht allzu hart und empfindlich wird.

sondern auch in mehren andern Gegenden des Morgenlandes, welche mit dem Henna von den Ufern des Nil im Handelswege versehen werden. Den Nägeln gibt das Henna eine hellere, glänzendere und dauerhaftere Farbe als der Haut. Wenn diese Farbe allein auf die Nägel oder die Hände und Füße angebracht wird, mag man dies mit einigem Grunde für eine Verschönerung derselben ansehen, denn die natürliche Farbe dieser Glieder wird dadurch sehr vortheilhaft erhöht; allein viele Damen färben ihre Hände noch auf eine andere Art, die weit weniger dem guten Geschmacke zusagt; sie legen nämlich unmittelbar darnach, wenn der Teig des Henna entfernt ist, einen andern Teig auf, der aus ungelöschtem Kalk, Ruß und Leinöl besteht und die Farbe des Henna in eine schwarze oder dunkle Olivenfarbe umändert. Man sieht oft Frauen in Aegypten, die entweder die Nägel oder die Finger, von den Spitzen bis zum ersten Gelenke mit dieser dunklen Farbe bemalt haben, das zweite Gelenk ist dann gewöhnlich roth und das dritte wieder von der ersten dunklen Farbe bemalt; eben so bemalt ist die flache Hand, indem ein breiter, dunkler Streif durch die Mitte hinläuft, der übrige Theil aber roth gelassen wird; vom Daumen wird gewöhnlich das erste Glied dunkel, das andere roth gefärbt. Einige färben auf eine noch einfachere Art nur die Fingerspitzen und die ganze Handfläche.

Die Kinder in Aegypten.

Die Kinder der Aegyptier sind mit Ausnahme jener der Vornehmen, obgleich man ihnen sonst viele Zärtlichkeiten erweist, dennoch sehr unsauber und dabei sehr ärmlich gekleidet. Dem Ausländer verursacht ihr Anblick Ekel und er schilt die heutigen Aegyptier ein unflätiges Volk, ohne sich hievon eine andere Ursache angeben zu können; und dennoch trifft es sich oft, daß gerade jene Kinder, die am meisten gehätschelt und geliebt werden, gerade die schmutzigsten und schlechtest gekleideten sind. Es ist nicht ungewöhnlich, daß eine Dame in ihrem weiten To'h und in ihrer Hab'arah von reicher und glänzender Seide dahervackelt, die Straßen mit Moschus erfüllend, alles an ihrer Person sehr rein und kostbar, die Augen zierlich mit Kohhl umzogen, das mit großer Sorgfalt aufgelegt ist, die Finger frisch mit Henna bemalt, und dennoch an ihrer Seite einen Knaben oder ein Mädchen, ihr eigenes Kind, führend, mit einem schmutzigen Gesichte, und in Kleider gehüllt, die aussehen, als ob sie seit Monaten getragen worden wären, ohne gewaschen worden zu seyn. Nicht leicht hat mich etwas bei meiner Ankunft in diesem Lande so sehr in Erstaunen gesetzt, als ein solcher Anblick. Ich forschte natürlich der Ursache dieses auffallenden und ungereimten Benehmens nach und erfuhr, daß die zärtlichen Mütter deshalb den äußern Schein ihrer Kinder so sehr vernachlässigen, sie vorsätzlich ungewaschen lassen und aufs ärmlichste kleiden, — besonders wenn sie öfentlich zeigen, damit sie dieselben vor dem bösen Blicke bewahren, der hier und besonders was die Kinder betrifft, sehr gefürchtet wird; denn da man sie für den größten Segen hält, so fürchtet man auch am meisten, daß ihnen nachgetrachtet werde.

Die Kinder der Armen haben ein noch weit mehr vernachlässigtes Aussehen; denn nicht nur, daß sie sehr ärmlich gekleidet oder ganz nackt sind, so sind sie noch überdies sehr unsauber; ihre Augen sind meistens unrein und es ist nicht ungewöhnlich, eine Anzahl Fliegen ungestört an jedem Auge kleben zu sehen. Die Aeltern halten es für sehr unzutraglich, ihnen die Augen zu waschen oder sie auch nur zu berühren, wenn sich die scharfe Flüssigkeit bildet, welche die Fliegen anlockt; ja sie behaupten sogar, daß häufiges Berühren oder Waschen der Augen, wenn sie auf diese Art entzündet sind, den Verlust des Gesichts nach sich ziehe; da doch gewiß fleißiges Waschen eines der besten Mittel ist, um dieses Uebel zu beseitigen.

Die erste Erziehung.

Die Aeltern verwenden sehr wenig Zeit und Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Kinder; in der Regel begnügen sie sich, den jungen Gemüthern einige wenige Religionsgrundsätze einzuprägen, worauf sie sie, wenn sie es bestreiten können, dem Unterrichte des Schullehrers übergeben. So frühzeitig, wie möglich, lernt das Kind sagen: »Ich bezeuge, daß keine Gottheit ist außer Gott, und ich bezeuge, daß Mohamed Gottes Prophet ist.« Es erhält schon in früher Jugend den ersten Anstoß zum Religionsstolze, es lernt dadurch den Christen, so wie alle andere Religionssekten, außer der seinigen, eben so hassen, wie man dies bei dem alten Moslim sieht. Die meisten Kinder der vornehmen oder mittlern, wohl auch einige der ärmern Klassen lernen von dem Schullehrer lesen, und entweder den ganzen Koran oder nur einige Theile desselben auswendig hersagen; später lernen sie die gewöhnlichen Grundsätze der Arithmetik.

Die Schulen sind sehr zahlreich nicht nur in der Hauptstadt, sondern in jeder größern Provinzstadt; auch findet man wenigstens eine in jedem größern Dorfe. Fast jede Moschee, Seheel (öffentlicher Brunnen) und Ho'd (Tränke für das Vieh) in der Hauptstadt, hat ein Koota'h (oder Schule) zur Seite, worin die Kinder für eine Kleinigkeit unterrichtet werden. Der Scheyk oder siek'ee (Schulmeister) erhält von den Aeltern eines jeden Zöglings einen halben Piafter (beiläufig 7 kr. C. M.) oder etwas mehr oder weniger an jedem Donnerstage. Ist die Schule mit einer Moschee oder einem andern öffentlichen Gebäude in Kairo verbunden, so erhält der Lehrer gewöhnlich jährlich einen turboo'sh, ein Stück weißen Musselin zu einem Turban, ein Stück Leinwand und ein Paar Schuhe; jeder Schulknabe erhält zu derselben Zeit eine leinene Mütze, vier oder fünf Ellen Kattun und manchmal ein halb Stück (10—12 Ellen) Leinwand und ein Paar Schuhe; in manchen Fällen wohl auch einen halben oder ganzen Piafter. Diese Geschenke werden aus den Vermächtnissen, die den Schulen legirt wurden, bestritten, und im Monate Ram'ada'n ausgezahlt. Die Knaben bleiben bloß während der Unterrichtsstunden in den Schulen und kehren dann in ihre Wohnungen zurück. Die Lektionen werden gewöhnlich auf hölzerne Tafeln weiß aufgeschrieben; ist dann die Lektion gelernt, wird die Tafel abgewaschen und eine neue Lektion darauf geschrieben. Auf der-

selben Tafel lernen die Kinder auch schreiben. Der Lehrer und seine Jünger sitzen auf der Erde, jeder Knabe hält seine Tafel in der Hand oder hat eine Abschrift des Korans oder eine seiner dreißig Abtheilungen auf einem kleinen Platte von Palmbaumplößen vor sich. Alle, die lesen lernen, sagen ihre Lektionen laut her, während sie zu gleicher Zeit Kopf und Körper immer vor- und rückwärts wiegen, was fast Alle thun, die den Koran lesen, in der Meinung, dadurch dem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen. Der Lärm einer solchen Schule läßt sich leicht vorstellen.

Ausrufe in den Straßen.

Brod, Vegetabilien und verschiedene Eswaren werden nach Kairo zum Verkaufe zugeführt. Das Geschrei einiger der Verkäufer solcher Gegenstände ist merkwürdig und verdient erwähnt zu werden. Der Verkäufer von Tir'mis (Wolfsbohnen) schreit: Hilf! D Imba'bee! Hilf! — Dies hat eine doppelte Bedeutung; es ist ein Hilferuf an den Scheyf El-Imba'bee, einen berühmten heiligen Muselman, der im Dorfe Imba'bee, am westlichen Nilufer, Kairo gegenüber, begraben liegt; in der Nähe dieses Dorfes wachsen die besten Tir'mis. Es schließt ferner dieses Geschrei den Gedanken in sich, daß durch die Hilfe des genannten Heiligen der vorliegende Tir'mis von Imba'bee so vortrefflich gerathen sei. Ein anderer Verkäufer dieses Gewächses ruft: »Der Tir'mis von Imba'bee übertrifft die Mandeln.« Ein anderes Geschrei der Verkäufer von Tir'mis lautet: »D wie süß sind die kleinen Kinder des Stromes!« Dies letztere Geschrei, das man seltener und nur in den Landstädten und in Dörfern hört, deutet auf die Art hin, wie der Tir'mis zur Nahrung bereitet wird. Um ihm nämlich seine natürliche Bitterkeit zu benehmen, wird er zwei oder drei Tage in einem Gefäße voll Wasser geweicht, dann geröstet und in einen Korb von Palmblättern (Kurd genannt) eingenäht und in den Nil geworfen, wo er wieder zwei oder drei Tage gewässert, sodann getrocknet und so mit ein wenig Salz gewässert wird. — Der Verkäufer von Limonien ruft: »Gott mache sie leicht (oder wohlfeil zum Verkauf)! D Limonien!« Die gerösteten Kerne einer Art Melone, genannt Abdalla'wee, und auch der Wasser-Melonen werden durch folgenden Ausruf angekündigt: »D Tröster der Verwirrten! D Kerne!« gewöhnlich aber nur durch den bloßen Ausruf: »Geröstete Kerne!« Sonderbar ist der Ausruf der Verkäufer einer Art von Süßigkeiten (Mala'wee), die aus gekochtem Syrup und noch einigen andern Ingredienzien bestehen: »Für einen Nagel! D Leckerbissen!« Man hält den Verkäufer dieser Waare für einen halben Dieb; denn Kinder und Dienstkleute stehlen oft Nägel und anderes Eisengeräthe aus dem Hause, worin sie leben, und geben es ihm, um dafür einen Leckerbissen zu erhalten. Der Verkäufer von den Drangen ruft: »D Honig! D Drangen! Honig!« und auf ähnliche Art alle Verkäufer von Früchten und Grünzeugen, so daß es oft unmöglich ist, zu errathen, was zum Verkaufe ausgebaut wird. So, wenn man den Ausruf hört: »D Maulbeerfrüchte! D Weintrauben!« Nur die einzige Regel gilt, daß bei dem Ausrufe auch immer die schlechtesten Früchte u. er-

wähnt werden; die Maulbeerfrüchte ist doch nicht so gut, als die Weintraube, und dennoch wird sie hier als Empfehlung der Weintraube genannt.

Einen sonderbaren Ausruf lassen die Rosenverkäufer hören: »die Rose war ein Dorn, durch den Schweiß des Propheten hat sie sich geöffnet!« Es ist dies eine Anspielung auf ein Wunder des Propheten. — Die duftenden Blumen des Hennabaumes werden zum Verkauf ausgebaut, indem der Verkäufer ruft: »D Wohlgerüche des Paradieses! D Blumen des Henna!«

Die Ausrufe der Bettler in Kairo sind gewöhnlich Anrufungen Gottes. Die gebräuchlichsten sind: »D Erreger des Mitleids! D Herr!« — »Um Gotteswillen!« — »D ihr Mildthätigen!« — »Ich suche von meinem Herrn ein Brot!« — »D wie mildthätig du bist, Herr!« — »Ich bin der Gast Gottes und des Propheten!« — Am Abend: »Mein Abendbrot muß deine Gabe seyn, o Herr!« — Am Abend vor dem Freitage: »die Nacht des herrlichen Freitags!« — Am Freitage selbst: »der herrliche Tag des Freitags!«

Einer, der täglich an meiner Thüre vorüber ging, pflegte zu rufen: »Setze dein Vertrauen auf Gott! Es ist keiner außer Gott!« Ein Weib rief: »Mein Abendbrot muß deine Gabe seyn, o Herr! von der Hand eines mildthätigen Gläubigen, eines Bekenners der Einheit Gottes! D ihr Herren!«

Die Antworten, welche Bettler gewöhnlich erhalten (weil sie sind zu zahlreich, als daß man jedem geben könnte), lauten: »Gott helfe dir!« — »Gott wird dich unterstützen!« — »Gott gebe dir!« — »Gott befriedige oder bereichere dich!« — Mit einer kahlen Abfertigung begnügen sie sich nicht, wenn nicht eine oder die andere der genannten Formeln beigelegt wird. In den besuchtesten Straßen Kairo's sieht man häufig einen Bettler, der um den Preis eines Brodes bittet, das er in der Hand hält; hinter ihm geht der Verkäufer des Brodes. Einige Bettler, und besonders Derwische gehen herum und singen Verse zum Lobe des Propheten, oder sie schlagen Symbeln oder die Reselpauke. Auf dem Lande gehen zahlreiche Derwische von Dorf zu Dorf Almosen sammeln. Ich sah selbst welche zu Pferde und einen eben so beritten und von zwei Männern gefolgt, von denen jeder eine Fahne trug, nebst einem dritten, der die Trommel schlug. Die Bettler gingen von Hütte zu Hütte Brot sammeln.

Gebrauch des Kaffee's.

Eine Schale Kaffee, welche, wenn es möglich ist, meistens von einer Pfeife begleitet wird, gehört unter die fast allgemeinen Kurusgegenstände. Man sagt, daß die Entdeckung dieses erheiternenden Getränkes, das von der Bohne des Kaffeestrauches kommt, in der letzten Hälfte des siebenten Jahrhunderts der Flucht des Propheten (oder des vierzehnten der christlichen Zeitrechnung) von einem frommen Mann, Namens Scheyf Omar, gemacht worden sei, der wegen Verfolgung mit einigen wenigen seiner Schüler nach einem Berge im Lande Yemen floh, wo sie aus Mangel anderer Nahrungsmittel einen Versuch mit Abkochung der Kaffeebohnen machten, da der Kaffeestrauch dort wild wächst. Aber erst zwei Jahrhunderte später wurde der Gebrauch des

Kaffees allgemein in Yemen. In Aegypten wurde er eingeführt zwischen den Jahren 900 und 910 der Flucht des Propheten (gegen Ende des 15. oder zu Anfang des 16. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, oder etwa 100 Jahre vor der Einführung des Tabaks im Morgenlande); er wurde damals in der großen Moschee El-Az'har von den Fakiren aus Yemen, Mekka und El-Medina getrunken, die ihn sehr erquickend fanden, während sie ihre Gebete und Lobpreisungen Gottes hersagten, weshalb sie sich auch seinem Genuße ungestört hingaben. Ein halbes Jahrhundert später wurde er in Konstantinopel eingeführt. In Arabien, Aegypten und Konstantinopel wurde er öfter Veranlassung zu den heftigsten Streitigkeiten unter den Frommen und Gelehrten. Einige der letztern behaupteten, daß er berauschende Bestandtheile enthielte, daher ein den Moslim durch die Geseze verbotenes Getränk sei, während die Andern entgegneten, daß er unter andern guten Eigenschaften besonders jene habe, den Schlaf zu vertreiben, was ein mächtiges Förderungsmittel der Frommen, bei ihrem nächtlichen Gottesdienste, sei; es geschah daher, daß nach der Meinung der jedesmaligen Regierung sein Gebrauch bald verboten, bald wieder erlaubt war. Jetzt, und zwar schon seit vielen Jahren, wird sein Genuß fast von allen Moslim als gesetzlich anerkannt, und er wird überall, selbst von den Wahabiten, übermäßig genossen, die doch sehr strenge in Verwerfung des Tabaks und in der Anhänglichkeit an die Lehren des Korans und die Uebersetzungen des Propheten sind. Früher wurde er gewöhnlich aus den Bohnen und Hülsen zusammen bereitet, auch geschieht dies jetzt noch, oder auch von den Hülsen allein, wie dies häufig in Arabien geschieht. In andern Gegenden des Morgenlandes wird er aus den Bohnen allein bereitet, die zu diesem Zwecke geröstet und gestossen werden.

Cairo enthält über tausend Ckah'weh *) oder Kaffeebuden. Das Ckah'weh ist gewöhnlich ein kleines Gemach, dessen Fronte, gegen die Straße gekehrt, aus einem offenen Holzbaue in Gestalt von Schwibbogen besteht. Längs der ganzen Fronte hin, die Thüre ausgenommen, zieht sich der mus'tub'ah, von dem bereits bei den Kaufläden Erwähnung geschah, und der hier ebenfalls mit Matten bedeckt ist; ähnliche Sitze befinden sich im Innern an zwei oder drei Seiten hin. Die Kaffeebuden werden am meisten Nachmittags oder am Abende besucht, doch gewöhnlich nur von Leuten niedern Standes oder von Kaufleuten und Handwerkern. Der äußere Mus'tub'ah wird besonders gesucht. Jedermann bringt seine eigene Pfeife und Tabak mit. Der Kaffee wird von dem Cka'we'gee (dem Aufwärter des Ladens) servirt; man zahlt für eine Schale fünf Fed'dahs, oder zehn für ein kleines Bek'rey (Kanne), das drei oder vier Schalen enthält **). Der Cka'we'gee hält gewöhnlich zwei oder drei Na'rgilehs oder Schee'schehs und Go'zels, welche beiden letzten verwendet werden, sowohl zum Rauchen des Tumb'ak (persischer

Tabak), als zum Haschi'sch (Hanf), denn Hanf wird auch in einigen Kaffeebuden verkauft. Musikanten und Märchenerzähler besuchen gleichfalls die Kaffeebuden, besonders in den Abenden religiöser Festlichkeiten.

M u s i k .

Die Männer, welche aus der Musik Gewerbe machen, heißen A'la'tee'gih, in der einfachen Zahl, A'la'tee, was wörtlich »Spieler eines Instruments« heißt, obgleich sie gewöhnlich Vokal- und Instrumentalmusik ausüben. Sie sind von äußerst verderbten Sitten und werden für fast eben so verächtlich gehalten, wie die öffentlichen Tänzer. Ungeachtet dessen werden sie zu allen großen Unterhaltungen gemiethet, um die Gesellschaft zu vergnügen, bei welchen Gelegenheiten man sie mit Branntwein oder andern geistigen Getränken so reichlich versetzt, daß sie zuweilen nicht mehr im Stande sind, einen Ton hervorzubringen oder den Bogen zu halten. Die Summe, die jeder für eine Nacht erhält, mag etwa 1 fl. oder 1 fl. 30 fr. Conv. Mze. betragen, jedoch bekommen sie auch öfter bedeutend mehr. Die Zahlung wird gewöhnlich von den Gästen geleistet.

Die Sängerrinnen, die sich hören lassen, heißen Awa'lim, in der einfachen Zahl Al'meh oder Al'imeh, was wörtlich »eine gelehrte Frau« bedeutet. Die Awa'lim werden gewöhnlich bei festlichen Gelegenheiten von den Vornehmen in die Harems gemiethet. Es befindet sich dort ein kleines, etwas erhabenes Gemach, welches tookey'sch heißt, und an den Hauptsaal des Harems anstößt, von welchem es durch einen Schirm oder ein Holzgitter getrennt ist, oder es findet sich ein anderer schicklicher Ort, der die Sängerrinnen vor dem Hausherrn verbirgt, wenn er mit seinen Frauen gegenwärtig ist. Sind jedoch männliche Gäste geladen, so sitzen dieselben gewöhnlich im Hofe oder in einem niederen Gemache, um den Gesang der Awa'lim anzuhören, die dann an einem Fenster des Harems sitzen und durch ein Gitterwerk verborgen sind. Einige von ihnen spielen auch Instrumente. Ich habe die berühmtesten Awa'lim in Cairo gehört und ihr Gesang hat mich mehr entzückt, als jener der besten A'la'tee'geh, und ich kann wohl sagen, als irgend ein Musikstück, das ich jemals gehört habe. Sie werden oft sehr reichlich gezahlt. Ich kenne Fälle, wo mehr denn 500 fl. Conv. Mze. für eine einzige Al'meh bei Gelegenheit einer Unterhaltung in dem Hause eines Kaufmanns von den Gästen gesammelt wurden, die alle nicht sehr reich waren.

So mächtig ist die Wirkung des Gesanges einer ausgezeichneten Al'meh, daß die Zuhörer in der höchsten Aufregung oft Summen an sie verschwenden, deren Verlust ihnen äußerst schwer fällt. Unter den Awa'lim in Cairo gibt es einige, die den Namen »gelehrte Frauenzimmer« nicht mit Unrecht tragen, da sie wirklich eine wissenschaftliche Bildung besitzen. Es gibt ihrer auch von einer niederen Klasse, die zuweilen in den Harems tanzen, daher Reisende den Namen Alme, richtig Al'meh, oft mit Unrecht den gemeinen Tänzerinnen beigelegt haben. S.

*) Ckah'weh ist der Name des Getränkes selbst, das in den Kaffeebuden verkauft wird, und von daher ist die Benennung auf den Laden selbst übergegangen.

***) Ein Abguß von Ingwer, mit Zucker gesüßt, wird gleichfalls oft in den Kaffeebuden verkauft, besonders in den Nächten der Festtage.

Escorial.

(Mit einem Stahlstiche.)

Mitten in den Einöden des nackten braunen Guadaramagebirges erhebt sich ein Prachtbau, so imposant, daß der spanische Stolz, und nicht mit Unrecht, ihn das achte Wunder der Welt nennt. Sieben Meilen von Madrid, am südlichen Abhange des genannten Gebirges (Intendanz Segovia) liegt das Kloster Santo Lorenzo del Escorial, dessen finstre gewaltige Massen den imposantesten Eindruck machen. Allein von Ulmenbäumen führen zu ihm in vierfacher Reihe. Ein Wald von Thürmen und Spitzen, ein unermeßliches Gewir von Balustraden, hängenden Gängen, Kirchen, Säulen, Dächern von jeder Höhe, zahllose Fenster, breite Alleen, Wasserkünste, zeugen, wenn sie auch nicht das Gefühl harmonischer Schönheit erwecken, von der Größe, dem Kunstsinne und der Prachtliebe ihres königlichen Erbauers. Noch effektvoller wird das Gemälde durch die Umgebung. Die Lage ist die herrlichste, von fühnem, erhabenem Charakter, und doch voll wirkungsreicher Contraste. Rings um das Gebäude her breiten sich auf den Berghängen liebliche Gärten aus, in der Ferne erheben sich in ernster Majestät die wilden Gipfel des Guadaramagebirges, einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt.

Auf unserer Abbildung ist der düsterherrliche Charakter der Landschaft mit Geist aufgefaßt. Das Kloster selbst ist dunkel, wie seine Lage, von graublauen Quadern erbaut, die jedem Wetter trotzen. Es hat vier mehr oder weniger verzierte Seiten, die Vorderseite, die auf unserem Bilde sich nach rechts wendet, ist 637 Fuß lang und 52 Fuß hoch, hat an jeder Ecke einen 180 Fuß hohen Thurm, über 200 Fenster und drei Thore, von denen das mittlere unten mit acht dorischen, oben mit vier jonischen Säulen geziert ist. Im Gebäude befindet sich das Hieronymitenkloster und der eigentliche königliche Palaß, denn das Escorial ist einer von den drei königlichen sitios, den Sommerresidenzen des Hofes. Das ganze Gebäude ist in Form eines Klostes erbaut, welche Form aber dem Beschauer nicht auffällt, sondern erst durch den Grundriß deutlich wird. Das Kloster hat viele sehenswerthe Gemächer, mit Verzierungen überladen, mit Gemälden reich ausgestattet. Hier leben 150 Hieronymitenmönche, die vor den Ereignissen der letzten Zeit unermeßliche Einkünfte und großen Einfluß besaßen; der jeweilige Abt war Grand von Spanien. Im Hofe des Klosters erhebt sich ein 52 Fuß hoher kleiner Tempel von achteckiger Form, der in einem Thurme endigt. Die innern Wände sind mit buntem Marmor bekleidet. Die acht Seiten sind, eine um die andere, mit Säulen und lebensgroßen Statuen geziert. Ein Engel, ein Adler, ein Stier und ein Löwe strömen Wasser in schöne Becken aus. Alle diese Verzierungen sind von Genuesschem Marmor. In der Klosterabtheilung des Escorial wird auch die kostbare und seltene Bibliothek in zwei Sälen aufbewahrt. Im ersten Saale sind die Bücher (30000) und die Manuscripte, unter denen viele höchst werthvolle orientalische (7800). Die letzteren soll ein kühner Schiffscapitain auf einer Streiffahrt dem Sultan von Marocco geraubt

und dem Könige von Spanien verkauft haben! Der zweite Saal bewahrt viele kostbare Zeichnungen und einige alte Handschriften. In der Mitte des Saales steht auf einem Tische ein kleiner achteckiger Tempel, und in ihm Karl der Große, umgeben von seinen Paladinen. Dieses schöne Werk ist von getriebenem Silber, mit Verzierungen von Gold, Golddraht, Agat, Lазur, Diamanten und andern Edelsteinen.

Die Palaßabtheilung ist mit einem Luxus ausgeschmückt, welcher der spanischen Könige, die Jahrhunderte lang die unerschöpflichen Reichthümer beider Indien besaßen, würdig ist. Insbesondere entzückt eine herrliche Sammlung von Gemälden, welche zwei große Gallerien ganz erfüllen. Neben den größten Kunstschätzen italienischer Meister, unter denen Raphael, Tizian, Correggio, Paolo Veronese, sieht man hier die Perlen der spanischen Malerei, Murillo und Velasquez, in ihrer Glorie. Mittelst einer herrlichen Treppe von 136 Fuß Breite und 34 Fuß Höhe gelangt man in die majestätische Kirche. Diese, in Gestalt eines Kreuzes, mit einer schönen Kuppel, nach dem Muster der St. Peterkirche in Rom erbaut, ist 313 Fuß lang, 198 Fuß breit, und hat 48 reichgeschmückte Altäre. Wände und Decke sind mit Fresken bedeckt. Eine Menge von Gemälden und großen Bronzen, vergoldeten Statuen erfüllen den Raum. Siebzehn Porphyrstufen führen zum Hochaltar, der mit vier Reihen von Jaspsäulen prangt. Das Tabernakel der Monstranz ist mit unzähligen Edelsteinen bedeckt; das Ciborium besteht aus einem einzigen Agat von unschätzbarem Werthe. Im Sanctuarium wird der Kirchenschatz bewahrt. Hier sind Gold und Perlen verschwendet: massiv goldene Lampen und Leuchter, Messgewänder u. dgl. mit unendlicher Pracht verziert. — Unter dem Hochaltar ist eine große gewölbte Kapelle, die Begräbnißstätte des königlichen Hauses, nach dem Muster des römischen Pantheon (der jezigen Kirche S. Maria della rotonda) errichtet. Eine schöne Marmortreppe führt in das Gewölbe, das ganz mit dem herrlichsten Marmor bekleidet ist. In diesem Gewölbe steht wieder ein achteckiger Tempel, die Begräbnißstätte der Könige und jener Königinnen, welche dem Lande Insanten schenkten. Zwei von den acht Seiten des Tempels nehmen der Eingang und ein kostbarer Altar ein, die übrigen sechs Seiten sind durch sechzehn korinthische Pfeiler von einander geschieden; jede Abtheilung hat vier Marmorurnen. In der Mitte hängt eine Lampe mit 24 Kronleuchtern. Alles ist Marmor, Porphyr und Jasps.

Nach diesen Einzelheiten übersehen wir noch einmal das ganze ungeheure Gebäude, welches, wie Nero's Palaß, einer kleinen Stadt ähnlicher sieht, als einem einzelnen Hause. Siebzehn Abtheilungen und 22 große Höfe, die es in sich schließt, geben einen Begriff von seiner Größe. Der Gründer dieses Riesenwerkes ist König Philipp II. Vor der Schlacht bei St. Quentin, welche an einem Laurentiustage geschlagen wurde, soll er ein Gelübde gethan haben, dem Heiligen des Tages zu Ehren ein prächtiges Kloster zu errichten. Andere sagen, der religiöse König habe es gleichsam zur Sühne erbaut, weil er bei der Belagerung von St. Quentin auf dem Dache des dortigen Laurentius-

Klosters eine Batterie errichten lassen mußte. Den Bau des Prachtwerkes leitete 1563—1584 Juan Toledo, und nach dessen Tode sein Schüler Bustamante. Ein halbes Jahrhundert nach seiner Vollendung zerstörte ein Brand einen kleinen Theil, der jedoch bald wieder hergestellt war. Ubrigens ging es aus allen Stürmen der Zeit unverletzt hervor, und bleibt, so abseitig es liegt, von keinem Reisenden unbesucht. Einer derselben, den Yorik-Sterne in die Klasse der »müßigen Reisenden« stellen würde, hat folgende Daten zusammengerechnet: das Escorial hat fast 10000 Fenster, 7000 Säulen, 1400 Thüren, und so viel Säle und Zimmer, daß die dazu gehörigen Schlüssel 7000 Pfund wiegen!!

Der Flecken Escorial, aus etwa 100 Häusern bestehend, hat durchaus nichts Erwähnenswerthes.

B. Gutt.

Eine englische Niederlassung bei Etewah.

(Übersetzt aus der Bibliothèque universelle de Genève.)

Während der Herrschaft der Moguln war Etewah eine blühende Stadt, der Sitz der Dmrah's und der obersten Hofbeamten; aber mit dem Sturz der muselmännischen Kaiser gerieth auch sie in Verfall und ist heut zu Tage nur wegen der Schönheit ihrer Lage an dem Ufer des Jumna bemerkenswerth. Die benachbarte englische Niederlassung ist sehr unbedeutend und ein einziges Bataillon Seapoys, das den Dienst versieht, bildet die Besatzung. Eine Anzahl von Bungalows (ein Mittelstück zwischen Haus und Zelt) auf einer weiten Sandfläche zerstreut, genügt für die Unterkunft der Officiere und der beiden Civilbeamten, des Richters und des Einnehmers, und man muß gestehen, daß jene Herrn, während der drei Jahre, die sie in dieser Einöde zu bleiben verdammt sind, hinreichende Muße finden, die Kunst zu lernen, sich auf sich selbst zu beschränken.

Die Bungalows von Etewah sind zwar nicht mehr in ihrem ursprünglichen Zustande, denn bei den ersten Niederlassungen in diesen abgelegenen Wäldern, wurden Fenster und Thüren keineswegs als unentbehrlich nothwendig angesehen, da ein Rahmen aus Bambusstäben in die Rasenwand eingelassen, deren Stelle füglich vertreten konnte. Bei allem dem ermangelt ein Bungalow nicht, bei jenen, welche ihre Vorstellungen von Indien nur nach Beschreibungen Calcutta's, der Stadt der Paläste, modeln, lebhaftere Ueberraschung hervorzu bringen. Plumpe Thüren, die eher beschmuht als angestrichen zu nennen sind, und schlechte Fenster schützen das Innere vor der Hitze, der Kälte und dem Regen. Die aus getrocknetem Lehm errichteten Mauern sind unförmlich und nackt; und magt Jemand den kühnen Versuch, sie malen zu lassen, so läßt die äußerste Ungeschicklichkeit der Handwerker ihn bald die frühere Kalktünche zurückwünschen.

Die Thüren der Gemächer schließen schlecht und die nachlässig gezimmerten, übelgefügteten Zwischenwände bedürfen unaufhörlicher Ausbesserungen. Der Verkehr zwischen den Menschen und deren unmittelbaren Nachbarn, den Thieren des Waldes, wird hiedurch auf eine

Art erleichtert, die den ersteren nur unangenehm seyn kann. Wenn die unausfiehliche Hitze die Deffnung der Thüren während der Nacht nothwendig macht, so vertreten bewegliche Gitter (Jassries genannt) deren Stelle. Sie sind ein unentbehrlicher Schutz gegen Wölfe und Hyänen, welche sich oft die Freiheit nehmen, bis an die Verandah zu streifen. Stachelschweine besuchen den Garten und der Panther schleicht in den benachbarten Schluchten seiner Beute nach. Das Dach des Bungalows ist vollends ein bequemer Zufluchtsort für schädliche Thiere aller Art. In den großen, von den Europäern schon seit einem längern Zeitraume bewohnten Niederlassungen lassen sich die reisenden durch unaufhörliche Nachstellungen in die Wälder verwiesenen Thiergattungen nur selten sehen; aber Ratten und Eichhörnchen, zeitweilig in Gesellschaft von einer oder mehreren Schlangen, bilden die gewöhnliche Bevölkerung des Daches und sind vergleichungsweise ruhige Miethsleute. Aber in den Wäldern und Jungles dient es zum Aufenthalt und Turnierplatz der wilden Katzen, der Goshamps (eine Gattung Reptilien aus dem Geschlechte der Eidechsen von der Dicke eines Ferkels) und mehrerer Arten von Schlangen. Alle diese Thiere haufen im Zimmerwerk des Dachstuhls und machen einen fürchterlichen Lärm, indem sie sich entweder blutige Schlachten liefern, oder ihre Beute verfolgen. Von den menschlichen Bewohnern des Bungalows sind sie nur durch eine, als Decke von einer Mauer des Gemaches zur andern an Hacken gespannte Leinwand getrennt. Letztere verhüllt dem Auge wohl die unzierlichen Balken des ungeheuren Dachstuhls, aber sie ist ein unsicherer, häufig unzulänglicher Schutz gegen die Zudringlichkeit seiner Bewohner. Von unten kann man die Gestalt der Füße der Streitenden wohl erkennen und mit dem Auge dem Laufe der Verfolger und der Flüchtenden folgen. Ist die Leinwand etwas abgenüßt, so geschieht es wohl auch, daß irgend ein Thierfuß durchbricht, oder — wenn es in der Regenzeit ist — daß sich die Wände, an denen die Leinwand befestigt ist, lösen, wo man dann leicht erleben kann, irgend ein verfolgtes Thier sammt seinen Feinden in den unteren Raum stürzen zu sehen. Vor der Einführung dieser Leinwanddecken fielen häufig Schlangen und andere derlei lebenswürdige Thiere von den Bambusstämmen des Daches auf die Schlafenden herab; jetzt kann dies nicht so leicht geschehen, obwohl, wenn man nicht stets Hunde und Katzen gegen diese unlieblichen Besucher auf den Beinen hält, sie es wohl selbst versuchen, herabzukommen. Erstere fehlen demnach auch in keinem wohl eingerichteten Bungalow.

Aber auch in dem Falle, daß die Decke ihrem Zwecke auf das vollkommenste entspricht, haben die Bewohner dieser Hütten noch viel von den unruhigen Inassen des Daches zu leiden. Es ist beinahe unmöglich, während der Nacht einige Stunden ungestörter Ruhe zu genießen, da jene gerade den Tag zu ihren Ausgängen benötigen. Bei Nacht machen sie dann einen höllischen Lärm, und es scheint oft die Decke und die Haltungsänder der Erschütterung weichen, und alles, was sich auf ihnen herum balgt, herabregnen lassen zu wollen. Die Spazzen, welche am Rande des Daches nisten, erwachen ebenfalls und vermehren dies Getümmel durch ihr Geschrei und ihr Flattern.

In den Jungles entledigen sich ferner die Geschöpfe von dem Geschlechte der Insekten ihrer Rolle als Störer der menschlichen Ruhe mit einem ausgezeichneten Eifer und dem glänzendsten Erfolge. Sobald die Nacht ihren Schleier über die Erde breitet, beginnt ein Concert, in welchem die Grillen, deren Zirpen jenes der europäischen bei weitem an Stärke übertrifft, die Oberstimme führen, während Myriaden von Kröten und Fröschen den Bass dazu quacken. Das Summen der Moskito's verliert sich darin und nur mit Mühe kann man die dumpfe Begleitung der Moschusratte herausfinden. Schließt der Schlummer endlich die müden Augenlieder zu, so schreckt den Schläfer oft das Geheule einer herumtreifenden Herde Schafals auf; kurz jedes Thier scheint mit seiner Stimme die übrigen über-schreien zu wollen. Ihrerseits wachen die Eingebornen, die während der Hitze des Tages sich dem Schlummer überlassen, lang über Mitternacht hinaus und ersetzen ihre Schweigsamkeit bei Tag durch einen unbändigen Lärm bei Nacht. Gesellschaften von Landleuten ziehen unter lautem Gesang auf den Straßen herum, und in ihr Gebrüll stimmen während der Hochzeitfeierlichkeiten oder der religiösen Feste Tamtams, gellende Trompeten von 6 Fuß Länge und andere mistönige Instrumente ein.

Diese Dinge gehören sämmtlich zu den Unannehmlichkeiten einer Nacht in den Jungles, eine ruhige Nacht gehört daher zu den frommen Wünschen, und nur Nerven von besonderer Stärke vermögen allen diesen Erschütterungen in die Länge mit Erfolg zu widerstehen. Glücklicher Weise bieten die Betten in Indien eine sichere Zufluchtsstätte gegen die Angriffe jener geflügelten Quälgeister, deren blutdürstige Schaa-ren eine lebhaftere Vorstellung von den ägyptischen Landplagen zu geben vermögen. Das Lager steht nämlich in Indien in der Mitte des Gemaches und erhebt sich ziemlich hoch über den Fußboden. Die aus sehr leichtem Stoffe gefertigten und auf allen Seiten zugezogenen Vorhänge sind für die Moskito's undurchdringlich, und wenn auch Fledermäuse in unhörbarem Fluge mit den Flügeln daran streifen, unzählige Eidechsen gegen die Mauern laufen und Moschusratten um das Ruhe-lager herumspringen, ist man doch nicht in Gefahr, von diesen Thieren wesentlich belästigt zu werden. Aus dieser Rücksicht und als vortreffliches Schutzmittel gegen die Malaria ist es sehr rathsam, das ganze Jahr unter Moskito's-Netzen zu schlafen.

Aber diese Unannehmlichkeiten sind nicht die einzigen für den Europäer in Indien, man muß dazu noch den gänzlichen Mangel an Gesellschaft zählen, oder was vielleicht noch schlimmer ist, die Nothwendigkeit, mit Leuten ohne alle höhere Bildung und ohne allen Sinn für irgend eine geistige Beschäftigung leben zu müssen, die sich nicht entblöden, in einen Kreis von 10 Personen dieselben übertriebenen Ansprüche und denselben Zwang mitzubringen, welcher die Sitten ihres Vaterlandes bezeichnet. Der Mangel an Büchern erschwert diese Lage noch. Es ist deshalb merkwürdig, mit welcher freudiger Erwartung das Herannahen der kalten Jahreszeit ersehnt wird, in der man sich einige Zerstreuung durch vorbeiziehende Reisende versprechen kann.

In dieser Jahreszeit des Trostes und des Ver-

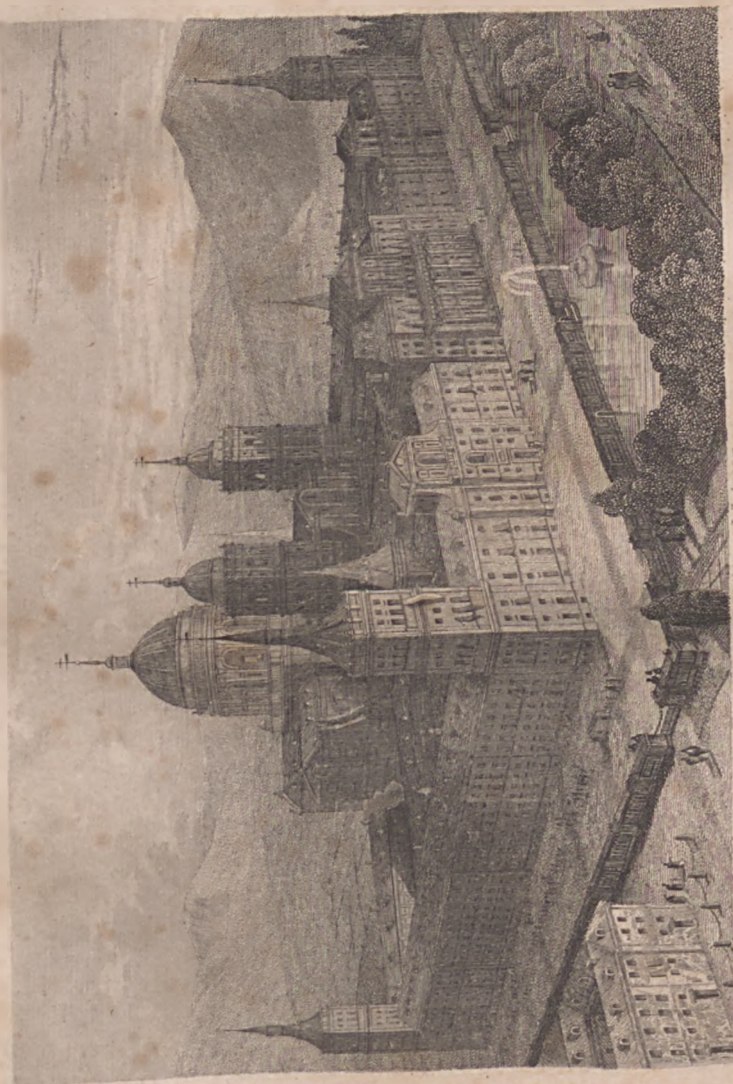
gnügens nehmen auch die Jungles Theil an den Belustigungen, denen sich ganz Indien überläßt. Da selten eine Niederlassung ganz außer allem Verkehre liegt, so wird die langweilige Eintönigkeit des Lebens von Zeit zu Zeit durch die Ankunft eines Fremden angenehm unterbrochen. In einem Hause, wo Gastfreundschaft herrscht, wird die Erscheinung eines Zeltes stets von der Dienerschaft angezeigt. Bald weiß man den Namen und den Stand seines Inhabers und dieses ist gewöhnlich hinreichend, um seine Gesinnungen und seinen Charakter zu beurtheilen.

Fast alle Engländer in den drei Präsidentschaften kennen einander wenigstens dem Namen oder dem Rufe nach und nur sehr wenige von ihnen dürften jeder geselligen Tugend so sehr entbehren, daß ihnen der Zutritt zu jenen gastlichen Häusern versperrt bliebe — und sie somit zu einer mehrmonatlichen Einsamkeit verdammt wären. Findet sich Uebereinstimmung in den geistigen Richtungen, so werden diese zufälligen Zusammenkünfte nicht selten die Grundlage dauernder und inniger Verbindungen. Auf diese Weise ward ein sehr aufgeklärter Beamte, der zur Verkürzung der langweiligen und einsamen Reise stets einige Kisten mit Büchern mitzuführen pflegte, eine Art von allgemeinem Freund und eine Person von höchster Wichtigkeit. Der Tag, den er irgendwo zubrachte, verstrich unter angenehmen lebhaften Gesprächen und Erläuterungen des Gelesenen; Bücher wurden umgetauscht und da der Sitz dieses Besitzers einer so unschätzbaren Büchersammlung nur drei Tagereisen weit entfernt war, so wurde sofort beschlossen, von Zeit zu Zeit die Gefälligkeit des liebenswürdigen Nachbarn in Anspruch zu nehmen, und von seinen literarischen Schätzen Nutzen zu ziehen, um so mehr, als ein Bothe nur eine Woche brauchte, um ein ausgelesenes Buch zurück und dafür ein neues zu bringen.

Der köstliche Genuß, in einem indischen Jungle ein wirklich lesenswerthes Buch zu lesen, ist beinahe allein eine Reise nach Hindostan werth, besonders wenn man einen jener drückend schwülen Tage wählt, an denen der glühende Sirocco weht. Eine gänzliche Abspannung, mit fieberhaften Wallungen begleitet, bemächtigt sich eines Jeden. Die einzige Erleichterung ist, auf einem Ruhebetto ausgestreckt, sich seinen Träumereien hinzugeben, und in der Einbildung unter einen gemäßigteren Himmelsstrich zu versetzen.

Manchmal wird die ermüdende Eintönigkeit eines solchen Lebens durch die Ankunft eines Reisenden in einem Dack *) unterbrochen, der anlangt, ohne daß seine Annäherung durch das Posthorn angekündigt worden wäre. Ein Palankin bewegt sich in einer Staubwolke; die von der Hitze ermatteten, von der Anstrengung erschöpften Träger, das auf dem Dache des Palankins aufgehäuften Gepäcke — alles deutet auf einen Reisenden, der aus weiter Entfernung kommt. An der Thüre wird die Sänfte niedergesetzt. Die Bedienten stürzen über Hals und Kopf herein, um die Ankunft eines Fremden zu melden. Der Hausherr, gewöhnlich sehr leicht bekleidet, bringt seinen Anzug ein wenig in Ordnung und kommt zum Empfange seines

*) Die Sänftenpost in Indien.



ESCURIAL.

Verlag v. Gottlieb Haas in Prag.

meistens völlig unbekanntes Gastes an die Hauschwelle. Der Reisende tritt ein, halbtodt vor Hitze, das Gesicht in Flammen, wie geröstet von der glühenden Luft, ganz steif von der peinlichen Stellung, in der er so lange schmachtete, und so vollständig mit Staub bedeckt, daß weder der Stoff noch die Farbe seiner Bekleidung zu erkennen ist. Man führt ihn in das Bad, nach welchem frische Wäsche und ein Becher voll Branntwein mit Wasser gemischt ihn die erlittenen Beschwerden vergessen lassen, und ihn fähig machen, sich dem Familienfreise des Hausherrn vorzustellen. Der Übergang aus einer glühenden stoßenden Cäufte — einem beweglichen Gefängnisse — in ein geräumiges kühles Gemach ist eine unbeschreiblich köstliche Empfindung. Die überstandenen Plagen sind vergessen, der Reisende, vor kurzem noch wie gelähmt und zerschlagen, hat seine geistige und körperliche Spannkraft wieder, und lohnt durch Munterkeit und Neuigkeiten dem gastlichen Wirth reichlich das Vergnügen, das ihm dieser durch seine gütige Aufnahme gewährt. Die Abreise bei der Abendkühle ist nicht mehr so lästig.

Sehr interessant und lohnend ist die Beobachtung der Thiere, besonders der Affen, im Zustande der Wildniß; wir wollen versuchen, einige Belege hiezu in folgenden beglaubigten Thatsachen zu geben:

Ein reicher Beamte hatte in der Gegend von Monghir eine sehr reizende Niederlassung gegründet, wo er von einem großen Dienertroß umgeben, seine meiste Zeit zubrachte. Unter mehren, zu seinem Haushalte gehörigen Lieblingsthieren befand sich auch ein grauer Affe mit schwarzem Gesichte, der wegen seiner Bosartigkeit stets an einen Pfahl angeketet war. Eines Morgens sah die Frau des Beamten, die sich oft damit beschäftigte, die Pössen und Sprünge dieses Affen zu beobachten, einen zweiten von derselben Gattung mit dem Gefangenen spielen. Sie ließ sogleich nachfragen, wem das Thier gehöre, und gab Befehl, es einzufangen. Es ergab sich, daß Niemand in der Niederlassung einen Affen besitze, und der Fremdling ein Bewohner der Wälder seyn müsse. Zwischen den neuen Freunden fand inzwischen ein sehr interessanter Auftritt statt. Nach vielen Grimassen und einer Art mündlicher Verständigung schickte sich der Fremdling zum Fortgehen an; da er aber bemerkte, daß ihn sein Freund nicht begleite, kehrte er zurück und lud ihn — seinen Arm um dessen Nacken schlingend — durch Zeichen ein, ihm zu folgen. Dieser ging nun auch, so weit die Kette reichte, und blieb dann, von stärkerer Macht festgehalten, stehen. Nach einigen Augenblicken schien der Fremdling die Ursache der Gefangenschaft seines Freundes einzusehen; er packte die Kette und strengte sich vergeblich an, sie zu zerreißen. Nach wiederholten erfolglosen Befreiungsversuchen setzten sich beide in jener Stellung der Trauer nieder, welche die Hindus diesen Kindern der Wälder abgelernt zu haben scheinen, und vergossen unter verzweiflungsvollem Händeringen schmerzliche Zähren. Am folgenden Morgen wiederholte sich derselbe Auftritt, nur mit dem Unterschiede, daß der Fremde noch einen Gefährten mitgebracht hatte. Man forschte nach, wo sie wohl hergekommen seyn möchten. Die Eingebornen versicherten, daß ihres Wissens auf hundert Meilen weit sich keine Affen aufzuhalten pfleg-

ten. Das lebhafteste Verlangen, ihren Mitbruder zu befreien, zeigte sich bei den beiden Freunden. Sie versuchten erst, ihn zur Flucht zu überreden, dann wandten sie Gewalt an, und als sie auch diese fruchtlos sahen, erfolgte ein Ausbruch des schmerzlichsten Jammers, von Thränen und allen Zeichen der Verzweiflung begleitet. Am folgenden Morgen kamen bereits 4 bis 5 Affen, und eine Art von Berathung über ihren Operationsplan schien unter ihnen statt zu finden. Sie bezwogen den Gefangenen, auf einen Baum zu klettern, aber auch daran hinderte ihn die grausame Kette. Jetzt schienen sie ihr letztes Rettungsmittel anwenden zu wollen, und rissen unter durchdringendem Geschrei so wüthend an der Kette, daß das Leben des unglücklichen Gefangenen in großer Gefahr schwebte. Von ihrer aufopfernden Freundschaft gerührt, befahl die Frau des Beamten, den Affen in Freiheit zu setzen. Sobald ihn die Fremden frei sahen, kannte ihr Entzücken keine Gränzen. Einer warf ihn dem andern in die offenen Freundesarme; alle hüpfen in den tollsten Sprüngen um ihn herum; endlich nahmen sie ihn in die Mitte, und führten ihn im Triumphe mit sich in das Gehölz fort. Es bleibt bemerkenswerth, daß sich später keiner mehr in der ganzen Gegend sehen ließ.

Ein ähnlicher Fall ward in der Präsidentschaft Madras von einem Officier beobachtet. Nahe an seiner Wohnung zog täglich eine Schaar Affen nach dem nahen Walde. Einer der Seapoy fing einen jungen, brachte ihn dem Officier und das Thier ward an einer der Säulen der Verandah angeketet. Schon am folgenden Tage bemerkte man Vater und Mutter des Gefangenen auf einer Fels Spitze, die sich unweit der Verandah erhob, und von welcher sie während des ganzen Tages den ihnen geraubten Sproßling im Auge behielten. Sie kehrten alle Tage auf dieselbe Stelle zurück, schienen bald gänzlich in düsterem Gram versunken, bald zerrissen sie die Lüste mit ihrem Jammergeschrei und zerslossen in Thränen. Dies währte ziemlich lange, und das zärtliche Elternpaar schien sich über den Verlust durchaus nicht trösten zu können. Endlich gab der Officier dem Gefangenen die Freiheit. Im voraus sich an der Freude, welche dessen Wiederkehr bei den Alten hervorbringen werde, ergötzend, richtete er seine Blicke nach der bekannten Fels Spitze, auf die er den jungen Affen auch Pfeilschnell zuweilen sah; aber was nun erfolgte, war sehr verschieden von seiner Erwartung. Die Alten ergriffen nämlich den jungen bei den Armen, und rissen ihn auf der Stelle in Stücke. Es ist nicht zu entscheiden, ob sie, durch den lang genährten Schmerz erbittert, sich an der Ursache desselben rächten, oder ob sie im Laumel des Entzückens ihre Liebkosungen zu wenig nach seinen Kräften bemessen; aber nach dieser Handlung der Grausamkeit ließen sie sich nie wieder blicken.

S. Wellen.

Reise des Ritter Prokesch v. Osten im Oriente.

Constantinopel.

Wir verließen den berühmten Reisenden auf der Insel Sira. Mit gutem Winde langte er von da nach

einer zweitägigen Fahrt, deren Annehmlichkeit der Anblick der malerischen Küste von Scio erhöhte, am 22. September in der Rhede von Smyrna an. In dieser Stadt verweilte er bis zum 12. Oktober. Da er nach Constantinopel zu reisen beabsichtigte, verließ er den Veloce und bestieg die österreichische Kriegsbrigg Montecuculi. Ein heftiger Sturm nöthigte sie, vor Tenedos Anker zu werfen. Ritter von Protesch schiffte sich hier aus und segelte, da bekanntlich jedem fremden Kriegsschiffe die Einfahrt in die Dardanellen verwehrt ist, in Ermanglung einer andern Gelegenheit auf einer gemieteten Barke nach dem asiatischen Dardanellenschloße. Von hier aus besuchte er, Homers unsterbliche Iliade in der Hand, das Feld von Troja. Nachdem er auf diesem ältesten Schauplatze der Dichtkunst mit bewunderungswürdigem Scharfsinne fast alle besungenen Details festgestellt, setzt er sich auf den Tumulus des Ajar und läßt, dem Faden der homerischen Erzählung folgend, noch einmal alle Bilder des Kampfes der Griechen und Trojaner an sich vorübergleiten. Eine Barke, bemannt von sechs türkischen Ruderern, brachte den Reisenden am 24. Oktober wieder an die europäische Küste nach dem 48 Seemeilen entfernten Gallipoli. Da der Wind aus Norden wehte, nahm er auf Anrathen des dortigen Consuls Pferde, und setzte zu Lande seine Reise nach Kadosfo und von da auf einer kleinen Barke nach Constantinopel fort.

Während seiner Anwesenheit in Constantinopel fiel der Mecolud oder das Fest der Geburt des Propheten. Von dem Festzuge gibt er folgende Beschreibung: »Gestern (d. i. am dritten November) kurz vor Mitternacht, da ich von einem Besuche nach Hause ging, bemerkte ich die hundert und hundert Minarete mit Lichtkränzen umwunden, was mit dem Gewitterdunkel der Nacht einen feierlichen Gegensatz bildete. Es fällt heute der Mecolud, d. i. das Fest der Geburt des Propheten. Früher als nöthig war, begab ich mich in Gesellschaft eines jungen Reisenden aus Wien, Hrn. von Hönigstein, nach Constantinopel. Wir gingen an der Sophienkirche vorüber nach dem Serail, in dessen äußeren Hof wir nur einen flüchtigen Blick warfen, dann aber einen Platz in einer Kaffeestube der Hauptstraße mieteten, die gerade nach dem Platze Atmeidan führte. Durch diese reitet der Großherr im feierlichen Zuge, um in der Moschee Sultan Achmeds das übliche Gebet zu verrichten. Längs der ganzen Straßen waren die Janitscharen in zwei Reihen, jedoch ohne Waffen, aufgestellt. Wir harrten wohl zwei Stunden, während welcher unsere Neugierde hinlängliche Nahrung an dem ununterbrochenen Getriebe der Menschen fand, das dicht gedrängt sich vorüberschob. Einformigkeit ist der Charakter europäischer Kleidungen, die reichste Verschiedenheit jener der asiatischen. Was für seltsame Gruppen sich in dieser Beziehung da zusammenfanden, magst du dir vorstellen. In den Kopfbedeckungen überschreiten die Türken häufig das Vernünftige, man sieht da ungeheure Turbane, unter deren Last der Träger zu erliegen scheint; andere, die so wenig auf dem Haupte sitzen, daß sie nur mit großer Sorgfalt im Gleichgewichte erhalten werden; wieder andere, die eine Krone von Pfauenfedern von wenigstens drei Fuß Durchmesser haben; überhohe Rohrmützen, aus rothem oder

schwarzem Stoffe, mit nach rückwärts herabhängendem Aermel! — spitze, graurothe Filzmützen, welche die Lehre vom Regel vollkommen entwickeln — und dem Gesichte einen gar lächerlichen Ausdruck anhängen. Die Janitscharen-Mützen sind niedriger als die übrigen, vorne steckt über einem Goldbleche der Willamslöffel, hinten hängt der bedeutungsvolle Aermel aus weißem Filze weit hinab.

Viele Weiber drängten sich durch die Straße, tief verhüllt und ganz einformig gekleidet; eine Zigeunerfamilie, fast nackt, suchte und fand ihre Bettelerte. Mir fiel auf, daß diese mit vorzüglichem Andrang auf die weißen Berschnittenen los legte, welche, meist große Männer von Gestalt und höchst finster in ihren Zügen, mit stolzem Schritte daher kamen. Sie gaben auch reichlich, und schienen eine allgemeine Achtung zu genießen, denn Jedermann wich ihnen ehrfurchtsvoll aus. Sie sind die Leibdiener des Sultans.

So wie zu Pferde in getrennten Gruppen irgend ein Aga und Vorsteher zur allgemeinen Versammlung im ersten Serailhose daherritt, grüßten die Janitscharen ehrfurchtsvoll, und mit Würde erwiderte jener den Gruß. In den Zwischenräumen trennten und setzten sich die Ersten, und erholten sich an dem süßen Gezeug aller Art, das Herumträger schreiend ausboten.

Endlich lief der Ruf zur Ordnung durch die Menge und aus dem Serailhose kam der Kislar-Aga, d. i. der Oberste der schwarzen Berschnittenen, die erste und einflussreichste Hofstelle, denn ihm ist das Harem untergeordnet. Er verläßt nur ein einziges Mal im Jahre das Innerste des Serails, das in der türkischen Hofsprache der Wohnort der Seligen heißt, und begibt sich in die Stadt, an dem Feste des Propheten nämlich. Er bricht eine halbe Stunde vor dem Großherrschaft auf, und ein großer Zug schwarzer und weißer Hofbedienten begleiten ihn zu Fuß und zu Pferde; hundert aus der Kaste der Köche machten seine nächste Umgebung. Er ritt einen arabischen Kappen, der auf das prächtigste mit purpurnem, perlenbesetztem Sattel belegt und mit Goldspangen gezäumt war; die Zügel blühten von edlen Steinen. Er verneigte sich ohne Unterlaß zur Rechten und Linken, und fuhr auch wohl manchmal mit der Hand nach der Brust; höheren Gruß gab er Niemanden. Er hatte einen unglücklichen Gesichtsausdruck; etwas Leidendes darin, aber nichts von dem Harten und Unmenschlichen, was mir aus den Zügen anderer seines Gelichters heraussprach. Eine große Zahl von Officiern und Dienerschaft eröffnete den Zug des Großherrn. Dann kamen etwa hundert und fünfzig Schreiber, mit schönen gefurchten und weißumwundenen Turbanen, blau- oder rothseidenen Mänteln und eben solchen Unterkleidern; in dem Gürtel hatten sie das silberne Tintengefäß. Sie ritten sämmtlich auf prächtigen Pferden; Diener zu Fuß waren unter sie gemengt, oder folgten in langem Zuge nach. Sodann kamen die Häupter der Thornwachen des Serails, die Kapidschi-Baschi mit hohem, weißem Tartarenkalpak und in grünen Mänteln. Dann wurden gesattelte Pferde in stolzen Reihen vorübergeführt, alle von erlesenem Stamme und mit der Pracht der strahlenden Ausrüstung angethan. Die weißen Berschnittenen schlossen sich an die Kasse und ritten dem Sultan vor, der nun

wirklich wie die Sonne unter den Gestirnen einerschimmerte. Er ritt ein falbes Pferd, das von innerem Feuer gefoltert zu werden schien und das breitgestirnte Haupt und die reichen Mähnen ungestüm um sich warf; dabei spielte der Leib in glänzenden Farben. Der Sultan selbst ist der schönste Türke, den ich gesehen habe. Er nahm sich stattdessen und stark auf dem herrlichen Rosse aus, das er mit sicherer Hand und Ruhe leitete. Sein jugendliches Haupt mit schwarzem Barte männlich geziert, trug einen blauen, weißumwundenen Turban, über den die hohe Brillantfeder und der Keigebusch nickten. Seine Züge waren fein, aber abgemüdet und theilnahmlos; seine Augen sprühten dunkles Feuer; er sah ruhig und nach beiden Seiten und grüßte nicht. Seine Kleider waren blau und gold; aus blauem Sammt und Gold war auch die Satteldecke; breite, schön gearbeitete Goldspangen bildeten das Gebiß und Riemenbeschläge; breite Seidenwülste, mit Perlen und Diamanten überzogen, die Zügel.

Hinter dem Großherrschaft ritten die Großwürdenträger des Reiches. Der Silihar trug den Säbel in goldener Scheide; ein anderer trug den Auftrittschämel, ein dritter den herrlichen, farbigen Turban, dessen Brillantfeder durch einen überaus großen und schönen Smaragd gehalten wird. Ein vierter warf eine kleine Münze, die man Para nennt und welche der vierzigste Theil eines Piasters ist, unter das Volk; eine Zahl weißer und schwarzer Berschnittener schloß den Zug. Dieser ging nach der Moschee Achmed I., in deren Vorhof der Großvezier mit seiner Reichsbegleitung den Sultan erwartete. Es war unmöglich, zugleich mit dem Sultan auf den Atmeidan zu kommen, denn das Gedränge glich einem sturmbewegten Meere. Auch hatten die zwei Janitscharen, die uns zur Begleitung zugewiesen waren, ihre ganze Würde nöthig, um uns vor dem thätigen Hohn des an solchen Tagen immer erhitzten Volkes zu schützen. Sich vor Berührung wegen der Pest zu hüten (es sterben daran jetzt etwa dreihundert Menschen täglich) war ganz unmöglich, wir schlugen uns daher die Furcht aus dem Sinne. So drängten wir uns nach dem Atmeidan, kamen jedoch zu spät, um den Sultan absteigen zu sehen.

Ein Brief über die Pest bildet den Schlußstein der Mittheilungen über Constantinopel. Sein Inhalt ist von hohem Interesse; wir geben ihn den Lesern ganz:

»Es ist das abscheulichste Wetter von der Welt, Sturm, Nebel, Kälte, Regen. Meine Rückreise nach Smyrna ist beschlossen. Von dort werde ich die Inseln und Griechenland besuchen. Ich warte nur, daß mein Capitän, ein junger Engländer, der eine Brigantine aus Plymouth, nach seinen beiden Schwestern Mathilde und Susanne benannt, führt, den Anker lichte.

Um meine Stimmung mit etwas recht Trübem dir fühlbar zu machen, will ich über die Pest schreiben, ein Stoff, der Bände füllen könnte, und dessen hier niemals ganz vergessen wird. Dennoch glaube ich, daß die meisten Reisenden die Furcht vor der Pest ein bisschen zu weit treiben. Die einen geben sich durch den Muth, einen verpesteten Ort zu betreten, eine Helbenwiene, während andere die wichtigsten Zwecke aufopfern,

um nicht einer Gefahr sich auszusetzen, der zu entkommen sie gleichsam als unwahrscheinlich voraussetzen.

In Constantinopel ist Jahr aus, Jahr ein diese Geißel Gottes thätig — und nichts desto weniger fällt es Niemanden ein, sich deshalb von seinen Geschäften abhalten zu lassen. Es versteht sich, daß die Europäer die Vorsicht da nicht aus dem Auge lassen. Eben diese gibt dem Aufenthalte viel Unangenehmes, weil man, gerne mit den Reizen der Natur, mit den Erinnerungen des Bodens oder sonst wie immer mit seinen Angelegenheiten beschäftigt, gleichsam die rasselnde Kette dieses einen und ewigen Gedankens störend nachzuschleppen gezwungen ist. »Berühren Sie Niemand!« bekommt man als Mitgabe und erste Regel zu jedem Gange auf den Weg, und muß nun in engen, volkgefüllten Straßen über dieser Besorgniß ängstlich wachen — sich durch die Leute mit Gewandtheit winden — sorgen, daß die Kleider nicht an den Kleidern der Vorübergehenden streifen und die Gesichter spähen, um dem krank Aussehenden auszuweichen. In den ersten Zeiten, wo man streng darauf hält, pflegt man nichts zu kaufen, ohne sich an den gedrängten Buden zu ereilen — ohne mit Zängelchen langsam und ungeschickt die Sache zu fassen und umzuwenden. Bei aller Vorsicht geschieht es doch jeden Tag, daß, wenn Du auch an Niemand stößest, die andern an Dich stoßen, und Du hast nun den Genuß, in Bangen und Zweifel zu harren, ob irgend ein Zeichen der Verpestung sich kund gebe. Kaum kommt man nach Hause, so muß man, berührt oder nicht berührt, sich umkleiden. — Ist nun das Erste der Fall, so wird man beräuchert, alle Kleider und Wäsche gelüftet, und das Zimmer mit dem abscheulichsten Dampfe vollgefüllt. Ist man vollends auf dem Besessenen gewesen, den man als die Wiege der Pest ansehen kann, und wohin man doch muß, weil diese Bauten unter das Merkwürdigste der Hauptstadt gehören, — weil sie das eigentliche Bild morgenländischen Handels sind — weil endlich alles, was man bedarf, dort und oft nur dort zu finden ist: so nehmen diese Räucherungen gar kein Ende, denn man hatte sich drängen müssen, durch Tausende und Tausende von Menschen, und durch die Menge der Waaren, die dahin und wieder geschleppt werden. Da die Pest außerdem das tägliche Gespräch in Constantinopel ist, und dormalen wenigstens die Zahl der täglich an dieser Krankheit Sterbenden selten unter einige Hundert kommt; da noch außerdem von Zeit zu Zeit höchst traurige Fälle auch den Unbefangenen aus seiner Ruhe und Zuversicht reißen und das Unenträthselte der Ansteckung hart vor die Augen halten: so ist sie wahrlich wie ein böser Traum, wie ein Alp, der während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in Constantinopel den Reisenden drückt. Nach und nach befreundet man sich in etwas mit diesem Schwerte des Dionysios. Ich bin in mehre Häuser gegangen, worin Pestkranke sich befanden; ich trieb mich unter Leuten herum, von denen man mußte, daß darunter täglich bei einigen die Pest sich erklärt; ja der Spaziergang von Pera führt unter den Fenstern des Pestspitals vorüber; Du siehst also, daß die Ansteckung nicht so häufig ist, und daß man sich um ihre Willen nicht so häufig vergräbt, aber man trägt die Furcht vor ihr wie einen Dornengürtel, der bei jedem

Schritte sich fühlen macht. Die geringste Uebelkeit, die man empfindet, verfezt in Angst und wirkt leider nicht wenig auf die Bedienung, so daß man einige Tage zwiſchen Angst für Leben und Tod um eines nichtigen Kopfwehs willen oder einer Erkältung verleben kann. Die Symptome der Pest sind sehr verschieden, und es ist schlechterdings unmöglich, ihr, bevor sie zu einem gewissen Grade gelangt ist, einen bestimmten Zeichencharakter beizulegen. Eine ähnliche Furcht erlebte ich, als ich am Abende, nachdem ich das Arsenal besucht hatte, mir den Kopf beschwert fühlte. Ich wußte, daß mir, da ich ins Bagno getreten war, der Wächter zugerufen hatte: »die Pest ist in diesem Hause!« und daß ich bald darauf in der Tauwerkstätte durch eben die Gefangenen aus diesem Bagno, ein Paar Hundert an der Zahl, gehen mußte. Ich hatte keinen berührt, keiner mich, aber ob mein Oberrock nicht an ihre Kleider gestreift — ob von ihren Wolljacken nicht ein Haar (genug, um eine Stadt zu verpesten), auf mich gestoßen war, ob ich keines mit dem Fuße aufgefaßt hatte, da der Fußsteig enge ist, und oft nur über ein Brettchen wegführt; das natürlich konnte ich nicht wissen. Drei Tage, in denen man derlei Dinge zu erwägen verpflichtet und gedrängt ist, dauern wie dreißig. Letzten Sonnabend war ich in einem Hause zu Pera für den Abend gebeten. Der Zirkel war zahlreich und unter mehreren sehr angenehmen Frauen stellte man mir auch die Gemahlin des englischen Dolmetsch, Herrn Wood, vor, eine äußerst artige Gestalt, jung, fein und durch eine gewisse Stille und Klarheit in den Zügen sehr angenehm. Man sagte mir außer anderem, daß sie für diesen Abend sich habe entschuldigen wollen, weil sie sich nicht ganz wohl fühlte; — daß man aber in sie gedrungen war — und setzte bei dieser Gelegenheit einige Artigkeiten über den Gemüth ihrer Gegenwart für die Gesellschaft, und was da sonst Höflichkeit und Sitte ist, bei. Am nächsten Tag hieß es, sie habe sich legen müssen; am Montag aber brach die Pest mit Heftigkeit bei ihr aus, und Dienstag Morgens verchied sie. — Denke an die Angst Aller, welche den Sonnabend mit ihr zusammen waren — neben ihr Platz auf dem Divan genommen, oder sie berührt hatten! — Ein schönes Beispiel älterer Liebe gab bei dieser Gelegenheit der Vater dieser liebenswürdigen Frau — der ihr Bette nicht verließ, als bereits Alles, wie vom Schrecken gejagt, aus ihrer Nähe geflohen war. —

Nun hast Du ein Bild über diese schlimmste der Geißeln des Himmels, die unbegreiflich, verhüllt, ohne alles erkennbare Gesetz wirkt, heute schon, morgen trifft; jezt durch ein Stäubchen tödtet, und zu anderer Zeit selbst an dem Berührenden achtungslos vorübergeht. Viele haben sich bemüht, ihr Wesen zu erforschen, und manche wurden das Opfer ihrer heldenmüthigen Bemühungen, für die kein Kranz auf Erden gegeben wird, und die nicht weniger Muth erfordern, als oft der kühnste Krieger braucht. Mehr als alle Aerzte, welche in den neueren Zeiten an ihrer Kunst zu Helben und Opfern wurden, hat ein deutscher Arzt, Rosenfeld, gethan, der, wenn ich nicht irre, vor sechs Jahren starb. Rosenfeld behauptete, ein Mittel gegen

die Ansteckung gefunden zu haben, und gab hievon erstaunungswürdige Proben. Er berührte häufig Pestfranke, und schloß sich mit ihnen in demselben Zimmer ein; er bediente sich ihrer Kleider und Wäsche; er ging so weit, daß er sich zu ihnen ins Bett legte, nachdem er zuvor ein warmes Bad genommen hatte, um alle Poren zu öffnen. Begreiflich, daß solche Wunder Aufsehen machten, wenn sie auch, wie dies gewöhnlich mit wahrhaft müßlichen Erfindungen zu gehen pflegt, weit weniger wahre Theilnahme fanden, als sie hätten gewinnen sollen. Rosenfeld hatte sich außerdem einen sehr treffenden Blick über die Möglichkeit der Rettung der von der Pest Befallenen erworben. Man schlug ihm vor, im Pestspital ein vierzigstägiges Zusammenfeyn mit den Pestkranken auszuhalten, und machte ihm Hoffnung, nach Verlauf dieser Zeit sein Geheimniß gut zu bezahlen. Es ist nicht edel, aber es ist zu entschuldigen, daß Rosenfeld diese vermeintliche oder wirkliche Gabe des Heils nur für Geld bekannt geben wollte, denn wer den Unbath der Menschen und ihre Vergeßlichkeit für erhaltene Dienste kennt, und bedenkt, daß man den Bedarf jeder Stunde mit klingender Münze ihnen bezahlen muß, mag auch die Münze des Marktes für das Ergebnis seines Nachdenkens fordern. Dies um so mehr, wo die Prüfung der Erklecklichkeit mit so vieler Gefahr und so weniger Wahrscheinlichkeit verbunden ist. Genug, Rosenfeld nahm den Antrag an, that, wie man verlangte, ging so weit, sich auf die befeuchtete Haut mit dem Pestgift, aus frischen Beulen genommen, einzureiben; er befand sich schon über dreißig Tage in der Probe; am fünf oder sechs und dreißigsten befielen ihn Uebelkeiten, und am neun und dreißigsten starb er. Die Umstände seines Todes waren so wenig erhoben, daß sein Anhang behauptete und noch behauptet, er wäre von denjenigen, welche die Pestspitäler halten, vergiftet worden, weil diese ihren Broderwerb retten wollten. So schauerlich diese Anschuldigung ist, so wenig Grund sie vielleicht hat, so möglich ist sie dennoch. Baron Testa, der Kanzler der österreichischen Internuntiat, ein Mann von Einsicht und Wahrheitsliebe, welcher den Nachlaß des Verstorbenen ämtlich aufnahm, versicherte mich, in den Papieren desselben nichts Klares über die Mittel gefunden zu haben, womit er sich gegen die Pest zu verwahren geglaubt hatte. Eine Menge Gebeine und trockene Pestbeulen, Verstorbener abgenommen, zum Theil in Stücke geschnitten und an Fäden wie Perlen aufgefaßt, oder auch zu Pulver gerieben, lagen in dessen Kästen. Der Bediente Rosenfelds sagte aus, sein Herr habe jeden Morgen ein Pulverchen aus den geriebenen Knochen gestorbener Pestkranken eingenommen und jene Beulenschnüre am Halse getragen. Ich begreife, welche Freude diese Mittheilung unsern Homöopathen verursachen kann. Aber lange genug habe ich Dich mit diesem ecklen Gegenstande unterhalten, der leider von so ungeheurer Wichtigkeit und nicht weniger weltgeschichtlich ist, als irgend der Sturz eines Reiches oder eine große Naturerscheinung, welche die Oberfläche eines Welttheiles ändert. Die Pest steht wie das feindliche Princip, wie der sichtbare Statthalter des Todes auf Erden.«

Fahrt durch das Meer von Marmora und die Dardanellen.

Ritter von Profesch kehrte, seinem ausgesprochenen Entschlusse gemäß, auf der englischen Brigantine nach Smyrna zurück. Auf dieser Wasserreise hatte er mit großen Gefahren zu kämpfen. Das kleine Fahrzeug war nahe daran, einem gewaltigen Seesturme zur Beute zu werden. Die Unbekanntheit des Capitains mit der Lokalität vermehrte die Noth, und bereitete überdies noch andere unangenehme Verwicklungen. Hören wir den Reisenden selbst: »Der Himmel war mit Wolken dicht überhangen, es regnete und stürmte heftig, als Capitain Fry die Anker zu lichten befohl. Der Pilot, ein Greis aus Mykone, bemerkte vergeblich, daß man bei solchem Wetter und bei der finstern Nacht, der man entgegen ginge, sich nicht in ein enge, ob seiner Strömungen gefährliches Meer, wie der Propontis, wagte, in welchem überdies Marmora und andere Inseln sich befänden. Der Capitain behauptete dagegen, der Sturm würde nicht zunehmen, und da die Entfernung bis Marmora an 120 Meilen betrage, so würde es Tag werden, bevor wir dahin kämen. Unter solchen Gesprächen lüfteten wir die Segel; der Wind bemächtigte sich augenblicklich derselben und wir fuhren mit großer Schnelligkeit von dannen. Constantinopel, die schönste Stadt auf Erden, so lange man sie nicht betritt, zerfloß wie ein Traum vor meinen Augen.

Auf der Höhe der Prinzeninseln und später auf der von Silivri erneuerte der Pilot seinen Rath und wies auf ein Paar Schiffe, die des Morgens Constantinopel verlassen hatten, nun aber an diesen Rheden geborgen standen. Der Capitain beharrte auf seinem Entschlusse. Die Brigantine, eine von der kleinsten Gattung, hatte nur 7 Menschen Bemannung und der zwei und zwanzigjährige Capitain seine erste Reise nach Constantinopel gemacht. So ein kleines Schiff ist dem Rollen, Stampfen und Genästwerden ungemein ausgefetzt; so eine geringe Anzahl von Leuten, wenn auch brav und stark, ermüdet endlich; so ein Capitain, wenn auch unternehmend und thätig, hat die vornehmste Helferin in Gefahren, die Erfahrung, nicht zur Seite.

Die Nacht fiel rabenschwarz ein. Wir hielten nur das Lormarssegel, und dieses geriffelt, und dennoch waren unsere Bewegungen schnell und heftig. Alle Flaschen und Gläser, die man nicht befestigt hatte, gingen jezt schon in Trümmer; Frost, Nässe, das trostlose Dunkel lähmten die Leute und am Capitain bemerkte ich eine Unsicherheit in Angabe der Richtung, die mir nur zu bald seine Unbekanntheit mit diesen Gewässern bewies. Er besaß eine einzige Karte und diese war schlecht, und gar nicht von der Art, um in solcher Lage zum Führer zu dienen. Wir fühlten bald, daß wir in der Richtung der Insel Marmora abwichen, aber wir hatten kein Mittel, die Größe dieser Abweichung, also unsere Annäherung an diesen Punkt zu berechnen. Nach Mitternacht riß ein Windstoß das Segel entzwei, und eben, als wir das Focksegel refften, um uns nun dessen zu bedienen, fiel einem der Schifflente ein, Land zu sehen. Dieser Ausruf war ein Schreckschuß für alle — wir stürzten zusammen nach dem Vordertheile — die

See tobte, fochte und schlug empor, und die Nacht lag schwer darüber. Je schwärzer das Dunkel, desto schärfer zeichnen sich vor dem Auge feste Massen darin, die ganz gethürmten Klippen und Ufern gleichen. Um die Insel Marmora liegen mehrere abge sonderte Felsklippen — wir konnten nicht behaupten, daß wir denselben nicht nahe wären, wie dies der erfahrene Seemann kann, der seines Weges gewiß ist — wir irrten, gleichsam ohne Glauben auf Compaß und Steuer herum. Alle blieben wir auf dem Verdecke, der Capitain und seine sieben Leute, der Pilote (welcher aber eben so wenig sich ausfand, und nur an seine Warnungen erinnerte) — ein junger Engländer, Herr Wilkinson, der eben aus Aegypten nach Constantinopel gekommen war und die Ueberfahrt nach Smyrna vorhatte, dann ich und meine beiden Diener. Vermummt bis an die Ohren mit Alsem, was wir zur Hülle fanden, klebten wir uns an die Wandtaue, und spähten hinaus nach der Richtung, wo Marmora seyn sollte. Diese einformige, alle Kräfte anstrengende Beschäftigung, welche in fortwährendem Kampfe gegen Wind, Wellen und Kälte aufrecht gehalten werden mußte, dauerte, bis endlich — endlich das Grau des Tages die wüsten Nebel zertheilte. — Kaum vier Meilen waren wir vor Marmora. Eine riesige weiße Marmorwand, mit den Wolken des Himmels vermählt, stand es in weiter Verbreitung vor uns da, die wir, dem augenscheinlichen Untergange so wunderbar entronnen, den Rest der Gefahr nicht achtend, jubelnd gegen Westen ausbogen, und dann auf das dardanische Vorgebirge lossteuerten. Der Hafen und die Stadt Priapus lagen einst an dieser heitern Spitze, wo uns zuerst wieder die Sonne schien. Die Gebirgsmasse der Halbinsel von Syzikus hatten wir schon im Rücken, und fuhren nun immer den Ida vor Augen an der Küste des alten Parium und »Apösa Gemeinfeld« nach den Nebenhügeln von Lampfaki hin.

Wir hatten einige Mühe gehabt, um an die Spitze von Parium zu gelangen, sobald sich aber der majestätische Halbkreis von Gallipoli aufthat, und Lampfaki aus seiner hohen Baumumschattung blickte, fuhren wir pfeilschnell weiter; Wind und Strömung waren für uns und beide heftig. So kamen wir um die Spitze Abydos, und fanden noch das Admiralschiff des Kapudan Pascha mitten im Hellesponte geankert; Marzel an Aufmerksamkeit auf unsere Segel brachte uns diesem Schiffe so nahe, daß alles darauf in Aufruhr gerieth, und wir dem Himmel danken mußten, nur mit Drohungen davon gekommen zu seyn. Wir trieben nun dem asiatischen Dardanellenschloße zu — der Wind (es mochte Mittag vorüber seyn) wurde heftiger; der Capitain wußte wohl, daß zwischen den beiden alten Dardanellenschloßern jedes Schiff sich der Untersuchung von Seite der türkischen Beamten unterziehen müsse, aber er wußte die Stelle nicht genau, wo er ankern sollte. Diese ist für die aus dem Propontis kommenden Fahrzeuge an dem asiatischen Dardanellenorte, bevor man das Schloß erreicht; für jene aber aus dem ägäischen Meere, in der südwestlich unter demselben Orte eingehenden Bucht. Wir trieben schon fast bis ans Schloß, da gab uns dieses einen Kanonenschuß zur Warnung — der Capitain, erschreckt, wandte sich nach der europäischen Küste, und hielt sich dabei dem Winde so nahe, daß

wir jeden Augenblick umzuschlagen meinten. Raum in die Nähe des europäischen Schlosses gekommen, gab auch dieses einen Schuß. Nun mußte der Capitain nicht mehr, was er thun sollte. Wir hatten wirklich die Linie beider Schlösser schon überschritten, konnten also den vorgeschriebenen Landungsplatz nicht mehr erreichen, eben so wenig aber, ob der Heftigkeit der Strömung und des Sturmes, an der Stelle, wo wir waren, ankern.

»Während wir überlegten, was wohl das räthlichste sei und dabei abwärts trieben, begannen plötzlich beide Schlösser das Feuer, und die Kugeln gellerten neben und über uns hin; wahrscheinlich hatten die Türken unser Manöver nach dem europäischen Schlosse für ein täuschendes gehalten, und trauten uns die Absicht zu, der Untersuchung entgegen zu wollen. Wir rissen die Segel auf, um aus dem Schusse zu kommen, und hofften die Enge der unteren Schlösser zu durchfahren, bevor irgend ein Bote diese von dem Vorfall unterrichtet haben würde. Den Capitain verließ aber der Muth, und ein, auf dem europäischen Gestade hinliegender Tartar, offenbar ein Eilbote von dem alten zu den neuen Schlössern, bestärkte ihn vollends, nicht weiter zu fahren. Er warf das Boot ins Wasser und sandte zwei Matrosen an die Küste. Herr Wilkinson begleitete sie. Diese Maßregel machte die Schlösser einhalten. Den Erfolg der Sendung erwartend, trieben wir auf und nieder und endlich mit unwiderstehlicher Heftigkeit gegen das europäische Gestade. Nie habe ich diesen Vaterboden mit solcher Angst betrachtet! — Schroff auf ragte vor uns das Gestade — wir hatten die Zeit mit einem vergeblichen Versuch, umzuwenden, verloren und trieben an den Strand. »Anker los!« rief der Capitain und die ganze Bemannung heulte den Ruf nach; ohne Grund oder Tiefe untersuchen zu können, warfen wir den Anker, und — er hielt! Dreißig Klaftern waren wir vom Strande — aber der Anker hielt, und wir hatten fünfzehn Faden Wasser! — Allgemeiner Jubel erscholl, der leider nicht lange dauerte, denn die Frage, was nun zu thun wäre, und das Rasen des Sturmes, dessen Gewalt wir ausgeföhrt blieben, beklemmte alle Herzen. Jetzt kehrte Wilkinson allein auf dem Gestade zurück, denn die Matrosen waren von den Türken zum Pfande behalten worden, daß wir bis zum nächsten Morgen bleiben würden. Diese Nachricht vollendete die Betrübniß des Capitains, denn er sah voraus, welche eine Nacht uns werden mußte. Unsere Stellung war die gefährlichste. Der Anker konnte weichen, und dann waren wir verloren; — wir hatten wohl einen zweiten, aber wir konnten diesen nicht zu Hilfe nehmen, weil er der einzige noch übrige war, und für den Fall, daß der Wind umspränge, gesparrt werden mußte; das Gestade zeigte Fels und Klippen und bog sich vor uns gegen Süden heraus, der Wind aber kam aus Nord; nur vor der Gewalt der Strömung waren wir etwas gesichert, dagegen ganz jener der Brandung heimgelassen. Der Capitain befahl, daß die Schiffmannschaft bis auf zwei Mann sich schlafen lege, damit sie mit Einbruch der Nacht, bis wohin nur noch zwei Stunden seyn mochten, wieder bereit wäre.

»Die Nacht kam — der Sturm nahm, wie dies

meistens der Fall, mit dem Dunkel zu. Alle Schrecken, die uns umgaben, waren jetzt losgelassen, und wütheten ohne Schen. Mit Heulen und Getöse schlug die Brandung an das Fahrzeug, das mit Beben und Krachen, als hätte es Leben und seufzte über sein Schicksal, antwortete. Die Stöße des Windes warfen die Wellen über das Verdeck. Starr vor Entsetzen und Kälte standen wir alle dreizehn Personen an die Geschäfte vertheilt, die wir für die wichtigsten hielten. Furchtbar riß das Schiff an seiner Ankerkette, und das Gerassel derselben übertraf alles übrige Gelärme an Schauerlichem, denn an dieser Kette hing unser Heil! Jetzt rief es vom Bug: der Anker weicht! Mit den Kräften der Verzweiflung wurde der zweite, diesmal unser Noth- und Rettungsanker, herauf gebracht, über Bord gehängt und bereit gehalten, auf den ersten Wink geworfen zu werden — aber der weichende hatte nur einen Ruck gemacht und wieder gefaßt, wir konnten dies letzte Mittel noch sparen.

»Das Anstrengende und die Schrecken einer solchen Nacht makt keine Sprache. Blicke man noch Meister seiner Kräfte! In solcher Lage aber mangelt gerade der bessere Theil derselben. Der Frost lähmt die Glieder des Leibes, und macht die Hände an den durchnästen Stricken erstarren — das Seewasser brennt in den Augen und füllt mit bitterm Ekel den Mund — das Gelärm von Wind, Wellen und Schiff ist so groß, daß es das Ohr betäubt; dem Auge, dem der größte Trost, das Licht, fehlt, hält die finstere Nacht tausend Schreckgestalten vor, als wäre das Wirkliche nicht genug. Hiezu kommt, daß man kaum festen Fuß hat, daß Uebelkeit den Kopf beschwert und daß tausend Gedanken an die entfernten Freunde und Geliebten das Herz befallen. Jede Stunde in einer solchen Nacht wird zu einer Woche. Wie horchten wir einem jeden Windstoße — wie beachteten wir jeden Wellenschlag! Wir lebten von einem Augenblicke zum andern, und je mehr die Kräfte sich erschöpften, desto mehr bleichten auch die Farben des Lebens. Gewiß, daß nicht der Tod uns schreckte, denn er kommt ja gerade in solchen Augenblicken als ein Erlöser, — aber wohl die Art, ihn zu erleiden! — Manchem unter uns und Vielen in ähnlicher Lage mag der Gedanke zu sterben — plötzlich hinüber zu gehen, wo Ruhe und Gefahrlosigkeit sind — viel süßer als das Leben geschiene haben, und die Erlösung aus dem Bangen einer solchen Nacht nicht zu theuer mit dem Tode erkauft zu seyn, wenn er schmerzlos zu erringen wäre; jeder aber schauderte vor dem eiskalten Wellengrabe zurück. — Abermals rief es (es mochte zwei Uhr in der Nacht seyn): der Anker weicht! — Auf fuhr der Capitain aus dem traurigen Schweigen, in das er versunken war, und während welchem er nur durch abgerissene Ausrufe über sein Unglück Zeichen des Lebens und uns einen Beweis der Gefahr gab. »Haken herbeil!« rief er, denn er glaubte uns schon auf dem Strande, und wollte den Mast kappen. Der Anker hielt wieder. Die Mannschaft betete oder fluchte, je nachdem sie aus Wälschen oder Briten bestand. Einer machte den Vorschlag, nicht das Neueste zu erwarten, sondern das Boot in das Wasser zu lassen und das Beste zu retten. Aber wohin damit? — Die Brandung hätte es verschlungen.

Nichts blieb übrig, als die ewig lange Nacht zu harren und auf das Schlimmste gefaßt zu seyn.

»Um drei Uhr nahm die Gewalt des Sturmes ab, und als das erste Grau des Tages kam, theilte der Capitain seiner Mannschaft Grog aus, und Alle zusammen brachten wir mit lautem Ausrufe des Jubels uns selbst und unserem Anker ein Lebehoch! — Der Bord mit Guineen übersäet hätte kein ähnliches Entzücken hervorgebracht, als das erste, matte, kaum sichtbare Licht des Tages. Während der Nacht waren ich und Wilkinson übereingekommen, mit Tagesanbruch ans Gestade zu setzen, und unsere Sache mit den Türken auszugleichen. Das Boot wurde ins Wasser geworfen, an einem Kollstricke zur größeren Sicherheit festgemacht und wir mit den Schiffspapieren gerüstet, rangen uns nach dem nächsten Gestade, klotzen glücklich hinauf, und wandelten nun nach dem europäischen Schlosse über Sand und Felsstücke am steilen Ufer, das nur in seinen Schluchten hie und da ein Häuschen zeigt und Feigenbäume nährt. Jetzt begegneten wir unsern beiden Matrosen, die in Begleitung eines Türken daher kamen, und sich zum guten Zeichen über ihr Nachtlager nicht beklagten. Wir mochten eine starke Stunde Weges gegangen seyn, da gelangten wir an das Vorwerk, unter dem letzten Selim vor die südliche Spitze des Schlosses gelegt und auf 56 Kanonen eingerichtet. Von diesem Vorwerke zum Schlosse selbst führt der Weg durch den Ort. Wir erwarteten da rohe Behandlung, aber man brachte uns nach einer Kaffeestube, wo etwa 30 Türken versammelt waren; diese verriethen Antheil an unserm Ungemache und führten uns zum Befehlshaber des Schlosses. Dieses Schloß ist ein unförmliches Gebäude (so wie das gegenüber liegende asiatische, Mahammed des II. Werk), an den Abhang gelehnt, das mit Mauern und Thurm einen Schriftzug bildet; zwei Mauerfleschen liegen an der Wasserseite vor, jede zu 36 Kanonen. Eben so viele ungeheure Steingeschütze, die auf Marmorblöcken liegen, schauen zu unterst aus der runden Zwischenmauer des Schlosses; die Zinnen der Mauern aber und des Thurmes sind mit Feldschlangen kleinen Kalibers besetzt.

»Der Befehlshaber, ein Greis mit mürrischem Gesichtsausdruck, schalt unsere Fahrt am vorigen Tage, die wir vergeblich durch Wind und Wetter zu rechtfertigen suchten, und erklärte zuletzt, er könne in dieser Sache nicht entscheiden, sondern wir müßten zu dem Pascha von drei Rosschweifern, der auf der asiatischen Seite seinen Wohnsitz hat. Neue Verlegenheit, neue Zögerung, neue Gefahr! — Der Hellespont ging hoch und hundert Pfister forderte man für die Barke, um uns über diesen Meeresarm zu führen. Für 70 miethte ich die Barke. Während sie zurecht gemacht wurde, lief ich, von Türken begleitet, denn man ließ uns nicht mehr aus den Augen, auf die kahle Höhe, die Cypressenstätten durch, bis ich den Hügel erreichte, den ich für die Stelle des Grabes der Hekuba halte. Er ist nach allen Seiten abgekantet, 120 Schritte lang, auf 60 Schritte Breite, aber keine Spur von geordneten Steinen dort sichtbar. Welche Aussicht von dieser Höhe nach dem Ida, nach den hohen Samothraken, nach der Ebene von Troja! Aber ich mußte in meine Barke. Wir rangen uns wacker durch die Wellen — und jetzt,

da ich erschöpft niedersah in die wildbewegte, aber sonnenerleuchtete Fluth, Europa und Asien, die Hügel von Troja und die Gestade von Sestos vor Augen, jetzt war mir, als sollt' ich enden! als käme der Engel der Zukunft zu mir, und spräche nur in traurigen Lauten. — Die Strömung hatte uns unter das asiatische Schloß geführt; wir gingen zu Fuße dahin und zunächst zum französischen Consul, der in Abwesenheit des englischen dessen Geschäfte versah. Die liebenswürdige Frau des ersteren, da auch er nicht zu Hause war, erstaunte nicht wenig, mich aus jenem Schiffe zu wissen, das den Bewohnern der Dardanellen Tags zuvor das Schauspiel des Kampfes gegen Sturm und Feuer gegeben hatte, und verloren geschätzt worden war. Ihrer Güte zunächst verdanken wir die Eile, mit welcher unsere Sache vor den Pascha gebracht wurde. Ich ging selbst zu diesem Manne, und da ich ihn während meines früheren Aufenthaltes in den Dardanellen gekannt hatte: so war er so gefällig, unsern Vorstellungen Gehör zu schenken, die Untersuchung des Schiffes ganz nachzusehen und weit weniger an Bezahlung zu fordern, als wir erwarteten.

»Froh über diesen unverhofften Zeitgewinn schiffen wir gerade nach unserer Bucht, lichtetem nun, alles Erlittene vergessend, den Anker, und entkamen glücklich der gefährlichen Bucht.«

Stellung der französischen Deserteure unter den Arabern.

(Aus: Les prisonniers d'Abd-el-Kader ou cinq mois de captivité chez les Arabes; par M. A. de France.)

»Indem die französischen Ueberläufer ihre Fahnen verlassen und zu den Arabern übergehen, hoffen sie Reichthum, schnelle Beförderung und Auszeichnungen zu erlangen, finden aber nichts Anderes, als Verachtung und Elend. Abd-el-Kader und seine Officiere machen gar nicht viel Besens mit den Ueberläufern. Gleich Anfangs fragt der Sultan einen jeden, was er vorhabe, und bietet ihm an, ihn nach Marokko zu senden, von wo er leicht nach Spanien hinüber schiffen könne. Da sie aber von allen Geldmitteln entblößt sind, so bitten sie, bleiben und unter den Fahnen des Sultans dienen zu dürfen. Im Lager überhäuft man sie mit Schimpfworten und Drohungen, oft verweigert man ihnen sogar die nöthige Nahrung und Kleidung.«

De France führt ein Beispiel von einem Deserteur an, der einen Officierposten erhalten hatte, der unerträglichen Behandlung von seinen Untergebenen wegen sich aber bald genöthigt sah, diese Stelle wieder aufzugeben. »Er war ein Deutscher und hatte bei der Fremdenlegion in Algier gedient. Nach seiner Flucht

*) »Die Gefangenen Abd-el-Kaders, oder fünfmonatliche Gefangenschaft unter den Arabern.« 2 Bände. Von diesem kürzlich in Paris erschienenen äußerst interessanten Werke hätten wir gerne schon in diesem Hefte einen Auszug mitgetheilt, da es aber der Raum nicht mehr erlaubt: so werden wir denselben im folgenden Monate nachtragen und geben in diesem Hefte nur eine Skizze daraus.

stellte ihn Abd-el-Kader dem Aga der Infanterie als Lieutenant zur Seite, damit er diesem behilflich sei, diese Truppen zu discipliniren. Trotz der Dienste, die er jeden Tag den Arabern erwies, trotz der Treue und Ergebenheit, die er gegen seinen neuen Herrn an Tag legte, mußte er doch täglich von den Arabern das Bersprechen hören, sie würden ihm im ersten Gefechte ein paar Kugeln durch den Kopf jagen, denn sie wollten nicht länger sich von einem Christenhunde befehligen lassen. Der Deutsche hielt es nicht für rathlich, die Ausführung dieser Drohung abzuwarten, und benützte den eben geschlossenen Frieden dazu, nach Dran zu gehen, wo er sich dem französischen General vorstellte.

»Dieser aber wünschte nichts sehnlicher, als das begünstigte gute Einverständnis mit Abd-el-Kader aufrecht zu erhalten, und benachrichtigte daher den Sultan durch ein Schreiben von der Ankunft des deutschen Ueberläufers, und von dem Wunsche desselben, in die Reihen seines Regimentes wieder einzutreten. Er meldete ihm zugleich, daß er nie seine Zustimmung zur Wiederaufnahme dieses Menschen in französische Dienste geben werde, daß daher der Sultan ihn abholen lassen und mit ihm nach Belieben verfahren könne.

»Abd-el-Kader beorderte seine Tschau, ihn von Dran abzuholen; er wurde ihnen ohne Widerrede ausgeliefert, sie banden ihn und schleppten ihn fort. Auf der Straße erblickte er einige mit Ausbesserung derselben beschäftigte französische Soldaten, diese rief er um Hilfe an. Sie warfen Hacken und Karste weg, ergriffen ihre Gewehre und eilten dem Gefangenen beizustehen, aber ein Gendarme, der den Tschau beigegeben war, um jeden Rettungsversuch zu verhindern, erklärte ihnen den wahren Hergang der Sache und machte es ihnen zur Pflicht, ihn ziehen zu lassen. Indessen hatten sich die Tschau während dieses Hin- und Herredens mit ihrem Gefangenen schon entfernt; der Deutsche rief zwar noch immer seine Brüder um Hilfe an, aber diese konnten ihn schon weder sehen, noch hören.

»Man führte ihn nach Maskara, dort blieb er ein Jahr lang in Ketten gefangen. Er war über das Benehmen der Franzosen so erbittert, daß er gleich nach dem Austritte aus dem Gefängnisse das Christenthum abschwor und Muselman wurde. Doch weigerte er sich, seine Stelle als Exerciermeister wieder anzunehmen, sondern beschäftigte sich damit, in Maskara Pulver zu fabriciren. Da er aber keine andern Mittel hatte, und dieses Geschäft ihm zu wenig Nutzen abwarf, als daß er davon hätte leben können, so ging er nach Marocco, um von dort aus nach Spanien zu übershippen.

»Ueberhaupt sind die Deserteure meist solche Menschen, welche irgend etwas begangen haben, und sich nun der verdienten Strafe dadurch entziehen wollen, daß sie zu den arabischen Stämmen flüchten. Wüsten sie, welches Elend, welche Schmach ihrer in den Zelten derselben harret, sie würden entweder gleich von Anfang an jene Verbrechen gar nicht begehen, oder wenigstens lieber die über sie verhängte Züchtigung erdulden. Um ein Unglück zu vermeiden, verfallen sie in ein weit größeres, und zerreißen durch die Flucht von ihrem Corps ohne Hoffnung auf Rückkehr alle Bande, die sie mit ihrem Vaterlande einten, und setzen sich freiwillig dem trostlosen Schicksale aus, inmitten eines

fremden, feindlichen Landes auf jedem ihrer Schritte den Tod zu finden. Der Ueberläufer mag immerhin das Christenthum abgeschworen, sein Haupt geschoren, seinen Leib in ein Haick gehüllt haben, er mag immerhin seine Muttersprache verläugnen und arabisch sprechen: ihm wird doch immer das furchtbare, den Haß des Arabers so bezeichnende Wort »Christenhunde in die Ohren gellen.«

G. D. Pottle.

Mulla Nur, der Tscherkessen-Häuptling.

(Aus dem Magazin für die Literatur des Auslandes.)

Man hat mir in Kuban viel von Mulla-Nur erzählt, und so viel ich aus Allem, was ich hörte, schließen kann, versteht dieser Räuber sein Handwerk sehr gut. Wollte er die Kaufleute und Reisenden, die sich von Kuban nach Schamacha begeben, total ausplündern oder gar tödten, so würde er natürlich die Ubrigen zurückschrecken, sie von dieser Straße fern halten, und dadurch seinen, wenn auch nicht großen, so doch sicheren Durchgangszoll verlieren. Jeder, der jetzt diese Bergschlucht passirt, sagt zu sich selbst: »Wahrscheinlich begegne ich Mulla-Nur nicht, und geschieht es, so ist das Unglück auch nicht groß. Er nimmt mir zwei Rubel ab, höchstens einen Dukaten, während mich der Umweg über Alti-Agatsch zweimal so viel Geld und dreimal so viel Zeit kosten würde,« und jeder reist ohne Gefahr und ohne des Räubers Erscheinung zu fürchten, da dessen sogenannte Rechtllichkeit zum Sprichwort geworden ist.

Fast unbegreiflich ist es aber in der That, wie ein Räuber, und ein Tscherkessischer Räuber noch dazu, beim Anblick von Gold und werthvollen Waaren der Versuchung zu widerstehen, und sich mit Wenigem zu begnügen vermag, wenn er Alles nehmen kann! Dies stimmt eher mit angeborener Uneigennützigkeit überein, als mit scharfsinniger Berechnung. Noch bemerkenswerther ist sein Wohlwollen gegen Russen. Er verraubt sie nicht nur niemals, sondern erweist ihnen Höflichkeiten, geleitet sie durch einen reißenden Strom, schützt sie an gefährlichen Stellen gegen fremde Räuber, und verehrt ihnen bei der Trennung einen Apfel oder eine Granate mit den Worten: »Gedenket Mulla-Nur's!« u. dgl. m. In ganz besondere Affektion nahm er den Geistlichen des Apscheron'schen Regimentes, der in Kirchen-Angelegenheiten sich oft nach Schamacha begeben muß. Er kommt ihm entgegen, geleitet ihn, führt an schlüpfrigen Stellen der Furt durch den Tengi sein Pferd am Zügel, und spricht: »Danke mir nicht; ich muß Dir dienen, weil Du ein Mulla (Priester) dem Herzen nach bist, und ich es nur dem Namen nach bin; deshalb achte ich Dich. Es gibt nur Einen Gott! Lebe wohl!« Einst war der Diener des Geistlichen weit hinter ihm zurückgeblieben. Als Mulla-Nur auf seinem Rückwege dem Säumnigen begegnete, ließ er ihn die Geschmeidigkeit seines Sattelriemens fühlen, und gab ihm dabei die Lehre: »Verlasse Deinen Herrn nicht an solchen Stellen, wo er ohne Hilfe, und ohne daß man etwas von ihm erföhre, durch Wasser, durch einen Sturz vom Felsen oder durch böse Menschen umkommen kann.«

Während einer Hungersnoth nahm er von jedem Bündel Weizen, das aus Schirwan gebracht wurde, welche Provinz von der Dürre nicht gelitten hatte, ein gewisses Maaß als Abgabe, und vertheilte diesen Weizen unter die ärmsten Leute in den Gebirgsdörfern. Dafür hat aber auch die ihm treue Anhänglichkeit der Bewohner der Umgegend bisher noch jedem Geldanerbieten und jeder Androhung von Strafen widerstanden. Mulla-Nur findet überall Aufnahme, erfährt es immer zeitig genug, wenn man heimlich einen Angriff gegen ihn vorbereitet, und gewöhnlich kehren die gegen ihn ausgesandten Reiter ohne Erfolg und ohne Eisen an den Hufen ihrer Pferde zurück, während der kühne Räuber auf der Spitze eines steilen Felsens ihrer vergeblichen Anstrengungen spottet. Es kam zwar mehre Male zum Handgemenge, doch Mulla-Nur, durch die Vertillichkeit geschützt, rettete sich immer mit seiner Schaar, zwar nicht ohne Verlust, aber ohne verfolgt zu werden, denn wo er mit seinem Pferde durchkommt, folgt ihm so leicht Niemand, der die Gegend nicht genauer kennt.

Vor einem halben Jahre ungefähr hatte der Platz-Adjutant von Kuban einen Plan entworfen, ihn zu fangen. Ein Bewohner von Kuban und Vertrauter Mulla-Nur's gab das Haus in dem Dorfe an, wo er bei einem Verwandten übernachtete. Bei Tagesanbruch näherten sich gegen hundert gewandte Reiter der Höhle des Panther's, und er schlief noch. Der wachhabende Lатар machte aber Lärm, und in demselben Augenblicke begrüßte Mulla-Nur's Gewehr die Angreifenden. Er und seine Gefährten fochten wie Verzweifelte, wobei das an den Felsen stoßende Haus ihnen alle Vortheile der Defensiv darbot. Der Officier ward verwundet, und die Räuber, die augenblickliche Verwirrung benützend, entkamen in die Berge. Sie in den Schluchten fangen zu wollen, wäre eben so gut gewesen, als hätte man Luft gehat, den Wind auf freiem Felde zu haften. Die Expedition kehrte zurück.

Am Abend des nächsten Tages begab sich Mulla-Nur ganz ruhig in das Haus seines Verräthers und setzte sich schweigend an das im Kamin brennende Feuer. Der unglückliche Denunciant erbleichte, als er die finstere Miene des Eingetretenen wahrnahm. Fortgehen konnte er nicht, ein Pistolenlauf schloß ihm die Thüre. — »Erinnerst Du Dich, Bagir,« sagte Mulla-Nur endlich, »wie viel Gold Du von mir empfangen hast, wie oft ich Dich aus der Noth rettete. Nicht nur, daß Du Dein gutes Auskommen hast, sondern auch, daß Du lebst — verdankst Du mir. Ist es so?«

Die Antwort erstarb auf Bagir's Lippen. »Ich würde übrigens ein elender Mensch seyn, wenn ich Dir dergleichen unbedeutende Wohlthaten vorhalten wollte. Was ist Leben, was ist Gold, wenn das Leben Kummer und Sorge, und das Gold — Schande bringt, wenn man beide nicht mit Ehre und Zufriedenheit genießen kann? Ich aber rettete zweimal Deinen guten Namen, Bagir; ich gab Dir die Mittel, ihn auch künftig gegen allen Vorwurf zu bewahren. Sage, ist es Wahrheit, was ich spreche, oder nicht?«

Bagir fiel auf die Kniee nieder. »Auch damals fielst Du vor mir auf die Kniee, wie jetzt, und riefst Gott zum Zeugen Deiner Dank-

barkeit an; Du legtest Deine Hand auf den heiligen Koran, und schwurst mir Freundschaft und Treue! — — Beschah es so, oder habe ich es geträumt? Antworte!«

»Erbarme Dich meiner!« rief voll Verzweiflung die Hände ringend, Bagir. »Und Du liebest Dich ohne alle Noth in einen Handel ein, meinen Kopf zu verkaufen; Du wogst in einer Hand mein Blut, und in der andern den Preis dafür? Du bist ein schlechter Rechner, Bagir; es hätte Dir mehr Vortheil gebracht, mir Russisches Pulver, als Russisches Blei zu verkaufen. Wie viel versprach man Dir für Deine blutige Vermittlung? Zwanzig oder dreißig Dukaten?«

»Zehn,« stotterte der überführte Sünder hervor.

»Nur zehn? Wenn man mich nicht höher schätzte, so zeigt es, daß man sehr gut wußte, wie viel an Dir ist. — Wahrscheinlich empfindest Du schon Zahlung und Geschenke für Dein herrliches Unternehmen?«

»Nein! ich sollte Alles erst erhalten, wenn ich Dich nach Kuban brächte.«

Die Augen Mulla-Nur's sprühten vor Zorn. »Ich bin in Kuban!« rief er, indem er in die Höhe sprang. »Du hast Dein Gold verdient, und sollst es zum Lohne erhalten!«

Die Nachbarn fanden Bagir mit Dukaten erschossen, die ihm bis mitten ins Herz gedrungen waren. Seit dieser goldenen Hinrichtung zeigte sich noch kein Liebhaber wieder, Mulla-Nur zu verrathen, und wie früher trägt er auf seinen Schultern das als Preis aufgebene verbrecherische Haupt.

Der Lebendigbegrabene.

Das East India Magazine theilt Folgendes mit über einen Mann, der sich zu Jaisalmer, einer Stadt in der Provinz Delhi, lebend begraben ließ und nach einem Monate lebend wieder aus seinem Grabe gezogen wurde. Die Geschichte ist jedenfalls sehr befremdend, und die Wahrheit dürfte nicht ganz zu verbürgen seyn.

Bei Jaisalmer befindet sich ein kleines Steingebäude von 12 Fuß Höhe und 8 Fuß Breite und dies ward zur Grabesstätte erwählt. Nachdem man in den Fußboden ein Loch von 3 Fuß Tiefe und dritthalb Fuß Breite gegraben hatte, ward der Mann in ein Leinentuch eingenäht in sitzender Stellung, die Füße gegen den Magen hinaufgezogen, und die Hände über der Brust verschränkt, in dasselbe hinabgelassen. Hier auf wurden zwei, 5 — 6 Fuß lange, mehre Zoll dicke Steinplatten, die hinreichend breit waren, die ganze Doffnung zu verschließen, und ihm den Ausgang unmöglich zu machen, über das Grab gelegt, ja es scheint sogar, man habe, um jeden Zutritt frischer Luft zu verhindern, ein wenig Erde auf die erwähnten Steinplatten geworfen. Die Thüre des Gebäudes selbst ward vermauert, und Wachen dabei aufgestellt, so daß jede List und etwaiger Betrug unmöglich wurde.

Sieben oder acht Tage, ehe er sich begraben ließ, nährte sich dieser Mann, um die Thätigkeit der Verdauungswerkzeuge so wenig als möglich aufzureizen, nur

von Milch, von der er überdies nur so viel zu sich nahm, als zur Fristung seines Lebens unumgänglich nöthig war. In diesem Zustand ward er begraben. Er gesteht, daß er eine entsetzliche Furcht vor den weißen Ameisen hatte, weshalb er auch zum Schutze gegen ihre Angriffe auf dem Boden seines Grabes mehrfache Leinwand breiten ließ. Man sagt, daß, nachdem er seinen schauerhaften Kerker verlassen, und einige Nahrung zu sich genommen, er in äußerst großer Angst geschwebt habe, ob sein Magen und seine Eingeweide ihren frühern Dienst nicht versagen würden; doch war dies nicht der Fall, er kam bald wieder zu Kräften und entfloh auf einem gesohlener Kameele, nachdem er zu Muharawal lange vergeblich die von seinem Herrn ihm zugesagte Belohnung erwartet hatte.

Man behauptet, daß sich dieser Mann lange Zeit darin geübt habe, den Athem zurück zu halten, indem er den Mund fest schloß und die Zunge gegen die innere Oeffnung der Nasenlöcher in die Rachenhöhle entgegen stemmte. Wenn dies wahr ist, so ist es offenbar, daß er, wie er in sein Grab hinabgelassen wurde, dies Mittel anwandte, ehe die wenige Lebensluft, die sich darin befunden mochte, zersezt war. Um die Zunge so umzuschlagen und bis zur gänzlichen Einstellung des Athmens in dieser Stellung zu lassen, ist die vollkommen luftdichte Schließung der Kinnladen unerläßlich. Lieutenant Boileau, aus dessen Tagebuche diese Thatsache in das East India Magazine übergang, erwähnt auch, daß die Zähne dieses Mannes so fest zusammengebissen waren, daß man sich genöthigt sah, sie mit einem Eisen aus einander zu bringen. Man hat an seiner Zunge nichts außergewöhnliches entdeckt.

S. Wellen.

Arabische Jagden.

(Aus der Reise der Herren Cadalvénos und Breuery in Aegypten u. Arabien.)

Mit Anbruch des Tages stiegen wir zu Pferde, und die uns begleitenden Araber zerstreuten sich links und rechts, um die in einem vor uns liegenden Akazienwäldchen vermutheten Giraffen einzuschließen. Trotz der Stille, mit der wir nahten, vernahmten die Thiere dennoch bald den Schall unserer Tritte, und wir sahen sie das Gehölz verlassen und nach der Wüste fliehen. Mit lautem Geschrei setzten die Jäger ihre Pferde in Galopp. Anfangs gewannen die Giraffen einen ziemlichen Vorsprung, doch nach und nach wurden ihre Sprünge kleiner. Bald war das jüngste dieser Thiere — wenige Monate alt — erreicht. Sehr gewandt warfen zwei Araber einen Mantel ihm über den Kopf, und während es sich von diesem Laß neuer Art loszumachen suchte, banden die Araber, die vom Pferde gesprungen waren, seine Füße, und begannen dann von neuem die Verfolgung der Mutter. Bald kamen die weiblichen Kameele herbei, diese wurden von den Führern gemelkt, und mit deren Milch die Giraffe getränkt; worauf sie letztere mit zusammengebundenen Füßen auf ein Kameel legten, das mit ihr sogleich nach Ambukon zurückkehrte.

Wir folgten den Spuren der Jäger, die wir auch nach einem Ritt von etwa 4 Stunden erreichten. Weil sie

die große Giraffe nicht auf gleiche Art, wie die erstere, fangen konnten, so beschloßen sie, dieselbe mit Lanzen todzuschicken. Dann ward das erlegte Wild zerschnitten und auf Kameele geladen, um auf dem Bazar von Ambukon verkauft zu werden. Ein Stückchen dieses Fleisches ließen wir für uns rösten, wir fanden es schwarz, zähe, und an Geschmack dem Fleische der Kameele sehr ähnlich. — Ermuthigt durch diesen ersten Erfolg wollten unsere Araber ihre Jagd fortsetzen, wir aber widersetzten uns, und brachten es mittelst einer kleinen Entschädigung dahin, daß sie nach Ambukon zurückkehrten.

Einer von ihnen jedoch sagte aus, er habe bei der Giraffenjagd Spuren von Straußen entdeckt, und hierauf waren wir bald entschlossen, ein waldiges Thal zu durchsuchen, um so mehr, da es gar nicht fern von unserer Straße lag. Bald flohen zwei Strauße, und gleich darauf drei andere vor uns. Hitze und Windstille begünstigten diese Jagd, welche beim Wehen des Windes unmöglich wird, denn der Strauß fängt dann den Wind mit seinen Flügeln auf und flieht mit solcher Schnelle, daß die besten Pferde ihn nicht einzuholen vermögen. Die unsern konnten, da sie schon ermüdet waren, nicht schnell genug laufen und waren von Zeit zu Zeit genöthigt anzuhalten, um Athem zu holen und zu trinken. Kaum bemerkten die Strauße, daß wir anhielten, so lauerten sie, und fingen erst dann wieder zu laufen an, als sie sahen, daß wir unsere Verfolgung wieder begannen. Endlich nach etwa zwei Stunden blieb einer zurück, wir erreichten ihn, und alsbald ward ihm mit einem Säbel der Kopf abgehauen; zugleich wurden einige Baumzweige angezündet, über dem Feuer das Fett des Straußes geschmolzen und dann in der Halshaut desselben aufbewahrt. Das zarte Fleisch dieses Thieres essen die Araber äußerst gern, sein Fett wird zu Ragouts benützt und manchmal als lindernde Salbe gebraucht.

Als wir heimkehrten, bemerkten wir auch zwei Straußennester, von denen jedes etwa 20 Eier enthielt und mit einem kleinen Kreise von Sand umringt war. In einem derselben sahen wir mehre zerbrochene Eier. Die Araber sagten, dies sei durch Raubvögel geschehen, sie hätten schon oft gesehen, wie Geier über Straußennestern aufstiegen und große Steine hineinfallen ließen, um die Eier, die ihnen zur Nahrung dienen, zu zerbrechen. Die Sonnenwärme reicht übrigens zum Ausbrüten der Eier hin. Nur selten entfernt sich das Weibchen vom Neste; sie schützt ihre Jungen gegen die ihrem Leben gefährlichen Thiere. Können sie aber laufen, so beschützt sie der Vater so lange, bis sie sich selbst zu vertheidigen vermögen.

Auch Leoparde, Luchse und mehre andere reißende Bestien jagen die Araber zu Pferd mit Lanze und Säbel. Diese Raubthiere fürchten die Hitze des Sandes, der von der Sonnengluth entbraunt ist; sie fliehen von einem Baum zum andern, um Schatten zu finden, bis sie vor Durst und Ermüdung erliegen. Affen, Mufflons (wilde Schafe), Stachelschweine und Antilopen werden mit Windhunden aus Darfur gejagt, aber selten mit Erfolg, denn die Affen flüchten sich auf Bäume, die Mufflons auf unzugängliche Felsen, und die Stachelschweine in ihre Erdlöcher. Auch wird die Jagd durch

die Seltenheit der Hunde erschwert. Nur die Raze der Darfur-Windhunde kann in Arabien leben; die aus Aegypten eingeführten Jagdhunde sterben in Kurzem an einer Leberkrankheit. Die Hyänen, besonders die gefleckten, fängt man in Schlingen, die aus elastischen mit Sand bedeckten Korben bestehen, woran man kleine Stricke mit Stöcken festmacht. Die Pfote der Hyäne bleibt im Korbe stecken, welchen das Thier mitnimmt. Sobald es aber fliehen will, so hemmen die Stöcke seinen Lauf, und so wird es ohne Schwierigkeit eine Beute der Jäger. Auf die Löwenjagd gehen die Araber selten, denn gewöhnlich werden einige Menschen und Pferde Opfer derselben.

G.

Miscellen.

Gebrauch der Cerbera Tanghin in Madagaskar. Es zeigt von keinem Fortschreiten der Civilisation auf Madagaskar, daß der abergläubische Gebrauch des schrecklichen Giftes der Cerbera Tanghin, welcher unter der Regierung des verstorbenen Königs Radama abgeschafft worden war, unter der neuen Dynastie wieder eingeführt wurde. Wenn nämlich Jemand im Verdachte steht, ein Verbrechen begangen zu haben, so wird ihm zur Strafe auferlegt, eine gewisse Quantität Kerne jener Pflanze — die nur auf dieser Insel wächst — zu essen. Tödtet ihn dies (und das geschieht in den meisten Fällen sehr bald, wenn er nicht sogleich nach dem Genuße ein Brechmittel einzunehmen Gelegenheit findet): so wird seine Leiche, als die eines von der Vorsehung gerichteten Verbrechers, in eine Grube geworfen, nach welcher der aus der Umgegend herbeigeströmte Pöbel so lange Schollen und Steine wirft, bis die Leiche vollkommen verdeckt ist.

(Mirror.)

Die Bulgaren. Lieutenant Slado schildert die Bulgaren als einen schönen, starken, ausdauernden, aber hartnäckigen und eifersüchtigen Menschen, bei welchem sich noch viele alte, eigenthümliche Gebräuche erhalten haben. Sucht ein Reisender in einer bulgarischen Hütte um ein Nachtlager an, so wird ihm — nachdem man ihm das Beste von Allem, was vorhanden ist, vorgefetzt hat — auf demselben Boden, auf dem die ganze Familie schläft, ein Lager bereitet. Die Weiber sind stark und schön, und zeichnen sich durch sehr kleine Hände und Füße aus; sie sind die hübschesten Frauen, die Slado in der ganzen Türkei gesehen. Ihre Tracht besteht in einem gestreiften Hemde, welches den Busen bedeckt, ohne ihn zu verbergen, und am Halse durch schwere goldene und silberne Schnallen (Hasteln) zusammengehalten wird; dann in einem kurzen, gewirkten Unterrock und einem Pelz mit Schnüren, den ein breiter, reich geschmückter Gürtel schließt. Das Haar wird in lange Flechten gebracht, und die Handgelenke mit werthvollen Armbändern, die Hüftengegend mit kostbaren Schnallen geziert; selbst die Arme entbehrt nicht dieses Schmuckes. Sonst aber sind diese Schönen des Balkans sehr häuslich und arbeitsam, man

kann sie im strengsten Winter bei den Brunnen Wasser schöpfen sehen, obgleich es nirgends dem Landvolke wohlthut, als hier, denn der gemeinste Bulgare hat Ueberfluß an allem, was er braucht, an Fleisch, an Geflügel, Eiern, Milch, Meis, Käse, Wein, Brod u. s. f., er hat eine gute Kleidung, eine warme Wohnung und ein Pferd.

(Mirror.)

Thibetanische Volksfage. Zu Birbum in Thibet knüpft sich an ein jährliches Fest folgende Volksfage: Vor vielen Jahren war Thibet unter zwei Fürsten getheilt; der eine war unermesslich reich, der andere hatte außer seinem kleinen ärmlischen Landtheile keinen Schatz. Der reiche Fürst war aber von so unersättlicher Habgucht, daß er noch des armen Fürsten Erbtheil an sich zu reißen trachtete. Einst berief er alles Volk, trat auf und sagte: Es ist billig, daß der allein herrsche, der größeres Talent und Geschick besitzt. Nun bin ich aber so geschickt, daß ich auf Einen Hieb eine Raze in fünf Stücke hane. Hiebei faßte er sein Schwert, ließ sich eine Raze reichen, und hieb sie auf einen Streich in fünf Stücke. Ein unendliches Beifallsgeräusch belohnte diesen glänzenden Beweis von ausgezeichnetem Talent. Alles Volk rief, man solle sogleich dem ungeschickten Armen sein Land nehmen, und es dem Reichen zutheilen. Mit Mühe erlangte der Arme einen Aufschub von einem Tage, um auch seinerseits eine fürstliche Eigenschaft zu erproben, die mit jener sich messen könne. Zur bestimmten Zeit waren Volk und Fürsten auf dem Platze. „Hältst du es für möglich, von jenem Hügel herabzukommen, fragte der Arme, ohne daß du mit Händen oder Füßen den Boden berührst?“ Der Reiche erklärte es für unmöglich. Da ließ der arme Fürst einen starken Pflock an der Spitze des Hügels, und einen am Fuße desselben tief in die Erde schlagen, zwischen beiden ein starkes Seil ausspannen, stieg auf den Hügel, legte sich mit der Brust auf das Seil, ließ Arme und Beine unter dem Seile zusammenbinden, und glitt ganz gemächlich in die Ebene hinab. Wie die Probe des Reichen Beifall, erregte die des Armen Enthusiasmus. Das Volk war außer sich vor Entzücken über seinen genialen Fürsten; zugleich übte es poetische Verehrtheit, ergriff den reichen Fürsten und begrub ihn für seine Habgucht und Hinterlist bei lebendigem Leibe. Sein reiches Erbtheil fiel dem verdienstvollen armen Fürsten zu, der über dem Grabe seines Gegners ein herrliches Monument errichtete, und lange in Frieden und Glück regierte. Zum Andenken an dieses ewig denkwürdige Ereigniß wurde ein jährliches Fest gestiftet, das bis auf den heutigen Tag gefeiert wird, und bei welchem zur Erinnerung an der nämlichen Stelle zwei Pflocke eingeschlagen werden, und zwischen ihnen ein Seil ausgespannt wird. — (Researches of the Asiatic society of Bengal.)

Aberglauben der Bewohner von Wales. Mitten in einer wilden, imposanten Landschaft lebend, halten die Bewohner von Wales fest an den Sagen, die sie von ihren Vorfahren ererbten. So ist ihr Daseyn innig mit mannigfachen seltsamen Phantasmen ver-

flochten, die der Vater dem Sohn übersiefert und dieser mit religiöser Ehrfurcht bewahrt. Gleich allen Gebirgsvölkern, die von der übrigen Welt abgeschlossen leben, leiten sie jede natürliche Wirkung aus mehr denn natürlichen Ursachen her, und der Sonnenschein wie der Sturm, der Wirbelwind wie die Fluth, werden dem freundlichen oder bösen Einflusse eines guten oder böswilligen Geistes, dem eines schadenfrohen Elfen oder einer wohlthätigen Fee zugeschrieben. In den Landschaften Caërnayon und Marioneth, den abgelegenen des ganzen Fürstenthumes, ist wohl schwerlich ein Thal oder ein Wald, ein Berg oder eine Schlucht, ein Felsen oder ein Hohlweg, der nicht seinen gebührenden Antheil von Feen und Kobolden aufzuweisen hat, und jeder Winkel dieses rauhen Hochlandes kann mit seiner geringen Zahl solcher übermenschlicher Bewohner prahlen. (Mirror.)

Schuldengerichte auf Haiti. Auf Haiti ist's nicht gut, Gläubiger seyn. Strengt ein solcher dort gegen seinen Schuldner eine Klage beim Distriktsgerichte an, und erwirkt er auch ein Urtheil auf Zahlung, so steht es dem Schuldner doch noch frei, an das Gericht des nächsten Distrikts — von da wieder zum nächsten, und so fort die ganze Insel rundum — zu appelliren. War die Sache schon bei sämtlichen Distriktsgerichten vorgebracht und der Schuldner bei allen verurtheilt worden, so kann sein Vertreter beim Cassationshofe, und wenn auch dieser das Urtheil bestätigt, beim Präsidenten, und von da wieder bei diesen Gerichtshöfen um Aenderung des Urtheiles einschreiten, so daß dieser Proceß sich ins Unendliche fortscleppt. (Mirror.)

Die Ebo-Neger. Unter den auf den westindischen Inseln lebenden Negern sind die Ebo-Neger die gelehrigsten, aber auch die zum Selbstmorde geneigtesten. Mit ungezwungener Lustigkeit hing einst einer von diesen zuerst zehn seiner Landsleute, nach ihnen sich selbst auf, man fand sie erst, als bereits Alle todt waren. — Ein anderer Ebo-Neger entließ seinem Herrn, der ihn kurz vorher gekauft hatte, obwohl es allen geschien, daß es ihm bei seinem neuen Gebieter gefalle. — Er ward am äußersten Ende der Insel erwischt, in ein Arbeitshaus gesperrt, daselbst wohl nicht zum besten behandelt, und wurde krank. Nach einigen Monaten ward er zu seinem Herrn zurückgebracht. Dieser ließ ihn durch H. Clarc behandeln. Der Neger unterhielt sich mit ihm mit Hilfe eines Dolmetschers, zeigte sehr viel Anhänglichkeit gegen ihn als seinen Arzt, nahm pünktlich die vorgeschriebenen Arzneien ein, und schien überhaupt sehr besorgt um seine Wiedergenesung. Auch sein Herr und sein Arzt interessirten sich sehr für seine Herstellung, er bekam warme Bäder, ward gesund und erhielt einen neuen Anzug, der ihn so sehr erfreute, daß er sehr lebhaft seinen Dank äußerte. Am nächsten Morgen fand man ihn an einem Baume nicht weit vom Thornwege erhängt. Alle erstaunten über diesen Selbstmord, da der Neger doch in so günstigen Verhältnissen gestanden, und mit seiner Lage vollkommen zufrieden geschienen hatte. Der Dolmetscher löste das Räthsel. Manche

Neger glauben nämlich, unmittelbar nach ihrem Tode in ihre Heimath zurückzukehren, darum entleiben sie sich sobald als möglich. Aber sie wünschen auch, recht wohl ausschend, gesund und in guten Kleidern mit ihren Freunden wieder zusammen zu treffen, und dies gibt uns Aufschluß, warum jener Neger über seine gute Behandlung und seinen neuen Anzug so sehr erfreut gewesen war. (Mirror.)

Indianische Ehen am Mississippi. Bei einem der Indianerstämme an den Ufern des Mississippi herrscht die sonderbare Gewohnheit, daß sich für die Gattin die Existenz des Mannes lange nach seinem Tode so zu sagen noch verlängert. Sobald nämlich ein Weib Witwe wird, muß sie die besten Kleidungsstücke des verstorbenen Gatten mit den Gürteln, deren er sich bediente, zusammenbinden und damit das Paket fest zuschnüren. Dies ist es dann, was sie als ihren Mann betrachten muß. Man sieht diese Bündel mit Bändern und kostbaren Gegenständen, welche dem Manne gehörten, geschmückt, und kann behaupten, daß diese neue Verbindung viel inniger ist, als die erste. Diese beiden Gatten sind mindestens ein Jahr lang, und manchmal noch längere Zeit unzertrennlich. Die Witwe darf ohne die Ermächtigung der Familie des Mannes, welche sie allein ihrer Verpflichtung entbinden und ihr die Freiheit wieder geben kann, keine neue Heirath eingehen, dazu aber genügt, daß die Familie einwilligt, das Paket, welches den Mann vorstellt, in Empfang zu nehmen, womit dann alles abgemacht ist. So peinlich das Joch ist, welches diese Gewohnheit den Weibern auferlegt, so wird ihr Geschick, aus Rücksicht auf die Rechte des verstorbenen Mannes, doch dadurch in etwas erleichtert, daß das Kleiderbündel ein Recht auf alle Theilungen hat, worauf der Mann, dessen Bild es ist, Anspruch gehabt hätte, und die Witwe erhält das, was ihrem Gatten zugekommen wäre. L. F.

Das Schachspielerdorf. Es gibt wohl kaum einen Ort, wo das Schachspiel verbreiteter wäre, als in dem Dörfchen Ströbitz bei Halberstadt. Alle seine Insassen sind eifrige Schachspieler, und der durchreisende Fremde kann sogar im Schachbrette logiren, denn dies ist das Schild des dortigen Gasthauses. Die Vorliebe der Ströbitzer für dieses geistreiche Spiel ist ein Vermächtniß ihrer Altvordern, und hat sich seit undenklicher Zeit von einer Generation auf die andere fortgepflanzt. Man zeigt ein schönes Schachbrett, welches die Gemeinde angeblich von dem großen Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, der, wie bekannt, im 17. Jahrhunderte lebte, zum Geschenke erhalten hat. Der Ueberlieferung nach kam das Schachspiel durch einen Kreuzfahrer, der es während seiner Gefangenschaft im Morgenlande erlernt hatte, nach Ströbitz. Die Bischöfe von Halberstadt sollen den Bewohnern gewisse Freiheiten verliehen haben, deren sie für den Fall verlustig werden sollten, als sie eine Partie verlieren würden. Letzteres muß sich früh ereignet haben — denn jene Freiheiten sind jetzt gänzlich in Vergessenheit gerathen. L. F.

Die Sierra Leone.

(Auszug aus dem Englischen des F. H. Rankin.)

Kein Stückchen Landes auf der ganzen Erde steht in einem schlechteren Ruße, als die kleine Anti-Sclaven-Colonie der Briten an der Westküste des mittlern Afrika's. Allgemeines Elend und große Sterblichkeit, Sumpfe und wilde Bewohner, heiße Winde, Miasmen, unzählige Grabsteine, Nebel, in welche der Boden wie in ein ewiges Leichentuch eingehüllt ist, das gelbe Fieber, das zu jeder Jahreszeit wüthet — das sind die Einzelheiten, mit welchen sich der Europäer dieses Land ausgestattet denkt. Wir tragen nicht das geringste Verlangen, auch das unbedeutendste von seinen wirklichen Uebeln zu beschönigen, noch hegen wir den Wunsch, zu untersuchen, ob das dortige Klima in größerem Maße auf die zarte Haut des Königs der Ashantih's, oder auf die der Europäer einwirke: wir wollen nur der Sierra Leone, die auch für sich Einiges anführen kann, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Indem wir nun Alles, was über Afrika von solchen, die es nur auf der Landfarte gesehen oder aus Zeitschriften kennen gelernt hatten, gesagt und geschrieben wurde, vergessen wollen: geben wir hier einen Auszug aus dem Werke eines Mannes, der Afrika's Boden selbst betreten, der daselbst nicht nur gewohnt, gegessen und getrunken, sondern sich auch mit verständigem und gemeinnützigem Blicke umgesehen hatte, und dann mit Wahrheit, Anmuth und malerischer Kraft seine Erfahrungen über dieses Land niederschrieb. Dieser Reisende heißt F. H. Rankin, sein Werk: The White Man's Grave. A Visit to Sierra Leone (Des weißen Mannes Grab. Ein Besuch in Sierra Leone. 2 Bände).

Eindruck des ersten Anblicks der Sierra Leone.*

Das ganze Schiffsvolk, Hr. Rankin selbst nicht ausgenommen, fühlte sich bei der Annäherung an Afrika's Küste sehr niedergedrückt; die Atmosphäre, früher rein und hell, schien plötzlich sich in Nebel zu verdichten; trüg wälzte die See sich dahin, die Delphine und tropischen Vögel waren geflohen, die Passagiere faulenzten, die Matrosen verstummt, der Capitain verließ öfters seine Karten, um ernste Bücher zu lesen. Tief hatten die Erzählungen von »des weißen Mannes Grab« die Gemüther der ganzen Schiffsmannschaft niedergedrückt, und da doch Niemand den Gedanken ertragen konnte, daß sein eigenes Schicksal hier entschieden werden sollte, so blickte Jeder mit unheilahnendem Auge auf die Zukunft seines Freundes. Auch war der erste Anblick der Küste nichts weniger als geeignet, diese trüben Gedanken zu verscheuchen. Es war ein niedriges Land voller Klippen und Sandbänke, bloß auf eine einförmige, todte Fläche die Aussicht eröffnend. Hier hatten ein Jahr zuvor die Wilden den Capitain des britischen Wachtschiffes ermordet.

Nach und nach verschönerte sich die Scene. Blaue Berge erhoben sich in der Ferne, und auch, nachdem schon die Sonne — mit einer dem europäischen Auge

* Die Sierra Leone ward zuerst im Jahre 1442 durch die Portugiesen entdeckt; im Jahre 1793 erkaufte eine englische Handelscompagnie einige Acres Landes von den Eingebornen, die darauf hier entstandene Ansiedlung vergrößerte sich nach und nach durch Verträge. Das Land bildet eine Halbinsel, deren östliche Gränze der Fluß Butä, die westliche der Ocean vom Cap Sierra Leone bis zum Kote's-Flusse bildet. Die beiden andern Seiten werden von Bergen und immergrünen Wäldern umschlossen. Wie die Pyramiden die Wüste, so unterbricht die Sierra Leone die eide Einförmigkeit des ganzen westlichen, vom Senegal bis zum Cap Patmos gelegenen Afrika's.

ganz ungewohnten Schnelligkeit — untergegangen war, blieben sie sichtbar, wegen der zahllosen Flammen, die aus brennenden Waldungen empor lohten. — Einige Streifen phosphorischen Lichtes, die längs dem Wasser sich zogen, verkündeten die Ankunft eines Bootes, und wenige Minuten darauf sprang auch schon ein Kootse an Bord, ein Schwarzer, der mit der Ungezwungenheit des Engländer's die Stimme des Nankee und die Berschlagenheit des Neger's vereinte. Es erfolgte ein charakteristisches Zwiegespräch:

»Wie weit ist's nach der Stadt?« fragte der Capitain.

— Nicht weit, muthmaß' ich! war des Schwarzen Antwort.

»Werden wir nicht bald Anker werfen?«

— Wenn wir hinkommen, glaub' ich.

»Wird die Colonie jetzt für gesund gehalten?«

— Mehr oder weniger, erwart' ich.

»Waren in der letzten Zeit viele Todte unter den Weißen?«

— Könt Ihr nicht das Hauptsegel einrollen? war die einzige Antwort. Der Capitain, so zurückgewiesen, zog sich in seine Cajüte zurück, nahm sein Buch zur Hand, und erschien nicht wieder auf dem Verdecke.

Als Herr Rankin im Kootsenboot an der Küste gelandet war, schien ganz Sierra Leone schon zu Bett gegangen zu seyn. Nicht ein einziges Licht war in den Fenstern zu sehen. Ein vorstehender Hügel verbarg die Waldfeuer. Alles war still, finster und dumpf, dagegen war die Hitze schon seit mehren Tagen, selbst auf der See, äußerst erschlaffend gewesen. Die Matrosen waren fast nackt auf dem Verdecke herumspaziert, die Passagiere sehnten sich darnach, ihrem Beispiele folgen zu können, und nur die Hoffnung tröstete sie, daß es am Lande kühler seyn werde. Aber hierin hatten sie sich gewaltig geirrt. — »Ich war nicht sobald gelandet,« erzählt Rankin, »als auch schon ein Ofen sich geöffnet zu haben schien, um seine Gluthen gegen mich auszuspeien. Mein erstes Gefühl war das des Ersticken's, diesem folgte schnell Mattheit bis zum Umsinken, und es vergingen einige Augenblicke, bevor ich, auf den muskulösen Arm meines Führers gestützt, weiter schreiten konnte.« Doch ist selbst in der Nacht in Afrika Alles lebendig. Luft und Erde wimmeln von fliegenden und kriechenden, schwirrenden und zischenden Thierchen.

Als Rankin das Haus des obersten Beamten erreicht hatte, machte sein Führer, ein Frau, durch einen gellenden Schrei — denn Klopper und Glocken sind dort unbekannt — ihre Ankunft kund. Als bald stürzte ein Haufe von Bedienten mit Fackeln und Laternen heraus. »Diese Schwarzen stachen bedeutend von jenen Negern mit Wurfstippen und Platinasen ab, die man so häufig in den Straßen Londons betteln sieht. Eben so gut könnte man das Araberross an der Mähre, welche an der Deichsel eines Sandfarrens einherkeucht, studiren.« Die aus Westindien kommenden Sclaven sind der Mehrzahl der freien afrikanischen Nationen sehr unähnlich, und können nur von sehr verachteten Stämmen ihren Ursprung herleiten. In den freien Eingebornen hingegen bemerkt man »so edle Züge, eine so erhabene Ausdrucksweise und so feine Manieren, als sie nur immer

Europa darbieten kann.« Die schwarze Bedientenschaar, welche Herrn Rankin empfing, bestand meist aus Jünglingen, alle gleich und in die einfachste Livrée, die man nur denken kann, gekleidet. Sie trugen lange weiße Hosen und weiße Hemden, welche gegen die Pechschwärze des Kopfes, der Brust, der Arme und Beine in grellem Gegensatz standen. Doch waren sie wirklich sehr malerisch.

Der Morgen kam, und die afrikanische Landschaft öffnete sich dem Auge in dem vollen Reichthum ihrer Vegetation, der sich die keines andern Landes zur Seite stellen kann. »Im Vordergrund erhob sich der Barack-Hügel und der Leicester-Berg, seitwärts der Sugar Loaf (Zuckerhut), ein Berg von fast 3000 Fuß Höhe, bis zum Gipfel mit Palmen, Acacien * und wilden Baumwollbäumen bekleidet, deren stattliches dichtes Laub dem Auge jede Fernsicht versperren zu wollen schien. Weite Straßen zeigten eine Anzahl Häuser und Hütten von jeglicher Gestalt, Bauart und Material; jedes Gebäude von Gärten umringt, vollgebrängt mit dunklen Drangen- und Limonienbäumen, mit sanftgrünenden Bananen, starkblättrigen Pflanzungen und dem prachtvollen Melonenbaum, dessen schlanker Stamm, mit zahllosen Blättern und grünen und orangegelben Früchten geschmückt, die Idee von einem Pflanzenstutzer erweckt, der, von raffinierter Schlankheit, kostbar mit massiven Ringen und einem zierlichen Backenbart ausgestattet ist.« —

Eben so neu dem Auge des Europäers war

die Bevölkerung der Sierra Leone.

Von den Bergen her kamen Mädchen, auf ihren Köpfen Salebassen mit rothem und schwarzem Obste, Bananenfeigen, Wassermelonen und andern Südfrüchten gefüllt, tragend; sie wurden von Weibern begleitet, die sich mit ihren schwarzen Picca-ninies (kleinen Kindern) beladen hatten. Ihnen folgten Männer mit Bündeln rohen Grases, frisch für die Pferde von Freetown gemäht. Reihen von Missethättern, durch klirrende Fesseln an einander gefettet, schleppten sich zu ihren Zwangsarbeiten. Alles war lärmend und geschäftig. Natürlich bot der Marktplatz, der allgemeine Brennpunkt des gesellschaftlichen Lebens, das außerordentlichste Schauspiel, wenigstens in Betreff der Mannigfaltigkeit der Kleider und ihrer Farben. Da wogte eine Masse von kreischenden, klatschenden und feilschenden Menschen auf und ab, deren Hautfarbe in allen Schattirungen von Schwarz, Braun und Gelb spielte. Einige waren so kohlschwarz, als hätte man sie so eben verkohlt aus der Asche von Pompeji und Herkulanum ausgegraben.

Der Umstand, daß diese Halbinsel immer ihres ungesunden Klimas wegen sehr verrufen war, hat im Ganzen wohlthätig auf die Hauptstadt eingewirkt, denn während man sonst diese Ansiedlung sicher mit europäischen Truppen und Beamten vollgepfropft hätte, überschreitet dagegen jetzt die Anzahl der Weißen nicht achtzig, bei einer Bevölkerung von mehr als 30000 Schwarzen.

* Locust, Heuschreckenbaum, wilde oder amerikanische Acacie.

Seit Langem haben die Europäer die Gewohnheit, die Neger ihrer Verstandeskraft wegen zu verlachen, und es gibt auch wirklich Stämme, die sehr wenig intellektuelle Thätigkeit zeigen. Dagegen bemerkt man wieder bei andern Festigkeit, Bestimmtheit und Fleiß in einem merkwürdigen Grade, und zu diesen gehören

die Kru's.

Das Vaterland der Kru's liegt etwa 400 (engl.) Meilen südlich von der Sierra Leone. In Afrika ist der Kru das, was der Gallego in Spanien, der Mann nämlich, der die härteste Arbeit mit der unermüdetsten Ausdauer, und zwar bloß darum verrichtet, um eine Summe Geldes zu erwerben, hinreichend, um sich in seinem eigenen Vaterlande niederlassen zu können. In seinem schwachen Kahne begibt sich der Kru allein auf die lange Reise über den stürmischen Ocean. Diese Canoes schlagen sehr leicht um. Doch das beirrt den Kru nicht im Mindesten, er schwimmt wie ein Meerschwein daneben, richtet es auf, schöpft das Wasser aus und rudert wieder durch die Wogen; und wenn er nur den Seeräubern von seiner eigenen Farbe, die an der Küste kreuzen, entschlüpft, so erreicht er die Colonie, und begnügt sich durch schwere Arbeiten sein Glück zu machen.« Bei seiner Ankunft tritt er bei einem Meister von seinem eigenen Volke in die Lehre. Nach 2 oder 3 Jahren steht er für sich selbst, nimmt nun seinerseits Lehrlinge und steckt deren Lohn ein. Von 20 Schillingen, die er monatlich einnimmt, gibt er kaum Einen aus, denn er ist sparsam in seinen Auslagen, mäßig im Essen, und hat keine Schneider-Couto's zu zahlen. Im Alter von 40 Jahren ist er gewöhnlich schon an's Ziel gekommen; er hat da ungefähr 30 Pfund Sterling zusammengespart. Da aber der Gebrauch des Geldes im Lande der Kru's beinahe unbekannt ist: so kauft er für sein Ersparniß marktbar Gegenstände, und kehrt zu seinem Volke zurück, um unter diesem wie ein Gentleman zu leben.

Merkwürdig ist der Umstand, daß sie, so lange sie durch Arbeit sich ihre Zukunft zu sichern streben, sämmtlich ohne Weiber leben. »In ganz Sierra Leone gibt es kein einziges Kru-Weib. Es wäre auch wirklich kein glücklicher Einfall, welche dahin zu bringen. Der Kru ist ein praktischer Oekonom aus der neuen Schule, und schließt nicht eher eine Ehe, als bis er ein reifes Alter erreicht und das Seinige vor sich gebracht hat. Daher bietet die Krustadt in Sierra Leone das unvergleichliche Beispiel einer Junggesellenstadt. Ich bin oft durch die Gruppen dieser lustig geflochtenen und ordnungslos an einander gehäuften Hütten gegangen, welche, ohne Meubles und ohne irgend eine Bequemlichkeit, diese seltsame Vorstadt von Freetown bilden, und ich habe Haufen nackter Männer gesehen, in leisem Geflüster versunken, oder auf der Erde vor ihren fensterlosen Hütten, die nicht groß genug sind, daß ein einigermassen langer Mann seine Glieder darin ausstrecken könnte, den Schlaf suchen. Nicht ein Weib war zu erblicken. Hütte auf Hütte zeigte immer dieselbe traurige Scene; Erde, Hütte, Bewohner, alle gleich regungslos, alle gleich schwarz. Wohl tausend Männer leben in dieser Junggesellengemeinde beisammen.« —

Plagen.

Afrika bietet im Ueberflusse Leckerbissen, aber die Hitze einerseits, die zahllosen Insekten andertheils verleiden dem Europäer den Genuß derselben, ja sie sind im Stande, jedes noch so üppige Gelage in ein Mahl des Tantalus umzuwandeln. Was hilft die Fülle von Speisen, Früchten und Wein, was die feinen Tafeln und die gastlichste Bewirthung, wenn dieselben solche Beigaben haben, wie: »die roth, purpurn und grün gefleckte Heuschrecke, die jeden Augenblick in die Suppenschüssel hineinhüpft, die große schwarze Grille, die in das Weinglas springt, die dickleibige Fangheuschrecke, welche in den reichgewürzten Pepper-pot * (Pfeffertopf) plumpt?« Was die Temperatur betrifft, so verfehlt jede Maßregel, die man zur Kühlung trifft, ihren Zweck. Vergebens schwimmen erfrischende Drangen- und Citronenblüthen in den Gläsern, vergebens hat man den Claret, Madeira und Sauterne Stundenlang dem Seewinde ausgefacht, vergebens die Flaschen in nasse Baumwolle gehüllt und in Kühlgefäße gestellt. Die Hitze triumphirt über alle diese Anstalten, und wird noch durch die enge Kleidung begünstigt, die man zu solchen festlichen Zeiten ceremoniös anlegt.

Ein Ausflug.

Der Gouverneur hatte eine Geschäftsreise vor, und lud Herrn Rankin ein, ihn zu begleiten. Sie schifften sich in einem Kasee ein, einem Fahrzeuge, das zur Jagd auf die in den Buchten sich zeigenden Sclavenschiffe bestimmt war, und 2 Feldstücke und einen langen Achtzehnpfünder an Bord hatte. Als bei einem kaum merklichen Seewinde das Schiff sich von der Küste entfernte, prangte Alles im Glanze einer tropischen Landschaft. Ohne Aufhören erhoben sich Amphitheater von reich mit Wäldern bekleideten Bergen. Auf der See schwammen ganze Flotten von purpurnen und goldgelben Nautilus, Schaaren fliegender Fische schwangen sich, gleich Schwärmen von Schwalben, in die Lüfte, bis sie am Abhänge einer Woge hinabstürzten, oder bloß die Spitze einer Welle berührend, ihre Flossen erfrischten und sich zu einem neuen Sprunge aufschleunten.

Die Wirkung der Sonne war außerordentlich. Einer der Officiere warf eine Angel ins Wasser und hielt seine Hand ungefähr eine halbe Stunde hinaus; als er sie wieder zurückzog, war sie voll Blasen und geschwollen.

Die Nacht wurde auf dem Verdecke, unter einem Zelte, zugebracht. Die Sterne funkelten gleich Edelsteinen vom dunklen Himmel, und flimmerten wieder aus dem spiegelglatten Meere herauf, welches zugleich die blauen phosphorischen Flämmchen der Medusa beleuchteten. Auch von den Bergen strahlten die riesigen Brände. Auf diese Art lichtet man hier die Wildnis, die man urbar und wohnlich machen will. Wald und Jungles werden angezündet, dadurch zugleich die wilden furchtbaren Bewohner derselben, worunter Schlangen und Leoparden, gezwungen, entweder durch schnelle Flucht sich zu retten oder zu Grunde zu gehen, und ist

Die englischen Matrosen, mit denen die Kru's häufig in Berührung kommen, geben ihnen wunderliche Namen, z. B. fliegender Fisch, Bierflasche, Bratpfanne u. a. m., und die Kru's antworten immer, wenn sie so gerufen werden. — Ubrigens muß man den Kru's in geistiger Hinsicht den Vorzug vor den meisten schwarzen Stämmen einräumen, und sie wagen es sogar öfters, durch Disputiren ihre Stärke in der Logik zu versuchen. Trotzdem hegen sie eine Abneigung gegen europäische Bildung, besonders gegen das Lesen, und wer bei seiner Rückkehr ins Vaterland in einem Buche lesend gefunden wird, wird von Allen gemieden. Dennoch gibt es Einzelne, die aus dieser Ursache lieber ihre Verwandten verlassen und nach Freetown zurückkehren. »Ich habe,« erzählt Rankin, »einige von ihnen gesehen, die mit Schiefertafel und Griffel, rein des Vergnügens halber, ungeheure Summen mitstammen multiplicirten.« Auch sind sie musikalisch, und spielen auf einer kleinen, ihnen eigenthümlichen Lyra, welche mit Gras statt mit Saiten überzogen ist, und wobei eine Salebasse als Schalldeckel dient, recht artige Liedchen, die nichts mit den ewig gellenden Tönen der übrigen Afrikaner gemein haben. Ferner gehört — das einzige Beispiel unter den Schwarzen — das Ringen zu einem ihrer Hauptvergnügen. Die Ringer trachten immer dahin, den Gegner über ihren Kopf zu schleudern, wobei nicht selten Blut fließt. Hat der Besiegte bei dieser Niederlage nicht den Hals gebrochen, so kehrt er bei der ersten Gelegenheit wieder in die Reihen der Kämpfer zurück und trägt nicht selten den Lorbeer auf seinem schwarzen Wollkopfe davon.

Von den müßig gehenden Negern und den Marons * werden die Kru's verachtet, weil sie unablässig das in der Colonie cirkulirende Geld für ihre Taschen zu gewinnen trachten, und weil sie sich freiwillig zu Dienern hergeben; doch würde Diogenes selbst die Kru's um die philosophische Ruhe beneiden, mit welcher sie diese Verachtung tragen. Um Politik, welche sonst in der Sierra Leone viele Verehrer hat, kümmern sie sich nicht im Geringsten, ihr einziges Geschäft ist Gelderwerb, und hiemit zufrieden, überlassen sie es den Müßiggängern, sich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen. Bei Frauen insbesondere sind die Kru's ihrer entschiedenen Junggesellschaft wegen sehr in Ungnade. Schon der bloße Name »Kru« kömmt über keine weibliche Lippe ohne den Ton der tiefsten Verachtung. Glücklicherweise genirt das die Kru's nicht im mindesten; harte Arbeit, zum Zeitvertreib ein Ringkampf und ein gesunder Schlaf füllen ihre Zeit aus, und sie gefallen sich darin, ungalant zu seyn.

* Die Maron-Neger stammen aus Jamaika, und entsprangen aus der Vermischung von Weißen und Schwarzen, und wahrscheinlich auch Kariben, so daß die Marons europäisch-amerikanisch-afrikanischen Ursprungs sind. So lange die Spanier Jamaika besaßen, war die Unabhängigkeit der Marons anerkannt, nach der Einnahme dieser Insel durch die Briten empörten sich aber dieselben, und wurden nach einem langen, mit vieler Erbitterung geführten Kriege zuerst nach Neuschottland, später (1800) nach der Sierra Leone transportirt. Sie sind aber in dem letztern Lande bei allen übrigen Bewohnern noch bis auf den heutigen Tag sehr verhaßt.

* Ein sehr pikantes, aus allerlei gehacktem Fleische bestehendes Gericht.

der Brand erloschen, so siedelt sich der Colonist in dem der Wildniß abgetrohten Raume an.

York, das gegenwärtige Ziel der Reise, war erreicht. Man hatte daselbst schon alle Anstalten zum Empfange des hohen Beamten getroffen. Eine Compagnie Negermiliz marschirte an die Küste herunter, alle möglichen Qualen, die ihnen Hitze, Staub und die ungewohnte Disciplin bereiten konnten, erdulnd. Die Neger — denen das Nactseyn zur zweiten Natur geworden — schauern vor den Kappen, Degengehängen, Tornistern und engen Uniformen der europäischen Soldaten zurück. Und während um sie Millionen hellrother, ungeheurer Ameisen im Sande wimmelten, zahllose wilde Papageien in der Luft freischten, Züge von Fischen spielend sich im Wasser tummelten oder empor sprangen, sämmtliche nackte Bewohner von York den »Herrn Gubernan Mann« voller Freude und Lust beglückwünschten: stand die unglückliche Neger-Compagnie steif und aufrecht in ihren engen Uniformen, Alle den Blick nach dem Ordensbände des Gouverneurs gerichtet, Alle von der Ofengluth der Sonne triefend.

Wichtigkeit des Besizes der Sierra Leone.

Von einem ernstern Standpunkte aus muß man die Colonie beurtheilen, wenn man sie als einen Zufluchtsort für jene Massen von Menschen betrachtet, welche bisher jährlich aus Britanien nach allen Enden der Welt strömten. Der Haupteinwurf, den man gegen dieses Land erhob, waren die nachtheiligen Wirkungen des Klima's auf die Gesundheit. Diese wurden aber unnützer Weise und bloß aus Liebe zur Libertreibung als weit schlimmer dargestellt, als sie wirklich sind, und die Klugheit von der einen, Unwissenheit von der andern Seite haben diese Berichte zu erhalten gesucht, und, wie die Erfahrung zeigte, lange mit Erfolg. Man darf aber den Tod so vieler europäischen Schiffscapitaine, Officiere und hohen Beamten nicht einzig der Ungesundheit des Klima's zuschreiben. Diese Herren lebten unter der tropischen Sonne ganz so, wie sie es in London gewohnt gewesen, hielten kein Maß, weder in Essen und Trinken, noch in ihren sonstigen Gewohnheiten, und so fielen sie plötzlich dem Grabe anheim, was gewiß Niemanden überraschte, der die Lebensweise derselben kannte, eben so sicher aber Jeden erschreckte, der nichts anderes hörte, als daß sie ein Opfer des Klima's der Sierra Leone geworden. Mäßigkeit, Ordnung, Beachtung des Klimawechsels und geregelte Anstrengung würden das Uebel entwaffnen, und der Besitz des vielleicht reichsten Gebietes auf dem ganzen Erdenrunde würde der Lohn dieser Selbstüberwindung seyn. Schon das, was der Boden hier freiwillig, wirklich nur als Unkraut, hervorbringt, ist in allen übrigen Theilen der Erde ein wichtiger Handelsartikel; so Palmöl, Vanille, Kaffee, Indigo, alle Arten von Gummi und darunter vorzüglich Federharz, Chinarinde, Galappe; und Wälder von Arzneipflanzen und Färbholzern bekleiden in wilder Uppigkeit das Land. Zucker, Zimmt und andere Gewürze lassen sich hier mit sehr geringer Mühe erzielen. Und in diesem Lande, in welchem man weite Pachtungen erwerben kann, ohne sich's mehr als die Einschreibgebühren kosten

zu lassen, steht der Lohn der Arbeiter auf 8—10 Pence (20—25 fr. S. M.) für den Tag. Mit Freude erblickt das Auge, wie schnell die Wohnung eines betriebamen Pächters durch die bereitwilligen Anstrengungen eines schwarzen Arbeiters ein behagliches Ansehen gewinnt, die Drangen- und Limonienbäume dieses immergrünen Landes beschatten sie, ohne Mühe wird die Maierei mit Geflügel, trefflichem, wenn auch kleinem Rindvieh und mit scheckigen Schafen versehen, welche sowohl hinsichtlich des Wohlgeschmackes ihres Fleisches, als ihrer schönen Gestalt etwas mit den Antilopen gemein zu haben scheinen; und wie bald auch ist die Scheuer mit Mais, Hirse und Korn gefüllt. Zuckerrohr, Indigo und Baumwollpflanzungen bedecken die Felder in der Nähe des Hauses, während an den Hügeln die edlen Kaffeebäume emporragen.

Aber wichtiger, als aus commerciellen Rücksichten, ist der Besitz der Sierra Leone für England wegen der leichtern Unterdrückung des Sklavenhandels. Es ist ein Brandmal für die Christenheit, daß noch immer einige christliche Länder diesen schändlichen Handel nicht aufgeben wollen. Oesterreich und England waren die ersten Staaten, welche dies ehrlose Gewerbe in Acht erklärten. England schloß mit vielen Staaten Verträge wegen der Unterdrückung desselben, aber was half's? — die Sklavenschiffe hielten nur andere Flaggen auf, trieben ihr Handwerk fort und behandelten ihre unglücklichen Opfer nur um so grausamer. Achtzig bis hundert Tausend Neger werden noch immer jährlich über das atlantische Meer geführt. — Herr Rankin führt mehrere Beispiele der grausamen Behandlung an, welche die Sklaven auf diesen Schiffen erdulden müssen; er erzählt einen Fall, in welchem binnen zwei Monaten auf einem Schiffe von 430 Sklaven 95 dem Tode und den Mißhandlungen, die sie erdulden mußten, unterlagen — aber uns sinkt die Feder aus der Hand, und wir sind überzeugt, daß die Leser es uns Dank wissen werden, daß wir diese empörenden Grausamkeiten ihnen nicht wiedererzählen.

Danken wir der Vorsehung, daß sie uns einem Staate angehören ließ, dessen Regierung so human war, nicht nur alles Mögliche zur Unterdrückung dieses die Menschheit entwürdigenden Gewerbes anzubieten, sondern auch als eines ihrer ersten Principien das Gesetz festzustellen, daß jeder Sklave schon dadurch, daß er ihr Gebiet oder eines ihrer Schiffe betritt, seine Freiheit erhält.

J. Cluth.

Die Thugs in Indien.

(Auszug aus der Edinburgh Review.)

In Hindostan besteht eine weit verbreitete Verbindung von Mördern, die mehrere Tausende Mitglieder zählt, sich über das ganze Land, vom Cap Komorin bis hinan zum Himalaya, verzweigt; während aller politischen Umwälzungen, unter muhamedanischer, Hindu' und britischer Regierung sich erhalten hat, und deren Verfassung durch so viele Generationen unbekannt geblieben war. Zwar wußte man, daß Reisende gar oft

von Diebesbanden angefallen und erdrosselt worden seien, und daß die Individuen dieser Rotten eine ungewöhnliche Geschicklichkeit im Erwürgen zeigten; aber wer hätte geahnt, daß diese Banden bloß unbedeutende Abtheilungen einer ungeheuren, wohlorganisirten Verbindung seien, deren Glieder, obgleich in den entferntesten Provinzen Indiens zerstreut, einander Brüder nennen; wer hätte geahnt, daß diese Mordthaten nach gewissen uralten, feierlichen Formalitäten geübt, und nicht als Verbrechen, sondern als gebotene, verdienstliche Handlungen angesehen würden? Erst der neuesten Zeit waren diese Entdeckungen vorbehalten. Dem Lord William Bentinck verdankt Indien die vollständige Entschleierung dieses furchtbar verderblichen Bundes.

Man kennt diese Räuber unter dem Namen Thugs, ihr Gewerbe selbst wird Thuggie genannt. In Banden von zehn bis mehreren hundert Personen durchstreifen sie unter den mannigfaltigsten Verkleidungen das Land. Man sieht sie als Kaufleute, als Pilger, als vom Dienste heimkehrende Seapoys; oft auch figurirt Einer von ihnen als Rajah, der mit Zelten, Fuhrwerken und einem zahlreichen Gefolge von Dienern reiset, die natürlich nichts mehr und nichts Geringeres sind, als die ihm verbündeten Raubgenossen. Ist die Truppe sehr zahlreich, so theilt sie sich in mehrere Unterabtheilungen, welche einander in geringer Entfernung folgen, oder, wenn sie verschiedene Straßen einschlagen, an vorherbestimmten Orten wieder zusammentreffen. Ihre Opfer sind die Reisenden, die sie auf diesen Straßen antreffen. Einige verschmigte Individuen werden immer dazu verwendet, sich in das Vertrauen dieser Reisenden einzuschmeicheln. Gewöhnlich machen sie ihnen den Vorschlag, gemeinschaftlicher Sicherheit halber zusammen zu reisen. Kaum wirft der Reisende auf die Partei, die ihn begleitet, Verdacht, so trifft er schon mit einer andern zusammen, welche sein Mißtrauen zu theilen vorgibt. Jetzt ist er schon verloren. Ein Mann wird abgesandt, um eine zum Morde taugliche Stelle zu suchen. Diese muß abgelegen, von jeder menschlichen Wohnung weit entfernt seyn. Alle Späher werden aufgeboten, um jeder Störung vorzubeugen. Man lockt den Reisenden nach jener erforschten Stelle, überredet ihn, indem man Ermüdung vorgibt, sich niederzusetzen, und nun wird er auf ein gegebenes Zeichen erdrosselt, sein Leichnam, um jede Wiedererkennung zu verhindern, verstümmelt und dann vergraben. Nie machen sich weniger als 2 Thugs an den Mord eines Mannes, einer hält ihn fest, der andere wirft ihm den Strick um den Hals. Hat der Reisende einen Hund bei sich, so wird auch dieser erschlagen, damit er nicht etwa eine Entdeckung des Leichnams seines gemordeten Herrn herbeiführe.

Aber nicht immer sind es bloß einzelne Reisende, oft sind es ganze Carawanen, welche die Thugs dem Tode überliefern. Zählen sie selbst nicht hinreichende Mannschaft, um alle zugleich erdrosseln zu können, so beginnen sie bei den Angeesehensten und wissen die andern indeß so zu beschäftigen, daß sie nicht eher von der Schandthat etwas ahnen, als bis schon die Reihe auch an sie gekommen ist. Gewöhnlich aber wissen die Thugs die nächsten verbündeten Rotten schnell zu benachrichtigen,

und verüben mit diesen vereint, das Verbrechen an allen Opfern zugleich.

Das Erdrosseln ist die eigentliche Art, wie sie ihre Opfer des Lebens berauben, nur in außerordentlichen Fällen greifen sie zu andern Mitteln. Bevor sie aber sich zu letzteren entschließen, erwarten sie mit einer wahrhaft bewundernswerthen Geduld eine günstige Gelegenheit zur Verübung ihres Verbrechens und scheuen es sogar nicht, oft mehrere hundert Meilen dem Unglücklichen, auf den sie es abgesehen haben, zu folgen. — Ubrigens modificiren sie ihre Ermordungspläne nach der Beschaffenheit der Provinz, in welcher sie selbe ausführen. So suchen sie in Bengalen, das von sehr vielen Flüssen durchschnitten ist, die Reisenden in ihre Rähne zu locken, und dort zu erdrosseln. Ein Beispiel wird ihre Verfahrungsweise hiebei deutlicher zeigen. Jypaul, einer der berühmtesten Thugs in Bengalen, hatte an einem Flusse mehrere Boote, und zwar auf jedem Ueberfahrtspunkte zwei, doch immer in einer Entfernung von 3—4 (engl.) Meilen. Sein Verbündeter Jhouber Khan brachte 2 Reisende zu dem Boote, welches Jypaul in eigener Person besetzte. Sie schifften sich mit noch zwei andern Thugs ein. Sobald alle an Bord waren, sagte Jypaul in der Ramasee-Sprache*: »Laßt die Boras (Thugs) sich von den Beetoos (Reisenden) absondern!« was auch sogleich geschah. Am Ufer waren 4 Männer, die das Fahrzeug zogen, Einer stand am Steuer, wo er zugleich als Späher (Bykureea) diente, und nebst diesem waren noch Sieben von der Rote auf dem Schiffe. Als der Späher nichts erblickte, was eine Störung befürchten ließe, rief er: »Bhugna ko pawn do!« (Gebt meines Schwestersohnes Pfand heraus.) Dies war das gewöhnliche Signal, und beide Reisende wurden erdrosselt. Hierauf warf man sie durch die Fenster, deren an jeder Seite des Bootes eines war, in den Fluß.

So groß ihre Geduld und Vorsicht, eben so unglaublich ist der Mangel alles menschlichen Gefühles, der sich in ihren Verbrechen äußert. Eine Bande Thugs begleitete den Newal Singh und seine Familie mehr als 200 Meilen Weges, lebte 20 Tage auf sehr freundschaftlichem Fuße mit ihm, erhielt wesentliche Gunstbezeugungen, ward von ihm aus dem Gefängnisse befreit, von seinen 2 Töchtern den Händen der Hächer entzogen, und welcher war der Dank für alle diese Wohlthaten? Newal Singh mit seinen Töchtern ward von eben dieser Rote erdrosselt. — Nur äußerst selten sind die Beispiele einer mitleidigen Regung. Zu diesen gehört folgender Fall: Feringeea, ein Anführer der nördlichen Thugs, traf einst, als er an der Spitze einer 150 Mann starken Bande einen Zug durch Radjputana machte, ein schönes junges Mädchen, welches nach Kapur (Cawnpore) reiste. Anfangs entschlossen, sie sammt ihrem Gefolge zu erdrosseln, wankten sie bald in ihrem Vorsatze, und nachdem sie selbe 30 Tage lang in ihrer Gewalt gehabt hatten, schieden sie von ihr, ohne ihr den geringsten Schaden anzuthun, obwohl sie

* Eine den Thugs eigenthümliche, jedem Uneingeweihten unverständliche Sprache, von welcher im vorigen Jahre in Calcutta ein Wörterbuch herausgegeben, und an die britischen Beamten in Hindostan vertheilt wurde.

wußten, daß sie einen Werth von 1 1/2 Lack Rupien* an Juwelen und andern Kostbarkeiten mit sich führe.

Den Thugs verbieten ihre Gesetze, verheirathete Weiber und überhaupt Männer der folgenden Klassen zu ermorden: Fakire, Sänger und Musiker von Profession, Tänzer, Kothfeger, Delhändler, Grobschmiede, Zimmerleute, Krüppel und Ausfähige, Ochsentreiber und Gangeswasserträger, wenn sie wirklich das heilige Wasser des Ganges tragen. Doch denke man ja nicht, daß Mitleid dieses Ausnahmegesetz diktirte, es ist nur eine Folge ihres Systemes, das wir später auseinander setzen werden.

Manchmal verschonen die Thugs das Leben junger Kinder beiderlei Geschlechtes, um sie als ihre eigenen zu erziehen; auch werden bisweilen mannbare Mädchen am Leben gelassen, wenn nämlich einer der Thugs es zum Weibe zu nehmen wünscht.

Trotz dieses Verbotes ermordeten einst die Thugs eine Eingeborne, Namens Kalee Beebee (schwarze Dame), als diese eben nach Heiderabad zum Grabmale eines Bruders des Sulabut Khan reiste. Sie machten bedeutende Beute, aber seit der Zeit verfolgt sie das Unglück, und seit der Zeit sind sie in 2 Sekten geschieden. Die nördlich vom Nerbudafusse wohnenden Thugs mordeten seit jener Begebenheit ohne Unterschied Männer und Frauen, die südlichen aber halten noch immer an ihren alten Gesetzen fest und betrachten ihre Verbündeten im Norden als Keher.

Der erste Europäer, der von den Thugs eine Erwähnung macht, war im 16ten Jahrhunderte Thevenot.

Die Thugs selbst führen ein sehr hohes Alter für ihre Kommunität an. Zum Beweise desselben sagen sie, daß in den Grotten von Ellora alle einzelnen Verrichtungen, welche bei ihrem Raubgewerbe vorkommen, ausgehauen seien, was Niemand, als die Götter selbst, gethan haben könne, denn kein Mensch außer den Thugs sei im Stande, diese Details so genau zu kennen; sie selbst aber dürften und würden ihre Geheimnisse nimmer verrathen.

Trotz dieser Ansprüche auf ein hohes Alter ihres Gewerbes können die nördlichen Thugs ihren Ursprung doch nicht weiter als bis in die Zeiten der ersten mohamedanischen Kaiser von Delhi nachweisen. Ihre Vorfahren sollen in sieben Stämmen lange in der Nähe von Delhi gehaust und die Straßen beunruhigt haben, bis sie endlich sich den Zorn eines Kaisers aus dem Hause Ghoree zuzogen und vertrieben wurden. Ein Diener jenes Kaisers war nämlich lange Zeit mit ihnen im Bunde gewesen, hatte aber einst, da sie ihm keinen solchen Beuteantheil zugestehn wollten, als er forderte, sie zu verrathen gedroht; worauf er auch bald von den Thugs erdroffelt ward. — Von diesen sieben Stämmen leiten alle im Norden der Nerbuda wohnenden Thugs ihren Ursprung her.

Mit einer weit reinern Herkunft prahlen die südlichen Thugs, sie glauben unmittelbar göttlichen Ursprunges zu seyn. Schon darum — wenn auch jene nicht überdies Keher in ihren Augen wären — vermähnen sie es, mit nördlichen Thugs sich zu verheir-

rathen; denn sie behaupten, diese seien eine niedere Rasse, nur Ochsentreiber und Hausfirer. Bei einem Wortstreite, der über diesen Punkt zwischen den nördlichen und südlichen Thugs sich erhoben hatte, gestanden Einige der Ersteren zu, daß aus den Gefängen, welche bei ihren Begräbnissen gesungen werden, hervorgehe, daß sie eigentlich von herumstreifenden Moslembanden abstammen, welche den Kriegsschaaren zu folgen pflegten, sonst aber in Vorstädten und Wüsteneien lebten. Andere führten an, daß bisweilen bei Hochzeiten die Geister derer, welche einst Bären und Affen herumführten, Ochsen trieben, mit dem Godnoe* zeichneten, oder Körbe flochten als die ihrer Vorfahren angerufen würden. Jene aber, welche eifersüchtiger über die Ehre ihres Stammes wachten, widersprachen, daß ihre Vorfahren diese Geschäfte getrieben hätten, und behaupteten, daß sie immer sehr achtbare Thugs gewesen, und jene Beschäftigungen nur zum Vorwande genommen hätten, um desto ungestörter ihrem eigentlichen Berufe folgen zu können.

Die Göttin der Thugs heißt Devec, Durga, Kalee oder auch Bhowance. Sie wird als so schwarz und häßlich gedacht, daß man sie gar nicht anblicken könne. Der ihr gefälligste Name ist Kunkalee, Männerverschlingerin. — Einst befeindete der böse Geist Rukut Beej Dana die Welt, und so oft auch Kalee ein neues Menschengeschlecht erschuf, eben so oft vernichtete er es wieder. Endlich beschloß Kalee, diesen Feind zu tödten. Er war so groß, daß das Meer, da wo es am tiefsten war, ihm doch nur bis zur Mitte des Leibes reichte, weshalb es ihm ein Leichtes war, nach Belieben auf die Erde zu steigen. Kalee Davey** griff ihn an und schlug ihn nieder, aber aus jedem Tropfen seines Blutes entsprang ein neuer Dämon und auch aus den vergossenen Blutstropfen dieser erzeugten sich eben so viele neue Dämonen, und sie wuchsen und kämpften so lange, bis zuletzt Alle ermattet waren. Da bildete die Göttin aus dem Schweiß, den sie von ihrem Arme abwischte, zwei Männer, und gab jedem ein Tuch in die Hand, damit sie selbes den Dämonen um den Hals schlängen und sie so ermordeten, ohne einen Tropfen Blutes zu vergießen. Und sie thaten, wie ihnen befohlen worden, und nachdem sie ihre Arbeit vollbracht, wollten sie der Göttin die Lächer zurückstellen, diese aber hieß sie selbe behalten, denn ihre Nachkommenschaft sollte einst damit die Menschen würgen und von der diesen geraubten Beute ihr Leben fristen. So lautet die Sage von dem göttlichen Ursprunge der Thugs.

Kalee Davey hatte ihnen auch befohlen, die Leichen ihrer Opfer auf der Erde liegen zu lassen, sie selbst wolle für deren Entfernung Sorge tragen, nur dürften sie nie vorwiegend sich umsehen, was sie mit den Leichen beginne. So ward es auch lange Zeit gehalten. Aber einmal hatte ein Sklave die Beweglichkeit, sich umzuschauen, und da bemerkte er, wie die Göttin, ohne Kleidung, die Leichen in der Luft herumwarf und verschlang. Darob erzürnt, sprach sie, sie möchten künftig selbst ihre Leichen beerdigen; doch konnte ihr Zorn

nicht gänzlich ihre Neigung zu ihren Geschöpfen überwinden, deshalb schenkte sie ihnen ein Beil, welchem sie verschiedene wunderbare Eigenschaften beilegte. So gibt es, wenn das Grab eines Thug bereitet wird, einen seltsamen Ton von sich; in einen Brunnen geworfen, steigt das Beil von selbst wieder aus dem Wasser, sobald nur die gehörigen Ceremonien beobachtet werden; auf den Lagerplätzen der Thugs in die Erde gesteckt, neigt es die Spitze nach jener Gegend, nach welcher zu ziehen, für die Thugs am vortheilhaftesten ist u. s. f. Bei den nördlichen Thugs hat aber dieses Beil alle genannten Eigenschaften verloren, seit sie die Verbote ihrer Göttin nicht mehr achten. Dagegen ist es bei den südlichen Thugs sehr hoch in Ehren, sie lassen es immer von dem hübschesten Manne ihrer Truppe tragen, betrachten es — so wie der Krieger sein Schwert — als das Zeichen ihres Gewerbes, und schwören dabei ihre Eide. Wer einen bei diesem heiligen Beile geleisteten Eid bricht, »der stirbt binnen drei Tagen eines schrecklichen Todes und sein Haupt wendet sich mit dem Gesichte nach dem Rücken.«

Nebst diesem Geschenke beweist Kalee noch immer ihre Liebe zu den Thugs durch Zeichen und Vorbedeutungen, welche sie ihnen erscheinen läßt, und unter welchen das Pilhavo, das Thibavo, das Burauk, das Chirriya, das Duheea und das Dunteroo die wichtigsten sind.

Bei dem Pilhavo erwartet man die Erscheinung oder Stimme eines jener Thiere, welchen die Vorherverkündigungsgabe beigelegt wird, von der linken Seite; von der Rechten ist es ein Thibavo. Vor Eröffnung eines jeden Zuges beobachten die Thugs das Pilhavo; folgt dem Pilhavo bald ein Thibavo nach, dann kann der Zug unternommen werden, sonst aber nicht. Dies wird von ihnen dahin ausgelegt, daß Kalee Davey beim Pilhavo die Bande beim linken Arme erfaßt, um sie zu führen; faßt sie selbe aber nicht bald auch beim rechten Arme, so geht der ganze Trupp wieder nach Hause und wartet bessere Vorzeichen ab.

Das Burauk (Wolfszeichen) ist eines der wichtigsten. Läuft ein Wolf von der Linken zur Rechten quer über die Straße, so bedeutet das ein großes Unglück. Hört man ihn bei Tage heulen, so muß der Trupp alsogleich die Gegend, in welcher das Geheul gehört ward, verlassen; zwischen Mitternacht und der Morgendämmerung bedeutet das Wolfsgeheul etwas Schlimmes, zwischen Abend und Mitternacht bedeutet es gar nichts, und zwischen Mittag und Sonnenuntergang ist's nicht so unheilverkündend, als zwischen Sonnenaufgang und Mittag. Ein einzelner Wolf bedeutet mehr, als ein Paar derselben.

Chirriya, das Schreien der Nachteule, weisagt großes Unglück.

Duheea, das Schreien des Hasen. Wenn die Thugs, sobald sie einen Hasen schreien hören, nicht alsbald ein Opfer bringen, so wird die ganze Bande in den Jungles umkommen und die Thiere des Waldes werden aus ihren Hirnschalen trinken. Tödteten sie Jemanden, wenn sie eines Hasen Geschrei vernommen, so werden sie bei ihm keine Beute finden; oder wenn sie welche finden, so wird ihnen selbe nicht Segen, sondern nur Unheil bringen.

Dunteroo, des Esels Yahnen, ist das bedeutungsvollste Vorzeichen, mag es nun Böses oder Gutes verkündigen. »Sou poukerool ek Dunteroo« (Ein Esel ist so viel als hundert Vögel) sagt ein Sprüchwort der Thugs bezüglich dieses Weissagungstalentes, in welchem der Esel auch alle übrigen Vierfüßler übertrifft. Hören die Thugs, bevor sie einen Zug unternehmen, den Esel zur Linken (Pilhavo) und gleich darauf einen zur Rechten (Thibavo) yahnen, so kann ihrer Meinung zu Folge nichts mehr den glücklichen Erfolg dieses Zuges vereiteln.

Ein dritter Beweis der Neigung der Kalee Davey zu den Thugs ist es, daß sie selbe gegen Beleidigungen schützt und rächt. So bestrafte sie einen Rajah mit dem Aussatze, weil er zwei ihrer Zeit sehr berühmte Thugs vor die Füße seiner Elephanten hatte werfen, und sie von ihnen zertreten lassen.

Ihrerseits sind auch die Thugs — wenigstens die südlichen — nicht undankbar für diese Wohlthaten. Nebstdem, daß von jeder gemachten Beute noch vor der Vertheilung ein außerlesener Antheil für die Göttin bei Seite gelegt wird, feiern sie ihr zu Ehren auch zahlreiche Feste. Eines der vorzüglichsten ist das Louponee (Zuckeropfer), welches nach jedem Morde auf der ersten tauglichen Stelle dargebracht wird. Für 1 Rupi und 4 Annas (1 fl. 15 kr. C. M.) wird roher Zucker gekauft und auf einen Teppich, der auf der schönsten Stelle, die man nur finden konnte, ausgebreitet ward, gelegt. Neben den Teppich stellt man das heilige Beil und eine Silbermünze, welche Roop Durson, das Silberopfer, heißt. Der Angesehenste aus der Truppe, und ihm zu beiden Seiten die geschicktesten Bürger (Bhurtotes), setzen sich auf den Teppich, das Gesicht gegen Westen gekehrt. Die übrigen nehmen außerhalb des Teppichs Platz. Der Führer macht darauf ein Loch in die Erde, füllt selbes mit Zucker, faltet die Hände und ruft die Göttin an: »D große Göttin! Du! die Du dem Jooraa Nail und seinem Sklaven Kuddok Bunwaree* in ihrer Noth ein Lack und 60000 Rupien zukommen liebest, gewähre auch uns unsere Wünsche; um dieses bitten wir Dich!«

Jedes dieser Worte sprechen die anwesenden Thugs eifrig nach. Dann besprengt der Vorbeter Zucker und Beil mit ein wenig Wasser, und legt jedem der auf dem Teppich sitzenden Thugs ein Stückchen Zucker in die offene Hand. Einer aus der Bande gibt das bei der Erdrosselung gebräuchliche Zeichen, und alle Betheiligen essen unter feierlicher Stille den Zucker und trinken einiges Wasser dazu. Das Ubriggebliebene wird nun unter jene von der Bande vertheilt, welche vermöge ihres Ranges berechtigt sind, an diesem Mahle Theil zu nehmen** und auch diese essen mit derselben ehrfurchtsvollen Stille. Dabei wird sehr sorgfältig darauf

* Jooraa Nail, einer der berühmtesten Thughauptlinge, ermordete einst mit seinem Sklaven einen Mann, der an Juwelen und Edelsteinen den Werth von 1 Lack und 60000 Rupien (160000 fl. C. M.) bei sich hatte, der natürlich den Raubern als Beute zufiel. Jooraa rief alle Thugs zusammen und theilte mit ihnen, wofür er mit seinem Weibe und Sklaven unter die Thugs-Heiligen versetzt ward.

** Diese müssen nämlich schon Jemanden erdroffelt haben und freie Männer seyn.

* Ein Lack Rupien gilt 100000 Rupien, also beiläufig eben so viele Gulden Conv. Mze.

* Eine zum Tättowiren gebrauchte Nadel.

** Davey heißt Gottheit.

geachtet, daß nicht ein Stückchen Zucker auf die Erde fällt; geschieht es dennoch, so wird es aufgehoben und auf den Teppich gelegt. Aße aber ein Hund oder ein anderes Thier von diesem Zucker, so glauben die Thugs auf Jahre die Gunst ihrer Göttin verscherzt zu haben. Geschieht etwas Unanständiges während der Ceremonie des Essens, so betrachten sie das als ein Zeichen des Mißfallens ihrer Gottheit und erwarten während dieses Zuges keinen guten Erfolg mehr.

Die Wirkungen, welche die Thugs dem Zucker vom Touponee zuschreiben, sind außerordentlich. Bei einem Verhöre sagte ein Thug: »Wir Alle fühlen bisweilen Mitleid, aber der Touponee-Zucker ändert unsere Natur; er müßte die eines Pferdes ändern. Laßt einen Mann einmal von diesem Zucker kosten, und ihr werdet sehen, daß er ein Thug wird und wenn er auch alle Reichthümer der Welt schon besäße! Mir fehlte nie mein Lebensunterhalt, meine Mutter war aus einer wohlhabenden Familie und ihre Verwandten bekleideten hohe Würden. Ich selbst verwaltete ein achtbares Amt und war bei Allen so beliebt, daß mir schnelle Beförderung nicht fehlen konnte. Trotz alles dessen fühlte ich mich doch nie glücklich, wenn ich nicht bei meiner Bande war. Denn mein Vater hatte mich, als ich noch ein zarter Knabe war, von dem verhängnißreichen Zucker verkosten lassen, und seitdem bin ich ein Thug und werde es bleiben, wenn ich auch tausend Jahre noch zu leben hätte!« — Schon, wenn ein Nicht-Thug ein Stück dieses geheiligten Zuckers nur berührt, glauben die Thugs, er müsse einer der Ihrigen werden und könne sie nie verlassen. Darum geben sie auch bei ihren Opfern denjenigen ihrer Schüler, deren schnelles Fortkommen ihnen besonders am Herzen liegt, ein Stück dieses Zuckers.

Ihren Abgang ersetzen die Thugs durch ihre leiblichen oder adoptirten Kinder, denn auch die Thuggie ist erblich, wie alle andern Kasten. Einem Erwachsenen aus einer andern Kaste ist es dagegen schwer, von ihnen aufgenommen zu werden. — Die Kinder werden nur nach und nach in ihre Geheimnisse eingeweiht. Anfangs kennen sie gar nicht das Gewerbe derer, unter denen sie leben, werden aber stets gut und im Wohlleben gehalten; dies macht ihnen dies Wanderleben behaglich. Nach dem ersten Zuge wissen sie schon, daß geraubt wird; die nächste Expedition bringt den Klügeren unter ihnen schon den Verdacht bei, daß auch gemordet werde, aber nach der dritten kennen sie schon alle Schliche und Kniffe ihrer Gefährten. Traurige Beispiele haben bewiesen, daß es nicht gut sei, gleich Anfangs die Kinder Alles sehen zu lassen. Ein Knabe, der den ersten Zug mitmachte, kam einst zufällig dazu, wie ein Reisender erdroffelt wurde; er fiel alé bald bewußtlos vom Pferde, und blieb in diesem sinnberaubten Zustande bis zu seinem Tode, der noch denselben Abend erfolgte.

Wird ein Knabe unter die Thugs aufgenommen, so ist er Anfangs ein Kurboola oder Lehrling und hat mannigfache Stufen zu durchlaufen, bevor er Burka werden kann. Nur der Burka darf Lehrlinge werben und erziehen, nur er eine eigene Bande anführen. Zuerst wird der junge Thug als Kundschafter, später dazu verwendet, die Leichen der Gemordeten zu vergrä-

ben. Dann steigt er zu der Würde eines Schumsie (Chumsee) auf, d. h. er muß den Unglücklichen, während ein Anderer ihn erwürgt, festhalten. Hat er in diesen Geschäften sich die erforderliche Gefühllosigkeit und hinlänglichen Muth erworben, dann kann er Anspruch darauf machen, selbst ein Würger (Bhurtotes) zu werden. Zu diesem Behufe bittet er einen erfahrenen Bandenführer, daß ihn dieser als Cheyla annehmen und sein Guru werden wolle, d. h. daß er ihn unter seiner Hegide sein Probestück machen lasse. Sobald nun die Bande mit einem Manne zusammentrifft, dessen Ermordung Beute verspricht, so erklärt der Cheyla seinem Guru die Absicht, an diesem seine Hände zu versuchen. Während der Fremde ruhig in der Wohnung der Thugs schläft, begibt sich der Guru mit dem Cheyla und vier oder fünf der Erfahrensten seiner Bande auf ein benachbartes Feld. Dort wenden Alle das Angesicht nach jener Gegend, nach welcher sie nächstens ziehen wollen, und der Guru ruft: »O Kalee, Kunkalee, Bhudkalee! O Kalee Muhakalee! Calcutta Walee! * Ist es Dir genehm, daß der Reisende von den Händen dieses Deines Knechtes erdroffelt werde, so geruhe uns das Thibao zu senden!« Wird binnen einer halben Stunde das Thibao (Zeichen zur Rechten) gehört oder gesehen, so bedeutet das die Einwilligung der Göttin, erscheint aber gar kein Zeichen, oder das Pilhao (Zeichen von der Linken), so muß ein anderer Thug den Reisenden erdroffeln, der Candidat für die Bhurtotes-Würde aber ein günstigeres Zeichen abwarten.

Hat die Göttin ihre Zustimmung gegeben, so kehren Alle nach ihrer Wohnung zurück, der Guru nimmt ein Schnupftuch, bindet, mit dem Antlitze gegen Westen gewendet, in das eine Ende desselben einen Knoten und steckt eine Kupie oder sonst ein Silberstück in denselben. Dieser Knoten heißt der Guru- oder klassische Knoten, und Niemand darf einen solchen Knoten binden, der nicht eigens von dem Hohenpriester dazu ermächtigt ward. Der Cheyla nimmt das Tuch ehrfurchtvoll in seine Rechte und stellt sich über sein Opfer, ihm zur Seite der Schumsie. Unter irgend einem Vorwande weckt er den Reisenden auf und erdroffelt ihn auf das vom Guru gegebene Zeichen. Hat er diese Arbeit geendet, so beugt er sich tief vor seinem Guru, so daß er mit beiden Händen dessen Füße berührt, und erweist dann allen anwesenden Freunden und Verwandten dieselbe Ehre, um ihnen dadurch seinen Dank für die ihm gewordene Würde zu bezeigen. Hierauf nimmt er die Kupie aus dem Knoten, und reicht sie mit allem Silbergelbe, das er bei sich hat, dem Guru als Opfer. Dieser fügt auch sein Geld bei, kauft für einen Theil desselben Zucker zum Touponee, und für den Rest anderes Zuckerwerk. Zum Schlusse wird unter einem Baume das Touponee gefeiert. — Kehrt der neue Bhurtotes von diesem Zuge nach seiner Heimath zurück,

* Die schwarze Göttin, Mannerverzehrerin, schwarze Verschlingerin! Große Schwarze! Göttin von Calcutta! — Diesen letzten Namen hat sie daher, weil man glaubt, daß sie in Calcutta zuerst die Erde betreten und dort den Niesen Rukut Beej Dana bekämpft, besiegt und begraben habe. Auch soll sie dort ihre meisten Wunder verrichtet haben. Deshalb ist auch ihr Haupttempel in Calcutta, und ihr Dienst wird vor ihrem darin aufgestellten Bilde am feierlichsten begangen.

so gibt er seinem Guru und seiner Familie ein Fest, und schenkt dem Guru und dessen Frau einen ganz neuen Anzug. Nach einiger Zeit erwiedert der Guru dies Geschenk und von diesem Zeitpunkte an wird das Verhältniß des Cheyla zum Guru als das heiligste angesehen, daß es nur immer geben kann, und der Thug würde weit eher seinen Vater, als seinen Guru verathen.

Das Grundprincip der Thuggie ist also, wie aus dem bisher Gesagten einleuchtet, menschliche Raubsucht unter dem Deckmantel der Religiosität. Die Vereinigung der beiden Extreme, aus welchen die Basis dieses Systems besteht, ward aber nach und nach so innig, daß die Thugs mit fester Zuversicht daran glauben, die Gottheit habe ihnen den Mord anbefohlen, und sie hierbei nur an die Beobachtung gewisser Formlichkeiten und an die Befolgung der ihnen gegebenen Zeichen gebunden. Sie sind Diener einer blutdürstigen Göttin, welche bloß durch Menschenopfer befänstigt werden kann, nur Blut der Menschen oder Geister trinkt, und von allen Mördern als Schutzgöttin angesehen wird. Darum erweckt kein unter gehöriger Beobachtung der Ceremonien verübter Mord im Thug Neue oder Gewissensbisse. Er betrachtet den Gemordeten nur als ein Opfer, das er seiner Göttin darbringen mußte, wenn er sich nicht auf ewig ihren Zorn zuziehen wollte; er entwirft den Plan zum Morde ohne eine Ahnung, daß er etwas Böses vorhabe, er vollbringt seinen Entschluß ohne die mindeste mitleidige Regung, erinnert sich seiner mit demselben Gefühle, mit welchem er sich einer guten That erinnern würde. Der Gedanke daran benimmt ihm nicht den Appetit, stört ihn nicht in seinem Schlafe, macht ihn in der Einsamkeit nicht furchtsam und verbittert nicht seine Todesstunde. Dagegen halten die Thugs jeden von einem nicht zu ihrer Sekte gehörigen Individuum begangenen, ja auch den von den Ihrigen ohne Befehl der Göttin verübten Mord für ein großes Verbrechen, und fühlen sich ungleich erhaben über jeden solchen Mörder. Von diesem glauben sie, daß er von dem Zeitpunkte des Mordes an nicht mehr glücklich seyn könne, und stets von den Geistern des Ermordeten verfolgt werde. Die Thugs haben nach ihrer Meinung dies nicht zu befürchten, denn sie morden ja nur auf Befehl der Göttin und die Seelen der so Ermordeten kommen schnurstracks ins Paradies.

Ein sonderbares Phänomen, welches im Systeme der Thuggie die Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist die so innige Verbindung zweier von einander sehr verschiedenen Religionen, nämlich die der Hindus und der Mohamedaner, im Dienste der Kalee Davey. Die Religion der Mohamedaner strebt dahin, den Glauben an Einheit der Gottheit aufrecht zu erhalten, und duldet demgemäß in den Moscheen, ja selbst in den Häusern ihrer Bekenner kein Bild, keine Statue, mögen diese Menschen oder Thiere vorstellen. Diese Einheit wird aber durch die Anbetung der Kalee Davey vernichtet; das einzige Beispiel von Vielgötterei, welches je bei Moslems gefunden ward. Hören wir, wie die Thugs-Mohamedaner diese Uebertretung ihrer Religionsgesetze zu rechtfertigen suchen. Bei einem Verhöre war Sahib, ein berühmter Thug, befragt worden, ob er ein Muselman sei, was er auch mit dem Beisatz

bejahte, daß wohl der größte Theil der südlichen Thugs sich zu derselben Religion bekenne.

Frage. Und Ihr esset, trinket, heirathet und betet nach den Vorschriften des Koran und Euer Paradies ist das von Mohamed versprochene?

Sahib. Ja.

Fr. Ist Kalee (Bhowanee) auch im Koran genannt?

Sahib. Nein. — Hier fügte ein anderer Muselman bei, daß nach seiner Meinung Bhowanee mit Fatime, der Tochter Mohameds und Gattin Al's, eine Person sei, und daß demnach Fatime den Gebrauch des Erdrosselns eingeführt habe. Dieser Meinung ward jedoch von einigen andern widersprochen, welche die lebenswürdige Fatime nicht in eine blutdürstige Thuggöttin verwandelt wissen wollten.

Fr. Da nun Bhowanee nicht im Koran genannt ist, so hat sie auch nichts mit Eurem Paradiese zu thun und hat keinen Einfluß auf Eure Zukunft?

Sahib. Nein.

Fr. Sagt Mohamed nicht, daß solche Verbrechen, wie Ihr sie begeht, in der andern Welt von Gott gestraft werden?

Sahib. Ja.

Fr. Und fühlt Ihr nie Furcht vor dieser Strafe?

Sahib. Nein, denn wir morden nur, wenn die Zeichen uns günstig sind, und günstige Zeichen sind ja Befehle der Göttin Bhowanee.

Fr. Aber Bhowanee hat ja, wie Ihr selbst gesteht, keinen Einfluß auf Eure Wohlfahrt.

Sahib. Nicht auf unsere künftige, aber sie bestimmt doch unsere Schicksale in dieser Welt, und was wir auf ihre Befehle hier thun, kann doch Allah jenseits nicht strafen! —

Trotz ihrer Mordthaten und der Gefühllosigkeit, die sie dabei an Tag legen, sind die Thugs im häuslichen Leben die ordentlichsten, gefälligsten und den Befehlen gehorsamsten Menschen, einige sogar lebenswürdig und sehr gebildet. Viele gewannen durch ihre sittliche Aufführung und ihr verständiges Betragen die Achtung der englischen Officiere. Diesen scheinbaren Widerspruch werden sich unsere Leser sehr leicht aus dem früher Gesagten erklären können.

Indiens Terrain und der Charakter seiner Bewohner begünstigten vor Allem die Begehung solcher Abscheulichkeiten. Die weitaußgebreiteten Strecken hohen Grases und die Waldjungles machten es dem Verbrecher leicht, sich zu verbergen, die Seltenheit der Straßen, der geringe Commerce zwischen den einzelnen Städten, der langsame Zug der Frachter, die ihrer mit Waaren beladenen Wagen Ochsen vorspannen, sicherten den Thug vor plötzlicher Ueberraschung während seines bösen Thuns. Dagegen bot ihm der in Indien vater den Eingebornen herrschende Gebrauch, zu Fuß oder auf kleinen Pferden und unbewaffnet * zu reiten, und Juwelen oder

* Als die Briten Herrscher Hindostans geworden, hielten die Thugs eine Versammlung, in welcher die Frage erörtert wurde, ob es rätlich sei, die Europäer auch anzugreifen. Es ward beschlossen, dies nicht zu thun, und zwar aus folgenden drei Gründen: erstens, weil die Europäer nie ohne Feuerwaffe reisten, zweitens, weil sie nie viel baares Geld mitführen, und

edle Metalle (denn in diesen macht man die Zahlungen, wenn der Stand des Wechselcourses nur einigen Gewinn dabei verspricht) mitzunehmen, eine zu lockende Gelegenheit zum Rauben, als daß er ihr hätte widerstehen können. Ferner hatten die Thugs von der öffentlichen Meinung nicht das Mindeste zu fürchten. Anstatt von ihren Nachbarn der Behörde angezeigt zu werden, waren sie vielmehr sehr bei denselben beliebt, sowohl wegen ihrer höflichen Manieren, als wegen der Freigebigkeit, mit welcher sie ihr Geld wieder loszuschlugen. Die Selbstsucht der Hindus bekümmerte sich nicht um das Unglück Anderer, sie waren zufrieden, wenn das Unglück nicht sie selbst betraf. Ein merkwürdiges Beispiel dieser Gleichgiltigkeit haben die Bewohner von Ude gegeben. Dortlandes sind die Felder mit äußerst vielen Brunnen durchwässert, in diese warfen die Thugs die Ermordeten. Wenn auch der Ackermann jeden Augenblick einen Leichnam darin auffand, so ließ er ihn doch ruhig liegen, und forschte nicht im mindesten, weder wessen Leiche es sei, noch wie sie dahin gekommen seyn möge. — Ja die einheimischen Regierungen trieb ihre Selbstsucht noch viel weiter. Statt diese Pestbeulen der Gesellschaft zu vertilgen, fingen sie an, Vortheile von ihnen zu ziehen, indem sie ihnen regelmäßige Lizenzen auflegten. So hatten die Smaliorstaaten u. a. seit undenklichen Zeiten von jedem Hause, welches von Thugs bewohnt war, eine jährliche Steuer von 24 bis 28 Kupien erhoben. Auch verehrt jeder Hindu die Göttin Kalee und achtet daher auch die Thugs als ihre treuesten Diener und Vollstrecker ihrer Befehle. Ja man sagt sogar, daß die Briten selbst zu dieser abscheulichen Verehrung beigetragen haben, denn bei dem jährlichen großen Feste der Kalee sahen unzählige neugierige Engländer, besonders Damen und Officiere, im Tempel zu Calcutta den Feierlichkeiten zu, und dies legten die Hindus dahin aus, daß auch die Briten diese Göttin anbeten.

Zudem hatten die Thugs die Beweise ihrer Ubelthaten stets sehr sorgfältig bei Seite geschafft. Des Spruchwortes: »sein Todter verräth nichts,« eingedenk, raubten sie nie, ohne zu morden, wobei sie jedoch stets Blutvergießen vermieden. — Die Hauptursache aber der weiten Verbreitung war der leichte Erwerb, die abentheuerliche, dabei doch bequeme und in ihren Augen gottgefällige und würdige Existenz, welche die Thuggie bot. Und so wie es sich als schwer erwiesen hat, einen Zigeuner oder einen nordamerikanischen Wilden zu einem geordneten Leben zu führen, so muß es eben so oder (des Gewinnes halber, den sie bietet) noch schwerer seyn, dem Thug seine Lebensweise abzugewöhnen. Alle Thugs, welche dem Gefängnisse entflohen oder aus demselben entlassen worden waren, kehrten wieder zu ihrem Gewerbe zurück, und selbst Greise, die nicht mehr thätigen Antheil nehmen konnten, waren ihren Genossen wenigstens noch durch Wachehalten und Nachforschungen behilflich.

drittens, weil, wie sie ganz richtig calculirten, ein allgemeiner Sturm über sie losbrechen, und in Kurzem ihre Auflösung herbeiführen würde, sobald sie auch die Europäer zu beunruhigen begannen. Seitdem wurden wirklich die Weissen nie oder nur äußerst selten belästigt.

Seit man die Existenz der Thugbanden in verschiedenen Provinzen entdeckt hatte, waren auch von den britischen Oberbeamten derselben Anstalten getroffen worden, sie zu vernichten. Aber man kannte nicht die ungeheure Ausdehnung des Uibels, und so vermochten selbst die größten Anstrengungen nicht — da sie doch nur vereinzelt waren — das so weit verzweigte System in der Wurzel auszurotten. Die Thugs entflohen entweder in die benachbarten indischen Staaten, oder zerstreuten sich in der Provinz, in der sie verfolgt wurden; so bildeten sich unzählige kleine Trupps, und obzwar die Thugs dadurch, daß sie nun gar zu viele, meist untaugliche und unreife, Mannschaft warben, selbst den Grund zu ihrer Verderbnis legten, so war doch die unmittelbare Folge jener Maßregeln die, daß die Anzahl der Morde größer wurde, als je.

Als man aber 1831 bei Gelegenheit der Ergreifung einer ungewöhnlich zahlreichen Rotte die ganze Furchtbarkeit dieses Uibels erkannte: da stellte Lord Bentinck dem weit verzweigten System ein eben so kräftiges, als wohl berechnetes Gegengewicht. Djapbalpur ward zum Mittelpunkt der Gegenoperationen bestimmt, alle indische Regierungen durch Drohungen oder durch Güte für die Unterdrückung interessirt, Capitain Sleeman zum Oberintendanten ernannt und in jede Provinz ein Beamter gesendet, der sich ausschließlich mit der Erforschung und Vernichtung dieses Uibels befassen mußte, und für die Ergreifung der Thugs in seinem Distrikte verantwortlich gemacht wurde. Alle Thugs wurden verhört, aus jeder ergriffenen Bande zwei oder drei der Erfahrensten zu Angebern ernannt, und die Wahrheit ihrer Aussagen alsogleich durch Vergleichung mit andern Zeugnissen, durch Confrontation und durch Nachgrabungen an den bezeichneten Stellen erforscht. So wurden die Erfahrungen immer vollständiger, die Zahl der noch frei herumgehenden Thugs immer geringer; im October des Jahres 1835 hatte man bereits 1562 der Thuggie beschuldigte Personen eingezogen, und von diesen 382 gehängt, 986 transportirt oder auf lebenslang eingesperrt.

Die Hoffnung, dieses Uibel bald gänzlich, von der Wurzel aus, vernichtet zu sehen, ist um so größer, als die Regierung außer der Gewalt auch noch ein anderes Mittel benützt, nämlich die Verbreitung europäischer Cultur und Aufklärung, welche wohl bald der Göttin Kalee alle ihre Verehrer entziehen wird. Daß ein nach europäischer Sitte erzogener Hindu jenen thörichten Glauben seiner Landsleute nicht theilen kann, bezeugt nebst mehreren andern Beispielen auch folgendes. Ein junger Hindu, der eine liberale englische Erziehung genossen hatte, ward von seinen Verwandten wegen seiner Vernachlässigung des Dienstes ihrer Göttin verfolgt. Endlich von ihnen gezwungen, in ihren Tempel zu gehen, nahm er seine Kappe ab, machte der »Madame Kalee« seinen devoten Krachfuß, sagte: »er hoffe, daß ihre Ladychaft wohllauf sei,« und ging.

J. Cluth.

Die Gefangenen Abd-el-Kaders.

(Anzug aus: Les prisonniers d'Abd-el-Kader ou cinq mois de captivité chez les Arabes; par M. A. de France.)

Herr de France war Lieutenant auf der bei Arzew* stationirten französischen Brigg le Loiret. Am 12. August 1836 landete ein Theil der Schiffsmannschaft. Den Abend vorher hatte der Schiffsarzt, Herr Clinchard, de France um dessen Pistolen ersucht, de France aber ihn auf den Fall seines Todes verträstet. »Dann werden sie morgen mein Eigenthum seyn,« erwiderte Clinchard scherzend. Die Ereignisse des folgenden Tages hätten bald die scherzhafte Prophezeiung auf eine traurige Weise in Erfüllung gebracht.

Gefangennehmung.

Die gelandete Mannschaft beschäftigte sich damit, die Kugeln, welche die Schiffskanoniere bei einer Schießübung am vorigen Tage aus Land geworfen hatte, zu sammeln. De France befand sich auch unter ihnen. Da bemerkte er wenige Schritte vor sich ein Rebhuhn, legte darauf an, und lief demselben nach. Kaum hatte er einige Schritte gemacht, als plötzlich ein Trupp Araber aus einem Hohlwege stürzte, die Mannschaft umzingelte, und drei von ihnen unter dem Rufe: Semi, Semi (amis, Freunde) auf de France zusprengten. — »Auf die freundschaftlichen Gesinnungen dieser Araber vertrauend,« erzählt de France, »wandte ich mich gegen den Doktor Clinchard, als plötzlich einer von ihnen eine Bewegung machte, um sich des Stuhrohres zu bemächtigen, das ich in der Hand hielt. Jetzt erst begriff ich die feindlichen Absichten, welche die Reiter unter dem Anschein von Freundschaft hatten verbergen wollen, zog mein Rohr zurück, schlug auf den Araber, der mich entwaffnen wollte, an und zerschmetterte ihm mit einer Kugel die Schulter. Er ließ sein noch geladenes Gewehr fallen, taumelte, und mußte, um nicht zu stürzen, den Hals seines Pferdes umarmen. Ich schwang mich auf, um das Gewehr zu ergreifen, aber zwei Araber zielten mit den ihrigen nach meinem Kopfe, ich wandte mich ab, um ihren Kugeln auszuweichen; zwei Schüsse fielen, eine Kugel verwundete leicht meinen Kopf, eine andere drang durch mein Hemd und streifte mir die Brust.«

»Ich hatte das Gewehr des Verwundeten nicht aus dem Gesichte verloren, und bückte mich von Neuem, um es zu erfassen, aber in demselben Augenblicke fühlte ich etwas Rauhes über mein Gesicht gleiten; ich streckte die Hand darnach aus und ergriff einen Strick, der meinen Hals umschlang. Zu gleicher Zeit warf mich ein heftiger Ruck zu Boden und ein Araber, der das Ende dieses Strickes am Sattelknopfe festgemacht hatte, gab seinem Pferde die Sporen und schleifte mich im Galopp davon. Ich mochte schreien und bitten, wie ich wollte, der Araber beschleunigte nur noch den Lauf seines Pferdes, und schleifte mich halb erdrosselt über Stock und Stein immer weiter. Diese furchtbare Marter dauerte mehrere Minuten. Endlich mußte das Pferd

einen ziemlich abschüssigen Hügel hinaussteigen und daher seinen Lauf mäßigen, so konnte ich, freilich nicht ohne Mühe, mich erheben. Ich war von der Erschütterung ganz betäubt, meine Hände und mein Gesicht waren ganz mit Blut bedeckt, meine Füße zerfleischt. Ich weiß gar nicht, wie ich noch so viel Kraft fand, um den Strick zu ergreifen und mich an ihm fest zu halten, damit er mir die Kehle nicht zu fest zuschnüre, und wie ich das Pferd erhaschen und mich an seinen Schweif hängen konnte.«

»Unterdes vereinigten sich die andern Araber, — von den Matrosen, welche den Unstrigen zu Hilfe geeilt waren, in die Flucht gejagt — mit uns, überhäuften mich mit Beschimpfungen, und rissen meinen Rock in Fetzen. Ein Augenblick reichete hin, mich beinahe ganz meiner Kleider zu berauben. Sie ließen mir bloß eine schlechte Sommerhose und Stiefel, die von den Kieselsteinen und dem Gestrüppe, durch das ich geschleift worden war, ganz zerrissen waren. Man hatte auf der Brigg unser Unglück bemerkt, alsbald ward auf die Araber geschossen, aber jeder Kanonenschuß brachte mir zahlreiche Kolbenstöße ein, das Pferd, an das ich mich hielt, erschrad über den Lärm, den die Artillerie machte, bäumte sich plötzlich, und ich fiel auf die Erde zurück. Die Araber liefen hinter mir her und schlugen mich; unter allen erdenklichen Qualen erhob ich mich endlich. Aber mein herzloser Henker hatte es nicht sobald bemerkt, als er auch wieder sein Pferd in den schnellsten Galopp setzte. Das fortwährende Galoppiren des Pferdes, die heftigen Rucke des Strickes, das Schleifen mitten durch Sträucher und Steine, die Schimpfworte und Schläge der Araber, alles das dauerte eine Viertelstunde. — Eine Viertelstunde! welch kurze Zeit! — Ja, es ist wahr, aber ich schwöre euch, für mich war sie schrecklich lang, diese Viertelstunde.«

»Als die Araber glaubten, eine hinlängliche Strecke zurückgelegt zu haben, um keine Verfolgung vom Schiffsvolke mehr befürchten zu müssen, hielten sie an, um mir den Kopf abzuschneiden. Man befreite meinen Hals von dem Stricke, schnürte mir die Hände auf dem Rücken fest zusammen, und band mich an eine Zwergpalme. Ich legte mich auf die Erde (so ermüdet war ich von den Beschwerden) und erwartete meinen Tod mit ziemlicher Gleichgiltigkeit. Ich kannte das Loos, das jedem Gefangenen der Araber bevorsteht, und hatte mich auf den Abschied vom Leben gleich da gefaßt gemacht, als ich in ihre Hände gerieth. Ich hatte nur einen traurigen Gedanken, den an meine Familie, und auch dieser wurde bald verschreckt, sei es durch die Erwartung des Todes, sei es durch die heftige Scene, deren, wiewohl gefesselter und stummer, Hauptheld ich war.«

»Ein lebhafter Streit hatte sich unter den Arabern erhoben; sie schwaugen ihre Säbel über meinem Haupte und zankten um das Vergnügen, es abzuhaueu. Alle schriecn auf einmal: »Ich bin's!« »Nein ich! Ich habe ihn gefangen; ich muß seinen Kopf abschneiden.« Und um die Wahrheit seiner Behauptung zu beweisen, zeigte Jeder einen Fegen meines Hemdes oder Rockes vor. Mehre legten auf ihre Kameraden an und schriecn: »Ich schneide ihm den Kopf ab, oder schieße dich nieder, wenn du mich mein Recht nicht ausüben lässest!«

* Hafenstadt zwischen Algier und Oran.

»In diesem Augenblicke galoppirte ein Araber mitten unter die Gruppe, und warf den Kopf eines unserer Matrosen auf meine Kniee, gleichsam um mich an das Schicksal, das meiner warte, zu mahnen. Mit Abscheu wandte ich meine Blicke von diesem bluttriefenden, schrecklich verstümmelten Kopfe ab. Da bemerkte ich den Araber, den ich verwundet, ungefähr 50 Schritte von mir auf der Erde ausgestreckt. Er erhob sich ein wenig und zielte auf mich mit einem Pistol, das er in der linken Hand hielt, aber die Reiter gingen in der Hitze des Streites vor dem Kranken hin und her, so daß er seine Hand wieder sinken ließ und auf einen günstigeren Augenblick wartete. Ich sah alle seine Bewegungen, aber sie erschreckten mich nicht.«

»Dagegen erwartete ich mit Ungeduld das Ende dieses schrecklichen Streites und den Sataghan, der mir den Kopf abschneiden sollte, als das Erscheinen eines neuen Reiters den Entschluß der Araber änderte.«

»Abda, ein Spion Abd-el-Kader's, hatte uns oft in Arzem besucht. Er nannte sich unsern Freund und gab vor, sich dort niederlassen zu wollen. Um den durch seine häufigen Besuche allenfalls erregten Verdacht zu entfernen, versicherte er uns, daß diese die Entdeckung eines tauglichen Platzes zum Zwecke habe, auf welchem er sich mit seinem Stamme ansässig machen könnte. Von den freundschaftlichen Gesinnungen, die ihn zu besetzen schienen, entzückt, hatten wir ihn sehr oft zum Mittagessen eingeladen. Aber der Berater hätte andere Absichten. Er beobachtete, indem er unsere Reihen durchschritt, den Ort, wo unsere Heerden weideten; diese wollte er rauben, und dieser letztere Zweck war die Ursache, weshalb er sich mit seiner Schaar, derselben, welche uns überrumpelt und mich gefangen genommen, in den Hinterhalt verborgen hatte.«

»Als Abda die Wüthenden um mein Leben streiten sah, rief er: »Tödtet ihn nicht, er ist ein Officier! Abd-el-Kader wird weit lieber seinen Leib, als seinen Kopf bezahlen; er wird uns, wenn wir ihn lebend bringen, auch die drei Pferde, die wir verloren, ersetzen.« — Statt aller Antwort fuhren die Araber fort, ihre Säbel über meinem Haupte zu schwingen, mich auf's Korn zu nehmen und schreckliche Verwünschungen gegen den Christenhund auszustößen.«

»Abda machte neue Vorstellungen, und nachdem man endlich darin überein gekommen war, den von mir Verwundeten hinwegzuführen, (der Unglückliche starb am andern Tage) — ward auch sein Vorschlag angenommen. Sie beschloßen mich lebend zu Abd-el-Kader zu führen und dem Sultän die Wahl meines Todes zu überlassen, sobald er den Kauffchilling für mich gezahlt und die Pferde, die ihnen von den Unsrigen getödtet wurden, ersetzt haben würde. Ich ward von der Zwergpalme losgebunden, sie steckten einen Strick durch jenen, welcher bereits meine Hände fesselte; zwei Männer erfaßten jeder ein Ende desselben, man nahm mich in die Mitte des Trupps und so machten wir uns auf den Weg nach Alt-Arzem.«

Dies machte de Frances Loos um nichts erträglicher. Selbst Abda hatte sein Leben nicht etwa aus Gutherzigkeit oder Edelmuth gerettet, sondern rein nur aus Geldgier, der herrschenden Leidenschaft der Araber. Nackt, bedeckt mit Schweiß und Staub, vor Durst

verschmachtend, wie er war, mußte er noch alle Arten von Schimpf erdulden, ja es ward ihm nicht einmal gestattet, seinen lechzenden Gaumen zu laben.

»In der Ebene von Macta fanden wir drei Brunnen. Mehre Araber von den umwohnenden Stämmen stießen hier zu uns. Sie schöpften von dem Wasser und gaben Reitern und Pferden zu trinken. Ich näherte mich dem ersten Brunnen, um gleich den andern zu trinken, aber der Araber, der den Eimer hielt, spuckte mich an und rief: »Dies Wasser ist für keinen Christenhund, wie du einer bist.« — Ich hatte große Lust, diesem Tölpel einige Dhrseigen zu versetzen, änderte aber schnell meinen Entschluß und that wohl daran, sonst wäre ich sicher auf der Stelle niedergemacht worden. Ich war Gefangener und mußte ohne Murren die üble Behandlung und die Beschimpfungen von meinen Herren ertragen. Ohne daher etwas zu erwiedern, ging ich zum zweiten Brunnen. Aber der Araber, der dort Wasser schöpfte, spie mir ins Gesicht, und begrüßte mich mit denselben Worten, wie sein Genosse: »Dies Wasser ist nicht für einen Christenhund, wie du einer bist!« Ich waffnete mich mit Geduld und wanderte nach dem dritten Brunnen; hier aber begnügte sich der Araber nicht damit, mir ins Gesicht zu spucken und das Compliment seiner Kameraden zu wiederholen, sondern schüttete auch den mit Wasser gefüllten Eimer auf mich aus, obwohl ich ganz mit Schweiß überdeckt war. Ein Arzt hätte mir sicher einen Fluß auf der Brust prophezeit: weil ich aber nicht Zeit hatte, krank zu seyn und an eine solche Unpäßlichkeit zu denken, so blieb ich davon verschont und verspürte nur einen leichten Schauer und einen Anflug von Verzweiflung.«

»Ich warf mich auf den Boden und schrie: »Ihr könnt mich tödten! ich mache keinen Schritt mehr, denn ich sterbe vor Durst.« Und ich sog nicht; Mund und Zunge waren trocken wie ein Stück Holz, ich verschmachtete vor brennender Hitze. Da schöpften ein Kait* vom Stamme Amiens und Abda selbst für mich Wasser und gaben mir zu trinken.«

»Wir ritten über eine Ebene, auf welcher Araber Gerste schnitten; diesen riefen die Reiter zu: »Kommt und seht euch doch den Christenhund an!« — und die Araber ließen ihre Arbeit liegen, liefen auf mich zu und spuckten mich an. Wenn meine Begleiter auf der Ebene einige von ihrer Nation bemerkten, so ritten sie auf ungefähr 50 Schritte seitwärts und brüllten aus allen Kräften: »Kommt den Christenhund anzusehen!« Dann sprengten sie im Galopp zurück, schwenkten ihre Gewehre in der Luft, zielten auf mich, wandten unmerklich ihre Waffe seitwärts und brühten plötzlich los. Ich war an dieses seltsame Manoeuvre noch nicht gewohnt und empfand sehr lebhaftige Angst; ich gestehe, daß es mich immer ganz durchschauerte, wenn ich die Kugeln an meinen Ohren vorbeisausen hörte.«

Nach und nach gewöhnte sich indeß de France an diese Ausbrüche der Siegesfreude der Araber. — Er hatte Tantalusqualen zu dulden; sie schritten quer durch mehre Flüsse; oft ging ihm das Wasser bis an den Gürtel, aber die Araber hinderten ihn, in die hohle

* So heißen die Häuptlinge der einzelnen Stämme.

Hand Wasser zu schöpfen. Endlich, gleichsam den Drangsalen erliegend, sank er im Flußbett um, und trank nun in langen hastigen Zügen. Sein Durst war so unauslöschlich, daß er in jedem der vielen Flüsse, durch die sie an diesem Tage wadeten, diese List wiederholte. Endlich, von zehnstündigem Marsche und solchen Leiden ermattet, stürzte er zu Boden.

»Man raffte mich auf, legte mich auf ein Pferd, aber schon nach einer Viertelstunde zwang mich der Eigener des Pferdes, daselbe zu verlassen, indem er mich bei den Füßen hinabzog. Ich marschirte noch zwei Stunden, dann ließ man mich wieder zu Pferde steigen, bis wir bei Anbruch der Nacht in einem Lager des Stammes anlangten.« Neue Drangsale hatte er hier zu erdulden; man legte ihm enge Fesseln an die Füße, und da diese deshalb so aufschwellen, daß er des andern Tages nicht weiter gehen konnte, so setzte man ihn auf ein Pferd; aber dies linderte seine Qualen nicht.

»Wenn mein Pferd langsamer ging, schlugen sie mich, wenn ich es spornte, überhäuften sie mich mit Prügeln, und riefen: »Ein Christenhund, wie du, soll ein Araberross nicht schlagen.«

Endlich erreichten sie das in der Nähe der hübschen Stadt El-Kaala aufgeschlagene

Lager Abd-el-Kader's.

Dieses war in einem Feigenwäldchen auf der Straße von Mustaganem nach Maskara aufgeschlagen, und man konnte noch vollkommen die Gleise unterscheiden, welche die Kanonen der Franzosen bei ihrem letzten Durchzuge gemacht hatten. Von dem Pöbel im Lager hatte de France dieselbe peinvolle Begrüßung zu erdulden, die ihm auf dem Marsche in so unselig reichem Maße zu Theil geworden war, bis endlich die Tschaus* des Sultans ihm zu Hilfe kamen, mit Stockschlägen das Volk auseinanderjagten, und ihn nach Abd-el-Kader's Zelte führten.

»Der rohe Empfang war keineswegs geeignet, mich zu beruhigen, und ich empfand beim Eintritte einige Furcht. Aber Abd-el-Kader, der ohne Zweifel aus der Blässe meines Gesichtes meine Furcht erkannte, gab mir lächelnd ein Zeichen, mich zu setzen. »So lange Du bei mir bleibst, hast Du weder üble Behandlung noch Schimpfworte zu fürchten.« Ermuthigt durch dieses Wohlwollen, bat ich um einen Trunk; ich hatte seit gestern Abend — Dank den Reitern von meiner Eskorte — noch nicht getrunken. Abd-el-Kader ließ mich sogleich in das Zelt, das als Speisemagazin diente, führen, wo man mir eine Melone, Trauben, Weißbrod und Wasser reichete.«

»Abd-el-Kader ist 28 Jahre alt, klein, nicht ganz 3 Fuß hoch, sein Gesicht ist lang und außerordentlich blaß, seine großen schwarzen Augen sanft und einschmeichelnd; sein Mund klein und angenehm; seine Nase ablerartig; sein Bart dünn und schwach, aber sehr

* Die Tschaus sind die Vollzieher der Hinrichtungen, haben Officiersgrad, freisen mit Abd-el-Kader, sind reich gekleidet und tragen an einem goldenen Gürtel prachtvolle Sataghans und mit Perlen und Korallen ausgelegte Pistolen. Einen Stock haben sie immer zur Hand und setzen ihn immerwährend in Bewegung.

schwarz. Er trägt ein Schnurrbärtchen, welches seinen feinen wohlwollenden Zügen einen kriegerischen Anstrich gibt, und ihm entzückend schön steht. Im Ganzen ist seine Physiognomie sanft und voll Anmuth. — Er hat kleine wohlgebildete Hände und sehr schöne Füße, mit denen er, so zu sagen, kokettirt. Er wäscht sie jeden Augenblick, und hält, auf dem Teppich niedergekauert, die Zehen in den Händen, oder beschneidet die Nägel mit einem sehr fein gearbeiteten Messer, das er fortwährend in den Händen hat. In seiner Kleidung affektirt er sehr große Einfachheit, und man sieht nie Gold oder Stickereien an seinem Mantel.«

»Sein Vater, der seit ungefähr 2 Jahren gestorben ist, war ein Marabut*, Namens Mahidin, welchem sein Reichthum, seine Klugheit und der Geruch der Heiligkeit, in dem er stand, einen großen Ruf unter den Arabern und großen Einfluß auf die einzelnen Stämme verschaffte. Er hatte zweimal die Reise nach Mekka gemacht, zweimal sich vor dem Grabe des Propheten niedergeworfen. Sein Sohn, damals 8 Jahre alt, begleitete ihn auf seiner zweiten Reise und beobachtete und behielt trotz seiner Jugend Alles sehr wohl. Er kannte schon damals arabisch lesen und schreiben, jezt lernte er auch das Italienische.«

»Als wir nach der Eroberung Algiers Frieden mit den Arabern geschlossen hatten, arbeitete Abd-el-Kader daran, die Stämme aufzureizen, ihre Rache zu nähren und zu verstärken, ihren religiösen Fanatismus zu beleben, kurz ihr Anführer zu werden. Die umfassenderen Kenntnisse, die Thätigkeit, Tapferkeit, Gewandtheit und der Muth des jungen Marabut sicherten ihm bald eine vorzügliche Stelle unter den Arabern; sie erkannten seine Überlegenheit über sie an, gewöhnten sich nach und nach, ihn als ihren Häuptling anzusehen, und so ist er jezt ihr Sultan geworden. Er ist der einzige Mann, der fähig ist, die Araber gegen unsere Angriffe zu schützen. Verloren sie ihn, dann würden sie — entmuthigt und erschlaft, wie sie bereits sind — gar bald sich unserer Herrschaft unterwerfen.«

De France hatte eine ziemlich lange Unterredung mit Abd-el-Kader. Er erhielt auf dessen Befehl Kleider, ward in ein Zelt, welches zugleich als Magazin diente, einquartirt, und fand hier einen gefangenen Landsmann, Namens Maurice, der bereits seit Ende Aprils gefangen war, und den die erlittenen Drangsale ganz stupid gemacht hatten. Doch mußte er Herrn de France manche interessante Notizen über den Hof des Sultans mitzutheilen. Sie sind in Kurzem folgende:

Abd-el-Kader hat in seinem Lager 250 Reiter und 500 Infanteristen, die er aus seinem eigenen Vermögen bekleidet und besoldet. Der Kalifat (Obergeneral), lagert mit einer gleichen Anzahl in der Umgebung von Tlemeken. Mit dieser Hand voll Menschen zwingt er alle benachbarte Stämme, an dem Kampfe Antheil zu nehmen. Der Oberaufseher des Zeltes, in dem sich die beiden Gefangenen befanden, ist der Regent Beis-Jaka, ein alter Slave, der schon bei des Sultans Vater gebient hatte, dessen Sohn auf die Welt kom-

* Marabut, arabischer Priester. Jene unter ihnen, welche die Pilgerreise nach Mekka bereits gemacht haben, nennt man Hadschi's (Heilige).

men und aufwachsen sah, und ihm sehr ergeben ist. Er hat alle Pflichten eines Bittualienintendanten zu erfüllen. — Ben About, der alte Lehrer Abd-el-Kaders, genießt sein volles Vertrauen. Er bewacht das Zelt und den Schatz, wenn sein Herr ins Feld zieht. Miklud Ben Arrach, der Obergeneral, ist ein sehr ernster Mann, der nie lacht; ihm zur Seite steht ein Araber, Mustar, als Befehlshaber der Reiterei. Dieser war während des Friedens sehr oft nach Dran gekommen, hatte die Manoeuvres der französischen Cavallerie mit angesehen, und gibt sich seit der Zeit alle Mühe, seine Reiterei in Gliedern marschiren zu lehren. Aber alle seine Anstrengungen sind fruchtlos, denn die Araber werden es nie begreifen, wie ein ganzes Regiment immer in Reih und Glied reiten und im Galopp laden kann.

»Dem Beispiele Mustars«, erzählt Herr de France, »folgt der Aga der Infanterie; aber auch ihm gelingt es nur sehr unvollkommen, diese Banden zu discipliniren, denen jeder Zwang und jede Ordnung verhaßt ist. Vom Marschiren im abgemessenen Schritt und militärischer Haltung verstehen sie gar nichts; die Gassenjungen, die in Frankreich auf Soldaten spielen, kennen das Exercitium weit besser, als alle Infanteristen und Cavalleristen Abd-el-Kaders.«

»Erst seit dem September 1836 trägt die arabische Cavallerie rothe Jacken und Hosen auf türkische Art; darüber werfen sie den Haif* und Bernus**, ihre Füße sind mit Babuschen*** bekleidet. Ihre Waffen sind ein Gewehr, ein Säbel und eine Patronentasche, die ein Duzend Patronen enthält, an ihrer rechten Hüfte mittelst eines am Halse festgemachten Riemens hängt und sie nie verläßt.«

»Die Infanteristen tragen eine wollene Weste, türkische Hosen, eine schwarze Jacke mit Kapuze und Babuschen. Gleich der Reiterei haben sie eine Patronentasche und ein Gewehr; überdies hängt ein Messer an ihrem Gürtel, an welchem die Reicherer noch einen Dolch, Pistolen und Fataghans tragen.«

»Bei Nacht müssen aus jedem Zelte 2 Mann Schildwache stehen, um Mitternacht und mit Tagesanbruch werden sie abgelöst, bei Tage werden dann keine Wachen ausgestellt. Sonst haben die Soldaten auch den ganzen Tag nichts zu thun, wenn nicht allenfalls ihre Officiere versuchen, sie exerciren zu lassen.«

»Die Pferde werden nie gestriegelt, man beschützt sie bloß, bevor sie getränkt werden, ganz mit Wasser. Sie bleiben Tag und Nacht ohne Bedeckung der Sonne, dem Regen und dem Schnee ausgefetzt, das ist auch Ursache, warum sie selten länger als sechs Jahre ausdauern.«

»Dreimal des Tages spielt eine Militärmusik vor Abd-el-Kaders Zelt, Mittags, um 4 und um 8 Uhr Nachmittags, nach dem Gebete. Drei Musikanten blasen stehend das Hautbois; drei, ebenfalls stehend, schlagen das Tamburin, und drei sitzen auf der Erde und schlagen kleine Pauken. Ihr Repertoire ist übrigens sehr

* Haif, eine leichte wollene Decke, in welche die Araber Kopf und Körper hüllen.

** Bernus, ein wollener Mantel mit einer Kapuze und ohne Ärmel.

*** Ein Mittelding zwischen Uberschuhen und Pantoffeln.

arm, sie kennen, glaube ich, nur 3 Stücke, deren Melodien ich aber nie begriff. Wenn der Sultan diese Musik satt hat, so gibt er ein Zeichen und die Musikanten entfernen sich.«

»Jeder Officier hat in seinem Gefolge einen eigenen Diener, der ihm seinen Kaffee kocht. Die Kaffetiers halten Zelte, wo man Kaffee trinken und eine Pfeife rauchen kann. Der Tabak aber ist hier sehr schlecht, und grün, wie Sichorie.«

Es befanden sich zu gleicher Zeit noch zwei französische Deserteur und drei gefangene sardinische Korallenfischer im Lager Abd-el-Kaders. Mit den letztern war auch ein kleiner Schiffsjunge gefangen worden, den Abd-el-Kader seiner Gattin schickte, bei der es ihm so wohl ging, daß seine Landsleute ihn entweder nie oder nur als Mahomedaner wieder zu sehen hofften.

Aufbruch der Truppen.

»Am 17. August wurden wir sehr zeitig von Ben Faka, dem Aufseher des Zeltes geweckt. »Christenhunde, Hundesöhne!« schrie er, »steht auf, man reißt das Zelt nieder, denn der Sultan hat befohlen, das Lager aufzuheben.« Kaum waren diese Worte gesprochen, als auch schon Stangen und Zelttuch über uns zusammenstürzten, so daß wir alle Mühe hatten, uns aus dieser Decke wieder hervorzuheben. Während dem trommelte der Tambour Reveille, und gleich darauf zum Abmarsch der Infanterie, die sich auch alsbald in Bewegung setzte. Zu gleicher Zeit näherten sich die Kameele, Maulthiere und Lastpferde den Zelten, worauf man Alles, was man fortzuschaffen wollte, in Körbe packte und ihnen aufstufte. Ein dritter Trommelwirbel gab den Maulthier- und Kameeltreibern das Zeichen, mit der Bagage sich auf den Weg zu machen. Ben Faka hatte die Oberaufsicht über diesen Trupp, und wir Gefangenen wurden in die Mitte desselben genommen, Meurice und ich auf Maulthieren, die andern auf Kameelen.«

»Wenn das Lager aufgebrochen wird, betet Abd-el-Kader von 3 Uhr früh an so lange, bis alle Zelte niedergeworfen sind, und die Sklaven das feingewaschene Zelt zusammenrollen. Jetzt tritt er aus seinem Zelt und setzt sich auf ein seidenes Kissen, die Marabouts und vorzüglichsten Officiere umgeben ihn. Dann stellt sich seine Cavallerie ihm zur Rechten, seine dreißig Neger zur Linken in Einer Linie auf. Sobald die Bagage das Lager verlassen hat, führt ein Sklave das Pferd des Sultans vor, ein anderer bringt einen Schämel, dessen sich Abd-el-Kader zum Aufsteigen bedient. Sobald er zu Pferde sitzt, geben die Officiere das Zeichen zum Aufbruch. Die neun Musikanten eröffneten zu Pferde den Zug, hinter ihnen kamen acht Araber, welche lange Flinten, die dem Sultan gehören, in rothen Tuchscheiden trugen; ihnen folgten 4 Reiter mit Fahnen, diesen Abd-el-Kader, dann die 30 Neger, nach ihnen die Cavallerie und endlich zum Beschluß eine elende Kanone, von zwei noch elenderen Maulthieren gezogen.«

»Noch denselben Nachmittag kamen wir in der Ebene von Mustaganem, 4 Meilen von der Stadt selbst, an. Ben Faka bestimmte den Ort, wo das Lager geschlagen werden sollte, dies ist eine von

seinen Obliegenheiten. Sobald das Gepäck angekommen war, begannen die Infanteristen die Zelte aufzuschlagen. Die Araber wenden immer den Eingang ihrer Zelte gegen Osten, und wissen sich dabei so gut zu orientiren, daß, selbst wenn das Zelt bei dem schlechtesten Wetter aufgestellt wurde, doch immer der erste Sonnenstrahl, der sich blicken läßt, ins Zelt hineinschimmert. Das Aufrichten des Sultanzeltes, um welches herum der Boden besprengt wird, geschieht unter Ben-Faka's unmittelbarer Aufsicht. Während man gerade die letzte Hand daran legte, meldeten die rauhen, gellenden Töne der Musik Abd-el-Kaders Ankunft. Sobald die Cavallerie nur etwa 10 Minuten vom Lager entfernt ist, sprengen einige Reiten vom Hauptcorps, galoppiren ungefähr 300 Schritte weit, wenden dann plötzlich die Pferde, reiten wieder gegen die Colonne zurück, wobei sie das Gewehr immer auf Abd-el-Kader angelegt halten, dann auf Büchsenchußweite angekommen, wenden sie plötzlich das Gewehr niederwärts und drücken ab. Das ist die Weise, auf welche die Araber dem Sultan die ihm gebührenden militärischen Ehren bezeugen. Im Lager angekommen, stellen sich die Reiter rechts, die Neger links von des Sultans Zelte auf, der heillose Lärm der Musik und drei von Hügel zu Hügel wiederhallende Kanonenschüsse melden den umwohnenden Stämmen die Ankunft des Sultans. Er selbst reitet durch die Reihen, zwei Sklaven heben mit langen Stäben die Zipfel des Zeltvorhanges auf, das Pferd bäumt sich, wiehert und tritt auf seinen Hinterfüßen bis in die Mitte des Zeltes. Sobald es fällt, streckt sich der eifrige Ben-Faka am Boden aus, und bietet dem Sultan seinen Rücken als Schämel zum Absteigen dar. Ein Sklave führt das Pferd weg, die Marabouts und obersten Officiere umringen Abd-el-Kader. Mustar befehlt die Trommeln zu rühren, die Reihen lösen sich auf und jeder Reiter bindet sein Pferd an das Zelt, welches die Leute vom Gepäck ihm aufgeschlagen.«

»Unterdessen beeilen sich die benachbarten Stämme, dem Sultan ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Ohne Ordnung treten sie in sein Zelt, werfen sich vor ihm nieder, küssen zum Zeichen ihres Gehorsams seine Hand, seinen Turban und den Zipfel seines Bernus. Abd-el-Kader sitzt auf seinem Sopha, und gibt sich das Ansehen, als wolle auch er ihnen die Hand küssen.«

»In der Nacht wurde plötzlich getrommelt, denn es verbreitete sich das Gerücht, Ibrahim, Bey von Mustaganem, marschire dem Sultane entgegen. Als bald brach dieser mit seiner ganzen Cavallerie auf und zog nach der Gegend, in welcher er Ibrahim zu finden hoffte. Unterdes herrschten bis zu seiner Rückkehr Furcht und Verwirrung im Lager. Mit Tagesanbruch kehrte Abd-el-Kader zurück, er hatte Ibrahim nicht getroffen, brachte aber die Nachricht, daß die französische Armee schon seit vier Tagen Dran verlassen habe. Da er über Ibrahim keine sichern Nachrichten hatte, befahl er das Lager abzurechen, und gegen 11 Uhr früh befanden wir uns wieder auf dem Wege, den wir gekommen waren, auf dem Wege nach El Kaala. Die Einwohner schienen mit diesem neuen Besuche Abd-el-Kaders sehr unzufrieden, den jetzt sollten sie wieder dessen Truppen ernähren, und ihre Mittel waren doch

schon ganz erschöpft. Sie kamen nicht, ihre Ehrfurcht zu bezeugen, obwohl ihnen Kanonenschüsse des Sultans Ankunft verkündiget hatten. Die Türken, welche in der Stadt wohnten, flohen sogar ins Gebirge, um ihr Geld zu retten. Kaum hatte Abd-el-Kader die üble Laune der Bewohner von El Kaala bemerkt, so machte er sich auch schon mit fünfzig Reitern auf den Weg nach der Stadt, kehrte aber sehr bald zurück. Sein Gefolge war beladen mit Teppichen* und andern Gegenständen, die sie den Widerspenstigen weggenommen hatten. Während sie noch ihre Beute vor dem Zelte des Sultans ausbreiteten und während die Officiere dieselbe nach dem Range vertheilten: beweinten die Bewohner von El Kaala ihre verlorenen Reichthümer und verkündigten durch zehn Kanonenschüsse die Freude, mit welcher seine Gegenwart ihre Herzen erfüllte.«

Die Ebene von Mustaganem. Tribut.

»Am 23. August marschirten wir wieder ab und wandten hieselbst gegen Norden. Nach siebenstündigem Marsche hielten wir am äußersten Ende des Flusses Cheliff.** Die Gegend war entzückend schön. Zu unsern Füßen dehnte sich die weite Ebene aus, deren Reichthümer mit leichter Mühe noch vermehrt werden könnten; sie war mit Heerden, Zelten und Saaten bedeckt. Ein Hohlweg, mit Feigen-, Mandel-, Aprikosen-, Pfirsich- und Delbäumen besetzt, verbindet das Gebirge mit der Ebene. Der Anblick dieser Landschaft und der Hilfsquellen, die sie dem Lager bot, erregte die Freude der Truppen, ich theilte die allgemeine Zufriedenheit. Auch Abd-el-Kader war sehr guter Laune und ließ mir und Meurice 12 Acht-Musunestücke*** und am Morgen Melonen, Feigen, Pfirsiche und Trauben reichen, von denen besonders die letzteren so köstlich waren, daß sich die berühmtesten französischen Trauben ihnen nicht zur Seite stellen dürfen.«

»Gegen vier Uhr kamen alle Stämme der Umgegend, um den Tribut zu zahlen. An der Spitze jedes Stammes ritt, einen Stock in der Hand, der Kapitän desselben. Ihm folgten Männer, Weiber und Kinder, alle paarweise und Schüsseln mit Kuskussu**** tragend. Die Reichsten gingen außer der Ordnung und trugen auf hölzernen Bratspießen ganze gebratene Schafe. Vor Abd-el-Kaders Zelte angekommen, ging der Kapitän, dem Sultan zu melden, daß er den Tribut bringe, die andern legten ihre Schüsseln auf die Erde oder

* El Kaala ist unter den Arabern der Teppiche wegen, die dort gefertigt werden, sehr berühmt.

** Ein Fluß, welcher, nachdem er den Mina aufgenommen, nahe am Cap Ivi, zwischen dem Cap Tenez und dem Golf von Arzew sich ins Meer ergießt.

*** Ein Musuné gilt nach unserm Gelde ungefähr 3 fr. W. W., ein Acht-Musuné-Stück also etwa 10 fr. E. W., und die ganze Summe von zwölf solchen Münzen 2 fl. E. W.

**** Der Kuskussu, eine Art Weichknödel, wird auf folgende Art bereitet. Ein Araber hält ein Sieb mit Mehl, das er langsam bewegt, während ein Anderer Wasser darauf schüttet. Auf diese Weise bilden sich Knödel, welche die Frauen, wenn sie nicht groß genug sind, rollen und in einen irdenen Topf werfen. Dieser wird dann auf einen Topf mit kochendem Wasser gesetzt, bis die Knödel durch den Dampf gefocht sind. Sodann werden sie mit einem Huhn aufgetragen, und mit Fleischbrühe oder gewürzter Milch begeben.

senkten ihre Bratspieße gegen den Boden. Die Schüsseln mit Kusfusu, bald mit Honig, bald mit harten Eiern, einige mit Rosinen, andere mit Hühnern und Schafvierteln angerichtet, boten einen so appetitregenden Anblick, daß, während einige Araber ins Zelt eilten, um den Sultan zu begrüßen, andere die Verwirrung dazu benützten, um die unbewacht stehenden Schüsseln zu plündern. Doch die Kaits verjagten bald mit Stockschlägen die raublustige Menge; Abd-el-Kader warf einen Blick auf die symmetrisch geordneten Schüsseln und Ben-Faka ließ dieselben im Lager vertheilen.

»Nachdem Abd-el-Kader sein Mahl geendet hatte, wobei ihn Ben-Faka bedienen mußte, erhielt letzterer mit den Marabuts und uns (wir saßen jedoch etwas seitwärts) das Seinige von den Ueberbleibseln, die der Sultan gelassen. Die Reste dieser zweiten Lesse kamen den Sklaven zu. Alle, auch wir aßen mit den Händen und ohne Brod, doch fanden wir nach so vielen Leiden und Drangsalen das Mahl vortrefflich. Um den Tag, an welchem wir Fleisch gegessen, würdig zu enden, bat ich Ben-Faka um die Erlaubniß, Kaffee bringen zu lassen.

»Kaffee einem Christen? wer wird ihn zahlen?«

»Hat mir der Sultan nicht heut früh Geld gegeben?«

»Der Sultan ist groß und edel! Ist er es nicht?«

»Ja, er ist groß, edelmüthig und freigebig; wenn ich je freigelassen werde, so werde ich seine Großmuth unter den Christen preisen!«

»Diese Worte besänftigten die unbeugsame Strenge Ben-Faka's. Sein Kafetier trat in demselben Augenblicke ein, er ließ uns Kaffee bringen.«

»Ben-Faka theilte die allgemeine Freude, er begann zu schwätzen und uns von der Macht und dem Reichthume seines Herrn zu erzählen. Ich bemerkte, daß er sich nur deshalb so lange und mit solcher Herzlichkeit mit uns unterhielt, weil er uns dahin bringen wollte, daß wir um seine Protection bitten und ihm versprechen möchten, nach unserer Rückkehr nach Algier ihm Geschenke zu schicken. Er zeigte uns eine kleine Dose, deren Deckel mit einem Spiegel geschmückt war; ich kann weder die Bewunderung der Marabuts und der andern im Zelte anwesenden Araber beim Anblicke dieser Kostbarkeit, noch das Glück und den Stolz beschreiben, mit welchem der Besitz eines solchen Schatzes den Neger erfüllte. Meurice, der nie eine Gelegenheit unbenützt ließ, die Araber sich geneigter zu machen, gab Ben-Faka das Versprechen, er werde ihm nach seiner Freilassung eine goldene Dose schicken.«

Hilfe von Marokko. Spione.

»Man hat behauptet, daß Abd-el-Kader von Marokko weder Gold, noch Pulver, noch Lebensmittel oder Kleidungsstücke, noch Waffen bezöge. Meurice und ich haben uns mit eigenen Augen vom Gegentheil überzeugt. So kam am 7. August 1836, eine Sendung von Hemden, Mützen, Babuschen, Hosens und Röcken für sechs hundert Mann, im Lager Abd-el-Kaders an; und acht Tage später fünfzehn mit Pulver und Kanonen beladene Kameele; Meurice hat beide in sein La-

gebuch verzeichnet. Am 25. August erhielt Abd-el-Kader von Marokko eine Zufuhr von Zwieback und Salpeter. Als die letztere Sendung vor Abd-el-Kaders Zelt abgeladen wurde, rief mich Ben-Faka, und während er die Ballen zählte, sprach er zu mir: »Sieh, ob der Sultan nicht groß ist! Seine Macht erstreckt sich bis in die Ferne, seine Verbündeten haben ihn nicht verlassen.« Als ich ihm hierauf bemerkte, daß nur das schlechte Wetter einer Nacht und eine einzige Schlacht hinreichend seien, diese Hilfsquellen versiegen zu machen, befahl er mir, künftig meine Zunge besser im Zaume zu halten, versetzte mir einen Stockhieb und spuckte mir ins Gesicht.

»Jedezeit wenn eine Sendung im Lager ankam, herrschte daselbst die größte Freude darüber, und die Cavallerie erwies dem Befehlshaber der marokkanischen Eskorte dieselben Ehren, die sie Abd-el-Kadern zu bezeugen pflegte.«

»Am 28. August kamen zwei Spione im Lager an. Der eine brachte eine große Menge Flintensteine, die er in Dran aufgekauft, der andere, der von dem französischen Gouvernement beauftragt war, die Briefe des Commandanten von Nemeken an jenen von Dran und umgekehrt zu tragen, brachte dem Sultan ein Packet Briefe. Abd-el-Kader entsiegelte sie, und befahl Meurice sie ihm vorzulesen, siegelte sie wieder zu und sandte sie nach Dran, wohin sie adressirt waren. Einige Tage nachher brachte derselbe Araber die Antwort des General Létang, Commandanten von Dran. Abd-el-Kader ließ mich rufen, entsiegelte den Brief mit voller Behutsamkeit, und befahl mir, ihn laut vorzulesen. Der General meldete darin, daß er von seiner Expedition gegen den Stamm Beni Amer zurückkehre, dessen Silos* geplündert habe, und fügte noch bei, daß die Officiere der Kriegsbrigade Voiret so thöricht gewesen seien, auf die Jagd zu gehen, wobei der Fregattenlieutenant de France in die Hände der Araber gefallen sei.

»Ich hütete mich wohl, mehr als dieses letztere zu lesen, Abd-el-Kader schien zu merken, daß ich ihm etwas verschweige, schickte mich deshalb weg, und ließ Meurice rufen, dem ich noch glücklicher Weise einen Wink geben konnte. Der Sultan entließ ihn sehr zufrieden. Hätte Meurice das gelesen, was ich verschwie, so hätten Abd-el-Kader's Tschans mich gewiß außer Stand gesetzt, es jemals wieder zu erzählen, daß der große Sultan die Briefe unserer Generale eröffnet, und daß er ohne die Hilfe von Marokko nicht im Stande wäre, unsern Waffen lange zu widerstehen.«

Ein Aufstand.

»Am 29. August brachen wir wieder auf, und gelangten nach sechsstündigem Marsche an die Ufer des Flusses Mina. Längs desselben dehnt sich eine schöne fruchtbare Ebene, von der man sehr viel Heu gewinnen könnte, wenn die Faulheit der Araber die dort wuchernden Pflanzen nicht lieber von der Sonne ver-

* Die Silos sind große in die Erde gegrabene Löcher, die als Getreidemagazine dienen und mit solcher Sorgfalt gebaut sind, daß nie Feuchtigkeit hineindringt, und alle Lebensmittel sich sehr wohl darin erhalten.

sengen ließe. Abd-el-Kader belegte die umwohnenden Stämme mit doppeltem Tribute, weil sie den Bey von Mustaganem wohl aufgenommen hatten. Täglich wurden ihnen Pferde, Schafe, Ochsen geraubt und ins Lager getrieben. Ganze Tage verbrachte man in Abd-el-Kaders Zelte damit, das erbeutete Geld zu zählen, womit ich jedoch nicht etwa sagen will, daß unermessliche Summen in des Sultans Kisten floßen, sondern bloß, daß die Araber, mißtrauisch und habgierig, eine Geldsumme zehn bis fünfzehnmal hintereinander durchzählen. Der erste Schreiber des Sultans, der doch, seinem Stande nach zu urtheilen, weit aufgeklärter als die andern Araber ist, kam sehr häufig in unser Zelt, kauerte sich hinter den Ballen nieder und unterhielt sich Stundenlang mit dem Zählen und Wiederzählen seines Geldes.

Aber die mit doppeltem Tribut belegten Stämme, darunter die mächtigen und wohlhabenden Beni-Flitaz und Huledscherriff, weigerten sich nicht nur, die Auflage zu bezahlen, sondern kündigten auch dem Sultan förmlich den Gehorsam auf. An ihre Spitze stellte sich ein Marabut, der Abd-el-Kaders Oheim war. Abd-el-Kader, der wohl einsah, daß ein Bürgerkrieg nur das Vorspiel seines eigenen Unterganges seyn müsse, versuchte durch Güte, Drohungen, Strenge gegen einige Gefangene von diesen Stämmen den Aufstand im Beginne zu ersticken; als aber nichts half, zog er mit seinem Heere gegen sie aus. Aber die Bestürzung der Truppen, die Niedergeschlagenheit des Sultans bei der Rückkehr von diesem Zuge zeigten deutlich, daß nicht er den Sieg davon getragen habe.

Elend der Gefangenen.

»Einige Tage nach meiner Ankunft im Lager Abd-el-Kaders war ich mit Läusen überdeckt. Die Araber sind voll von diesen Thieren; der Sultan selbst ergötzt sich mitten unter seinen beschwerlichsten Geschäften damit, diese Insekten von seinem Haat zu klaben, mit ernster Miene zwischen seinen Fingern zu rollen und dann auf seine Leppiche zu werfen. Ich brachte mit Meurice immer einen Theil des Tages mit der Jagd auf diese Thiere zu. Ihre Eier legten sie in die Nacht unserer Beinkleider, so daß diese den Worten der Elegants nicht unähnlich sah. Die Araber sind an diese Gaste schon so gewöhnt, daß sie sich derselben nicht im Geringsten zu entledigen suchen; als sie daher mich und Meurice auf dieselben Jagd machen sahen, überhäuften sie uns mit Schimpf und Spott. Eines Tages baten wir Abd-el-Kader um die Erlaubniß, uns im Flusse Mina zu baden; wir hofften dadurch dieser Thiere, wie auch des Staubes, der auf unsern Körpern lag, uns zu entledigen. Der Sultan gewährte unsere Bitte und gab uns einen Neger mit, der uns gegen die üble Behandlung der Araber schützen sollte. Es ist leicht zu begreifen, wie behaglich und froh wir uns in dem Bade fühlten, aber 2 Tage darauf waren Staub und Läuse wiedergekehrt. Wir schliefen auf der Erde, die Nächte waren kalt; um unsere erstarrten Glieder zu erwärmen, drückten wir uns einer an den andern; hatte sich das Blut in Bewegung gesetzt und kam die Wärme in den Körper zurück, so ließen auch die Läuse ihre Ge-

genwart fühlen, wie Nadeln stach es uns am ganzen Leibe, und wir wünschten sehnlichst die Kälte zurück, die zu vertreiben wir uns so viel Mühe gegeben hatten.«

Tefedemta.

»Am 11. September zog das Heer gegen Südwest und schlug auf einer anmuthigen Hochebene Lager, welche noch Spuren des Aufenthaltes der Beni-Flitaz zeigte, die nun die Gegend verlassen hatten, um sich mit dem Oheim des Sultans zu vereinigen. Sobald die Artilleristen die gewohnten drei Kanonenschüsse gethan hatten, zerstreute sich die Cavallerie, ohne erst ihren Pferden Zeit zum Ausschmaufen zu gönnen, nach allen Seiten, um die Silos der Beni-Flitaz aufzuspüren und zu plündern. Sie kamen auch bald mit Stroh und Getreide zurück, aber Niemand brachte diesen Tag gebratene Schafe oder Kusfusu, denn die Gegend war gänzlich von Menschen verlassen. Aus Furcht, deshalb bald Mangel an Lebensmitteln zu leiden, beschloß Abd-el-Kader, sein Lager anderswohin zu verlegen. Erst am 18. entdeckten wir eine bewohnte Gegend. Einige Stämme brachten Pferde und Geld herbei, aber äußerst wenig. Wir zogen daher am 18. September in die Gegend von Tefedemta. Abd-el-Kader hatte schon längst den Plan gehabt, diese alte berühmte Stadt, die jetzt ganz in Ruinen lag, wieder aufzubauen. Um sich während des Baues Hilfsmittel und Viktualien zu sichern, hatte er den Umwohnern ihren Tribut erlassen und den Kaits seinen Wunsch ausgesprochen, die Vorräthe, welche man ins Lager hätte tragen sollen, ihm später nach Tefedemta zu bringen. Ohne auszurufen, wechselte Abd-el-Kader, während die Truppen ihre Zelte aufrichteten, sein Pferd, und ritt, von einigen Marabuts begleitet, nach den Ruinen der Stadt.«

»Das Land umher ist gebirgig und unangebaut, nichts deutet darauf hin, daß die Araber sich hier aufgehalten hätten. Die Berge sind mit Eichen, Mastix- und Wachholderbäumen und mit Steineichen bedeckt. Die Menge und der Umfang dieser Bäume ist ein sicheres Zeichen, daß die Araber schon seit Langem hier nicht gehaufet, denn jede Gegend, in der sie ihr Lager aufschlugen, ist gar bald aller Bäume beraubt, die vor ihrer Ankunft den Boden bedeckten. Die Araber verbrauchen sehr viel Holz, nicht nur für den Bedarf ihrer Küche, sondern auch zur Unterhaltung der Feuer, an welchen sie sich in den kalten Nächten erwärmen, und mit denen sie zugleich die ihre Wohnungen immer umschwärmenden wilden Bestien verschrecken. Zudem haben sie eine Gewohnheit, die gar nicht geeignet ist, ihre Wälder in gutem Stande zu erhalten; um sich nämlich in den Wäldern einen Weg zu bahnen, brennen sie alle Aeste und Zweige, welche ihren Marsch hindern, von unten hinauf ab; sind diese von den Flammen verzehrt, dann hauen sie den Stamm selbst um.«

»Am selben Tage, an welchem wir unser Lager hier aufgeschlugen, kamen mehre Mauren von Madakara mit 50 Eseln, welche mit Körben, Karsten und anderen zum Graben und Bauen nothwendigen Werkzeugen beladen waren. Sobald Abd-el-Kader ins Lager zurückkam, sandte er sogleich alle seine Maulthier-

treiber und einen Theil seiner Neger nach den Ruinen, mit dem Befehle, den Platz, wo das alte Schloß gestanden, zu reinigen. Des andern Morgens folgte ihnen eine Abtheilung Soldaten, um das Aufräumen fortzusetzen und eine Redoute zu bauen. Da die Arbeiter nicht bezahlt wurden, so begaben sich alle nur mit Unlust nach dem Bauplatze. Abd-el-Kader mußte selbst immer gegenwärtig seyn und die Rolle eines Frohvogtes übernehmen, sonst wäre gewiß nicht viel gearbeitet worden. — Aus Neugierde oder aus Gehorsam gegen die Befehle des Sultans brachten die Araber Trauben und Quitten ins Lager.»

»Am 26. erhielt Abd-el-Kader einen Brief von den, vom General Bugeaud gefangenen Arabern, worin sie schrieben, daß sie sich in Marseille befänden und gut behandelt würden. Der Sultan meldete mir dies. »Warum also,« erwiderte ich ihm, »thust du nicht Gleiches an uns? Warum laßest du uns dem Elende, den Beschimpfungen und den Mißhandlungen ausgesetzt, mit denen uns deine Soldaten überhäufen? Die Nächte sind kalt und wir liegen auf dem nackten Boden. Deine Araber in Marseille liegen gewiß auf guten Madrazzen, eingehüllt in warme, wollene Decken; wir aber haben hier nicht einmal einen elenden Teppich, auf dem wir uns des Nachts ausstrecken könnten.« Abd-el-Kader lächelte wohlwollend, und befahl Ben-Faka, uns, was wir verlangen würden, zu geben und namentlich uns mit einem Teppiche zu versehen.»

»Am 27. früh erhielten Meurice und ich auf unsere Bitte vom Sultan die Erlaubniß, die Ruinen von Tefedemta und die darin begonnenen Arbeiten zu besuchen; auch gab er uns einen von seinen Negern zur Begleitung. Nachdem wir die Ruinen durchlaufen hatten, näherten wir uns einer Redoute und bemerkten den Sultan, seinen ersten Schreiber, Ben About und Millud Ben Arrach auf der Erde ruhend, die aus den Gräben herausgeworfen war. Man konnte den Sultan an seiner Kleidung — so einfach war sie — nicht von den Arbeitern unterscheiden. Wir gingen auf ihn zu, er begrüßte uns mit seinem gewohnten Lächeln, und gab uns ein Zeichen, uns niederzusetzen.»

»Ich will,« sprach er, »diese Stadt erbauen, um sie größer und blühender zu machen, als sie es je unter der Herrschaft der Sultane, meiner Vorgänger, gewesen. Ich werde eine sichere Zuflucht gegen die Angriffe der Franzosen finden, sobald ich aber alle meine Stämme um mich versammelt und die Stadt vollkommen befestigt haben werde, dann will ich von hier aus wie ein Geier aus seinem Neste auf die Christen mich werfen, und sie von Algier, Bona, Dran und von allen Plätzen, deren sie sich bemächtigt, verjagen. Die Christen sind unsinnige Thoren, sie wollen ein Land besetzen, das ihnen nicht gehört, und den Araber, den Herrn desselben, daraus vertreiben. Wohin sollte der Araber gehen, wenn der Christ Sieger bliebe? Sein wären dann unsere Gefilde, unsere Silos, unsere Zelte, unsere Weiber, unsere Heerden, Kasse und Kameele. Und was würde aus dem Lande, das euch gebar? Warum verlasset ihr es, und ziehet dahin, wo ihr nichts zu thun habt? wohin Mahomed sein Volk gesetzt hat? Weiß dein Sultan zu Pferde zu steigen, wie Abd-el-Kader? Ist er so mächtig, so heilig, wie Abd-

el-Kader? Wenn ihr euch noch mit den Küsten von Afrika begnügtet, ich könnte euch neben mir dulden, denn mir gehört nicht das Meer, ich habe keine Schiffe. Aber ihr wollt auch die Ebenen und Städte im Innern des Landes, euch gelüftet auch nach unsern Bergen. Doch ihr werdet den Araber nie einholen, sein Ross ist schneller als das eure. Krankheiten werden in unsern Bergen euch tödten, und wen diese verschonen, den werden meine Reiter niedermeßeln.« —

»Ich antwortete nichts auf diese prahlerische Anrede, sondern erhob mich, und ging noch einmal die Ruinen und die Arbeiter zu beschauen. Der Neger, der uns begleitete, konnte nicht begreifen, welches Vergnügen wir daran fänden, auf einem mit Steinen bedeckten Boden umherzuwandeln; er behandelte uns als Einfaltspinsel und brummte während des ganzen Weges immerwährend Schimpfworte.«

»Bei Sonnenuntergang waren wir auf dem Wege nach unserm Lager. Hier vernahmen wir ein großes Geschrei und erblickten eine Menge Araber, eingehüllt in eine dichte Staubwolke, mit einander kämpfend. Die Einen stürzten zu Boden, die Andern warfen sich auf sie und droffelten sie, so wälzten sie sich auf der Erde herum, jeder suchte den andern zu bemeistern; dazwischen Geschrei, Schimpfworte, Verwünschungen und die kraftvollen Stockschläge, welche die Tschaus rechts und links den Rücken der Streitenden angebeihen ließen. Die Ursache dieser Unordnung war folgende: Die Tschaus hatten an die Reiter Gerste vertheilt, hierbei waren einige Meßen übrig geblieben, deren Gebrauch nicht bestimmt war. Als bald waren die Araber darüber hergefallen, jeder suchte seinen Nebenmann niederzuwerfen und sich einer Handvoll Gerste zu bemächtigen. Die Tschaus mochten drein schlagen, wie sie wollten, die Diebe kehrten sich nicht einmal um, sondern fuhrten fort, sich um die Gerste zu balgen. Kaum gelang es den Tschaus, als Abd-el-Kader, vor dessen Zelte dieser Tumult Statt fand, zurückkam, ihm einen Weg durch dieses Gesindel zu bahnen.«

»Während unseres Ausfluges nach den Ruinen hatten die auf drei Meilen im Umkreise wohnenden Landleute Kuskuffu und gebratene Hammel ins Lager gebracht; Männer von Miliana waren mit Birnen, Trauben, Granatäpfeln, Pfirsichen, Feigen und Quitten gekommen. Auch die Gefangenen erhielten ihren Antheil hievon; Ben-Faka bewirthete uns mit vielem Aufwande, er gab uns Brotkuchen von weißem Mehl, Früchte und eine gebratene Hammelkeule.«

»Abd-el-Kader hatte den Umwohnern befohlen, jeden Tag Brotkuchen ins Lager zu bringen, dort wurden sie an die Arbeiter bei den Bauten von Tefedemta vertheilt; es war dies ihr einziger Lohn.«

»Kurz nach meiner Ankunft in meinem Zelte war ein Marabut zu mir gekommen und hatte im Auftrage Abd-el-Kaders mich aufgefordert, zum Islam überzutreten, mit dem Versprechen, mich eben so reich und mächtig zu machen, als es der Sultan selbst sei. Natürlich hatte ich mich dessen geweigert. — Kaum hatte ich mein Mahl geendet, so ward ich zu Abd-el-Kader berufen. Er sagte mir, ich solle an General Kapatel schreiben, daß ich die Freiheit erhalten würde, wenn jener für mich drei gefangene Araber, die der Sultan

selbst wählen würde, entließe. Da ich mich fest weigerte, wegen meiner alleinigen Auswechslung zu schreiben, so gab er nach langem Bestürmen von meiner, und Widerreden von seiner Seite endlich nach, und verlangte für mich, Meurice und die vier Italiener * die Loslassung von 20 Arabern. Nachdem ich den Brief vollendet, fragte mich Abd-el-Kader, ob ich nicht auch an meine Familie schreiben wolle, und fügte zugleich bei: »Fürchte nichts, schreibe, was du willst, denn Niemand wird deinen Brief lesen.« Ich siegelte die Briefe selbst zu und sie wurden vor meinen Augen nach Algier abgeschickt. Als ich ins Zelt zurückkam, erzählte ich Meurice, was geschehen, er wußte sich vor Freude nicht zu fassen. Ganz erfüllt von lieblichen Bildern, die uns der Gedanke an Freunde und Vaterland vormalte, bereiteten wir uns zum Schlafengehen; ich suchte unsern Teppich. Man hatte ihn weggenommen. So mußten wir wieder auf dem nackten Boden schlafen und die Nacht war entsetzlich kalt.«

»Ueberhaupt ist Tefedemta ein schlimmes Land; das Klima dieser Berge ist sehr rauh. Am 2. October hatten wir Eis unter den Zelten. Erst nach sechsständigem Marsche gegen Süden findet man sehr bebaute und volkreiche Hochebenen. Dorthin sandte Abd-el-Kader seine Kameele, denn in Tefedemta und der Umgegend fand man kein Futter für sie. Die Berge sind voll Wild. Bei jedem Schritte sieht man Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Drosseln, Amseln, Rothhühner, wilde und Turteltauben; an sumpfigen Stellen sind auch Wildschweine zahlreich. Die Soldaten fangen ohne Abd-el-Kaders Wissen an, Wildpret zu essen und der Markt zu Tefedemta ist stets reichlich damit versehen, so auch mit Fischen aus dem nahen Flusse Mina. Die Soldaten, die auch an diesen Geschmack zu finden beginnen, fischen in dem Flusse, welcher gleich allen andern in dieser Gegend eine überschwengliche Menge Schildkröten beherbergt, die aber entsetzlich stinken und abscheulich schmecken, während dagegen die hier eben so zahlreichen Landschildkröten, wenn sie gut zubereitet sind, köstliche Gerichte abgeben.«

»Abd-el-Kader betrieb mit Eifer und Lebhaftigkeit die Arbeiten. Um die Einweihung des neuen Tefedemta zu feiern, ließ er seine einzige und elende Kannon nach der Redoute bringen, man lud sie mit Kiesel und schoss dreimal, aber so schlecht, daß die Steine im Lager niederfielen, und Menschen und Pferde beinahe getödtet hätten. Bei jedem Knalle riefen die Marabuts und die Arbeiter: »D großer Sultan.« Seit dieser Zeit hat Abd-el-Kader 7 Sechsz und Ahtspünder von Maskara nach der Redoute von Tefedemta geschickt, alte spanische Feldstücke, von denen eins elender als das andere ist, und die alle ehemals vernagelt gewesen waren. Diese 8 Stücke werden nicht lange die Redoute vertheidigen; bevor noch das neue Tefedemta vollendet seyn wird, werden die französischen Kanonen schon längst die alten Baracken, aus welchen jetzt noch die Stadt besteht, überu Haufen geworfen haben.«

Abd-el-Kaders Feldzug. Noth. Ben-Fakas Vertrauen auf Christen.

Zu Mittag marschirte das Heer ab, immer gegen

* Nämlich die drei Korallenfischer und den Schiffsjungen.

Westen, bis nach dreistündigem Marsche Ben-Faka am linken Ufer des Mina auf einer Hochebene, die mit leeren Silos bedeckt war, Lager schlagen ließ. Kein Zelt, kein Araber war zu sehen. Die Reiter mußten aus einer Entfernung von 3 bis 4 Stunden den Haber für ihre Pferde holen. Am 4. marschirten sie abermals in sehr kurzen Lagereisen weiter, bis sie am 6. bei einem Orte, Tefnifil genannt, Halt machten.

»Hier erfuhren wir, daß die Franzosen Dran verlassen hätten, und daß General Létaung gegen El-Borgi, zwei Lieues nördlich von Tefnifil, anrückte. Als bald zog sich Abd-el-Kader mit seiner gesammten Cavallerie nach jenem Orte und zwang die Einwohner, ihn zu verlassen. Am Morgen darauf langten die Weiber, Kinder, Heerden und das Gepäck der Borgia-Stämme in der Ebene an. Auch die Einwohner von Maskara, 4 Lieues von Tefnifil, bereiteten sich auf des Sultans Befehl, ihre Stadt zu räumen. Wir blieben 14 Tage zu Tefnifil, während Abd-el-Kader, der jetzt ein Heer von 5—6000 Arabern hatte, — der französischen Armee in die Ebene von Matka folgte. Tag für Tag kamen Boten im Lager an, meist aber waren es ganz falsche Nachrichten, die sie brachten; bald war das französische Heer so von allen Seiten eingeschlossen, daß es weder nach Dran, noch nach Mustaganem konnte; bald hatte der Sultan alle unsere Truppen in Stücke gehauen u. dgl.«

»Bei jeder Nachricht wurden wir mit Stockschlägen und Schimpfworten überhäuft, manchmal wurde uns auch mit dem Kopfab schlagen gedroht. Zudem war unsere Nahrung äußerst schlecht und schmal, man gab uns nichts anderes, als Chicha (gekochte Gerste) und elendes Gerstenbrod und schlachtete keine Schafe mehr. Auch die Stämme trugen die Vorräthe, die sonst ins Lager gebracht wurden, jetzt zur Armee.«

»Die Noth macht erfinderisch. Während unseres Aufenthaltes in Tefnifil hatte ich Gelegenheit, dies Spruchwort zu bewahrheiten. Ich kam nämlich auf den Gedanken, um uns die Zeit zu verkürzen, ein Schach- und ein Kartenspiel zu verfertigen, und es gelang mir. Diese Spiele verschafften uns in der Folge oft sehr angenehme Unterhaltung.«

»In einem Winkel unseres Zeltes standen acht schlecht verwahrte Kisten, welche die Kriegsmunition Abd-el-Kaders enthielten. Sobald Ben-Faka das Zelt verlassen hatte, war es mein größtes Vergnügen, dieselben mit Wasser anzuseuchen. Hätten mich die Araber dabei ertappt, ich wäre gefödtet oder wenigstens gepeitscht worden, aber ich wollte lieber diese Gefahr laufen, als dem Vergnügen entsagen, das Pulver unserer Feinde unbrauchbar zu machen. Trohdem setzten Ben-Faka und Ben-About mehr Vertrauen auf uns, als auf die im Lager gebliebenen Araber. Da sie während Abd-el-Kaders Abwesenheit für die gehörige Bewachung seines Zeltes zu sorgen hatten, so sandten sie Meurice und mich dahin. Wir mußten dort immer einen Theil des Tages zubringen. Auch baten sie uns, auf die Soldaten wohl zu achten, welche leicht Lust bekommen könnten, Abd-el-Kaders Kassen zu plündern. Doch ließen sie alle Kisten und Sofas wegzutragen, und sorgten auf jede Weise dafür, daß wir kein Meuble berührten, denn Christen können an nichts, was dem

Sultan gehört, die Hand legen, ohne es zu verunreinigen. So lagen wir stets auf den Teppichen dieser heiligen und erlauchten Wohnung und spielten Schach oder Karten.«

»Endlich am 20. October, nach einer Rast von 14 Tagen, rissen wir wieder unsere Zelte nieder. Denn um Mitternacht war ein Bote gekommen, daß die Franzosen sich gegen Dran gewendet hätten und daß Abd-el-Kader am 21. in Maskara eintreffen werde. Als bald, mitten in der Nacht, befahl Ben-Zaka den Truppen und dem Train, sich auf den Weg zu machen. Es war kalt und feucht, ein dichter Nebel erfüllte die Luft, wir hatten sehr viel zu dulden und wahrscheinlich holte sich hier Meurice den Keim jener Krankheit, der er bald unterlag.«

»Meurice und ich saßen gewöhnlich auf den Maulsesheln, welche des Sultans Coffres trugen; jede Viertelstunde rief uns Ben-Zaka an, um sich zu überzeugen, ob wir noch auf den Maulthieren saßen, und um uns zu warnen, unsern Platz ja keinem der Soldaten zu überlassen. Die Unruhe Ben-Zakas war nicht ohne Grund. Beauftragt mit der Aufsicht über das Lager, war er für alle Unordnungen, die auf dem Marsche vorkommen könnten, verantwortlich und daher erklärte sich seine fortwährende Furcht, wir könnten absteigen, und die Leute von der Escorte, unsere Unachtsamkeit bemühend, die Coffres des Sultans erbrechen und seine Schätze plündern.«

»Das Zutrauen, welches Ben-Zaka uns bewies, indem er uns die Bewachung der Reichthümer Abd-el-Kaders anvertraute, schmeichelte uns außerordentlich. Diesen mit Schimpfworten und Schlägen überhäuften Christen, diesen mißhandelten, schmutzbedeckten Hundentraute der mißtrauische Ben-Zaka mehr Treue, mehr Ehrlichkeit zu, als den stolzen arabischen Reitern.«

»Der Tag war noch nicht angebrochen, als Ben-Zaka am Fuße des Berges, der nördlich die Ebene von Maskara begränzt, Lager schlagen ließ. Die ersten Strahlen der Sonne enthüllten vor unsern Augen die hübsche Stadt Maskara.«

»Ich stahl ein Stückchen Papier und entfernte mich einige Schritte von den äußersten Zelten, um die reizende Stadt zu skizziren. Ich hatte aber kaum meinen Entwurf begonnen, als auch schon ein Tschau mich bemerkte, auf mich zuritt, mir einen Hieb mit seinem Stocke versetzte, und ich nur dadurch Schlimmerem ausweichen konnte, daß ich mit meiner unvollendeten Skizze eiligst nach unserem Zelte rannte.«

Des Sultans Rückkehr.

»Ein Courier brachte die Botschaft von Abd-el-Kaders Rückkehr ins Lager. Die Infanterie ergriff die Waffen und stellte sich auf dem Wege von Maskara in zwei Reihen auf, hinter diesen die Cavallerie gleichfalls in zwei Reihen. Sobald Abd-el-Kader an einigen Soldaten vorbeigekommen war, liefen diese eiligst davon, und stellten sich vor des Sultans Zelte wieder auf. Im Augenblicke, wo er in diesem eintrat, verkündeten drei Kanonenschüsse den nächsten Stämmen die Rückkehr und Anwesenheit des Sultans in seinem Lager. Die Soldaten ließen ihre Gewehre un-

zähligemale knallen, um ihre Freude und ihr Entzücken über den großen Sieg zu zeigen, welchen der Sultan über die Franzosen davon getragen. Den ganzen Tag dauerte dieses Jauchzen, Lärmen, Schießen, Fétiren fort, und noch lange nachher unterhielten sich die Araber von ihrem großen Triumphe. Ich war sehr begierig, einige bestimmtere Einzelheiten über den Erfolg dieses Feldzuges zu vernehmen. Endlich erzählte mir ein Neger, Namens Hassan, der mir sehr geneigt war und den Sultan auf seinem Zuge begleitet hatte, Folgendes: »Ich blieb fortwährend bei Abd-el-Kader, welcher sich wie gewöhnlich eine Viertelstunde von den Kämpfenden entfernt hielt. Am ersten Tage waren wir in dem Städtchen El-Borgi gewesen, und hatten die Araber gezwungen, es zu verlassen und nach der Ebene von Maskara zu ziehen. Am 2. Tage sahen wir die französische Armee, die an den Ufern des Abra gelagert war; die folgenden Tage beobachteten wir ihre Bewegungen und folgten ihr auf ihrem Marsche. Sie rückte auf der Ebene, wir auf den angränzenden Bergen vor. Bloss die Duars und die Tsmaëlas wechselten einige Flintenschüsse, die aber Niemanden etwas schaden. Eben so geringe Wirkung brachten die wenigen Kanonenschüsse hervor, welche die Franzosen abfeuerten. Der General Kétang plünderte die Silos der Gabaras, erneuerte und verproviantirte die Garnison von Mustaganem und Arzew, und kehrte nach Dran zurück, ohne während seines ganzen Feldzuges ernstlich beunruhigt worden zu seyn.«

Darin bestand also der große, wichtige Sieg, den die Araber mit so viel Freude, Lärm und Gepränge feierten.

Des Sultans Gattin.

Bei Sonnenuntergang stieg Abd-el-Kader zu Pferde, und ritt, von einigen der vornehmsten Marabuts und seinen 30 Negern begleitet, nach dem Zelte seiner Frau. Dieses Zelt ist etwa eine halbe Meile von Maskara entfernt und in einer Gegend gelegen, in welcher der Sultan einen Garten besitzt. Die Officiere, welche ihn begleiteten, haben dort auch Zelte, in welchen ihre Weiber mit ihren Eltern und jenen von ihren Verwandten wohnen, welche nicht zur Armee gehören. Diese Zelte bilden das Lager der Frauen.

»Das Zelt der Gattin Abd-el-Kaders ist schwarz und aus Kameelhaaren gewebt. Der Sultan soll ein sehr zärtlicher Gatte seyn, und seine Lebensweise beständig dies, denn er hat nicht eine einzige Concubine. Seine Frau ist recht hübsch, ihre schlanke, hoch aufgeschossene Gestalt, deren körperliche Umrisse recht angenehm unter den Falten ihres Haik hervortreten, zeichnet sie vor allen Frauen ihrer Umgebung aus. Im Allgemeinen lieben die Araber die starken und fetten Weiber, Abd-el-Kader hat einen andern Geschmack.«

»Seine oftmalige 3 bis 4 monatliche Abwesenheit vermindert nicht im Geringsten seine Zärtlichkeit oder die Lebhaftigkeit seiner Gefühle. Als wir an den Ufern des Mina waren, sandte er seiner Frau sehr häufig Körbe mit Früchten, Butter, Honig und den seltensten und saftigsten Leckerbissen.«

»Des Nachts bewachen während der Anwesenheit des Sultans seine dreißig Neger das Zelt.«

Gerechtigkeitspflege.

»Um Mitternacht hob eine Hand leise die Vorhänge auf; ein Mensch steckte seinen Kopf vor, warf einen schnellen Blick rings um sich, und sprang plötzlich in des Sultans Zelt. Die Wachen, die nicht eingeschlafen waren, ergriffen ihn; es war Zaka, des Sultans oberster Mundschent. Zaka war ein alter Neger-sclave, und benützte schon seit Langem immer den Zeitpunkt, wo der Sultan sein Zelt verließ, um hineinzuschlüpfen und aus dem Schatze Gelder zu entwenden. Bisher waren seine Diebereien immer unbemerkt oder wenigstens unbestraft geblieben. Zwar hatten die dreißig Neger ihn mehr als einmal zu ungewohnten Stunden und in der Abwesenheit des Sultans aus dessen Zelte, in dem er doch nichts zu thun hatte, herausgehen gesehen, aber sei es, daß ihnen seine hohe Stellung Vertrauen einflößte, sei es, daß sie einen ihrer Brüder nicht angeben wollten — sie hielten ihn nie an. Aber jetzt waren diese bei dem Zelte der Sultanin, und Araber mußten des Sultans Zelt bewachen; diese zeigten sich minder gefällig.«

»Mit Sonnenaufgang war Abd-el-Kader schon wieder ins Lager zurückgekehrt; man führte Zaka vor ihn und zeigte einige Sultani's (eine Silbermünze), welche man bei dem Diebe gefunden hatte. Einige Kaffeefische sagten aus, daß Zaka seit langer Zeit großen Aufwand in ihren Zelten mache, und daß kein Tag vergehe, an dem er nicht seine Freunde bewirthe. — In seinem Zelte fand man Haik's, Bernus, Jataghans, kostbare Pistolen, und doch wußte Jedermann, daß Zaka sehr geringe und unsichere Einkünfte habe. Woher also dies Alles? womit bestritt er seinen großen Aufwand?«

»Abd-el-Kader verurtheilte Zaka zu Ketten, ohne zu bestimmen, auf wie lange. Er ward in unser Zelt geführt und seinem Freunde Ben-Zaka zur Bewachung übergeben. Man verschloß seine Kettenringe mit keinem Vorlegeschloß, sondern schlug einen Nagel an dessen Stelle zum Festmachen des Quereisens ein.«

»Ben-Zaka riefen seine Geschäfte zum Sultan. Zaka schleppte sich nach den Ballen in den Hintergrund des Zeltes, warf sich gleich einem Ermatteten auf die Erde und stellte sich schlafend.«

»Meurice folgte allen seinen Bewegungen mit der größten Aufmerksamkeit, und äußerte gegen mich den Verdacht, daß der Neger sich davon machen wolle.«

»Zaka häckelte von der Zeltwand ein Gewehr ab, stellte es zwischen zwei Ballen, hing sein schwarzes Bernus darüber und duckte sich nieder. Ich verließ das Zelt und sah ihn wenige Augenblicke darauf quer durch das Lager gehen, in seinem Haik eingehüllt und sich das Gesicht verdeckend. So lang er im Lager war, ging er sehr langsam, kaum hatte er aber dessen Gränzen überschritten, als er auch alsbald zu laufen begann; und zwischen den Feigenbäumen verschwand.«

»Ben-Zaka bemerkte nach seiner Rückkehr die Flucht seines Gefangenen, für den er verantwortlich war, überhäufte uns mit Schimpfworten und Schlägen, gleich als wären wir Mischpawen Zaka's, und machte uns den Vorwurf, warum wir seine Flucht nicht gehindert. Hundert Reiter sprengten sofort nach allen Seiten der Umgegend.«

»Eine halbe Stunde darauf ward Ben-Zaka in's Zelt des Sultans berufen. Auf dem Wege dahin erblickt er in der Mitte einer Reiter-Escorte Zaka, die Hände auf den Rücken gebunden. Er bemächtigt sich seines Gefangenen und tritt mit ihm in das Zelt des Sultans. Ohne irgend eine Formlichkeit verurtheilt Abd-el-Kader den Verbrecher auf unbestimmte Zeit zu Eisen, und 3 Tage hintereinander täglich zu 600 Stockstreichen, von denen er 200 früh um 7 Uhr, 200 Mittags und 200 um 8 Uhr Abends erhalten sollte. Als bald ward Zaka vor unser Zelt geführt, dort Platt auf den Bauch gelegt, zwei Freunde hielten das Blatt seines Bernus und die Tschau zählten ihm die ersten 200 Hiebe auf. Aber seine hohe Stellung beim Sultan und seine Freigebigkeit hatten ihm viele Freunde verschafft, und so kam es, daß die Tschau ziemlich gelind schlugen und seine Freunde den Bernus dergestalt anzogen, daß er die schwache Kraft der Hiebe noch schwächte. Zaka's von diesen achtzehnhundert Schlägen herrührende Wunden heilten bald, aber seiner Eisen konnte er nicht loswerden, und noch am Tage meiner Abreise wartete er jeden Tag, aber stets vergebens, auf das Begnadigungswort des Sultans.«

»Die Formen der Gerechtigkeitspflege des Sultans sind sehr einfach und sehr beschleunigend. Die streitenden Partheien werden in das Zelt des Sultans geführt, der Kläger trägt seine Klage vor, seine Zeugen werden verhört, dann wird der Beklagte zur Vertheidigung zugelassen; während der ganzen Verhandlung wird viel geschrien, denn ohne großen Lärm und viele Worte kann bei den Arabern nichts geschehen. Endlich bestimmt der Sultan einzig und allein, als erste und letzte Instanz, die Strafe, welche der Schuldige erdulden muß. Dies thut er, ohne ein Wort zu sprechen; er ist schon mit seinen Tschau über gewisse Zeichen übereingekommen. Er erhebt die Hand — der Schuldige ist zum Gefängniß verurtheilt; er erhebt sie wagemuth, der Schuldige wird aus dem Lager hinausgeführt und dort ihm der Kopf abgeschnitten; er neigt seine Hand gegen den Boden — der Verurtheilte wird geschleift, geknebelt, auf den Bauch gelegt und mit Stockstreichen bestraft. Die Zahl der Schläge bestimmt der Sultan gewöhnlich, thut er es aber nicht, so mildern oder verschärfen die Tschau die Strafe nach ihrem Belieben. — Abd-el-Kader ist weder grausam noch böshaft.«

»Der größte Theil der Streitigkeiten und Klagen entsteht in Folge von Diebstählen, die bei diesem barbarischen Volke keine Seltenheit sind, und im Allgemeinen sehr nachsichtig behandelt werden. Man sieht bei dem größten Theile derselben durch die Finger.«

Wahre und falsche Nachrichten. Kriegsspiele.

»Am selben Tage kam ein Schreiben vom General Rapatel, welches das Zugeständniß enthielt, daß man für Meurice's, der 4 Italiener und meine Freilassung zehn Araber frei geben wolle. Abd-el-Kader bemerkte, er hätte zwanzig verlangt und auf meine Antwort, daß dies zu viel gefordert sei, berieth er sich mit den Marabuts, die ihn umgaben, und sprach: »Schreibe deinem Sultan, daß ihr nicht fortzuziehen werdet, bevor er mir nicht zwanzig Araber gesandt

haben wird!« Auf vieles Zureden ließ er endlich nach und verlangte bloß fünfzehn.»

»Ich schrieb dem General und meinen Angehörigen; als ich diese Briefe zusiegelte, kam der Sultan und fragte mich, ob ich alles gesagt hätte, was ich zu sagen hatte? »Du kannst« fügte er bei, »schreiben, was und worüber du willst: über Alles, was du hörst, über die Art, wie ich meine Gefangenen behandle; kurz, du brauchst aus Furcht vor meinem Zorne weder Zunge noch Feder im Mindesten zurückzuhalten. Ein Sultan, der so groß und so heilig wie ich ist, fürchtet Niemanden auf der Welt!«

Am 28. October kam von Marocco ein Schreiben an Abd-el-Kader, worin ihm der Tod des Königs von Frankreich gemeldet wurde. Der Kaiser von Marocco sprach, glaube ich, von Carl X.; Abd-el-Kader hingegen wollte Ludwig Philipp darunter verstehen. Als bald verbreitete sich im ganzen Lager das Gerücht, der König der Franzosen sei ermordet, ein Bürgerkrieg in Frankreich ausgebrochen und die in Algier liegenden Truppen seien zurückberufen worden. Diese Neuigkeiten erregten lebhaft lärmende Freude. Drei ganze Tage gab es nichts als Festlichkeiten im Lager und in Maskara. Jeden Morgen gaben die Kanonen in der Stadt der Umgegend ein Zeichen, daß die Manoeuvres der Truppen Statt fänden, und daß der Sultan durch seine Gegenwart den Glanz dieser Feier erhöhe. Von allen Seiten strömten Männer, Weiber und Kinder herbei, um diese Kriegsspiele zu sehen. Abd-el-Kader theilte hiebei seine Cavallerie in zwei Abtheilungen, deren eine, ohne Bernus und Haïfs, mit rothen Jacken und Hosens angethan, die Franzosen, die andere die Araber vorstellte. Abd-el-Kader befand sich unter der französischen Partei. Es versteht sich von selbst, daß diese militärischen Paraden stets mit der Niederlage der Franzosen endeten. Wenn Abd-el-Kader glaubte, daß es Zeit sei, diese Übungen zu enden: stürzte er sich mitten ins Handgemenge, zwei Araber erfaßten den Zügel seines Rosses und führten mit Triumphgeschrei den gefangenen Sultan in sein Zelt.»

Geschenke für den Sultan von Marocco.

Am 2. November wurden große Vorbereitungen gemacht, um dem Sultan Muley Abderrachman von Marocco einige seiner würdigen Geschenke zu senden. Sie bestanden in 4 Frauen, nämlich zwei Französinen und zwei Deutschen, welche Abd-el-Kader schon längere Zeit in Droma in Gefangenschaft gehalten hatte. Die eine der beiden Französinen war die Gattin, die andere die Tochter eines Ansiedlers von Algier, Namens Lanternier, welche man in ein elendes Gefängniß in Maskara gesteckt hatte. Nebst diesen Frauen sandte Abd-el-Kader dem Kaiser von Marocco einige Strauße, Löwen, Panther und andere Geschenke. Die interessantesten darunter, wenigstens für uns, waren die Löwen.

»Während unsers Aufenthaltes zu Tefnisil,« erzählt de France, »waren zwei junge Löwen und zwei junge Panther in's Lager gebracht worden. Die Aufsicht über diese Thiere führte ein Tschau, der zu einem jener Stämme gehörte, die am Atlas wohnen und sich ausschließlich mit Jagd und Pelzhandel beschäftigen.

Die jungen Löwen hatten noch keine Zähne. Man trug sie jeden Abend unter eine Herde Ziegen, ein Araber legte eine derselben auf die Erde und reichte deren Eiter dem Löwenjungen, welches gierig saugte. Den Panther warf man ein Viertel Schaf vor, doch theilte man es zuvor in zwei Stücke, sonst hätten sie sich um das Ganze gerauft.»

»Die jungen Löwen waren sehr sanft, man spielte mit ihnen, dagegen waren die Panther reizbar, boshaft und bisßen jeden, der sie lieblosen wollte.»

»Ein Jahr zuvor hatte man eine junge Löwin nach Maskara gebracht; dort lief sie den ganzen Tag in voller Freiheit in den Straßen herum. Die Kinder spielten mit ihr, setzten sich auf ihren Rücken, zogen sie beim Schweiß und balgten mit ihr. Die Löwin warf sie zur Erde, schnappte nach ihnen, that ihnen aber nichts zu Leide. Vor einigen Tagen hatte man sie ins Lager gebracht, wo die Araber mit ihr wie mit einem jungen Hunde schäkerten. Der Tschau, welchem diese Thiere zur Obfsorge übergeben worden waren, fragte uns, ob wir in unserm Lande etwas Aehnliches hätten.»

»In unserm Lande,« erhielt er von einem der gefangenen Franzosen zur Antwort, »gibt es Löwen, Tiger, Panther und noch gar viele solche Bestien. Sie laufen heerdenweise auf den Feldern herum, sind zahlreicher als Schafe und gelehriger als Pferde.« Die Araber sperrten die Mäuler weit auf.»

»Während man diese Thiere und die drei Strauße in ihre Käfige sperrte, beaufsichtigte Ben-Faka in unserm Zelte die Sklaven, welche die übrigen Geschenke verpackten. Diese bestanden in einem prachtvollen mit Gold und Seide gestickten Teppich, den Abd-el-Kader einem Stamme am Fluße Mina genommen hatte; in zwei Bernus, von denen der eine von blauem, der andere von rothem Luche, beide mit Gold gestickt waren, und in einigen Teppichen von geringerem Werthe, welche die Araber während ihres letzten Lagers bei El-Kaala den Einwohnern geraubt hatten.»

»Vier Rosse, vier Maulthiere und zwei Kisten mit Silber vermehrten noch das für den Kaiser von Marocco bestimmte Geschenk.»

Lebensweise der Gefangenen in Maskara.

Meurice hatten die vielen erlittenen Drangsale in eine Krankheit gestürzt. De France pflegte ihn mit zärtlicher Sorgfalt, ihm standen Fleury und Bourgeois hilfreich bei, zwei französische Soldaten, welche erst ganz kürzlich von den Arabern bei Nemeken gefangen worden waren. Trotz dieser Pflege ward Meurices Zustand immer gefährlicher, ja de France selbst begann zu kränkeln. Der Sultan sandte sie nach Maskara, damit sie in den dortigen Bädern genäßen. Aber die Jahreszeit war sehr kalt, das Haus, in welchem sie wohnten, gewährte ihnen nicht hinreichenden Schutz gegen die unfreundliche Witterung, zudem hatten sie viele Entbehrungen und Elend zu dulden; der kranke, schwache Meurice starb. In einen alten, zerrissenen Haik eingehüllt, ward er begraben. Die Araber gruben ihn wieder aus, um sich dieses elenden Fezens zu bemächtigen; man erblickte an seinem Leichnam Spuren

der Haken, deren sich diese Schändlichen beim Ausgraben bedient hatten.

Sobald Abd-el-Kader von dem Tode Meurice's hörte, befahl er auf das Bestimmteste, daß man de France, was er verlangen würde, geben solle. De France bat darum, daß Herr Lanternier, der, wie wir früher schon sagten, zu Maskara in einem elenden Gefängniße saß und von den andern Christen bisher ganz entfernt gehalten worden war, nunmehr mit den übrigen Gefangenen vereinigt würde. Da die Araber ihres eigenen Vortheils willen Herrn de France am Leben zu erhalten wünschen mußten, so ward seine Bitte erfüllt. Die Freude des Herrn Lanternier war unbeschreiblich; er hatte aber auch unter allen Gefangenen das Meiste gelitten.

Die Gesellschaft bestand also jetzt aus de France, Lanternier, Fleury, Bourgeois, einigen Deserturen und dem kleinen Schiffszungen, welcher mit den drei italienischen Korallenschiffern, die jetzt bei den Arbeiten in Tefdemta verwendet wurden, eingebracht worden war. Er hieß Benedetto, war von Genua gebürtig, hatte aber im Zelte der Gattin Abd-el-Kaders sich so wohl befunden, daß er sich noch immer zu ihr sehnte und sie seine Mutter nannte. Er wußte das Gebet der Moslem trotz dem frömmsten Araber herzusagen und war auf dem besten Wege, selbst ein Muselman zu werden. — In Kurzem sandte der Sultan noch 5 Gefangene hieher. Es waren Herr Pic, ein Ansiedler von Algier, mit seinem alten Bedienten, einem Deutschen, Madam Laurent, Besitzerin einer Weinschänke in Algier und zwei Soldaten. Zugleich mit diesen kam von Abd-el-Kader die Nachricht, daß er bereits mit General Kapatel über ihre Freilassung einverstanden sei, und daß sie deshalb nur solange noch in Maskara zu verweilen hätten, bis die drei Italiener von Tefdemta angelangt wären.

Die Lebensweise der Gefangenen während ihres Aufenthaltes zu Maskara war folgende:

»Des Morgens gab Mardulin*) das Zeichen zum Aufstehen, machte Feuer und ging Lebensmittel einkaufen. Dieser gute Mensch kaufte uns von seinen Ersparrnissen täglich Eier, trockene Feigen, Weißbrod und für Vater Lanternier Schnupftabak, der diesem beinahe nöthiger als Brod war. Ein Negerclavé des Kapit brachte jedem Gefangenen ein Brod, wir wärmten die Ueberreste des Ruskuffu vom vorigen Abende auf, und während meine Gefährten dieses frühstückten, aß ich ein weichgesottenes Ei und Feigen. Nach dem Frühstück räumte der, an welchem die Reihe war, unsere Wohnung auf. War das Wetter schön, so schritten wir über den Platz vor unserm Hause nach dem Schlosse, einem Gebäude, welches die Franzosen bei ihrem letzten Durchmarsch durch diese Stadt zum großen Theile zerstört hatten. Auf den Terrassen dieses Schlosses setzten wir uns nieder, um uns zu sonnen und Jagd auf die unangenehmen Gäste zu machen, welche sich auf unserm Körper und in unsern Kleidern eingenistet hatten. Hier setzte sich eines Tages Mardulin zu mir und bat mich, bei meiner Rückkehr nach Algier meinen Einfluß zu verwenden, und ihm Verzeihung seiner Desertion zu er-

wirken. Ich versprach ihm, mein Möglichstes zu thun, nur rieth ich ihm, bei den Arabern ja keinen Verdacht zu erregen, daß er sie verlassen wolle. Abd-el-Kader lag viel daran, ihn bei sich zu behalten, denn Mardulin war ein Stück von einem Arzt, und an demselben Morgen, an welchem ich mit ihm sprach, kamen mehre Araber, ihn wegen heftiger Schmerzen, die sie in Füßen und Lenden litten,* um Rath zu fragen. Er verkaufte ihnen Tränkchen, Pulver, Elixire u. dgl., Alles bloß darum, um einiges Geld zu sammeln, welches er dazu verwendete, um unser Elend zu lindern.»

»Meine Mitgefangenen unterhielten sich indessen von ihrer Rückkehr nach Algier; sie sahen sich bereits in Freiheit und während wir noch in der Librée des Unglücks stanken, während der erste beste Araber, der vorbeiging, uns schlug und beschimpfte: dachten meine Unglücksgefährten nur an ihre Freiheit und hatten die traurige Gegenwart völlig vergessen.»

»Wenn der Tag sich seinem Ende nahte, brachte Bourgeois das Feuer aus der Küche in's Zimmer, die Gefangenen versammelten sich. Die Einen wärmten sich, Andere rauchten, wieder Andere spielten Karten und Schach mit den von mir gefertigten Spielen. Bald darauf verkündigte uns der Sklave des Kapit mit gelender Stimme, es sei Zeit, unser Ruskuffu und das Del für unsere Lampe, welches wir von Luffis** erhielten, zu holen. Um das Ruskuffu ging der, welchen gerade die Reihe traf, nach dem vom Kapit bezeichneten Hause. Die Einwohner der Stadt mußten uns nämlich nach der Reihe die zum Nachmal nöthigen Lebensmittel liefern, und der Umstand, daß uns immer noch etwas zum Frühstück übrig blieb, beweist, daß sie hinreichend waren.»

»Nach beendetem Male legten wir uns nieder und erzählten, bis uns der Schlaf überkam, Geschichten, die mitunter sehr drollig waren.»

»»Oh! Vater Lanternier! Eine Erzählung!« schrieen die Deserture.»

»Und Vater Lanternier erzählte mit Geist und Leichtigkeit Räuber- oder Gespenster-Geschichten. Am öftesten ergötzten: »Der kleine Däumling«, »die Felsenhaut«, »die Schöne im verzauberten Walde.« Auch Madam Laurent trug ihr Schärlein bei. Einer der gefangenen Soldaten hatte eine herrliche Stimme und sang nicht ohne Geschmac und sehr correct provençalische Liedchen. So unterhielten wir uns, bis der Schlaf uns unser Elend vergessen machte.»

Rückkehr nach Algier.

Am 24. früh kamen die italienischen Fischer von Tefdemta an, aber nur zwei, denn der dritte, Bertumio, war den Drangsalen, die er daselbst ausgestanden, unterlegen. Man hatte sie gezwungen, ohne Unterbrechung vom Beginn der Morgendämmerung bis in die finstere Nacht hinein die schwersten Arbeiten zu

* Eine unter den Arabern sehr häufig vorkommende Krankheit.

** Ein arabischer Arzt, der in Tunis die Arzneikunde studiert hat, nicht viel von derselben versteht, und sowohl die Aufsicht über die Bäder und das Krankenhaus in Maskara führt, als auch alle Kranken in Abd-el-Kaders Lager behandelt.

* Einer der Deserture, welche de France bei seiner Ankunft in Abd-el-Kaders Lager getroffen.

verrichten, man hatte auch in der übrigen Zeit oft ihre Ruhe gestört und ihnen die schlechteste Nahrung und auch diese nur sehr knapp gereicht. Desto größer war das Entzücken der beiden Ueberlebenden, als sie nun wieder mit Christen, mit ihren frühern Gefährten vereinigt wurden und ihrer Freiheit entgegen gingen.

Abd-el-Kader ließ an die Gefangenen noch einige Kleidungsstücke vertheilen und am Morgen des 30. reisten sie von Maskara ab, begleitet von den Schimpfworten und Drohungen der nachlaufenden Weiber und Kinder. Weit mehr aber als durch diese Beschimpfungen, die er schon gewohnt war, ward de France's Freude über seine nahe Befreiung durch die Bosheit des Kait verbittert, der den treuen Jean Mardulin gerade an diesem Tage mit der Ausgrabung einer bei der letzten Anwesenheit der französischen Truppen in Maskara von den Arabern vergrabenen Kanone beauftragt hatte. So konnten de France und die übrigen Gefangenen ihrem treuen Pfleger, ihrem einzigen Wohlthäter während ihres Aufenthaltes in dieser Stadt, nicht einmal ein Lebewohl sagen, nicht einmal die Hand zum Abschiede drücken.

Viel Elend und Schmach mußten sie auf dem Wege nach Miliana erdulden, noch mehr aber in der letztgenannten Stadt selbst, in der sie aufs neue mehre Tage im Gefängnisse bleiben mußten. Die meisten wurden krank, Herr Lanternier gerieth in einen Zustand der Geistesverwirrtheit, der erst mit seinem Tode endigte. Nicht genug, daß die Armen an den nothwendigsten, einfachsten Bedürfnissen Mangel litten, daß sie Hunger, Durst, Kälte, die quälendsten körperlichen Schmerzen peinigten, auch die Hoffnung schien sie zu fliehen, die Hoffnung, je ihr Vaterland wieder zu sehen. Man hatte ihnen versprochen, sie nur drei Tage in Miliana aufzuhalten, wie oft waren seitdem diese drei Tage verschwunden. Sie sahen sich betrogen; krank, wie sie waren, hätten wenige Tage hingereicht, ihnen auf ewig die Rückkehr in ihr Vaterland unmöglich zu machen.

»Eines Tages stellte man vor der Thüre unserer Kammer ein Canapé auf, breitete schöne Teppiche aus und bald darauf sahen wir den Bey kommen. Er wollte hier seinen Soldaten den Sold anzahlen. Die Sclaven legten eine große, rundgeschchnittene Maroquinhaut zu seinen Füßen, die mit kleinen Kreisen von Wachseleinwand bedeckt war und auf welche mehre Säcke mit Silber geleert wurden. Die Soldaten stauden auf dem Hof, bei der Nennung seines Namens kam Jeder, seinen Sold in Empfang zu nehmen.«

»Mahidin-el-Hadj-el-Schir-Ben-Monbarek, Bey von Miliana, ist ein Mann von 40 Jahren, seine Gestalt ist höher, als die Abd-el-Kaders, sein Gesicht ist länglich, die Augen klein, die Lippen dick und sein Bart beginnt grau zu werden. Der Haif und das Bernus, die er trug, von himmelblauem und rothem Luche, geziert mit gold- und seidegestickten Eicheln, waren sehr schön; ein prachtvoller Sataghan glänzte an seinem Gürtel. Seine Officiere, die auf beiden Seiten in einer Reihe aufgestellt waren, trugen alle rothe Jacken und Hosen, weiße und rothe Bernus. Das Rißen, auf welchem der Bey saß, mit erhabener Arbeit von Seide durchgewirkt und in mannigfaltigen

Farben spielend, deutete seine Uppigkeit und seinen Reichthum an; überhaupt war er von weit mehr Glanz und Pracht umgeben, als der Sultan selbst.«

»Anfangs hatte ich geglaubt, daß der Bey sich mit uns beschäftigen werde, da er uns aber nicht einen einzigen Blick zuwarf, so trat ich vor, und hielt, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, den Brief des General Kapatel in der Hand. Der Bey verlangte dieses Papier zu sehen. Einer seiner Soldaten, André Achmet, von den Spahis desertirt, sprach französisch und diente mir als Dolmetscher. Ich las meine Briefe dem Bey vor, und bemerkte ihm zugleich, daß der Sultan sie bereits früher gelesen. Dann schilderte ich ihm die schreckliche Lage, in welcher wir uns seit unserer Ankunft in Miliana befanden, und zeigte ihm, wie sehr diese grausame Behandlung den edelmüthigen Absichten Abd-el-Kaders entgegen sei. Er gab uns schöne Versprechungen, daß unser Loos sich ändern würde und entfernte sich; wir verspürten nicht die mindeste Erleichterung, seine wohlwollenden Versicherungen waren ganz ohne Erfolg geblieben.«

»Einige Tage darauf meldete mir ein Hadschute, daß wir abreisen und nach dem Orte, wo die Auswechslung Statt finden sollte, uns begeben würden. Ich schenkte dieser Nachricht keinen Glauben, denn wir waren schon zu oft durch falsche Berichte und Versprechungen getäuscht worden, als daß wir etwas Anderes als Mißtrauen in dieselben hätten setzen können. Diesmal hatte ich jedoch Unrecht; denn kaum war eine halbe Stunde verflossen, so verließ man die Namen derjenigen von uns, welche noch an diesem Tage Miliana verlassen sollten. Madame Laurent, Herr Lanternier, die beiden Fischer, Benedetto und ich wurden als diejenigen bezeichnet, welche das Gefängniß und Miliana verlassen sollten.«

»Als Herr Lanternier hörte, daß die Stunde unserer Abreise geschlagen habe, empfand er einige Erleichterung, das Fieber ließ nach, er erhob den Kopf, aber ach! der Unglückliche konnte sich nicht aufrecht erhalten, selbst dann nicht, wenn zwei von uns ihn unterstützten. Man führte ein Maulthier herbei, wir setzten ihn in den Sattel, aber er hatte nicht Kraft genug, sich dort zu erhalten und wir sahen uns genöthigt, ihn in unsern Armen nach dem Gefängniß zurückzutragen.«

Sie mußten ihn zurücklassen. Sein Jammern und Wehklagen bei ihrer Abreise war herzzerreißend. Wenige Tage darauf starb er.

Beschimpfungen, Regen, Schnee, Krankheit, Schläge, Frost, elende Wege, alles dies vereinte sich, um den ihrer Freiheit entgegen Gehenden die Reise zu erschweren. Vor Belida angekommen, wurden sie unter dem Vorwande, daß der Hakem dieser Stadt sich jetzt in Buffarik befände, zu einem Hadschutenstamme, den Beni-Messaut, geführt. Dort brachten sie zwei leidenvolle Tage zu. De France ward in Fesseln gelegt, endlich kam die Nachricht, der Hakem von Belida sei bereits zurückgekehrt, und bald darauf machten sie sich dorthin auf den Weg.

Der Hakem von Belida behandelte de France sehr gütig, er lud ihn zum Nachtmale, sprach jeden Augenblick seine Ergebenheit gegen die Franzosen aus und ließ auch den übrigen Gefangenen alles Nothige zukommen. Nach

geendetem Male brachte ein Sklave Teppiche und Kissen, und de France übernachtete in dem Saale, worin er genachtmalt hatte. In demselben Saale lag auch der Kait der Habschuten, ein sehr mächtiger Häuptling. Kaum war de France eingeschlafen, so weckte ihn der Kait auf, redete ihm die ganze Nacht zu, bei den Arabern zu bleiben, und machte ihm die glänzendsten Versprechungen. De France erwiderte bloß, daß bereits der Sultan gleiche Aufforderungen an ihn habe ergehen lassen, daß dieser ihm gewiß ein glänzenderes Loos, als er, der Kait, hätte bereiten können, und daß er dennoch alle Anerbietungen auszusprechen wolle. Wenn ihm der Kait eine Gunst gewähren wolle, so bitte er um die, ihn ruhig schlafen zu lassen.

Des Morgens trat der Hakem in das Gemach ein, und jetzt erkannte de France die Ursachen, welche den Hakem bewogen, ihn so gut zu behandeln.

»Ich hoffe,« sagte er, auf de France zutretend, »daß du dem Gouverneur erzählen werdest, wie gut ich dich empfangen habe. Du bist doch zufrieden mit deinem Wirth?«

»Sehr zufrieden.«

»So sage dem Gouverneur, daß ich alle Christen, die nach Belida kommen, auf dieselbe Weise behandle, und fordere ihn auf, mir einen Gehalt auszusprechen. Meine Hilfsquellen sind versiegt, ich benötige eine solche Unterstützung. Vergiß ja nicht darauf, denn ich mache sehr großen Aufwand, und habe kein Geld.«

Sie schieden. Das letzte Stückchen Weges war auch so reich an Mühsalen als nur möglich. »Der Regen strömte vom Himmel, Benedetto fror und weinte; auch ich litt viel. Aber wie sich beklagen, wenn vor mir, am Horizonte, sich die Umrisse von unsern Vorposten und Buffarick zeigten? Wir erreichten das erste Blockhaus. Der Capitain kam des schlechten Wetters wegen ganz allein uns entgegen. Ich drückte ihm mit einem Gefühle unaussprechlicher Freude die Hand. Wir setzten unsern Weg fort, kamen nach Buffarick, eilen nach dem Lager und tranken vor Freude stürzte ich in die Arme des Capitain Gastu, des Lieutenant's des Aga der Spahis, welcher die gegen uns ausgesetzten Araber von Algier eskortirt hatte. Ich warf mich allen Officiern, die mir nahe kamen, um den Hals.«

»Während meine Gefährten in die Weinschänken getragen wurden, wo man wetteiferte, ihnen die nöthige Hilfe zu leisten, ließ mich Capitain Gastu zu Mr. d'Er-lon, dem Commandanten der Spahis, führen. Dieser edelmüthige Mann hatte so viel Aufmerksamkeit gehabt, sein Frühstück aufzuschieben, um mich zur Theilnahme an demselben einzuladen. Indes ich speiste, wusch die Dienerschaft meine Füße; die Officiere der Spahis und der Artillerie besuchten mich, und brachten mir Kleidungsstücke, um diese gegen meine Lumpen einzutauschen. Ihre Herzen werden ihnen lauter, als meine Feder es kann, sagen, welche Gefühle in mir wogten, als ich mich den Gegenstand einer so großmüthigen Sorgfalt sah.«

»Ein Officier hatte die Güte, mir sein Pferd zur Reise nach Algier zu leihen. Die beiden italienischen Fischer und Herrn Pic's deutscher Diener waren sehr krank, man brachte sie ins Feldlazareth. Madame Laurent, Benedetto und ich reisten mit einer Eskorte von 30

Mann, befehligt von Capitain Gastu, ab und kamen um 9 Uhr Abends in Algier an.«

»Alle meine Gefühle in diesem Augenblicke können in die drei Wörtchen gefaßt werden: »Ich war frei!«

»Die beiden Italiener, Madam Laurent und der Deutsche befinden sich im Hospital in Algier, ihre Krankheit zeigt zwar keinen gefährlichen Charakter, erfordert aber eine äußerst sorgfältige Pflege. Benedetto vergaß die Zelte der Araber, und sehnt sich nicht mehr nach dem Lager der Frauen bei Maskara, sondern nach seiner Mutter in Genua.«

»Die unter den Arabern zurückgebliebenen Gefangenen sind bereits ebenfalls in Freiheit gesetzt worden.— Für Mardulin habe ich in Algier Gnade erwirkt und ihn durch einen Brief davon benachrichtigt. Er entfloh nach Empfang desselben mit einigen Drangenhändlern von Maskara, erblickte bei Belida in der Ebene ein Detachement Spahis, lief auf sie zu, und kehrte in ihrer Gesellschaft nach Buffarick zurück. Er ward nach Dran geschickt und dort unter die Spahis versetzt. Möge er durch seine gute Aufführung die Achtung seiner Officiere gewinnen, und einen Posten erhalten, der diesem braven edlen Soldaten, welchem so viele unglückliche Christen ihr Leben schuldig sind, für den Rest seiner Tage seine Bedürfnisse sichert.«

Eduard D. Bittle.

Terracina.

(Mit einem Stahlstiche.)

Von Rom nach Neapel führt der Weg zuerst durch die römische Campagna, eine weite, öde Gegend, voller Trümmer und verfallender Orte. Endlich kommt der Reisende aus dem kahlen braunen Felde an die pontinischen Sümpfe. Mit diesem Namen paart sich in dem Gedächtnisse die Vorstellung von allem Wüsten und Schrecklichen; wie erstaunt der Reisende, wenn er sieht, daß die gefürchtete Gegend weit reizender ist, als die, welche er so eben verläßt. Während dort alles Pflanzenleben von der Sonne versengt war, fährt er hier über eine unübersehbare grünende Ebene. Über ihm wölbt sich ein dichtes Laubdach, die Straße wird von einer schönen Allee ihrer ganzen Länge nach eingefast. Die tieferen Stellen prangen im üppigsten Grün, auf den höher gelegenen zeigt sich hie und da ein reiches Feld. Gegen das Meer zu breiten sich hohe Waldungen aus. Von Zeit zu Zeit begleiten Kanäle die Straße, oder durchschneiden sie; schöne Brücken führen über dieselben. Eine unermessliche Menge von Thieren belebt diese Ebenen. Auf den höhern Stellen weiden große Heerden von Büffeln, Hirschen und Schweinen, die bewässerten Theile sind von Schaaren des manichfaltigsten Geflügels bedeckt. Auch hat die Gegend ihre Abwechslung. Links ziehen sich die Sabinerberge in malerischen Formen hin, weithin vorspringend bis zu dem steilen Felsen, auf welchem Terracina aus der Ferne freundlich winkt. Nichts erinnert an die Schreckenssagen von den pontinischen Sümpfen, als — die Menschen. Hält der



TERRACINA.

Verlag von Gröschel Haase Seiler in Prag.

Reisende vor einem der seltenen Post- oder Landhäufer an, so tritt ihm der Bewohner fieberbleich, wie eine wandelnde Leiche entgegen. Dem Reisenden ist anzurathen, während der Fahrt durch die Sümpfe im Wagen nicht zu schlafen, er entgeht sonst dem Klimafieber sicher nicht.

Nach einer Fahrt von 5 Meilen durch die pontinischen Sümpfe kommt man endlich nach Terracina, der letzten Stadt auf römischem Gebiete (das nahe Fondi ist schon im Neapolitanischen). Die Lage der Stadt ist reizend; theils an, theils auf einem Felsen gelegen, gibt sie von jeder Seite ein schönes Bild. Milder vorthelhaft stellt sich ihr Inneres dar; sie ist eng gebaut, und hat reichlich den Schmutz süditalienischer Städte. Um so unangenehmer fällt dies auf, als Terracina in einem wahren Paradiese liegt. Uppig gedeihen die Drangen und andere Südfrüchte, unter denen der Reisende hier zuerst die indische Feige (*Cactus opuntia*) und einige fruchttragende Dattelpalmen, die Verkündiger eines den Tropen näheren Himmelsstriches, im Freien wachsen sieht. Doch in so fräftiger Fülle die Vegetation sich entfaltet, so ungesund ist das Klima; alle Eingebornen haben den blaßgelben, krankhaften Teint, der schon bei den Bewohnern der pontinischen Sümpfe auffiel. Die Stadt ist auch in ganz Italien als die ungesundeste verschrien.

Längs durch die Stadt zieht sich die sehr lange Hauptstraße, welche mit dem geräumigen Marktplatz, der einzigen Stelle der Stadt, die erträglich ausieht, zusammenhängt. Die Stadt hat mehrere Kirchen und Klöster, doch unter allen ist die einzige Kathedrale sehenswerth, ein imposantes, altgothisches Gebäude, auf den Trümmern eines alten römischen Tempels errichtet. Diese Kirche und die Villa, auf der Pius der Sechste, der für diese Gegend eine besondere Vorliebe hatte, die Billeggiaturen zubrachte, sind die einzigen sehenswerthen Bauwerke der Stadt; besonders ist dies letztere wegen der herrlichen Aussicht zu besuchen. Noch ist ein Gebäude zu erwähnen, welches gewiß kein Reisender unbesucht läßt: das Wirthshaus an der Straße nach Neapel hinter der Stadt dicht am Meere, ein stattliches Gebäude, groß wie ein Palast, mit einer hohen Säulenreihe, ein wahrer Tempel der Gastronomie, wenn auch der Cultus etwas vernachlässigt seyn mag.

Terracina hat in einer Reihe von Ueberresten einen symbolischen Auszug aus der ganzen Geschichte Italiens. Aus der Zeit der Autochthonen (Ureinwohner) sind die Reste einer Cyclopienmauer von der alten Burg übrig, ganz auf der Spitze des Felsens gelegen, welcher die entzückendste Aussicht beherrscht. Unten breitet sich das tyrrhenische Meer mit seiner malerischen Küste aus, der Blick dringt bis zum reizenden Gaeta, ja am Horizonte tauchen selbst die romantischen Felseninseln des Golfes von Neapel, Ischia und Procida auf; rechts erhebt sich das steile Vorgebirge Circello. Die Römerzeit wird durch einige Trümmer, ebenfalls auf der Felsenspitze eines ehemaligen Jupitertempels repräsentirt, der zahlreichen Villaruinen in der Umgegend nicht zu gedenken. Den Einfall der nördlichen Völker und ihre Herrschaft in Italien bezeichnen die Ueberreste einer Burg Theodorichs, welche die ganze obere

Felsenfläche einnehmen, und die erwähnten Trümmer in sich einschließen. Das Andenken des großen Gothenkönigs bewahren ferner noch die Spuren einer von ihm um die Stadt gezogenen Mauer, und eine uralte Marmortafel am Brunnen des Marktplatzes, in deren Inschrift die Verdienste Theodorichs um die Trockenlegung der pontinischen Sümpfe, und die Wiederherstellung der altrömischen Via Appia gerühmt werden. Die mittelalterlichen Unruhen, wie sie überhaupt nur eine Uebergangsperiode waren, haben, außer einigen Volksagen, keine Spuren hinterlassen. Von der friedlichen kunstliebenden Regierung der Päpste gibt das Schloß Pius des Sechsten Zeugniß.

Terracina ist eine uralte Stadt, von den Völkern gegründet, und Anxur genannt. Die Griechen, welche durch zahlreiche Colonien das Land besetzten, nannten sie Trachyna, nach ihrer felsigen Lage. Später kam die Stadt unter die Herrschaft der Römer, welche sie Tarracina nannten, als Colonialstadt zu *Latium novum* oder *adjectum* schlugen, und in ihrer Nähe eine Menge von Villen errichteten. Kaiser Antoninus Pius legte einen Hafen an, der aber jetzt ganz versandet und unbrauchbar ist. Noch finden sich aus dieser Zeit Ueberreste der alten Via Appia, eines großartigen Bauwerkes, unweit der Stadt gegen eine halbe Stunde weit durch Felsen gesprengt; die jetzige römische Straße ist zum Theile auf ihr angelegt. Späterhin verlor sie alle Wichtigkeit, und ist gegenwärtig eine ganz unbedeutende Provinzialstadt.

Bei dieser Gelegenheit können wir auch das Geschichtliche der pontinischen Sümpfe besprechen. Diese entstehen aus den zahlreichen Gewässern der Sabinerberge, welche in der Ebene kein Gefälle haben, austreten und versumpfen. Anfangs scheint die ganze Gegend Meeresgrund gewesen zu seyn, denn Homer beschreibt die Wohnung der Circe, das Vorgebirge Monte Circello, als Insel. Späterhin fanden sich auf diesem neugewonnenen Boden 33 Colonialstädte der Lacedaemonier, zum Theile auf dem nahen Bergrande, zum Theile in der Niederung gelegen. Von ersteren bestehen noch heutigen Tages Trümmer, letztere verschwanden durch ein unbekanntes Naturereigniß während der ersten Zeit der römischen Republik. Unter den Römern folgten abwechselnd Austrocknungsarbeiten gegen die überhandnehmende Versumpfung und Vernachlässigung derselben. Der Ostgothenkönig Theodorich legte beinahe die ganzen Sümpfe trocken, unter den nachfolgenden Kriegstürmen kehrten sie in ihren alten traurigen Zustand zurück. Mit größerem und geringerem Erfolge unternahmen mehre Päpste die nöthigen Arbeiten, besonders Pius VI., der die nach ihm genannte treffliche Heerstraße (*Linea Pia*) hindurchführte: doch scheint der alte Sumpfboden den Zwang der Urbarmachung nicht ertragen zu wollen.

Die Bewohner von Terracina, etwa 7000, haben, besonders die Frauen, eine eigenthümliche Tracht: sie ernähren sich vom Landbau, der Durchfuhr und Krämerei, und, wie alle italienischen Städte, über welche die große Fremdenwanderung zieht, von den Reisenden. Die Stadt als Gränzort hat eine kleine Garnison, und ist der Sitz eines Bischofs, der sich aber der ungesunden Luft wegen immer zu Sezzi aufhält.

Unsere pittoreske Abbildung bedarf keiner besondern Erklärung; nur ein Wort noch über die Stafage. Wir sehen zwei Gensd'armen einen jener Ritter von der Landstraße führen, derentwegen ganz Italien berühmt ist, die aber nirgends so häufig sind, als in diesem Winkel, wo sie, in dem einem Lande verfolgt, sich leicht über die Gränze in das andere ziehen können. Nur eine große, kräftige Occupation (wie die französische und neuerlich die österreichische, welche das Land ganz sicher machten) vermag dem Uebel zu steuern. Für so unvermeidlich wird das Schicksal, unter die Räuber zu fallen, gehalten, daß ganz neue Reisehandbücher anrathen, 8—12 Goldstücke in einem besonderen Beutel als Tribut für sie bereit zu halten. Mehr hierüber findet der Leser, mit unübertrefflichem Humor geschrieben, in Washington Irving's Erzählungen eines Reisenden.

B. Gutt.

Die Elbogner Kettenbrücke.

(Mit einem Stahlstiche.)

Die Kreisstadt Elbogen (Elbogen), eine der ältesten des Königreichs Böhmen, ist auf einem steilen Felsen erbaut, um dessen Fuß sich die Eger in einer ellbogenartigen Krümmung hinzieht. Da sie nur durch einen schmalen Rücken mit den angränzenden Bergen zusammenhängt, so wurde sie vor der Erfindung und Anwendung des Schießpulvers für eine unüberwindliche Weste gehalten. Schaller erwähnt in seiner Topographie des Königreichs Böhmen nach dem Zeugnisse Balbins: »Die Zufahrt zu dem einzigen großen Thore Elbogens sei bis zum Jahre 1680 so eng gewesen, daß man nothwendig in die Stadt fahren mußte, um ohne Gefahr und Störung umkehren zu können.« Es ist hier nicht der Ort zu erzählen, daß Elbogen noch im Jahre 1646 die Capitulationsbedingnisse des Generals Königsmark mit unerschrockener und glücklicher Gegenwehr zurückgewiesen hat. Elbogen hat seit dem dreißigjährigen Kriege aufgehört, in Böhmens Kriegsgeschichte zu glänzen, dafür wurde es aber in neuester Zeit durch ein Kühnes Bauwerk mit in das Straßennetz aufgenommen, welches unsere Regierung zum allgemein anerkannten Wohle der Einheimischen und Fremden über Böhmen gezogen hat. In dem durch seine Heilquellen reichlich gesegneten Westen Böhmens ist Elbogen ein wichtiger Verkehrspunkt, da die viel besahrene Straße von Karlsbad nach Eger (Franzensbrunn) die Gränze seines Reichthums berührt. Seit mehren Decennien war es also das Bestreben der Landesregierung, die Ufer der Eger so zu verbinden, daß die Karlsbader Straße durch die Kreisstadt Elbogen geführt werden könnte. Bei der ungünstigen Lokalität eines 70 Fuß hohen steilen Felsens am linken Ufer der Eger, bei einer Flußbreite von etwa 150 Fuß und bei der bedeutenden Entfernung der Thallehne, die sich auf das flache rechte Ufer herabsenkt, hätte eine steinerne Brücke schwer einzubringende Kosten und großen Zeitaufwand erfordert. Als bereits in Saaz eine feste Kettenbrücke über die Eger ausgeführt war, geruhten weiland Seine Majestät Kaiser Franz der Erste

auf Antrag und Verwendung Seiner Excellenz des Herrn Oberburggrafen Karl Grafen von Chotek den von der k. k. Oberbaudirection vorgelegten Plan zu einer Elbogner Kettenbrücke zu genehmigen und durch einen bedeutenden Beitrag aus dem Staatsschatze zu fördern, so daß man, zugleich durch den von der Stadt Elbogen und von mehren Privaten des Elbogner Kreises eingelaufenen Zuschuß unterstützt, im J. 1833 den Bau beginnen und binnen drei Jahren vollenden konnte. Die Passage über die Elbogner Kettenbrücke wurde am 24. November 1836 feierlich eröffnet.

Der in unserem Bilde sichtbare Theil der Stadt Elbogen liegt am linken Ufer der Eger. An der Hügellehne des rechten Ufers leitet eine neu angelegte Kunststraße über die Brücke nach Elbogen. Das Bild macht von selbst auf die folgenden 4 Momente seiner Beschreibung aufmerksam; nämlich auf die zwei überdeckten Hauptpfeiler, die sich zunächst an den Ufern erheben; auf die zwischen ihnen horizontal gezogene Hängebücke; auf die Bögen, welche die Pfeiler mit der Stadt und mit der gegenseitigen Widerlage verbinden, und auf die Mauerwerksmasse am rechten Ufer mit den zwei Mauerflügeln, von denen einer auf unserem Bilde sichtbar ist.

Die Höhe der Pfeiler vom Grundroste, welcher 5 Fuß unter dem Wasserspiegel liegt, bis zur Ebene der Brückenbahn beträgt 73½ Fuß, und bis zur Spitze ihrer Verdachung 103 Fuß. Nach der Länge der Brücke hat ihre Grundfläche am linken Ufer 30 und am rechten 32½ Fuß und nach der Breite der Brücke 46 Fuß. Sie verjüngen sich aber wegen der Böschung ihrer Seitenflächen bis zu 12 Fuß Länge und 30 Fuß Breite. Der Ueberbau derselben ist durch einen 15½ Fuß weiten und 22 Fuß hohen Thorweg durchbrochen. Zu beiden Seiten desselben befinden sich die Aufschlagstützen der zwei Paare von Ketten, welche die Brückenbahn tragen und spannen. Sie sind über bewegliche Walzen (für jede Kette 5) und in einer Höhe von 22¾ Fuß von der Brückenbahn gezogen. Die Kettenauflage besteht aus starken gußeisernen Platten, die auf Granitquadern aufgesetzt sind. Beide Hauptpfeiler sind vom Roste bis an die Spitze mit 1½ Fuß starken und durch eiserne Klammern verbundenen Granitquadern verkleidet. Das Innere ist massiv mit Bruchsteinen ausgemauert, von denen mancher in den untersten Lagen 80—100 Centner schwer ist.

Die von den beiden Hauptpfeilern eingeschlossene Brückenbahn ist 198 Fuß lang, 21 Fuß breit und zu beiden Seiten mit einem eisernen, an die Hängebücke befestigten Geländer versehen. Sie ist aus eichenen Bohlen zusammengesetzt, welche rechts und links auf der Unterlage eiserner Schienen liegen, und oben und unten durch ein starkes Schraubwerk fest zusammengehalten werden. Mittelst der in die Tragketten eingefügten Hängebücke kann sie eine Last von 3000 Centnern tragen, trotz dem, daß sie selbst über 1200 Centner schwer ist. Die Tragketten senken sich von ihrer Auf Lage in einen Winkel von 18° gegen die Brückenbahn und bilden einen Bogen, dessen Sehne 210 Fuß beträgt. In einem etwas größeren Winkel sind die Spannketten gegen die Landseite gezogen und befestigt. Jede Kette besteht aus 6 Reihen wechselweise einander übergrei-

fender und durch starke Bolzen verbundener Schienen, und man kann aus dem bedeutenden Querschnitte von $10\frac{1}{2}$ Quadrat Zoll leicht auf ihre Stärke schließen. Es ist merkwürdig, daß bei der höchst schwierigen Arbeit des Einhängens und Vorrückens der Hängegerüste keiner der Bauleute verunglückte oder bedeutend verletzt wurde, und daß, als mit großer Anstrengung vom 1. bis 10. September des vorigen Jahres die 4 Ketten aufgezo- gen und befestigt waren, zwei Maurer den gefährlichen Gang über die in einer Höhe von 75 bis 90 Fuß über der Wasseroberfläche frei schwebenden Ketten von einem Pfeiler zum andern glücklich vollbrachten.

Für die beiden Bögen, welche den linken Hauptpfeiler mit dem Felsen verbinden, auf welchem Elbogen erbaut ist, und den rechten mit der Mauermaße der jenseitigen Widerlage, war ursprünglich die gleiche Spannweite von 48 Fuß angetragen. Aber als man zu dem linksseitigen Hauptpfeiler den Grund legen wollte, stieß man auf einen Vorsprung des Felsens, welcher unter dem Wasserspiegel die nothwendige Gleichheit des Grundbettes der beiden Pfeiler an der ange- tragenen Stelle unmöglich machte. Man mußte also diesen Pfeiler nun sechs Fuß weiter vom Felsen an- legen und die Spannweite des Bogens am rechten Pfeiler um dieselben 6 Fuß kürzer fassen.

Das Mauerwerk am rechten Ufer, welches der Kettenbefestigung zum Unterbau dient, besteht aus dem an der Grundfläche 18 Fuß starken Widerlagspfeiler des vorerwähnten rechtsseitigen Gewölbobogens und aus zwei 19 Fuß langen und 12 Fuß breiten, durch ein Gewölbe vereinigten Pfeilern, dann aus einem dazwi- schen angelegten 27 Fuß im Lichten enthaltenen Spitz- gewölbe, bei welchem, unbeschadet der Festigkeit, Mate- rial erspart und für ein zweckmäßiges Aufbewahrungs- lokale der Baugeräthschaften gesorgt wurde. Rechts und links von dieser Mauermaße breiten sich in einer Länge von 63 Fuß (Breite 18 Fuß und Höhe 54 Fuß) zwei Flügelmauern aus, an welche sich die künstliche Erdböschung des rechtsseitigen Ufers lehnt.

Alle Pfeiler des Bauwerkes zusammen genommen, ruhen auf 908 Pfählen von starkem Föhren- und Lan- nenholz und auf darüber gelegten Rosten von ein Schuh starken Bohlen. Der Widerlagspfeiler des Bogens am rechten Ufer ist bis an das Niveau des höchsten Was- serstandes wie die Hauptpfeiler mit Granitquadern ver- kleidet. Die dieß- und jenseitigen Befestigungslöcher der Spannketten (Kettenkammern) mußten gegen Elbogen dem harten Felsen abgenommen und am rechten Ufer auf felsenfest gemauerten Massen erbaut werden. Die Widerlagen der Spannkette bilden gußeiserne $4\frac{1}{2}$ Fuß hohe und breite Platten, durch welche die beiden Enden einer jeden Kette gezogen und rückwärts durch einen straff anliegenden Bolzen verbunden sind. Hinter die- sen Platten ist die Kettenbefestigung durch Granitqua- derschichten und starke Gewölbgurten gesichert.

Der eben so großartige als mühsliche und zweck- mäßig angelegte Bau dieser Kettenbrücke begann im Jahre 1833 mit dem oben erwähnten Flügelmauerwerke, zu welchem Seine Excellenz der Herr Oberstburggraf den Grundstein legte. Im Jahre 1835, in welchem J. J. M. M. der Kaiser und die Kaiserin Elbogen mit Höchst Ihrer Gegenwart beglückten, war das rechts-

seitige Auffahrtsgewölbe so weit gediehen, daß Seine Majestät unter allgemeinem Jubel in Gegenwart Sr. E. des Herrn Oberstburggrafen und mehrerer Personen des allerhöchsten Hofstaates, dann des Elbogner k. k. Herrn Kreishauptmannes den Schlussstein in dem Stirn- franze an der Einflußseite der Brücke höchst eigen- händig setzen konnte. Seine Majestät beschenkten die Arbeiter mit einer bedeutenden Geldsumme und gestatteten, daß die Elbogner Kettenbrücke den Na- men Ferdinandsbrücke führen dürfe. Unter diesem Namen steht sie nun als ein Bauwerk da, welches sich mit der Menay-Brücke in England und mit der Frei- burger Drahtbrücke in der Schweiz kühn messen kann. Herr Ingenieur und k. k. Straßenbaubeamter Wöllner (dessen ausführliche Schilderung der Elbogner Ketten- brücke diesem Aufsatz zum Grunde liegt,) entwarf den Plan zu derselben und leitete unter der obersten Auf- sicht des k. k. Gubernialrathes und Oberbaudirektors Paul Strobach den Bau derselben.

Prof. A. Müller.

Auszug aus: Adventures of Captain Bonneville (Abentheuer des Cap. Bonneville. 3 Bde.), dem neuesten Werke Washington Irving's.

Washington Irving erzählt in diesem Werke einige Abentheuer, welche sich in den Rocky Mountains, im Westen von Nordamerika, begaben, und skizzirt mit Meisterhand das Leben und den Charakter der wilden Bewohner jener Gegenden. Er will durch dieses neue Werk die Erinnerung an Gegenstände bewahren, von denen er überzeugt ist, daß sie mit denselben, wenn sie nicht gänzlich verschwinden, doch wenigstens gar bald eine Veränderung vorgehen müsse.

»Der Held, Capitain Bonneville, ist von französischer Abkunft und dient in der Armee der ver- einigten Staaten. Durch seine herumschwärmende Lebens- art hat er auf sehr seltsame Weise den Charakter eines Jägers und Trappers (Schlingenstellers) mit dem eines Soldaten verschmolzen. Durch eine Reihe von Jahren in verschiedenen Gegenden des fernen Westens statio- nirt, kam er häufig mit indianischen Handelsleuten, den Trappern der Gebirge und andern Durchstreifern der Wildniß in Berührung. Ihre Erzählungen von wilden Scenen und Abentheuern, ihre Beschreibungen der wei- ten, großartigen, noch unentdeckten Gegenden regten ihn so auf, daß eine Expedition nach den Rocky Mountains der heißeste Wunsch seines Herzens und die Erforschung der noch ungebahnten Landstriche das vor- nehmste Ziel seines Ehrgeizes wurde.«

Von dieser Expedition zurückgekehrt, nahm er die Feder zur Hand und beschrieb seine abentheuerliche Unternehmung. Das Resultat dieser Arbeit war ein Haufen von Manuscripten, welche er Herrn Washing- ton Irving übergab, mit der Bitte, dieselben für den Druck zu bearbeiten.

»Ich fand«, sagt Washington Irving in der Ein- leitung, »daselbe voll interessanter Einzelheiten über das Leben in dem Gebirge und über die einzelnen Stämme und Ragen, sowohl der bleichen Gesichter als der Rothhäute, unter welchen der Capitain sich auf-



LETTER BOXEN,
Vorlag v. Carl Haase, Schen in Prag.

hielt. Es trägt ganz das Gepräge seines Charakters, seiner Bonhommie und seiner Empfänglichkeit für alles Erhabene und Schöne. Dieses Manuskript bildet die Grundlage meines Werkes. Gelegenheitlich webte ich Begebenheiten und einzelne Züge ein, welche ich aus verschiedenen Quellen geschöpft, hauptsächlich aber aus den Gesprächen und Tagebüchern einiger Zeitgenossen des Capitains, welche in den von Bonneville beschriebenen Scenen als handelnde Personen auftraten. Zugleich gab ich demselben einen eigenthümlichen Ton und Anstrich, aus eigenen Beobachtungen entnommen, die ich auf einem Auszuge in die jenseits der Grenzen der Civilisation gelegenen Gegenden der Indianer machte. Doch, wie gesagt, bildet die Erzählung des achtbaren Capitains den wesentlichen Theil dieses Werkes, und viele seiner höchst malerischen Stellen gab ich, einige äußerst geringe Aenderungen abgerechnet, mit seinen eigenen Worten.«

Diesem das Leben in den Wäldern und Felsengebirgen so trefflich und wahr schildernden Werke entneh-men wir einige Schilderungen.

1. Geschichte Kosato's, des Flüchtlings von den Schwarzfüssen.

Ein Flüchtling aus dem Stamme der Schwarzfüsse * mit Namen Kosato, ein wilder, heißblütiger Jüngling, hatte mit einem hübschen Mädchen bei den durchstochenen Nasen (Nez percés) ** Zuflucht gesucht und gefunden. Obwohl in diesen letztern Stamm aufgenommen, blieb ihm doch der wilde, kriegslustige Geist seines Volkes, und es eckelte ihn vor diesen friedlichen, harmlosen Geschöpfen, unter denen er lebte. Die Jagd des Hirschen, des Elenthiers und des Büf-fels, das Höchste, wornach ihr Ehrgeiz strebte, war viel zu gefahrlos, um seinem wilden, rastlosen Charakter Befriedigung zu gewähren. Auf Beute ausgehn, sich in den Hinterhalt legen, Handgemenge, räuberische Überfälle, kurz alle Zufälle und Wagnisse eines unstäten, kriegerischen Lebens, das waren die Wünsche, für welche sein Herz entbrannte.

Die jüngsten Streifereien der Schwarzfüsse um das Lager der durchstochenen Nasen, ihre nächtlichen Raubzüge, ihre verwegenen, erfolgreichen Unternehmungen, versetzten ihn in einen fieberhaft unruhigen Zustand, er glich einem Habicht, der, selbst im Käfig eingesperrt, seine vormaligen Gefährten in wilder Freiheit auf die Beute stossen sieht, die Lüfte mit ihrem Getreisch erfüllen hört.

Den Versuch Capitains Bonneville, in den durchstochenen Nasen einen kriegerischen Geist zu wecken und sie zur Wiedervergeltung aufzureizen, unterstützte Kosato mit glühendem Eifer. Mehre Tage lang schmiedete er unaufhörlich Rachepläne und bemühte sich, eine Expedition auf die Beine zu bringen, welche Elend und Verwüstung über die Wohnplätze der Schwarzfüsse verbreiten sollte. Alle seine Kräfte wandte er an, um

in ihnen jene wilden Triebfedern menschlicher Handlungen zu berühren, mit denen er selbst so vertraut war. Er lockte durch seine kräftige Beredsamkeit die horchenden Wilden um sich; höhnte sie, indem er ihnen die Unbild und die Schmach, die sie ertragen, wiederholte; malte ihnen mit glühenden Farben die Siege, die sie erkämpfen, die Siegeszeichen, die sie davon tragen könnten; erzählte ihnen von verwegenen romantischen Zügen, heimlichen Märschen, versteckten Hinterhalten, mitternächtlichen Überfällen, von Brennen, Sengen, Plündern, Scalpiren; dann von der Heimkehr im Triumphe, und von den Freuden und Festen der Sieger. Zwischen diesen wilden Erzählungen wurde die Trommel gerührt, ertönte Geheul und Kriegsgeschrei, ward der Kriegerstanz getanzt, der so geeignet ist, die Kriegslust des Indianers zu erwecken.

Aber Alles scheiterte an den friedfertigen Gemüthern der Zuhörer. Nicht Einer unter den durchstochenen Nasen ließ sich zur Rache stacheln, zum ruhm-vollen Kampfe aufreizen. Dann verwünschte der Flüchtling im Unmuth seines Herzens jenen Unfall, welcher ihn von einem ihm gleichgesinnten Geschlechte losgerissen, welcher ihn gezwungen hatte, bei solchen Wesen, denen in so großem Maße alles kriegerische Feuer mangelte, Zuflucht zu suchen.

Der Charakter und die Handlungsweise dieses Mannes zog die Aufmerksamkeit des Capitains Bonneville auf sich, und er war begierig, die Ursache zu hören, aus welcher er seinen Stamm verlassen habe, und weshalb er noch jetzt mit so tödtlichem Hass auf denselben zurückblicke. Kosato erzählte ihm seine Geschichte mit wenigen Worten; sie gibt uns ein Bild von den tiefen, heftigen Leidenschaften, welche in dem Innern dieser Wilden gähren, die man mit Unrecht Stoiker nennt.

»Ihr seht mein Weib,« begann er, »sie ist gut, sie ist schön, ich liebe sie. Aber sie war die Ursache all meines Elends. Sie war das Weib meines Häuptlings. Ich liebte sie mehr als er, und sie wußte es. Wir sprachen einander, wir lachten mit einander, wir sehnten uns nach des andern Gesellschaft, aber wir waren unschuldig, wie Kinder. Der Häuptling ward eifersüchtig und verbot ihr, je wieder mit mir zu sprechen. Sein Herz verhärtete sich gegen sie, seine Eifersucht ward immer glühender. Er schlug sie ohne Ursache und ohne Barmherzigkeit, und drohte sie auf der Stelle zu tödten, wenn sie mich je wieder anblickte. Wollt ihr Beweise seiner Wuth? Seht diese Narbe.«

»Mich verfolgte sein Zorn in nicht geringerm Maße. Kriegerpartien der Krähen * streiften um unser Lager, unsere jungen Männer hatten ihre Spur gesehen. Aller Herzen entflammten in Kampflust, meine Kasse standen vor meiner Hütte. Ueblich kam der Häuptling, nahm sie, band sie an seine eigenen Pfähle, und nannte sie sein Eigenthum. Er war ein Häuptling, was konnte ich thun? Ich durfte nicht sprechen, aber mein Herz entbrannte. Ich nahm keinen Theil mehr an den Versammlungen, an den Jagden, an den Kriegsfesten. Was hatte ich auch dort zu thun? Ich war ja ein Krieger, dem man seine Kasse, dem man seine Ehre genommen. Ich

* Blackfeet, ein Indianerstamm zwischen den Rocky Mountains und dem Schlangenflusse (Snake-river). Ebenfalls ein Indianerstamm im Westen der nordamerikanischen Freistaaten.

* Crows, ein den Schwarzfüssen benachbarter Indianerstamm.

schwieg und dachte an nichts, als an diese Unbill und Schmach.«

»Einst saß ich Abends auf einem Hügel, der die Wiesen beherrschte, auf welchen die Pferde weideten. Ich sah die Kofse, die einst mein gewesen, sie grasten unter denen des Häuptlings. Darüber ergrimmete ich und brütete noch lange über die Schmach, die ich erduldet, und über die Grausamkeit, welche die, die ich liebte, um meinwillen gelitten, bis mein Herz schwoll und sich zum Bösen wandte, und meine Zähne knirschten.«

»Wie ich so auf die Wiese hinab blickte, da kam der Häuptling und wandelte unter seinen Pferden umher; ich heftete meine Augen wie ein Habicht auf ihn, mein Blut kochte, ich holte heftig Athem. Er ging unter die Weidenbäume. Nur ein Augenblick, und ich sprang auf, meine Hand griff ans Messer, ich slog mehr, als ich lief; bevor er mich wahrte, stürzte ich mich auf ihn und mit zwei Streichen lag er todt zu meinen Füßen. Ich bedeckte seinen Leichnam mit Erde und streute Strauchwerk auf die Stelle; dann eilte ich zu ihr, die ich liebte, sagte ihr, was ich gethan, und beschwor sie, mit mir zu fliehen. Sie antwortete nur mit Thränen. Ich erinnerte sie an die Schmach, die ich erduldet, an die Mißhandlungen und Schläge, mit denen sie der Gemordete überhäuft; ich stellte ihr vor, daß ich nur Gerechtigkeit geübt, drang wieder in sie, zu stehen — aber sie weinte nur um so mehr, und bat mich, sie zu verlassen. Mein Herz war schwer, aber meine Augen trocken. Ich kreuzte die Arme. »Es ist gut, sprach ich, Kosato wird allein in die Wüste gehen; Niemand wird um ihn seyn, als die wilden Thiere der Steppe. Wer nach seinem Blute dürftet, möge seiner Spur folgen. Sie mögen ihn überfallen, wenn er schläft, sie mögen Rache an ihm üben; du wenigstens wirst in Sicherheit seyn! Kosato wird allein gehen.«

»Ich wandte mich ab. Sie sprang auf mich zu, und drückte mich in ihre Arme. »Nein!« schrie sie, »Kosato soll nicht allein gehen! Wohin er immer sich wenden mag, ich will mit ihm — er soll nimmer sich von mir trennen!«

»Wir ergriffen hastig, was wir am meisten benötigten, schlichen uns still aus dem Dorfe, und bestiegen die ersten Pferde, die wir erhaschten. Tag und Nacht eilend, gelangten wir bald zu diesem Stamme. Die Leute sind hier gut und freundlich, sie sind treu, aber ihre Herzen sind Weiberherzen!«

Dies war die Geschichte Kosato's, wie er sie dem Capitain Bonneville erzählte. Solche Vorfälle kommen oft im Leben der Indianer vor, unter denen die Entweichung der Liebenden eben so häufig ist, als unter den sentimentalen gebildeten Helden und Heldinnen unserer Romane, und meist zu blutigen, langwierigen Fehden Anlaß gibt.

II. Eine große Büffeljagd.

Wir werden weder dem Capitain auf seinem Jagdzuge, welcher bis zum Anfange Juni's währte, folgen, noch die Kunstgriffe der andern Jagdgesellschaften und ihre verschiedenen Pläne, mit denen sie einander überlisten und die Beute abjagen wollten, ausführlich erzählen. Es ist hinreichend, zu sagen, daß, nachdem sie wehre Ströme besucht und an denselben mit bald gu-

tem, bald schlechtem Erfolge ihr Lager aufgeschlagen hatten, Capitain Bonneville zeitig im Juni weiter reiste, um bei dem festgesetzten Stelldeichlein bei den Caches einzutreffen. Auf dem Wege dahin beredete er seine Gefährten zu einer großen Büffeljagd. Denn die Kundschafter hatten die Nachricht gebracht, daß sie auf einer Ebene jenseits einer vorstehenden Anhöhe zahlreiche Heerden bemerkt hätten.

Als bald wurde Halt gemacht, die leichtesten Pferde sofort bestiegen und die Jagdparthie rückte nach dem Gipfel des Hügels vor. Von hier überblickten sie die ganze Ebene, welche von Büffeln wimmelte. Cap. Bonneville bestimmte den Platz, wo sie lagern wollten und wohin die Jäger das Wild treiben sollten. Er ermahnte dieselben, behutsam vorzurücken und die Hürtigkeit und Kraft der Pferde zu sparen, bis sie in eine geringe Entfernung von der Heerde gekommen seyn würden. Zwei und zwanzig Reiter machten sich vorsichtig auf den Weg nach der Ebene, indem sie seinen Weisungen folgten.

Es war ein schöner Anblick, diese Renner, wie man sie nennt, alle in einer Colonne vorrücken zu sehen, bis sie nur etwa 500 Schritte von den Vorposten der Heerde entfernt waren. Dann slogen sie in vollem Galopp dahin, bis sie in der unendlichen Menge von Büffeln, welche nach allen Richtungen der Ebene aus einander stoben, sich verloren.

Nun gab's ein Lärmen und wilde Verwirrung. Zugleich rückten Capitain Bonneville und der Rest der Jagdparthie nach der zum Lager bestimmten Stelle. Dorthin eilten auch schon die erfahrensten Renner, in-

* Die Kaufleute und Jäger in Nordamerika bedienen sich des Wortes Cache (Versteck), um den Ort zu bezeichnen, wo sie Vorräthe verbergen, die sie für den Augenblick nicht mit sich nehmen können. Dieses ursprünglich französische Wort wurde zuerst von den Colonisten von Canada und Louisiana eingeführt, die Sache selbst aber war den Eingebornen schon lange vor Ankunft der Weißen bekannt. Es bedarf großer Geschicklichkeit und Vorsicht, um die Caches so anzulegen, daß sie den Luchsaugen der Indianer verborgen bleiben. Zuvörderst wählt man einen geeigneten Platz, gewöhnlich eine niedrig gelegene Stelle auf einem Thonboden am Ufer eines Flusses. Dann werden Decken, Schabracken und ähnliche Dinge auf dem Rasen ausgebreitet, damit kein Fußtritt im Boden sich abdrücke, und überhaupt so wenig Leute als möglich zu dieser Arbeit verwendet. Hierauf sticht man einen Kreis von ungefähr zwei Fuß im Durchmesser auf dem Rasen aus, hebt die ganze Scholle sorgfältig ab, und legt sie an einen Ort, wo sie nicht beschädigt werden kann. Nun wird bis auf eine Tiefe von etwa drei Fuß senkrecht eingegraben, und dann das Loch so erweitert, daß es eine kugelförmige Höhlung von sechs bis sieben Fuß Tiefe wird. Die ausgegrabene Erde wird in Gefäße gesammelt und dann in den Fluß, mitten in die Strömung geworfen, um sie so ganz zu beseitigen. Ist die Cache zufällig zu weit von einem Fluß entfernt, so wird die Erde weit weggetragen und ausgestreut, damit keine Spur von ihr übrig bleibe. Ist das Loch fertig, so wird es mit trockenem Gras, Zweigen u. dgl. oder auch mit einer trockenen Haut ausgefüllt; dann legt man die zu verbergenden Gegenstände hinein, breitet zuerst ein Fell darüber, legt dann trockenes Gras und Steine darauf und tritt alles recht fest. Ist nun das Loch voll, so legt man den abgehobenen Rasen darauf, fügt ihn gut ein, und begießt ihn öfter. Die Decken werden dann weggenommen, das niedergedrückte Gras aufgerichtet und überhaupt Alles wieder in den natürlichen Stand gesetzt. Ist Alles vollendet, so verläßt man den Ort während der Nacht, untersucht am folgenden Morgen Alles noch einmal, und findet man Alles in Ordnung, so kommt man nicht eher wieder, als bis man das Verborgene abzuhelen Willens ist.

dem sie Haufen von Büffeln vor sich hertrieben, die auch alsbald nahe am Lagerplatz erlegt und deren Körper ohne Schwierigkeit nach demselben geschafft wurden. Eine kleine Weile darauf glich das ganze Lager einem großen Schlachthause, das getödtete Wild wurde geschickt aufgeschnitten, große Feuer angemacht, Gerüste zum Dörren und Klopfen des Fleisches errichtet und große Vorräthe für den künftigen Bedarf aufgehäuft. Am 15. Juni, genau an dem zum Zusammenreffen festgesetzten Tage, kamen Capitain Bonneville und seine Gefährten wohlbehalten bei den Caches an.

Hier vereinigte er sich mit den andern Abtheilungen des großen Jagdzeuges; Alle waren gesund und munter. Die Caches wurden wieder geöffnet, Vorräthe mancherlei Gattung herausgenommen und mit liberaler Freigebigkeit gebranntes Wasser im Lager vertheilt, damit das frohliche Zusammentreffen auch durch ein gehöriges Gelage gefeiert werde.

III. Klugheit des Bibern.

Während einer Mittagsrast verließ Capitain Bonneville seine Gefährten und schlenderte den Lauf des Stromes entlang, um denselben zu erforschen. Er war noch nicht weit gegangen, als er zu einem Bibersteich kam und einen von dessen geschäftigen Bewohnern erblickte, welcher gerade ämsig an einem Damme arbeitete. Dadurch ward des Capitains Neugierde erregt, die Art, wie dieser weit berühmte Baumeister arbeitet, zu sehen; er schlich mit der sorgfältigsten Vorsicht vorwärts, indem er die Zweige der Wasserweiden geräuschlos niederbog; und als er eine Stelle erreicht hatte, welche ihm eine freie Aussicht über den ganzen Teich bot, legte er sich flach auf den Boden nieder und beobachtete den einsamen Arbeiter.

Nach einer kleinen Weile erschienen drei andere an der Spitze des Dammes und brachten Reisig und Strauchwerk herbei. Mit diesen gingen sie gerade auf die Stelle des Dammes, welche, wie der Capitain bemerkte, des Ausbesserns bedurfte. Nachdem sie dort auf den schadhaften Theil ihre Ladung abgelegt hatten, tauchten sie wieder in's Wasser, erschienen jedoch in kurzem abermals auf der Oberfläche. Diesmal brachte jeder eine Quantität Schlamm, mit welchem sie die so eben abgeladenen Reisig und Zweige verbanden. Diese Art Maurerei setzten sie eine Weile fort, indem sie zu wiederholten Malen Holz und Schlamm herbeibrachten und beides auf dieselbe Weise behandelten. Als dies geschehen, machten sich die regsamen Biber eine kleine Kurzweil, indem sie einander rund um den Teich herum jagten, neckten, auf dem Wasserspiegel mit großer Schnelligkeit hin und her fuhren oder in die Tiefe tauchten und dabei in der Fröhlichkeit ihres Herzens zu mehreren Malen mit dem Schweife auf das Wasser schlugen, so daß ein lautes Geklatsche erscholl.

Während sie sich so ergötzten, erschien ein anderer von ihrer Bruderschaft ober dem Wasser und schaute sehr ernst sich ihre Pössen mit an. Er versuchte jedoch nicht im Mindesten, einigen Antheil daran zu nehmen, sondern erkletterte das Ufer, auf welchem der Capitain versteckt war, richtete sich auf seine Hinterbeine auf, nahm so eine sitzende Stellung an, legte seine beiden Vorderfüße an einen jungen Fichtenbaum und begann

mit den Zähnen die Rinde abzunagen. Von Zeit zu Zeit riß er ein kleines Stückchen los, und indem er, seine sitzende Stellung beibehaltend, es zwischen seinen Pfoten hielt, schien er es nach Art eines Affen zu essen.

Augenscheinlich beabsichtigte er aber, den Baum zu fällen. Er fuhr in seiner Arbeit fort, als ihn die Annäherung von Capitain Bonneville's Leuten aufscheuchte. Diese waren über die so lange Abwesenheit ihres Capitains besorgt und suchten ihn. Bei dem Schalle ihrer Stimmen tauchten alsbald alle Biber, der arbeitende sowohl als die spielenden, unter's Wasser und ließen sich nicht wieder blicken.

Capitain Bonneville bedauerte sehr diese Unterbrechung. Er hatte schon viel davon gehört, wie klug der Biber Bäume zu fällen und es immer so einzurichten wisse, daß der Baum von selbst in's Wasser falle und zwar stets in einer Richtung, welche für die Fortschaffung nach der gewünschten Stelle die günstigste ist. In dem gegenwärtigen Falle war der Baum eine hohe, stämmige Fichte, und da sie schur gerade gewachsen war und kein Lüftchen sich regte, so hätte sie der Biber nach jeder beliebigen Richtung fällen können, wenn er wirklich in dieser Hinsicht zu urtheilen fähig war. Offenbar war er aber damit beschäftigt gewesen, den Baum rund herum zu benagen, und hatte auf der Seite gegen das Wasser zu zu nagen begonnen.

Cap. Bonneville schenkte jedoch diesen Erzählungen von dem Scharfsinn des Bibern in diesem Punkte keinen Glauben. Seine Meinung war, das Thier habe gar keine andere Absicht, als die, den Baum zu fällen, ohne dabei irgend eine von jenen feinen Berechnungen über die Art und Richtung des Falles anzustellen. Er glaubte, diese Eigenschaft sei dem Biber wahrscheinlich deshalb zugeschrieben worden, weil die meisten Bäume, die nahe am Wasser wachsen, entweder wirklich gegen den Strom zu sich neigen, oder nach dieser Richtung ihre mächtigsten Aeste austrecken, um auf diese Weise den hier befindlichen freieren Raum, Licht und Luft zu genießen. Natürlich macht sich der Biber an jene Bäume, welche ihm am nächsten bei der Hand sind, an die also, welche an den Ufern der Ströme und Teiche stehen. Diese benagt er rund herum, oder, um einen Kunstausdruck zu gebrauchen, er macht in sie einen »Gürtel« mit seinen Zähnen; und wenn sie dann fallen, so fällen sie begreiflicher Weise in jener Richtung, gegen welche hin ihr Stamm und ihre Aeste das meiste Gewicht haben.

»Ich habe oft,« sagt Cap. Bonneville, »Bäume gesehen, die an den Stellen, wo sie der Biber benagt hatte, 18 Zoll im Durchmesser hatten; sie lagen jedoch nach allen möglichen Richtungen und zwar sehr häufig äußerst unbequem für die weitem Zwecke des Thieres. Ein Beispiel, wie wenig Scharfsinn sie bisweilen in diesem Geschäfte zeigen, sahen wir, als wir einst am Schlammfluße lagerten. Wir fanden dort nämlich einen Biber mit dem Kopfe in den Einschnitt, den er gemacht hatte, eingeklemmt; der Baum war über ihn gestürzt und hatte ihn festgehalten, bis er starb.«

Dagegen gibt der Capitain zu, daß der Biber beim Auslösen der Stämme, welche für den Winter vorrath die Rinde hergeben sollen, äußerst wählig ist.

Zu dieser Arbeit zieht die ganze Familie des Biber, alt und jung, aus, und muß oft lange Reisen machen, bevor sie etwas Geeignetes findet. Bisweilen nagen sie die größten Bäume ab, und suchen dann erst die Nester aus, deren Rinde am meisten ihrem Geschmacke entspricht. Diese nagen sie auf ungefähr 3 Fuß Länge ab, schaffen sie nach dem Wasser, und schwimmen sie nach ihren Wohnungen, wo sie für den Winter aufgehäuft werden.

In ihrer Haushaltung besleßen sie sich der Reinlichkeit und Bequemlichkeit. Nach jeder Mahlzeit tragen sie die Reiser, deren Rinde sie gegessen, heraus und werfen sie in die Strömung jenseits des Wehres. Auch sind sie sehr eifersüchtig auf ihr Gebiet und äußerst kampflustig, sie lassen es nie zu, daß ein fremder Biber ihren Bezirk betrete. Oft kämpfen sie mit solchem Ingrimm, daß sie einander beinahe in Stücke zerreißen.

Im Frühling, welches die Zeit ist, wo sie Junge werfen, lassen die Männchen ihre Weibchen zu Hause, und unternehmen eine Lustreise, auf welcher sie oft in sehr weite Ferne wandern. In jedem reinen, ruhigen Wasser, das an ihrem Wege liegt, ergötzen sie sich ein wenig, und klettern gelegentlich auf die Ufer, um die zarten Sproßlinge junger Weiden zu schmausen. Sobald der Sommer heranrückt, gibt er seine Junggesellenwanderung auf, erinnert sich seiner Pflichten als Hausvater, kehrt zu seiner Gattin und ihrem Neugeborenen zurück, und nimmt das Letztere auf alle Fourragierzüge und zum Sammeln der Wintervorräthe mit.

Nachdem wir den Gemeinsinn dieses lobenswerthen kleinen Thierchens als Glied einer Gesellschaft, und sein liebenswürdiges, musterhaftes Benehmen als Familienvater gezeigt haben, schmerzt es uns, wenn wir uns der Gefahren erinnern, mit welchen es umringt ist, und der Fallen, welche ihm und seiner ganzen arbeitssamen Familie gestellt werden.

Die Übung hat dem erfahrenen Trapper in Allem, was sich auf sein Geschäft bezieht, solch' eine Schärfe des Gesichtes verliehen, daß er auch das unmerklichste Anzeichen von dem Daseyn eines Biber's entdecken kann, und wo immer im dichtesten Dickicht oder hinter überhangenden Weidenbäumen des Biber's Wohnung verborgen seyn mag: er weiß doch auf einen einzigen Blick genau die Anzahl der Insassen desselben anzugeben. Dann geht er ans Werk, um seine Falle zu stellen; er stellt sie am Ufer, an einem Orte, den er zwei oder drei Zoll unter der Oberfläche des Wassers ausucht, und befestigt sie mittelst einer Kette an einen tief in den Schlamm gesteckten Pfahl. Dann streift er von einem kleinen Zweige die Rinde ab und taucht das eine Ende in die »Arznei,« wie der Trapper den eigenthümlichen Köder, dessen er sich bedient, nennt. Dieses Ende des Stöckchens ragt etwa 4 Zoll über den Wasserspiegel, das andere Ende wird in die Oeffnung der Falle befestigt. Der Biber, der eine scharfe Witterung besitzt, wird bald von dem Geruche dieses Köders angezogen. Sobald er mit der Nase daran schnuffelt, ist auch schon sein Fuß in der Falle gefangen. In der Angst macht er einen Wurzelbaum ins Wasser. Angebunden an den Pfahl widersteht die Falle allen An-

strengungen des Biber's, sie an das Ufer zu schleppen; die Kette, mit welcher sie festgemacht ist, troßt seinen Zähnen, er kämpft noch eine Zeitlang, dann sinkt er auf den Grund und ertrinkt.

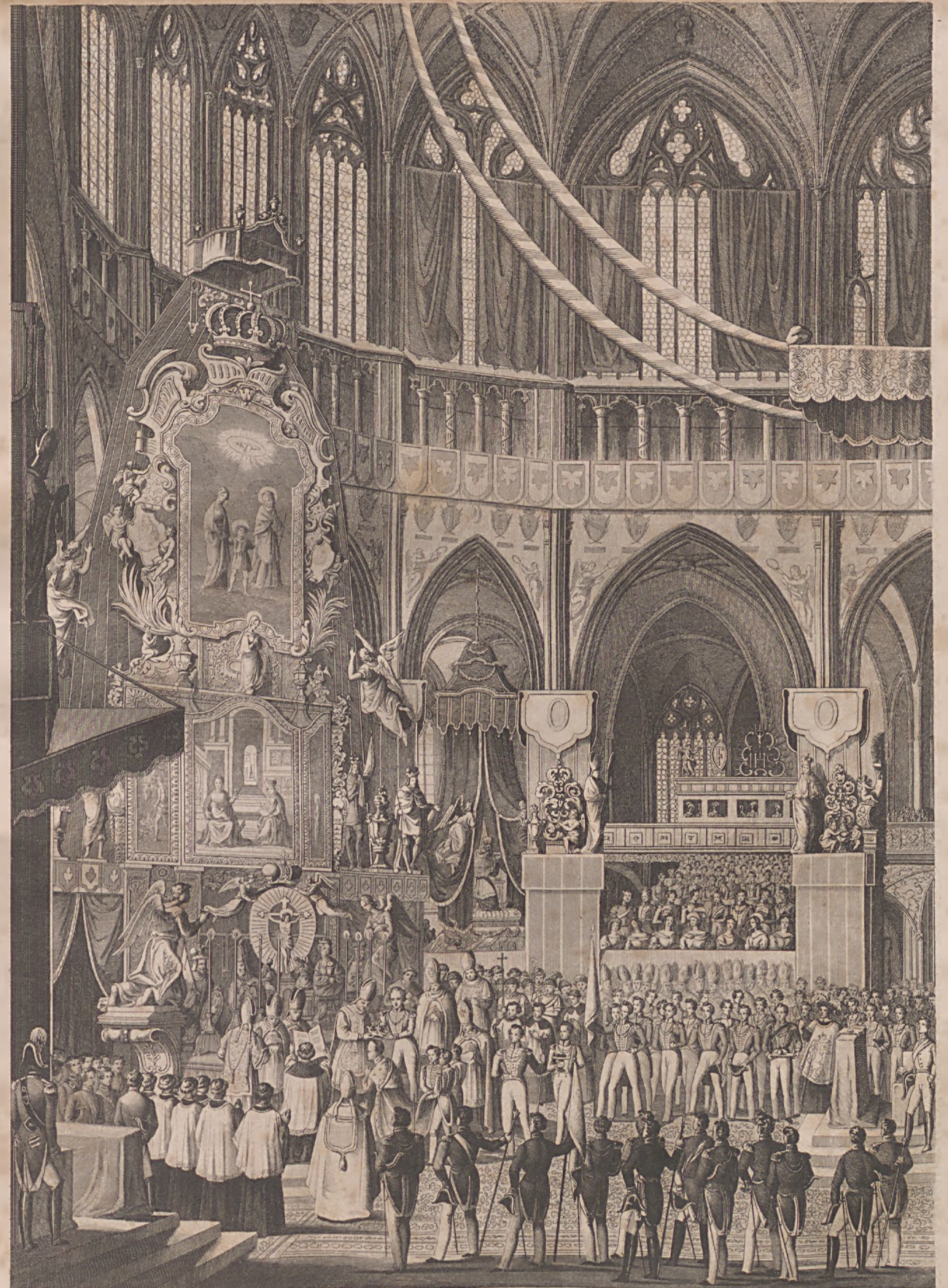
Wo der Grund des Wassers festig und es daher unmöglich ist, den Pfahl darin zu befestigen, wird derselbe in den Strom geworfen. Hat sich der Biber in die Falle gefangen, so schlingt sich nicht selten die Kette um einen unterfunkenen Baumstamm oder einen schwimmenden Klotz; gelingt es aber dem Biber, nach dem Ufer zu schwimmen, so verwickelt er sich bald in dem Dickicht der Wasserweiden. In solchen Fällen kostet es den Trapper oft ein ämsiges Nachsuchen, bisweilen auch ein wenig Schwimmen, bevor er seine Jagdbeute findet.

Mitunter glückt es dem Trapper, mehre Glieder einer Biberfamilie nach einander in der Falle zu fangen. Die Ueberlebenden werden dann äußerst argwöhnisch und vorsichtig und können selten dazu gebracht werden, »die Arznei zu nehmen,« um des Trappers Lebensart für »sich am Köder fangene« zu gebrauchen. In diesem Falle gibt der Trapper den Gebrauch des Köders auf und verbirgt seine Falle auf den gewöhnlichen Wegen und Kreuzgängen der Familie, aber der Biber ist nun zu schlau für die Falle (»up the trap«), er naht ihr sehr vorsichtig, sprengt sie sehr geschickt mittelst eines Stöckchens oder kehrt die Falle mit demselben Werkzeuge nach oben, und schleppt sie bisweilen sogar nach dem Wehre, um sie dort im Schlamme zu vergraben. Nun gibt der Trapper sein Bestreben, den Biber an Scharfsinn zu übertreffen, auf, nimmt seine Fallen auf die Schulter, zieht ab und gibt zu, daß er jetzt nicht mehr schlau genug für den Biber ist. (not »up the beaver.«) G. D. Little.

Miscelle.

Schafe in Griechenland. Eines Abends, erzählt Hartley, fielen mir im Evangelium Johannis Kap. 10. Vers 3 die Worte auf: »Und die Schafe horchen auf seine Stimme; er ruft seine Schafe mit Namen und führt sie zur Weide!« Ich fragte meinen Diener, ob es in Griechenland gebräuchlich sei, den Schafen Namen zu geben. Er bejahte es und fügte bei, daß die Schafe auf ihre Namen wohl aufhören. Am nächsten Morgen hatte ich Gelegenheit, mich von der Wahrheit seiner Aussage zu überzeugen. Bei einer Schafherde vorbeigehend, stellte ich dem Hirten dieselbe Frage und erhielt dieselbe Antwort. Ich bat ihn, eines von seinen Schafen zu rufen, er that es, und siehe da — das gerufene Thier verließ alsbald seine Weide und rannte mit Zeichen der Freude und einem Gehorsam, wie ich ihn nie früher an einem andern Thiere bemerkte, auf den Schäfer zu. Auch folgen die Schafe in diesem Lande nie einem Fremden, sondern fliehen vor ihm.

Mirror.



KRÖNUNG S^M MAJESTÄT DES KAISERS
FERDINAND I.

ZUM KÖNIG VON BOHEMEN.

Die Colonie am Schwanfluße in West-Australien.

(Aus der Revue britannique nach den Statistical transactions.)

Nichts ist interessanter, als die Entwicklung einer eben entstehenden Colonie zu beobachten, und die Elemente zu zergliedern, aus denen sie sich bildet. Unter allen neuen Nationen Europa's sind die Briten die einzige, deren Colonisationsystem sich eines glücklichen Erfolges zu erfreuen hatte. Beide Canada's, die vereinigten Staaten, Indien, Singapur, Wales auf der Halbinsel Yucatan sprechen laut für die Vollkommenheit dieses Systems. Es ist jedoch kein absolutes, überall schmiegt es sich dem Bedürfnisse der Menschen und des Ortes an. In der nördlichen Zone, in New-Canada, nimmt es die Gesetze, die Sitten und Gebräuche, welche dort bestanden, unverändert an, während es im Süden, in Australien, alles neu schafft oder umformt, selbst den Charakter der Colonisten.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts unternahm England einen großartigen Versuch. In das Südmeer, an die Grenzen der Welt, auf die unwirthlichen Küsten eines Continents, dessen Inneres bis jetzt noch undurchdringlich blieb, übersiedelte es die Hefen seiner Bevölkerung. Der Erfolg übertraf die sanguinischsten Erwartungen; so weise ist die Verfassung dieser Stäbtingscolonie, daß in weniger als 50 Jahren Neu-Südwaless weite ackerbauende und industrielle Districte, reiche blühende Städte und eine thätige und gewerbfleißige Bevölkerung besitzt; es ist keine Colonie mehr, es ist ein vom Mutterlande abhängiges Königreich. Noch größer und reißender wäre ohne Zweifel der Erfolg geworden, wenn man gleich Anfangs einen Punkt der westlichen Küste zu colonisiren versucht hätte. Aber man schrak vor dem Anblick dieser isolirten, von einer furchtbaren Felskette umschlossenen Gegend zurück, obgleich es schon damals gefühlt wurde, daß diese Küste, den indischen Besitzungen zugekehrt, mit ihnen in einen genauen und unberechenbar vortheilhaften Zusammenhang gebracht werden könne. Seit aber auf der einen Seite die Botanybai so rasch und kräftig sich entwickelte, auf der andern Seite die indischen Besitzungen sich unermesslich ausdehnten, und Ceylan, die Insel Mauritius, vor allen aber das Capland zu wichtigen Colonien erwachsen: wurde ein verknüpfender Mittelpunkt, um die Kette jener Besitzungen zu schließen und ihre entfernten vereinzeltsten Endpunkte zu verbinden, ein unabweisliches Bedürfnis. Diesen Mittelpunkt hatte man gefunden. Nach vielen fruchtlosen Expeditionen an der Westküste von Australien* fand man endlich eine weite Oase in jenen Sand- und Felsenländern; es ist das malerische und fruchtbare Becken des Schwanflußes nahe der Südwestspitze von Australien. Capitain Stirling ward 1826 beauftragt, es zu untersuchen; er fand eine reizende, fruchtbare Gegend unter einem heitern gemäßigten Himmel, theils frische Wiesen, theils ausgedehnte

Wälder. Mehre Colonisationspläne wurden entworfen und verworfen. Endlich wurde Capitain Stirling zum Lieutenant-Gouverneur ernannt, Herr Thomas Peel übernahm die Colonisation von vorerst 250,000 Acker, im Jahre 1834 war sie schon auf das doppelte ausgedehnt, und das Gouvernement beabsichtigt, im Jahre 1840 eine Million Acker an Ansiedler vertheilt zu haben.* Im Anfange des Jahres 1829 ging der erste Zug von Auswanderern, mehre Hunderte, aus England nach dem Schwanfluße ab, wo sie im August ankamen. Gegen das Ende desselben Jahres zählte die Colonie schon 850 ansässige und 440 nicht ansässige Bürger.

Das Gebiet der jungen Colonie umfaßt das ganze Südwestende von Australien, in einer Länge von fast 50 geogr. Meilen (der Westküste entlang) und einer nicht viel geringeren Breite (landeinwärts), obgleich der bei weitem kleinste Theil all dieses Landes erst benutzt wird. Es wird von drei der Küste parallelen Bergketten durchzogen. Die höchste östliche endet bei der König Georgsbai, und ist noch wenig bekannt. Die mittlere, Darlingreihe (Darling range) genannt, wird vom Schwanfluße durchbrochen und endigt beim Cap Chatham. Die letzte westliche endlich, und zugleich die niedrigste, ist eine unterbrochene Hügelkette, welche nur eine kurze Strecke lang unter dem Namen Roes range sich zum dichtbewaldeten Gebirge erhebt; sie läuft beim Cap Leeuwin gegen das Meer aus. Aus diesen drei Berggruppen, die ungefähr 5 — 8 Meilen von einander entfernt sind, entspringt der Schwanfluß mit allen seinen Zuflüssen, der Blackwood- und der Königsfluß (King river). An diesen Flüssen liegen die vorzüglichsten Städte, besonders am ersten Freemantle an der Mündung, Perth zwei Meilen aufwärts, Guildford und York an seinem Nebenfluße, dem Avon am östlichen Abhange der Darlingberge, deren reiches Weideland die Gründung der Stadt veranlaßte. Ein zweiter Kern der Ansiedelung bildet sich um die Georgsbai, wo die Städtchen Albany und Windham sich erheben. Die Stadt Augusta zwischen beiden Punkten in der Mitte, am Cap Leeuwin liegend, wurde 1826 durch eine Abtheilung Sträflinge aus Botanybai errichtet, und seitdem zur Colonie gezogen.

Die Küste der Colonie hat mehre wichtige Rheden, unter denen die Cockburnbai mehr als 1000 Kriegsschiffe faßt. Der Schwanfluß und der Canningfluß ergießen sich in ein mehre Meilen langes und breites Becken, dessen Einfahrt zwar durch Riffe und Klippen unsicher gemacht wird, aber durch einen Kanal leichter zugänglich werden könnte. Der Schwanfluß ist so weit für Dampfschiffe fahrbar, als die Fluth in ihn hinauftritt. Bei Perth ist er eine halbe (englische) Meile breit und sein Bett leicht. Weiter hinauf werden seine Ufer sehr malerisch; schön bewaldete Hügel, frische Wiesen, bisweilen von hohen Baumgruppen unterbrochen, geben der Gegend das Aussehen unserer freundlichsten Parke. Endlich erhebt sich ein Amphitheater von Bergen immer höher aufsteigend, bis zu der Darlingreihe, die im Durchschnitt 1200 — 1500 Fuß hoch ist. Einer ihrer Gipfel, der Williamberg, erhebt sich 3000 Fuß über den Meerespiegel.

Der Boden am Schwanfluße ist verschieden, vom

* So nennen wir den großen Südcontinent, der verkehrter Weise noch in manchen geographischen Lehrbüchern »Neuholland« genannt wird. Den ganzen Inselwelttheil nennen wir Oceanien.
Mon. des Univ. 4r Jahrg. 8. Heft.

Kreideboden und fruchtbaren Sandlande bis zum üppig wuchernden Marschgrunde. Das Land hat Ueberfluß an Mineralquellen (meistens eisenhaltigen); auf der Insel Rottenest ist eine reiche Steinsalzmine. In den blauen Bergen (7 Meilen vom Schwänenflusse) bricht man einen trefflichen Sandstein; Kohlenlager werden wahrscheinlich bald aufgefunden werden.

Der Sommer beginnt am Schwänenflusse im December, die Monate Januar, Februar und März sind die heißesten, das Fahrenheit'sche Thermometer steigt im Schatten auf 80 — 90°, ja im März 1836 stand es auf 105°. Aber die Frische der Nacht und am Tage ein Seewind aus Südwest kühlen regelmäßig die Atmosphäre ab; alle Morgen verjagt der Seewind die Wolken und den Nebel, der auf dem Flusse liegt. Ungeachtet des starken Nachthaus hat das Land wenige Moräste und ist frei von der malaria und jeder schädlichen Ausdünstung. Der Winter fängt im Juni an, im Juli und August fällt reichlicher Regen. Schnee fällt niemals, doch ist zu dieser Zeit oft am Morgen alles weiß von Reif, selbst mit Glätteis bedeckt; aber die ersten Sonnenstrahlen schmelzen beide. Das Unangenehmste im australischen Winter sind die plötzlichen heftigen Gewitterschauer mit Hagel untermischt; oft dauern diese Wetterstürme drei bis vier Tage an, und wiederholen sich in kurzen Zwischenräumen. Das ganze übrige Jahr hindurch ist die Witterung herrlich und selbst für die zarteste Constitution gesund. Auch die plötzlichen Witterungssprünge im Winter lassen sich mit einiger Vorsicht leicht unschädlich machen. Brustkrankheiten aller Art, an deren Herstellung man in England zweifelte, genasen hier nach wenigen Monaten. Einige Krankheiten, besonders der Scorbut, welche unter den neu angekommenen Anstiedlern wütheten, hatten ihren Grund nur in dem Mangel an Bequemlichkeit, guter Nahrung und in der schlechten Wohnung, die sie allen Unbilden der Witterung aussetzte. Heutzutage haben selbst die Tagelöhner reichliche Nahrung und gesunde Wohnung, der Gesundheitszustand der Colonie ist einer der besten in der Welt. Aemtlliche Quellen beweisen, daß in einem Vierteljahre unter tausend Einwohnern nicht ein Kranker war. Ebenso sind die Hauptgeschäfte des Ackerbaues, Aussaat und Ernte, wegen der Regelmäßigkeit der Witterung fast immer ungestört. Weder langer Regen, noch anhaltende Dürre vernichten die Hoffnungen des Landmannes.

Wie gesagt, folgt die Urbarmachung vorzüglich dem Schwänenflusse und seinen Nebenflüssen, in die wellenförmigen Ebenen des Inneren hat sie sich noch nicht ausgebreitet. Manche Erfahrung mußten die Colonisten mit großen Opfern bezahlen. Als zum Beispiel die ersten Anstiedler die über Erwartung üppige Vegetation fanden, ließen sie von Bändiemensland 6200 Schafe kommen, ehe sie ihnen noch Stallungen errichtet und zweckmäßige Weideplätze besorgt hatten. Die Beauftragten ihrerseits schifften sie in größter Hast ein, ohne genügende Anstalten für die Ueberfahrt zu treffen. Die Hälfte der Heerde starb auf dem Meere, die Ubrigen starben auf den weiten, ihnen nicht zusagenden Weideplätzen nach und nach weg, der kleine Ueberrest wurde im Jahre 1831 zur Verproviantirung einer Flotille geschlachtet. Später führte man über die

Darlingberge eine große Schafheerde nach der County York. In den Bergen fraßen die Schafe, weil man für keine Futtervorräthe gesorgt hatte, die dünnen Sträucher und die holzigen Stengel der Pflanzen, welche in den Bergschluchten wachsen, und die Hälfte von ihnen ging zu Grunde.

Allein trotz dieser Unglücksfälle hat die Colonie seit sieben Jahren alle Hoffnungen übertroffen. Vor drei Jahren schrieb der Gouverneur Stirling an die k. Gesellschaft der Geographie: »Die einzigen einheimischen Producte von Werth sind Bauholz, die Erzeugnisse der Viehzucht, eine Art Tabak, die man vielleicht mit Nutzen bauen könnte, und Flachs von einer so schönen Art, wie der beste Europäische. Die Georgsbai, von den Südwinden und häufigen Sommerregen abgekühlt, hat eine gleichmäßigere Temperatur, als die Westküste. Ich kann versichern, daß das Klima der Colonie von dem des südlichen England sich nur durch die außerordentliche Hitze des Januar, Februar und März unterscheidet; und daß Alles erwarten läßt, daß binnen Kurzem sich die Colonie zu einem hohen Wohlstande erheben werde.«

Der Ausschuss der Colonisten erließ mit Schluß 1836 einen Bericht voll der interessantesten Details, aus dem wir Folgendes entnehmen:

Das Coloniegebiet wird in 10 Counties getheilt, von denen jedoch nur 4 bevölkert sind: Perth, York, Sussex und Plantagenet. Die erste hat wieder 5 Districte. Der Boden ist fruchtbar, (er trägt 20—26 Bushel vom Acker) und für die Bedürfnisse der Colonisten hinreichend beholzt. Die Ernte genügt für den Bedarf der Colonie. Fast das ganze Land wäre zur Gartencultur geeignet; die Darlingberge, deren Thäler von zahlreichen Bächen bewässert werden, böten die günstigste Gelegenheit zum Del- und Weinbau. Zwischen Guildford und Freemantle dehnt sich eine reiche Landschaft, einem Obstgarten ähnlich, aus, wo von Weihnachten bis zum Mai mannichfache Weinarten, die violette Capseige, die Banane und der Pfirsich reifen. Alle Obstarten, alle Gattungen Gemüse sind angepflanzt und gedeihen herrlich; nur der Mandelbaum will nicht fortkommen. Der Winter ist frisch genug, um die Gemüse England's anbauen zu lassen, der Sommer heiß genug, um die köstlichsten Früchte Südeuropas und der Tropen zu reifen. Gepfropfte Bäume tragen schon im zweiten Jahre; ein Weinstock trieb in einem Jahre mehr 30 Fuß lange Neben. In Perth genügt ein einziger Küchengarten von 16 Acker, die ganze Stadt mit Gemüse zu versorgen.

Ungeachtet dieser Fruchtbarkeit beschäftigen sich doch wenige Colonisten mit Garten- oder Ackerbau, die meisten ziehen die mühelosere Viehzucht vor. Namentlich sind es Schafheerden, die man hält. Die Rasse stammt von der auf Bändiemensland ab, welche lange grobe Wolle gibt; doch veredelt sie sich durch die Kreuzung mit Abkömmlingen jener herrlichen Merinoheerde, welche Georg III. 1791 vom Könige von Spanien zum Geschenke erhielt. Die Colonie besitzt 5300 Schafe und führte 1835 50 Ballen Wolle aus. Jedes Gehöfte besteht aus einem reinen bequemen Wohnhause und den nöthigen Wirthschaftsgebäuden, und ist mit einem Graben, von einigen Barrieren durchbrochen,

eingeschlossen. Mit einem Capitale von 10,000 fl. E. M. kann man eine Niederlassung erster Klasse gründen, 2000 — 5000 fl. sind hinreichend, eine kleine Wirthschaft einzurichten, die man selbst bearbeitet. Einige Grundstücke sind zu 10 Procent des Ertrages verpachtet. Tagelöhner verdienen 2 — 4 Gulden des Tages, Zimmerleute 4, Schmiede bis 8. Die Colonie hat 95 Handwerker, von denen 30 immer ihr Gewerbe treiben, die übrigen, wenn sie unbeschäftigt sind, mit Jagd oder Fischerei sich beschäftigen. Die Lebensmittel, anfangs sehr theuer, sind um das 10 — 30fache gefallen, nur Fleisch ist noch in hohem Preise. Wildpret ist so gesucht, daß ein guter Jagdhund mit 300 fl. bezahlt wird.

Seit dem Beginne der Colonie legten 163 Schiffe im Schwänenflusse an, welche einen Handel von 32,000 Tonnen Last und 9,940,000 fl. Werth vermittelten. Die Anfangs häufigen Schiffbrüche sind in den letzten Jahren selten geworden.

Die Bevölkerung der Colonie am Schwänenflusse betrug 1836 1548 Seelen, in demselben Jahre kamen 24 Sterbefälle, 64 Geburten und 4 Heirathen vor. Die County Plantagenet an der Georgsbai hat 160, Augusta 40 Bewohner. Alles Eigenthum in der Colonie belief sich auf 3,700,000 fl.; die Einkünfte waren 112,000 fl., die Ausgaben 9400 fl.

Der gesetzgebende und ausübende Rath der Colonie besteht aus dem Gouverneur, dem Colonialsecretair und drei andern Würdenträgern. Außer diesen sind noch 7 Staatsbeamte in der Colonie.

Zur Aufrechthaltung der Ordnung sind einige Constabularien da; ein eigenes Polizeicorps durchzieht das Land, um es vor den Ueberfällen eingeborner Stämme zu schützen.

In Perth ist der Wohnsitz des Colonialkaplans, von da aus besucht er zeitweilig die andern Districte. In derselben Stadt ist auch eine durch Subscription gegründete unentgeltliche Elementarschule, welche 37 Schüler zählt.

Dies ist der gegenwärtige Zustand der rasch aufblühenden Colonie, die in wenigen Jahren der englischen Marine von unendlichem Nutzen seyn wird. Denn, den stillen Ocean mit dem indischen verbindend, wird sie Australien dem Mutterlande um mehr hundert Meilen nähern.

B. Gutt.

Bruchstücke aus E. Marmier's Briefen über Island.

Der bekannte französische Schriftsteller E. Marmier, der besonders dem deutschen Publikum wegen seiner Vorliebe für das Studium der deutschen Literatur werth seyn muß, besuchte auf der französischen Corvette la Recherche Island im Sommer des verflohenen Jahres. Bei dieser Reise hatte er vorzüglich die Erweiterung der Kenntnisse über Isländische Dichtkunst, Mythologie und Geschichtsforschung im Auge. In dieser Tendenz ist auch das Werk geschrieben, das Marmier über seinen Aufenthalt in Island unter dem Titel: *Leures sur l'Islande* jüngst herausgab. Es enthält aber auch mehrere schätzenswerthe Beiträge zur Kunde des Landes und seiner Bewohner, und stellt sich in dieser Beziehung dem Werke von John Barrow dem Jüngern, worauf im heurigen Jahrgange des Panorama bereits hingewiesen wurde, würdig an die Seite.

1. Allgemeine Charakteristik der Bewohner und des Landes.

Überall, wohin wir in Reikiavik kamen, wurden wir mit herzlicher Gastfreundschaft aufgenommen. Der Handwerker, wie der reiche Bürger, jeder beeilte sich, uns die Hand zu reichen und uns in seine Wohnung zu führen, und überall sahen wir die Hausfrau geschäftig, uns mit dem Besten aus ihrem Vorrathe zu bewirthen. In den letzten Tagen unsers Aufenthaltes besuchten wir einige Meilen von Reikiavik die Hütte eines Landmannes. Da sahen wir neben der Wohnstube eine mit vier Betten versehene Kammer, die eigens für Reisende bestimmt war, welche während der rauhen Jahreszeit eine Unterkunft suchen. Bei der Küche befand sich eine Schmiede, worin manchmal der Hausherr den Pferden der Vorüberreitenden unentgeltlich die Hufeisen aufschlägt. Nachdem er uns mit Milch und Kaffee bewirthe hatte, bestieg er sein Pferd und führte uns mitten durch die steinigen Heiden, die wir durchziehen mußten; er übersetzte zuerst die angeschwellenen Bäche und ergriff unsere Pferde beim Zügel, um sie im Wasser aufrecht zu erhalten. Erst nach einer vierstündigen Begleitung trennte er sich. Wir wagten nicht, ihm Geld anzubieten; denn, während wir in seiner Wohnung waren, hatte ich den Wunsch geäußert, ihm eine im Hoolum gedruckte isländische Bibel und eine alte Ausgabe des Landnamabok*, die ich in seiner Bibliothek fand, abzukaufen; allein er wollte sie mir schenken, aber auf keinen Fall Geld dafür nehmen. Die Isländer lieben überhaupt die Fremden. Es schmeichelt ihnen, daß Reisende so weit herkommen, sie zu sehen.

Was aber an andern Orten bloß ein löblicher Charakterzug ist, wird hier zu einem schwierigen Werke, zu einer wahren Tugend. Wenn auch die armen Leute einen Napf Milch, eine Tasse Kaffee bringen, berauben sie sich oft des Nothdürftigsten. Sie opfern in einem Augenblicke einen langen mühevollen Erwerb und geben dem Fremden, was sie für eine feierliche Gelegenheit, für ihre Familienfeste aufgespart haben. Was man von dem armseligen Loose der Isländer sagt, ist nicht übertrieben. Selbst in Reikiavik, wo der Handelsverkehr und der Zusammenfluß von Fremden das Elend verhüllen könnten, bricht es überall durch.

Inbesondere ist das Leben des isländischen Fischers ein Leben voll Entbehrungen und ununterbrochener Mühseligkeiten, ein beständiger Kampf mit der Natur und den Elementen. Im Monate Februar, wenn die Erde noch mit Eis bedeckt ist, der neblige isländische Himmel nichts als Stürme verkündigt, die Strahlen der bleichen Sonne kaum die dunkle Dämmerung durchbrechen, welche einer fortwährenden Nacht gleicht, verläßt der Fischer seine Familie, seine Hütte. Seinem Weibe überträgt er die Sorge für das Spinnen der Wolle und die Bereitung der Butter, und seinen Kindern das Geschäft des Viehhütens. Er geht längs der Bucht mit seiner Angelschnur, und beginnt sein mühevolleres Tagewerk. Es kommen hier zuweilen 3000 bis 4000 Fischer zusammen, und im ganzen Lande sind um diese Zeit die Hütten

* Das älteste isländische Geschichtswerk.

blos von Weibern und Kindern bewohnt. Jede Nacht ziehen sie den Anblick des Himmels zu Rathe; verkündet er ihnen Sturm, bleiben sie am Lande, im entgegengesetzten Falle stehen sie um 2 Uhr Morgens auf, und schiffen sich ein, nachdem sie ihr Gebet verrichtet haben — ohne Zweifel ein Gebet, wie das jenes Matrosen aus der Bretagne: »Lieber Gott! schütze mich, meine Barke ist so klein, und das Meer ist so groß!« Und nun werfen die Fischer durch den ganzen Tag ihre Angeln und Netze aus, und fahren gegen Abend, die Schiffe bis zum Bord gefüllt, ans Land. Denn, ist auch der isländische Boden undankbar, so bezeigt sich wenigstens das Meer freigebig gegen sie. Das zerbrechliche Schiffchen ist oft das einzige Gut, das die armen Leute besitzen. Wenn sie sich der Küste nähern, sieht man sie oft sich ins Wasser stürzen und den Kahn selbst ans Land ziehen, um zu verhindern, daß er nicht an den Felsen stoße und sich beschädige.

Bei ihrer Nachhausekunft werden die Fische von den Weibern in Empfang genommen und bereitet. Man schneidet allen die Köpfe ab und läßt sie dann trocknen. Die Köpfe sind das einzige, was der Fischer für sich behält; denn das Ubrige ist zum Verkaufe bestimmt. Der Fischfang dauert bis in den April, manchmal auch bis in den Juni.

In seiner Hütte angelangt, überrechnet der Fischer seine Reichthümer und häuft seine Vorräthe auf, bestehend in getrockneten Fischen, Tuch (in der Landessprache *Badmal*) das sein Weib gewalkt hat, in Wolle und eingelegter Butter. Die dänischen Kaufleute erwarten ihn schon zu Reikiavik und Havonesfirb; zu ihnen trägt er die Früchte seines Fleißes. In Reikiavik ist im Juni ein großer Markt, zu welchem die isländischen Landleute 30 bis 40 Meilen weit kommen. Sie führen gewöhnlich ihr Zelt mit sich, die Fische hängen sie an den Sattelhögen und die übrigen Lebensmittel geben sie in wollene Säcke. Nicht selten sieht man nach einander Caravanen von hundert Pferden anlangen, mit Vorräthen bespaßt.

Der Handel zwischen den Dänen und Isländern ist größtentheils ein bloßer Tauschhandel. Die Isländer bringen Eswaren und erhalten dafür Mehl, Salz, Kaffee, Branntwein, einiges Luxusgeräthe; denn die gesellschaftliche Verfeinerung unsers Zeitalters beginnt auch schon in die armen isländischen Hütten einzudringen, und der Landmann, der sonst sein Bier aus einem grob gearbeiteten, hölzernen Gefäße trank, trinkt heut zu Tage Kaffee aus einer Porcellantasse. Manchmal verlangen sie auch einen Theil ihrer Forderung in Geld; aber das geht nicht ohne einige Schwierigkeit ab. Denn es liegt im Interesse der Dänen, alles in Waaren zu bezahlen. Das Silber ist übrigens für die Isländer keine nothwendige Sache; denn sie entrichten ihre Abgaben gewöhnlich in so und soviel Pfunden Fischen und so und soviel Ellen *Badmal*. Auf gleiche Art zahlen sie ihre Dienstboten und Arbeiter, und jene aus ihnen, welche einige Thaler beisammen haben, lassen sie ruhig auf dem Boden einer Kiste liegen. Es ist ihnen unbekannt, daß man das Geld in Handels speculationen verwenden oder auf Zinsen ausleihen kann. Indessen lassen sie sich doch mit den Dänen in kein Geschäft ein, ohne gewisse Vorrichtungen zu beobachten. — Bei Reikiavik ist eine große Ebene, auf welcher der Landmann sein

Zelt aufspannt, bevor er in die Stadt geht. Hier läßt er seine Pferde, Lebensmittel und Dienstboten, und erst nachdem er sein Gebet andächtig verrichtet, als wenn er eine gefahrvolle Reise unternehmen möchte, betritt er den Weg in die Stadt und geht nach einander zu allen Kaufleuten. Jeder macht ihm seine Anbote und reicht ihm ein Glas Branntwein. Der Landmann trinkt das Glas Branntwein und merkt sich genau die verschiedenen Preise an. Nachdem er die Reihe herum gemacht hat, geht er wieder zu seiner Caravane zurück. Er berathet sich nun mit seinem Gedächtnisse und seiner Schreibtafel; darüber vergeht der ganze Abend, wohl auch die Nacht. Ist sein Weib bei ihm, muß sie ihm ihr Gutachten geben. Am folgenden Tage verfügt er sich mit allen seinen Reichthümern zu dem Kaufmann, dem er das meiste Zutrauen schenkt. Aber oft ist das Ende aller Unterhandlungen mit den Dänen, daß, sobald der Tausch einmal gemacht ist, der arme Fischer, der durch den ganzen Winter Hunger, Kälte und Elend ertragen hat, bei dem Anblicke eines Fäßchens Branntwein vor Freuden außer sich geräth. Unter ihren Zelten, auf dem Hafen, in den Straßen, trinken nun die unglücklichen Isländer, um zu vergessen, was sie erduldet, und trinken von neuem, ohne Zweifel um nicht an das denken müssen, was ihnen noch zu erdulden bevorsteht. Anstatt in diesem Zustande Ercessen zu machen, fassen sie einander bei der Hand, drücken sich an ihr überfließendes Herz, besteigen dann ihre Pferde und machen sich auf den Heimweg. Aber im Rausche vergessen sie bald, ihre Habseligkeiten mit sich zu nehmen, bald knüpfen sie ihre Säcke schlecht zu, und so geschieht es, daß sie gewöhnlich in dem bedaurungswürdigsten Zustande zu Hause ankommen. Wenn der Eigenthümer aus seinem Taumel erwacht, sind die Schätze fort. Einer meiner Freunde begegnete einst einem dieser armen Teufel, der mit entflammten Augen, den Kopf zur Brust herabhängend, voll seliger Träume die Straße vorüberzog. Am Sattelnopfe hing ein Fäßchen Branntwein, das auf der einen, und ein Sack Kaffee, der auf der andern Seite auslief. Der unglückliche Isländer verschloß allen Vorstellungen sein Ohr, und setzte ruhig seinen Weg fort. Eine halbe Stunde später hatte er schwerlich mehr einen Tropfen Branntwein im Faße und eine Bohne Kaffee im Sacke.

So endigen oft diese Handelsreisen, und der Fischer kehrt in seine Hütte zurück, um den Winter über von der wenigen ranzigen Butter, die ihm übrig blieb, und den Fischköpfen, die er an der Sonne trocknete, zu leben. Sein gewöhnliches Getränk ist Milch mit Wasser vermischt (*Blanda*). Die Wohlhabendern trinken Bier, welches die Hausfrau selbst bereitet. Die Wohnungen werden mit Torf geheizt, den sich jeder selbst herbeischafft, so wie sich auch jeder zwischen zwei Steinen die Gerste zerreibt, die er zur Nahrung nöthig hat. Im August mähen sie das Gras auf ihren eingezäumten Rasenplätzen. Dies ist ihre einzige Ernte, und jeder schätzt sich glücklich, wenn sie soviel abwirft, daß er seine Heerde behalten kann. Im letztverfloffenen Jahre waren die Einwohner von Reikiavik genöthigt, wegen Mangel an Futter eine große Anzahl ihrer Kühe und Pferde zu tödten.

Die Isländer sind ernsthaft und schweigsam. Es

gibt vielleicht kein Volk, das so wenig Sinn für Musik und Tanz hat, wie sie. Bei dem ersten Begegnen scheint es, als läste auf ihnen das Gewicht der strengen Natur, in deren Schooße sie ihr Leben beginnen und beschließen. Wohin sie ihre Augen wenden, erblicken sie ein düstres Gemälde von Erinnerungen an traurige Ereignisse oder von Gegenständen des Schreckens — einen ausgetrockneten, vulkanischen Boden voll Asche und Lava, keine Blume, keinen Baum*, ein stürmisches Meer und mit Eis bedeckte Gebirge.

Wir haben durch mehre Tage ziemlich weit um Reikiavik diese wilde Gegend, mit Felsstücken besät, die die Vulkane ausgeworfen haben, durchstrichen. Von einem gebahnten Wege ist hier nirgends die Rede. Man findet nichts als einen Fußpfad, der alle Augenblicke mächtige Risse darbietet, die bald von dem vorbeistießenden Bache, bald von dem eindringenden, stinkenden Wasser der Moräste herrühren. Blos der Eingeborne findet sich, gleich dem Schiffer auf dem Meere, in diesen öden Steppen zurecht; der Fremde würde sich ohne weiters verirren. Nur von Zeit zu Zeit gewahrt man eine steinerne Pyramide, wie ein Leuchthurm aufgerichtet, um im Winter die Richtung anzuzeigen, die man einzuschlagen hat, und ebenso von einer Strecke zur andern ein steinernes Gebäude an einem Bergrücken, das die vorüberziehenden Landleute nach und nach erbaut haben. Derjenige, welcher zuerst an einem bequemen und gegen den Wind geschützten Orte verweilt, legt den Grund zu dem Gebäude. Ein Zweiter, der nach ihm kommt, setzt das Werk seines Vorgängers fort. Ein Dritter arbeitet nach dem angefangenen Plane weiter und jeder, der hier eine Nacht zubringt, glaubt allen jenen, die vor ihm da gewesen sind, und nach ihm hierher kommen werden, eine Stunde Arbeit als Tribut schuldig zu seyn. So wird dieses Denkmal zu Ende gebracht. Die Isländer, wenn sie reisen, wissen, wo sie es zu suchen haben, nehmen am Abende mit ihren Pferden die Richtung dahin, und schlafen über Nacht zwischen diesen vier Mauern. Es ist dies das Zelt der Wüste, die Caravanferat der nordischen Gebirge.

Ist man stundenlang auf dem weichen, schlüpfrigen Boden der Moräste und dem kalkartigen Gesteine der Hügel herumgewandert, gewährt es eine große Ueberraschung, wenn man auf einmal einen grünen Platz und ein Dach von Rasenstücken erblickt, woraus eine Rauchwolke emporsteigt. Es ist eine Bauernwohnung, in der Landessprache *Bör* genannt. Hier wohnt die Familie des Landmanns, abgeschieden von der Welt, in der schönsten Jahreszeit zuweilen von einigen Reisenden besucht, im Winter aber gänzlich sich selbst überlassen. Fünf bis sechs solcher zerstreuten *Bör's* bilden eine Gemeinde, die ihren Vorstand und Seelsorger hat. Geht man eine Strecke weiter, so findet man eine Hütte von Erde, mit einem Kreuze auf dem Giebel — dies ist die Kirche.

* Der Gouverneur zeigte uns in seinem Garten den einzigen Baum in Reikiavik, einen Vogelbeerbaum. Er ward schon vor 5 bis 6 Jahren gepflanzt und ist noch nicht höher als 2 Fuß. Jeder Schößling, den er ansetzt, ist ein Ereigniß für die Familie. Wenn er aber die Höhe der Mauer erreicht, die ihn beschützt, wird er ohne Zweifel absterben.

Der Verfasser.

Wenden wir nun den Blick von diesen armen Dasen in der Wüste ab und werfen ihn einen Augenblick auf die ringsum sich erhebenden Gebirge, deren durchwühlte Gipfel noch die heftigen Ausbrüche bezeugen, von denen sie einst erschüttert wurden. Die meisten Vulkane sind gegenwärtig erloschen; bei einigen ist es schon so lange her, daß sich nicht einmal mehr die Erinnerung an ihre letzten Ausbrüche erhalten hat. Aber man geht noch über ausgehöhlte Becken, von denen man glauben möchte, daß sie eben erst erloschen seien, über dichte Asche und rothe Erde, die den Ueberresten eines Kataklysmens gleicht.

Alle diese Reisen unternimmt man mit Pferden von einer eigenthümlichen Race. Sie sind klein, wie die kassischen, gewandt wie jene in den Pyrenäen, und behend wie die irischen. Die Natur gab diese Thiere dem armen Lande als einen Ersatz für so vieles Fehlende; denn sie sind ungemein geduldig, besitzen eine bewunderungswürdige Sanftmuth und nehmen mit wenigem und geringem Futter vorlieb. Der Reisende kann ihnen blindlings vertrauen, wenn er Berge zu ersteigen oder Moräste zu passiren hat. Der Instinkt führt sie mitten durch die verwickeltesten Krümmungen und die kothigsten Stellen. Wohin sie den Fuß setzen, ist das Erdreich sicher. Tappen sie herum, geschieht es, weil sie die Richtung suchen; will der Reiter einen falschen Weg nehmen, widerstehen sie dem Zügel. Wenn sie den ganzen Tag auf dem Wege waren, läßt sie der Isländer Abends mitten auf freiem Felde los, worauf sie sich zerstreuen und das Moos von den Felsen abfressen. Mit Anbruch des Morgens kommen sie von selbst wieder, frisch und munter wie Tags zuvor. Im Winter ist das Loos dieser armen Thiere sehr traurig. Der Landmann, der nie genug Heu hat, um seine ganze Heerde über Winter zu füttern, behält blos ein oder zwei Pferde, und gibt den übrigen die Freiheit. Es ist ein Mitleid erregender Anblick, wenn man sie zufällig herumirren sieht, um ein Bißchen Futter und ein Obdach zu suchen. Sie scharren mit ihren Füßen am Boden, um unter dem Schnee einige Büschel Gras zu finden. Am Ufer des Meeres fressen sie schwimmende Wurzeln und Seegrass; ja man hat sie manchmal sogar die feuchten Balken der Schiffe abnagen sehen. Bis zum Frühlinge sind die meisten von ihnen zu Grunde gegangen und die Wenigen, welche den Mangel und die Schrecken des Winters überlebt haben, sind so mager und abgezehrt, daß sie sich kaum auf den Beinen erhalten können. Sobald aber der Schnee geschmolzen ist und das Gras hervorkeimt, erhalten sie ihre vorige Lebhaftigkeit wieder. — Wie die Pferde sind auch die Schafe auf den Haiden sich selbst überlassen. In der Nacht suchen sie in irgend einer Höhle Zuflucht, und wenn am Tage die gewaltigen Nordstürme brausen, drängen sie sich eines an das andere, den Rücken gegen den Wind und den Kopf in die Mitte gefehrt und bilden einen gerundeten und festen Phalanx, über welchen der Sturm wenig Macht hat. Außer Hunger und Kälte haben die armen Thiere auch noch die Uberschwemmungen zu fürchten. Gegenüber von Reikiavik liegt eine kleine niedrige Insel. Auf diese hatte ein Landmann zu Anfang des verfloßenen Winters eine Heerde Schafe getrieben. Als der Frühling wiederkehrte, ging er sie zu suchen, aber er

find kein einziges; die Fluthen des Meeres hatten sie alle weggeführt.

Tragen gleich die isländischen Gegenden beinahe überall einen Ausdruck von Verödung an sich, so bieten sie doch auch mitunter einen großartigen erhabenen Anblick. Auf einem der Hügel um Reikiavik erhebt sich eine Warte, welche die Kaufleute besuchen, um schon aus der Ferne ihre Schiffe zu erspähen. Hier habe ich oft das ungeheuerere Rundgemälde, das sich vor mir aufrollte, bewundert. Ost saß ich da um 11 Uhr Abends, die Sonne stand noch am Himmel und ihre flammenden Strahlen schwannten gleich einer Feuerfäule über dem Meere. Das Meer war ruhig, nur ein leises Lüftchen kräuselte spielend blaue Wellen auf, die wie Sterne funkelten und sauft zurückfallend eine silberne Fläche bildeten. Im isländischen Golfe erheben sich, in kleinen Zwischenräumen von einander, grasbewachsene Inseln, und ringsherum erblickt man eine Einfassung von Bergen, deren Gipfel sich in die Wolken verlieren. Jene, die der Ebene am nächsten liegen, haben eine reine blaue Farbe, die sich nicht beschreiben läßt. Weder die Berge der Schweiz, die ich mit den ersten Jugendeindrücken durchwanderte, noch die südlichen Alpen, worin ich lange verweilt, noch die Pyrenäen, deren höchste Spitzen ich erstiegen, haben eine so klare Färbung, jene Lichttöne, die der Maler bewundert, ohne sie wiedergeben zu können. Verschieden hievon ist der Anblick, den die entfernteren Berge gewähren. Ihre Grundflächen verschimmen mit dem Spiegel des Meeres, die Gipfel sind von Purpur geröthet und über dem blendenden Schneegewande, das ihren obern Theil umgibt, prangen die Eispitzen wie demantene Kronen. Wenn sich bei heiterem Himmel an der Gränze der Meeresbucht der Snöfells mit seinem silberweißen Scheitel unter der Sonnenscheibe zeigt, erscheint er über den Wellen wie eine goldene Wolke. Dieser Theil Islands gewinnt dann den Ausdruck einer südlichen Landschaft. Das mittelländische Meer ist nicht durchsichtiger und heller, und der mittägliche Himmel nicht schöner. Während anderwärts noch nächtliche Finsterniß die Erde bedeckt, leuchtet der helle Morgen schon in die Hütte des Isländers. Die Kinder des Fischers steigen schon auf das Kafenbach und verweilen da stundenlang wie auf einer italienischen Terrasse. So sah ich eines Abends zwei Kinder, Bruder und Schwester, auf ihrer väterlichen Hütte sitzen. Das Mädchen mit ihren blonden über die Schultern herabwallenden Haaren lehnte sich an den Bruder; ein Schaf spielte zwischen ihnen, und vor der Thüre der Hütte spann die Großmutter Wolle auf einer Spindel. Es war eine Theokritische Idylle, ein Gedicht von Chenier, versetzt in die rauhen Polargegenden. Die Phantasie eines Malers hätte keine reizendere Gruppe und keine großartigere Landschaft dazu erfinden können.

In einiger Entfernung von der Stadt glaubt man sich in einer Wüste zu befinden, die Gegend ist wie ausgestorben. Alle Häuser verschwinden zwischen den Hügeln, an denen sie angebaut sind, und man sieht nichts als Meer, Gebirge und Himmel. Man hört keine menschliche Stimme; kein Vogel singt in der Luft, kein Blatt wird vom Winde bewegt. Alles ist ruhig,

schweigend, wie in ewigen Schlaf begraben. Hat man dieses orientalische Gemälde betrachtet und wirft dann den Blick auf die nackte Erde und die steinigten Einöden zu seinen Füßen, so scheint es, als habe die Natur hier in großen Massen alle Elemente einer herrlichen Schöpfung zusammengehäuft, und sich es die Mühe verbrießen lassen, ihr Werk zu vollenden.

Sollte die Liebe, mit der die Isländer an ihrem Vaterlande hängen, nicht zum Theil in diesen prachtvollen Naturscenen, in diesen scharf hervortretenden Gegensätzen ihren Grund haben?

Nach einer durch 6 Monate ununterbrochen dauernden Nacht, erfreut sie ein eben so langer ununterbrochener Tag. Erfüllte sie der Anblick ihres mit Lavaschichten und Felsen bedeckten Landes mit Unmuth, so können sie dafür das schöne Meer und die vor ihren Augen aufsteigenden majestätischen Berge mit Begeisterung begrüßen. Wenn der Sturm ihre Hütte erschüttert und Stunden lang ihren zerbrechlichen Nachen herumgetrieben hat, muß es sie nicht entzücken, wenn die Bogen sich beruhigen und die Wolken zurücktreten, um den Azur des Himmels leuchten zu lassen? Ein glücklicher Fischzug, ein fruchtbares Jahr läßt sie Tage voll Glend und Mühe vergessen. Ein Strahl der Sonne ist für sie die Morgenröthe des Glückes, ein Zeichen des wiederkehrenden Wohlwollens der Natur, das Lächeln einer harten Mutter, die erweicht zu werden scheint.

2. Thingvalla und Skalholt.

Der ernste und poetische Charakter der isländischen Landschaften wird noch durch die verschiedenen historischen Erinnerungen, die sich an sie knüpfen, erhöht. Es gibt keine Bucht, kein Thal, keinen Berg, der nicht in den alten Sagen oder in den neuern Jahrbüchern seine Stelle hätte. Zuweilen ist das Ereigniß traurig, wie die Geschichte eines vulkanischen Ausbruchs, das Gemälde einer Hungersnoth, einer Epidemie, und wie die Landplagen alle heißen, die Island in jedem Jahrhundert überschwemmen. Reicht aber die Begebenheit in frühere Zeiten zurück, so hat sie einen heroischen Anstrich, der ihr einen eigenen wunderbaren Reiz gibt. Es ist die Zeit der Farle und der Skalden, die Zeit der Kampflust und der religiösen Mythen. Hier findet Ingolfr, der erste Ansiedler in Island, die Hausgötter wieder, die er in das Meer geworfen, damit sie ihm die Stelle bezeichnen, wo er landen soll; dort lebten die Strulen; an einem dritten Orte ist der in der Sage von Nial berühmte Berg. In dem armseligen Bór, den man bei dem Geysir findet, schrieb Urá Frode, der erste Geschichtschreiber Islands, seinen Landnama-Bok und seine Schedá. In einem andern Bór, unfern von Breidabolsstad sang Sömund die Edda. Alte Denkmäler sind zwar fast nirgend mehr zu finden, einige sind in Folge der Zeit zu Grunde gegangen, andere hat man nach Kopenhagen geschafft. Aber die Geschichte ist geblieben und ruft bei jedem Schritte berühmte Namen in's Gedächtniß.

Der berühmteste Ort Islands in geschichtlicher Beziehung ist Thingvalla. Hier hatten in den ältesten Zeiten, als die Insel noch unabhängig war,

die angesehensten Bewohner eine Art Centralregierung eingerichtet. Jedes Jahr wurden hier die allgemeinen Volksversammlungen »Althing« genannt, abgehalten, wo man sich über die öffentlichen Angelegenheiten berathschlagte, Gesetze gab und kundmachte. Hier war es, wo um's Jahr 1000 das Christenthum durch Stimmenmehrheit angenommen wurde. Hieher kamen die obersten Richter, die 2 Bischöfe und die Häupter der verschiedenen Bezirke. Man ordnete die Abgaben, las mit lauter Stimme die vorzüglichsten Kauf- und Heirathskontrakte ab, denn der Althing war zugleich eine öffentliche und Familienversammlung. Nachdem der Lögmadr im Namen des Landes gesprochen hatte, sprach der Syffelmadr im Namen seines Bezirkes. Die Geistlichen hielten ihre Synode und der oberste Gerichtshof entschied die Criminalprocesse. Nahe bei dem Nasenhügel, wo die Sitzungen gehalten wurden, ist der Felsen, wo die Männer enthauptet, der See, in den die zum Tode verurtheilten Frauenspersonen in einem Sack gestürzt, und der Scheiterhaufen, wo die Heren verbrannt wurden. Die Versammlungen zu Thingvalla fingen gewöhnlich im Monate Juli an und dauerten durch mehre Wochen. Die beiden Vorsitzenden des Althing bewohnten ein kleines steinernes Haus, von welchem man noch die Spuren sieht, die übrigen lagerten sich unter den Zelten. In den Zeiten der Unabhängigkeit war der vom Volke gewählte Lögmadr der Vorsitzende der Versammlung. Später, nachdem Island mit Dänemark vereinigt war, kamen allmählig die verschiedenen Vorrechte des Lögmadr an den Gouverneur, und es blieb jenem nichts weiter übrig, als die Würde eines Rechtsgelehrten und das Recht der Gerichtsbarkeit.

Die Versammlungen des Althing bestanden 8 Jahrhunderte. Das skandinavische Heidenthum, das Christenthum, der Glaubenseifer des Mittelalters, die Reformation, die alte Unabhängigkeit und die dänische Herrschaft gingen an ihnen vorüber. Ein Befehl des Königs von Dänemark hob sie 1800 auf; der oberste Gerichtshof, der Gouverneur und der Bischof befinden sich nun zu Reikiavik.

Die Sitzungen des Althing wurden in der Tiefe einer Lavaanhäufung zwischen riesigen Felsenmassen gehalten. Wenn man dieses enge abgeschiedene Thal mitten in Gebirgen, eingeschlossen durch rohgefügte Steinmauern erblickt, möchte man sagen, die Natur habe diesen Ort eigens für die stürmischen Versammlungen eines Volkes von Seeräubern und Kriegeren bestimmt. Wenn man von Larelv her nach Thingvalla kommt, so steigt man in das Thal, wie in einen Abgrund über einen schiefen Abhang auf einem zerklüfteten Fußsteige, dem Bette eines ausgetrockneten Gießbaches ähnlich. Zur Rechten fallen die Felsen gegen den See ab, es scheint, als ständen sie noch immer unter dem Einflusse des erzürnten Vulkans, der ihre Absenkung in dieser Richtung bewirkt hatte. Zur Linken erheben sie sich wie hohe Bollwerke und zeichnen sich am Horizonte unter den seltsamsten Formen ab. Auf der einen Seite schließt sich das Thal durch den Fußpfad, der nur mit großen Beschwerlichkeiten passirt werden kann, auf der andern durch einen Wasserfall. Rings herum bemerkt man nichts als rothe Berge,

eine Fläche hier und da bewachsen mit einigen krüppelhaften Sträuchern, einen großen See und am Ufer des Sees die ärmliche Kirche von Thingvalla. Abends, wenn die Landschaft in dem doppelten Widerscheine eines silberweißen Lichtes erglänzt, wenn alles in Ruhe vergraben liegt und man nichts hört, als das Rauschen des Wassers und das leichte Aneinanderstreifen einiger Büschel Moos, vom Winde in Bewegung gesetzt, ist dieser Ort einer der romantischsten Punkte, die man nur sehen kann. Denkt man sich noch dazu mitten in dieser Einsamkeit die ehemaligen großen Versammlungen, die weißen Zelte auf dem Hügel, die Richter sitzend auf Lavablöcken, die Häupter einer jeden Truppe unter ihre Fahne geschaart und das Volk zerstreut zwischen den Felsen, wo gibt es ein Gemälde, welches würdiger wäre, den Pinsel des Malers und die Feder des Geschichtschreibers und Romandichters zu beschäftigen?

Ein zweiter Ort, an den man gewöhnlich mit zuerst denkt, wenn von Island die Rede ist, ist Skalholt, der älteste Sitz jener stolzen Aristokratie der Farle, deren jeder aus seinem Dorfe gerne eine Hauptstadt gemacht hätte. Skalholt ist das wahre Athen jener nordischen Haiden, auf deren felsigem Boden in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters mehr Blumen der Dichtkunst sprossen, als in dem warmen Süden. Der erste bischöfliche Sitz, so wie die erste Schule in Island wurde hier gegründet. Hier befand sich auch durch einen Zeitraum von 20 Jahren (von 1684 bis 1704) die Buchdruckerei. Zu allen Zeiten haben hier mit Recht berühmte Männer gelebt, Redner, Philosophen, Geschichtschreiber, wie Isleifr, der im Jahre 1057 seine Amtswirksamkeit als erster Prälat Islands damit begann, daß er eine Schaar Jünglinge um sich versammelte, die er in den schönen Wissenschaften unterrichtete; ferner Gissur, der zu Anfang des zwölften Jahrhunderts die großen europäischen Staaten besuchte und die Sprachen aller jener Länder sprach, die er durchreist hatte, so daß man ihm bei seiner Rückkehr den Beinamen *nos peregrinationis* gab; der kenntnißreiche Thorlakr und Fünfen, der gelehrte Verfasser der Kirchengeschichte. Zweimal brannte die bischöfliche Kirche von Skalholt ab und zweimal ward sie mit großen Kosten nach einem erweiterten Plane wieder aufgebaut. Der Bischof gab damals ein großes Fest, zu welchem er 800 Personen einlud und von denen jede beim Weggehen ein ansehnliches Geschenk erhielt. Auch dann noch, als die Schule von Hoolun gegründet war, behauptete jene von Skalholt den Vorzug. Im Jahre 1100 lehrte man in dieser Schule die lateinische Sprache, die Grammatik, Poesie und Musik. So viel wußte man in den größten europäischen Städten damaliger Zeit nicht. Nach der Reformation gab der König von Dänemark 1552 den beiden Schulen zu Skalholt und Hoolun eine neue Einrichtung. Die Bischöfe erhielten den Genuß einiger Klostersgüter, mit der Verbindlichkeit, daraus den Unterhalt der Zöglinge zu bestreiten. Die Vereinigung der beiden Bisthümer 1797 hatte die Aufhebung der beiden Schulen und die Gründung einer neuen mit etwas veränderter Organisation zur Folge, die zuerst in Reikiavik eingerichtet und sodann nach Beseftad in das alte Haus des

Statthalters verlegt wurde, worin sie sich noch heute befindet.

Bei unserer Ankunft in Skalholt waren wir voll von den Erinnerungen an die Geschichte dieser ehemaligen Hauptstadt Islands, an den Reichthum seiner Bischöfe, an die Versammlungen seiner Gelehrten. Als nun bei der Krümmung des Thales des Führer sagte: »Hier ist Skalholt«, konnte ich kaum glauben, daß die Dächer ein paar elender Hütten, die ich vor mir sah, die alte Stadt seien, von welcher ich mir ein ganz anderes Bild entworfen hatte. Ein armseliger Bdr, bewohnt von 3 Familien, die eine gemeinschaftliche Milchammer und Küche haben und eine Kirche von Holz, klein und schlecht gebaut, das ist das heutige Skalholt. Der Kirchhof allein bezeugt noch, daß hier ehemals eine Metropolitankirche war. Er ist in einem weit größeren Verhältnisse angelegt, als die Kirche und der Bdr. Die Todten haben das Andenken an den Platz, wo der Bischofssitz stand, besser bewahrt als die Lebenden. Nahe beim Kirchhofe sind die Ruinen der alten Schule, und an derselben Stelle, wo der Landmann seine finstere Hütte erbaut hat, war die bischöfliche Residenz. Die Kirche wurde nach einem simplen Plane und in weit geringeren Dimensionen wieder hergestellt. Indessen hat sie doch noch einige Reste von ihrem ursprünglichen Glanze aufzuweisen, als einige alte Bücher, mehre kostbare Altarsverzierung, reichgeschmückte Messgewänder, einen vergoldeten silbernen Kelch, welcher, nach der getriebenen Arbeit und den darauf in Email gemalten Schaumünzen zu schließen, der ältesten Periode seit dem Wiederaufleben der Künste angehören dürfte. Irre ich mich nicht, so ist dieser Kelch derselbe, welcher nach dem Zeugnisse der isländischen Kirchengeschichte durch den Bischof Klange 1153 nach Skalholt gebracht wurde. Nebstdem sind die Grabchriften das Merkwürdigste in der Kirche.

3. Die Besteigung des Hekla.

Von Skalholt bis zum Hekla ist es eine starke Tagreise. Man muß auf dem Wege über zwei ansehnliche Bäche setzen. Als wir von einer Entfernung zur andern den weißen Gipfel des Kraters zwischen den braunen Spitzen der angränzenden Gebirge gleich der wachsenden Mondesichel sich abzeichnen sahen, verdoppelten wir unsere Schritte und setzten mit Eifer unsere Reise fort. Hatten uns auf unserem bisherigen Wege allenthalben die verheerenden Spuren vulkanischer Revolutionen in Erstaunen gesetzt, so schien es, da wir in die Nähe des Hekla kamen, als hätten wir noch nichts dergleichen gesehen. Hieber muß man gehen, wenn man einen Anblick von Zerstörung und Verödung haben will. Ueberall ist der Boden eingestürzt und die Erde von der Gewalt des Feuers geborsten. Lavablöcke wie Mauern, Berge von Asche, die im Krater erzeugt, ihrerseits wieder andere Berge auswerfen, gaben die Grundzüge zu dem Bilde, das wir mit einem Gefühle von Grauen und Verwunderung betrachteten. Wir konnten nun nicht mehr in einer geraden Linie unseren Weg verfolgen. Wir mußten Steinmassen umgehen, uns zwischen Felsen hindurchwinden und Abgründen ausweichen. Gleich einem Schiffe, das bei conträrem

Winde dem Hasen, den es aus dem Gesichte verloren hat, zusteuert, lavirten wir auf diesem vulkanischen Boden. Bei jedem Schritte stellte sich uns hier ein Bollwerk von Felsen, dort ein Bach, gebildet von dem geschmolzenen Gebirgsschnee, hier ein Morast, dem dieser immer neues Wasser zuführt, entgegen. Wir betrachteten von Zeit zu Zeit den Hekla, dessen Schneegewand die Sonne vergoldete und der von seinem beizten Gipfel herab unserer Beschwerden und Anstrengungen zu spotten schien. Nach langen kreisförmigen Umwegen zwischen Aschenhügeln und Kalkfelsen kamen wir in ein freundliches Thal von Felsen beschirmt und einem Bache durchflossen. Im Hintergrunde bemerkten wir eine Meierei und einen eingezäunten Grasplatz. Gab es ein Eldorado, so war es dieses Thal inmitten einer ausgebrannten Gegend, diese Dase in der Wüste. Wir schlugen hier unser Zelt auf und lagerten uns nach einem Marsche vom 16 Stunden. Wir waren am Fuße des Kraters.

Am folgenden Morgen brachen wir in Begleitung eines Eingebornen auf, um mit der Besteigung des Hekla den schönsten Traum seit unserer Ankunft in Island zu verwirklichen. Das Wetter war trüb, aber wir fürchteten, es könnte uns am folgenden Tage noch ungünstiger seyn. Die ersten schroffen Stellen erkletterten wir zu Pferde. Je weiter wir kamen, desto deutlicher konnten wir von Schritt zu Schritt alle Elemente eines vulkanischen Ausbruches verfolgen. Zuerst zeigte sich uns der leichte, poröse Bimsstein, der sich auf der Oberfläche des Kraters bildet, wie der Schaum auf dem Wasser, und weit wegflicht, wie vom Winde getriebene Asche; dann die zerriebene Schlacke, die die Lavaschichten durchschießt, aus denen sie hervorbricht, wie der Metallschaum aus Eisenstangen; hierauf festere und dichtere Lava, dann zäher Basalt, leuchtend und glatt wie Marmor; endlich Duxr, glänzend wie Glas, frei von aller fremden Mischung und aus dem Krater rein hervorkommend, wie Stahl.

Nachdem wir zwei Stunden Weges zurückgelegt hatten, stiegen wir vom Pferde und nun begannen erst eigentlich die Beschwerlichkeiten. Um uns vor Schnee und Kälte zu verwahren, trugen wir große dicke Stiefel und schwere Kleider. Der Weg war schroff, uneben, und zog sich fast in gerader Linie in die Höhe; wir gingen mit gekrümmten Rücken und stützten uns auf die Kniee. Bald langten wir am Fuße eines in Basaltspitzen auslaufenden Berges, bedeckt mit vom Boden gelösten Steinblöcken, an. Alle unsere Anstrengungen, weiter zu kommen, schienen hier fruchtlos. Der Felsen, worauf wir den Fuß setzten, brach unter uns zusammen; wenn wir glaubten, vorwärts zu kommen, wichen wir mit den Steinen zurück, welche der Erschütterung nachgaben, die wir verurachteten, und uns in ihrem Falle mit hinabzogen. Nirgends war ein Strauch, um uns zum Stützpunkte zu dienen, nirgends eine Pflanze, an die wir uns hätten anklammern können. Der schroffe Felsen war ringsum wie eine nackte und wankende Mauer, die in Stücke zu zerfallen schien, wenn wir versuchten, sie zu ersteigen. Alle Augenblicke mußten wir stillstehen, um auszuruhen und Athem zu schöpfen. Einige unserer Reisegefährten, welche auf weit höheren Bergen gewesen waren, erklärten, nie solche Beschwer

den erduldet zu haben. Ich für meinen Theil legte mich der Länge nach über die Basaltfelsen und indem ich die Beine auf dem kalten Steine ausstreckte, spürte ich einen Schmerz, als wenn sie mir gebrochen wären. Als wir endlich den Gipfel jener gezackten Spitze erreicht hatten, sahen wir eine zweite vor uns sich erheben, und nach dieser eine dritte; denn der ganze Berg ist nichts anderes, als eine lange Reihe steiler Felsen, die sich gleich Stockwerken, einer über den andern, erheben und wie Stufen hinter einander zurücktreten.

Während wir so mühsam emporkletterten, verdüsterte sich der Himmel, der Wind blies, der Regen goß sich in Strömen herab und eine kleine Strecke höher schnitte es. Ein dichter Nebel umhüllte nun den Berg. Ein Wolkenschleier verbarg uns in seine dunkeln Falten, so daß wir nichts mehr außer uns zu unterscheiden vermochten. Unser Führer, abgemattet und entmuthigt, weigerte sich weiter zu gehen. Wir waren erst auf dem ersten Kegel des Hekla, und wollten unser Vorhaben nicht gerne aufgeben. Nachdem wir unsere ganze Beredsamkeit aufgeboden hatten, entschieden wir uns zuletzt dahin, daß er uns bis zum Fuße des zweiten Bergkegels führe. Hier angelangt, verlangten wir, bis zur Mitte, dann noch darüber hinaus, und endlich bis auf den Gipfel des Hekla selbst, geleitet zu werden.

Der Sturm hatte nachgelassen. Ein Lichtstrahl brach mitten durch die Nebel, aber dieser Lichtstrahl diente nur dazu, um die Finsterniß erst recht merkbar zu machen. Die Berge über uns unterschieden wir nur, wie in einander verschwommene Massen, die Ebene bedeckte ein dichter Nebel, und mitten zwischen diesem Nebel, dieser Ebene, diesen Bergen, verbreitete die wolkenumzogene Sonne nahe und ferne einen ungewissen blassen Schein. Alles war düster und schweigend, wie die Wüste. Man vernahm nirgends einen Laut. Kein lebendes Wesen, keine Pflanze zeigte sich unseren Blicken. Die Natur schien todt, vergraben in Nacht, hinabgesunken in das Chaos.

Plötzlich zerreißt der Wolkenschleier, der Himmel zeigt sich wieder blau, und die Sonne versendet ihre Strahlen. Längs des Thales treibt der Wind den Nebel vor sich her, der sich zertheilt, verdünnt und stückweise verschwindet, leicht und durchsichtig, wie ein Gewebe von Gaze. Auf der einen Seite sehen wir alle Berge, welche den Hekla umgeben, mit ihren gerötheten Scheiteln und aschfarbigen Rändern aufsteigen, auf der andern das Snäfialgebirge, das mit seinem beschneelten Rücken und mit Eis bedeckten Gipfeln, die gleich Lanzenspitzen in der Sonne glänzen, bis in die Wolken reicht. Zu unseren Füßen breitet sich die grüne Ebene aus, mit ihren klaren Seen, die wie hingestreuete Diamanten flimmern, und durchflossen von 2 Bächen, die sich in mannigfaltigen Krümmungen hinziehen. Der blaue Berg, zunächst dem Geysir, erhebt sich in der Mitte des Thales und am Saume des Horizontes erblicken wir vor uns gleich einem goldenen Gürtel die offene See, glänzend im Sonnenlichte, und die Westmanischen Inseln.

Von unaussprechlicher Bewunderung ergriffen, standen wir vor diesem unerwarteten Schauspiel. Es war der Frühlingstag dieser verödeten Natur, es war das Schöpfungswort: »Es werde Licht« in dieser Nacht des Chaos. Wir vergaßen auf einen Augenblick die Mühseligkeit unserer Wanderung, Kälte und Schnee. Mit

einem begeisterten Freudenrufe begrüßten wir die ferne gelegenen Einöden, selbst unser alte Führer theilte unser Entzücken. Es war das zweitemal in seinem Leben, daß er den Hekla bestieg, und das erstmal, daß er Franzosen hinaufbegleitete. Unser Zelt hatten wir um 9 Uhr Morgens verlassen und kamen um Mitternacht erst wieder dahin zurück, reich an Erinnerungen und glücklich über unser vollbrachtes Tagewerk.

4. Zustand der Volksbildung.

Betrachtet man die arme isländische Bevölkerung, diese Landleute, zu einem Leben voll Mühe und Entbehrung verdammt, und diese Fischer, fortwährend den Stürmen ihres nordischen Meeres preisgegeben, nie würde man erwarten, unter ihnen Geschmack an Lectüre und Wissenschaft zu finden; und doch gibt es keinen, der nicht in seiner armseligen Hütte einige Bücher hätte. Beinahe in jedem Bdr, den wir besuchten, in der Wohnung des Geistlichen, wie in jener des Landmanns, fanden wir die Bibel und die Saga's. Die Bibel und die Saga's bilden ihr Heirathsgut, sind das Vermächtniß ihrer Väter, der Schatz der Familie, der an die Stelle von Wikings Waffenschiff und des Beiles der Berserker getreten ist. In den langen Winterabenden, wenn der Sturm an die niedrige Hütte schlägt, wenn der Schnee alle Wege bedeckt und jede Communication unterbricht, versammelt sich die Familie in einem gemeinschaftlichen Gemache. Während die Frauen sich mit der Verfertigung wollener Kleidungsstücke beschäftigen, die Männer an Geräthschaften für den Fischfang und Ackerbau arbeiten, nimmt der Hausherr ein Buch und liest bei dem spärlichen Fackellichte mit lauter Stimme vor. Manchmal, wenn er kein Buch bei der Hand hat, trägt er aus dem Stegreife Fragmente irgend eines Gedichtes, wohl auch ganze Sagen vor. So lernen Alle die Geschichte ihres Vaterlandes kennen, die großen Handlungen ihrer Vorfahren und die Waffenthaten, die ihren Wohnort und seine Umgebungen verherrlichen. Es sind nun neun Jahrhunderte verflossen und noch leben die Namen derer, die sich zuerst auf den isländischen Bergen angesiedelt, im Munde aller ihrer Nachkommen. Bei der Erinnerung an die abentheuerlichen Thaten jener Krieger, die auf ihren zerbrechlichen Rähnen Kampf und Sturm verachteten, schlägt noch das friedliche Herz der heutigen Bewohner, deren einziges Geschäft darin besteht, Lämmer aufzuziehen und das Netz zum Fischfange am Strande auszuwerfen.

Wenn der isländische Bauer oder Fischer alle Bücher gelesen hat, die er besitzt, tauscht er sich andere bei seinen Nachbarn ein. Sonntags, wenn er zur Kirche geht, nimmt er seine Bibliothek mit sich. Seine Sagenbücher leiht er Jenen, die sie noch nicht kennen, und diese leihen ihm die ihrigen. Es sind dies die Bücher, die er jeden Winter wieder liest. Manche schreibt er sich auch ganz ab. Wir sahen in mehreren Wohnungen große Folioabände, die mit der größten Sorgfalt geschrieben waren. Es waren dies Sagen, die sich die Bewohner selbst abgeschrieben hatten, weil sie außer Stande waren, sie sich zu kaufen. Die Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen hat diesen häuslichen Leseverein dadurch großen Vorschub geleistet, daß sie zu einem geringen Preise die Ausgabe einer neuen Samm-

lung der Saga's veranstaltete*. Die Isländer haben sich auf diese Sammlung eifrig subscribirt.

Gehen wir aus der Wohnung des Bauers und Fischers in jene des Geistlichen oder Syffelmann's (Bezirksrichter's): so erweitert sich der Kreis der Kenntnisse und die Bewunderung verdoppelt sich. Wie oft verweilte ich mit einem Gefühle von Verehrung in den mitten zwischen Lavafeldern einzeln stehenden Pfarrwohnungen! Ich trat in eine feuchte ungesunde Kammer ohne Möbeln; aber auf den hölzernen Kästen, zwischen den Fenstern und auf den mit Nägeln an der Wand befestigten Brettern sah ich die besten wissenschaftlichen und schöngeistigen Werke, und ein Mann, eingehüllt in einen groben Rock, kam mir entgegen, der mich in vier oder fünf Sprachen gleich fertig anredete, und über die großen Dichter der neuern Zeit und die alten Klassiker gründlichen Bescheid wußte.

In diesen abgeschiedenen Wohnungen sieht der arme Priester nichts vor sich, als die Kirche und den Friedhof; die Kirche, worin er getauft wurde, und den Friedhof, wo für ihn schon sein Grab neben jenem seines Vaters bezeichnet ist. Er hat kein Wesen an sich, das in seine Gedanken einging und ihn in seinen Bemühungen ermutigte. Das, was wir Ruhm, Glück, Ehre nennen, alle diese Aneiferungsmittel sind nicht für ihn da; und doch arbeitet er, bildet sich unablässig aus, und schafft sich in seinem Innern seine Welt. Damit die Mäusen uns anlocken, ist es nöthig, daß sie, das Haupt mit Lorbern bekränzt, zu uns treten; schon das Studium selbst, das wir wie die Mäusen vergöttern sollten, hat einen unendlichen Reiz; und es gibt mehr als einen einfachen vom Ehrgeize freien Mann, der nichts von seinen Bemühungen erwartet, als das Vergnügen, das in der Arbeit selbst liegt.

Alle Bewohner Island's können lesen und schreiben, obgleich nirgends (die Hauptstadt Reikiavik ausgenommen) öffentliche Volksschulen bestehen. In einem Lande, wo die Wohnungen so vereinzelt und so entfernt von einander sind, kann es wohl auch nicht anders seyn. Aber jeder Bör ist eine Schule, jede Mutter eine Lehrerin. Abends versammelt sie ihre Kinder um sich, und gibt ihnen Unterricht. Die Waisen und jene Kinder, deren Eltern unfähig sind, sich mit der Erziehung zu befassen, werden auf gemeinsame Kosten in einer andern Familie untergebracht. Der Seelsorger überwacht diese häuslichen Schulen; ihm steht es zu, die Zöglinge zu prüfen, und ihnen hinsichtlich ihrer Verweigerung Belobungen und Verweise zu geben. Er vertheilt auch unter die armen Fischerweiber die ihnen abgängigen, zum Elementarunterrichte nothwendigen Bücher. Der Hauptprüfungstag der Kinder ist jener, an dem sie confirmirt werden sollen. Jedes wird zurückgewiesen, das nicht fertig lesen und schreiben kann, und es wäre für eine isländische Mutter der größte Jammer, wenn eines ihrer Kinder in dieser Prüfung nicht bestände.

Außerdem tragen noch zwei Umstände wesentlich dazu bei, bei den Isländern den Geschmack am Lesen zu unterhalten, nämlich ihre langen Winternächte und

ihre Abgeschlossenheit. Fast durch die Hälfte des Jahres leben sie allein und von aller Welt abgesondert in ihrem Bör. Womit sollten sie, jeder Gesellschaft und jedes Zerstreungsmittels beraubt, die Zeit hinbringen, wenn sie sich nicht zu beschäftigen wüßten? Einige lesen, Andere verfertigen Schmucksachen und Gegenstände von getriebener Arbeit. Der Sommer ist für sie die Zeit der Wanderungen; der Winter legt ihnen ein einsiedlerisches Leben auf und gibt ihrem Geiste Muße, sich zu sammeln.

Ferner besitzt Island auch noch mehrere Institute, deren wohlthätiger Einfluß sich nicht verkennen läßt. Es hat eine Buchdruckerei zu Vidoe, eine öffentliche Bibliothek, eine Gesellschaft der Wissenschaften zu Reikiavik und eine lateinische Schule zu Besesstadt.

Die Buchdruckerei kam durch den Bischof Gudbrand im Jahre 1530 nach Island und wurde zuerst in Hoolum eingerichtet. Im Jahre 1685 bewirkte es der Bischof Thorlakr, daß sie nach Skalholt verlegt wurde, wo sie aber nur bis 1704 blieb. Der Bischof von Hoolum kaufte sie um 500 Thaler wieder an sich und übertrug sie abermals in seinen bischöflichen Sitz. Aus dieser Druckerei sind mehrere bedeutende Werke hervorgegangen, unter andern zwei schöne Bibeln in Folio, die nun sehr selten sind. Gegenwärtig gehört die Buchdruckerei dem Gouverneur, der sie dem Besitzer des alten Klosters auf der Insel Vidoe um 200 Thaler jährlich verpachtet.

Die Bibliothek zu Reikiavik wurde im Jahre 1821 gegründet und verdankt vornämlich der Sorgfalt des Herrn Raftn — gegenwärtig Professor in Kopenhagen — ihre Entstehung. Sie gehört ganz Island an, denn ganz Island hat zu ihrer Gründung und Vermehrung beigetragen. Die dänische Regierung eröffnete eine Subscription und die Privaten gaben Geld und Bücher her. Noch jetzt entrichten Bauer, Priester und Kaufmann alljährlich freiwillige Beiträge für die Bibliothek und jedes Jahr werden ihr von der Regierung die besten in Kopenhagen gedruckten Bücher zugesendet. Gegenwärtig zählt sie bereits gegen 8000 Bände. Der Zweck ihrer Stifter geht dahin, sie so populär als möglich zu machen und nebstbei eine vollständige Sammlung aller Werke anzulegen, die auf Island Beziehung haben. Der Ort, an dem sie sich befindet, ist nicht geeignet, um dort lesen zu können. Aber wöchentlich ist sie an einem bestimmten Tage geöffnet, wo den Bewohnern der entferntesten Bezirke auf jedesmaliges Verlangen Bücher auf mehrere Monate, zuweilen auch auf ein ganzes Jahr ausgeliehen werden. Diese Gewohnheit hat zwar das Unangenehme, daß die Bibliothek durch eine zu lange Zeit mehrerer wichtiger Werke beraubt wird; dafür bewirkt sie aber den ungeheuern Vortheil, daß die Bibliothek, indem eine Menge guter Bücher unter den Familien in Umlauf gebracht werden, die sich diese nicht aus Eigenem würden anschaffen können, gleich einer reichhaltigen Quelle geistiges Leben in alle Klassen dieser weitverbreiteten Bevölkerung verbreitet.

Die Isländische Gesellschaft der Wissenschaften besteht seit 1816 und theilt sich in zwei Zweige, wovon sich der eine zu Kopenhagen, der andere zu Reikiavik befindet. Ihr Zweck ist, in Island den Geschmack für Literatur zu unterhalten und in der Landessprache die nützlichsten Bücher drucken zu lassen. Die Zahl ihrer

Glieder ist nicht beschränkt. Während sie einerseits dahin strebt, durch das Band literarischer Verbrüderung sich mit fremden Gelehrten in Verbindung zu setzen, zieht sie zugleich ihr weites Netz um alle intellectuellen Kräfte Islands. Außer dem Betrage von 600 Franken, welchen die Gesellschaft jährlich von der königl. dänischen Regierung erhält, hat sie keine weiteren Hilfsquellen, als die Beiträge ihrer Glieder. Und mit diesem precären Einkommen, wozu bloß noch der mäßige Ertrag der herausgegebenen Schriften kommt, hat sie bereits viele nützliche Werke unter das Volk verbreitet und zur Vollendung einer Generalkarte von Island beigetragen.

Außer den vortrefflichen Geschichts- und geographischen Werken gibt die Gesellschaft auch eine Zeitschrift heraus. Sie erscheint unter dem Titel: »Der Bote aus Süden« (Sunnan Posturinn) in monatlichen Lieferungen, und ist hauptsächlich für das Volk berechnet. Man findet darin nichts von unsern politischen Wirren und literarischen Zwisten. Dem Isländer sind alle diese Dinge fremd; nur von Zeit zu Zeit sagt ihm der Bote aus Süden mit kurzen Worten, was in Europa vorgeht, ob es friedlich oder kriegerisch aussieht, und das genügt ihm. Meistens aber belehrt ihn das Blatt über das, was ihn selbst am nächsten betrifft. Es ertheilt ihm Rathschläge über Gesundheitspflege, Ackerbau und Hauswirthschaft. Ein Mitarbeiter macht ihn mit den nützlichsten Entdeckungen der Gegenwart bekannt, ein anderer theilt ihm seine astronomischen Beobachtungen mit, und zuweilen besingt ein dritter in der Versform der alten Skalden das Glück und die Vorzüge des heutigen Islands. Der Landmann, entzückt, so viele wissenwerthe Gegenstände in einem so kleinen Blatte vereinigt zu finden, erwartet jeden Monat die neue Lieferung mit Ungeduld. In Folge dieses allgemeinen Interesses zählt der Bote aus Süden bei einer Bevölkerung von 50,000 Menschen nicht weniger als 1100 Abonnenten.

Die lateinische Schule zu Besesstadt entstand, wie bereits erwähnt worden, durch die Vereinigung der beiden Schulen zu Hoolum und Skalholt und wurde 1806 von Reikiavik hierher übertragen. Besesstadt ist nichts weiter als eine Kirche mit einem daranstoßenden Wohngebäude. Es befinden sich hier 40 Zöglinge; mehre aufzunehmen, gestattet der Raum nicht. Zwei oder eigentlich vier haben zusammen eine gemeinschaftliche Schlafstelle in einer Art Kasten mit zwei Fächern, der jeden Abend über sie hermetisch zugeschlossen wird und dessen bloßer Anblick schon schaudern macht. So sehr man darauf bedacht ist, den Zöglingen tüchtige Lehrer zu geben, und sie in kurzer Zeit in vielen Gegenständen zu unterrichten, so wenig Sorgfalt zeigt man für ihr physisches Wohl. Ihre Subsistenz ist gänzlich einem Haushalter überlassen, dem es obliegt, ihnen für einen bestimmten Preis (40 Thaler für jeden) die Kost zu verabreichen, und sie durch acht Monate im Jahre mit Schuhen zu versehen.

Der Schulunterricht beginnt am 1. October und schließt mit dem 1. Juni. Die übrigen vier Monate sind zu Ferien bestimmt. Die Zöglinge erhalten täglich durch 8 Stunden Unterricht, und zwar: in der hebräischen, griechischen, lateinischen und dänischen Sprache, in der Geschichte, Geographie und Mathematik, und

gleich von ihrem Eintritte an in der Theologie; denn Besesstadt ist eigentlich eine geistliche Schule, eine Art Seminar. Diese Einrichtung führt aber einen großen Uebelstand mit sich. Alle jene, welche sich nicht dem geistlichen Stande widmen, verlieren mit der Erlernung von Gegenständen, die auf ihren künftigen Beruf gar keine Beziehung haben, eine Menge Zeit, die sie zu entsprechenden Vorbereitungsstudien weit besser hätten verwenden können. Man fühlt auch allgemein das Bedürfniß einer zweiten Unterrichtsanstalt, allein es fehlt an Mitteln zu ihrer Gründung.

Die Schule zu Besesstadt hat vier Professoren. Der Vorstand, der zugleich Professor der Theologie ist, hat 400 und die übrigen nur 300 Thaler jährlichen Gehalt. Alle vier sind wahrhaft ausgezeichnete Männer, und man würde sich glücklich schätzen, an vielen weit berühmtern Lehranstalten solchen Lehrern zu begegnen.

Die Studienzeit dauert 5 bis 6 Jahre. Vor ihrem Austritte müssen sich die Zöglinge einer Prüfung unterziehen. Die Ordination als Prediger erhalten sie dann sogleich; jene aber, welche sich für die Medicin oder das Studium der Rechte bestimmen, müssen noch die Universität zu Kopenhagen besuchen. Ehedem, bevor noch die Schulen zu Skalholt und Hoolum vereinigt waren, mußten die Zöglinge, um an der Universität aufgenommen zu werden, mit einem Zeugnisse über ihre Fähigkeit vom Rektor versehen seyn. Bestanden sie in ihrer ersten Prüfung nicht, wurden sie zurückgewiesen, und der Rektor, der das Zeugniß ausgestellt hatte, noch überdies zu einer Geldstrafe verurtheilt.

Die Isländer genießen an der Universität zu Kopenhagen verschiedene Begünstigungen. Sie bewohnen ein besonderes vom Könige Christian VI. gestiftetes Haus und wenn sie in ihrer ersten Prüfung Genüge leisten, erhalten sie alle Monate eine Geldunterstützung von 5 bis 7 Thalern.

Dr. M.

Die Siamesen.

(Aus dem Mirror.)

Unter den mannichfachen Gegenständen (erzählt H. Finlayson), die bei der Fahrt auf dem Siamflusse vor unsren Augen wechselten, war für uns das Auffallendste die unzählige Menge von kleinen Rähnen, die ein einziger Mann lenkte, und von gedeckten Booten, die sich nach allen Richtungen hin durchkreuzten. Es war Markttag und Alles schien Leben und Thätigkeit. Hier ruderten Buddhapriester das kleine Boot zum täglichen Einkauf, dort hatte ein altes Weib ihr Schiffchen zu einem Betel- und Pifangtram eingerichtet, während man am Ufer Massen von Einwohnern in ihren verschiedenen Beschäftigungen von Haus zu Haus strömen sah.

Doch den sonderbarsten Anblick in diesem bewegten Gemälde gewährten die schwimmenden Häuser. Sie sind von Bohlen, vom Ufer aus in Reihen zu zehnen bis zwölften ins Wasser hineingebaut und von netter, länglicher Gestalt. Gegen den Strom zu haben sie eine bedeckte Plattform, auf welcher Reis, Früchte u. dgl. zum Verkaufe ausgestellt sind. Auf beiden Enden ist das Haus an starke Bambusstangen, die tief in den Boden gerammt werden, fest gebunden. Auf diese

* Sie führt den Titel: Fornmanna soegur. Es sind bereits seit 1830 11 Octavbände erschienen.

Art ist das Ausziehen leicht; die Bambus werden herausgezogen, das Haus losgebunden, und nach einem beliebigen neuen Orte gefahren, wo man es, wie zuvor, befestigt. Zu jedem solchen Hause gehört als unentbehrlichster Hausrath ein kleiner Kahn, in welchem die Hausleute Besuche abstaten und Geschäfte verrichten. Die schwimmenden Häuser sind sehr klein und bestehen nur aus einem größern Mittelzimmer und einer oder zwei kleinen Kammern. Das Mittelzimmer hat gegen die Vorder- (Strom-) Seite des leichteren Verkehrs wegen gar keine Wand. Die Hausflur ist ungefähr 1 Fuß über dem Wasser erhaben, das Dach mit Palmbältern gedeckt.

Die Boote, leicht und scharf von Gestalt, schießen wie Pfeile den Strom hinauf. Sie werden mit Rudern bewegt, deren die langen Boote oft zehn bis zwölf auf jeder Seite haben. Bei Bankok hat der Fluß, den Raum, den die schwimmenden Häuser bedecken, abgerechnet, eine Breite von einer Viertel (englischen) Meile. Ein großer Theil der Bevölkerung dieser Hauptstadt scheint auf dem Wasser zu leben.

Im Verlaufe des Tages kamen zwei ungefähr sechsjährige Kinder, ein Sohn und ein Neffe des Ministers, zu uns an Bord, um unser Schiff zu besichtigen. Sie brachten ein Geschenk von Zuckerwerk und Früchten mit. Beide waren oben bloß, vom Gürtel abwärts nett gekleidet. Die Haut hatten sie mit einer mattgelben Farbe von Curcuma oder Sandelholz leicht eingerieben. Um den Hals trugen sie mehre Zierathen von Gold und Edelsteinen, doch keinen von etwas höherem Werthe.

Bankok, die Hauptstadt des Königreichs Siam, ist, obgleich neuern Ursprungs, die größte des Landes. Mitten im Strom liegt eine Insel, zwei bis drei (engl.) Meilen lang, doch von unbeträchtlicher Breite; auf ihr erhebt sich der königliche Palast, von einem Walle umschlossen, der mit Bastionen und zahlreichen Thoren versehen ist. Vom Palaste aus dehnt sich die Stadt, beiden Flußufern entlang, bis zu drei Meilen aus. Sie ist ganz von Holz erbaut, außer dem königlichen Palast, den Tempeln und den Häusern einiger wenigen Vornehmen, welche aus Ziegel- oder Lehmmauern bestehen. Wer den Fluß hinauf fährt, hält die Stadt, die so lange beide Ufer einschließt, für höchst bedeutend in ihrer Ausdehnung. Doch ist dem nicht so: sehr selten steht ein Haus mehr als ein oder zweihundert Ellen vom Wasser. Auf den Ufern sind daher nur einige enge und so schmutzige Straßen, daß sie nur bei trockenem Wetter zu Fuße zu passiren sind. Die Siamesen scheinen eine besondere Vorliebe für das Wasser zu haben. Wie schon erwähnt, wohnt der größere Theil der Bevölkerung in schwimmenden Häusern, die schönsten Kaufläden sind in ihnen errichtet, die kostbarsten Waaren dort aufgehäuft und der lebhafteste Verkehr thut sich in den tausend durcheinander fliegenden Booten kund.

Alle größern Kaufleute, Künstler und Handwerker in Bankok sind Siamesen. Die gewöhnlichsten Handwerke sind die des Zinngießers, des Grobschmiedes und des Gerbers. Zinngeschirr wird sehr viel bereitet; es ist oft von sehr schöner Form, glänzend polirt und gibt,

in den Niederlagen wohl geordnet, diesen ein hübsches Aussehen.

Zinngießerei und Gerberei wird in demselben Locale und von demselben Handwerker getrieben. Das Leder wird selbst nach China ausgeführt; nach dem Gerben färben sie es mit einer Art von Mimosa roth. Durch diese und andere Gewerbe verschaffen sich die chinesischen Handwerker eine für jene Gegend so behagliche Existenz, daß sie zu rühmen pflegen, ein chinesischer Handwerker lebe besser als ein siamesischer Häuptling. Ihre Nahrung wenigstens ist bis zum Uebermaße fett und reichlich. Schweinefleisch ist ihre Lieblingsnahrung; Del ist eine beliebte Zuthat zu ihren Speisen, alle Gerichte müssen in Fett schwimmen. Die Hauptnahrung der Siamesen ist Reis, welchen sie mit einem seltsamen Gemische von wohltschmeckenden und widerwärtigen Sachen, Balatschang genannt, anrichten. Ihrem Ritus zufolge dürfen die Siamesen kein Thier tödten; nichts destoweniger genießen sie thierische Nahrung, ihr Gewissen beruhigt sich, wenn sie nur das Thier nicht selbst getödtet haben. Finlayson sah sie ohne Anstand auf dem Markte Fische oder Geflügel kaufen und den Verkäufer bitten, sie früher zu schlachten; auf diese Weise fällt, meinen sie, das Verbrechen auf den Verkäufer zurück. Dagegen gibt es wieder Strenggläubige, welche auf dem Markte lebende Fische kaufen, um sie dem heimischen Flusse zurückzugeben. Der König selbst gibt auf solche Art allen Fischen, die an einem gewissen Tage des Jahres gefangen werden, die Freiheit; an demselben Tage aber überläßt er das Privilegium zum Fischen dem Meistbietenden, aus welcher Quelle er beträchtliche Einkünfte zieht.

Unter den verschiedenen, den Siamesen eigenen Gebräuchen ist keiner seltsamer, als ihre Art, die Todten zu bestatten. Die Aermsten des Volks werden ohne Umstände in den Fluß geworfen. Die in der Gesellschaft eine Stufe höher Stehenden werden verbrannt, gewöhnlich ganz unvollkommen; die halbverkohnten Überreste läßt man auf dem Felde von der Sonne bleichen, oder von den wilden Thieren verschlingen. Kinder, die noch nicht gezahnt hatten, werden oberflächlich verscharrt und zu ihrem Haupte ein aufrechtstehendes Brett befestigt. Nach einigen Monaten erst werden sie wieder ausgegraben und verbrannt. Die Ceremonie des Verbrennens findet in der Nähe der Tempel, selbst im Umfange der Tempelmauerung Statt. Zu diesem Zwecke ist hier gewöhnlich ein luftiger, pyramidenförmiger, von allen Seiten offener Schuppen errichtet, der auf dünnen hölzernen Pfeilern ruht und hoch genug ist, daß die Leiche verbrennen kann, ohne daß das Dach Gefahr leidet. Je ärmer der Verstorbene, desto weiter vom Tempel entfernt wird er verbrannt. Unter den höhern Ständen ist es Sitte, den Leichnam vor dem Verbrennen mit kostbaren Specereien einzubalsamiren. Die Leichenceremonien beim Tode eines Königs sind etwas verschieden, doch beruhen sie auf demselben Grunde. Alles Volk geht in Trauer; alle Stände und beide Geschlechter scheren das Haupt, welche Ceremonie zu dreien Malen wiederholt wird. Den ersten Umkreis um den Scheiterhaufen bildet eine Reihe von Priestern, welche mit lauter Stimme aus ihren geheiligten Büchern Gebetsformeln

hersagen. Hinter ihnen nimmt der Thronfolger Platz; die nächsten Umkreise werden von Prinzen der regierenden Familie und andern Männern von Auszeichnung gebildet.

Das Verbrennen selbst findet auf folgende Weise Statt. Eine Zündröhre wird vom Scheiterhaufen des Verstorbenen bis zum Sitze des neuen Königs geleitet, andere zu den Plätzen der königlichen Familie mit dem Unterschiede, daß die Zündröhre des Königs die einzige ist, welche unmittelbar mit dem Scheiterhaufen in Verbindung steht, alle übrigen aber nur in diese einmünden, um so näher dem Scheiterhaufen, je höher der Rang dessen, zu dem sie führt. Alle diese Zündröhren werden zu gleicher Zeit angezündet. Zugleich werden dem Volke außerhalb der Kreise gymnastische und Taschenspielerkünste und Schauspiele gezeigt. Letztere werden in siamesische, birmanische, peguanische und chinesische getheilt, jedoch nicht nach irgend einer Verschiedenheit in der Dichtungs- oder Darstellungsweise, sondern nach der Heimath der Schauspieler. **B. Gutt.**

Gegegenwärtiger Zustand von Taiti.

(Aus den Nouv. Annales des voyages.)

H. Garnot, Arzt der Corvette la Coquille hat in seiner Reise um die Welt eine Beschreibung von Taiti gegeben. Aus dieser wählen wir das der ältern Seefahrern noch nicht Bekannte, den gegenwärtigen Zustand der Insel Betreffende zur Mittheilung.

Die Insel Taiti (bekannter unter dem Namen Otahite), wird in eine sehr große Anzahl Ortschaften oder Districte eingetheilt. Je 22 Ortschaften steht ein Häuptling, Tavana genannt, vor. Die Ortschaften oder Dörfer bestehen aus mehren zerstreut liegenden Wohnungen. Die besseren von diesen sind mit Kalk getüncht. Das Innere ist sehr einfach, einige Matten auf dem Fußboden, einige Bänke, ein oder zwei Koffer und ein Himmelbett machen die ganze Einrichtung aus. Die Hütte erhält Licht und Luft durch die Thüre und wenige kleine Fensterchen. Die einzigen steinernen Gebäude auf der Insel sind die Kirchen und die Wohnungen der Missionäre; letztere sind in europäischem Geschmacke möblirt. Nach der letzten Zählung (im Jahre 1818) betrug die Bevölkerung Taitis 8000 Seelen. Diese Angabe ist weit unter jener Cook's, der im Jahre 1769 die Einwohnerzahl auf 30,000 schätzte. Wilson, im Jahre 1797 setzte sie auf 16,000. Die Bevölkerung hat sich also seither vermindert; aber alles läßt hoffen, daß sie wieder steigen werde, zumal die entsetzlichen Gebräuche der Menschenopfer und des Kindermordes abgeschafft sind, denn im Jahre 1802 fanden die Missionäre nur 7000 Bewohner. Die Anzahl der Männer ist im Verhältniß von 7 zu 5 beträchtlicher als die der Frauen. Die Bevölkerung des ganzen Gesellschaftsarchipels ist 13,700.

Taiti wird von einem Könige beherrscht. Noch immer besteht der alte Gebrauch, daß bei der Geburt seines ersten Sohnes die Krone auf das neugeborene Kind übergeht; dem Vater bleibt jedoch Macht und Herrschaft, obschon er auch den Titel verliert. Wirkliche Gewalt hat der König aber nur, wenn alle Häuptlinge der Districte, die Tavana's, ihm beistimmen,

denn diese können ihn selbst absetzen. Beim Tode eines Häuptlings verbleibt seiner Frau noch die Macht. Schemals waren der König und die Häuptlinge auch im Besitze der höchsten priesterlichen Würden; der König hatte das unbeschränkte Recht über Leben und Tod der Unterthanen. Jetzt darf der König ohne gerichtliches Verfahren nicht mehr die Todesstrafe verhängen. Der König hat das Recht, einen Häuptling abzusetzen.

Am 11. Mai 1820 wurde eine Sammlung aller kirchlichen, politischen und bürgerlichen Gesetze niedergeschrieben. Alljährlich versammeln sich die Häuptlinge, um die Abgaben zu bestimmen und unter die Steuerpflichtigen zu vertheilen. Die Abgaben gehören dem Könige und den Missionären, und bestehen in 2 Bambusröhren mit Cocosöl, 2 Cocosnüssen, 2 Schweinen und Baumwolle; für jedes Glied einer Familie.

In einigen Jahren werden alle Taitier auf europäische Weise gekleidet seyn. Die königliche Leibwache aus fünfzig Mann ist mit Flinten oder Donnerbüchsen bewaffnet. Sie sind die einzigen Eingebornen, welche vom Kopfe bis zum Fuße gekleidet sind; das Volk trägt nie Strümpfe und Schuhe oder Stiefel. Das Tattowiren kommt nicht mehr vor; die Missionäre haben, indem sie es abschafften, dem Volke seinen liebtesten Puz entzogen.

Die ersten Missionäre, 25 an der Zahl, schickte die Missionsgesellschaft zu London 1797 nach Taiti. Anfangs hatten diese den widersinnigen Plan, das Englische zur Volkssprache zu machen und den sogenannten Barbaren nicht nur das Christenthum zu bringen, sondern auch die englische Rationalität ihnen aufzupropfen. Der Erfolg war vorauszusehen: nach drei bis vier Jahren flohen die Missionäre, um ihr Leben besorgt, nach Neu-Südwaales; von der ganzen Unternehmung blieb keine Spur zurück. Erst bei einem zweiten Versuche, als die Missionäre das Evangelium in der Volkssprache predigten, und die Volkssitten ganz allmählig umzuformen suchten, fanden sie festen Boden und ihr Erfolg war ein so glänzender, daß in einem Umkreise von 400 Meilen um Taiti kein Inselchen ist, wohin die Botschaft des Heils nicht gedrungen wäre. Auf Taiti und den benachbarten Inseln sind die Missionäre fast souveräne Herrn. Der Unterricht macht reisende Fortschritte; durch das System des wechselseitigen Unterrichts kann fast jeder Eingeborne lesen und schreiben. Katechismen, Evangelien, Hymnen, ins Taitische übersetzt und in den Pressen vonimeo gedruckt, sind unter dem Volke verbreitet. Mit einem glücklichen Gedächtnisse begabt, lernt es jene Hymnen bald auswendig und singt sie in den Kirchen. Die Missionäre waren so geschickt, zur Befestigung ihres Einflusses die unbegrenzte Freundschaft der Häuptlinge zu gewinnen. In den ersten Zeiten wanderten sie rund um die Insel und predigten abwechselnd in den Kirchen, die neu errichtet waren; jetzt haben sie einen festen Wohnsitz. Im Juli 1818 gingen sechs von ihnen nach Huahine und Natatea, (der mittelsten und größten der Freundschaftsinseln); im folgenden Jahre errichteten sie auf letzterer Insel eine Art Aufmunterungsgesellschaft, welche Jedem, der ein Boot auf europäische Art baut, 50 große Nägel dazu schenkt.

B. Gutt.

Sitten und Gebräuche der Bewohner der öster- reichischen Monarchie.

Skizzen aus der Vorzeit und Gegenwart.

V. Das Scheibenschießen in Tirol.

In den Skizzen des Tiroler Volkslebens, welche das sechste Heft des »Panorama« enthält, wurde erwähnt, daß die jungen Männer Tirols ihr Sonntagsvergnügen nicht auf dem Tanzboden, sondern auf der Regalbahn und in der Schießstätte suchen und finden. Nach einem Liebes, welches im Munde des Volkes lebt, muß ein Tiroler Bue drei Dinge haben:

»A Büchsal zum Schießen,
An Stoußring zum Schloß,
Und a Diendl zum Lieben.«

Endlich sagt auch ein nationaler Waidmannspruch, »daß man zwei Dinge nicht borgen dürfe: sein Weib und seinen Stutzen.« Man sieht es ihren schweren gezogenen Kugelbüchsen an der Form des Kolbens an, daß sie Erbstücke vom Urgroßvater sind. In der Hand eines geübten Tiroler Schützen ist aber auch eine solche Büchse (Büchsal, Stutzen) ein wahres Capital, und mancher verdankt seinen Wohlstand einigen schnellfolgenden Gewinnsten beim Scheibenschießen. Ehe noch der Tiroler Kraft genug hat, den gewichtigen Stutzen frei und fest auf das Schwarze einer Scheibe anzuschlagen, hat er sein Auge und seinen Arm längst durch den Gebrauch leichterer Schießgewehre geübt. Der Anfang in der edlen Kunst des Scharfschießens kostet freilich kein geringes Lehrgeld, aber das Opfer ist mit dem ersten auch noch so geringen Preise verschmerzt, welchen der junge Schütze gewonnen hat. Er scheut dann eine beschwerliche Fußreise von ein bis zwei Tagen nicht, um der Einladung zu irgend einem Scheibenschießen zu folgen. Steht das Glück mit seiner Geschicklichkeit im Bunde, so wird sein Name bald in den entlegensten Thälern genannt und von seinen Nebenbuhlern gefürchtet. Diese Ehre widerfährt zwar nach zwei oder dreimaligem Siege in einer vollen Schänke auch ihren Koblern (Kaufbolden). Auch der Kobler scheut eine halbe Tagreise nicht, um seiner Kauflust auf einem Kirchtag (Kirchweihfeste) Lust zu machen: aber der Ruf eines guten Scharfschützen ist bei Jung und Alt hoch geehrt und wenn auch nicht unbeneidet, so doch ungehaßt.

Das Scheibenschießen in Tirol unterscheidet sich in vielen Stücken von den Regeln und Formlichkeiten, die bei dieser Übung in andern Ländern beobachtet werden. Die Entfernung des Schützen von der Zielscheibe beträgt 140 bis 150 Schritte, den Schritt zu zwei Wiener Schuh gerechnet. Der Schütze darf seine Büchse nicht auflegen. Sein linker Arm ist die einzige Stütze, die ihm beim Anschlagen und Zielen gestattet ist. Wenn ein Schütze zu oft das Schwarze trifft, kann er auch untersucht werden, ob er seine Arme nicht etwa durch eingenahte Stahlfedern gestützt habe, welcher Betrug ihn aber auf immer ehrlos und der Rechte eines Scharfschützen verlustig machen würde. Das sogenannte Mal, nämlich das Schwarze mit seinen concentrischen Kreisen, nimmt nicht die ganze Kreisfläche der Scheibe ein, sondern es befindet sich in der oberen Hälfte, jedoch so, daß das Centrum des Males und

der ganzen Scheibe in der senkrechten Linie liegen, die man sich von der obersten Spitze durch den Scheibenspfahl auf den Boden gezogen denken muß. Der Durchmesser der ganzen Scheibe beträgt 2 1/2 Schuh, jener des Males aber im Durchschnitte nur 6 Zoll. Außer dem Mal ist auf der Scheibe ein passendes Gemälde und eine meist drollige Inschrift angebracht, was aber natürlich in einer Entfernung von 150 Schritten nicht ausgenommen werden kann. Das Augenmerk des Schützen ist nur auf das, aus der bemalten Kreisfläche hervortretende Schwarze gerichtet.

Bei einem feierlichen und förmlich ausgeschriebenen Scheibenschießen werden drei Scheiben in gleicher Entfernung vom Schießstande aufgestellt. Die erste von der rechten gegen die linke Hand heißt die Best- oder Stechscheibe, die zweite die Kranzscheibe und die dritte die Schlecker- (Nasch-) Scheibe oder das »Glück.« Auf dieser letzteren kann jeder gegen ein mäßiges Legegeld sein Glück versuchen und von der Günstigkeit desselben naschen (schlecken). Er kann schießen so oft er will, je öfter, desto besser, denn das »Best« (der Geldpreis für den besten Schuß) wird nach der Menge der Schlecker (Nascher) und ihrer Schüsse ausgemittelt und der Uberschuß zur Erhaltung der Schießstätte und zur gleichen Vertheilung an die später kommenden besten Schützen verwendet.

Hat der Scharfschütze an der Schleckerscheibe sein Auge, seinen Arm und sein Zeug (Schießgewehr und Ladung) geprüft, so erlegt er ein Dritteltheil des ausgelegten Hauptgewinnstes und erkaufte sich dadurch drei Schüsse auf der Best- oder Stechscheibe. Wer den besten Schuß gethan, erhält nebst dem gewonnenen »Best« noch eine Ehrenfahne, die er in seine Heimath mitnimmt. Trifft ein Schütze zweimal das Schwarze, so hat er den Vorzug, auf der Kranzscheibe mitschießen zu dürfen, auf welcher ihm der beste Schuß ein Dritteltheil des Hauptgewinnstes und einen Kranz (auch die »Zierde« genannt) erwirkt. Jeder Schuß wird in ein zweckmäßig rubricirtes und unter strenger Aufsicht geführtes Buch eingetragen. Die Aufsicht des Schützen-Vorstandes und der von ihm überwachten Schreiber erstreckt sich auch auf das Laden (welches streng genommen nie durch einen Dritten verrichtet werden darf), und auf das ganze Benehmen des Schützen vom Eintritt in den Schießstand bis zu dem Augenblicke, wo der Schuß gefallen, und signalisirt worden ist. Brennt es ihm von der Pfanne, so darf er nicht absehen, wenn er nicht den Schuß verlieren will, sondern er muß den Kolben an der Wange um »Schützenbeistand« rufen, der ihm auch sogleich zu Theil wird. Man schüttet aus seinem Horne Pulver auf, schließt die Pfanne und spannt den Hahn, während der Schütze unverwandt auf die Fliege seines Stutzen und auf das Schwarze hinblickt. Selten entsprechen solche Schüsse den Wünschen und der Geschicklichkeit des betreffenden Scharfschützen, und es verstimmt ihn schon der Gedanke einer Art von öffentlicher Strafe für den Mangel an nöthiger Vorsicht.

Bei dem großen Freischießen, welches wailand Se. Majestät, Kaiser Franz I., auf der Durchreise nach Verona ausschreiben ließ, interessirten besonders die theilnehmenden Bauern. Sie traten mit einem Ernste und mit einer Besonnenheit in den Schießstand, als ob es

sich um den wichtigsten Schritt ihres Lebens handelte. Mancher nahm, ehe er das Gewehr lud, einen Schluck Branntwein und segnete die auf das Pflaster gesetzte Kugel, ehe er sie in das Rohr hinabtrieb, mit einigen Kreuzen, die er mit dem Daume ober der Mündung machte. Hierauf schlug er (wie schon gesagt) frei an, und suchte das Schwarze in immer kürzeren oscillirenden Bewegungen des Rohres zu erfassen, bis er endlich mit seiner Kugelbüchse und dem Boden wie zusammengewachsen, und zu Stein geworden zu seyn schien. Die Schloßfeder ihrer Büchsen haben die Vorrichtung des sogenannten Schnellers. Ein leiser Druck an denselben und der Schuß fällt. Gewöhnlich bleibt der Schütze noch eine kleine Weile in der Attitüde des Zielens; sehr düsteren Blickes, wenn auf den Knall seiner Büchse kein Pöllerischuß fällt. Gewöhnlich weiß er aber auch noch vor der Signalisirung, in welchem Kreise die Kugel rechts oder links sitze, oder ob sie das Schwarze berührt habe. Manchmal zeigt der Zieler Scherzes halber falsch an; aber meistens straft ihn der Schütze durch ein landesübliches Schimpfwort (welches aber unter guten Freunden nicht übel genommen wird) mit lauter Stimme einer Lüge. Bei glücklichen Schüssen in das Centrum springen zwei harlekinmäßig gekleidete Zieler hinter ihrer Schußwand hervor und führen unter den drolligsten Sprüngen ein Pas de deux vor der Scheibe aus. Der Eine stellt sich dann dem andern auf die Achseln, und so geht ihr Zug, buchstäblich zwei Mann hoch, unter Pfeifen- und Trommelklang gegen den Schießstand los, vor welchem sie Purzelbäume schießen und Räder schlagen. Der glückliche Schütze, welcher ernst und besonnen über die Schwelle des Standes schritt, taumelt nun wie berauscht zu seinen glückwünschenden Freunden. Er theilt Trinkgelder aus und läßt die Flaschen mit gutem »Darlaner« füllen, ohne daran zu denken, daß unter den Mitzehenden mehr als ein gefährlicher Rival um das »Best« sitzt. Wenn jedoch ein Anfänger oder geübter Schütze, der sich gegen den allgemeinen Grundsatz der Nüchternheit vor dem entscheidenden Schießen zu viel Muth angetrunken hat, die Scheibe fehlt, so ist der Zieler oft muthwillig genug, die gewöhnliche Anstandsregel umzukehren und dem Schützen bei seinen Complimenten den Rücken zuzukehren, was um so possierlicher läßt, als auf seinem Harlekinsbeinkleide rückwärts eine große herzförmige Verzierung aufgenäht ist. Er berührt bei diesen ironischen Complimenten mit seiner Stirne fast den Boden. Eben so possierlich sind die Gesten seines Bedauerns, wenn die Kugel zwar in die Scheibe gefallen ist, aber keinen Kreis berührt hat. Uibrigens sind die Zieler bei all' ihrem Muthwillen sehr zuverlässige und rechtliche Leute. Die Kühnheit, mit welcher sie ihr Geschäft und ihren Muthwillen mitten unter dem Knalle von Kugelbüchsen treiben, die nicht auf die ihnen zuständige Scheibe gerichtet sind, hat für den Fremden etwas Schaudererregendes. Aber sie verlassen sich auf die gute Ordnung im Schießstande, und auf die Geschicklichkeit der Schützen.

Der Schütze, welcher sich über den entlegensten Bohnort ausweisen kann, erhält schon darum, daß ihn der weite Weg nicht abgehalten hat, an dem betreffenden Scheibenschießen Theil zu nehmen, eine Ehrenfahne, auch wenn er sonst keinen Schützenpreis gewonnen hätte.

Kaiser Alexander und Kaiser Franz eröffneten das große Freischießen im Jahre 1822 in höchst eigener Person. Kaiser Alexander fand so viel Vergnügen an dem nationalen und von seinem hohen Bundesgenossen reichlich ausgestatteten Volksfeste, daß er die Schießstätte zweimal besuchte, nachdem er mehre Stunden des Vormittags sich in dem geräumigen Hofe einer Innsbrucker Kaserne im Scheibenschießen geübt hatte. Der Jubel der Tiroler, welcher auf die wohlangebrachten Schüsse des Kaisers Alexander am zweiten Tage folgte, läßt sich schwer beschreiben. Eine eigene Deputation, an deren Spitze der Herr Graf Trapp als Obervorstand des Innsbrucker Scharfschützencorps das Wort führte, überreichte Sr. Majestät in Verona die altherkömmliche Fremdenfahne, welche Kaiser Alexander in sein weit entlegenes Reich mitnahm, und zur Erinnerung von seinem kurzen aber denkwürdigen Aufenthalte in Tirol am würdigen Orte aufstellen ließ.

Prof. A. Müller.

Reise des Herzogs von Ragusa in Ungarn.

(Voyage de M. le Maréchal duc de Ragusa en Hongrie, en Transylvanie, dans la Russie méridionale, en Crimée et sur les bords de la mer d'Azoff, à Constantinople et sur quelques parties de l'Asie mineure; en Syrie, en Palestine, et en Egypte. — Paris 1837.)

Marmont, Herzog von Ragusa, Marschall von Frankreich, hatte bereits im J. 1831 von Wien aus mehre Ausflüge nach verschiedenen Städten und Gegenden Ungarns unternommen. Wahrscheinlich hatten diese den Wunsch in ihm rege gemacht, dieses leider noch immer so wenig gekannte und daher auch so wenig gewürdigte Land näher kennen zu lernen. Dem zu Folge besuchte er im Jahre 1834, als er seine Reise nach Südrußland, Rumili, Kleinasien, Syrien und Aegypten antrat, einen großen Theil Ungarns und Siebenbürgens. Herr Quin, meines Wissens der erste Engländer, der das Land der Magyaren einer näheren Erwähnung für würdig hielt, widmet demselben in seinem Reiseverke nach der Türkei nur 4 bis 5 Capitel, die nichts weniger als übertrieben lang sind. Er durchfuhr Ungarn von Pesth anzufangen auf dem Dampfschiffe und es ist auch die Dampfschiffahrt auf der Donau der einzige Gegenstand, der seine Aufmerksamkeit in höherem Maße auf sich zog. Wie ganz anders der Herzog von Ragusa. Die Hälfte des ersten Bandes seines aus 4 Bänden bestehenden Reiseverkes handelt von seinem Aufenthalte in Ungarn und Siebenbürgen.

Als Soldat schenkt er den in sein Fach einschlagenden Gegenständen große Aufmerksamkeit, besonders interessiren ihn die k. k. Militärgestütze zu Babolna (im Comorner) und zu Mezöhegyes (im Ebanader Comitath), und die innere Organisation des Militärgränzlandes, die er sowohl in militärischer als ökonomischer Hinsicht trefflich und ausführlich schildert. Vorzüglich das letztere Object hatte bereits damals, als er im Jahre 1809 zum Gouverneur der von Oesterreich an Frankreich abgetretenen, sogenannten illyrischen Provinzen (Billacher Kreis, Krain, Görz, Triest, Istrien, ungarisches Litorale, Croatien bis an die Save) ernannt werden war, sein Interesse erregt, und aus jener Zeit mag sich auch die

bei Fremden seltene Kenntniß dieses Landes datiren, mit welcher er seine Reise nach Ungarn antrat.

Nächst diesen Gegenständen sind es die Beschaffenheit und Cultur des Landes, die Verbesserung des Bodens, Erleichterung der Ausfuhr der Produkte, der Charakter des Volkes, u. s. f., auf welche er sein vorzüglichstes Augenmerk richtet. Als Anhang zu seinem Werke gibt er einen ganz richtigen Abriss der Geschichte Ungarns, einen Auszug aus der goldenen Bulle, aus dem Jus tripartitum des Verböczy und aus allen nachfolgenden Grundgesetzen. Zwar läßt es sich nicht läugnen, daß das Buch nicht ganz fehlerlos ist, so läßt er zum Beispiel während der Regierung eines Königs Bela IV. die Mongolen unter Dschingis-Khan ins Ungarland einbrechen, hierauf Andreas II. und nach diesem wieder König Bela IV. den Thron besteigen: aber diese Fehler und Irrthümer lassen sich bei ihm, dem Fremden, um so eher entschuldigen, als er anderseits eine, diese Fehler weit überwiegende, Masse von eben so wahren und gründlichen, als scharfsinnigen Beobachtungen entwickelt.

Wie sorgsam er den Gründen selbst jener Erscheinungen, welche der größte Theil anderer Reisenden wahrscheinlich ganz unbeachtet gelassen hätte, nachforschte; davon liefert folgende Stelle aus seinem Werke einen Beleg:

»Man sagte mir, daß eine Stunde von Neusohl, im Dorfe Herrengrund, ein verlassener Stollen sei, der im Winter gewöhnlich unter Wasser stehe. Im Frühjahr verwandle sich das Wasser in Eis und schmelze erst im Monate October wieder, so daß dieser Stollen im Winter Wasser, im Sommer aber Eis enthalte.«

Um mich von dieser Erscheinung selbst zu überzeugen, beschloß ich, den Stollen zu besuchen. Dies geschah Anfangs Juni; der mehrer Hundert Fuß lange Stollen war auf mehr als vier Fünftel dieser Länge mit Eis gefüllt, und mein Führer versicherte mich, daß dasselbe zur Zeit der Sonnenwende bis zur Einfahrt steige. Aus den örtlichen Verhältnissen läßt sich dieses Phänomen erklären.«

»Oberhalb des Stollens in derselben Lage, wie die Einfahrt, d. i. gegen Südwest, befindet sich eine Erhöhung, die einzig und allein durch die Steine entstand, welche man während der unterirdischen Arbeiten aus den Schächten herauswarf. Diese Steine sind sehr klein, bilden aber einen ziemlich großen Haufen, dessen einzelne Theile unter einander nur schlecht verbunden sind. Während des Winters dringt Regen und geschmolzener Schnee in den Stollen und füllt ihn mit Wasser, im

* Dieselbe Erscheinung, nur in weit kleinerem Verhältnisse, und auf dieselbe Weise erklärlich, kommt auch in einigen Gebirgsgegenden Böhmens, namentlich auf dem südwestlichen steinigem Abhange des Eisberges beim Dorfe Kameik (1 Stunde von Leitmeritz) vor. Jährlich am Sonntage nach Johann dem Tausen (Ende Juni) wird in jenem Dorfe ein Kirchensfest gefeiert, und während die Alten auf einer Anhöhe unter freiem Himmel eine Predigt anhören, klettern die Jungen auf den Berg, um aus den Höchern unter dem Steingerölle das Eis zu Tage zu fördern. Merkwürdig ist dabei, daß die junge Population von Leitmeritz das Eis sehr sorgfältig in Moos einwickelt, und in dieser Emballage selbst im heißesten Sommer wohl conservirt nach der Stadt bringt.

Frühling hingegen haucht bei der Hitze der Sonne die aufgehäuften Steinmasse alle Feuchtigkeit aus, oder die Ausdünstung geschieht, wie man zu sagen pflegt, auf Kosten der in der Nähe befindlichen Körper, und da die Ausdünstung sehr stark ist, so geht dadurch so viel Wärmestoff verloren, daß das Wasser in dem untern Theile bald in einen gefrorenen Zustand übergeht. Es findet hier derselbe Grundfatz Statt, nach welchem die Orientalen sich poröser Vasen dazu bedienen, um darin das Wasser frisch zu erhalten. In unserm Falle können die oben liegenden, schlecht in einander gefügten Steine mit den Poren der Vase verglichen werden, und die große Dicke dieser Schichte verhindert eines Theils im Sommer die Wärme, bis in das Innere zu dringen, und hemmt andern Theils im Winter die gehörige Ausdünstung. So wird die Kälte immer strenger, bis endlich festes, dickes Eis sich bildet.«

»Dieses Beispiel zeigt, daß man in allen Klimaten auf eine künstliche Weise Eis in sehr großen Quantitäten erzeugen könne, wenn man nämlich die Einrichtung des Herrengrunder Stollens nachahmt.«

Gleich beim Antritte seiner Reise sprach der Herzog von Ragusa hie und da in den Schlössern der ungarischen Magnaten ein, so in dem fürstlich eszterhazy'schen Schlosse Forchtenstein, so beim Grafen Festetics in Rezszyhely am Balaton See, und bei Andern. Bei dieser Gelegenheit spricht er sich über die Gastfreundschaft der Ungarn folgendermaßen aus:

»Schon als ich im Jahre 1831 mehre Städte Ungarns bereifte, faßte ich ein sehr günstiges Urtheil über die mit Recht so berühmte Gastfreundschaft der Ungarn. In keinem Theile der Welt übt man dieselbe in umfassenderer Ausdehnung und mit größerer Anmuth. Wenn bei Sonnenuntergang ein Reisender vor einem Schlosse, oder einem Hause, das schöner als die Andern ist, hält, an die Thüre klopft und um Aufnahme bittet: so ist er willkommen und man fragt kaum nach seinem Namen. Diese hier so allgemein verbreitete Sitte ist aber auch wirklich für Jedermann ein Bedürfnis; denn da es in diesem Lande keine Einkehrhäuser gibt, so muß Jeder, der reisen und bei Andern wohl empfangen werden will, auch seiner Seits gegen Jeden Gastfreundschaft üben, der dieselbe anspricht. Wechselseitige Dienstleistungen sind die Grundbedingung der menschlichen Gesellschaft. — Doch will ich dadurch, daß ich den Grund dieser schönen Sitte anführe, dieselbe nicht im Geringsten herabsetzen.«

»Zudem hat die Übung der Gastfreundschaft für den auf sein Schloß beschränkten, fern von allen Bewegungen lebenden Mann, der sonst nie das Neueste erfährt, etwas sehr eigenthümlich Anziehendes. Die Ankunft des Fremden bringt eine zeitweilige Abwechslung in die Eintönigkeit seines Lebens und gewährt der Familie einen Gegenstand der Unterhaltung, welcher noch auf Monate nach der Durchreise des Fremden ausreicht. Endlich sind in einem so fruchtbaren Lande, wo die Lebensmittel in solchem Ueberflusse vorhanden sind und zu so geringen Preisen stehen, die Kosten, welche die Aufnahme von Fremden verursacht, gar nicht in Anschlag zu bringen, und man hat gewiß einen guten Tausch gemacht, wenn man dafür, daß man einem Andern nützlich gewesen, auch alsbald Genugthuung erhält, indem man

das Recht erwirbt, in einem ähnlichen Falle dieselbe gastliche Aufnahme anzusprechen.«

So sehr ich als Magyare dem Herrn Herzog für die gütige Anerkennung unserer Hospitalität mich verpflichtet fühle, und so wenig ich ihm wegen der anatomischen Zergliederung der Gründe derselben zürnen kann, eben so wenig kann ich dagegen mein Befremden darüber unterdrücken, daß aus dieser citirten Stelle hervorzu gehen scheint, als ob der Herr Herzog die Gastfreundschaft nur unter den höhern Ständen für heimisch hielte. Wenn auch bei den niedern Ständen der als eine der Mitursachen angegebene Mangel an Einkehrhäusern wegfällt, indem die allgemein verbreitete Meinung, daß in Ungarn gar keine oder nur schlechte Wirthshäuser zu finden seien ein unverzeihliches Vorurtheil ist: so fällt dadurch doch die Sache selbst, die Gastfreundschaft, unter den niedern Ständen nicht weg. Es ereignen sich Fälle im menschlichen Leben, in denen man nicht in einem Schlosse um Aufnahme ansuchen kann, z. B. wenn weit und breit kein solches vorhanden ist, — und ich bin überzeugt, daß in solchen Fällen selbst der Ausländer, wenn er nur nicht durch Nichtachtung der Sitten des Landes das beim Magyaren so rege Selbstgefühl verletzt, von dem gemeinen Manne freundlich und zuvorkommend aufgenommen wird, und daß diese ungekünstelte Freundlichkeit wahrhaft in Vertraulichkeit übergeht, wenn sein Gast nur einiges Bestreben zeigt, die Sprache seines Wirthes sich eigen zu machen, oder wenn er ihm gar, und sei es auch nur in gebrochenen, fehlerhaften Phrasen, die den wahren Sinn oft nur errathen lassen, etwas von fremden Städten und Ländern zu erzählen weiß. Dann wird der Magyare ganz Ohr, sein Auge blitzt, seine Züge spielen in unnahellichem Wechsel, und wenn es auch dem Stolze des Magyaren widerspricht, dem Fremden seine Bewunderung dessen, was nicht magyarisches ist, zu zeigen, wenn sich auch sein, nur ihm dem Magyaren eigenthümlicher Zug zwischen Nasenflügel und Mundwinkel zu einem leisen Anfluge von Spott verlängert, so ist er dagegen doch so zartfühlend, dieses dem Fremden dadurch zu verbergen, daß er sich in undurchdringliche Rauchwolken einhüllt, und es ist gewiß, daß er seinem Gaste dann das Beste von Allem, was er selbst besitzt, vorsetzt.

Im April des Jahres 1834 setzte der Herzog von Ragusa seine Reise von Pesth nach Siebenbürgen fort. Hören wir, was er über die Puszta und über die weitläufigen Ortschaften derselben sagt.

»Ich verließ Pesth am 26. April, reiste über Soroksar, Ocsa, Orkeny und Keeskemet, und traf auf dieser ganzen weiten Tagereise, die ungefähr 30 Lieues* betrug, nur in den genannten Ortschaften Menschen.«**

* 30 Lieues = 18 geogr. Meilen. Meines Wissens ist aber Keeskemet von Pesth nur 12 Meilen entfernt.

** Sonderbar! der Weg zwischen Ocsa und Orkeny führt durch Inarés, zwischen Orkeny und Keeskemet durch Füldeuk. Kam der Herzog nicht durch diese Orte, oder traf er da keine Menschen? Und sah er auf dieser langen Tagereise keinen einzigen Jahas, Csiskos u. s. f.? Um diese Zeit sind sie doch alle wieder auf der Puszta, und gerade in dieser Gegend sehr zahlreich. Ueberhaupt ist es mir sehr auffallend, daß der so rege, lebendige Beobachtungsgestalt des Herzogs sich nicht im mindesten mit dem ungarischen Geiste des 19. Jahrh. 8. Heft.

»Erst hinter Pesth betrat ich das eigentliche Ungarn und fuhr mitten durch die endlose Ebene, die unter dem Namen der Puszta bekannt, ohne Bewohner und ohne Cultur ist, und auf welcher der Zufall oder die Laune der Reisenden die Wege gemacht hat. Es ist ein wahrhaft wildes Land. Der Theil Ungarns, den man zwischen Wien und Ofen bereift, hat einen Anstrich der in Oesterreich herrschenden Civilisation, eine Familienähnlichkeit mit Deutschland und einen bedeutenden Reichthum, welchen die Nähe der Hauptstadt nothwendiger Weise begründen und erweitern mußte. In diesem mir noch ganz neuen Theile Ungarns hingegen bemerkte ich einen eigenthümlichen Gegensatz zwischen den öden Heiden und den wenigen, aber weitläufigen Ortschaften, deren Bevölkerung jene aller französischen Städte dritter Klasse weit überschreitet. Dreißig bis acht und dreißig Tausend Landwirthe in einer und derselben Gemeinde versammelt, scheinen ein Unding, ein handgreiflicher Unsinn zu seyn. In der That gibt es heut zu Tage nichts Unvernünftigeres; aber nicht immer waren die Verhältnisse wie jetzt gewesen, und die im gesellschaftlichen Zustande vorgegangenen Veränderungen haben noch nicht Alles zerstört, was die Nothwendigkeit in frühern Zeiten herbeigeführt hat.«

»Der aufgeklärte, wohlmeinende Beobachter bemerkt oft auf seinen Reisen Gewohnheiten, die ihn anfänglich stutzen machen; aber wenn er die Erinnerungen, die er aus seiner Heimath mitbringt, abschütteln, wenn er den Grund der Gebräuche, über die er staunt, erforschen will: so wird er gewiß immer entweder noch wirklich bestehende vernünftige Gründe dafür finden, warum sich die Sachen so und nicht anders verhalten, oder er wird eine Ursache entdecken, aus welcher sie einst so gewesen. Geist und Beurtheilung sind weder eines Landes noch einer Zeitperiode ausschließliches Eigenthum. Die Gesellschaften wollen fortbestehen; sie wissen instinktmäßig, was ihnen zuträglich ist, und thun ohne vorläufige Berechnungen und ohne genaue Vergleichen das, was zu ihrem Zwecke führt.«

»Diese Betrachtung bewog mich, darüber nachzudenken, weshalb in diesen Städten, ganz gegen alle Interessen der Landwirthschaft, so viele Landwirthe beisammen wohnen, und ich fand den Grund in den Wirren, deren Schauplatz Ungarn unter der hundertfünfzigjährigen Herrschaft der Türken gewesen, welche auch nach ihrer Vertreibung noch unzählige Male in dieses Land einfielen. Verlassen, ohne Beschützer, war die Bevölkerung fortwährend ein Opfer der Zuchtlosigkeit und Wildheit der Barbaren, und nicht vermögend, dieses Joch abzuschütteln, suchte sie wenigstens das Uebel dadurch zu vermindern, daß sie sich in möglichst großen Massen vereinigte, um auf diese Weise sich den Schutz ihrer Obrigkeiten wirksamer zu sichern.«

»In Spanien und in Ungarn haben gleiche Ursachen gleiche Wirkungen hervorgebracht. Auch dort haben die langwierigen Kriege, deren Schauplatz die Halbinsel gewesen, die Bewohner gezwungen, sich in Massen von fünf bis sechs Tausend Seelen zu sammeln, und auf keinen Fall sich in offenen Dörfern, Weibern

schen Hirten beschäftigt, diesem höchst eigenthümlichen, ächt magyarischem Character, der auf der Puszta gewiß eine Hauptrolle spielt.

und Meiereien zu zerstreuen, und weil sich in Spanien nie etwas ändert, ist auch diese Gewohnheit noch aufrecht geblieben, obwohl schon längst von ihr hätte abgegangen werden sollen. Die Ungarn, die zwar vormalig Ursache hatten, sich in so ungeheuren Haufen zu vereinigen, müssen einer Gewohnheit entsagen, für die sie jetzt keinen Grund mehr haben, da sie unter dem Schutze einer schirmenden Regierung leben. Sie müssen ihre Volksmenge nach den in allen civilisirten Ländern befolgten Grundsätzen vertheilen.»

»So ist der Zustand eines großen Theiles von Ungarn beschaffen. Das Land scheint wüst und aller Bevölkerung beraubt. Der Reisende fährt durch endlose Flächen; die großen Sammelplätze der Landwirthe, deren Zahl in denselben, wie schon gesagt, manchmal auf 30 bis 40,000 steigt, sind weit von einander entfernt. Im Frühling verläßt Jeder sein Winterquartier und bewohnt die Ländereien, die er bearbeiten muß, dort bleibt er die ganze Woche bei seinem Geschäfte und die Stadt beherbergt während dieser Zeit nur die Weiber, die jüngsten Kinder und einigedienstgesunde. Am Sonntage Abends geht der Familienvater mit Zurücklassung all' seines Ackergeräthes auf dem Felde nach seinem Hause, aber Montags früh verläßt er es wieder, um seine Arbeiten fortzusetzen, und begibt sich erst dann wieder ganz nach der Stadt, wenn die Feldarbeiten geendigt sind.«

»Gegenwärtig sind diese zeitweiligen Wohnstätten auf den Feldern bereits in Hütten umgewandelt, die man mit Pflanzungen umgibt und verschönert; bald werden diese Baracken zu Häusern werden*. Dann werden die Bewohner in denselben bleiben, das Land wird sich mit Pachtböden und Weidern bedecken, und man wird in Ungarn leben, wie man im übrigen Europa lebt. Die Städte werden einen großen Theil ihrer Bevölkerung verlieren, ihre Physiognomien verändern, und nur jenen Menschen zum Wohnsitz dienen, die mit der Landwirthschaft nichts zu thun haben, sondern von ihren Renten, Gehalten und Handelsgeschäften leben, wie es in allen andern Ländern der Fall ist.«

»Ich schlief in Kecskemet, einer Stadt der Landwirthe, mit 38,000 Seelen**. Die Ebenen, durch die ich so eben gefahren, haben folgende physische Beschaffenheit.«

»Eine Lage Sand, die auf Thongrund ruht und von diesem Frische und Feuchtigkeithalt erhält, ist von einer andern Lage fruchtbarer, anbaufähiger Erde bedeckt. Die Mischung dieser drei Erdarten entspricht allen Anforderungen, welche man an ein Ackerland macht, und beinahe überall findet man sechs Fuß unterhalb der Thonschichte Wasser. Aber die Geißel dieser Gegenden sind die heftigen Winde, welche oft sehr lang und an-

haltend wehen. Dann werden diese flachen schutzlosen Haiden schrecklich dürr, falls nicht zu gelegener Zeit ein Regen fällt und ihnen die Feuchte wieder gibt, ohne welche die Vegetation nicht bestehen kann. Ein wirksames Mittel dagegen wären große systematisch angelegte Baumpflanzungen, mit denen man die angebaute Felder umringen sollte. Die Bäume würden den Regen herbeiziehen, die Erde stets frisch erhalten, die Ernten sichern, und ein diesen Gegenden mangelndes Product* liefern.«

»Sehr nützlich wäre es auch, wenn man den projectirten Canal zwischen der Theiß und der Donau in Ausführung brächte; einen Canal, dessen Bau, da man bloß Ebenen zu durchschneiden hätte, sehr wenig Mühe verursachen würde. Hiedurch würden nicht nur die sumptigen Flächen ausgetrocknet, die höher gelegenen Theile der Ebene bewässert, sondern es könnten auch die Producte des Landes mit geringen Kosten ausgeführt werden. Dann würde diese Gegend, heut noch so arm und wüst, eine zahlreiche Volksmenge ernähren und einen großen Reichthum an Producten erzeugen.«

Von Kecskemet reiste der Herzog über Csongrad und Temesvar nach Karansebes, dem Stabsort des wallachisch-illyrischen Regimentsbezirks, besuchte die Bäder von Mehadia, machte einen Abstecher nach Orsova, und fuhr dann über Karansebes nach Siebenbürgen und durch die Bukowina nach Südrußland.

Csáky Ferencz.

Die Bewohner des Gouvernements Laurien.

(Nach Marmont, Herzog von Ragusa.)

Nach seiner geographischen Beschaffenheit muß man im Gouvernment Laurien zwei Hauptbestandtheile unterscheiden, nämlich die nogaistische Steppe und die durch den Isthmus von Perekop mit ihr verbundene Halbinsel Krym. Bis in die jüngsten Zeiten wurde auch das Land der ezeromorfskischen Kosaken (an der Nordseite des Flusses Kuban) zu Laurien gerechnet; jetzt hat es die Regierung zu der asiatischen Provinz Kaukasien geschlagen.

Der Kern der Gouvernements, die Krym, wird von Tataren bewohnt, einem schwachen Ueberreste eines kräftigen Stammes, der lange unter eigenen Khanen diese Gegend beherrschte, der in frühern Jahrhunderten Rußland und Polen sehr oft zittern gemacht hatte.

»Es ist« sagt Marmont, »eine des Nachforschens würdige Aufgabe, den Ursprung dieser krymischen Tataren zu ergründen. Keine Sage nennt mit Bestimmtheit die Zeit ihrer Ankunft, keine den Ort, von welchem sie hieher zogen. Allgemein nimmt man zwar an, sie seien zu jener Zeit, wo Dschingis-Khan die Ordnung der Welt umstürzte, in diesen Theil Europa's gekommen, auch leitet man ihre Herkunft von seinem Stamme ab; aber Dschingis-Khan's Tataren waren mon-

* Nämlich Brenn- und Bauholz. Beides wird gegenwärtig noch entweder aus Siebenbürgen oder aus den Karpaten auf der Theiß herabgeschwemmt.

A. d. lib.

golischer Race, deren Züge ein unauslöschliches Gepräge an sich tragen, welches sie von allen andern Völkern unterscheidet. Dieser Abstammung sind die nogaistischen Tataren, ihnen ist noch diese Physiognomie geblieben. Die Tataren der Krym hingegen haben unendlich mehr Aehnlichkeit mit den Osmanen. Groß und schön, wie diese, mit denselben sprechenden, wohlgeformten Zügen, derselben natürlichen Würde, gleichen sie ihnen in Gestalt und Sitten: sie zeigen dieselbe Ruhe und denselben Ernst. Aber ihre Ankunft schreibt sich aus einer frühern Zeit, als die Erscheinung der Osmanen in Europa. Das Einzige also, was man annehmen kann, ist, daß mongolische Eroberer in geringer Anzahl hieher kamen, sich bald mit dem schönen kythischen Stamme und den griechischen Colonisten, welche Laurien bewohnten, vermischten, und zuletzt Muselmänner wurden. Auch kann man annehmen, daß später eine bedeutende Anzahl Osmanen sich mit ihnen verband und daß aus dieser Mischung der Menschenschlag entstand, welcher jetzt durch seine Schönheit das Auge überrascht. — Es ist ein herrliches Volk, ihre Manieren sind voll Würde und Ernst, ihr Lebenswandel durch Treue und Redlichkeit ausgezeichnet. In Karoles, einem Ort zwischen Sebastopol und Baktshi-Sarai,kehrte Marmont bei einem tatarischen Fürsten ein, der dort am Fuße eines schroffen Felsens ein kleines Schloßchen besaß. »Hier fand ich« erzählt der Herzog, »die Sitten und Gewohnheiten der Moslem ganz wieder. Ein reiches üppiges Mal, von dem auch nicht eine Schüssel essbar war, wurde uns mit vielem Prunke aufgetragen. Wir genossen einige Augenblicke der Ruhe und verließen dann das gastliche Dach mit der vollsten Ueberzeugung, daß man zum wenigsten die Absicht gehabt habe, uns wohl zu empfangen.«

Zur Zeit als die Tataren unumschränkte Beherrscher dieser Gegenden waren, war Baktshi-Sarai die Hauptstadt des Landes, die Residenzstadt des Khans. Noch jetzt zeigt man am äußersten Ende dieser nun gesunkenen Stadt den prachtvollen Palast der Khane. »Man hat ihn mit vieler Sorgfalt hergestellt, er ist wohl erhalten und bietet denselben Anblick, den er bot, als er noch bewohnt ward. Er ist aus mehreren Höfen und Hauptgebäuden zusammengesetzt, deren Fenster gleich jenen in den Häusern der Orientalen vergittert sind. Die zahlreichen Wohnungen sind auf mehr oder weniger bizarre Weise vertheilt und mit ziemlich viel Pracht geschmückt. Viele Säle haben Quellen lebendigen, immer fließenden Wassers, andere in weißen marmornen Bassins herrliche Springbrunnen. Man glaubt sich in einen Palast Wien's oder Kairo's versetzt, in solchem Maße erinnert Alles an die dortigen Sitten. Kleine Gärten mit Blumen vollenden das schöne Ganze. Eine sehr schöne Moskee ist in diesem Palast, in dessen Nähe sich in einer abgesonderten Einfriedigung auch die Gräber der Khane befinden, die einst über die Krym herrschte. Auch ist im Palaste eine christliche Kapelle, deren Gründung die Sage einem Khane zuschreibt, welcher eine Gräfin Potocka zur Gattin hatte, und sie so sehr liebte, daß er ihr die freie Übung ihrer Religion gestattete.«

Etwa eine Stunde von Baktshi-Sarai, auf dem Gipfel eines schwer zu ersteigenden Hügel, liegt das Dorf Tschufutkali. »Diese Stelle« sagt Mar-

mont, »ist brennend und dürr, und es würde mir eine Bestrafung scheinen, Jemanden zu verpflichten, an einem ähnlichen Orte zu wohnen. Und dennoch geschah es aus voller, freier Wahl, daß ein Stamm, in einer besondern Stellung lebend, seit undenklichen Zeiten hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat.«

»Eine jüdische Secte, deren Trennung von ihrer Nation bis in eine vorchristliche Periode reicht, bildet die Bevölkerung dieses Ortes. Man nennt sie Karaiten. Beinahe alle Individuen dieser Secte wohnen in der Krym, die größte Masse ist in Koslow vereinigt; einige, aber in sehr geringer Zahl, wohnen in Constantinopel und Jerusalem*. Im Ganzen steigt ihre gesammte Menge nicht über 12,000 Seelen. Sie glauben nicht an den Talmud, sondern halten sich an die von Moses überkommenen Gesetzbücher und nähern sich insoweit mehr als die übrigen Juden dem ursprünglichen Gesetze. Mit den andern Juden pflegen sie keinen Umgang und essen nicht mit ihnen. Sie sind sehr reich und man hält sie für äußerst treu in Erfüllung ihrer Verpflichtungen**. Die in Tschufutkali Lebenden bewohnen ungefähr 300 Häuser. Sie haben diesen elenden Aufenthalt wahrscheinlich ihrer Sicherheit wegen gewählt, denn der Ort läßt sich sehr gut vertheidigen und sie könnten daher hier allen Unbilden und Plackereien widerstehen. Jeden Tag begeben sie sich in ihren Geschäften nach Baktshi-Sarai, und kehren Abends nach ihrer Zufluchtsstätte wieder zurück, um daselbst zu schlafen.«

»Unter der Herrschaft der Russen sind sie jetzt überall vollkommen sicher, aber sie halten fest an ihren Gewohnheiten, und unterwerfen sich Mühsalen und Entbehrungen, für welche kein Grund mehr vorhanden ist. Wir begaben uns nach ihrer Synagoge, wo die Rabbiner und ihre Gehilfen so eben Gebete für meine glückliche Reise verrichteten.«

»Eine bemerkenswerthe Erscheinung ist das Bedürfnis aller Orientalen, vorzüglich aber der Juden, sich ihren Ursprung ins Gedächtnis zu rufen, und stets in der Erinnerung an das Vaterland zu leben, aus dem sie der göttliche Zorn vertrieben. Die Karaitischen Juden von Tschufutkali haben in geringer Entfernung von ihrem Dorfe ein Fleckchen Erde zur Begräbnißstätte ausgesucht, und ihm den Namen »Thal Josaphat« gegeben. Schöne Bäume beschatteten es. Die Todten haben ohne Zweifel nichts davon; aber die Lebenden werden von den schattigen Bäumen zur Ruhe eingeladen, sie lassen sich unter ihnen nieder, sinnen und beten für die, die ihnen theuer gewesen. Dieser Gedanke gefäht dem Geiste und dem Herzen.«

»Diese Begräbnißstätte ist der lachendste Ort der ganzen Gegend, und in Vergleich mit dem wahren Thale Josaphat, das sich längs des ausgetrockneten Bettes des Baches Cedron zieht, und auf welches kein ein-

* Nach Balbi findet man sie auch in Aegypten, drei Tagesreisen von Bagdad, in der Ukraine, in Galizien, Lithauen und am Kaukasus. A. d. lib.

** André, in seiner Bearbeitung der Balbischen Geographie, theilt uns mit: »daß es gerichtlich und actenmäßig bewiesen wurde, daß in 400 Jahren kein einziger Karait jemals wegen eines Verbrechens vor Gericht gestanden, oder bestraft worden wäre.«

A. d. lib.

ziger Baum seinen Schatten wirft, ein Ort des Vergnügens.«

»Die karaitischen Juden haben schöne Gesichtszüge, Ruhe und Würde in ihrer Haltung, und nichts von dem Ausdruck, welcher den allgemeinen Charakter der jüdischen Nation bildet.«

Als der Herzog auf seiner Bereisung der Halbinsel nach der Stadt Kozlow (Cupatoria) kam, empfing ihn eine Deputation der vornehmsten karaitischen Juden. »Sie waren zu Pferde mir entgegen gekommen, um mich zu beglückwünschen, und begrüßten mich mit einem mir zu Ehren gedichteten Lobgesang. Ich wohnte bei einem der Angesehensten von ihnen. Er hieß Pabontsch, hatte eine allerliebste, ganz in orientalischem Style gebaute Wohnung, und ich ward dort mit größter Sorgfalt und Aufmerksamkeit gepflegt.«

Außer den Tataren und Karaiten machen nur noch einige wenige Deutsche, französische und italienische Ansiedler, einige Armuten, Griechen, Bulgaren, schwache Überreste der in frühern Zeiten hier sehr blühenden griechischen Colonien, die Bevölkerung der Krym aus. Aber noch weit geringer an Zahl und weit bunter zusammengewürfelt ist die Volksmenge der nogayischen Steppe (Bezirk Melitopol). Einzelne westeuropäische Ansiedler abgerechnet, besteht sie aus Nogayen, Kosaken, Mennoniten und einigen andern Bekennern russischer Secten. Hören wir die Details, die uns der Herzog von Nagusa über diese Bevölkerung gibt.

»Ein Stamm der Nogayischen Tataren, Abkömmlinge der Gefährten Dschingis-Khans, lebte seit undenklichen Zeiten in den Steppen von Astrachan. Seine Zahl betrug ungefähr Vier und dreißig Tausend Seelen. Nachdem Katharina die Krym erworben hatte, ließ sie diese Tataren nach den Ufern des azow'schen Meeres kommen, um den erst vor Kurzem eroberten Wüsten doch einen Anstrich von Leben zu geben. Sie brachten dorthin ihre Sitten, ihre Lebensweise, ihre Gewohnheiten mit; reich an Vieh, besonders an Pferden, blieben sie lange, was sie waren, Hirten.«

»Es sind jetzt ungefähr 30 Jahre, daß ein französischer Emigrant, der Graf Maison, dem Kaiser Alexander anbot, er wolle sich mit der Umgestaltung der Sitten dieser Tataren befassen. Sein Anerbieten ward angenommen. Er ließ sich mitten unter diesen Horden nieder und weichte sich ganz den Mühen, welche zur Erreichung dieses Zweckes notwendig waren. Der Erfolg war seinen Wünschen gemäß. Wiewol sich dieser ganze Stamm in einem sehr elenden Zustande befand, änderte er doch von Grund aus seine frühern Gewohnheiten, beschäftigte sich jetzt mit dem Ackerbau und lebt von den Erzeugnissen seines Bodens; aber noch immer haben sie ihren frühern Genüssen nicht entsagt, und noch immer bildet Stutenmilch einen Haupttheil ihrer gewöhnlichsten Nahrung. Die Zahl ihrer Pferde ist sehr bedeutend.«

»Diese Tataren gelten für gute, sanftmüthige Menschen, sind jedoch dem Stehlen, besonders dem Pferde-diebstahl, sehr ergeben. Trotz dieser angeborenen Raublust bewahren sie sehr treu die ihnen anvertrauten Güter. Von ihnen kann man sagen, daß sie noch auf der ersten Stufe eines festen, geregelten gesellschaftlichen Zustandes stehen, auf jener nämlich, welche man nach dem Nomadenleben ersteigt. Ihre Gesichtszüge erinnern

an ihren Ursprung, sie tragen das mongolische Gepräge und alle Individuen gleichen einander auf eine überraschende Weise. Doch haben ihre lachenden, verschmitzten Physiognomien durchaus nichts Unangenehmes.«

»Ihre Häuser sind nichts anderes, als leidliche Hütten, und doch kenne ich einen Theil Europa's, wo die Bauern weniger gut wohnen*. Noch schmückt keine Baumpflanzung ihre Dörfer.«

»Mitten unter diesem Stamme war es also, wo sich Graf Maison niederließ, und zwar in einem Orte, den man nach dem Volke, welches er unter seiner Leitung hatte, Nogaisk benannte. Hier ließ er ein großes Haus bauen und ungefähr 60 Morgen Landes mit Bäumen bepflanzen. Die Bäume gedeihen trefflich, und in der ungeheuren, völlig nackten Ebene bietet das Gehölz dem Auge einen erfreulichen Anblick.«**

»Die Physiognomie dieser Tataren, ihre Art, sich zu kleiden, der sonderbare Schmuck, mit welchem ihre Weiber sich zu verschönern glauben; alles das setzt dieses Volk in den größten Gegensatz mit den Sitten und Gewohnheiten des übrigen Europa's. Die Weiber dieser Tataren suchen eine Eleganz darin, daß sie sich den linken Nasenflügel durchbohren und einen Ring darin tragen.«***

»Wenn man in diesem Theile Rußland's reist, so stößt man in einer Entfernung von wenigen Stunden auf Contraste, welche wechselweise bald an die Barbaren von Thibet, bald an die gewerbfleißigsten, civilisirtesten Völker Europas erinnern. Nach den verschiedenartigen Eindrücken, welche das Auge hier auf einer einzigen Tagesreise überraschen, sollte man glauben, wenigstens einen Raum von einigen Tausend Meilen zurückgelegt zu haben. Welcher sonderbare Gegensatz zum Beispiel zwischen den nogayischen Tataren und ihren Nachbarn, den Mennoniten.«

»Die Mennoniten bilden eine religiöse Secte, deren Glieder größtentheils an der Weichsel**** wohnen. Sie sind deutschen Ursprunges und haben viel Ähnlichkeit mit den Quäkern. Gleich diesen schandern sie davor zurück, Blut zu vergießen, und können aus diesem Grunde auch nicht Soldaten werden. Diesen Grundsatz treiben sie so weit, daß sie sich nicht einmal vertheidigen zu dürfen glauben. Doch ist es bei ihnen ganz gefahrlos, diesem Principe gemäß zu handeln, denn ihre Sitten sind so sanft und friedlich, daß sie wirklich ein Bild des goldenen Zeitalters geben.«

»Vor dreißig und einigen Jahren bat eine ziemlich bedeutende Anzahl Familien von dieser Secte den Kaiser von Rußland um Grundstücke in diesen Steppen, welche urbar zu machen sie sich erboten. Ihr Anerbieten ward angenommen, und sie ließen sich in diesen

* Der Herr Verfasser hätte sich hier bestimmter ausdrücken sollen. A. d. Mib.

** Sein Amt als Gouverneur der Nogay-Tataren warf ihm, einem Berichte im Mercure de France zufolge, jährlich 1200 Fr. ab. Er ward später aus unbekanntem Gründen dieses Amtes entlassen, und zog nach der Krym, wo er ein kleines Besitzthum kaufte und bewirthschaftete. A. d. Mib.

*** Ein Mehreres über die Nogayen siehe im 1. Hefte des Panorama, heurigen Jahrg. D. Ned.

**** In der Umgegend von Danzig und Marienwerder. A. d. Mib.

Gegenden nieder. Man schenkte jeder Familie 65 Dessätinen* Ackerland und eine verhältnismäßige Fläche Weidetriften eigenthümlich. Ferner lieferte man ihnen das zum Bau ihrer Häuser nothwendige Holz, gegen dem, daß sie es in einer gewissen Zeit zurückerstatten, und man stellte ihnen bloß die Bedingung, daß jede Familie, um dieser Zugeständnisse theilhaftig zu werden, ein Capital von zwölf bis fünfzehn Hundert Rubeln mitbringe. Siebenzehn Hundert Familien nahmen diese Bedingungen an, sie wurden in 41 Dörfern vertheilt und beschäftigten sich mit dem Landbau. Heutzutage erinnern diese Dörfer an die schönsten Gegenden Schwabens, Baierns und Oesterreichs; sie bestehen aus recht hübschen Häusern, die mit Gärten und Baumpflanzungen geziert sind. Die Bewohner sind im Besitze eines prächtigen Viehes, erfreuen sich alle einer sichtlich Wohlhabenheit und Gemächlichkeit, einige haben es sogar bis zu bedeutenden Reichthümern gebracht. Hier von will ich ein überraschendes und beinahe ungläubliches Beispiel erzählen.«

»Ein Mennonit, Namens Kornies, ein alter Danziger Seemann, der schon mehre Reisen nach Indien gemacht hatte, war einer der Ersten, die sich in diesem Lande niederließen. Seine Familie bestand aus seinem Weibe und drei Knaben; das Capital, das er mitbrachte, überstieg nicht Tausend Rubel. Die Regierung gab ihm, wie allen andern Ansiedlern, 65 Dessätinen Land eigenthümlich und streckte ihm das nöthige Bauholz vor. Er bebauete seine Felder mit Erfolg, lebte glücklich, und vertheilte sein Erworbenes 8 Jahre später, da ihn schon die Last der Jahre drückte, unter seine Söhne. Jeder von ihnen erhielt 4000 Rubel, wobei der Werth der Ländereien mit inbegriffen war.«

»Ich wohnte bei einem dieser Söhne, der seitdem der angesehenste unter allen hiesigen Colonisten geworden ist. Da er keine Ländereien erhalten hatte, so brachte er die 4000 Rubel, die auf seinen Theil gekommen waren, durch einen kleinen Butterhandel in Umlauf. Dieses Geschäft trieb er drei Jahre, am Ende dieser Zeit belief sich sein Capital auf 7000 Rubel. Mit diesen kaufte er Grundstücke und 250 Schafe mittlerer Race; später verschaffte er sich ausgefuchtere Stöbre; seine Heerde veredelte sich und wuchs. Er pachtete Ländereien, nach und nach kaufte er sie. Seinen Feldbau richtete er immer nach den Bedürfnissen seiner Familie und seiner Wirthschaft, nie aber beschäftigte er sich damit, Getreide zum Verkaufe zu bauen. Alle seine Speculationen betrafen lediglich die Viehzucht.«

»Gegenwärtig (1834) besitzt er 7000 feinwollige Schafe, 80 Kühe, 125 Zuchtstuten, 3500 Dessätinen Land, die er gekauft und bezahlt, und 4000 Dessätinen, die er gepachtet hat, und zwar sehr vortheilhaft, zu 15 Kopfen jede. Seine Niederlassungen sind vollständig und wohl erhalten, er hat Baumschulen gepflanzt und große Plantagen errichtet. Eine seiner Schäferereien, die ich besuchte, bildet mit andern Gebäuden ein großes Ganzes. Alles ist dort in schönem, richtigem Verhältnisse. Sie enthält einen umfassenden Heuboden, 2400 Stück Vieh, und hat ihn nichts mehr als 3200 Rubel gekostet. Seine Heerde trägt ihm jährlich mehr als 50,000, sein

* Das sind ungefähr 500 österreichische Metzen Aushaaf.

Bestüdt 10,000 Rubel, jedes seiner Pferde verkauft er zu 200 bis 250 Rubel. Welch außerordentlicher wunderbarer Erfolg!«

»Man kann nicht genug diese Colonien bewundern, in welchen Alles, was nur immer die Einbildungskraft von guter Ordnung, Wohlhabenheit und Tugenden erdenken kann, das Auge des Beobachters überrascht. Man erhält einen Begriff von dem dort herrschenden Rechtsgefühl und von den Sitten und dem Geiste dieser Menschen, wenn man erfährt, daß seit 36 Jahren in dieser aus 1700 Familien bestehenden Colonie kein einziger Rechtsstreit vorkam. Dies ist kaum glaublich, aber Kornies und nach ihm mehre andere Mennoniten haben mich dessen versichert.«

»Die Nachbarschaft der Mennoniten muß auf die Civilisation der Nogayen einen heilsamen Einfluß üben. Schon beginnt der Abstand, der zwischen ihrem Lande und jenem ihrer Nachbarn Statt findet, ihnen sehr in die Augen zu fallen, und kurz vor meiner Abreise waren einige Nogayen zu Kornies gekommen, ihn um einen Plan zum Wiederaufbau ihres Dorfes zu bitten.«

Nähe an diesen bewohnen die Duchoborzi einen eigenen Bezirk. Sie sind ein eigenthümliches Völkchen, welches mit den so eben Beschriebenen in grellem Contraste steht.

»Die Duchoborzi bilden eine Secte, welche sich zu keinem bestimmten Cultus bekennt. Sie sagen ihre Gebete her, so wie sie jeder gelernt oder selbst verfaßt hat. Sie haben keine Priester, und vereinigen sich an vorher angefügten Tagen, um Gott gemeinschaftlich anzubeten. — Den mündlichen Ueberlieferungen, nicht aber geschriebenen Sachen, schenken sie Glauben. Sie nehmen eine Wanderung der Seelen an und sagen, daß nach dem Tode die Seele des Guten wieder zu einem Guten, jene des Bösen aber wieder zu einem Bösen übergehe. Sie lernen weder lesen noch schreiben*.«

»Die Duchoborzi kommen aus verschiedenen Gegenden Rußlands, vorzüglich aber aus den Gouvernements Archangel, Finnland und Astrachan. Sonst verbannte man sie nach Sibirien, um sie zu hindern, Proselyten zu machen; Kaiser Alexander entsagte aber diesen Maßregeln, die ihm zu streng schienen. Um jedoch die Vermehrung des Uebels** zu hemmen, schickte er

* Diese Schilderung der Duchoborzi stimmt nicht ganz mit jener überein, welche ein neu erschienen russisches Werk: Istorijscheskoje izwiestie o Raskolnikach (historische Notizen über die Irrgläubigen) von ihnen gibt. Nach diesem sind sie die achtungswertheste unter allen russischen Secten, welche die russische Sprache unter dem allgemeinen Namen Bezpopowschischina (die Popen- oder Priesterlosen) begreift. Ihr moralisches Betragen soll durchaus untadelhaft seyn. Sie bedienen sich nie eines andern Gebetes als des Vater unser, und gleichen sowohl darin, daß sie kein Menschenblut vergießen und nie schwören, als auch hinsichtlich der Rechtlichkeit ihres Characters sehr den Mennoniten. Der Herzog scheint hier zwei, in ihren Grundprincipien sehr verschiedenartige Secten, die Duchoborzi und die Bogomili, auf welche ein Theil seiner Schilderung paßt, vermengt zu haben. Die Bogomili sind sinnlichen Ausschweifungen sehr ergeben, und verachten jede Arbeit. — Was im folgenden Absätze gesagt wird, stimmt wieder mit dem angeführten russischen Werke überein. A. d. Mib.

** Da diese Secte — wie in der vorigen Anmerkung gezeigt wurde — durchaus einen rechtlichen Character befaß, so konnte dieses »Uebel« nur darin bestanden haben, daß sich die Duchoborzi, so wie die Mennoniten u. s. f., ihres Abscheues vor

ste hierher, damit sie die Steppen bevölkern, und bildete aus ihnen eine einzige Gemeinde.«

»Wunderbar ist es aber, daß eine auf solche (?) Grundlagen sich stützende Gesellschaft dennoch nicht schlecht geordnet ist, daß ihre Grundstücke ziemlich gut angebaut sind, daß ihre Dörfer nie das Schauspiel irgend einer, die öffentliche Ruhe störenden Unordnung bieten, und daß die Steuern regelmäßig bezahlt werden. Jetzt haben bereits mehre Glieder diese Secte verlassen und einen geregelten Religionscultus angenommen. Vierzig Familien kehrten zur griechischen Religion zurück. Ubrigens übersteigt die gesammte Anzahl der Bekenner dieser Secte nicht vier Tausend.«

»Eine andere besondere Secte, welche den letztern ähnelt, Malakans* genannt, wohnt in der Nachbarschaft; sie besteht aber nur aus etwa 800 Individuen.«

In jüngster Zeit ist im äußersten Osten der nogayischen Steppe, nördlich von dem neu eröffneten Hafen Brediansk, eine Colonie Kosaken entstanden, welche den Namen der Azowschen Kosaken erhalten haben. »Es sind dieselben, welche sonst die Ufer und Inseln der Donau bewohnten und welche im Anfange des letzten Krieges den Kaiser Nikolaus auf das rechte Ufer des Stromes hinüberführten. Er hatte völlig ihrer Treue vertraut und hatte keinen Grund, es zu bereuen. — Dieser Theil der Bevölkerung besteht aus ungefähr 30,000 Seelen; er empfing hier Ländereien und bebaut sie jetzt. Einige Jahre sind noch nothwendig, um diese Kosaken zu regeln und den Vorschriften der Disciplin zu unterwerfen; aber die Fortschritte, die sie jetzt schon machen, sollen merklich seyn.« Das ist Alles, was der Herzog von Ragusa über die azowschen Kosaken sagt; denn, da sie außer der Reiseroute, die er sich vorgezeichnet hatte, lagen, so hat er sie nicht besucht.

Der allgemeine Character dieses Gouvernements ist: an der Südseite der Halbinsel Krym ein steiles Felsengebirge, nördlich von diesem weite, nackte, dürre, unbebaute, aber keineswegs unfruchtbare Ebenen, südlich zahlreiche Quellen, Jahrhunderte alte Wälder, ein herrliches Klima und alle Elemente der Fruchtbarkeit und des Reichthums. — Der Name der Nogayischen Steppe bezeichnet schon ihre Beschaffenheit, aber wenn auch wüst und öde, ist sie doch ungemein fruchtbar, und bedarf bloß der Menschen, die sie bebauen. Wo diese Ebenen schon cultivirt werden, dort stehen die Ernten herrlich; wo die Natur sich selbst überlassen ist, da gibt es reiche Viehtriften, deren Gras hoch genug wird, um gemäht werden zu können.

Wenn man diese üppige Vegetation sieht, so drängt sich von selbst die Frage auf, worin die Ursache liege, daß diese glücklichen Gegenden so wenig bevölkert sind. Bei der nogayischen Steppe, die, in der Nähe der sonst so räuberischen Tataren der Krym gelegen, der Schauplatz langwieriger verheerender Fehden zwischen Rußland (früher auch Polen) und den Tataren war, läßt sich diese Frage leicht beantworten. Aber schwieriger

Blutvergießen wegen, weigerten, Kriegsdienste zu leisten, und also in dieser Beziehung als Soldaten für den Staat verloren gingen.

A. d. Uib.

* Die Malakans bekennen sich beinahe zu denselben Grundfäzen wie die Mennoniten und die Quäker.

A. d. Uib.

ist die Lösung derselben in Hinsicht der Krym. Im Jahre 1778 gibt Pallas die Bevölkerung dieser Halbinsel mit 500,000 Seelen an, im Jahre 1829 Schnizler* jene des ganzen Gouvernements Laurien mit 346,200** und rechnet hier nebst der nogayischen Steppe auch noch das Land der czernomorfsischen Kosaken dazu. Rechnet man nun die Anzahl der

czernomorfsischen Kosaken	auf 40,000 S.
azowschen Kosaken	= 30,000 =
nogayischen Tataren	= 38,000 =
Mennoniten	= 10,000 =
Duchoborzi und andere Sectenbekenner	= 5,000 =
griechische, französische, deutsche und andere Ansiedler in der nogayischen Steppe	= 5,000 =

so kann man von der von Schnizler für Laurien angegebenen Bewohnerzahl 128,000 S. abrechnen, und es bleiben dann im Jahre 1829 für die Krym 218,200 Köpfe. In den fünfzig Jahren von 1778 bis 1829 hat sich daher die Bevölkerung dieser Halbinsel um 281,800 Menschen vermindert. Woher diese Erscheinung?

Ein im russischen Journal des Ministeriums des Innern mitgetheilter Auszug aus Salkowsky's Geschichte von Neurußland gibt hierüber Aufschluß, indem er folgende Thatsache anführt:

Bekanntlich fiel im Jahre 1770 der Khan der Krymischen Tataren von der Pforte ab und begab sich unter den Schutz Rußlands. Aber trotz seiner Abtrünnigkeit war er noch immer ein geheimer Freund der Türkei und unterstützte dieselbe während ihrer damaligen Kriege mit Rußland. Als im Jahre 1776 General Suworow nach der Krym gesandt worden war, um den Khan zu beobachten, bemerkte er bald, daß die Magazine des türkischen Heeres größtentheils mit den Producten der Krym gefüllt würden. Um den Feinden diese Hilfe abzuschneiden, blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als den Ackerbau und die Betriebsamkeit der Halbinsel zu schwächen. Mit Hilfe von Griechen aus dem Archipel beredete er die ganze industrielle Bevölkerung der Krym, diese Halbinsel zu verlassen und sich auf den ihnen von der russischen Regierung bewilligten Ländereien niederzulassen. In wenigen Jahren standen hier Hunderte von Dörfern verödet, während sich die Gegenden am Don und Dnieper mit gewerbsleißigen Griechen, Armeniern und andern Christen füllten.

Seit aber der Grund dieses Verfahrens gehoben ist, seit die Türkei aufgehört hat, furchtbar zu seyn, gab sich die russische Regierung alle Mühe, den blühenden Zustand dieser Provinz wieder hervorgerufen, und in der That blieb es kein fruchtloses Bemühen. Zahlreiche Ansiedler sind nach jenen Gegenden gezogen; russische Große, darunter der Graf Woronzow, Graf von Witt, der Fürst Galizyn, Fürst von Anhalt u. a., vorzüglich aber der Kaiser selbst haben ungeheure Ländereien in der Krym angekauft; Schäferereien von Merinos und Astrakhan-Schafen wurden angelegt, zur Bewässerung des Bodens artesische Brunnen gegraben, Weinstöcke

* Essai d'une statistique générale de la Russie.

** Balbi einige Jahre später mit 360,000.

aus den berühmtesten Weinländern eingeführt und angepflanzt; und wie ungeheuer in Kurzem der Erfolg gewesen, beweisen die Umstände: daß dem Zeugnisse des Herzogs von Ragusa und aller neuern Schriften über Südrußland zufolge, die besten Reben der Bourgogne, von Bordeaux, Madera, und alle Rhein-, ungarischen, spanischen und portugiesischen Weine dort trefflich gedeihen; daß, wie die nordische Biene anführt, der Werth einer Dessätine Landes an der Südküste der Krym, die vor 20 Jahren nichts mehr als 20 Rubel kostete, gegenwärtig auf 5000 Rubel gestiegen ist, und daß einer im vorigen Jahre von Alfred Neumont angeführten Angabe zufolge, die Bevölkerung der Krym bereits auf 428,000 Seelen gestiegen ist.

J. Cluth.

Die Straße von Tirol nach Brescia über den Gardasee.

Unter den Straßen, welche von den Alpen Tirols in die Ebenen Italiens leiten, harret wohl auf keiner eine so wechselvolle Reihe erhabener Naturscenen des Reisenden, als auf jener von Roveredo nach Brescia über den Gardasee.

Wer diese Straße einzuschlagen wünscht, kann an bestimmten Wochentagen das auf jenem See errichtete Dampfboot benutzen und muß in solchem Falle am frühen Morgen von Roveredo aufbrechen.

Der Weg durchschneidet von dieser Stadt aus quer die Valla-garina und läuft hinter dem großen Marktflecken Mori durch ein enges, düsteres Seitenthal, wo nur hie und da ärmliche Bauerhütten sich an die Abhänge steiler Gebirge lehnen.

Mitten in diesem Thale, bei Loppio, fährt man am Eingange einer imposanten Villa vorüber, welche aber, gleich einer feenartigen Erscheinung dem Auge rasch entschwindend, jener rauhen Berggegend nur flüchtige Reize verleiht.

Die Straße schlängelt sich dann den kleinen einsamen Loppio-See entlang, welchen hohe, wildgeformte Felsenmassen in schmale Gräben einengen. Bald endet der See am Fuße einiger unter colossalen Bergtrümmern halb vergrabener Hügel und mühsam windet sich der Pfad zu jenen noch vom nahen Bergsturze bedrohten Anhöhen hinauf. Finster starren dort die Ruinen des alten Bergschlosses Nenebe dem Fremdlinge entgegen, ein nahe, vom Nordwinde verwittertes Kirchlein scheint den Manen gesunkener Raubritter geweiht, und nur das unterdrückte Rollen der Kalesche unterbricht das ewige Schweigen jener phantastisch-schauerlichen Gegend. — Unheimlichen Ahnungen sich hingebend, fährt der Wanderer mit gesenktem Blicke weiter, bis außerhalb Nago das plötzliche Einhalten der Pferde vor einem steilen Abhänge ihn aus seinen schwermüthigen Träumen weckt, und nun gewahrt sein staunendes Auge jene grauenhafte Gegend wie durch einen Zauberschlag in eine hesperische Landschaft umgewandelt, eine jener Landschaften, wie nur Claude Lorrain in den glücklichsten Momenten der Begeisterung sie auf Leinwand zu hauchen mußte. — Rechts öffnet sich ein lachendes Thal, aus welchem, umkrönt von zierlichen Häusergruppen, das

Städtchen Arco dem Reisenden zuwinkt, und die ganze üppige Fülle der südlichen Natur aus blühenden, von der Sarca bespülten Gefilden athmet. Ausgebreitet in endloser Fläche liegt vorne der Gardasee; zahlreiche Segel gleiten in wachsender Entfernung gleich weißen Schwänen über die Fluthen; magisch verklären sich im Lichte der aufgehenden Sonne des Sees entlegenste Gestade; die röthliche Felsen Spitze von Manerba, Radebenghe's malerische Hügel, die Bucht von Desenzano, dem Stapelplatze des brescianischen Kornhandels, die schmale Erdzunge von Sermione, wo Aphroditens Lieblingssänger, der lebensfrohe Catullus, so gerne weilte, und in blauer Ferne der alte Thurm von Solferino, ähnlich einem ruhenden Greise. — Das weite Uferland umwölbt Italiens ewig klarer Himmel, dessen milder Glanz aus zahllosen Wogen widerstrahlt, während im Vordergrund kühn gethürmt, den See und das Thal überragende Felsenmassen jenes himmlische Bild mit einem gigantischen Rahmen umschließen. —

Die Straße senkt sich jetzt in gerader Linie über den Abhang bis zu dem Seehafen Torbole, welchen das rege Treiben von Fischerbarken und Handelsschiffen belebt und läuft dann dem Strande entlang nach Niva, einer kleinen, aber wohlgebauten alten Stadt.

Der Freund des Alterthums kann dort seine gelehrte Neugierde an einer, der Claudia Severa, jener reichen Römerin, gewidmeten Inschrift befriedigen, die dem Venacensischen Schiffercollegium 60,000 Sestertien schenkte; kein Huldiger der schönen Künste aber ver säume es, bei Grafen Tormenti ein treffliches Bild zu besehen, an welchem sich das Characteristische der Raphaellischen Glanzperiode nicht verkennen läßt.

Unter eine zahlreiche bunte Gesellschaft sich mischend, begibt sich nun der Reisende auf das Dampfboot, welches um die bestimmte Stunde nach Desenzano abgeht. Im Spätherbste wimmelt das Boot von Landleuten aus hohen Berggegenden Wälschtirols, welche nach Einsammlung der Ernte, die sie dem kargen heimathlichen Boden abgetrozt, über'n Winter in der Lombardei und den umliegenden Staaten sich auf Arbeit verdingen, um bei einbrechendem Frühjahr mit einem Sparpfennige in den Schooß ihrer verwaisten Familien zurückzukehren.

Eine Viertelstunde unter Niva, bei Ronale, steigen wenigstens einige der Schiffsfahrten an das Land, um über halbbrecherische Steige nach dem hochgelegenen Ledrothale zu ziehen. Nicht ohne einige Wehmuth wendet dort der Fremde, welcher Tirol durchwanderte, seinen Blick auf den majestätischen, aus schwindelnder Höhe herabstürzenden Wasserfall — die letzte der wildromantischen Scenen, welche das Alpenland seinem Auge bietet.

Etwas unter Ronale beginnt eine anmuthige Reihe von Weinbergen und Olivenwäldern, Drangerien und Lorberhainen, grünenden Vorsprüngen und pittoresken Dörfern, den Fuß des Berges entlang sich hinzuziehen, gleich einer großartigen Guirlande, von Natur und Kunst im schwesterlichen Bunde geflochten. In verjüngtem und stets abnehmendem Maßflabe, stellt sich eine andere anziehende Bilderfolge an der entgegengesetzten Küste des immer weiter sich ausdehnenden Sees dar, wo Malsesine und Brenzone, das sonnige Vorgebirge von San Vigilio und die breiten Thürme des Dorfes Torri sich in den Wellen spiegeln. Nach dreistündiger Fahrt befindet sich

das Dampfboot im Angesichte von Gargnano, Villa und Bogliaco, drei neben einander gebaute Flecken, wo zierliche Landhäuser, schöne Kirchen und majestätische Paläste sich bald in einfacher Größe vor den Augen der Schiffenden entfalten, bald in herrliche, stets wechselnde Gruppen zu vereinigen scheinen. Im Hintergrunde prangen auf stolzen, in langen Stufenfolgen sich erhebenden Terrassen Tausende immergründer Drangen, malerisch contrastirend mit den glänzenden Reihen weißer Säulen, welche, die winterliche Bedachung zu tragen bestimmt, aus dem dunklen Laube emporragen. Dieses einzig anmuthige Amphitheater, auf dessen Stufen der Frühling in seinen lieblichsten Formen prangt, verleiht jenen 3 Dörfern einen unbeschreiblichen Reiz. Einige Meilen unter Gargnano erhebt sich die kleine Isola Locchi, welche eine schöpferische Laune der Natur unweit der Erdzunge von San Felice aus dem Schooße der Wellen hervorrief und die Hand der Kunst in eine der bezauberten Inseln Alcina's * verwandelte. Zwischen jener Insel, welche dem Reisenden im Angesichte, und Maderno, welches am Gestade zu seiner Rechten erscheint, öffnet sich die weite Bucht von Salò.

Wie vor allen andern Ortschaften, welche an der Küste liegen, unterbricht auch hier das Dampfboot auf einige Augenblicke seinen Lauf; ein leichter Kahn bringt der Gesellschaft vom Ufer aus neuen Zuwachs, und setzt einen andern Theil derselben an das Land. Wenn der Fremde, der sich nach Brescia begibt, es nicht vorzieht, den See seiner Länge nach bis Desenzano zu befahren, so besteige er hier den Kahn und steure Salò entgegen. Er kürzt hiedurch seine Reise ab, und verschafft sich eine neue reichliche Augenweide; denn neue Haine, neue Dörfer, neue Lustgärten, in welchen nie welkende Pflanzen der Macht des Winters spotten, neue Fluren, wo der Kuß des Frühlings aus jeder Scholle Blumen hervorlockt, lagern sich um jene Bucht. Salò selbst ist ein großer, auf einer sanften Anhöhe erbauter Markt-flecken, von welchem aus der Reisende seinen Weg zu Lande fortsetzt. Auf der Anhöhe ai Tormini angelangt, begeben er sich auf den äußersten Rand derselben, wo er noch einmal den See und zwar in seiner ganzen Breite überblicken wird, von Salò bis zu dem fernen Lazise und Bardolino, und bis zu dem romantischen Hügel bei Garda, auf welchem hundertjährige Cypressen das öde, einst von Samalduensern bewohnte Kloster trauernd umkränzen. Eine von Ceres und Pomona reichlich begabte Landschaft durchziehend, über Gavardo und den anmuthigen Mezzato eilt er sodann dem stolzen Brescia zu. —

F.

Topographische Beschreibung und Karte von Böhmen aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Wir haben eine Karte des Königreichs Böhmen vor uns liegen, die im Jahre 1568 von Johann Krigin-ger in Prag aufgelegt, später mit einer topographischen Beschreibung versehen, in den alten Augsburger

* Der Leser wird diese liebliche Gestalt aus Ariosto's Ras-sendem Roland kennen.

Atlas aufgenommen wurde. Sowohl die Karte als die gedrängte Topographie sind, wenn wir auch ihre Mängel in Anschlag nehmen, wirklich in ihrer Art merkwürdig und für den Freund der Geschichte und des Alterthums äußerst interessant.

Ungeachtet der hin und wieder verderbten Ortsnamen zeigt Krigin-ger weit richtiger unser Vaterland, als die frühern Karten, welche auf ziemlich rohen Holzschnitten Böhmen verkehrt präsentiren, und nach der damaligen Weise den Mittag oben, die Mitternacht unten, den Aufgang links und den Niedergang rechts angeben.

Krigin-ger's Karte ist, selbst mit den riesenartigen Bergen und Bäumen, sauber in Kupfer gestochen; sie enthält nebst Längen- und Breitengraden, welche auf den alten Holzschnittkarten gar nicht vorkommen, eine mit wenigen Ausnahmen * ziemlich richtige Zeichnung in Bezug auf den Lauf der Flüsse und die Lage der Städte, deren manche noch durch eigene Bemerkungen in lateinischer Sprache besonders hervorgehoben sind. So ist die Hauptstadt Prag als »das ehemalige Buhienum und Marobudum« und Kauzin als »das sonstige Casurgis« aufgeführt; dagegen sind nur Eule, Kuttenberg, Budweis, Krumm-berg, Pürglitz als das beste Eisenbergwerk, und Prach atitz als Salzlegstatt bezeichnet. Bei der Stadt Raonitz wird man auf das beste Bier, bei Laun auf die meisten Früchte und schönsten Weizenfelder, bei Leitmeritz auf die fruchtbaren Weinberge, bei Komotau auf den besten Käse, bei Klattau auf die besten Nüsse, bei Pardubitz aber auf die beste Schwertfabrik, und bei Eger auf den Geburtsort des Kaspar Bruschius aufmerksam gemacht.

Simon Podolsky von Podol, den Kaiser Rudolph II. und Kaiser Mathias I. an ihren Höfen als Geometer hielten, verbesserte später diese Karte und fertigte auf Befehl jener kunstsördernden Monarchen nebst andern Gränz- und Theilkarten Böhmens auch Pläne und Ansichten von der Stadt Prag und andern vorzüglichen Städten, die Anfangs des siebzehnten Jahrhunderts mit großen Kosten aufgelegt wurden, heut zu Tage aber unter die größten Seltenheiten gehören.

Die topographische Beschreibung, welche der Karte Krigin-ger's im Augsburger Atlas beigegeben wurde, wollen wir unsern verehrten Lesern mit Beibehaltung der damaligen Schreibart im Auszuge mittheilen:

»Behmerlandt ligt in Teutschlandt: und streckt seine Grenzen von Aufgang der Sonnen an die alte Merhern und Schlesier, von Niedergang aber an die Beyer. Seinen Theyl gegen Mittag hat die obere Pannonia, jezunder Desterreich genennet, under sich, wie Sachsen und Meyssen den Theyl gegen Mitternacht. Ist mit dem Schwarzwald rings umgeben, und von allen seitten damit, wie ein runder Schawplaz eingefangen. Daher es fast gleich lang und breyt ist, und be-greiffet beyde ihre Länge und Breyte ein wenig über

* Zu diesen müssen wir die etwas unrichtig angegebenen Gränzen gegen Schlesien und Mähren, ferner die Stadt Neu-Knin, welche auf die östliche Seite der Moldau gestellt ist, und »Heiligenberg«, der sich in der Nähe von Beraun befindet, rechnen. Gegen Norden fehlt die Gränzlinie; denn Krigin-ger's Karte ist nur bis Rostok (Rostok an der Elbe) aufgenommen.

zweyhundert tausend Schritt. Carolus der König in Behmen, der darnach auch Keyser worden, hat diß Landt in zwölff Landtschafften vnder-scheyden, under welchen er allein einer von dem Wasser Multaw, so durch Prag laufft, den Namen gegeben. Die andern eyhff hat er von ihren Städten genennet, aber derselbigen Namen seynd etliche so Barbarisch, raw und ungeformt außzuspreden, daß sie ein anderer, er sey dann ein geborner Behm, oder sonst derselbigen Sprach erfahren, schwärzlich außspreden kan. Die namhaftigste under den Städten in Behmen, gegen Marcomaniam, welche jetzt Merhern geheissen wirt, seind diese: Maut, Chru-dim, Hradek der Königin (eigentlich Hradek, König-grätz), Pardubick, Lytomislum. Von dannen gegen die Noricher Grenzen, die man die Beyer nennet, seind vornemlich Glataw, Domaglicium (»Domazlice, Lauf«), Misa und Tachaw. Aber auf der seitten gegen Desterreich ist erstlich Budwick, Crum-law, Trebonia (»Trebon, Wittingau«) und Hradek Henrici: (»Neuhaus«), dergleichen auf Meissen zu Pons, (»Brüke«), Cadana, Chomutovia und Austia. Dann bei den Völkern Quadis, jetzt die Schlesier genennet, liegen Hiaromir, Glaz, Curia, und etliche andere Stättlein mehr. Deren aber so weiter drinnen ligen, seind dieß die behümpfsten: Cuthna (»Kuttnerberg«), Colonia (»Koline«), Pelsina (»Pilsenz«), Berona (»Beraun«), Zatek, Launa, Schlana, Lytomeric und Labor. Doch ist Prag disen allen weit vberlegen, dann sie ist so weit, daß sie alleyn drey großer Städt begreiffet, nemlich, die Alte, Neue und die Dritte, welche sie die Kleine nennen, und von den anderen beyden mit dem Wasser Multaw vnder-scheyden ist.«

»Die Gebäw in allen dreyen, so wol die eygene, als die gemeyne, seynd vberaus herrlich und statlich. Darneben ligen zwei Schloßer drinnen: das eine heißen sie Bissegrad, und ist vorzeiten der Königlische Sitz dar-auff gewesen, nun aber ist es öde und schier gar verlassen. Dargegen das ander, welches vber der Kleinen Prag ligt, sol von rechtswegen, wie es dann auch heißt, vor Königlich gehalten werden. Dann es hat ein an-sehens, nicht allein wie ein Schloß, sonder vilmehr wie eine Statt, so viel Platz nimpt es mit seiner Ring-mawr und Gebäwden ein. Under den gemeinen Bawen seind die Kirch und Rathhaus die statlichsten. Ihene hat jetzgemelter König Carol, diß aber hat König Vladislaus, welcher erst newlich gestorben ist, erbawet. So fern aber Prag alle andere Stätt vbertriffet, also ist das behümpfte und allenthalben bekandte Wasser die Elb, wie Tacitus recht meldet, allen anderen Flüssen weit vberlegen. Darinn aber redt eben derselbige Tacitus nicht genugsam nach erfahrenheit, indem er hiezuthut, daß sie in Meissen entspringe. Dann die Elb fahrt an in Behmen, nemlich an den Bergen, so die Behmer selbst Cerconessos (»Kronosse«) nennen, ligen gegen Mitternacht an Merhern. Von dannen laufft sie und befeuchtiget den größten, und fast auch den besten Theyl Behmerlandts: vnd wenn sie die andere Flüsse, die im Landt drinnen darein fließen, nemlich die Multaw, Eger, Sasaw, Giser, und Misa-m so sich empfangen, vnd mit derselbigen Wässern vermehret ist, laufft sie von dannen zu den Meißneren und Sachsen,

vnd behelt allenthalben ihren Namen, biß sie endlich ins Hohe Meer falt: ist auch reich von Salmen. Aber die kleine Flüße und Bächlein in Behmen, treiben an ettlichen orten Goldsand, ahn ettlichen geben sie auch die Meerschnecklein, von denen man Perlin außnimpt. Die warme Brunnen, so an ettlichen enden daselbst entspringen, machen einem nicht allein einen lust zu Baden, sonder seind auch dem Menschen im arkneyen sehr beholffen. Ferneres ist das Landt so vberflüssig fruchtbar, daß es auch seine benachbarte Landtschafften reichlich speisen kan. Doch tregt es nicht vil Weins, vnd was von Wein daselbst wächst, scheint etwas vnkräftiger zu sein, dann daß er sich lang halten sol. Hergegen an dem Saffran, der in Behmerlandt wächst, findt man alle Tugenden, die man auch an frembden zu suchen pflegt, nemlich ein herrlichen Saft, Farb und Geruch. Das ist aber eine besondere gaab Gottes in diesem Landt, daß die Gänge seiner Bergwerck so vberflüssig vol Silbers seynd, daß wenn sich nur nicht eingewenig Kisel darzu mischete, man eitel lanter Silber darauß schöppffete, da doch an andern orten diejenige vor sehr reiche Silbergruben gehalten werden, in denen das Silbermetall nur zum virdten oder fünfften, oder auch wenn sie sich am reichlichsten erzeigen, zum halben theyl vor gut Silber befunden wirt. Ja das noch mehr ist, wenn man daselbst Schöppffbrunnen grebt, findt man alsbald Gold in aller maß vnd gestalt, wie es in seinen natürlichen Gängen ist, und haben dieselbige von dem ort Gilova ihren zunamen. Man sagt, es seyen den Behmischen Königen offertermals Stücke gedigen Golds, deren jeder eins zehen pfund schwärz gewogen, von dannen zubracht worden. Nichts desto weniger hat es auch nachgültiger und geringer Metall, als, Zin, Bley, Erz, und Eisen. Darneben erzeiget sich auch mit karfunkelstein, Calais, das ist einem gelbgrünen Edelgestein, einem Topaser gleich, vnd mit Amethist, von seinen Metallen abgerissen. Nach den Metallen werden die Behmen von keinem ding reicher, dann aus ihren Fische-weihern, darinne sie eine sonderliche art von Fischen Cyprinos genennet, und den Karpffen gleich halten.

Nun wollen wir die Sitten der Inwohner herfür bringen, und damit ichs kurz begreiffe, so dunkt mich daß durch einen Löwen, welcher das artigste und müstigste Thier under allen ist, under welches Gestirn auch die Behmen wohnen, nicht allein die Sitten und die Gebärden, sonder auch der ganze Habit oder Gestalt, so die Behmen antragen, etlicher massen könne vorgebildet werden: man wolle gleich ihre Länge oder ihre Breyte und starke Brust, oder ihren rauhen mit gelbem Haar bedeckten Nacken, oder aber ihre grobe (»tief«) Stimme, feurige Augen, Stärk, und vermessenheit auf dieselbige ansehen. Es pflegt auch ein Löw mit verachtung anderer Thier ein wenig stolz und aufblasen zu seyn: man kann ihm auch seine Wehr schwärzlich nehmen, vornemlich wenn man ihn frechlich ansetzt. Hierinnen seynd ihm die Behmen auch nicht ungleich, sonder lassen beyde durch Wort und Werk gern sehen, wie sie andere Völker neben sich verachten, und zeigen im gang, geberden und Prachtigkeit ihre vermessenheit an. Seind auch ettlichermassen frech vnd ungezümpt, wo sie veracht werden, darzu kühen etwas anzufahren, wie ein Löw und hartnäckig dasselbige zu vollbringen, mitler-

weil aber dabey ehrgeizig und rührerthig. Ferners sind sie auch wie ein Löw der speiß begirig, und in derselben zu würgen und zu zurichten, über die maß verschwändig. Darneben haben sie von ihren benachbarten den Sachsen lehren nacht und Tag voll seyn. Seind auch in anderen Sitten den Teutschen nicht ungleich, auch von wegen jetzt gemelter Nachbarschaft. Man breinet köstlich gut Bier in diesem Landt, welches man Weißbier nennet. Sie reden Slavonisch: vnd heißen sich selbst in ihrer Sprach Czechos, die Teutschen aber Niemeckos.◀

Der Topograph zeigt uns Böhmen mit seiner Fruchtbarkeit, mit seinen an's Fabelhafte gränzenden Reichthümern und seinen Sitten in einer Zeit, die zwei Jahrhunderte hinter uns liegt.

Mois Gelen,
Subernial-Archivbeamter.

Die Quellen des Nil.

(Nach dem Journal asiatique.)

Aegypten, das Land der Wunder, zog von jeher das Erstaunen der Welt auf sich. Seine Tempel, seine riesenhaften Baumäler, welche mehr das Werk von Titanen als von Menschen zu seyn scheinen, erregen in dem wissenschaftlichen Reisenden Enthusiasmus und tiefe Bewunderung. Die Natur des Landes selbst bietet die eigenthümlichsten Erscheinungen. Ein langes, ewig grünes Thal, von beiden Seiten eingeschlossen von fürchterlichen Wüsteneien; ein mächtiger Strom, die Lebensader dieses Thales, dessen Fluthen periodisch anschwellen, und das überschwemmte Land mit Fruchtbarkeit düngen; selbst der Ursprung dieses Stromes, der in Sagen und Vermuthungen gehüllt ist: hier ist mit wenigen Zügen das Grundbild Aegyptens. Die geheimnißvollen Quellen des Nil haben von jeher die Forschungen der Naturkundigen rege gemacht. Seit Pharaons Zeiten, wo, wie die Dichter singen, der verwegene Jüngling den Sonnenwagen aus dem ewigen Gleise der Erde zutrieb, sie zu verbrennen drohte, und das ganze Volk der Aethiopen auf immer schwarz fengte, wo der erschreckte Nil sein brennendes Haupt am Ende des Erdkreises verbarg, hörten die Nachforschungen nach den Nilquellen fast zu keiner Zeit auf. — Schon vor Herodot hatten die Philosophen von Memphis mit dieser Aufgabe sich beschäftigt; ihre Lösung war es, die Herodot während seiner ägyptischen Reise mit Vorliebe versuchte. Die wissenschaftliebenden Ptolomäer und die stolzen römischen Kaiser wetteiferten in Anstrengungen, zu dem berühmten Ziele zu gelangen. Die Araber, nachdem sie das Land unter Strömen Blutes erobert hatten, beschäftigten sich ebenfalls aufs angelegentlichste mit dieser Forschung. Ihre Eroberung von Rubien und mehrerer Länder, welche der neuentprungene Fluß bespült ihre Handelsverbindungen mit Suban (dem mittelafrikanischen Hochlande), selbst mehre nur in dieser Absicht unternommene Entdeckungsexpeditionen beförderten ihre Untersuchung, und gaben ihnen eine Menge Details, die uns bis heute noch unbekannt geblieben sind. — In der neuern Zeit bildeten sich in England und Frankreich Gesellschaften mit dem Zwecke, die Quellen des Nil und

seinen Lauf zu erforschen. Hochsinnige Gelehrte verließen ihr Vaterland, und setzten sich tausend Entbehrungen und Gefahren unter einem glühenden Himmel, in einem verödeten Lande und unter arabischen Völkerschaften aus, um das geheimnißvolle Problem zu lösen. Auch aus Deutschland gingen Männer aus, deren vereinzelte Anstrengungen größere Erfolge hatten, als jene Gesellschaften. Und welches war die Frucht dieses Müthes, dieser unzähligen Mühen, aller dieser wissenschaftlichen Arbeiten? Ohne Übertreibung kann man behaupten, daß vor mehr als einem halben Jahrtausend die Araber zu einem eben so umfassenden Resultate gekommen waren, als die neuern Reisenden erreichten. Der einzige Unterschied zwischen den Werken ihrer und unserer Gelehrten ist, daß jene die glühende morgenländische Phantasie hinreißt, ihren gelehrten Forschungen Sagen, Fabeln aus dem Volksmunde einzustreuen, die man eher in Tausend und Einer Nacht, als in einer gelehrten Abhandlung suchen würde. Namentlich betrifft dies die Quelle des Nil, wenn sie auch den niedern Lauf mit der gewissenhaftesten Genauigkeit beschreiben. —

So erzählt der Verfasser des geographischen Werkes »Sultardanz:« Die Nilquellen sind ein Streifenpunkt unter den Gelehrten. Einige behaupten, daß er aus einem Schneegebirge entspringe, welches nach ihnen einen Theil des Gebirges Kaf* ausmacht, und nach einander durch Gold-, Rubin-, Smaragd- und Korallenminen ströme, und endlich, nachdem er lange im Innern der Erde geflossen, im Meere der Zingen** hervortrete, und sich als Meerströmung der ägyptischen Küste zu wende. Wäre es anders, sagen die Anhänger dieser Meinung, das heißt: mischte der Nil sein Wasser nicht mit den Meeresfluthen, so könnte Niemand wegen seiner außerordentlichen natürlichen Süßigkeit es trinken.◀

Es ist überhaupt eine unter den Arabern allgemein verbreitete Meinung, daß der Nil durch das Meer ströme. Ebn-Amad erzählt, daß das Nilwasser mit dem Meerwasser sich nicht vermische, und daß es seine natürlichen Eigenschaften bewahrend, so abgefordert unter den Meeresswogen hinschwimme, wie Del im Wasser. An einigen Orten, fügt er hinzu, erreicht der Fluß selbst die Oberfläche des Meeres; die Schiffer, welche diese Stellen sehr gut kennen, besuchen sie auf ihren Fahrten regelmäßig, um hier, mitten im Ocean, frisches Trinkwasser einzunehmen!

Einige Geographen erzählen, daß jenseits der Nilquellen eine ewig dunkle Gegend sich ausbreite (vermuthlich nach der Sage vom Gebirge Kaf) und hinter dieser wieder eine Gegend von ewiger Helle und Klarheit. Zum Beweise dieser sonderbaren Meinung führen sie folgende Sage aus der Geschichte der altägyptischen Könige an: »Walid, der Almalekide, betete den Mond

* Das Gebirge Kaf ist nach der Ansicht der Araber eine ungeheure Bergkette aus einem einzigen Smaragde, welche sich rund um den Erdkreis herzieht. Dort herrscht ewige Finsterniß, dorthin sind die bösen Geister, die Diws, die Dschinnen, und die schrecklichen Ungeheuer, welche früher die Erde verwüsteten, verbannt. Dort verrichtete der Perserheld Rustan oder Rustem seine ungeheuren Thaten und erkämpfte sich, wie Herkules, den Rang eines Halbgottes.

** Zingen oder Zangen, Negervölker an der Ostküste Afrika's deren ein Theil nach ihnen Zanguebar (Land der Zangen) benannt ist.

an, und war der erste, der sich den Namen Feraun (Pharao) beilegte. Nachdem er einige Jahre regiert hatte, kam ihm die Lust, die verschiedenen Völker, welche die Ufer des Nil bewohnen, kennen zu lernen, und bis zu seinen Quellen vorzubringen. Drei Jahre lang dauerten die Vorbereitungen zu dieser Reise; dann brachte er alle Staatsangelegenheiten in Ordnung, ernannte für die Dauer seiner Abwesenheit einen Statthalter und verließ sein Reich. Anfangs begegnete er mehren Negervölkern; hierauf durchreiste er eine Gegend, ganz von Gold, welche von einer zahlreichen Bevölkerung bewohnt wurde und goldene Pflanzen, dem Zuckerrohre ähnlich, hervorbrachte. Endlich, nach einer ungeheuer weiten Reise, kam der König an die Ufer eines Sees, in welchen der Nil in mehren Strömen, die alle im Berge al Kamar* entspringen, und zwar hinter einem Pallaste, der auf Befehl des großen Hermes** erbaut wurde, sich ergießt. Walid überstieg das Gebirge und fand jenseit einen Fluß von schwarzem Pech, welcher langsam den Nil — hier in kleinen Bächen vertheilt — quer durchströmte. Aber die stinkenden Ausdünstungen des Pechstromes tödteten vor den Augen des Königs einen großen Theil seines Gefolges***. Die aus diesem Unglücksfalle sich retteten, erzählten später, daß in diesem Reiche des Todes weder Sonne noch Mond scheine, sondern daß man nur bisweilen einen blassen röthlichen Schein gewahre, eine matte Dämmerung verbreitend, wie wenn die Sonne durch dichte Nebelwolken glimmt. Walid kehrte nach Aegypten zurück, aber er herrschte nicht lange nach diesem Abenteuer; denn als er eines Tages auf der Jagd war, fiel ihn ein Löwe von außerordentlicher Größe wüthend an, zerriß und verschlang ihn. Sein Körper wurde in einer der Pyramiden seines Reiches bestattet. Sein Nachfolger war Rian, der Feraun Josephs †.◀

Der Scheikh Amad-eddin sagt: »Nach vielfachen Berichten entspringt der Nil auf einer sehr erhabenen Hochebene. Ein Reisender, von der Neugierde bis dorthin aufgetrieben, erblickte ein Ungeheuer von gigantischer Gestalt und schrecklichem Ansehen; junge Mädchen von entzückender Schönheit zeigten sich ihm, und so manche andere Wunder, die ihn mit Staunen erfüllten. Jene Berichte behaupten, daß, wer einmal Zeuge jenes seltsamen Schauspielers gewesen, die Sprache für immer verliere.◀

* Gibel al Kamar, das Mondgebirge, bisweilen durch geringe Veränderung der arabischen Zeichen in al Komr, das weiße Gebirge, verändert, wird von allen arabischen Schriftstellern als Quellengebiet des Nil angesehen.

** Die Orientalen nehmen drei Personen des Namens Hermes (Merkur) an. Der in dem Texte erwähnte erschien, sagen sie, tausend Jahre nach Adam und hieß auch Ebris oder Enoch.

*** Al Tifachi erzählt dieselbe Geschichte mit folgenden Details: Als die Reisenden den Berg al Komr überschritten hatten, entdeckten sie einen laut tosenden Bach, dessen Wasser schwarz wie die Nacht war, und der von einem andern Bache quer durchschnitten wurde, dessen durchsichtige Klarheit mit dem Glanze des Tages wetteiferte. Letzterer verlor sich in das Innere des Berges und drang auf der Nordseite wieder hervor, um zu einem, von dem großen Ebris erbauten Pavillon zu strömen, wo er sich in mehrere Arme theilt.

† Die Moslemn behaupten, daß Rian ben Walid durch den Patriarchen Joseph (Jussuf) zum Islam bekehrt worden sei. Dieser Anachronismus ist nicht der einzige in der Kirchengeschichte der Mohamedaner.

Eine Gesellschaft unerschrockener Männer, erzählt ein anderer Geschichtschreiber, hatte von einem Khalifen den Befehl erhalten, am Nil bis zu seinen Quellen aufwärts zu wandern. Sie machten sich auf den Weg und kamen nach langer Reise endlich an den Fuß eines sehr hohen und steilen Berges, über welchen die Wogen des Stromes mit so entsetzlichem Getöse herabstürzten, daß man kaum das lauteste Wort des Nächststehenden hören konnte. Einer der Gesellschaft indessen, beherzter als die übrigen, begann den Berg hinaanzuklimmen, um das oben liegende Land kennen zu lernen. Kaum aber erreicht er den Gipfel, so fängt er an zu tanzen, sich in die Hände zu schlagen und in ein lautes Gelächter auszubrechen. Allmählig entfernt er sich vom Rande, kaum erreicht ihn mehr der Blick seiner Gefährten, ist verschwindet er für immer. Ein Anderer kletterte nach ihm hinauf, um zu sehen, was aus ihm geworden, doch sieh! er geberdet sich eben so sonderbar wie der erste, und verschwindet alsobald. Da tritt ein Dritter vor, verschlagener als die Früheren. Bindet mir, sagt er, ein Seil mitten um den Leib, und wenn ich auf dem Gipfel des Berges angelangt, es eben so mache, wie meine armen Freunde, so zieht aus allen Kräften mich zurück. So that man. Als unser unerschrockene Reisende die Spitze des Berges al Kamar erreicht: so fängt er an, dieselben Grimassen zu machen, wie seine Vorgänger, und seine Freunde, wie verabredet, ziehen ihn zurück. Doch stumm und verstört soll er zurückgekommen seyn, auf keine Frage, selbst durch Zeichen nicht, geantwortet haben, und auf derselben Stelle verschieden seyn. Bei diesem Anblicke standen die erschrockenen Abenteuerer von ihrem Unternehmen ab und kehrten, ohne weiter etwas erfahren zu haben, nach Aegypten zurück.

Ein Märchen, das im Style der Abenteuer des Seefahrers Sindbad erfunden ist, wird dennoch von einigen arabischen Historikern als Wahrheit erzählt. Wir geben es als eine Probe der ausschweifendsten orientalischen Phantasie. Ein junger Mann vom Stamme Beni 'l Aij (al Aij ist der Name des Patriarchen Esau im Arabischen) flüchtete, um den heftigen Verfolgungen eines Hauptlings seines Stammes zu entgehen, nach Aegypten, und verweilte dort mehre Jahre. Über die Erscheinungen, die der Nil zeigt, insbesondere über das periodische Anschwellen seiner Gewässer verwundert, that er das Gelübde, bis zu der Stelle seines Ursprungs an ihm hinauf zu dringen. Dreißig Jahre lang wanderte er in bewohnten und eben so lange in wüsten Ländern. Endlich kam er bei dem Zusammenflusse des Nil und des grünen Flusses an, und setzte über letzteren. Am andern Ufer sah er mit größtem Erstaunen einen uralten Einsiedler, der im Schatten eines Apfelbaumes am Boden hingestreckt, sein inbrünstiges Gebet verrichtete. Er betrachtete lange die Miene des Unbekannten, endlich nähert er sich vertraulich und gibt ihm den Selam. Der Einsiedler, über diese Zuvorkommenheit erfreut, fängt an ihn zu fragen.

Wer bist du? sagt er. — Ich heiße Haib ben-Abu-Schalum ben-al-Niß Ebn-Ischaf ben Ibrahim*. —

* Ben bedeutet im Arabischen Sohn; man sieht, daß die vollständigen arabischen Namen zugleich Stammregister oder Ahnentafeln sind. In der Umgangssprache wird nur ein Auszug,

Welche Angelegenheit führt dich in diese Wildniß? — Ich bin bereit, dir Auskunft zu geben; aber sage zuvor, wie heißest du? — Mein Name, sprach der Einsiedler, ist Amran ben-Folan ben-al Nis ben-Ischak ben-Israhim. — Was mich, o Amran, hieher führt, ist das Verlangen, die Quellen des Nil aufzusuchen. Theile mir, was du über diese Quellen erfahren hast, oder ob dir offenbart wurde, ob je ein Sohn Adams sie erreichen werde, gütig mit. — Ja mein Sohn! ich erfuhr, daß ein Jüngling aus der Nachkommenschaft von Al Nis sie erreichen werde, und Alles läßt mich glauben, daß du dieser seiest. — Welcher Weg führt mich also zu meiner glücklichen Bestimmung? — Versprich mir erst, bei deiner Rückkehr abzuwarten, daß der Himmel mir den Ort bestimmt, wo ich sterben soll, und sodann mich zu bestatten, oder wenn du mich schon todt findest, die letzte Pflicht mir sogleich zu erweisen. — Ich verspreche es. — Höre also. So lange gehst du am Nile aufwärts fort, bis du einem Ungeheuer begegnest, welches dir seinen Rücken zum Besteigen bietet; dessen Vordertheil du aber nicht siehst. Wie fürchterlich es auch aussehe, sei nicht erschrocken. Es ist ein wüthender Feind der Sonne; wenn dies Gestirn Morgens am Horizonte erscheint, wendet es sich brüllend ihm entgegen, um es zu verschlingen. Dieses Ungeheuer entfernt dich mit Blitesschnelle vom Ufer des Flusses und trägt dich ans Meerestade; aber sei versichert, es erreicht das Nilufer wieder und du steigst dort ab, deine Reise fortzusetzen. Die erste Gegend, in welche du dann gelangst, ist die eiserne; alle Berge und Felder, alle Bäume und Sträucher sind dort von Eisen. Dieser zunächst findest du die Kupfergegend, wo alles, was du siehst, von Kupfer ist. Die folgende ist die silberne Gegend, wo jeder Gegenstand aus diesem Metalle besteht. Die letzte ist die Goldgegend, wo Berge und Felder, Bäume und Sträucher von lauterem Golde sind. Dort erblicken deine Augen den Gegenstand, dessentwillen du die so beschwerliche Reise unternahmst. —

Haïd beeilte sich, von dem guten Einsiedler Abschied zu nehmen, und gelangte auf die angewiesene Art nach einem langen und gefährlichen Wege zur goldenen Gegend. An dem einen Ende dieser Gegend entdeckte er einen goldnen Hügel und an dessen Fuße ein Gebäude in Form eines Pavillons, ebenfalls von Gold; an jeder von seinen vier Seiten war eine große Oeffnung. Eine Masse des durchsichtigsten Wassers stürzte über eine goldene Mauer, die den Gipfel des Hügelkrone, rauschend in das Innere des Pavillons herab, der sie zu den vier Oeffnungen schäumend wieder hinaus sprudeln ließ. Das Wasser von drei Oeffnungen schien sich in der Erde zu verlieren, das der vierten bildete einen einzigen starken Bach, den Nil. Haïd trank von seinen kühlen Wellen, und ruhte einige Zeit von seiner mühseligen Reise. Aber noch weiter ging seine Neugierde; er näherte sich der Mauer und versuchte, sie zu erklettern; aber plötzlich erschien ihm ein Engel und sagte: Haïd, wohin begehrtst du zu dringen? Deine Augen haben Alles gesehen, was einem Sterblichen, während er noch lebt, zu sehen erlaubt ist. Nicht weiter schreite

gewöhnlich der Vorname mit dem Geschlechtsnamen, oder einem bezeichnenden Beinamen gebraucht.

vor: der Ort, den du betreten willst, ist nichts geringeres, als das Paradies, wo der Nil seinen Ursprung nimmt. — Was bemerke ich dort vor mir? fragte Haïd. Das ist das unermessliche Rad, welches, indem es sich umschwingt, Sonne und Mond ihren täglichen Lauf machen läßt; es gleicht, wie du siehst, einem ungeheuren Mühlrade. — Laß mich, ich flehe dich, hinauf steigen und mich mit ihm umdrehen. —

Hier, versichern einige, sei Haïd wirklich auf das Rad gestiegen, und habe sich um die Welt gedreht. Andere bezweifeln doch, daß er eine so übermenschliche Kühnheit hatte.

Der Engel verspricht hierauf Haïd, ihm eine Frucht aus dem Paradiese zu geben, welche hinreichen wird, ihn für sein ganzes übriges Leben zu ernähren, vorausgesetzt, daß ihn nie ein Gelüste verleite, andere irdische Speisen zu genießen. Und wirklich brachte er ihm eine Weintraube, deren Beeren von den verschiedensten Farben waren. Mit diesem himmlischen Geschenke kehrt Haïd zurück, begegnet abermals dem Ungeheuer, besteigt es, und wird nahe dem Orte abgesetzt, wo er den heiligen Einsiedler Amram fand, der jetzt seit mehreren Tagen schon eine Leiche war. Haïd erweist ihm die letzte Pflicht. Hierauf tritt ihm der böse Feind in Gestalt eines Scheißes, welcher Aepfel trug, entgegen. Mit so listiger Beredsamkeit umgarnt ihn dieser, daß unser armer Pilger endlich verlockt wird, von den Aepfeln zu essen. Zu spät erkannte der unglückliche Haïd die Bosheit des verworfenen Geistes; er kehrte nach Aegypten zurück, wo er bald darauf starb. —

Achmed al-Menusi, dessen Manuskripte über den Nil die obigen Sagen entnommen sind, kann sich nicht enthalten, nach der letztern in ein breites Raisonnement über den Aberglauben und Unverstand der Geographen, welche solche Märchen als Thatsachen anführen, sich zu ergießen. Er widerlegt sie weitläufig aus Gründen der gesunden Vernunft und des Korans. Endlich stellt er seine eigene, wie man sehen wird, von allen Fabelschlacken reine Meinung auf. Alle Moslim, sagt er, sind überzeugt, daß der Nil seine Quelle im Paradiese habe, am Fuße des Sedrat al-Monteha*. Alle bisherigen Untersuchungen betrafen nur den Ort, wo der Nil aus dem Paradiese auf die Erde tritt. Mohamed versichert, im Paradiese vier große Flüsse gesehen zu haben**, die eine gemeinsame Quelle hatten, und deren zwei sichtbar hinsießen, zwei in die Erde sich verloren. Bei diesem Anblicke wendete Mohamed sich zum Engel und sprach: O Gabriel, was sind dieses für Flüsse? Die beiden unsichtbaren Flüsse, antwortete der Engel, hat der Schöpfer für die Wohnungen der Seligen be-

* Der Sedrat al-Monteha ist ein Baum der Gattung Nektar (Kreuzdorn), höher als der Apfelbaum, mit grauer Rinde, der Weidenrinde ähnlich. Die Früchte ähneln an Aussehen und Geschmack unsern Aepfeln.

** Es ist bekannt, daß Mohamed auf dem Borak während einer Nacht eine Reise durch alle Himmel machte. In dieser denkwürdigen Nacht wurde er von Mekka nach dem Tempel von Jerusalem versetzt, und von dort in die sieben Himmel, die er in Begleitung des Erzengels Gabriel durchschwebte. Er drang selbst über den siebenten Himmel hinaus zum Throne des Ewigen, der ihn an der Schulter berührte, wobei er eine sehr empfindliche Kälte verspürte! Solchen Unsinn glauben 100 Millionen Menschen.

stimmt. Die beiden andern, welche du friedlich hinsießen siehst, sind der Nil und der Euphrat*.

Beglaubigte Schriftsteller sagen, schließt Achmed al-Menusi seine Beweisführung, daß man in der Nähe der Nilquelle auf seinen Wellen die Blätter des Baumes des Paradieses schwimmen sehe; sie rathen ferner an, den Fisch Bolty** zu essen, weil dieser Fisch zur gewöhnlichen Nahrung diese Blätter aus dem Paradiese wählt. — So weit Al-Menusi. —

Das Wasser, dieses wohlthätige und geheimnißvolle Element hat von jeher die Phantasie der Völker zu Sagen und Märchen angeregt. Die Griechen bevölkerten den Ocean mit den Geschlechtern der Nereiden und Tritonen, Flüsse und Quellen mit Flußgöttern und Nymphen. Die Orientalen glauben, daß das ganze Weltmeer von zahllosen menschenähnlichen Nationen bewohnt werde.

Jedes Wunderland der Sagen wurde an einen berühmten, großen Strom verlegt, so das Land der Gargariden an den Ganges, das Land der Amazonen und das Eldorado an den Marañon. Scheint doch selbst unser Böhmen in Norddeutschland und bei den daraus hervorgegangenen Völkern, den Franken und Angelsachsen, hauptsächlich darum das Land der Wunder zu seyn, weil ihr mächtiger Strom, die Elbe, aus seinen Wäldern hervorbricht. — In einer weiten Wüste, wo jeder Tropfen Wasser eine Kostbarkeit ist, wälzt sich eine unabsehbliche Wassermasse herab, periodisch noch anwachsend, die über ein langes Thal Segen und Fruchtbarkeit verbreitet, deren Ursprung aber unübersteigliche Hindernisse der Natur verhüllen: was ist natürlicher, als daß die glühende Phantasie der Anwohner die unergründliche Ursache einer so außerordentlichen Erscheinung mit allem Geheimnißvollen und Wunderbaren umgibt? Sieht doch das Volk (und wer wollte diese poetische Ansicht ihm nehmen) noch in unsern Ländern, der Wiege der Aufklärung, wie wir sie rühmen, auf dem Grunde der Ströme die krystallinen Paläste der Wasserfeien, in welchen hinabgezogene Badende lustwandeln; Niren in jedem Gebirgsbache und hinter jedem Erlensbusche, und reizende Meerwägen auf den Wogen der See im Mondlichte sich wägend, deren Lied Herz und Sinne des Hörers bethört!

B. Gutt.

Delhi.

(Mit einem Staßliche.)

Nachdem von den eindringenden Bramahnenstämmen die äthiopische Urbewölkerung Hindustans (das ehemalige Mittelglied zwischen den Negervölkern Mittelafrika's und Oceanien's) unterjocht, und zu unreinen verabscheuten Rasten herabgestoßen worden war: erhoben sich an den heiligen Flüssen Ganga und Dschumma (im Sanskrit Jamuna d. i. die Glänzende) beginnende Civilisationen, und schon vor undenklichen Zeiten wohlgegliederte Staatssysteme, mit einer bis zum Machiavellismus — wie

* Eine andere Tradition sagt, daß diese vier Flüsse der Nil, der Euphrat, der Seihan und der Dscheihan seien, und daß der erste im Paradiese aus Milch, der zweite aus Wein, der dritte aus Wasser, und der vierte aus Milch bestehe.

** Labrus niloticus nach Hasselquist.

Manches in Manus Geseze beweist — verfeinerten Politik. In diesen Reichen blühten, theils im Duab (dem Lande zwischen jenen zwei heiligen Strömen) theils unterhalb ihrer Vereinigung Städte, von deren Macht und Reichthum jetzt nur noch niedrige Trümmer, zum Theile mit Termitenhausen überwachsen, aber oft von einer Ausdehnung, welche der von London gleich kommt, Zeugniß geben.

In einem der mächtigsten dieser Reiche, im Lande Kuru, lag die alte Hauptstadt Indraprastha. Hier war der Kern des Brahmthums, schon durch die Traditionen dieses Cultus bewiesen, welche alle dahin gehen, daß die Bewohner des Plateaus Kuru, zwischen den beiden geweihten Strömen, von einer Colonie civilisirter Voraltern abstamme, welche sich selbst Söhne des Brahma nannten. Eben weil diese Gegend der Mittelpunkt der brahmanischen Kraft und Cultur war, schlug auf deren Trümmern die spätere Mohammedanerkerrschaft so kräftige Wurzeln.

Indraprastha, der Sitz der Bildung und der Künste, wo die altindische Herrlichkeit in ihrem ganzen Glanze sich entfaltete, glich in ihrem Aeußern wohl den übrigen Brahmanenstädten, deren Eigenthümlichkeit in folgenden Zügen gegeben ist. Lange und breite Straßen, nach der Schnur abgemessen, an beiden Seiten mit Portalen geziert, mit Kies bestreut und bewässert; die Häuser schön und stattlich, drei bis sieben Stockwerke hoch. Allenthalben schöne Gärten und Parks von Mangobäumen. In der Mitte der Stadt das ungeheure Königsschloß mit weiten Höfen, Gärten und Terrassen. Rings um die Stadt eine hohe Mauer mit Thoren und starken Thürmen, von einem breiten Graben umgeben. Dieser profaische Auszug aus einer Schilderung des Epos Ramayana wird durch die griechischen Beschreibungen der Brahmanenstädte, welche Alexander der Große auf seinem Weltzuge am Indus fand, aufs genaueste bekräftigt.

Das Reich Kuru blühte nach dem Vertilgungskriege, den es im zwölften Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung mit dem Pandu-Geschlechte führte, in ungezügelter Ruhe und Abgeschiedenheit. Von da ab verliert sich jede geschichtliche Spur dieses Reiches, wie überhaupt aller indischen. Der große Kriegszug Alexanders berührte nur die westlichen Hindustämme am Indus, nicht den Sitz der eigentlichen Brahmanenvölker. Letztere werden dem Occidente erst näher bekannt durch den Bericht des Megasthenes, Gesandten des Seleucus I. am Hofe des Maharadscha von Tapaliputra (Palibothra). Der Geographie wurden diese Länder, am Umfange dem halben Europa gleich, erst durch die Kriegszüge der Mohammedaner erobert.

Im vierten Jahrhunderte der Hidschret that Mahmud Sultan von Gazna (in Kabulistan, reg. 997 — 1030) gleich beim Regierungsantritte ein Gelübde, alljährlich eine Ghazi, einen heiligen Krieg gegen die Ungläubigen, d. i. Brahmanenvölker, zu führen. Durch zwölf große Feldzüge und zahllose kleinere Ueberfälle vernichtete dieser gewaltige Krieger das Brahmthum in seinen tiefsten Wurzeln, verwandelte Residenzen in Brandstätten und Schutthaufen, Tempel in Ruinen, und errichtete auf den Trümmern der altindischen Welt die mittelalterliche Mohammedaner-Herrschaft in Hindustan.

Zu dieser Zeit erscheint in der Gegend des alten

Kuru-Reiches das Reich Mirut, mit der Capitale Delhi (der Sage nach von einem verehrten Brachminen Delu so genannt) auf der Stelle des alten Indraprastha, als das mächtigste dieser weiten Gegend. Sultan Mahmud, nachdem er die Hindureiche am Indus und im Pendschab zertrümmert hatte, schlug in seinem neunten Feldzuge den Radscha Hurdut von Mirut so gänzlich, daß dieser ehemals von allen indischen Fürsten gefürchtete Herrscher nun sein Haupt flüchtig und verlassen in einem Waldbüsch barg, das weder Sonnenstrahl noch Wind durchdrang. Doch auch hier ausgepäht, erdolchte der Radscha erst sein Weib, dann sich selbst.

Mit schwerer Beute beladen, kam Mahmud von jedem seiner Verheerungszüge heim. Nicht nur der östliche Schatz überfüllte sich, sondern auch das zurückkehrende Volk brachte Reichthümer mit, und so viele Gefangene, daß ein Einzelner oft nur um 10 Drachmen verkauft wurde.

Wie Gewitterschläge waren diese Raubzüge vorübergehend, aber dauernd und schwer ihre Folgen. Von den Hochlanden Turan und Kabulistan kamen während des dortigen Völkergetümmels fünf neue Dynastien, wie verheerende Uberschwemmungen, in die Gangesländer, verwüsteten diesen ehemals blühendsten und bevölkerlichsten Theil der Erde, und setzten sich zu Delhi fest.

Der Sklave und Feldherr Kutbeddin Iqub eroberte 1193 Delhi, und gründete das bis in die neueste Zeit dort (freilich unter den verschiedensten Dynastien) bestandene mohammedanische Kaiserthum, dessen Herrscher sich Padischah nannten. Von Delhi aus unternahm er weitere Raubzüge und häufte so unermessliche Reichthümer zusammen, daß sich in seinem Nachlasse an Diamanten allein 400 Pfund an Gewicht vorfanden. Unter seinen Nachfolgern hob sich die Stadt Delhi außerordentlich. Es ward der glänzendste Hof der Welt, Künste und Luxus blühten. Delhi füllte sich nach allen Seiten, die kaiserliche Roma weit überbietend mit Moscheen, Palästen, Mausoleen und Prachtgebäuden aller Art.

Unter der folgenden Dynastie wies 1297 der tapfere Held Zuffar Khan einen furchtbaren Einfall der Mongolen, welche mit 200,000 Mann bis unter die Mauern von Delhi gedrungen waren, zurück. Die von Delhi nördliche Ebene war von jeher das Schlachtfeld der Entscheidung über Indiens Schicksal. — Doch obgleich die äußern Angriffe zurückgeschlagen waren, zerfiel die Macht des Reiches unter den Gräueln und der Lippigkeit seiner Herrscher.

Den ersten Anstoß zum Verfall Delhi's gab der Plan Mahmud Toghluks, um die Hauptstadt bei den großen südlichen Eroberungen mehr in die Mitte des Reiches zu verlegen, die Stadt Deoghiri auf dem Plateau von Dekkan zur Residenz zu erheben. Auf des Kaisers Befehl wurden die uralten Bäume in den Lustgärten von Delhi mit den Wurzeln ausgehoben und längs der Straße nach Deoghiri angepflanzt. Die ganze Straße von 40 Tagereisen (über 150 geogr. Meilen) war von diesen Bäumen, wie von einem Garten eingefaßt. Ein großer Theil der Einwohner Delhi's wurde mit Gewalt in die neue Residenz verjagt und in Delhi, vor Kurzem der Reib der Welt genannt, wurden ganze Stadtviertel eine Wohnung der Eulen und Raubthiere. Obgleich nach einer Reihe von Jahren der abenteuer-

liche Plan aufgegeben werden mußte, konnte Delhi sich doch nicht erholen. Ein dreijähriger Bürgerkrieg in der Stadt, Hungernoth und Pest bereiteten sie auf den härtesten Schlag in ihrer Geschichte vor.

Der Dschingischanide Timur überschritt auf seinem weltstürmenden Zuge den Indus, brannte auf seinem Wege quer durchs Pendschab alle Dörfer ab, mezelte alle Einwohner nieder und drang vernichtend und unaufhaltsam bis Delhi vor. Seit seinem Ubergange über den Indus hatte Timur über 100,000 Sklaven mitgeschleppt; er fürchtete, sie könnten sich während des Getümmels der Schlacht empören, und ließ alle auf der Stelle umbringen. Timurs Veteranen, welche die halbe Welt erobert hatten, errangen auch in dieser blutigen Schlacht, trotz der verzweifeltsten Gegenwehr und des betäubenden Lärms der indischen Glocken, Trompeten und Beckenschläge, welche von den Kriegselephanten herab nebst dem Geschrei des Heeres die Erde erzittern machten, einen vollständigen Sieg. Am andern Morgen zog Timur in Delhi ein, und die furchtbare Plünderung und Zerstörung der ganzen Prachtstadt begann. Die in der Stadt sehr zahlreichen Guebern verbrannten sich mit ihren Familien in den Häusern; was das Feuer verschonte, wurde niedergestochen, aus ihren Schädeln nach Timurs roher Weise Pyramiden gebaut. Das gemeine indische Volk ward in Ketten vor die Thore geschleppt, wo jeder Officier so viele Sklaven nahm, als er wollte; gemeine Soldaten zogen mit 20—500 Sklaven davon. Viele Tausende indischer Künstler und Handwerker wurden an die Emire des Heeres vertheilt. Die Beute war unermesslich. So wurde die civilisirteste Population von Hindustan durch alle Welt zerstreut oder vernichtet; Delhi blieb mehre Monate lang ein Aschenhaufen, und später erst erhob sich neben und auf den Trümmern, welche noch heute weit und breit die Gegend bedecken, eine neue Stadt.

Timurs Zug war nur vorübergehend. Doch konnte Delhi über ein Jahrhundert lang nicht zu Glanz und Ansehen kommen; bis der kühne Held Baber von Samarkand über Kabul und Lahore bis Delhi vordrang, auf der alten Schlachzebene das indische Heer zerstreute, ohne Widerstand in Delhi einzog und eine neue kräftige Dynastie, die sogenannte großmogulische, gründete. Er und vorzüglich sein großer Enkel Akbar, das Ideal eines weisen, hochsinnigen Regenten, erhoben Delhi zu neuer Blüthe. Akbar errichtete zu Delhi eine Sternwarte, legte Straßen an und grub Kanäle und obgleich er seine Residenz nach Agra verlegte, so gelangte doch Delhi zu einem Theile seines alten Glanzes. — Unter dem Tyrannen Aurungzeb (d. h. Thronbesitzer, reg. 1656—1707), der über die Leichen seines Vaters und seiner ganzen Familie den Thron bestieg, gingen die Mahratten im Dekkan, Ueberreste der altindischen Kriegercaste, an, ihre Macht zu vermehren, und brachten im Laufe eines Jahrhunderts das Kaiserthum Delhi durch immerwährende Raubzüge zu einem Schatten seiner ehemaligen Größe herab. Die Stadt Delhi selbst erfuhr noch einen harten Schlag durch Nadir Schah von Persien, welcher mit seinen Reiterhorden das mongolische Reich überschwemmte, Delhi durch Kriegskunst und Verrätherei erstürmte (1738), zum Theile niederbrannte, 200,000 Einwohner niederhauen ließ und eine ungeheure Beute,

gegen 400 Millionen Gulden, entführte. Endlich kam Delhi in die Gewalt der Mahratten, der Großmogul war nur ein Vasall der mächtigen Conföderation und in dem Kriege, in welchem 1803 die Briten die Macht der Mahratten vernichteten, drangen jene bis Delhi vor, errangen unter den Mauern dieser Stadt einen entscheidenden Sieg und nahmen die Stadt mit ihrem, von seinen eigenen Partheigängern geblendeten Kaiser in Besitz. Sie ließen den Greis im Besitze seines Ranges, jedoch ohne Macht und wiesen ihm und seinen Nachkommen zum Unterhalte Domänialgüter an, welche im Jahre 1814 fast 146,000 Pfund Sterl. abwarfen.

Der jetzige Titularkaiser (Schahschahi, König der Könige, nennt er sich) Akbar II. bewohnt den prachtvollen Audienzpalast, welchen sein glücklicherer Ahn Akbar I. erbaut, von wenigen Höflingen umgeben, und in der Stadt fast unbekannt. —

Delhi, welches seit seiner Gründung wechselvollere Schicksale über sich ergehen sah, als irgend eine andere Hauptstadt der Welt, liegt mitten in einer Trümmerswelt, die über eine Oberfläche von 20 englischen Quadratmeilen sich ausbreitet, während Delhi selbst nur noch 7 Quadratmeilen bedeckt. Die Schutthaufen des antiken Delhi, welche Timur von der alten Herrlichkeit zurückließ, liegen ganz zerstört und zerstreut über der weiten Ebene, welche nackt und unfruchtbar ohne irgend einen landschaftlichen Reiz am Westufer des Dschumna, der hier außer der Regenzeit selbst nicht für kleinere Lastboote schiffbar ist, sich ausbreitet. Aber Delhi, ob schon es von 2 Millionen Einwohnern, die es zu Auringzebs Zeiten gezählt haben soll, auf kaum ein Zehntel herabgesunken ist, bewahrt die Größe des Mogulreiches noch in vielen Baudenkmalen. Wiewohl diese fast alle im Verfall sind, so zeichnen sie sich noch immer durch den Styl, den feinen Geschmack, das Grandiose aus und ohne Schah Nadirs Blutbad und Zerstörung würde Delhi heute noch weit glänzender und bevölkerter seyn. Das bemerkenswerthe selbst ist der erwähnte kaiserliche Palast, in welchem der Dewan-Kost, d. i. Audienzpalast, aus weißem Marmor, dem Titularkaiser zum Wohnsitz dient. Hier stand der Pfauenthron der Großmogulen, aus Goldtafeln, ganz mit Diamanten, Rubinen und Smaragden überzogen; er erhob sich zwischen zwei Pfauen mit ausgebreiteten Edelsteinschweiften, hinter denen ein Papagei in natürlicher Größe, aus einem einzigen Smaragde geschnitten, diesen prachtvollsten Thron der Welt zierte. Dieses unschätzbare Kleinod wurde von Schah Nadir geraubt. Den kaiserlichen Palast fand Bischof Heber großartiger, als den Kreml in Moskau.

An der Südseite des Palastes dehnt sich die Stadt, 7 englische Meilen im Umfange, aus, mit Stadtmauern und 7 schönen Thoren umgeben. In diesem Raume erhoben sich vordem die ungeheure Medresse (Schule), welche jetzt geschlossen ist, und vierzig große Moscheen, unter denen die Yamuna-Musdjid von jeher die Bewunderung der Völker durch ihre großartige Architektur erregte. Sie steht noch und Bischof Heber hält sie für das herrlichste Denkmal des mohammedanischen Cultus in Indien. Die prachtvollen Verzierungen, die erhabenen Kuppeln, die beiden 130 Fuß hohen Minarets, die Colonnade von rothem Granit, welche das Ganze um-

schließt, sichern ihr diesen Ruhm. Wie der Kaiser, so bauten die Großen Paläste, Bäder und legten herrliche Gärten an. Hierzu kamen die Gärten und Schlösser der Kaiserinnen und Prinzessinen, die Mausoleen, die Wittwenstiege, alle von weitem Umfange mit Bädern, Gallerien, Marfällen u. s. w. Alle diese Pracht wurde bei Nadirs Ueberfalle mehr oder weniger ein Feld der Verwüstung.

Die neue Stadt (in allen officiellen Aktenstücken den pompösen Titel Schahdschianpur, Stadt des Weltkönigs, führend) ist nur dünn bevölkert, und nur noch ein Schatten ihres ehemaligen Glanzes, obgleich sie seit der Besitznahme der Engländer sich etwas zu heben beginnt. Sie hat mit wenigen Ausnahmen enge Straßen, wenig besetzte Bazare; geringer Handel und einige Gewerbe beschäftigen die Bevölkerung. Nur vom Norden aus Kaschmir und Kabul kommen noch Karavannen von Bedeutung mit Geweben, Shawls, Früchten und Pferden. Weder der spärliche Hofstaat des Titularkaisers, noch der englische Resident mit seiner Umgebung, welcher den Großmogul, den erlöschten Schah von Kabul in Ludiana, und die zinspflichtigen Schicksfürsten zu überreden hat, bringen viel Leben in diese traurige Einöde. Doch wenn die neue Stadt wenig Anziehendes bietet, so ist eine Wanderung durch die großartigen Ruinen von Altdelhi, von denen wir einen Theil in Abbildung beilegen, um so interessanter. Einige Thore, Karavansereien, Moscheen und Grabmäler patanischer und mongolischer Kaiser stehen noch, mehr oder minder der Auflösung nahe, und geben Zeugenschaft von dem Flore, der solche Prachtbauten entstehen ließ. Innerhalb der Trümmer des alten Forts steht zwischen weitausläufigen Mauern jene merkwürdige Säule von braunem Granit, 10 Fuß im Umfange und 42 Fuß hoch, und ganz mit persischen und sanskritischen, zum Theile auch ganz unbekanntem und noch unentzifferten Inschriften bedeckt, welche Feroze Cotelah (Ferozes Stab) genannt wird, und derengleichen man schon an fünf andern Orten in Indien fand. — Nahe diesem Denkmale liegen die prachtvollen Gräfte und Mausoleen der Baberidenkaiser, besonders das Humaiuns des Sohnes Babers von weißem Marmor. Auch die kaiserlichen Gärten Schahlimar, eine Meile im Umfange haltend, sind noch in ihrem verwilderten Zustande prachtvoll und jetzt in einen Park umgeschaffen. — Bewundernsworth ist das Denkmal Cutas-Minar, an der Basis ein Polygon von 27 Seiten, aus sehr schönem, rothem, festem Sandsteine erbaut. Es erhebt sich als Säule bis zu 242 Fuß und ist mit 27 halbrunden Canellirungen emporgeführt, deren Flächen mit Sentenzen aus dem Koran beschrieben sind. Der Stifter der Ghuriden-Dynastie errichtete es zur Verherrlichung des Sieges des Islam über die Götzendiener. — Ein späteres Denkmal der Vorliebe der Baberiden für die Wissenschaft sind die Trümmer des prächtigen astronomischen Observatoriums. Die colossalen Gnomone und Quadranten, die Gewölbe, die Marmortreppen, alle ehemaligen großartigen Anstalten, sind in den Trümmern noch zu erkennen.

Dieses wären die wichtigsten unter den zahllosen Monumenten einer verschwundenen glücklichen Zeit. Uns bleibt nur noch die Vertlichkeit des neuen Delhi zu beachten übrig. Die Stadt liegt, wie gesagt, am

westlichen Ufer der Dschumna, in einer weiten Ebene, 800 Fuß über dem bengalischen Golfe. Der Boden ist dürr, mit häufigen Salzflorescenzen bedeckt, die Brunnen sind brakisch. Der nackte Boden absorbiert sehr viele Sonnenstrahlen und vermehrt dadurch seine Temperatur und die Dürre der heißen Jahreszeit ungemein. Nichts destoweniger liegt das ebene Land den Winden vom Meere und von den kühlen Berggegenden von Afghanistan und Kelat offen. Hier ist also das Klima großer Extreme, schneller Wechsel von Hitze, und einer bisweilen selbst empfindlichen Kälte; doch kommen noch manche Tropenpflanzen des südlichen Dekkan hier fort, und gedeihen in den geschützten kaiserlichen Gärten üppig. Das sandige Ufer der Dschumna, obgleich wie Indien im Allgemeinen, dem Europäer nicht sehr zuträglich, haucht doch nicht, wie das mit Pflanzenmoder bedeckte Ufer des Ganges, sicheren Tod für ihn aus. Auf der Westseite beginnen in kurzer Entfernung von Delhi weite Wüsteneien mit einiger sparsamen, rigiden, dornigen Vegetation, und mit Löwen, Tigern, Schakals, Nilgauen und Gazellenheerden bevölkert.

B. Gutt.

Miscellen.

Fahrzeuge der Eskimos. Bei dem Fischfange bedienen sich die Eskimos der Kajak's. Es sind diese Kähne von Seehundsfellen. Sie laufen an beiden Enden dünn ab, sind sehr enge, leicht wie Korkholz und gleiten über das Wasser, wie Schlittschuhe über das Eis. Der Schiffer setzt sich in die Mitte dieses zerbrechlichen Fahrzeuges. Es reicht ihm bis an den Gürtel und da er daran angebunden ist, so handhabt er es, wie einen Theil seiner selbst. Es ist nun nicht mehr ein gewöhnliches Schiff, es ist nicht mehr der Fischer in seiner Barke, es ist ein Mensch mit einer Schwimmblase, ein in einen Fisch verwandelter Mensch. In der einen Hand hält er ein flaches Ruder mit zwei Schauffeln, womit er die schnellsten Bewegungen und sonderbarsten Wendungen ausführt. An der Seite hat er seine Pfeile und seine Harpunen. So bewaffnet steuert er durch die ungestümen Wellen, verfolgt die Seehunde und wagt selbst den Wallfisch anzugreifen. Zuweilen nimmt er auch zur List seine Zuflucht: er betäubt durch Pfeifen die Möve, und wenn er sie stille halten sieht mit herabhängenden Flügeln, unbeweglichem Kopfe und stierem Blicke, sendet er einen seiner Pfeile nach ihr und selten verfehlt er seine Beute.

Außerdem haben die Eskimos noch ein anderes Fahrzeug, das sie Umiack nennen. Dies ist ihr Reise- und Proviantschiff, ihre Jacht. Auf ihm werden die Fahrten von einer Ansiedlung zur andern unternommen und die Lebensmittel in die Niederlassung geschafft. Die Weiber schiffen sich mit den Kindern ein und nehmen alle Hausgeräthschaften und die Pfähle, deren sie zur Errichtung eines Zeltes bedürfen, mit sich. Sobald der Umiack an der Küste landet, nimmt der Grönländer die Pfähle, wickelt die Seehundsfelle auf und siehe da, seine Wohnung ist fertig. Ein dünnes Brett von einigen Zollen Höhe, sondert bloß die Mädchen von den verheiratheten Frauenspersonen.

(X. Marmier: Lettres sur l'Islande.)

Der Pulla. Der Pulla ist eine Karpfenart, so groß wie eine Makrele und so schmackhaft wie die Salmen. Alle Jahre in den vier Monaten, welche der Anschwellung des Flusses vorangehen, vom Januar bis April, zieht er den Indus hinauf; der Zug geht nicht höher hinauf als bis Bakkar und die Eingebornen glauben, der Fisch mache diesen Zug wegen des hier begrabenen indischen Heiligen, Hadschi Khizr, und kehre zurück, ohne der heiligen Stelle je den Schweif zuzufehren, eine Behauptung, die sich wegen der schmutzigen Farbe des Indus nicht leicht widerlegen läßt. Der Fisch wird in großer Menge gefangen, theils frisch, theils getrocknet verzehrt, theils auch ausgeführt. Die Art des Fanges ist sonderbar genug. Jeder Fischer hat einen großen irdenen Krug, welcher oben offen und ziemlich flach ist; auf diesen legt er sich und schwimmt wie ein Frosch bis in die Mitte des Flusses, wo die Strömung am stärksten ist, wirft dann sein Netz aus und fährt stromabwärts. Dieses Netz besteht aus einem Sack an einer Stange, sobald er etwas gefangen hat, schließt er denselben, zieht ihn herauf, durchsticht den Fisch und steckt ihn in das irdene Gefäß. Auch haben sie kleinere Gefäße ohne Deffnung und auf diesen fahren sie in stehender Stellung den Strom hinab. Hunderte von Menschen, jung und alt, sind mit diesem Fange beschäftigt und das Volk begrüßt die Jahreszeit mit lautem Jubel.

Von der Stadt Sihwen aufwärts aber fängt man den Pullafisch mit Netzen, welche am Bug kleiner Schiffe hängen, die zugleich dem Fischer und seiner Familie zur Wohnung dienen. Seine Frau, gewöhnlich ein starkes Weib, lenkt, oft mit einem Kinde im Arme, das Steueruder, um das Schiff in der Mitte des Stromes zu erhalten, während der Mann die Fische fängt und tödtet.

Auch findet man im Indus bis Bakkar hinauf Meeresschweine, die sich im Wasser des Stromes belustigen; sie sind etwas grauer, als die im salzigen Wasser.

(Aus Burnes Reisen in Indien.)

Die sindischen Matrosen. Unsere Equipage, erzählt Burnes in seiner Reise in Indien, bestand aus 16 Mann, einem glücklichen Menschenschlage; sie waten den ganzen Tag durch das Wasser (des Indus), schwammen munter und lustig herum, und kehrten gelegentlich ins Boot zurück zu ihrer Hufa (Pfeife) und dem berausenden Bang, welchem sie sehr ergeben sind. Sie bereiten diesen Trank, indem sie den Saft aus dem Samen und den Stängeln des Hanfs durch ein Tuch pressen. Wenn er zum Trinken recht ist, gleicht er einem grünen Wasser und muß sehr schädlich seyn.

Die sindischen Matrosen sind Mohammedaner und sehr abergläubisch; der Anblick eines Krokodils unterhalb Heiderabad, der Hauptstadt von Sind, gilt für ein böses Zeichen. — An ihren Gefangen erkennt man ihre Heiligenveneration. Seeleute sind, glaube ich, überall musikalisch, und den Liedern der Sindier, obwohl sie in einem wunderlichen Dialekte abgefaßt sind, fehlt es nicht an Einfachheit und Schönheit. Als wir die Moscheen von Sihwen erblickten, rührten die Schiffer vor Freude eine Trommel und sangen einige ihrer Lieder, welche, als wir an den Luffibergen vorüber fuhren, im freundlichen Echo widerklangen.

Krönung Seiner Majestät Kaiser Ferdinand des Ersten zum Könige von Böhmen. (Mit einem Stahlstiche.)

Der siebente September des Jahres 1836 war für das Königreich Böhmen und seine zwei Kronländer Mähren und Schlesien der glückliche, ewig denkwürdige Tag, an welchem in der Hauptstadt Prag nach den bestehenden Landesgrundgesetzen Seine Majestät Kaiser Ferdinand der Erste zum Könige von Böhmen gekrönt wurde.

Schon um sechs Uhr Morgens verkündeten Kanonensalven und der weithallende Klang der großen Glocke an der Prager Dom- und Krönungskirche zu St. Veit die hohe Feier, welche die sehnlichsten Wünsche dreier, dem Kaiserhause Oesterreichs treu ergebenen Slavenvölker erfüllte. Um diese Zeit begann ein so reges Leben auf den Strassen der Hauptstadt, wie wir es in einer so frühen Morgenstunde noch nie sahen. Das k. k. Militär, welches auf den Schloßplätzen Spaliere zu bilden beordert war, die schön uniformirten bürgerlichen Corps und die sämmtlichen Zünfte Prags zogen mit Fahnen und klingendem Spiele zur königlichen Burg. Dahin strömte aus allen Theilen der Stadt das Volk in einer Menge, welche die Gassen kaum zu fassen vermochten, mit Freude und Jubel; um entweder dem erhabenen Krönungsacte selbst beizuwohnen, oder um in der Nähe der heiligen Stätte während der Zeit zu weilen, wo der huldvolle Monarch die Privilegien des theuern Vaterlandes bestätigte und mit der Krone des Reiches die Sorge für das Wohl Aller übernahm.

Gegen sieben Uhr hatte die prachtvolle Auffahrt der sämmtlichen Stände, der k. k. Minister, des diplomatischen Corps, der Loisonisten und Großkreuze der inländischen Orden den Anfang genommen. Eine unübersehbare Reihe von den glänzendsten Equipagen, begleitet von einer zahlreichen und kostbar gekleideten Dienerschaft, bewegte sich durch volle zwei Stunden nach dem ersten Hofe der Burg zur Hauptstiege Seiner Majestät des Kaisers, wo die hohen Herrschaften absteigen und sich in das zur Versammlung bestimmte allerhöchste Appartement auf der Seite Seiner Majestät begaben.

Um die siebente Stunde wurden die königlich böhmischen Krönungsinsignien von dem Stellvertreter des Oberstburggrafen*, Seiner Excellenz dem Herrn Staats- und Conferenzminister Grafen von Kollowrat-Liebskeinstky und von den ständischen Mitgliedern, welchen die Schlüssel zu den dreizehn Sperrungen des Kronarchivs anvertraut sind, aus dem Sacrum der St. Wenzelskapelle erhoben, und ohne Gepränge nach Hof getragen**. In den innern Gemächern Seiner Majestät

auf die hiezu unter einem Baldachin bereit liegenden goldstoffenen Polster gelegt, übernahm sie der Stellvertreter des k. k. Oberstkämmerers Graf Kaspar Sternberg. Um acht Uhr erfolgte die feierliche Übertragung derselben über den zweiten und dritten Schloßhof in die St. Wenzelskapelle. Nachdem hiezu die Oberstland-Officiere von dem genannten Stellvertreter des k. k. Oberstkämmerers in die innern Gemächer Seiner Majestät berufen wurden, und dort die königlichen Insignien sammt den Polstern erhoben, eröffnete der Oberstlandhofmeister Freiherr von Hess mit seinem Amtsstabe den Zug; ihm folgten der Stellvertreter des Oberstburggrafen mit der Krone und dem zur selben gehörigen rothatlassenen Käppchen; der Oberstlandrichter, Freiherr von Wagemann, mit dem Reichsapfel; der Oberstlandschreiber, Freiherr von Prochaska, mit dem Scepter; der Kronhüter des Herrenstandes, Graf Dietrichstein, mit Stola und Gürtel, und endlich der Kronhüter des Ritterstandes Bohusch Ritter von Dttoschütz mit dem königlichen Mantel. Sechs k. k. Leibgarden, drei Arcieren zur Rechten und drei Ungarische zur Linken, begleiteten den Zug, vor welchem das zu beiden Seiten des Weges aufgestellte Militär und die paradirenden Bürgercorps das Gewehr präsentirten. In der St. Wenzelskapelle wurden die königlichen Insignien auf den St. Wenzelsaltar gelegt und die Oberstlandofficiere kehrten nach Hof zurück; die beiden Kronhüter jedoch übernahmen mit dem Erbthürhüter, Freiherrn Malota von Solopiff und mit den hiezu eigends vom Oberstburggrafen ernannten Commissären nebst den sechs Garden die Bewachung derselben und blieben bis zur Ankunft Seiner Majestät in der Kapelle, in welcher sich bereits auf dem Seitenaltare die zur Opferung bei dem Krönungshochamte bestimmten Weinfässer und das versilberte und vergoldete Brotblaub befanden.

Etwas später kam der Fürst-Erzbischof von Prag, Alois Graf Starbek-Ankiewicz von Pöslawice, von dem Clerus begleitet, in der Domkirche an und begab sich in die Sakristei; zu gleicher Zeit wurde durch den k. k. Truchsess und Schatzmeister Ritter Caballini von Ehrenburg die Hauskrone und das Krönungskleid und dann von einem k. k. Kammerdiener die Scheide von dem Schwerte des heiligen Wenzel mit dem königlichen Ring überbracht und ebenfalls in der St. Wenzelskapelle deponirt.

Um neun Uhr begann der feierliche Krönungszug. Seine Majestät begaben sich in der Feldmarschalls-Uniform, mit den vier Ordensketten und dem großen Bande des Militärordens umgeben, aus Allerhöchst Ihrem Appartement durch die Vorgemächer, in welchen ein Spalier

Zweite zu Ende des Jahres 1620 das Kronarchiv verlegte, verwahrt. Die Schlüssel zu den drei Kronarchivsthüren sind dem Oberstburggrafen, dem Fürst-Erzbischof von Prag oder in seinem Namen dem Archidiacon des Domstiftes, dem Domdechant, dem Oberstlandschreiber, dem prager Bürgermeister und den Kronhütern des Herrn- und Ritterstandes anvertraut. In dem Kronarchiv steht auf einem mit rothem Sammt bedeckten Tische ein Kasten. Darin befinden sich in zwei Abtheilungen Krone, Scepter, Reichsapfel, Mantel, Gürtel, Stola und das rothatlassene Käppchen. Der Hermelinpelz wird der besseren Erhaltung wegen auswärts verwahrt, das Schwert des heiligen Wenzel und das Karolinische Kreuz aber liegen in der Schatzkammer des Domes nächst der Sakristei.



KRÖNUNG IHRER MAJESTÄT DER KAISERIN MARIA ANNA ALS KÖNIGIN VON BÖHMEN.

* Se. Excellenz der Herr Oberstburggraf von Böhmen, Karl Graf Chotek wurde durch den Tags vorher plötzlich erfolgten Tod seines um das Vaterland hochverdienten Bruders, des Fürst-Erzbischofs von Olmütz, verhindert, bei der Krönung zu fungiren.

** In früherer Zeit befanden sich die königlichen böhmischen Krönungsinsignien in dem vier Stunden südwestlich von Prag entfernten Schlosse Karlstein, welches Kaiser Karl IV. zur Aufbewahrung derselben und der wichtigsten Landesurkunden und Privilegien im Jahre 1357 erbaute. Gegenwärtig werden sie in der Prager Domkirche in dem Sacrum der St. Wenzelskapelle (einem festen, lichten Gewölbe), wohin Kaiser Ferdinand der

von Arcieren- und Ungarischen Leibgarden aufgestellt war, über die von der Trabanten-Leibgarde besetzte Haupttreppe herab, traten dort unter den für Allerhöchst dieselben bereiteten Prachthimmel, und gingen mit dem ganzen Hofstaat und übrigen Gefolge auf dem mit rothem und weißen Luche belegten Breiterwege über den zweiten Schloßplatz zwischen den zu beiden Seiten gereihten Grenadieren, Bürger-Corps und Zunften durch den Hofbauamts-Schwibbogen in folgender Ordnung zur Domkirche:

Zuerst kamen k. k. Hoffouriere, dann k. k. Edelknaben und Kammerfouriere. Ihnen folgten die Stände des Herrn- und Ritterstandes, die k. k. Truchfessen, die k. k. Kammerer, die Erbämter und die Oberlandes-Officiere, ohne Beobachtung eines Ranges. Nach ihnen erschienen die k. k. geheimen Räte, der Oberlandhofmeister mit seinem Amtsstabe, der königlich böhmische Herold im Wappenrode mit aufgesetztem Federbart und aufrecht gehaltenem Stabe, dann der Oberlandmarschall Graf Clam-Gallas mit dem entblößten Staatschwerte und hierauf Seine Majestät der Kaiser, König Ferdinand der Fünfte Selbst, mit bedecktem Haupte unter dem Prachthimmel, dessen acht Stangen von den Oberbeamten des Prager Magistrats getragen wurden und zwar: von dem Magistratsrath Hofmann, als Stellvertreter des erkrankten Bürgermeisters Ritter von Sporschl, ferner von den beiden Vice-Bürgermeistern Fanta und Keller, dann von den Prager Magistratsräthen Häußler, Tebauzky, Kibery, Strecker und Schüg.

Den erhabenen Monarchen begleiteten zu beiden Seiten der erste Obersthofmeister Rudolph Fürst zu Colloredo-Mansfeld, der k. k. Obersthofmarschall Peter Graf von Goeß, die Ritter des goldenen Vlieses und die Großkreuze der inländischen Orden mit der Kolane, und etwas mehr vorwärts die Hauptleute der k. k. Arcieren-, Ungarischen und Trabanten-Leibgarde, Graf Altemö, Freiherr Splenyi von Micháldy und Graf von Civalart, dann der Generaladjutant Seiner Majestät des Kaisers, Karl Graf Clam-Martiniz. Sechs Arcieren- und sechs Ungarische Leibgarden leisteten nebst zwölf Trabanten-Leibgarden die Nebenbegleitung. Während des Zuges erklangen die Glocken des Doms und der sämtlichen Kirchen in Prag, die aufgestellten Bürger-Corps und das Militär senkten die Fahnen und präsentirten das Gewehr, und die Musikhöre spielten die Nationalhymne. Als der Zug in die Nähe der Domkirche kam, begab sich der Fürst-Erzbischof mit dem Clerus aus der Sakristei zur Kirchenthür und erwartete an der linken Seite derselben Seine Majestät. Bei der Ankunft segnete er Allerhöchstdieselben mit dem Weihsprenkel, nahm darauf von dem Domdechant Pöllner das der Domkirche vom Kaiser Karl dem Vierten verehrte Kreuz und reichte es dem huldvollen Monarchen zum Kuße dar. Seine Majestät traten hierauf unter Trompeten- und Paukenschall in die Kirche und begaben sich in die mit den Landesfarben geschmückte St. Wenzelskapelle, wohin Allerhöchstdieselben der Stellvertreter des k. k. Oberstkammerers, die Oberlandesofficiere, Erbämter und die Räte der böhmischen Landesstelle folgten. Das übrige Gefolge nebst den Garden und dem Prachthimmel blieben an der Thüre

stehen, der Consecrator aber ging mit der Geistlichkeit in die Sakristei, um das Messgewand anzuziehen.

Vor dem Altar des heiligen Wenzel war für Seine Majestät ein Armlehnsessel und ein Knieschämel vorbereitet. Dort kniete der fromme Monarch nieder, verrichtete ein kurzes Gebet und legte, nachdem Ihm der k. k. erste Obersthofmeister die Ordenskettchen abgenommen hatte, die Kleidung ab. Der Stellvertreter des k. k. Oberstkammerers, dann der böhmische Oberlandkammerer Graf Hartmann von Klarstein zogen hierauf mit Beihilfe k. k. Kammerdiener Höchstdieselben das Krönungskleid an und gaben Allerhöchst Ihnen Stole, Gürtel und den Krönungsmantel um.

Als darauf der erste k. k. Obersthofmeister Seine Majestät wieder mit den Ordenskettchen geschmückt und Allerhöchstdieselben die Hauskrone aufgesetzt hatte, erschien der Fürst-Erzbischof als Consecrator im Kardinalkleide mit dem assistirenden Clerus in feierlicher Procession, an der Kapellenthür. Seine Majestät begaben sich nun unter Trompeten- und Paukenschall mit der gesammten Begleitung bis zu dem Eingang derselben, und nachdem hier der Consecrator über Allerhöchst Sie das Gebet: Omnipotens sempiternus Deus, qui samulum tuum Ferdinandum regni fastigio dignatus es sublimare etc. auf das feierlichste gesprochen hat, erklang vom obersten Chore das von dem Prager Domkapellmeister Wittassek erhabene und feierlich gesetzte Responsorium: Ecce mitto angelum meum, etc. und Seine Majestät nahmen mit dem ganzen Hofstaat und übrigen Gefolge in folgender Ordnung den Weg zum Hochaltar. Zuerst ging der Fürst-Erzbischof, umgeben von den assistirenden Bischöfen von Leitmeritz und Brünn, Augustin B. Hille und Franz A. Gindl mit der Geistlichkeit; diesen folgten die Pfarrer von den Kirchen St. Niklas, Lein, St. Heinrich und St. Stephan mit den Reliquien des heiligen Bartholomäus, des heiligen Apostels Philipp, der heiligen Anna und Barbara, zu beiden Seiten von k. k. Edelknaben begleitet, welche brennende Wachsfackeln trugen; dann kamen k. k. Hoffouriere, k. k. Edelknaben, k. k. Kammerfouriere, die Stände aus dem Ritter- und Herrstande, die k. k. Truchfessen und Kammerer, die k. k. geheimen Räte und ferner der königlich böhmische Herold mit bedecktem Haupte und aufrecht gehaltenem Stabe. Nach diesem erschienen die königlich böhmischen Erbämter und zwar: Der Erbhüthürer Freiherr J. Mladota mit seinem Amtsschlüssel, der Erbpanier des Herrstandes Graf von Chorinsky und der des Ritterstandes Ritter Worikowsky von Kunbratiz mit den in der St. Wenzelskapelle erhobenen Landesfahnen, der Erbälberkammerer Franz Altgraf Salm-Reiferscheid und sein Stellvertreter Johann Altgraf Salm-Reiferscheid, der Stellvertreter des Erbtruchfessen Franz Graf Colloredo-Mansfeld mit dem vergoldeten, ihm zur Rechten der Erblichenmeister Karl Graf Wratislaw mit dem versilberten Broslabe und zur Linken der Erbschatzmeister Fürst Ferdinand Lobkowitz, der Stellvertreter des Erbmundschenken Eugen Graf Czernin von Chudenitz mit dem vergoldeten, ihm zur Linken sein Assistent Ditofar Graf Czernin von Chudenitz mit dem versilberten Weinsäßchen, zur Rechten aber der Erbvorschneider Christian Graf Waldstein-Wartenberg, und darauf der Erbhofmeister Joseph D. Graf

Kinsky von Chiniz und Lettau mit seinem Amtsstabe. Nach ihm kamen die obersten Landesofficiere zuerst aus dem Ritterstande: Der Kronhüter Bohusch Ritter von Ottoschütz allein, der Oberstlandschreiber Freiherr von Prochaska mit dem Scepter, ihm zur Rechten der Stellvertreter des Landesunterkammerers Graf Lützow und zur Linken der Burggraf von Königgrätz Ritter von Horn, hinter ihnen der zu diesem Aste eigens ernannte Vicelandschreiber Ritter von Wiedersberg allein; und dann aus dem Herrstande: der Stellvertreter des Kronhüters Joseph Graf von Dietrichstein, der Oberstlandschreiber Moriz Freiherr von Wagemann mit dem Reichsapfel, neben ihm rechts der Stellvertreter des Appellationspräsidenten Johann Vera Freiherr von Aehrenthal, und links der Stellvertreter des königlich böhmischen Kammerpräsidenten Friedrich K. Graf von Schönborn, der Stellvertreter des Oberstburggrafen, Graf Kolowrat mit der Krone, ihm zur Rechten der Stellvertreter des Oberstkanzlers Fürst August von Lobkowitz, zur Linken der Oberstlehrrichter Leopold Graf von Hef mit seinem Amtsstabe, dann der Oberlandmarschall Graf Clam-Gallas mit dem aufrecht getragenen entblößten Staatschwerte und hierauf Seine Majestät der Kaiser, König Ferdinand der Fünfte im böhmischen Krönungsornate, mit der Hauskrone auf dem Haupte, zwischen zwei geistlichen Assistenten, Ihren Excellenzen den Herren Bischöfen von Budweis und Königgrätz, Konstantin Ruzicka und Karl B. Hanl, welche den königlichen Mantel emporhielten. Der k. k. erste Obersthofmeister, der k. k. Obersthofmarschall, die Ritter des goldenen Vlieses und die Großkreuze umgaben zunächst den huldvollen Monarchen, von außen aber begleiteten Höchstdieselben zu beiden Seiten sechs Arcieren- und sechs ungarische Leibgarden. Rückwärts folgte der Oberlandkammerer Prokop Graf Hartmann und Ritter von Neuberg, welcher auf einer Goldtasse das rothatlassene Käppchen trug, dann die Leibgardehauptleute und der Generaladjutant. Am Eingange in das Presbyterium blieben die Garden der Begleitung zurück, und schloßen sich dem daselbst zu beiden Seiten paradirenden Garden-Spalier an.

Für den erhabenen Act der Krönung wurde die Domkirche unter der Oberleitung des k. k. Herrn Hofrathes und Obersthofmeisteramtskanzlei-Directors Freiherrn von Böhr bereits früher auf das zweckmäßigste eingerichtet und mit einer Pracht decorirt, deren Anblick jeden Eintretenden überraschte. Das Innere des merkwürdigen Domes, der im Jahre 1344 von den Königen Johann von Luxemburg und Karl dem Vierten auf weit ältern Grundlagen angelegt, und 1385 durch Wenzel den Vierten unter der Leitung des Baumeisters Peter Arleri von Gemund vollendet wurde, schien in neuer Schönheit erstanden zu seyn. Das große in der Mitte des Kirchenschiffs stehende Crucifix wurde für die Zeit der Kirchenfeier abgetragen, und der Boden des Presbyteriums in gleicher Linie bis zu dieser Stelle durch Gerüste erweitert. Von hier an zogen sich amphitheatralisch an den säulenförmigen Pfeilern bis zum ersten Chore zwei Tribunen, decorirt mit den Landesfarben. Die untere gehörte für die fungirenden Glieder des Herrn- und Ritterstandes, für die k. k. Generale

und Stabsofficiere, die Deputirten der königlichen Städte und für die Räte des Guberniums, der Appellation und des Landrechts; die obere aber, zu welcher links und rechts Stufen führten, war für den Adel, für ausgezeichnete Fremde und Hofbeamte erbaut. An der linken und rechten Seite des Presbyteriums befanden sich zwei Bühnen, welche mit rothem Damast decorirt waren. Die am Hoforatorium erbaute war für das diplomatische Corps, dann für die Fürstinnen und Palastdamen vorbehalten; die gegenüber zur rechten Seite des Hochaltars aufwärts gehende nahmen apartementmäßige Damen, adeliche Frauen, fremder Adel und die Frauen der Gubernial-, Appellations- und Landräthe ein. Das erste Chor wurde mit den zu beiden Seiten der Orgel befindlichen breiten Stufen gleichfalls zu einer Tribune vorgerichtet und nebst der obersten steinernen Gallerie für die Staatsbeamten der höhern Behörden, die königlichen Räte, Universitätsmitglieder, für die Bürger und ihre Frauen bestimmt; mit rothem und weißem Luche bekleidet, gewährte besonders die Gallerie mit den im gothischen Style symmetrisch abgetheilten Zeichnungen einen sehr gefälligen Anblick. Am meisten zog aber das Presbyterium als der eigentliche Schauplatz des Krönungsbactes selbst die Aufmerksamkeit auf sich. Kostbare türkische Teppiche deckten den Boden und die Stufen des Hochaltars, mit reichen Stoffen waren die Betschämel und die Sitze für den Clerus, für die Ritter des goldenen Vlieses und die geheimen Räte überzogen. In der Mitte schwebte von der hohen Kirchendecke herab ein reicher Baldachin, unter welchem mit purem Goldstoffe decorirt, der drei Stufen hohe Thron strahlte, welchen Seine Majestät zuerst bestiegen. Für den huldvollen Monarchen war zugleich ein prachtvoller Betschämel vorbereitet, für die bischöflichen Assistenten aber standen zu beiden Seiten des Thrones unterhalb den Stufen Tabourets. An der Evangeliumseite, nämlich zur Rechten des Hochaltars, befand sich der auf einer breiten Unterbühne mehre Stufen hohe Inthronisations-Thron unter einem goldenen Thronhimmel, mit gleicher Pracht wie der vorige erbaut. Wenn man bei der St. Walbertkapelle durch den mit ächten Gobelintapeten gezierten Gang in die schöne, 208 Schuh lange und 144 Schuh breite Domkirche trat, so stellte sich in dem Raume des erhöhten Kirchenschiffs und des Presbyteriums noch eine Kirche dar, zu welcher an der Seite des Johannesaltars und der Sakristei breite, mit rothem Luche belegte Treppen führten.

Als der Zug aus der St. Wenzelskapelle in das Presbyterium kam, bestiegen Seine Majestät den daselbst in der Mitte befindlichen Thron, die übrigen aber nahmen die für sie bestimmten Plätze ein. Auf die zweite Thronstufe zur rechten Hand des erhabenen Monarchen stellte sich nämlich der Oberlandmarschall mit dem aufrecht gehaltenen Schwerte des heiligen Wenzel. Eine Stufe tiefer stellten sich auf der rechten Seite etwas rückwärts der k. k. erste Obersthofmeister, der Arcieren- und der Trabanten-Leibgarde-Hauptmann, auf der linken, dem k. k. ersten Obersthofmeister gegenüber, der Stellvertreter des Oberstkammerers, der ungarische Leibgarde-Capitain und der General-Adjutant. Neben den Thronstufen und zwar etwas vorwärts, nahm der Stellvertreter des Oberstburggrafen die Stellung ein, hinter

demselben der königlich böhmische Herold mit aufgesetztem Federbaret und aufrecht gehaltenem Stabe. Zu beiden Seiten des Thrones ordneten sich die übrigen Oberstlandesofficiere und neben denselben die Erbämter, von welchen die Erbpaniere mit den Landesfahnen links und rechts zuvörderst standen. Die beiden bischöflichen Assistenten traten an ihre Tabourets, die Loisonisten und Großkreuze, der insulirte Clerus und die Fürsten nahmen an den Seiten des Presbyteriums die Plätze ein, die übrigen Stände hingegen bezogen sich auf die für sie bestimmten Tribünen, welche wir bereits näher bezeichnen haben. Als Alles auf den bestimmten Plätzen stand, ließen sich Seine Majestät auf die Knie nieder, und der Consecrator sprach, oben an dem Hochaltar ohne Infel stehend, mit dem Angesichte gegen den König gewendet, die zwei Gebete: Deus qui seis genus humanum nulla virtute posse subsistere, und: Omnipotens sempiternus Deus, coelestium terrestriumque moderator etc. und setzte sich dann auf den unterdes hinter ihn gestellten Armsessel, Faldistorium genannt. Die Pfarrer der vier ältesten Pfarrkirchen Prags stellten hierauf die Reliquien auf den Altar, die Oberstlandesofficiere, mit Ausnahme des Oberstlandmarschalls, übergaben aber die Insignien sammt den Pölkern, worauf selbe ruhten, dem Consecrator, welcher sie durch den assistirenden Bischof von Brünn auf den Altar legen ließ. Die zwei Laibe Brod und die zwei Weinsäpchen übernahmen die zwei Assistenten des Consecrators, und legten dieselben auf einen an der Evangelienseite vorbereiteten weiß überdeckten kleinen Tisch, die Goldtasse jedoch mit der königlichen Mitra (dem rothatlassen Käppchen) behielt der Stellvertreter des Vicelandkammerers Ritter von Neuberg.

Nun wurden Seine Majestät von den assistirenden Bischöfen von Budweis und Königgrätz, welche sich früher die Infel abnehmen ließen, unter Vortretung des Oberstlandhofmeisters mit dem Amtsstabe und des Oberstlandmarschalls mit dem Schwerte, dann unter Begleitung des Oberstlandkammerers, des k. k. ersten Obersthofmeisters, des Stellvertreters des k. k. Oberstkammerers, der Gardehauptleute und des General-Adjutanten vom Throne zum Hochaltar geleitet, und dort dem mit der Infel auf seinem Faldistorium sitzenden Fürst-Erzbischof zur Einsegnung und Krönung von dem ersten bischöflichen Assistenten mit den Worten vorgestellt: Reverendissime Pater, postulat sancta mater Ecclesia catholica, ut praesentem egregium militem ad dignitatem regiam sublevatum coronare velit. Hierauf fragte der Consecrator: Scitis illum esse dignum et utilem in hac dignitate? — Und beide assistirenden Bischöfe antworteten: Et novimus, et credimus, Eum esse dignum et utilem Ecclesiae Dei, et ad regnum hujus regni. Der Consecrator erwiederte: Deo gratias, und sprach zu Seiner Majestät, Allerhöchst welche sich mittlerweile auf den vor die Stufen des Altars durch einen k. k. Kammerdiener gestellten Armstuhl niederließen, aus dem Pontificale die Admonition: Cum hodie per manus nostras optime Princeps, etc. Hierauf legte der Oberstlandkammerer auf die unterste Altarstufe einen goldenen Pölkern. Seine Majestät kniete darauf nieder, der k. k. Obersthofmeister aber nahm Allerhöchst denselben die Hauskrone ab, und übergab sie dem k. k. Schatzmeister.

Seine Majestät neigten sich nun mit dem Angesichte auf die, über die Altarstufen von dem Hofceremoniär und Oberhofkaplan Anton Pöck gelegten reichen Pölkern, Alles kniete nieder, und der Consecrator betete die Litanei zu Allenheiligen. Bei dem Verse: ut omnibus fidelibus defunctis etc. stand er auf, nahm den erzbischöflichen Stab in die linke Hand und sprach über den allgeliebten Monarchen den Segen. Darauf erhoben sich Seine Majestät mit Beihilfe der assistirenden Bischöfe auf die Knie, der Consecrator aber endigte knieend die unterbrochene Litanei und sprach dann, nachdem er aufgestanden, ohne Infel gegen Seine Majestät gewendet, das Pater noster und die übrigen vorgeschriebenen Gebete. Nach Verrichtung derselben setzte der Obersthofmeister Seiner Majestät die Hauskrone auf, und Allerhöchst dieselben begaben sich unter Vortretung des Oberstlandhofmeisters in der frühern Begleitung wieder zu Ihrem Throne. Unterdessen wurden die beiden Brodlaibe und die Weinsäpchen zu den böhmischen Reichsinsignien auf den Altar gelegt und die Pölkern von den Altarstufen hinweg geräumt, worauf der Fürst-Erzbischof das Hochamt begann, und Eyblers große G-Messe die weiten Hallen des schönen Tempels mit feierlichen Accorden erfüllte. Bei dem Hochamte dienten zwei k. k. Hofkaplane als Diacon und Subdiacon, und k. k. Edelknaben warteten mit brennenden Wachsfackeln auf.

Nach der Epistel, vor dem Alleluja, hörte die Chormusik auf, und die Krönung nahm ihren Anfang. Der Consecrator trat mit dem Clerus zu dem Hochaltar, und stellte sich vor sein dahin gebrachtes Faldistorium. Seine Majestät begaben sich mit dem vorigen Gefolge ebenfalls dahin und blieben an der unteren Altarstufe stehen. Nun fragte der Fürst-Erzbischof, die Infel auf dem Haupte, Seine Majestät den König: Vis sidem sanctam a catholicis viris tibi traditam tenere, et operibus justis observare? Allerhöchst dieselben antworteten: Volo. Der Consecrator fragte ferner: Vis regnum tibi a Deo concessum secundum iustitiam Patrum Tuorum regere et defendere? Und der erhabene Monarch antwortete wie früher mit fester Stimme: Volo, et in quantum divino fultus adiutorio ac solatio omnium suorum valero, ita me per omnia fideliter acturum esse promitto. Darauf knieten Seine Majestät auf die oberste Altarstufe, wohin der Oberstlandkammerer einen reichen Pölkern gelegt hatte, nieder, der k. k. Erste Obersthofmeister nahm Allerhöchst denselben die Hauskrone ab und übergab sie dem k. k. Schatzmeister; der Consecrator aber setzte sich auf das Faldistorium, und Seine Majestät der König lasen aus dem, auf dem Schoße desselben ruhenden Pontificale mit lauter Stimme den Krönungsgeid: Ego Ferdinandus V. Deo annuente coronandus Rex Bohemiae, profiteor, et promitto coram Deo et Angelis ejus, deinceps legem, iustitiam, et pacem Ecclesiae Dei, populoque mihi subiecto pro posse et nosse, facere et servare; salvo condigno misericordiae Dei respectu, sicut in consilio fidelium meorum melius potero invenire; Pontificibus quoque Ecclesiarum Dei condignum et canonicum honorem exhibere atque ea, quae ab Imperatoribus et Regibus Ecclesiae collata et reddita sunt, inviolabiliter observare; Abbatibus, Comitibus et Vasallis meis congruum honorem, secundum consilium fidelium meorum praestare. &

Beim Schluß kniete der Stellvertreter des Oberstburggrafen zur linken Seite Seiner Majestät nieder, und hielt Allerhöchst denselben das offene Meßbuch vor; Seine Majestät legten beide Hände darauf und sprachen: Sic me Deus adjuvet, et haec sancta Evangelia! Darauf übernahm der Stellvertreter des Oberstburggrafen von dem k. k. Rathe und Landtafelregistrator Hasner die erneuerte Landesordnung des Königreichs Böhmen und sprach Seiner Majestät nach A. 3 den königlichen Eid vor:

»Wir Ferdinand der Fünfte, schwören Gott dem Allmächtigen einen Eid, daß Wir auf die katholische Religion festhalten, die Gerechtigkeit für Jedermann verwaltend, und die Stände bei den von Ihren Majestäten und Liebden Wailand Unseren Ur- und Großahnherrn Ferdinand dem Zweiten unterm 24. Mai 1627, dann Ferdinand dem Dritten unterm 21. März 1642, wie auch von Wailand Karl dem Sechsten unterm 5. September 1723, von Unserer Frau Urgroßmutter Maria Theresia unterm 12. Mai 1743, von Unserem Herrn Großvater Leopold dem Zweiten unterm 6. September 1791, im gleichen von Unserem Herrn Vater Franz dem Ersten höchstseligsten Andenkens unterm 9. August 1792 confirmirten Privilegien handhaben, auch von dem Königreiche nichts veräußern, sondern vielmehr nach Unserem Vermögen selbes vermehren und erweitern und Alles das, was zu dessen Nutzen gereicht vorkommen wollen.

So wahr Uns Gott helfe!« *

Beim Nachsprechen der letzten Worte legten Seine Majestät die Hände wieder auf das Evangeliumsbuch. Nach dem Eide reichte der Consecrator Allerhöchst denselben das Karolinische Kreuz zum Küssen dar, und betete stehend die zwei Gebete: Benedic Domine hunc Regem nostrum Ferdinandum etc. und Omnipotens sempiternus Deus, Creator omnium etc. worauf die bischöflichen Assistenten Seiner Majestät das Gebet: Deus inenarrabilis autor mundi etc. verrichteten.

Jetzt wurde zur Salbung geschritten. Der erste Obersthofmeister nahm Seiner Majestät die Ordensketten ab, der Stellvertreter des Oberstkammerers und der Oberstlandkammerer dagegen den Krönungsmantel. Hierauf entblößten die letzteren die Schultern und den rechten Arm des huldvollen Königs, während der Hofceremoniär dem Consecrator auf einer goldenen Tasse das heilige Del reichte. Dieser salbte damit den rechten Arm Seiner Majestät kreuzweise von dem Gelenke der Hand bis zum Gelenke des Ellenbogens unter dem Segen: Ungatur manus ista de oleo sanctificato, etc. sprach darauf ohne Infel das Gebet: Aspice omnipotens Deus hunc gloriosum Regem etc. und vollzog dann die Salbung zwischen den Schultern. Sie wurde von dem nachstehenden, durch den Consecrator mit der Infel auf dem Haupte gesprochenen Segen begleitet: Ungo Te in Regem de oleo sanctificato: in nomine Patris et Filii et Spiritus sancti. Nach abgenommener Infel beschloß der Fürst-Erzbischof die Salbung mit den drei Gebeten: Spiritus sancti gratia humilitatis nostrae officio in Te

* Der Schwur Seiner Majestät des Königs, unter der Beistandung Seiner Excellenz des Herrn Staats- und Konferenz-Ministers Grafen von Kollowrat, der böhmischen Landtafel gleich nach der Krönung einverleibt, ist ein Hauptdocument für das Königreich Böhmen und seine zwei Kronländer Mähren und Schlesien.

copiosa descendat, etc. dann: Deus, qui es justorum gloria etc. und: Deus, Dei filius Jesus Christus etc. worauf Seine Majestät sich erhoben, und von den zwei assistirenden Bischöfen und der übrigen Begleitung an die Evangeliumseite hinter den Hochaltar, zu dem daselbst vorhergerichteten Verschlage geführt wurden, in welchen jedoch mit Seiner Majestät nur die zwei Assistenten, der k. k. erste Obersthofmeister, der Stellvertreter des Oberstkammerers und der Oberstlandkammerer eingetreten sind. Dort trocknete zuerst das heilige Del der erste Assistent mit Baumwolle und etwas Salz ab, und der Oberstlandkammerer dann mit einem Handtuche. Darauf wurde von dem Stellvertreter des k. k. Oberstkammerers und dem Oberstlandkammerer der am Rücken offen stehende Theil des Krönungskleides wieder zusammengebunden, der rechte Armel zugeknöpft und der Mantel umgegeben, der k. k. erste Obersthofmeister aber legte Seiner Majestät die Ordensketten um. Inzwischen wusch sich der Consecrator beim Hochaltare die Hände.

Der huldvolle Monarch begab sich nun wieder unter Vortretung des Oberstlandhofmeisters mit dem Stabe und des Oberstlandmarschalls mit dem Staatsschwert in der vorigen Begleitung vor den Hochaltar an die Evangeliumseite und kniete auf die oberste, von dem Oberstlandkammerer mit einem Pölkern belegte Altarstufe nieder. Die Oberstlandesofficiere erhielten von dem Consecrator die Reichsinsignien, welche am Altare lagen, sammt Pölkern zurück; der Oberstlandmarschall aber von dem assistirenden Bischof von Leitmeritz die Scheide. Nachdem er das Staatsschwert eingesteckt, übergab er es demselben Assistenten, welcher es auf beiden Händen dem Consecrator, während des Segengebets Exaudi quaesumus Domine preces nostras etc. vorhielt. Hierauf stellte der Assistent das Schwert dem Oberstlandmarschall zurück; dieser zog selbes aus der Scheide und überreichte es dem Consecrator, welcher mit der Infel auf dem Haupte es Seiner Majestät in die rechte Hand mit den Worten übergab: Accipe gladium de altari sumptum etc. Seine Majestät hielten das Schwert eine Weile in der Hand, gaben es dann dem Oberstlandmarschall, welcher es wieder in die Scheide steckte und so dem Consecrator überreichte. Dieser gürtete hierauf Seiner Majestät das Staatsschwert um und sprach: Accingere gladio Tuo super femur Tuum potentissime, et attende, quod Sancti non in gladio, sed per fidem vicerunt regna. Seine Majestät zogen das Schwert aus der Scheide, übergaben es dem Oberstlandmarschall und ließen sich durch den Stellvertreter des k. k. Oberstkammerers und den Oberstlandkammerer die Scheide abgürten. Der Consecrator sprach nun ohne Infel über den durch seinen ersten Assistenten ihm vom Altar dargereichten Ring den Segen: Benedic Domine et sanctifica annulum istum etc. und steckte, nachdem ihm vorher die Infel wieder aufgesetzt worden, Seiner Majestät denselben an den vorletzten Finger der rechten Hand mit den Worten: Accipe Dignitatis annulum etc. Hierauf nahm der erste Assistent des Consecrators von dem Oberstlandschreiber den Scepter und von dem Oberstlandrichter den Reichsapfel, hielt diese Insignien dem Consecrator zur Einsegnung vor, und stellte sie dann wieder den genannten Oberstlandofficieren zurück. Von diesen übernahm sie

der Consecrator, gab Seiner Majestät den Scepter in die rechte, den Reichsapfel in die linke Hand und sprach: *Accipe virgam virtutis ac aequitatis, qua intelligas te obnoxium mulcere pios etc.* Nachdem der Clerus darauf mit Amen geantwortet hatte, nahm der Consecrator die von dem Stellvertreter des Oberstburggrafen gehaltene Krone in die linke Hand, und sprach ohne Inſel darüber den Segen: *Deus tuorum corona fidelium etc.* Der Oberstlandkämmerer bedeckte nun das Haupt Seiner Majestät mit dem rothatlassenen Käppchen, worauf der Consecrator, die Inſel wieder am Haupte, gemeinschaftlich mit dem Stellvertreter des Oberstburggrafen und den zwei bischöflichen Assistenten Seiner Majestät Allerhöchstdieselben die Krone auf das Haupt setzte, mit den Worten: *Accipe coronam regni quae licet ab indignis, Episcoporum tamen manibus capiti Tuo imponitur, in nomine Patris, et Filii, et Spiritus sancti; etc.* Als der erhabene Monarch die sämtlichen Inſignien der Königswürde empfangen hat, wurde die böhmische Krone wegen des schweren Gewichts mit der Hauskrone gewechselt, und die erstere dem Stellvertreter des Oberstburggrafen übergeben, um sie bei der ferneren Feierlichkeit an der rechten Seite des Königs vorzutragen. Seine Majestät erhoben sich alsdann von dem Knien — und mit der Hauskrone auf dem Haupte, den königlichen Scepter und Reichsapfel in den Händen, führte Allerhöchstdieselben der Consecrator und der assistierende Bischof von Budweis unter Begleitung des zweiten königlichen Assistenten, des zum Altardienste bestimmten Clerus, der fungirenden Hofchargen, Oberstlandesofficiere und Erblandesbeamten (wobei der Herold, die Erbpaniere, der Oberstlandhofmeister mit dem Stabe und der Oberstlandmarschall mit dem entblößten Staatsschwerte vorangingen) zu dem an der rechten Seite des Hochaltars errichteten Inthronisations-Throne. Seine Majestät bestiegen alsbald den Thron, die übrigen aber nahmen folgende Stellungen ein. Zur rechten Seite stellten sich auf die oberste Stufe der Consecrator, auf die zweite der Oberstlandmarschall, auf die unterste der k. k. erste Obersthofmeister, unter diese der k. k. Arcieren mit dem k. k. Trabanten-Leibgarde-Hauptmann, ferner sechs Oberstlandofficiere, die Hälfte der Erbbeamten, worunter der Erbpanier des Herrenstandes und der Herold sich befanden. Zur linken Seite stellten sich auf die oberste Stufe die zwei Assistenten Seiner Majestät, auf die zweite der Oberstlandkämmerer, auf die unterste der Stellvertreter des königlichen Oberstkämmerers, unter diese der königliche ungarische Leibgarde-Kapitän und neben ihn der k. k. Generaladjutant, ferner sechs Oberstlandesofficiere, die zweite Hälfte der Erbämter mit dem Erbpanier vom Ritterstande, und der erwähnte Clerus. Die übrigen Inſulirten blieben an der Epistelseite stehen. Die bei dem in der Mitte des Presbyteriums befindlichen Throne aber aufgestellten drei Arcieren und drei ungarischen Leibgarden folgten, sobald sich Seine Majestät zum Inthronisations-Throne begaben, dahin und stellten sich zu beiden Seiten an der Wand auf. Nachdem Alle die bestimmten Plätze eingenommen hatten, wurden Seine Majestät von dem Consecrator mit folgender Anrede inthronisirt. *Sta et retine a modo locum, quem huc usque paterna successione tenuisti etc.* Darauf ließen sich Allerhöchst-

dieselben auf den Thronstuh nieder, und der consecrirtende Fürst-Erzbischof endigte den Inthronisationsact mit den feierlichen Worten: *In hoc regni solio confirmet, etc.* Jetzt trat der Stellvertreter des Oberstburggrafen vor und forderte nach einer gegen Seine Majestät gemachten Kniebeugung die Stände laut zum Königsbekennnisse mit folgenden Worten auf: *»Podme, a našemu korunowanému Králi a Pánu dedienému priznánj učinnme!«* Deutsch: *»Lasset uns das Bekenntniß zu unserm gekrönten König und Erbherrn ablegen.«*

Bei diesen Worten brach unter Trompeten- und Paukenschall Alles in Jubel aus, und ein dreimaliges Vivat, welches von dem um die Kirche und in der Burg versammelten Volke freudig wiederholt wurde, gab die glühende Liebe und unerschütterliche Treue der Böhmen, Mährer und Schlesier zu dem besten der Könige kund. Der Stellvertreter des Oberstburggrafen näherte sich nun mit einer tiefen Verbeugung Seiner Majestät, berührte mit zwei Fingern den königlichen Scepter und kehrte dann an seinen vorigen Platz zurück. Diesem Beispiele folgten die übrigen Landesofficiere und Erbämter (mit Ausnahme des Oberstlandmarschalls und der Erbpaniere, welche Inſignien hielten) ferner die Fürsten und die geheimen Räte nach ihrem Range, und dann die Mitglieder des Herrn-, Ritter- und Bürgerstandes. Bei dem Bekenntnißacte neigten sich huldreichst Seine Majestät zum Zeichen der königlichen Gnade gegen jede Person der genannten Stände.

Nach dem Aufrufe des Oberstburggrafen-Stellvertreters und dem Vivatrufen stimmte der Consecrator bei abgenommener Inſel unmittelbar das *Te Deum laudamus* an, worauf dasselbe unter Trompeten- und Paukenschall von dem zahlreich besetzten Musikkorps in einer großartigen Composition des ersten k. k. Hofcapellmeisters Edlen von Eybler vorgelesen wurde. Zugleich erklangen in allen Kirchen der Stadt sämtliche Glocken und die auf den Stadtwällen aufgeführten Kanonen wurden das erstemal gelöst. Bei dem Verse: *Te ergo quaesumus etc.*, knieten mit Ausnahme des Oberstlandmarschalls, der beiden Erbpaniere und des Heroldes, welche sich tief verbeugten, alle Anwesenden nieder; Seine Majestät aber blieben bei dem fortwährenden Bekenntnisse auf dem Throne sitzen. Nach beendetem *Te Deum laudamus* und abgelegten Bekenntnisse wurde ein Knieschämel vor den Thron gerückt, und der noch immer zur Rechten des Thrones stehende Consecrator sprach über Seine Majestät aus dem Pontificale die Verse: *Firmetur manus tua et exaltetur dextra tua etc.* dann das Gebet: *Deus, qui victrices Moysi manus in oratione firmasti, etc.* worauf das unterbrochene Hochamt von dem Meluja an, fortgesetzt wurde. Seine Majestät legten den Scepter und Reichsapfel auf die von den betreffenden Landesofficiere gehaltenen Polster, und knieten, während das Evangelium leise abgelesen wurde, auf den vor den Thron gestellten Knieschämel nieder; die zwei königlichen Assistenten aber traten an ihre Labourets bei dem in der Mitte des Presbyteriums stehenden Throne. Als der zweite Diakon, unter Vortretung k. k. Edelknaben mit brennenden Wachsfackeln, das Evangelium sang, standen Seine Majestät auf, und nahmen Scepter und Reichsapfel wieder in die Hände. Nach dem Schluß des Evangeliums gaben

Allerhöchstdieselben wieder beide Inſignien den hiezu bestimmten Landesofficiere zurück, und der zweite Diakon trug, begleitet von zwei k. k. Edelknaben, das Evangelium zum Throne, wo es der erste Assistent des Fürst-Erzbischofs Seiner Majestät zum Küssen vorhielt. Hierauf begann das Credo. Nach den Worten: *et incarnatus est*, bei welchen wieder Alles niederkniete, trat der Oberstlandhofmeister mit seinem Amtsstabe vor, machte gegen Seine Majestät eine tiefe Verbeugung, und rief die ständischen Mitglieder namentlich auf, welchen der huldvolle Monarch die Gnade zu Sct. Wenzelsrittern geschnitten zu werden widerfahren ließ. Es waren folgende: Joseph Graf von Schafgotsche, Johann Graf von Trautmannsdorf, Joseph Graf von Zierotin, Landesdeputirter für Mähren, ferner Laurenz Freiherr von Baselli, Johann Wenzel Freiherr von Dobzensky, Karl Freiherr von Margelik, Emanuel Freiherr von Wostrowek, Franz Czeczinkar, Ritter von Pirnis, Anton Ritter von Tersch, Joseph Ritter von Hoch, Johann Ritter von Kronenfels, Joseph Schreitter Ritter von Schwarzenfeld, Ferdinand Ritter von Widmann, Ferdinand Ritter von Wiesenenthal, Leopold Taulow Ritter von Rosenthal, und Friedrich Georg Zadubsky Ritter von Schonthal.

Inzwischen wurde der vor Seiner Majestät stehende Knieschämel hinweggenommen und Allerhöchstdieselben setzten sich mit dem Staatsschwerte in der Rechten auf den Thronessel. Die genannten an der Evangeliumseite versammelten Mitglieder traten nun in der Ordnung, wie sie von dem Obersthofmeister gerufen wurden, hervor, und knieten einer nach dem andern auf die Stufen des Thrones nieder. Seine Majestät faßten das Schwert mit beiden Händen, und berührten damit jeden dreimal auf der linken Achsel, worauf der neue Sct. Wenzelsritter aufstand, und nach einer tiefen Verbeugung gegen den huldvollen Monarchen auf seinen vorigen Platz zurückkehrte.

Nach diesem Acte übernahm der Oberstlandmarschall wieder das Schwert, der Knieschämel wurde zum Niederknien für Seine Majestät vor den Thronessel hingestellt, und der Fürst-Erzbischof setzte das Hochamt fort. Sobald das Credo vorüber war, gab der Hofceremoniär dem Consecrator aus einer silbernen Büchse eine große und eine kleine Hostie zur Opferung. Nach dem Offertorium traten Seine Majestät, die Krone auf dem Haupte, in Begleitung der zwei assistirenden Bischöfe und des mehrerwähnten königlichen Hofstaates zu dem Hochaltar, und knieten auf die vorletzte Altarstufe nieder. Der Consecrator kam mit aufgesetzter Inſel bis dahin mit der Patena entgegen, reichte selbe Seiner Majestät zum Küssen dar und setzte sich dann auf sein Faldistorium. Nun wurden die zwei Laibe Brod und zwei Fäßchen Wein durch die Assistenten Seiner Majestät dem König überreicht, worauf Allerhöchstdieselben die Laibe und Fäßchen, nebst einer hiezu eigens geprägten, dreißig Dukaten schweren Goldmünze auf einer vergoldeten Silberchale dem Consecrator als Opfer reichten, der Alles auf die Epistelseite des Altars legen ließ. Seine Majestät kehrten alsdann mit Allerhöchstherr Begleitung wieder zum Throne zurück, und knieten auf den Knieschämel, auf welchen man mittlerweile einen Polster ge-

legt hatte, nieder. Indessen wusch sich der Consecrator die Hände und incensirte, nachdem das Faldistorium zur Seite gestellt wurde, den Altar, dann brachte der erste Assistent des Consecrators Seiner Majestät die Incensur dar. Bei der Präfation ließen sich Seine Majestät die Krone abnehmen und auf den hiezu bereiteten Polster rechts neben Allerhöchstdieselben legen.

Während des Canons entblößte der Herold sein Haupt. Bei dem Sanctus knieten, mit Ausnahme derjenigen, welche die Inſignien trugen, Alle nieder; die k. k. Edelknaben erschienen mit brennenden Wachsfackeln und warteten bis nach der Wandlung vor dem Hochaltar auf. Während der Wandlung knieten auch die Inſignienträger, unter welchen der Oberstlandmarschall die Spitze des Staatsschwertes, die Erbpaniere die Fahnen und der Herold seinen Stab gegen die Erde setzten. Nun wurden die Kanonen auf den Stadtwällen zum Zweitemale gelöst und alle Kirchenglocken der Stadt wie vorhin geläutet. Nach dem *Pax domini* erhalten Trompeten und Pauken, nach dem *Agnus Dei* aber wurde Seiner Majestät das Pacificale mit gleicher Feierlichkeit wie beim Evangelium zum Küssen überreicht und der von dem Hofceremoniär getragene Weihwedel angeboten. Zur Communion begaben sich Seine Majestät bloß unter Vortretung des Oberstlandhofmeisters mit dem Stabe, zwischen Allerhöchstherr assistirenden Bischöfen vor den Hochaltar, und ließen sich auf der obersten Altarstufe auf die Knie nieder, auf die zweite aber knieten die zwei Assistenten. Während der übrigen ebenfalls knieende Clerus laut das Confiteor betete, empfingen Seine Majestät von dem Consecrator das Hochwürdigste und die Ablution, wozu der Hofceremoniär den Wein in den Kelch einſenkte. Bei dem Empfang des Hochwürdigsten wurde Seiner Majestät von den ersten zwei Oberstlandesofficiere das Belum oder Altartuch untergehalten, indes die Spitze des Staatsschwertes, die Paniere und der Heroldstab zur Erde gesenkt und so lange in dieser Lage belassen wurden, bis Seine Majestät sich wieder auf dem Throne befanden. Dort ließen sich Seine Majestät die Krone aufsetzen und knieten noch einmal auf den Knieschämel, worauf der Consecrator ohne Inſel, Allerhöchstdieselben den Segen erteilte: *Omnipotens Deus, qui Te populi sui voluit esse rectorem etc.*

Das Hochamt ging nun zu Ende. Nach Ablefung des letzten Evangeliums erteilte der Consecrator den feierlichen Segen, wobei zum Drittenmale die Kanonen auf den Stadtwällen gelöst, alle Glocken der Stadtkirchen geläutet, und zugleich die bisher geschlossenen Burgtore geöffnet wurden, um bei dem Rückzuge aus der Kirche dem harrenden Volke den Anblick seines allgeliebten Erb Königs zu gewähren. Indessen nahmen Seine Majestät den Scepter in die rechte und den Reichsapfel in die linke Hand, erhoben sich von dem Throne und empfingen unter Trompeten- und Paukenschall die Glückwünsche des Consecrators, des Stellvertreters des Oberstburggrafen, der Oberstlandesofficiere und der übrigen anwesenden Stände. In derselben Ordnung, in welcher sich Seine Majestät aus der Sct. Wenzelscapelle zum Hochaltar begaben, fand nun auch der Rückzug aus der Kirche Statt; der Consecrator, der sämtliche Clerus und die zwei königlichen As-

stentem begleiteten jedoch Seine Majestät bis an die linke Seitenthür der Kirche und blieben da zurück. Seine Majestät zogen nun, mit der Hauskrone am Haupte*, den königlichen Scepter und Reichsapfel in den Händen tragend, unter dem Prachthimmel und mit derselben Begleitung, mit welcher Sich Allerhöchstdieselben aus der königlichen Burg in die Domkirche versetzt hatten, über den von der Seitenthür der Domkirche zum Huldbigungs-Saale eigens hergestellten, zu beiden Seiten mit Trabanten-Leibgarden besetzten Weg in den Wladislaw'schen Huldbigungs-Saal, und durch diesen in die Landstube, vor welcher der Erbhüter mit seinem Amtsschlüssel stand. In diese traten mit Seiner Majestät nur die Stellvertreter des k. k. Oberstkämmerers und die zum Tragen der königlichen Insignien bestimmten Oberlandesofficiere ein, die übrige Begleitung Seiner Majestät aber blieb mit Einschluß der beiden Erbpaniere in dem Huldbigungs-Saale stehen**.

Allerhöchst Ihre Majestät die Kaiserin, die Durchlauchtigsten Familienglieder des kaiserlichen Hauses und Ihre Majestäten der König und die Königin von Sachsen, welche der Krönung im Hoforatorium beigewohnt haben, begaben Sich vor dem Zuge in den Saal und nahmen die für Allerhöchstdieselben rechts von der königlichen Tafel errichtete Loge ein; das diplomatische Corps nahm so wie bei der Erbhuldigung in der für selbes links gegenüber errichteten Tribune Platz; der hohe Adel aber und das zahlreiche Publikum füllten die Räume des Saales und die an den beiden Seitenwänden angebrachten erhöhten Bühnen.

In dem großen festlich geschmückten Saale waren zu dem bevorstehenden Banket für den König und Allerhöchst Seine obersten Landesofficiere dreizehn Tafeln errichtet. Die erste für seine Majestät stand auf einer mit einem prachtvollen türkischen Teppiche bedeckten breiten Unterbühne an der mit der Allerheiligen-Kapelle gränzenden Wand unter einem reichen kostbaren Baldachin, der zu beiden Seiten des Sessels, welcher für den huldvollen Monarchen bestimmt war, herabwallte; die zwölf andern waren weiter zurück so aufgestellt, daß an jeder Längenseite des Saales sechs Tafeln zu stehen kamen. Für den Stellvertreter des Oberstburggrafen, für den Oberstlandmarschall, den Oberstlandrichter, den Oberstlehnrichter, den Präsidenten der Hofkammer (in Vertretung des böhmischen Kammerpräsidenten) und für den Landesunterkämmerer standen die Tafeln rechts, für den Oberstlandhofmeister, den Oberstlandkämmerer, den Oberstkanzler, den Stellvertreter des Appellationspräsidenten, den Oberstlandschreiber und den Burggrafen des Königräzer Kreises aber links. Sämmtliche Tafeln waren mit plastischen äußerst gelungenen Darstellungen von vierzehn der merkwürdigsten Gebäude Prags geschmückt, von welchen die beiden Brückenthürme, unge-

* Die königlich böhmische Krone trug der Oberstburggrafen-Stellvertreter, wie wir früher bereits bemerkt haben, zur rechten Hand Seiner Majestät auf dem reichen Polster vor.

** Nach dem uralten Herkommen sollte nun der Erbschatzmeister über die Schloßplätze bis zu dem großherzoglich Toskana'schen Palaste reiten und die silbernen und goldenen Coronations-Münzen unter das Volk auswerfen; der Act wurde jedoch zur Vermeidung allenfälligen Unglücks diesmal unterlassen, und die Vertheilung der Münzen später durch die betreffenden Behörden und Ämter angeordnet.

fähr anderthalb Ellen groß, auf der Tafel Seiner Majestät und das Bubenezer Schloß auf jener des Oberstburggrafen-Stellvertreters einen besonders schönen Anblick darboten.

Zur königlichen Tafel war der Fürst-Erzbischof als Consecrator geladen, an jeder der genannten Oberlandesofficiere aber befanden sich elf Gäste, welche zum Aufwarten einen Stabelmeister hatten, der einen langen mit Silberreifen beschlagenen Stab hielt, mit diesem bei dem Auftragen der Speisen vorantrat, und sich dann links hinter den Stuhl des betreffenden Oberlandesofficiers stellte. Die königliche Tafel wurde unter der Leitung des Erbsilberkämmerers Grafen von Salm gedeckt, über die Art die Speisen zu stellen führte der Erbküchenmeister Karl Graf Wratislaw die Aufsicht, welchen beiden der k. k. Oberstküchenmeister Landgraf Fürstenberg sowohl in seiner Eigenschaft, als auch in Vertretung des k. k. Oberstsilberkämmerers an die Hand ging. Die Speisen wurden unter Vortretung des Erbtruchsessens-Stellvertreters Franz Grafen Colloredo mit dem Amtsstabe von jenen k. k. Kämmerern und ständischen Mitgliedern, welche der Stellvertreter des Erbtruchsessens hierzu geladen hat, mit Beihilfe k. k. Edelknaben unter Nebenbegleitung von Trabanten-Leibgarden aufgetragen. Sobald die erste Tracht auf der Tafel stand, meldete es der Oberstlandhofmeister Baron von Heß Seiner Majestät dem König. Allerhöchstdieselben begaben sich hierauf, mit der Hauskrone auf dem Haupte, unter Vortritt des Oberstlandhofmeisters mit dem Stabe, des Herolds und des Oberstlandmarschalls mit dem aufrecht gehaltenen Schwerte des heiligen Wenzel, wie auch unter Vortragung der böhmischen Krone, des Reichsapfels und des Scepters in den Speisesaal. Bei der Ankunft legten die Insignienträger Krone, Scepter und Reichsapfel auf einen neben der königlichen Tafel vorbereiteten kleinen Tisch; Seine Majestät aber wuschen Sich indeß die Hände, wozu der Erbvorschneider Christian Graf von Waldstein das von einem k. k. Edelknaben demselben eingehändigte Becken unterhielt und das Wasser aufgoß, und der Oberstlandhofmeister darauf das von dem Erbsilberkämmerer empfangene Handtuch darreichte.

Der Consecrator sprach unter Assistirung des Hofceremoniärs das Benedicite, und setzte sich ebenfalls nieder, worauf der Erbküchenmeister Seiner Majestät unter einer tiefen Verbeugung das Verzeichniß der Speisen überreichte. Jetzt erklang vom Saalchore unter der Leitung des zweiten k. k. Hofcapellmeisters Weigel die Tafelmusik, und die ersten Sänger Prags, Jenny Luzer und Joseph Pöck, trugen mit der ihnen eigenen Rehlensfertigkeit und Tonkraft mehre Gesangstücke vor.

Beim Anfange der Tafel warteten Seiner Majestät die Oberlandesofficiere, die Erbämter, der k. k. Hofstaat und die ständischen Deputirten von Mähren und Schlesien auf, zu welchem Behufe sich dieselben nebst den Erbpanieren und dem Herolde in angemessener Entfernung um den Sessel des huldvollen Königs aufstellten. Der Stellvertreter des Erbmuntschenken Eugen Graf Czernin schenkte Seiner Majestät ein, und der Erbvorschneider legte vor; bei dem mitspisenden Fürst-Erzbischofe von Prag verrichtete beides Anton Ritter Bohusch von Ottoschütz. Bei dem ersten Trunke

des erhabenen Monarchen erschallten Trompeten und Pauken und die auf dem Laurenzberge aufgestellten Kanonen wurden gelöst. Hierauf begaben sich die Oberstlandesofficiere mit den von ihnen geladenen Gästen zu ihren zwölf Tafeln und die von den Oberstlandesofficiere gewählten Stabelmeister: Der k. k. Präsdial- und Landtagssecretär Hlisch, der k. k. Subernialsecretär Kratochwill, der k. k. Landesunterkammeramts-Rechnungs-rath Chudoba, der k. k. Landtafel-Viceregistrator Mittels, der k. k. Appellationssecretär von Zwerzina, der k. k. Appellations-Expeditdirector Pecht, der königlich ständische Registrator Erben, der königlich ständische Kassa-Controllor Horak, der k. k. Kreisamtssecretär Michalek, traten sofort ihren Dienst an. Für die Erbamtbesitzer, so wie für die Stabelmeister war in der sogenannten grünen Stube eine besondere Tafel gedeckt, für die Deputirten von der Hauptstadt Prag und Brünn, von Olmütz und den übrigen königlichen Städten befand sich eine in dem spanischen Saale des königl. Schlosses; die letzteren begaben sich nach dem ersten Trunke Seiner Majestät zu Tische, die ersteren aber nach aufgehobener Tafel Seiner Majestät. Sobald sich bei den Tafeln die Oberstlandesofficiere und deren Gäste gesetzt hatten, ließen nach einer Weile Seine Majestät durch den Erbmuntschenken dem Stellvertreter des Oberstburggrafen Franz Grafen von Kollowrat ein mit Wein gefülltes Glas überbringen und melden, daß Allerhöchst dieselben auf das Wohl, zuerst des Erbkönigreichs Böhmen, sodann der beiden Provinzen Mähren und Schlesien zutrinken wollten. Der Stellvertreter des Oberstburggrafen dankte ehrerbietig und bat, zuerst auf die Gesundheit Ihrer Majestäten und der durchlauchtigsten Familie, dann aber auf eine lange glorreiche Regierung trinken zu dürfen. Nach erhaltener Erlaubniß trank derselbe stehend dem Oberstlandhofmeister auf die erwähnte Art zu, und behielt das Glas zum theuern Andenken an den für sein Vaterland so glücklichen Tag. Ebenso tranken unter dem freudigsten Vivatrufen auf das Wohlseyn Seiner Majestät und des österreichischen Kaiserhauses die übrigen Oberstlandesofficiere an den andern Tafeln, wie auch der Consecrator, welcher letzterem der huldvolle Monarch die Gesundheit durch den k. k. Oberstküchenmeister bedeuten ließ. Nachdem das Defert aufgetragen worden ist, meldete der k. k. Oberstküchenmeister dem Fürst-Erzbischof und den an den zwölf Seitentafeln speisenden Oberstlandesofficiere, daß Seine Majestät aufzustehen Willens seyen; worauf sich Alle erhoben und jene, welche zur Aufwartung und Begleitung bestimmt waren, sich bei Seiner Majestät wieder einfanden. Der Oberstlandkämmerer setzte Seiner Majestät die Krone auf, der Oberstlandhofmeister rückte den Sessel und Allerhöchstdieselben erhoben sich. Sobald der Consecrator das Gratias agimus gesprochen hatte, entfernten sich Seine Majestät unter Vortragung der Reichsinsignien und unter Vortretung des Oberstlandmarschalls mit dem entblößten Staatschwerte, des Herolds und des Oberstlandhofmeisters mit dem Stabe, im Geleite des Adels, der Loisonisten, Großkreuze, Hofchargen, Gardehauptleute und des Generaladjutanten aus dem Saale. Auf dem Wege in Allerhöchst ihr Appartement traten Seine Majestät auf den großen Balkon hervor, und zeigten Sich dem am dritten Schloßhofe

versammelten Volke. Freude und Jubel begrüßten mit unendlichem Vivatrufen den huldvollen Monarchen.

Der diesem Feste beiliegende Stahlstich, welchen der talentvolle böhmische Künstler Herr Nybicka nach einer Zeichnung des Herrn Kandler mit lobenswerthem Fleiße ausführte, vergegenwärtigt uns die Krönung in jenem erhabenen Momente, in welchem Seiner Majestät dem Könige Ferdinand dem Fünften die königlich böhmische Krone auf das Haupt gesetzt wird. Der Zeichner wählte den Standpunkt neben dem links im Vordergrunde des Bildes befindlichen Inthronisations-Throne, bei welchem diesseits ein k. k. Arcieren-Leibgarde die Ehrenwache hält, und zeigt uns von dort aus das Presbyterium der prachtvoll geschmückten Domkirche auf eine so günstige Weise, daß wir den eigentlichen Schauplatz des Krönungsactes selbst ganz überblicken können.

Vor dem Hochaltar sehen wir den Fürst-Erzbischof von Prag, welcher gemeinschaftlich mit dem Stellvertreter des Oberstburggrafen Franz Grafen von Kollowrat die königlich böhmische Krone in den Händen hält, um sie dann mit Beihilfe der königlichen Assistenten auf das Haupt des gesalbten Königs zu setzen. Der huldvolle Monarch kniet auf der obersten Altarstufe, geschmückt mit dem Krönungsmantel, dessen Ende drei k. k. Edelknaben emporhalten. Zur Linken des Fürst-Erzbischofs, an der Epistelseite des Hochaltars, stehen der Bischof von Leitmeritz Augustin B. Hille, dann der Domherr Rauch, beide die Insel auf dem Haupte; links hinter dem ersteren sehen wir den k. k. Hofceremoniär Anton Pöck mit einem Gebetbuche in den Händen und rückwärts die k. k. Hofkaplane Franz Braun, Alois Schlör, ferner der Beichtvater Ihrer Majestät Bragato mit der Vigilanz, dann die Pfarrer von den Kirchen des heiligen Geistes und des heiligen Adalberts und einen Theil der Acolythen mit dem erzbischöflichen Kreuze und Stabe. Auf der Evangelium-Seite des Hochaltars, zur rechten Hand des Consecrators stehen die Insel auf dem Haupte, der Bischof von Brünn Franz A. Gindel, der Weihbischof Lippmann und die Domherrn Neumann und Werner, vor ihnen kniet der erzbischöfliche Ceremoniär Kost, das große Meßbuch mit beiden Händen haltend. Zu beiden Seiten des erhabenen Monarchen stehen in Pontificalibus die königlichen Assistenten, rechts neben den drei kaiserlichen Edelknaben der Bischof von Budweis Constantin Ruzicka und links der Bischof von Königgrätz Karl B. Hanl. Etwas weiter an der Evangeliumseite des Hochaltars sehen wir die zweite Abtheilung der Acolythen, neben ihnen vor dem Inthronisations-Throne die k. k. Kammerfouriere Karl Ritter von Mayer und Karl Freiherrn von Kiesel, dann den k. k. Hofrath von Raimann und andere zum Dienste Seiner Majestät des Königs aus der Kammer gehörige Personen. Zur Linken Seiner Majestät, im Vordergrunde des Bildes, stehen der Oberstlandmarschall Graf Lam-Gallas mit dem Staatschwerte; der Oberstlandhofmeister Baron von Heß mit seinem Amtsstabe; der Erbpanier des Ritterstandes Ritter von Kundratitz mit der Landesfahne und vier Oberstlandesofficiere, hinter diesen der Erbtruchsess (Stellvertreter) Franz Graf Colloredo; der Erbküchenmeister Graf Wratislaw; der Erbsilberkämmerer Graf Salm und der Erbhofmeister (Stell-

vertreter) Graf Kinsky mit dem Stabe. Dem Hochaltare gegenüber, rechts auf unserem Bilde, sehen wir den prachtvollen Thron, welchen Seine Majestät zuerst bestiegen; über demselben schwebt von der Kirchendecke herab ein reicher Baldachin aus schwerem Goldstoffe gefertigt. An der zweiten Stufe des Thrones steht die-
seits der k. k. Generaladjutant Karl Graf Lam-Martiniß und jenseits die Hauptleute der k. k. Arcieren- und Trabanten-Leibgarde Graf Attems und Graf von Sivalart. In der Nähe des Thrones, auf der rechten Seite, erscheint der königlich böhmische Herold in seinem alterthümlichen Wappenrocke mit aufgesetztem Federbaret. Neben ihm stehen in der Reihe vor Nech-
ten Seiner Majestät der Oberstlandrichter Freiherr von Wagemann; der Stellvertreter des Oberstkanzlers Fürst August Lobkowitz; der Oberstlehrer Graf Sporck, der Stellvertreter des Kammerpräsidenten Graf Schönborn, der Oberstlandschreiber Freiherr von Prochaska und der Erbpanier des Herrenstandes Graf Chorinsky mit der Landesfahne. Vor denselben sehen wir in der Nähe Seiner Majestät den k. k. ersten Oberst-
hofmeister Rudolph Fürsten zu Colloredo-Mansfeld mit seinem Amtsstabe und Ritter von Neuperger, das rothatlassene Käppchen auf einer Goldtasse haltend, rückwärts aber die übrigen Landesofficiere, die Erbämter, den nicht fungirenden Clerus, und rechts von diesem die Deputirten der beiden Kronländer Mähren und Schlesien, so wie wir selbe bei der Erbhuldigung na-
mentlich angeführt haben.

In dem mittlern Bogen befindet sich das Hof-Drato-
rium, in welchem wir Ihre Majestät die Kaiserin Maria Anna, mit den durchlauchtigsten Familiengliedern des Kaiserhauses, Ihre Majestäten den König und die Kö-
nigin von Sachsen, Seine königliche Hoheit den durch-
lauchtigsten Prinzen Leopold von Salerno mit Höchst-
dessen Frau Gemahlin, Ihrer kaiserlichen Hoheit der
Erzherzogin Marie Clementine und der huldvollen
Prinzessin Tochter, und dann Seine königliche Hoheit den
Herzog von Lucca erblicken. Unter dem Dratorium
sehen wir die bis zu dem Presbyterium herab errichtete
Tribüne, in welcher sich das diplomatische Corps, die
Fürstinnen und Palastdamen befinden.

Mois Gelen,
k. k. Subernal-Archivbeamter.

Krönung

Ihrer Majestät der Kaiserin Maria Anna
zur Königin von Böhmen.*

Nach den bestehenden Grundgesetzen des König-
reichs Böhmen hat die Aebtissin des adelichen Damen-
stiftes am königlichen Schlosse zu Prag das Recht, Böh-
mens Königinnen gemeinschaftlich mit dem Prager Fürst-
Erzbischofe und dem Oberstburggrafen zu krönen. Kaiser
Karl der Vierte, der sein treues Böhmen bei jeder
Gelegenheit mit wahrhaft väterlicher Liebe auszeichnete,

* Der zu diesem Aufsatze gehörige Stahlstich ist bereits der
vorigen Lieferung beigelegt worden.

ertheilte am ersten Mai des Jahres 1348 mit dem
Fürstenrange dieses Vorrecht der jeweiligen Aebtissin des
Benedictinerinnen-Klosters zu Sct. Georg, dessen Grün-
dung durch Herzog Bratislav schon im Anfange des
zehnten Jahrhunderts auf das glänzendste bewerkstel-
ligt wurde. Nachdem aber Joseph II. am 12. Januar
1782 dieses Kloster aufgehoben hatte, übertrug Kaiser
Leopold II. im Jahre 1791 das Krönungsrecht auf
die Aebtissin des von seiner erhabenen Mutter, der Kai-
serin Maria Theresia 1755 errichteten adelichen Da-
menstiftes, und ernannte hiezu auf die Bitte der Stände,
daß immer eine Prinzessin des österreichischen Kaiser-
hauses demselben als Aebtissin vorstehen solle, seine äl-
teste Tochter, die Erzherzogin Maria Anna*.
Da nun diese Stelle bei der bevorstehenden Krönung
Ihrer Majestät der Königin erledigt war, so fiel die
Wahl unseres huldvollen Monarchen auf Ihre kaiser-
liche Hoheit die Frau Erzherzogin Theresie,
die Tochter des heldenmüthigen, ruhmgekrönten Erz-
herzogs Karl, der zur Vertheidigung Oesterreichs
mit Blüheschnelle zahlreiche Legionen zusammenrief und
Böhmen zweimal von dem drohenden feindlichen Einfall
befreite.

Die mit allen Tugenden geschmückte Erzherzogin
wurde am 10. September 1836 in der Stiftskirche zu
Allerheiligen feierlich als Aebtissin des adelichen Damen-
stiftes installiert, erhielt nebst dem Ordenszeichen die
sämmlichen Insignien der ehemaligen gefürsteten Aeb-
tissin von Sct. Georg, als: den Fürstenhut, den äbtli-
chen Stab, Ring und den Hermelinmantel, und übte
schon am 12. September 1836 das hohe Vorrecht der
Damenstifts-Aebtissin aus.

Au diesem glücklichen, ewig denkwürdigen Tage, der
Böhmen, Mähren und Schlesien mit Freude und Jubel
erfüllte, wurde Ihre Majestät die Kaiserin
Maria Anna zur Königin von Böhmen ge-
krönt. Mit Tagesanbruch verkündeten Kanonensalven
die bevorstehende hohe Feier, und in zahlloser Menge
strömte das Volk zur königlichen Burg, um die geliebte
Königin in dem Herrscherschmuck des böhmischen Reiches
zu sehen. Um acht Uhr wurde die große Glocke der
Dom- und Krönungskirche zu Sct. Veit geläutet, wor-
auf die prachtvolle Auffahrt des männlichen Adels, der
Stände, des diplomatischen Corps, der Ritter des gol-
denen Vlieses und Großkreuze, dann der Fürstinnen,
Palastdamen und Oberstlandesofficiersfrauen erfolgte,
und der Clerus in der Domkirche sich versammelte. Ge-
gen die zehnte Stunde wurde Ihre Majestät die Köni-
gin von den Fürstinnen, Palastdamen und den Oberst-
landesofficiersfrauen in das Appartement Seiner Maje-
stät des Kaisers geleitet, wo die Oberstlandesofficiere,
durch den stellvertretenden k. k. Oberstkämmerer Grafen
Kaspar Sternberg in die innern Gemächer berufen,

* Kaiser Joseph II. übertrug bereits im Jahre 1782 mit
Hofdekret von 8. März das Krönungsrecht der Aebtissin von St.
Georg auf die Frau Fürstin des Prager Damenstiftes, wenn eine
vorhanden wäre, und in deren Abgang auf die Stiftsdamen in
der Neustadt Prag. Ubrigens gingen unter Leopold II. die
Insignien und die hohe Würde der ehemaligen gefürsteten Aeb-
tissin von St. Georg auf die Prinzessinen des Oesterreichischen
Kaiserhauses in der Art über, daß Hochdieselben durch unauflös-
liche Gelübde nicht gebunden, jederzeit in andere Standesverhält-
nisse treten können.

die königliche Krone, den Scepter, den Reichsapfel und
den gesammten Krönungsornat übernahmen. Wenige
Minuten darauf gestaltete sich die ganze Umgebung Ih-
rer Majestäten zu einem herrlichen Zuge, der sich aus
den kaiserlichen Zimmern, in welchen die Arcieren- und
ungarische Leibgarde paradirte, über die mit Trabanten-
Leibgarden besetzte Haupttreppe durch den zweiten und
dritten Burghof auf einem mit rothem und weißem Tuche
belegten Breiterwege zur Sct. Wenzelscapelle bewegte.

Den Zug eröffneten k. k. Hoffouriere, k. k. Edel-
knaben und Kammerfouriere, ihnen folgten die geistlichen
und weltlichen Stände, die k. k. Truchessen, Subernal-
räthe und Kämmerer, ohne Beobachtung eines Ranges,
und dann die k. k. Räthe, welchen bei der Krönung keine
Verrichtungen oblagen. Nach ihnen kam der böhmische
Herold in seinem alterthümlichen Wappenrocke, mit auf-
gesetztem Federbaret und aufrecht gehaltenem Stabe.
Darauf erschienen die Erbämter unter Anführung des
Erbhofmeisters mit seinem Amtsstabe, nach ihrem Range,
und die Oberstlandesofficiere des Herrn- und Ritter-
standes. Letztere gingen in folgender Ordnung. Zuerst
kam der Oberstlandschreiber Freiherr von Prochaska
mit dem königlichen Scepter, rechts von dem Landes-
unterkämmerer Baron von Margelik und links von
dem Königgräzer Burggrafen Ritter von Horn be-
gleitet, ihm folgte der Oberstlandrichter Freiherr von
Wagemann mit dem Reichsapfel, neben welchen rechts
der Stellvertreter des Appellations-Präsidenten Baron
von Lehrenthal und links der stellvertretende köni-
gliche böhmische Kammerpräsident Friedrich Karl Graf
von Schönborn gingen; ferner der Oberstburggraf
Karl Graf Chotek mit der königlich böhmischen Krone,
rechts von dem Stellvertreter des Oberstkanzlers Au-
gust Fürsten von Lobkowitz und links von dem Oberst-
lehrer Leopold Grafen von Sporck begleitet,
und schließlich der Oberstlandhofmeister Freiherr von
Heß mit seinem Amtsstabe, neben welchen zur rechten
Seite der Oberstlandmarschall Christian Graf Lam-
Gallas mit dem, auf einem goldstoffenen Polster ru-
henden, in der Scheide verwahrten Staatschwerde, und
zur linken der Oberstlandkämmerer Prokop Graf
Hartmann von Klarstein mit dem, auf einer Gold-
tasse liegenden rothatlassenen Kronkäppchen erschienen.
Vor dem Oberstlandschreiber ging der Kronhüter des
Ritterstandes, Wenzl Bohusch Ritter von Otto-
schütz, den königlichen Mantel tragend, vor dem Oberst-
landrichter aber der stellvertretende Kronhüter vom
Herrenstande Joseph Graf Dietrichstein mit der
Stole und dem Gürtel. Den Oberstlandesofficiere
folgten der erzherzoglich österreichische und der königlich
ungarische Herold, und die zwei kaiserlich österreichischen
Herolde, alle in ihren Wappenröcken, mit aufgesetztem
Federbaret und aufrecht gehaltenem Stabe. Nach ihnen
kamen der k. k. erste Obersthofmeister Fürst zu Col-
loredo-Mansfeld und dann die kaiserlich österröchi-
schen Reichsämtler (Stellvertreter) und zwar: Der Reichs-
truchseß Eugen Graf Wrba mit dem Reichsapfel;
der Reichskämmerer mit dem Scepter; der Reichsschatz-
meister Alfred Fürst Windischgrätz mit einem
goldstoffenen Polster für die kaiserliche Krone, der Reichs-
mundschenk und der k. k. Obersthofmarschall Peter
Graf von Goeß anstatt des Reichsmarschalls mit

dem entblößten, vor sich aufrecht gehaltenen Staats-
schwerte. Hierauf erschienen Seine Majestät Kaiser
Ferdinand der Erste im kaiserlichen Ornat, dessen
Schleppe ein k. k. Edelknabe trug, mit der kaiserlichen
Krone auf dem Haupte und mit den vier Ordensketten
und dem großen Militärordensbande umgeben, unter
einem Prachthimmel, der von den Prager Vicebürger-
meistern Keller und Fanta, und den Magistratsräthen
Häusler, Jekauky, Kibery, Strecker und
Schütz getragen wurde. An der linken Seite des er-
habenen Monarchen, einen Schritt rückwärts, folgte, ge-
führt von Allerhöchstherrm Obersthofmeister Moritz
Grafen von Dietrichstein, Ihre Majestät die
Kaiserin Maria Anna mit der Hauskrone auf dem
Haupte, in einem reichen, silberstoffenen, mit Gold ge-
stickten Kleide, dessen Schleppe die Obersthofmeisterin
Landgräfin von Fürstenberg trug. Etwas vor
Seiner Majestät gingen (außer dem Baldachin) rechts
der Stellvertreter des k. k. Arcieren-Leibgarde-Haupt-
manns, Joseph Graf von Attems und der Tra-
banten-Leibgarde-Hauptmann Karl Graf von Siva-
lart, links der k. ungarische Leibgarde-Capitän Ignaz
Freiherr Splenyi von Mihály und der General-
Adjutant des Kaisers, Karl Graf von Lam-Mar-
tiniß; nebstdem waren Ihre Majestäten zu beiden
Seiten von den Loisonisten und Großkreuzen, weiter
auswärts aber von Arcieren- und ungarischen Leibgar-
den umgeben. Hinter dem Prachthimmel des huldvollen
Herrscherpaars kamen in kostbaren Schleppländern die
Fürstinnen, dann die im Range einer Fürstin stehende
Oberstburggräfin Maria Gräfin Chotek, ferner die
übrigen Palastdamen und endlich die Gemahlinen der
Oberstlandesofficiere; — mit Gold und Silber, Perlen
und Diamanten reich geschmückt, bildeten sie eine lange,
glanzvolle Reihe, welche den schönsten Anblick gewährte
und die Pracht des imposanten Zuges auf das höchste
hob. Während des Zuges wurden die Glocken des Do-
mes und der sämmtlichen Kirchen in Prag geläutet, die
zu beiden Seiten aufgestellten, schön uniformirten Bürger-
Corps und die Grenadiere präsentirten das Gewehr,
und die Musikchöre spielten die Nationalhymne. Vor
Ihren Majestäten senkten sowohl die Bürger-Corps und
das Militär, als auch die anwesenden zahlreichen Zünfte
Prags die Fahnen. Mit wonneterunkenem Auge sah das
Volk seinen König und seine Königin kommen, welche
von Pracht und dem höchsten Glanze umgeben waren,
mit Jubel und unaussprechlicher Freude erfüllten aber
jeden die Huld und Gnade, welche aus dem Antlitze des
geliebten Herrscherpaars strahlte.

Als der Zug in die Nähe der Domkirche kam, be-
gab sich der Fürst-Erzbischof Alois Graf Starbeß
Ankiewicz von Pöslawice mit dem Domcapitel und
dem ganzen Clerus aus der Sakristei zur Kirchenthür,
und erwartete an der linken Seite derselben Ihre Maje-
stäten. Nach dem feierlichen Empfange Allerhöchst-
derselben legte der k. k. Hofceremoniär Anton Pöck
auf einen, vor die Thüre aufbreiteten, kostbaren Tep-
pich zwei reiche Pölster. Das huldvolle Herrscherpaar
kniete auf dieselben nieder, empfing von dem Fürst-
Erzbischofe den Segen, und küßte das von demselben
dargereichte Kreuz, welches Kaiser Karl der Vierte
der prager Domkirche geschenkt hatte. Hierauf traten

beide Majestäten unter Trompeten- und Pauenschall in die Kirche, der erhabene Monarch verfügte sich in das Presbyterium, zu dem auf der Evangeliumseite errichteten, drei Stufen hohen Throne, Ihre Majestät die Königin aber in die Sct. Wenzelscapelle. In das Presbyterium begleiteten Seine Majestät den Kaiser der Fürst-Erzbischof von Prag mit dem gesammten Clerus, die Stellvertreter der kaiserlich österreichischen Reichsämter, die Hofchargen mit dem übrigen k. k. Hofstaate, die Stände, und dann die erzherzoglich österreichischen, königlich ungarischen und kaiserlichen Herolde. Sechs k. k. Leibgarden, drei Arcieren- und drei ungarische, leisteten die Nebenbegleitung; am Eingange des Presbyteriums blieben sie zurück, und schlossen sich an das dort befindliche Gardespallier an. Sobald der huldbolle Monarch den Thron bestiegen hatte, ging der Fürst-Erzbischof mit dem Clerus in die Sacristei, um das Messgewand anzuziehen, die Übrigen aber nahmen folgende Stellungen ein. Auf die erste Stufe zur rechten Hand Seiner Majestät, stellte sich der k. k. Obersthofmarschall als Stellvertreter des kaiserlich österreichischen Reichsmarschalls mit dem Schwerte, und vorwärts auf die breite Bühne, worauf der Thron errichtet war, der k. k. erste Obersthofmeister mit dem Stabe. Unter die Bühne, etwas vor den Obersthofmeister, stellten sich die Hauptleute der Arcieren- und Trabanten-Leibgarde und dann der kaiserlich österreichische und der königlich ungarische Herold. Zur Linken Seiner Majestät stellten sich auf die breite Bühne, dem k. k. ersten Obersthofmeister gegenüber, der Stellvertreter des k. k. Oberstkämmerers und weiter vorwärts die kaiserlich österreichischen Reichsämter (Vertreter), als: der Reichsmundschent, Reichschatzmeister, Reichskämmerer und Reichstruchseß. Unter der Bühne, dem Arcieren- und Trabanten-Leibgarde-Hauptmann gegenüber, nahmen der k. ungarische Leibgarde-Capitain und der General-Adjutant des Kaisers, hinter diesen aber die Herolde Oesterreichs die Stellungen ein. Zu beiden Seiten des Thrones hielten zwei Arcieren- und zwei ungarische Leibgarden die Ehrenwache.

In die Sct. Wenzelscapelle wurden Ihre Majestät die Königin von den fungirenden Ständen und den sämtlichen hohen Damen begleitet. In der Capellenthür stand die Aebtissin des adelichen Damenstiftes, Ihre kaiserliche Hoheit die Frau Erzherzogin Theresie mit Ihrer Obersthofmeisterin Antonia Gräfin von Elz, dem stellvertretenden Obersthofmeister Grafen Hartmann von Klarstein und den zwei Stiftsdamen Gräfin Nuersperg und Gräfin Gaizruk, und empfing feierlich die huldbolle Königin. Die Erbbeamten und die Oberstlandesofficiere traten alsdann in die, mit den Landesfarben geschmückte Kapelle, dann folgten Ihre Majestät die Königin an der Hand Ihres Obersthofmeisters, ferner Ihre kaiserliche Hoheit die Frau Erzherzogin mit ihrer Begleitung und hierauf alle Damen, welche mit dem Zuge aus der königlichen Burg in die Domkirche kamen. Die Oberstlandesofficiere legten die königlichen Insignien auf den Altar des heiligen Wenzel, den Krönungsmantel aber auf einen hiezu vorgereichten mit Damast überzogenen Tisch, in dessen Nähe auf dem Seiten- oder Reliquien-Altare, wie bei der Krönung Seiner Majestät des Königs, die zur

Opferung bestimmten Brode und Weinfäßchen lagen*. Die erhabene Königin kniete auf den für Allerhöchstdieselbe vor dem Sct. Wenzelsaltare bestimmten, mit rothem Sammt und reichen Polstern belegten Knieschämel nieder, Ihre kaiserliche Hoheit die Frau Erzherzogin begab sich zu der für Sie eigends vorbereiteten Kniebank, die Damen aber nahmen die übrigen Bänke der Kapelle ein. Nachdem Ihre Majestät ein kurzes Gebet verrichtet hatte, setzte sie sich in den rückwärts gestellten Armsessel, und empfing den Glückwunsch Ihrer kaiserlichen Hoheit der Erzherzogin. Als darauf die Gemahlin des Oberstkanzlers-Stellvertreters, Fürstin Lobkowitz, den mit Edelsteinen besetzten fürstlichen Hut, welcher bis dahin auf dem Seitenaltare lag, auf das Haupt Ihrer kaiserlichen Hoheit der Erzherzogin setzte, erschien der Fürst-Erzbischof von Prag, als Consecrator im Kardinalkleide, mit dem assistirenden Clerus vor der Kapelle. Die Erbämter nahmen nun die Brode und Weinfäßchen, die Oberstlandesofficiere aber die königlichen Insignien und traten mit denselben in den zum Presbyterium führenden, mit herrlichen Gobelin-Tapeten gezierten Gang, in welchem Arcieren- und ungarische Leibgarden Spaliere bildeten. Ihre Majestät die Königin begaben sich hierauf unter Trompeten- und Pauenschall unter die Capellenthür, dort schlossen sich die königlichen Assistenten, Ihre Excellenzen die Herren Bischöfe von Budweis und Königgrätz, Constantin Kuzicka und Karl B. Haul Allerhöchstdenselben rechts und links an, und der Consecrator sprach das Gebet: Omnipotens sempiterna Deus, qui famulam tuam Mariam Annam regni fastigio etc. Nach diesem Gebete erfüllte das von dem prager Domcapellmeister Johann Wittassek in Russigesezte Responsorium in feierlichen Accorden die weiten Hallen des schönen Domes, und Ihre Majestät nahmen mit der ganzen Umgebung den Weg zum Hochaltar. Der Fürst-Erzbischof, von den assistirenden Bischöfen von Leitmeritz und Brünn begleitet, eröffnete mit der Geistlichkeit den Zug; ihm folgten die Pfarrer der ältesten vier Pfarrkirchen Prags, Carl Schreiner, Wilhelm Gewinner, A. Lagler und J. Hanka mit den Reliquien des heiligen Bartholomäus, des heiligen Apostels Philipp, der heiligen Anna und Barbara, dann k. k. Edelknaben, welche brennende Kammerfackeln trugen. Nach diesen kamen der königliche böhmische Herold und die Erbbeamten, als: der Erbthürhüter Freiherr Mladota mit seinem Amtschlüssel**, der Erbpanier des Herrenstandes Graf Chorinsky und der des Ritterstandes A. J. Worikowsky Ritter von Kunderatz mit den in der Sct. Wenzelscapelle

* Die Brode, eines versilbert, das andere vergoldet, waren aus dem feinsten Mehl gebacken; auf denselben war nebst der Jahreszahl das kaiserliche Wappen und in dessen Mitte der königlich böhmische Löwe angebracht. Von den Weinfäßchen, welche zierlich aus hartem Holze gefertigt waren, enthielt das vergoldete, dreizehn böhmische Seidel rothen, und das versilberte eben so viel weißen Weines, welcher von dem k. k. Hofcontroller-Amte verabfolgt wurde.

** Der Amtschlüssel des Erbthürhüters ist aus feinem Stahle verfertigt und zugweise vergoldet. Auf dem Ringe ist die königlich böhmische Krone und unter derselben der böhmische Löwe im Carniol angebracht; unter dem Ringe befinden sich sechs kleinere Brillanten. Bei Functionen trägt ihn der Erbthürhüter an der rechten Rocktasche.

erhobenen Landesfahnen*, der Erbsilberkämmerer Franz Reichsgraf von Salm-Neiferscheid, der Stellvertreter des Erbtruchsesses Franz Graf Colloredo-Mansfeld mit dem vergoldeten, ihm zur Rechten der Erblüchenmeister Karl Graf Bratislaw mit dem versilberten Brodlaibe, und zur Linken der Erbschatzmeister Fürst Ferdinand Lobkowitz, ferner der Stellvertreter des Erbschatzen Eugen Graf Czernin von Chudenitz mit dem vergoldeten, ihm zur Linken sein Assistent Graf Czernin von Chudenitz mit dem versilberten Weinfäßchen, zur Rechten aber der Erbvorschneider Christian Graf Waldstein-Wartenberg und schließlich der Erbhofmeister Joseph D. Graf Kinsky von Chinitz und Lettau mit seinem Amtsstabe. Ihnen folgten die Oberstlandesofficiere, zuerst aus dem Ritterstande, der Kronhüter allein, der Oberstlandschreiber mit dem Scepter, neben ihm rechts der Landesunterkämmerer und links der Burggraf von Königgrätz; dann aus dem Herrenstande: der Stellvertreter des königlich böhmischen Kammerpräsidenten, der Oberstburggraf mit der königlichen Krone, neben ihm rechts der Oberstlehrrichter und links der Stellvertreter des Oberstkanzlers, und endlich der Oberstlandhofmeister mit seinem Stabe, neben welchen rechts der Oberstlandmarschall mit dem auf einem Polster ruhenden, in der Scheide verwahrten Schwerte des heiligen Wenzel, und links der Oberstlandkämmerer mit dem auf einer Goldtasse liegenden Kronkappchen gingen.

Hierauf erschienen Ihre Majestät die Königin mit der Hauskrone auf dem Haupte, an der Hand Ihres Obersthofmeisters, umgeben von Allerhöchsthohen zwei bischöflichen Assistenten und der Obersthofmeisterin, welche die Schleppe trug, und von Arcieren- und ungarischen Leibgarden zu beiden Seiten begleitet. Nach Ihrer Majestät kam Ihre kaiserliche Hoheit die Frau Erzherzogin an der Hand Ihres Obersthofmeisters-Stellvertreters mit der Obersthofmeisterin und den zwei Stiftsdamen, deren eine die Schleppe trug; den Schluß des imposanten Zuges bildeten die Fürstinnen, die Oberstburggräfin, die Palastdamen und die Oberstlandesofficiersfrauen.

Für den erhabenen Act der Krönung Ihrer Majestät der Königin war die Einrichtung im Innern der Domkirche nicht wesentlich von jener unterschieden, welche wir bei der Krönungsfeier des Königs sahen. In der Mitte des Presbyteriums stand unter einem reichen Baldachin der herrliche Inthronisations-Thron Ihrer Majestät mit einem prachtvoll decorirten Betschämel, auf der Evangeliumseite, wie früher, der Thron für Seine Majestät den Kaiser. Rechts von dem Throne der Königin war für die kaiserliche Hoheit die Frau Erzherzogin Theresie ein prächtiger Armlehnsessel vorbereitet; in dessen Nähe befanden sich die Knieschämel

für die zwei dienstthuenden Stiftsdamen und für die Obersthofmeisterin Ihrer kaiserlichen Hoheit. Rückwärts, zu beiden Seiten des Thrones, standen die Labourets für die bischöflichen Assistenten Ihrer Majestät, hinter diesen aber die Knieschämel und Sitze für die Obersthofmeisterin und die Palastdamen vom Dienste; etwas weiter befanden sich die Sitzbänke der Fürstinnen, Palastdamen und der Oberstlandesofficiersfrauen. An der rechten Längenseite des Presbyteriums, rechts von dem Throne Seiner Majestät, waren die Plätze für die Tonisten, Großkreuze, geheimen Räte, Kämmerer und Truchsesses bestimmt, an der linken für die Deputirten von Mähren und Schlessen, für die Fürsten und den insulirten Clerus.

Als die Königin in das Presbyterium trat, erhob sich der huldbolle Monarch vom Sessel und blieb im Throne stehen. Ihre Majestät bestiegen den in der Mitte des Presbyteriums errichteten Thron und knieten auf den vor dem Thronessel bereiteten Knieschämel nieder; die Frau Erzherzogin, die zwei bischöflichen Assistenten, die beiden Obersthofmeisterinnen und die Damen verfügten sich aber auf die für dieselben bestimmten Plätze. Zur rechten Seite Ihrer Majestät der Königin, einige Schritte weit vom Throne, stellten sich der Oberstburggraf und die übrigen Oberstlandesofficiere, an diese reihten sich die Erbämter bis zu dem Hochaltare, vor welchem rechts der Erbpanier des Ritterstandes und links der des Herrenstandes mit dem königlich böhmischen Herolde die Stellung nahmen. Der Obersthofmeister Ihrer Majestät stand während der Krönung links neben dem Throne auf der breiten Bühne, der Obersthofmeisters-Stellvertreter der Frau Erzherzogin-Aebtissin jedoch neben dem Armlehnsessel Ihrer kaiserlichen Hoheit.

Nachdem Alles auf den bestimmten Plätzen stand, stellten die Pfarrer der vier ältesten Pfarrkirchen Prags die Reliquien auf den Hochaltar, der Consecrator verbogte sich gegen denselben und gegen beide Majestäten und setzte sich auf das vor diesen Altar auf die oberste Stufe gestellte Faldistorium. Die Erbämter übergaben sodann die mitgebrachten Brodlaibe und Weinfäßchen den zwei Assistenten des Fürst-Erzbischofs, welche dieselben auf ein an der Evangeliumseite bereit stehendes, weiß überdecktes Tischchen legten; die Oberstlandesofficiere jedoch reihten die königlichen Insignien und das in der Scheide verwahrte Schwert des heiligen Wenzel dem Consecrator, welcher durch seinen zweiten Assistenten Alles auf die rechte und linke Seite des Altars legen ließ. Zugleich übernahm der Stellvertreter des Vicelandkämmerers von dem Oberstlandkämmerer das auf einer Goldtasse ruhende Kronkappchen, um es während der Krönungsfeierlichkeit zu halten.

Nun erhoben sich beide Majestäten und begaben sich zu dem Hochaltar; Seine Majestät der Kaiser, mit der Krone auf dem Haupte, mit dem kaiserlichen Scepter und Reichsapfel in den Händen, wurden dahin von den Obersthofämtern, welche am Throne standen, von den Leibgardehauptleuten und dem General-Adjutanten begleitet. Die huldbolle Königin dagegen von dem k. böhmischen Oberstlandeshofmeister, Allerhöchstihrem Obersthofmeister, der Obersthofmeisterin, der Erzherzogin-Aebtissin und den zwei bischöflichen Assistenten. An der untersten Stufe stellte der erhabene Monarch dem vor

* Die aus schwerem, rothen Gros de Naples verfertigten Landespaniere (Fahnen) enthalten, prachtvoll gestickt, auf der einen Seite das Bild des heiligen Wenzel in einem Lorberfranze, auf der andern den böhmischen Löwen, umgeben von den Wappen der Kronländer Böhmens. Mit Guirlanden und schweren Franzen verzieret, ist das Panier des Herrenstandes mit Gold, jenes dem Ritterstande gehörige, mit Silber gestickt. Die vergoldeten Fahnenspitzen tragen die Anfangsbuchstaben Seiner Majestät des Königs.

seinem Falbistorium stehenden Fürst-Erzbischof Ihre Majestät die Königin zur Einsegnung und Krönung vor, und sprach aus dem Pontificale, welches der Hofceremoniär zu dem Ende knieend vorhielt, mit lauter Stimme folgende Worte: Reverende Pater, postulamus, ut Consortem Nostram, Nobis a Deo conjunctam, benedicere, et Corona Regali ornare dignemini, ad laudem et gloriam Salvatoris nostri Jesu Christi. Nach diesen Worten kehrte der huldvolle Monarch zum Throne zurück, übergab den kaiserlichen Scepter und Reichsapfel wieder den Stellvertretern des kaiserlich österreichischen Reichskammerers und Reichstruchsessens und kniete am Betschämel nieder. Ihre Majestät die Königin begaben sich etwas näher zur Evangeliumseite, knieten dort auf den von dem Oberstlandkammerer auf die unterste Stufe gelegten Sammtpolster und ließen sich von ihrem Obersthofmeister die Hausrone abnehmen, welche der k. k. Schatzmeister Vincenz Caballini Ritter von Ehrenburg übernahm, und während des Krönungsactes auf einem mit Gold besetzten Polster hielt. Etwas rückwärts knieten, rechts die Erzherzogin-Nebtissin, links die zwei bischöflichen Assistenten, hinter Ihrer Majestät aber die Obersthofmeisterin, der Obersthofmeister, der Oberstlandhofmeister, der Oberstlandkammerer und der sämtliche Clerus nieder. Hierauf neigten sich Ihre Majestät mit dem Angesichte auf die reichen Polster, welche der Hofceremoniär auf die Altarstufen legte, und der Consecrator betete knieend die Litanei zu Allen Heiligen. Bei dem Verse: Ut omnibus fidelibus defunctis etc. stand derselbe auf, neigte sich gegen die huldvolle Königin und sprach über Sie den Segen: Ut famulam tuam Mariam Annam in reginam coronandam benedicere digneris etc. den Seine Majestät der Kaiser und der gesammte Clerus beantworteten.

Nach dem Segen vollendete der consecrircnde Fürst-Erzbischof knieend die Litanei, stand sodann nebst Seiner Majestät dem Kaiser auf, neigte sich gegen die erhabene Königin und sprach mit abgesetzter Inself: Omnipotens sempiterna Deus, hanc famulam tuam Mariam Annam coelesti benedictione sanctifica, etc. worauf Ihre Majestät mit Beihilfe ihrer Assistenten das Angesicht erhoben, während der weiteren Gebete des Consecrators aber noch knieen blieben. Als diese geendigt wurden, setzte der Obersthofmeister Ihrer Majestät wieder die Hausrone auf, Allerhöchstdieselben erhoben sich, kehrten nebst der Erzherzogin-Nebtissin und dem übrigen Gefolge in den Thron zurück und knieten daselbst nieder. Hierauf begann das Hochamt, bei welchem die Hofcapelle, verstärkt durch die vorzüglichsten Musiker Prags, Weigl's schöne (G-dur) Messe mit einer bewunderungswürdigen Präcision ausführte.

Nach der Epistel vor dem Alleluja wurde die Königin in Begleitung des vorigen Gefolges zu dem Hochaltar geführt; dort kniete Sie auf die oberste Stufe nieder und ließ sich von dem Obersthofmeister die Krone abnehmen, welche auf einen reichen Polster gelegt, dem k. k. Schatzmeister übergeben wurde. Die Obersthofmeisterin, die stellvertretende Gemahlin des Oberstlandkammerers Rosina Gräfin Czernin und zwei Palastdamen, Fürstin E. Windischgrätz und Gräfin Clam-Martiniz, entblößten nun die Schultern und den rechten Arm Ihrer Majestät; der Consecrator setzte sich,

mit der Inself auf dem Haupte, auf das vor dem Hochaltar gestellte Falbistorium und salbte mit dem von dem Hofceremoniär dargereichten heiligen Oele die huldvolle Königin von dem Gelenke der Hand bis zu dem Ellenbogen, dann zwischen den Schultern. Während der Salbung standen Seine Majestät der König auf und der Erzbischof sprach das erhabene Gebet: Spiritus sancti gratia humilitatis nostrae officio in te copiosa descendat, etc. Nachdem von Ihrer kaiserlichen Hoheit der Frau Erzherzogin die gesalbten Theile mit der vom Hofceremoniär gereichten Baumwolle abgetrocknet wurden, sprach der Consecrator noch das Gebet: Deus, qui solus habes immortalitatem, etc. worauf sich Ihre Majestät unter Vortretung des Oberstlandhofmeisters mit dem Stabe, und in Begleitung der Erzherzogin-Nebtissin, der Obersthofmeisterin und der zwei dienstthuenden Palastdamen hinter die Evangeliumseite des Hochaltars begaben. Hier trocknete in einem eigens vorgerichteten Gemache, vor welchem der Obersthofmeister stehen blieb, die Erzherzogin die gesalbten Theile noch einmal mit Baumwolle und einem Handtuche ab, die Obersthofmeisterin und die zwei Palastdamen aber brachten die Kleidung der Königin in Ordnung und gaben Ihrer Majestät Stole, Gürtel und den königlichen Mantel um, welche Stücke vorläufig durch einen k. k. Kammerfourier aus der St. Wenzelscapelle dahin gebracht worden sind. Mit dem Ornat der Könige Böhmens geschmückt, nahmen Ihre Majestät, umgeben von dem ganzen Gefolge, wieder den Weg zum Hochaltar, neigten sich beim Vorübergehen gegen den erhabenen Monarchen und knieten dann auf die oberste Altarstufe nieder. Ihre kaiserliche Hoheit die Erzherzogin-Nebtissin trat zum Altartische, nahm die daselbst liegende königliche Krone, und ließ sie durch den Oberstburggrafen, dem Fürst-Erzbischof überreichen. Hierauf bedeckte die Gräfin Czernin, als stellvertretende Gemahlin des Oberstlandkammerers, das Haupt Ihrer Majestät mit dem rothatlassenen Käppchen, welches ihr der Bicelandkammerer reichte, die Erzherzogin Therese aber, der Fürst-Erzbischof und der Oberstburggraf setzten Ihrer Majestät die Krone auf, wozu der Erstere mit aufgesetzter Inself folgenden Segen sprach: Accipe coronam regalis excellentiae, ut scias Te esse consortem regni, populoque Dei semper prospere consulas; et quanto plus exaltaris, tanto amplius humilitatem diligas et custodias, in Christo Jesu Domino nostro. Der Oberstlandrichter und der Oberstlandschreiber empfingen nun aus den Händen der Frau Erzherzogin die auf dem Altar befindlichen Reichsinsignien, ersterer den Reichsapfel, letzterer den Scepter, und reichten dieselben dem Consecrator. Dieser gab Ihrer Majestät den Scepter in die rechte und den Reichsapfel in die linke Hand und sprach: Accipe virgam virtutis et aequitatis, et esto pauperibus misericors et affabilis; viduis, pupillis et orphanis diligentissimam curam exhibeas; ut omnipotens Deus auceat Tibi gratiam suam, qui vivit et regnat in saecula saeculorum. Mittlerweise händigte der Hofceremoniär die auf dem Altar liegenden Polster, worauf die Krone, der Scepter und der Reichsapfel geruht haben, den betreffenden Oberstlandesofficieren ein, welche sich in angemessener Entfernung links vor den Altar stellten.

Als die huldvolle Königin die sämmtlichen Insignien der Königswürde empfangen hatte, wurde die königlich böhmische Krone wegen des schweren Gewichtes mit der Hausrone gewechselt, und die erstere dem Oberstburggrafen übergeben, um sie bei der fernern Krönungsfeierlichkeit an der rechten Seite Ihrer Majestät vorzutragen.

Die gekrönte Königin erhob sich alsdann von den Knien, und mit der Hausrone auf dem Haupte, den königlichen Scepter und Reichsapfel in den Händen, führten Allerhöchstdieselben der Consecrator und die zwei königlichen Assistenten in Begleitung der Erzherzogin-Nebtissin und des übrigen Gefolges zu dem in der Mitte des Presbyteriums errichteten Throne. Vor dem Thronessel blieben Ihre Majestät stehen. Der Consecrator stellte sich zur rechten, die königlichen Assistenten zur linken Hand der Königin, die Erzherzogin-Nebtissin, die Obersthofmeisterinnen, die dienstthuenden Palast- und Stiftsdamen begaben sich zu ihren Betschämeln, die Oberstlandesofficiere und Erbbeamten aber nahmen in angemessener Entfernung zu beiden Seiten des Thrones die Stellung in der Art, daß die beiden Erbpaniere und der böhmische Herold voran zu stehen kamen. Hierauf inthronisirte der Consecrator Ihre Majestät mit der Anrede: Sta, et retine a modo locum Tibi a Deo delegatum, per auctoritatem omnipotentis Dei, etc. Bei den Worten: in hoc regali solio confirmet, ließen sich Ihre Majestät auf den Thronessel nieder, und der Consecrator stimmte mit abgesetzter Inself das Te Deum an. Nun ertönte unter Trompeten- und Paukenschall, von dem obersten Chore mit mächtigen Accorden Cyblers Te Deum in C-dur, in allen Kirchen wurden die Glocken geläutet und von den Wällen der Stadt verkündete Kanonendonner weit in das Land hinaus die stattgefundene Krönung und Inthronisation Ihrer Majestät der allgeliebten Königin. Während des Verses: Te ergo quaesumus etc. ließen sich Seine Majestät der Kaiser und die übrigen Anwesenden (mit Ausnahme der Insignienträger bei Ihren Majestäten, des kaiserlich-österreichischen Reichsmarschalls, der Erbpaniere und Herolde, welche sich tief verbeugten) auf die Kniee nieder, nur Ihre Majestät die Königin blieben auf Ihrem Throne sitzen. Sobald das Te Deum abgeungen war, sprach der Fürst-Erzbischof das Gebet: Deus, qui victrices Moysi manus in oratione firmasti, etc. wobei der Kaiser und die Anwesenden wieder niederknieten. Nach diesem Gebete erhob sich die huldvolle Königin von dem Thronessel, gab Scepter und Reichsapfel an den Oberstlandrichter und den Oberstlandschreiber ab, und kniete nieder; der Erzbischof aber setzte das unterbrochene Hochamt fort. Als der zweite Diacon, unter Vortretung k. k. Edelknaben mit brennenden Wachsfackeln, das Evangelium sang, standen beide Majestäten auf, und nahmen Reichsapfel und Scepter in die Hände. Nach geendigtem Evangelium gaben Allerhöchstdieselben die Insignien wieder auf die Polster zurück, küßten das von dem ersten Assistenten des Consecrators dargereichte Meßbuch und ließen sich sodann auf die Kniee nieder. Indes stimmte der Consecrator das Credo an.

Zu dem Offertorium begaben sich Ihre Majestäten mit dem ganzen Gefolge wieder zum Hochaltar, knieten

auf der obersten Stufe nieder und küßten die Patena, welche der vor seinem Falbistorium stehende Fürst-Erzbischof vorhielt. Sodann überreichten die zur Rechten der Königin befindlichen Erbbeamten knieend dem ersten königlichen Assistenten die vom Altar erhobenen zwei Brode und zwei Weinfäßchen; dieser gab sie dem Consecrator und Ihre Majestät legte zum Zeichen, daß es ihr Opfer sey, die Hand darauf. Auf gleiche Art übergab der links knieende Oberstlandkammerer durch den zweiten königlichen Assistenten dem Fürst-Erzbischof ein 24 Dukaten schweres Goldstück, welches dieser, sammt den übrigen Opfern auf die Epistelseite des Altars legte. Nach der Opferung kehrten Ihre Majestäten in der vorigen Umgebung zu Ihren Thronen zurück, empfingen dort von dem ersten Assistenten des Consecrators stehend die Incensur und knieten sodann nieder.

Als die Präfation begonnen wurde, ließen sich Seine Majestät der Kaiser durch den Vertreter des kaiserlich-österreichischen Reichsmundschenken die Krone abnehmen, und auf den Polster, welchen der Stellvertreter des Reichsschatzmeisters hielt, legen; Ihrer Majestät der Königin aber nahm die Erzherzogin-Nebtissin mit der Oberstburggräfin, Gräfin Chotek, die Krone ab, und übergab sie dem Stellvertreter des königlich böhmischen Erbschenken, welcher sie auf den Betschämel Ihrer Majestät legte. Beim Canon entblößten die Herolde das Haupt; bei der Wandlung erschienen k. k. Edelknaben mit brennenden Wachsfackeln, die Panierträger senkten die Fahnen, die Herolde die Stäbe, der Obersthofmarschall die Spitze des Schwertes zur Erde, und alle Ubrigen knieten nieder. Auf den Wällen wurde zum zweitenmale das schwere Geschütz gelöst und in der Stadt mit allen Glocken geläutet.

Während des Agnus Dei wurde unter Vortretung des Hofceremoniärs beiden Majestäten das Pontificale zum Küßen gebracht, und von dem Hofceremoniär der Weihspengel dargereicht. Als es zur Communion kam, wurde Ihrer Majestät von der Obersthofmeisterin ein weißes Tuch umgegeben, und Allerhöchstdieselben begaben sich unter Vortretung des Oberstlandhofmeisters, bloß von Ihren zwei Assistenten der Obersthofmeisterin und dem Oberstburggrafen begleitet, zum Hochaltar. Auf der obersten Stufe knieten Ihre Majestät, auf der zweiten jedoch die Assistenten nieder. Während der übrige Clerus knieend das Consecrator betete, empfing die huldvolle Königin von dem Consecrator das Hochwürdigste und die Ablution, wobei von dem Oberstburggrafen und dem Oberstlandhofmeister Ihrer Majestät das Belum oder Altartuch untergehalten wurde. Nach der Communion kehrten Ihre Majestät die Königin in der frühern Begleitung zum Throne zurück, die Obersthofmeisterin nahm Allerhöchstdieselben das weiße Tuch ab, und die Erzherzogin-Nebtissin setzte mit der Oberstburggräfin, Gräfin Chotek, Ihrer Majestät wieder die Hausrone auf das Haupt; zu gleicher Zeit ließen sich Seine Majestät der Kaiser von dem Stellvertreter des kaiserlich österreichischen Reichsmundschenken die Krone aufsetzen.

Nach dem Hochamte ertheilte der Consecrator den feierlichen Segen, worauf zum Drittenmale die Kanonen abgeseuert und alle Kirchenglocken der Stadt geläutet wurden. Beide Majestäten nahmen nun Scepter und Reichsapfel in die Hände und begaben sich aus Ihren

Thronen. Beim Zusammentreffen wünschte der erhabene Kaiser Ihrer Majestät der Königin zur vollbrachten Krönung Glück, und in derselben Ordnung, in welcher sich die Majestäten mit der ganzen Umgebung in die Kirche verfügten, fand jetzt der Rückzug aus derselben statt; nur wurde zu beiden Seiten die Königin von ihren zwei Assistenten und einem Schritt rückwärts von der Erzherzogin-Nebrissin begleitet.

In der Kirchenthür blieben die königlichen Assistenten, der Consecrator wie auch der ganze Clerus zurück; Ihre Majestäten traten unter den Prachthimmel und gingen über den, mit rothem und weißem Tuche bedeckten und mit Trabanten-Leibgarden besetzten Weg durch den Vladislawschen Huldigungsaal in die Landstube, vor welcher der Erbtürhüter mit seinem Amtsschlüssel stand. Hier legten Seine Majestät den kaiserlichen Ornat bis auf die großen Ordenskettchen ab, ließen die Insignien des österreichischen Kaiserreiches unter Begleitung zweier Leibgarden von dem k. k. Schatzmeister nach Hofe tragen, und begaben sich, nachdem der Oberstlandhofmeister die erste Tracht des Krönungsmales angemeldet hatte, mit Ihrer Majestät der Königin in den Huldigungsaal.

Der zum königlichen Banket bestimmte große Saal war mit gleicher Pracht wie am Krönungstage Seiner Majestät ausgeschmückt; ebenso wurde die Ordnung mit der Borrichtung der Tafeln und dem Auftragen der Speisen beobachtet, nur waren noch für Ihre Majestät die Königin und die Erzherzogin-Nebrissin Bedecke vorbereitet. Auf der erhöhten Bühne unter dem prachtvollen Baldachin stand die Tafel für Ihre Majestäten, unterhalb derselben befand sich rechts eine für Ihre kaiserliche Hoheit die Frau Erzherzogin Theresie, und links eine andere für den Fürst Erzbischof. Die zwölf Tafeln für die Oberstlandesofficiersfrauen waren so gestellt, daß an jeder Längenseite des Saales sechs Tafeln zu stehen kamen. Für die Oberstburggräfin, die Gemahlinen des Oberstlandmarschalls, des Appellations-Präsidenten, des Oberstlehnrichters, des böhmischen Kammer-Präsidenten und des Landesunterkammerers standen die Tafeln rechts, für die Gemahlinen des Oberstlandhofmeisters, des Oberstlandkammerers, des Oberstkanzlers, des Oberstlandrichters, des Oberstlandschreibers und des Burggrafen von Königgrätz aber links. Außer der Oberstburggräfin, der Gemahlin des böhmischen Kammer-Präsidenten, Gräfin Schönborn, und der Gemahlin des Oberstkanzlers, Fürstin Kobkowitz, vertraten die Stellen der übrigen Oberstlandesofficiersfrauen Gräfin Caroline Kostitz, Gräfin Pachta, Fürstin Kobkowitz, geborne Gräfin Wrba, Gräfin Rosina Salm, Fürstin Laris, Gräfin Rosina Czernin, Landgräfin Caroline Fürstenberg und die Excellenzen Gräfin Rhuenburg und Gräfin Jenni Salm. Jede Oberstlandesofficiersfrau hatte an ihrer Tafel eilf hohe Damen zu Gäste, welche zum Aufwarten einen Stabelmeister hatten.

Bevor das Herrscherpaar aus der Landstube trat, kamen Ihre Majestäten der König und die Königin von Sachsen, die durchlauchtigsten Familienglieder des kaiserlichen Hauses und das diplomatische Corps in den Saal, und nahmen die für sie bestimmten Tribunen ein. Der hohe Adel und das zahlreiche Publikum hatten be-

reits früher die Räume des Saales und die an den beiden Seitenwänden angebrachten Gallerien gefüllt.

Als Ihre Majestäten die Bühne bestiegen, auf welcher die königliche Tafel stand, nahm der k. k. Oberstkämmerer dem Monarchen Hut und Handschuhe ab und legte sie auf einen nebenstehenden Tisch, der Oberstkämmerer hingegen stellte die königlich böhmischen Insignien, welche er Ihrer Majestät auf einer Silbertasse nachtrug, auf ein zur linken Hand der Königin vorbereitetes, mit rothem Sammt bedecktes Tischchen. Der Erbvorschneider goß nun beiden Majestäten das Handwasser auf; das Handtuch wurde Seiner Majestät von dem k. k. ersten Obersthofmeister, Ihrer Majestät aber von Ihrer kaiserlichen Hoheit der Frau Erzherzogin überreicht. Hier auf sprach der Consecrator das Benedicite und Ihre Majestäten setzten sich unter Pauken- und Trompetenschall zur Tafel. Seiner Majestät dem Kaiser legte der k. k. Oberstküchenmeister, Ihrer Majestät aber der Erbvorschneider vor; indes der Dienstkämmerer dem Monarchen und der Erbmundschenke der Königin einschenkte. Bei der Erzherzogin-Nebrissin verrichtete Beides ein k. k. Kämmerer, bei dem Fürst-Erzbischof von Prag jedoch Anton Bohusch Ritter von Dttoschütz.

Bei dem ersten Trunke Ihrer Majestät wurden auf den Wällen die Kanonen gelöst und die Oberstlandesofficiersfrauen begaben sich mit den, von ihnen geladenen Gästen zu den für sie bestimmten Tafeln. Nachdem Ihre Majestäten sich wechselseitig, dann der Erzherzogin-Nebrissin und dem Consecrator die Gesundheit zugetrunken hatten, ließ die huldvolle Königin solche auch der Oberstburggräfin durch den Stellvertreter des königlich böhmischen Erbmundschenken zubringen, wofür die letztere ehrerbietigst danken und bitten ließ, die allerhöchste Gesundheit den übrigen Landesofficiersfrauen zubringen zu dürfen. Nach erhaltener Erlaubniß wurde die Gesundheit Ihrer Majestäten auf das Feierlichste von der Oberstburggräfin, Gräfin Chotek, ausgebracht, und bei allen zwölf Tafeln unter allgemeinen Bivatrufen getrunken.

Während der Tafel ertönte vom Saalchore unter der Leitung des zweiten k. k. Hofcapellmeisters Weigl die Tafelmusik, und die rühmlichst bekannten Sängern Podhorsky und Karl trugen mit seltener Brauour mehrere Gesangstücke vor.

Nach aufgehobener Tafel verließen Ihre Majestäten mit Ihrer kaiserlichen Hoheit der Erzherzogin und dem ganzen Gefolge unter Trompeten- und Paukenschall den Saal. Auf dem Wege in die königlichen Gemächer trat das huldvolle Herrscherpaar auf den großen Balcon hervor, und zeigte sich dem auf dem großen Burgplatze versammelten Volke. Bei dem Anblicke Ihrer Majestäten brach Alles in unendliche Freude aus, und von allen Plätzen der Burg tönte der Jubelruf der treuen Böhmen Ihren Majestäten dem König und der Königin entgegen.

Auf dem, dem achten Hefte beigelegten Stahlstiche führt uns der Künstler in die herrlich decorirte Domkirche, und zeigt uns die Krönung in jenem Momente, in welchem Ihrer Majestät der Königin Maria Anna die königlich böhmische Krone auf das Haupt gesetzt wird. Mit dem königlichen Mantel und er Stole geschmückt, kniet die huldvolle Königin mit

gefalteten Händen vor dem Hochaltar, zunächst von der Erzherzogin Theresie, dem Fürst-Erzbischof und dem Oberstburggrafen Carl Grafen Chotek umgeben, welche Allerhöchstdenselben die Krone des böhmischen Reiches auf das Haupt setzen. Zur Linken der Erzherzogin, welche in dem Ornat der Nebrissin mit dem Fürstenhut und Mantel erscheint, kniet der erzbischöfliche Ceremoniär Kost, das große Meßbuch mit beiden Händen haltend; neben ihm steht der Domherr Rauch mit aufgesetzter Inful, zwischen welchem und der Erzherzogin wir zum Theile die Obersthofmeisterin der Königin, Ihre Excellenz die Frau Landgräfin von Fürstenberg, erblicken. Hinter derselben, beinahe in der Mitte unseres Bildes, stehen Seine Excellenz der Bischof von Königgrätz Carl B. Haul und die zwei Stiftsdamen Gräfin Auersperg und Gräfin Weisruck, von welchen die letztere die Schleppe der Erzherzogin-Nebrissin trägt. Links neben diesen sehen wir den Oberstlandkämmerer Prokop Grafen Hartmann von Klarstein, ferner dessen Sohn als stellvertretenden Obersthofmeister, dann die Obersthofmeisterin Ihrer kaiserlichen Hoheit, Antonia Gräfin von Elz, und den Erbpanier des Ritterstandes A. J. Wotzkowsky Ritter von Rundratig mit der Landesfahne. Auf der linken Seite unseres Bildes, in dessen Vordergrund die Evangeliumseite des Hochaltars mit dem darauf liegenden Scepter und Reichsapfel, und ein nebenstehender Tisch mit den Opferbroden und Weinfäßchen zu sehen sind, erscheinen an den Altarstufen und zunächst die Acolythen, ober denselben vor dem Hochaltare der Weihbischof Lippmann und der Bischof von Brünn Franz Anton Gindl, mit den Infuln auf dem Haupte, und der Hofceremoniär Pöck mit einem Gebetbuche. Vor dem letztern stehen mit aufgesetzten Infuln die Bischöfe von Leitmeritz und Budweis, Augustin B. Hille und Konstantin Ruzicka Excellenzen; der erstere als erzbischöflicher, der letztere aber als königlicher Assistent. Hinter diesen befinden sich die Acolythen mit dem erzbischöflichen Kreuze und Stabe und die übrigen Domherren und Prälaten. Etwas vor diesen sehen wir den königlich böhmischen Herold in seinem alterthümlichen Wappenrocte, mit aufgesetztem Federharet und dem Stabe in der Hand. Neben ihm steht der Erbpanier des Herrenstandes Graf Chorinsky mit der Landesfahne, an welchen sich in doppelten Reihen bis zu dem in der Mitte des Presbyteriums befindlichen prachtvollen Throne Ihrer Majestät der Königin, die übrigen Erbbeamten und Oberstlandesofficiere und dann die Deputirten von Mähren und Schlesien anschließen. Auf der rechten Seite unsers Bildes erscheint auf dem zur Evangeliumseite des Hochaltars errichteten Throne Seine Majestät Kaiser Ferdinand der Erste, im kaiserlichen Ornat und mit der Kaiserkrone auf dem Haupte, von dem k. k. Obersthofmeister, den kaiserlich österreichischen Reichsämtern, den Gardehauptleuten und dem Generaladjutanten und dann von den Herolden umgeben.

In der Tribune, welche sich dem Throne gegenüber befindet, sehen wir das diplomatische Corps, und ober demselben in dem kaiserlichen Dratorium die durchlauchtigsten Familienglieder des österreichischen Kaiserhauses und Ihre Majestäten den König und die Königin von Sachsen. Hinter dem Throne der Königin, wo auf einem reichen

Polster die Hauskrone Ihrer Majestät liegt, befinden sich in den decorirten Sitzbänken die Fürstinnen, die Oberstburggräfin Maria Gräfin Chotek, die Palastdamen und die Oberstlandesofficiersfrauen. Weiter hinauf steht die Tribune, auf welcher die Generalität, die nicht fungirenden Stände, die Gubernialräthe und die ständischen Repräsentanten erscheinen.

Mois Gelen,
k. k. Gubernial-Bechtesbeamer.

Ein Besuch in der Sophien- und Achmet-Moskee in Constantinopel.

(Uebersetzt aus Miss Pardoe's „City of the Sultan“ (die Stadt des Sultans).)

Eines Abends fragte mich... Bey, ob ich Muth genug hätte, die Moskeen zu besuchen. Er war von dem Gelingen dieses Wagestückes so fest überzeugt, daß er sich erbot, mit Einwilligung seines Vaters, mich mit seinem alten Kiara (Haushofmeister) dahin zu begleiten. Der grauköpfige Effendi, ... Bey's Vater, hatte ihm seine Einwilligung blos unter der Bedingung ertheilt, daß im Falle einer Entdeckung Jeder sich retten solle, wie er könne. Wurde diese Ermahnung beachtet, und nur einiger Scharfsinn, einige List dabei gezeigt: so mußte bald jede Verfolgung vereitelt werden.

Welchen europäischen Reisenden hätte nicht so viel Hang zu Abenteuern befeelt, daß er sich nicht gern einer Gefahr ausgesetzt hätte, um nur einmal in dem Dome von St. Sophia stehen zu können? Welcher wandernde Giaur konnte der Versuchung widerstehen, eine Moskee während des hohen Gebetes zu betreten?

Der Versuch mußte, das sah ich ein, in türkischen Gewändern gemacht werden; doch war dieser Umstand von geringer Bedeutung, da keine Tracht in der Welt sich mehr als die türkische zu Verkleidungen eignet. Nachdem ich prüfend alle möglichen Fälle des Gelingens und der Entdeckung erwogen, entschloß ich mich, das Abenteuer zu wagen. Ich farbte meine Augenbraunen mit der Farbe, deren man sich in den Harems bedient, verhüllte meinen Frauenanzug unter einem statlichen, zobelverbrämten Pelz, den ich vom Kinn bis zu den Füßen zumachte, zog mein Féz bis an die Augenbraunen herunter, und um halb eilf Uhr begann ich, begleitet vom Bey, meinen abenteuerlichen Streifzug. Ein Diener mit einer Laterne ging voran, der Kiara und ein Pfeifenträger folgten nach.

Wir hatten weder gegen die Mutter noch gegen die Gattin des Bey erwähnt, wohin wir gingen, aus Furcht, sie unnöthiger Weise in Schrecken zu setzen. Der alte Effendi sagte ihnen, ich sei begierig, den Bosphorus beim Mondscheine zu beschauen, und sie gaben sich mit dieser Erklärung zufrieden, obgleich nie eine dunklere Nacht ihren Mantel über die Erde ausgebreitet hatte.

Mein Gefährte eilte so schnell über das schlechte Steinpflaster von Constantinopel, daß ich sehr große Zweifel hege, ob ich bei einer andern, minder aufregenden Gelegenheit mit ihm hätte Schritt halten können; jetzt aber durfte ich nicht zurückbleiben, damit nicht etwa Einer von denen, welche uns folgten und vielleicht denselben Weg, wie wir, gingen, mich unter meiner Verkleidung erkennen möchte.

»Wenn wir, ohne Verdacht zu erregen, aus St. Sophia wieder herauskommen,« flüsterte mir mein rit- terlicher Begleiter zu, »so wollen wir einen andern kühnen Versuch machen; wir wollen die Sultan-Achmet-Moskee besuchen. Wollt Ihr dies Abenteuer bestehen, so werdet Ihr, da gerade eine große Festlichkeit dort gefeiert wird, etwas gethan haben, was vor Euch noch kein Ungläubiger zu unternehmen gewagt hat! Aber ich rathe Euch, Euch, falls Ihr entdeckt werden solltet, so gleich aus dem Staube zu machen; sonst werdet Ihr auf der Stelle in Stücke zerrissen!«

Dieser Beisatz machte einigermaßen meinen Entschluß wanken, und eine Weile behielt die weibliche Angewandtheit die Oberhand. Trotzdem antwortete ich ganz kurz: »Davon wollen wir sprechen, bis wir St. Sophia verlassen, und setzte schweigend meinen Weg an ... Bey's Seite fort. Endlich betraten wir den geräumigen Vorhof der Moskee, und als die Diener sich bückten, um mir die Schuhe auszuziehen, flüsterte mir der Bey ganz leise zu: »Setzt fest, oder Ihr seid verloren!« Ich unterdrückte mit kräftiger Anstrengung das Angstgefühl, das sich schnell meiner bemächtigt hatte, zog mein Fés tiefer über die Augenbraunen und gehorchte.

Ich trat über die Schwelle und befand mich in einem bedeckten Säulengange, dessen riesige Granitsäulen theilweise in die Mauer sich senkten, von der sie einen Theil bildeten. Der Boden war mit feinen Matten belegt, farbige Lampen hingen in Guirlanden und warfen ein helles Licht über alle Gegenstände rings umher. In den Vertiefungen zwischen den Pfeilern kauerten Bettler und hielten kleine metallene Becken, um in diese die von den Mildthätigen gespendeten Para's zu empfangen; Diener gingen lungernd auf und ab, oder saßen gruppenweise auf den Matten und warteten auf das Fortgehen ihrer Gebieter.

Während ich so herumblickte, ging unser eigene Diener vorwärts, hob den Vorhang, der eine mitten im Säulengange stehende bronzene Doppelthüre verhüllte, auf, und unwillkürlich schrak ich vor dem Lichtglanze, der mir entgegen flammte, zurück.

So weit das Auge aufwärts reichen konnte, bezeichneten Kreise bunter Flammen, die mitten in der Luft zu hängen schienen, die Umrisse dieser staunenswerthen Kuppel, während tiefer unten Myriaden mannigfach gemalter Lampen Figuren von jeglicher Form und Farbe darstellten. Der kaiserliche Sitz, welcher der Kanzel gegenüber stand, glich einem Lichtmeere, einem gigantischen Feuermeteor; so strahlten seine vergoldeten Gitter den auf sie zuströmenden Flammenglanz zurück.

Da ich nur einige Schritte vom Thorwege stand, vermochte ich nicht, die Gränzen des Gebäudes zu unterscheiden. Ich blickte aufwärts, vorwärts, zur rechten, zur linken Hand, immer konnte ich nur einen abgemessenen Raum wahrnehmen, und dieser war mit menschlichen Wesen besät, welche alle in regelmäßigen Linien knieten und bei gewissen Zeichen ihre beturbanten Köpfe zur Erde senkten, gleich als ob nur Ein Antriebe, nur Ein Geist diese ganze Versammlung beherrschte. In dessen hallte der laute Gesang des Chores durch die weiten Räume und erstarrte in langgezogenen Cadenzen zwischen den starken, düstern Pfeilern, die das Gebäude trugen.

Und dieß war St. Sophia! Mir schien es ein Werk der Zauberei — der Lichtglanz, die hellen Stimmen, die geheimnißvolle Weite des Raumes, die die Anstrengung, mit welcher ich umherblickte, höhnte — die Zehntausende beturbanter Muselmänner, die alle mit gegen Mekka gekehrtem Gesichte knieten und von Zeit zu Zeit mit der Stirne die Erde berührten, — die lichten bunten Farben der Kleider; die reichen, glühenden Tinten der Teppiche, welche den Marmorboden verhüllten — Alles vereinigte sich, solch' eine überirdisch großartige Scene zu gestalten, daß es mir vorkam, als könne es nicht Wirklichkeit seyn, was ich da sähe; als müßten auf ein urplötzliches Zeichen diese aufgethürmten Säulen unter dem Lichtgewölbe, welches sie trugen, zusammenstürzen; als müßte Alles, Alles um mich in Nichts versinken.

So sehr hatte ich mich diesen Träumereien hingegen, daß ich Alles, die Gefahr der Entdeckung, die Flüchtigkeit der Zeit, selbst meine eigene Identität vergessen hatte, als mein Begleiter das einzige Wörtchen »Gel« (Komm) aussprach und durch eine Thür an der entgegengesetzten Seite des Gebäudes hinausging. Instinktmäßig folgte ich ihm und befand mich noch einmal im Hofe.

Wie tief athmete ich auf, als jetzt die kühle Luft meine Stirn umwehte! Mir war wie Einem, der plötzlich aus dem Kreise eines Zauberers getreten, und den Zauber der unbekanntes magischen Gewalt gelöst hat.

»Wohin sollen wir nun unsern Weg nehmen?« fragte mich mein Gefährte, als wir die Schuhe wieder anzogen.

»In die Sultan-Achmet-Moskee!« lautete meine kurze Antwort. Meinem besten Freunde hätte ich in diesem Augenblicke nicht mehr Worte schenken können; so wahrhaft peinlich war die Anstrengung, welche mich jedes Wörtchen kostete.

Zehn Minuten darauf standen wir in der Moskee des Sultan Achmet und nachdem wir die schöne Treppenschucht, die zum Haupteingang führt, hinaangestiegen waren, warfen wir wieder unsere Schuhe von uns, und betraten den Zempel.

Obwohl diese Moskee unendlich kleiner als St. Sophia ist, ergriff mich doch hier eine weit tiefere Ehrfurcht, als ich in der ungleich erhabenern Nachbarmoskee gefühlt. — Vier kolossale Marmorpfeiler, deren jeder 5 bis 6 Fuß im Umfange hatte, tragen die Kuppel; sie waren bis zu ihrem höchsten Punkte mit Lampen umkränzt, während die zahllosen von der Wölbung herabhängenden Lichter dem ganzen Gebäude den Anschein verliehen, als wäre es mit Sternen besät. Wir traten in einem sehr günstigen Augenblicke ein, denn die Gläubigen warfen sich so eben auf den Boden nieder, und hatten daher keine Zeit, unser Erscheinen zu beachten. Der Gesang in dieser Moskee war wilder und gellender als jener, den ich so eben in der Sophien-Moskee gehört hatte, er schien mir mehr dem wahnsinnigen Geheule zu gleichen, welches der Sage nach die begeisterten Priesterinnen von Delphi ausstießen, als einem Chorgesange vernünftiger Menschen.

Wir schritten vorwärts über die ausgebreiteten Teppiche, welche nicht den leisesten Schall unter unsern Schritten ertönen ließen. Es schien mir etwas wunderbar sam Uibernatürliches darin zu liegen, daß so viele

menschliche Wesen sich hin und her bewegten, ohne ein einziges Echo in dem weiten Raume, den sie durchschritten, zu wecken. Einen Augenblick hielten wir bei der marmornen gewölbten Plattform still, auf welcher der Muezzin bei dem gellenden Geschrei des Chores sich niederwarf; eine andere Pause machten wir, um einen letzten Blick auf die knieenden Tausende zu werfen, die in Andacht ganz versunken waren; dann stiegen wir eilends wieder in den Hof hinab. Mein Begleiter sprach einen hastigen Glückwunsch über den glücklichen Ausgang unseres kühnen Abenteurers, ein herzliches Amen von meiner Seite war die Antwort, und in weniger als einer Stunde warf ich im Harem des Effendi meinen Fés und meinen Pelz von mir, und rief dessen staunenden Bewohnerinnen zu: »Ich habe die Moskeen gesehen!«

J. Cluth.

Besteigung des Aetna.

(Uebersetzt aus: Un an sur les chemins par Lottin de Laval.)

Man glaubt, daß das Wort Aetna ursprünglich ein phönicißches Wort sei, welches später von den Griechen adoptirt wurde, und so viel als: »Brennstein« bedeute. Die Römer haben diesen Namen beibehalten, aber im neunten Jahrhunderte setzten die Saracenen einen andern an dessen Stelle, Ghebel oder Gibello, was nichts Anders als Berg bedeutet; und der Aetna ist auch ein Berg, der vorzugsweise diesen Namen verdient, denn sein Fuß hat 60 Stunden im Umfange. Dieser Name ist ihm seitdem ebenfalls geblieben.

Ein Engländer, der mich auf meinem Ausfluge begleiten sollte, befand sich zu der zum Abgang festgesetzten Stunde unpaß, und so reiste ich von Catania bloß mit Antonio ab, einem braven, lustigen Führer, den ich den Reisenden nicht genug anempfehlen kann. Es war im Juli, ungefähr vier Uhr Nachmittags, die Sonne stand noch hoch. Wir ritten, auf unsern Maulseulen kauend, einer hinter dem andern, bis nach dem Flecken Nikolosi, welcher so oft schon von Lavastromen begraben ward. Dort ruhten wir bis elf Uhr. Dann rüstete mir Antonio wieder meinen Bucephalus und sagte lächelnd: »Wohlan Eccellenza, machen wir uns auf den Weg nach der Mündung der Höhle!«

Ich hatte mich mit einer Pechfackel versehen, um zu sehen, welchen Effect ihre Flamme des Nachts zwischen den Bergen hervorbringen würde; mein lustiger Führer wurde damit bewaffnet und mußte voraus gehen. Da aber, der zahllosen Lavahügel wegen, der Glanz der Fackelflamme sich nicht sehr verbreiten konnte, so zog es Antonio vor, sich mir zu nähern; auch fürchtete er, daß mir etwas zustößen könnte. Plötzlich, mitten im Dunkel der Nacht, stimmte er mit weitgeschallender Stimme einen bekannten sicilianischen Gesang an, der ungefähr so lautet:

Du Holde! Du Lese!
Knospende Rose!
Der Himmel will es,
Daß ich Dich liebe!

Wir befanden uns in der waldigen Region. Hier, in dieser todtenstillen Umgebung, zwischen diesen Massen, die auf dem hinsterbenden Enfelados lasten, nahm sich der sonore Gesang des fröhlichen Maulthier-

treibers seltsam aus; ich bat ihn, zu schweigen. Als wir in die Schneeregion hinaufkamen, ward die Kälte so streng, daß ich meinen Begleiter um Hilfe anrief. Ich trank einige Tropfen Rum und wir setzten unsern Weg nach der Casa inglese fort, welche von einem gewissen Herrn Gemmelaro und den während der Kriege mit Napoleon in Messina cantonirenden englischen Officieren erbaut worden war. Die Kälte verdoppelte sich, der Wind blies von Calabrien her und ich litt entsetzlich.

»Muth gefaßt, Herr!« rief Antonio, »wir werden ja bald von den Maulthieren absteigen, und dann wird Euch schon der Marsch über diesen von der Hölle ausgeworfenen Sand erwärmen!« Ich konnte nicht antworten, denn meine Zähne schlugen heftig an einander und ich fühlte einen tödtlichkalten Schauer durch meine Glieder rieseln.

»Seht da den Thurm des Philosophen, Herr!« rief Antonio und zeigte auf einige Ruinen, welche die Gelehrten noch aus den Zeiten des Empedocles herleiten. Da mir jedoch dieses hohe Alter sehr unwahrscheinlich vorkam, so schenkte ich den Trümmern wenig Aufmerksamkeit. Bald kamen wir bei der casa inglese an, wo selbst wir unsere Maulthiere zurückließen.

Antonio mochte nicht wenig von der Kälte leiden, dennoch ließ seine gute Laune nicht einen Augenblick nach und er ersann tausend Mittel, um meine Energie wieder zu beleben; er erzählte mir eine Menge tragikomischer Geschichten, welche ihm auf seinen unzähligen Wanderungen nach dem Gipfel des Berges vorgekommen waren, wobei er immer wieder auf die unerschrockenen britischen Reisenden zu sprechen kam, welche mit ihren Führern kein anderes Wort, als »Allez« wechseln.

Endlich, nachdem wir etwa eine Stunde auf Lavastücken, spitzig wie Dolche, gegangen waren, langten wir am Fuße des Kegels an.

Bisher haben die Gelehrten den Aetna stets nur in drei Regionen getheilt, die erste, regione piedimonte, die Fußregion, ist mit Weingärten und Saaten bedeckt; die zweite heißt die waldige Region, und die dritte die öde oder Schneeregion. Beide entsprechen ihrem Namen. Ich aber erlaube mich zu behaupten, daß der Aetna noch eine vierte Region habe, die Feuerregion; denn am Fuße des Kegels hört der Schnee auf und dieser Theil des Berges unterscheidet sich von den andern durch Farbe und Substanz so sehr, daß es gar keine Verwegenheit ist, ihn zu keiner der übrigen drei Regionen rechnen zu wollen. — Wir begannen diesen Kegel hinaufzusteigen; sein Boden ist weich, warm und haucht leichte Rauchwolken aus, seine Farbe ist blaßviolett und bildet einen schönen Gegensatz zu den Schneefeldern der Ebene del Frumento, welche sehr unverdienter Weise diesen Namen erhalten hat, da gewiß noch nie ein Getreidekorn hingekommen ist. Je höher ich emporstieg, desto mehr verdünnte sich die Luft, ich litt dadurch immer mehr und es kam sogar ein Augenblick, wo ich so unwohl wurde, daß ich mich ganz entmuthigt niederwarf und Antonio zurief: »Rehren wir zurück, Freund, ich kann nicht weiter gehen!«

In glanzlosem Roth trat die Sonne aus dem Wolkenschleier, der Fuß des Berges aber war noch in Nebel gehüllt, so daß wir Catania nicht sehen konnten. Ich erhob mich. Nach siebendiertelstündigen unerhörten An-

strenungen erreichten wir die Spitze eines kleinen Kegels, der links von dem rauchenden Krater steht und denselben beherrscht. Ich fuhr vor Schrecken zurück, als ich diesen furchtbaren Schlund erschaute, der dicke, schwarzblaue, giftschwängere Rauchwolken auswarf. Aus der Mitte dieses Ofens erhebt sich eine gothische Spitzsäule und eine Art verstümmelten, zertrümmerten Mauerwerks; beide röthlich, bisweilen grau und mit Schwefel- und Ammoniak-Krystallisationen übersät. Die violette und perlgraue Farbe herrscht im Krater vor; in die Tiefe des Schlundes, wo die Lava kocht, konnte ich aber nicht hinabsehen, der Wind war mir nicht günstig. Freilich konnte ich dem Beispiele Figaro's folgen und es immerhin behaupten. Ich mußte mich damit begnügen, einige Schlacken in den Abgrund hinabzuschleudern, wo sie einen gräulichen Lärm machten und wobei Antonio mit solch' komischem Ernste ausrief: »Das ist des Teufels Palast!« daß ich mich des Lachens unmöglich erwehren konnte.

Die Phantasie wird durch dieses furchtbare Schauspiel äußerst aufgeregt und man erstaunt nicht mehr über die Schilderungen, welche uns die Dichter des Alterthums von der Unterwelt gaben, wenn man diesen wirklichen Tartarus gesehen hat. Welche gräßliche Unordnung, welche Dede herrscht hier! Überall schauerhafte Risse, durch welche der Rauch sich wälzt, und aus deren jedem der Tod aufsteigen kann, um den Abenteuer suchenden Reisenden für die Tollkühnheit zu bestrafen, mit welcher er zwischen diesen Klippen umherirrt. Unten breitet sich vor den Blicken ein großes Schneefeld aus und umgürtet die düstere Waldregion, deren prachtvoll Waldungen tagtäglich durch dampfende Kohlenmeiler zerstört werden; weiterhin Sicilien, ein herrliches, unabherrschbares Panorama, und die Sonne, die ihre Strahlen Euch zusendet und sich in diesem Glanzmeere spiegelt, auf welchem an schönen Tagen Reisende Malta schwimmen und die entferntesten Küsten Afrikas auftauchen sehen! — Mir war dieses Glück nicht beschieden!

Meine Neugier war gestillt; ich gab Befehl zur Rückkehr, wogegen Antonio nicht im geringsten murrte. Wir besuchten noch eine Höhle, genannt die Ziegen-grotte, die seit der Erbauung der Casa inglese ganz verlassen dasteht, und sahen, als wir hierauf die waldige Region durchschritten, die gräulichen, bizarr zusammengestellten schwarzen Steinmassen wieder, welche mir in der Nacht Niesenphantome geschienen. Auch gingen wir noch nach den rothen Bergen (Monti Rossi), welche durch den Ausbruch vom J. 1696 entstanden, der vier Monate dauerte, Catania zerstörte und dessen Hasen verschüttete. Endlich hielt ich es nicht mehr für rathsam, diesen Ausflug noch zu verlängern und kehrte zerschlagen und ernstlich krank nach Catania zurück.

E. D. Little.

Sitten und Gebräuche der Bewohner der österröichischen Monarchie.

Skizzen aus der Vorzeit und Gegenwart.

VI. Die Mařena der mährischen Walachen.

Im Osten des Prerauer Kreises, an der Gränze Ungarns, wohnen die mährischen Walachen, ein

edles, offenes Völkchen, das mit dem tief in Ungarn und in der Hospodarschaft wohnenden gleichnamigen Volksstamme bloß den Namen gemein hat, in Abstammung, Sitte und Sprache aber gänzlich von selbem verschieden ist. Den Namen der mährischen Walachen leitet man nicht ohne Grund von dem slawischen Worte Walach (Hirt) ab, und insofern man mit Walach auch einen Faulenzer bezeichnet, mag diese Herleitung auch für die türkisch-ungarischen Walachen, die sich selbst Rumanje (Römlinge) nennen, gelten.

Der Hauptort der mährischen Walachen ist Walachisch-Mezeric; ihr Ursprung ist slawisch, ihre Sprache die cechisch-mährische, ihre Kleidung theils hanatisch, theils ungarisch. Wenigstens ist in ihren Sätzen, in ihrer Vorliebe für Messingknöpfe, dann in der Kazanka*, dem Kubac** und den Kufawce*** der Weiber, die ungrische Tracht nicht zu verkennen. So tragen sie auch den dichten Schafspelz Sommer und Winter, ganz getreu jenem Spruche, den ich einst von einem Slowaken auf der Kecskemeter Puszta vernahm: Co dobre pro zymu, y dobre pro teplo (Was gegen die Kälte schützt, schützt auch gegen Hitze). Ihre leibenschaftliche Vorliebe für Pferde haben sie mit ihren beiden Nachbarn, dem Ungarn und dem Hanaken, gemein.

Auf ihren slawischen Ursprung deutet nebst ihrer Physiognomie auch ihre auffallende Religiosität, welche beschwerliche Wallfahrten in die fernsten Gegenden zu einem ihrer Hauptvergnügen macht, ihr Aberglauben, der sie noch immer an Feen, Kobolde und Hererei glauben läßt, und ihre Anhänglichkeit an alte, von den Vorfahren ererbte Gebräuche. Unter vielen andern ist das Mařena-Fest das vorzüglichste. Es ist dem bereits beschriebenen Tod austrreiben † gleich, nur wird es nicht am Todens-, sondern am Palmsonntage, meist nach dem Hochamte, gefeiert. Die Stroh puppe heißt hier Mařena und während selbe — auf einer Stange, und von Mädchen — nach dem nächsten Berge getragen wird, singt das weibliche Gefolge ein eigenes Liedchen, welches mit

Ho! Juchhe! Hollaho!
Ma milá Mařeno!

beginnt. Sämmtliche Dorfjungen — ohnedies das böse Princip bei allen Spielen der Mädchen — laufen in muthwilligem Uebermuth nach und reizen die Mädchen so lange, bis ein Kampf zwischen beiden Partheien entsteht. Haben sie sich endlich für einen bloßen Spaß hinreichend gebalgt und gekraßt: so kehren sie als die besten Freunde nach dem Dorfe zurück, die Knaben reichen den Mädchen den Versöhnungstrunk aus einer Branntweinflasche, diese hinwieder bewirthen die Knaben mit Pucálka (gerösteten Erbsen) und unter Scherzen und Gelächter wird das Fest geendet.

* Kazanka, ein glänzend schwarzer Weiberrock, der unendlich reich an Falten und so steif ist, daß er beim Gehen ein ziemliches Geräusch macht.

** Kubac, ein kurzes Unterhemd, das nur bis unter den Busen reicht, und bisweilen so eng ist, daß es die Schnürbrust ersetzt.

*** Kufawce, ein kleines Oberhemd, das den obern Theil verhüllt.

† In der Hana, deren Gebräuche wir mit Nächstem beschreiben werden, findet man das Fest ganz so, wie im leitmeritzer Kreise, es wird am Todtensonntage gefeiert, die Stroh puppe heißt Smrt (Tod) u. s. f.

Einige Gelehrte meinen, dieses Mařena-Fest rühre aus den heidnischen Zeiten und habe von der Diana der Slawen, welche Mařena hieß, ihren Namen erhalten. Ich bin viel zu wenig gelehrt, um mir eine Entscheidung hierüber anmaßen zu wollen, glaube aber für meinen Theil, daß die Sache selbst wohl aus dem Heidenthume, der Name aber aus einer viel spätern Zeit herühre. Als Beleg für die so frühe Entstehungszeit dieses Gebrauches dient der Umstand, daß er in so vielen andern Gegenden Böhmens und Schlesiens anzutreffen ist, und wer sich die Mühe nähme, in Rußland, Polen, Pommern u. s. w. nachzuforschen, würde höchst wahrscheinlich in diesen und allen jenen Ländern, in welchen einst Slawen wohnten, eine ähnliche Sitte oder wenigstens eine Spur derselben finden. Auf den spätern Ursprung des Namens aber deutet schon die in verschiedenen Gegenden verschiedene Benennung.

Auch ist nicht abzusehen, wie dieses Palmsonntags-Fest mit der Göttin der Jagd in einer solchen Verbindung stehen sollte, daß es nach ihr seinen Namen erhalten hätte. Ich glaube vielmehr, die Freunde des Etymologirens daran erinnern zu dürfen, daß Mařa, Mařena auch überhaupt eine plumpe, dralle Dirne bedeutet, und daß der Name in diesem Sinne sehr leicht auf eine in grobe Sackleinwand eingenähte Stroh puppe, die gewiß nichts Subtiles an sich hat, übergehen konnte.

J. Cluth.

Der Markt zu Herdwar.

(Nach dem Asiatic Journal.)

Herdwar am Ganges, wo er aus den Vorketten des Himalaia hervortritt, ist eine der schönstegelegenen Städte Indiens. Längs des Ganges erhebt sich auf einer Esplanade eine Masse schöner Gebäude, rings von hohen Wäldern umgeben, zu welchen dicke Alleen führen. In der Ferne erheben sich die stolzen Bergriesen des Himalaia und schließen dieses unermessliche Panorama auf die großartigste Weise. Herdwar ist der Lieblings-Wallfahrtsort der Hindupilger. Alljährlich finden sich hier unzählige Massen aus allen Ländern Indiens ein. Die Landstraßen sind auf viele Meilen weit mit Pilgern bedeckt. Zwischen den Tausenden jeden Standes, Alters und Geschlechtes, welche religiöser Sinn diese Straße führt, bewegen sich vielfache Handelszüge, um von den Wallfahrern Gewinn zu ziehen. Sobald die Pilger die geheiligten Fluthen des Ganges, der hier rein und durchsichtig hinströmt, zu Gesicht bekommen, bricht alles in entzückte Ausrufungen aus. Die Stadt Herdwar kann kaum den zehnten Theil der Menge fassen, die hier zusammen strömt. Die Asiaten machen jedoch in Betreff der Wohnung nicht viel Schwierigkeiten; die Reichen führen ihre Zelte mit, die Armen lassen sich unter dem Laubdache des ersten besten Baumes nieder. Die ganze Umgebung von Herdwar ist ein unermessliches Lager, wo man die Physiognomien der meisten Volksstämme Asiens, vom Araber bis zum Nepalesen, vom Malabaren bis zum Turkmanen studieren kann. Etwas entfernt von diesem wirren Getreibe steht man gewöhnlich die Zelte einiger neugierigen Engländer, selbst zarter Damen, welche der unaufhörliche Höllenlärm, die dichten

Staubwolken und die Millionen beschwerlicher Insekten nicht zurückschrecken konnten.

Zwar ist Herdwar immer von Hindupilgern besucht, allein diese unzählbare Volksmenge findet sich nur im Monate April ein. Von zwölf zu zwölf Jahren hält man das Gangeswasser für noch heiliger, als gewöhnlich, und diese Jahre ziehen denn noch größere Massen von Pilgern hieher. Besondere Astronomen berechnen genau den Moment, wo das Wasser die allergrößte Heiligkeit hat. Die Muschelhörner geben in diesem Moment der gläubigen Menge ein Zeichen, und diese stürzt sich alsobald in die geheiligten Wogen. Chiemals, wo der Haupteingang zum Fluß äußerst enge war, verursachte dieses plötzliche Andrängen so unermesslicher Menschenmassen die traurigsten Unglücksfälle, viele Hindu verloren sogar das Leben. Dieses furchtbare Ringen, in welchem alljährlich so viele umkamen, veranlaßte die englische Regierung, eine hundert Fuß breite bequeme Stiege von sechzig Stufen anlegen zu lassen, über welche jetzt Tausende von Badenden in Sicherheit mit lautem Freudengeschrei herabsteigen. Von dem Getöse, welches während dieser Festtage die Stadt erfüllt, hat ein Europäer keine Ahnung. Die Hindu's, welche hier alle ihre Lebhaftigkeit entwickeln, stoßen Jubelschreie aus; in das Stimmengewirre der unzähligen Menschenmenge mischt sich Glockengeläute, Kanonendonner, das Brüllen der Fakire, die ihre Lungen zum Bersten anstrengen, und aus allen Kräften große Pauken schlagen; hiezu kommt der Klang der Trompeten, der brahmanischen Muschelhörner, des Kobat, des Dholé, des Gong, und wie die Instrumente alle heißen, die nur erfunden zu seyn scheinen, mit ihren Mifstönen das Gehör zu zerreißen. Das Ohr wird in dieser Fluth von Tönen betäubt, welche Tag und Nacht andauern und selbst die Thiere, vom Lärmen beunruhigt, wiehern, brüllen, grunzen und heulen mit mehr als gewöhnlicher Kraft.

Die einzige religiöse Ceremonie, zu welcher die Pilger verhalten sind, ist die Abwaschung, welche bloß darin besteht, daß man sich in das heilige Gangeswasser taucht und den Brahmanen eine Opfergabe überreicht. Die ein größeres Theil von Glück in dieser und der andern Welt wünschen, überhäufen die bettelnden Fakire — in diesem lebensvollen Gemälde nicht der unbedeutendste Gegenstand — mit Geschenken. Gerade die schmutzigsten, ekelhaftesten und indecentesten Fakire, die durch ihre Gebärden sich zu den unreinsten Thieren herabsenken, schöpfen die tiefste Ehrfurcht ein. Obgleich sie in ganz Indien häufig sind, zeigen sie sich doch in Herdwar in unglaublicher Anzahl; sie nehmen die Säulenvorhallen der Gallerien, die Dächer der schönsten Gebäude und für sie eigens erbaute Bambusgerüste ein.

Doch noch mehr Interesse als diese religiösen Ceremonien hat für den Europäer die gleichzeitig abgehaltene Messe, die von unsren europäischen sehr verschieden ist. Man trifft hier Jongleurs, Taschenspieler, Schlangenbeschwörer, Seiltänzer, Bechenspieler, wie auf unsern Märkten, aber keine jener kleinen Künste, die bei uns zum Kaufe verführen. Die Waaren liegen unter Zelten, bunt über einander auf der bloßen Erde aufgehäuft, oder ohne Geschmack, bloß nach der Bequemlichkeit des Verkäufers geordnet. Den bedeutendsten Theil der Verkaufsgegenstände machen die Hausthiere aus,

welche auf dem Markte von Herdwar sowohl von Hindus als Europäern sehr stark gekauft werden. Man findet hier Pferde aus dem Kotsch, aus Persien, von den Gestaden des rothen Meeres, von den vollendetsten Formen und der Schnelligkeit des Windes, neben den unförmlichen, aber starken und ausdauernden Kleppern aus Kaschmir und den Bergen von Kabul.

Die Elephanten zeigen ihre riesigen Gestalten in den Parks, wo sie mit ihren Führern ruhen. Sie werden sehr gesucht, am meisten die mit vollkommen erhaltenen Stoßzähnen und mit langem Schweife, an dessen Spitze ein Büschel starker Haare hängt. Es ist ein großer Unterschied im Preise zwischen dem Elephanten von mittlerer oder kleiner Statur, dessen man sich auf Reisen bedient, und dem Kolosse, auf welchem die Fürsten und Reichthümer Hindustans reiten. Noch größer ist der Unterschied vielleicht unter den Kameelen. Man sieht deren zu Herdwar verschiedene Arten, von dem unscheinbaren Lasttragenden, dem man die größte Bürde aufpackt, bis zum unvergleichlichen Hirkarah, das in einem Laufe, ohne anzuhalten, 20 deutsche Meilen mit einer solchen Schnelligkeit zurücklegt, daß kaum der schnellste Reiter ihm zu folgen vermag. Man findet ferner auf dem Markte eine Menge von Büffeln, Kühen, Schafen, Hunden und jener Art kleiner persischer Katzen, die in Indien so geschätzt sind, die verschiedenartigsten Affen, Bären, Panther, Unzen, eine Unzahl Thiere vom Hirschgeschlechte, von Nilgau bis zu einer Zwerggattung, welche in der Gefangenschaft schwer ausdauernd. Endlich findet man englische Tuch- und andere Schnittwaaren und alle Luxusartikel, selbst Parfümerien und Bijouterien von Paris und London. Die theuersten Gegenstände sind die Shawls von Kaschmir und Tibet und die Edelsteine, welche hieher aus allen Gegenden Ostens gebracht werden.

Die Verwirrung, welche in einem Waarenzelte herrscht, ist unbeschreiblich. Die Hindus wissen weder Werth noch Nutzen der Waaren zu schätzen, und kaufen und verkaufen zu so niedrigen Preisen, daß die Spekulant, welche die Waaren in Masse einführen, nothwendig verlieren müssen. So unwissend sind diese aber auch über Klima, Sitten und Lebensart in Indien, daß sie einmal eine Schiffsladung Butter von Dublin nach Calcutta schickten.

Der Europäer kam in Herdwar nur mit Lächeln den seltsamen Gebrauch sehen, der oft von europäischen Waaren gemacht wird; fast keiner dient zu seiner Bestimmung. Schwarze, rothe, gelbe oder blaue Tischdecken mit gedruckten Mäandern prangen auf den Schultern der ärmsten Klasse als Mäntel, da Tische im Lande gar nicht im Gebrauche sind; die Kupferstiche werden mit der Inschrift bald nach oben, bald nach unten, bald nach der Seite ausgehängt, und ebenso im Zimmer des Käufers befestigt! — Die Kaufleute, statt ihre Waaren mit Ordnung und Reinlichkeit auszubreiten, begnügen sich, deren Vortrefflichkeit den Kauflustigen mit ohrenzerrendem Geschrei anzupreisen. Wenn man die Waaren nicht gut zu schätzen weiß, so läuft man immer Gefahr, auf's schlimmste betrogen zu werden. Sie setzen einen außerordentlich hohen Preis, von welchem sie unter fortwährenden Bethenerungen und Klagen nach stundenlangem Handeln Schritt für Schritt selbst auf den zehnten Theil

des Preises herunter gehen. Insbesondere bewähren die Kostäuser ihren Namen in Indien. Die Kunst, mit der sie die Vorzüge des Thieres ins Licht zu stellen, seine Fehler zu verbergen wissen, übertrifft allen Glauben, und hat mehr als einen Kenner getäuscht. Einem Thiere, so ruiniert, daß es sich kaum fortschleppen kann, geben sie durch Reizmittel für den Augenblick Kraft und Feuer, die unbändigsten Thiere machen sie durch Opium sanft wie ein Lamm. Gute Pferde werden theuer bezahlt, der Verfasser sah ein herrliches isabellfarbnes Pferd um 8000 fl. C. M. verkaufen. Ein gutes Kameel kann man um 80 fl. erhalten. Der Preis der Elephanten ist eben so veränderlich, wie jener der Pferde. — Man kann sich keine Vorstellung machen, welche Menge von Gaunern und Dieben sich auf dem Markte von Herdwar zusammenfindet. Man erzählt in Indien, daß sie gleich den Bampyren, welche mit dem sanften Fächeln ihrer Flügel das Opfer, dessen Blut sie saugen, fester einschläfern, Mittel kennen, durch welche sie die Leute fester schlafen machen, so daß sie ungestört nicht nur alles Bewegliche im Zimmer, sondern selbst die Decken, auf welchen der Bestohlene liegt, davon tragen. Ganz nackt und mit Del wohl gesalbt, übertreffen sie die Schlange an Weichheit und Schmiegsamkeit der Bewegungen, schleichen sich trotz aller Wachsamkeit in die Zelte, und es ist fast unmöglich, sich vor ihnen zu schützen. Die einzige Sicherheit ist, seine Sachen unter freiem Himmel unter der Obhut einer eigenen bewaffneten Schildwache stehen zu lassen.

Nicht immer war die Messe von Herdwar so leicht und ungestraft zu besuchen, als jetzt. Unter der versammelten Menge herrschte sonst die größte Unordnung. Die verschiedenen Secten verfolgten sich mit Wuth, und oft wurde der Schauplatz ihrer Streitigkeiten mit Blut bedeckt. Die Erzählungen einiger Europäer, welche vor der Eroberung des Landes durch die Engländer sich nach Herdwar wagten, enthalten furchtbare Einzelheiten von diesen Versammlungen. Ganze Haufen fanatischer Bettler und die Anführer bewaffneter Banden übten Gewaltthaten aller Art gegen die armen Pilger und Kaufleute; sie beraubten und plünderten ganz offen Alles, was ihnen nicht zu widerstehen vermochte. Diese, so wie eine große Zahl anderer Mißbräuche hat die englische Regierung abgeschafft, und Ruhe und Ordnung, so weit es bei solchen Massen möglich, herrschen jetzt auf dem Markte zu Herdwar.

B. Gutt.

Alpen und Donau.

(Kurze Beurtheilung des Werkes: *Alpes et Danube, ou voyage en Suisse, Styrie, Hongrie et Transylvanie par le Baron d'Haussez.* 2 vol. Paris 1837.)

Zum zweitenmale ergreife ich die Feder, um ein Reisetagebuch über Ungarn zu besprechen. Man könnte mir einwenden, daß Kritik nicht in das Reich dieses Blattes gehöre, aber es ist doch die Tendenz desselben, ethnographische Kenntnisse zu verbreiten, und wird diesem Zwecke nicht auch nachgestrebt, wenn man irrigem Ansichten über Volksgeist und Volksleben berichtigt, um so mehr, wenn diese irrigem Ansichten einen Theil unseres großen gemeinsamen Vaterlandes betreffen? Aber alle Irrthümer, von denen das genannte Werk strotzt, auf-

zudecken, wäre eine Riesearbeit, der sich nur ein in alle Verhältnisse, in den Geist und die Sitten der Völker der österreichischen Monarchie tief eingeweihter Gelehrter zu unterziehen vermöchte, darum habe ich nur die auffallendsten Verstöße hervorgehoben und in möglichster Kürze behandelt.

Wenn man 4 oder 5 Blätter, welche einen kurzen Auszug nach Vorarlberg schildern, abrechnet, spricht der Herr Baron d'Haussez im ersten Bande bloß von der Schweiz. Da er aber hiedurch wohl die Anzahl der Werke, aber nicht die Masse der Kenntnisse, welche der Lesewelt von zahllosen schreiblustigen Reisenden bereits geboten worden, vermehrt hat: so beschränke ich mich hinsichtlich dieses Bandes bloß darauf, zwei Stellen hervorzuheben, welche uns des Herrn Verfassers Ansichten über das Reisen im Allgemeinen kennen lehren. Es heißt nämlich Seite 122:

»In den Einkehrhäusern von Interlaken wie überhaupt in allen Gasthäusern der Schweiz bringt man den Reisenden ein Fremdenbuch, in welches sie ihre Namen eintragen. Jene unter ihnen, welche etwas von einer poetischen Aber in sich fühlen, schreiben, größtentheils in Versen, Sentenzen und Reflexionen über das, was sie gesehen haben, hinein. Liest man dieses alberne Geschwätz, so erstaunt man über die Einfalt der meisten dieser Besucher der großen Straßenzüge, welche ihr Vergnügen bloß darin suchen, immer geradeaus zu wandern, ohne damit einen andern Zweck zu verbinden, als den, jeden Augenblick die Gegend zu ändern, und ihrer lästigen Zeit und ihres lästigen Geldes los zu werden. Man fühlt sich beinahe versucht, auf seiner Reise umzukehren, um ja nicht dasselbe zu thun, was vor uns so viele Thoren und Narren gethan haben. Erwägt man nun nach ihrer Rückkehr, mit welchen Kenntnissen sie sich bereichert, welche Verdienste sie sich erworben — so muß man sich wirklich fragen, wozu diese Reisen dienen; denn bei diesen Menschen hatten sie wirklich keinen andern Erfolg, als den, daß sie aus aufmerksam zuhörenden Narren erzählende Schwätzer machten, die — da sie sonst bloß langweilig waren — nun unerträglich geworden*. Frankreich leidet weit weniger, als die meisten andern Länder Europas, an dieser Reiseruth. Wollte Jemand meine Behauptung, daß auf zwanzig Reisende kaum zwei Franzosen kommen, bezweifeln, so braucht er nur die Fremdenbücher, von denen ich so eben gesprochen, durchzublätern, um sich von der Wahrheit derselben zu überzeugen. Statt daß uns jedoch dieser geringe Geschmack am Reisen zur Schande gereichen sollte: muß man vielmehr den Schluß daraus ziehen, daß wir weit mehr Mittel haben, uns zu Hause zu beschäftigen und zu zerstreuen, und daß wir weniger als andere Völker das Bedürfnis fühlen, unsre Füße und Augen unserer Einbildungskraft zu Hilfe zu rufen.« Die Lächerlichkeit dieses Schlusses überhebt mich jedes weitern Commentars. Lesen wir eine Seite weiter:

»Die Reisenden, welche es sich in den Kopf setzen, Alles zu sehen, ohne hiebei Ermüdung und Strapazen

in Anschlag zu bringen, machen — mit Verachtung aller Kutschen und Pferde — ihre Ausflüge zu Fuß. Eine Blouse von grauer Leinwand (?), eisenbeschlagene Schuhe, ein Strohhut — das ist ihre Kleidung, ein Felleisen von Sechundfell birgt ihr Gepäck, zu welchem sie überdies, ihrer äußern Erscheinung nach zu urtheilen, sehr selten greifen. Diese Art Pilgrime ziehen jähe Fußsteige den fahrbaren Straßen vor. Sie scheinen drei Gelübde abgelegt zu haben; erstens, alle Berge zu stürmen, zweitens, bloß über Schnee und Eis zu wandern, und drittens, nur schmutzige Wäsche zu tragen. Man sollte glauben, daß sie mit mehr Nutzen als andere reisen. Man irrt. Sie müden sich mehr ab, geben weniger aus, und dies ist auch Alles, denn am Ende der Reise haben diese wie jene die Berge, die Gletscher und die Wasserfälle gesehen, nur jene von unten, diese von oben, das ist der ganze Unterschied.« Da kann man es ja, dächt' ich, noch bequemer haben, man setze sich in seinen Lehnstuhl, lasse sich die Wasserfälle und Gletscher im Stahlstiche kommen, oder schaffe sich eine französische Einbildungskraft, die nicht erst des Beistandes der Füße und Augen bedarf, und — schreibe nun in zwei Bänden seine Beobachtungen und Phantasiebilder nieder, und wer weiß, ob man nicht ein eben so treues Reisetagebuch geliefert haben wird, als das des Herrn Verfassers ist.

Der zweite Theil behandelt die Reise des Verfassers in Baiern, Oestreich, Steiermark und Ungarn. Auch nach Böhmen machte er einen Abstecher. Er reiste nämlich von Kirchberg, wo er dem Herzog von Bourbeau seine Aufwartung gemacht hatte, über Budweis nach Regensburg, und spricht sich bei der Gelegenheit folgendermaßen über diesen Theil Böhmens aus: (S. 55) »Wenn ich Budweis, eine kleine hübsch gebaute Stadt mit regelmässigen Gassen und einem schönen Plage ausnehme: so habe ich nicht einen einzigen Ort bemerkt, der eine besondere Erwähnung verdient. Was ich von den Gebräuchen und der Tracht der Bewohner bemerkte« (von den erstern wahrscheinlich gar nichts), »bietet ebenfalls nicht mehr Interesse. Niemand spricht französisch.« (O Wunder!) »Selbst die deutsche Sprache ist nicht sehr gang und gäbe beim Volke. Es war daher eine schwere Aufgabe für mich, mich in den Einkehrhäusern und auf den Straßen verständlich zu machen, und ich muß gestehen, daß dieser widrige Umstand auf die ungünstige Meinung Einfluß genommen hat, welche ich von diesem Theile Oestreichs und Böhmens faßte.« Welches Billigkeitsgefühl spricht aus diesem naiven Geständnis! Welche schlechte Meinung muß Herr B. d'Haussez erst von den Chinesen haben, unter denen doch gewiß noch unendlich weniger französisch gesprochen wird, als in Böhmen!

Welche Mühe sich d'Haussez gegeben haben mochte, um die innere Einrichtung der österreichischen Monarchie kennen zu lernen, kann der Leser aus folgender Stelle (S. 144) ersehen: »Die österreichische Monarchie wird in Kreise und Capitainerien eingetheilt. Jeder Kreis steht unter der Leitung eines Staatsbeamten, welcher den Titel Gouverneur führt, die Capitainerien aber werden durch dem Gouverneur untergeordnete Behörden verwaltet.«

Wir wollen nun zu Ungarn übergehen, dem Lande

* Bis hieher geben wir dem Herrn Verfasser vollkommen Recht und bedauern nur, daß er seine Handlungen nicht seiner Theorie mehr angepaßt hat.

von welchem der größte Theil des 2ten Bandes handelt. Um einiges System in die Beurtheilung des höchst unsystematisch geschriebenen Werkes zu bringen, wollen wir zuerst Einiges von dem was d'Haussez über das Land, dann was er über die Bewohner und endlich was er über deren Sprache sagt, beleuchten.

Es heißt Seite 205: »Die binnenländische Lage Ungarns, die Beschaffenheit seines Bodens, die aus den Morästen, welche ihn bedecken, und aus den ganz entgegengesetzten Temperaturen, welche in diesem Lande schnell mit einander abwechseln, entstehenden Krankheiten hätten es vor den Einfällen bewahren sollen, zu welchen ein gesundes Klima, ein fruchtbarer Boden und kommerzionelle Leichtigkeit verlocken*. Und dennoch sieht man, so weit man in der Geschichte hinaufsteigt, dieses Land den Einfällen aller jener Völker, welche der Orient dem Occidente zuwälzte, ausgesetzt. Hunnen, Gepiden, Longobarden**, Avarn, Slawen, alle diese folgten hier auf einander, bis nach schrecklichen Verwüstungen endlich im 10. Jahrhunderte*** die Magyaren ankamen, um hier ihren festen Wohnsitz aufzuschlagen.«

* Aber gerade diese Elemente finden sich alle in Ungarn. Denn wenn es auch nicht zu läugnen ist, daß das Klima der Puszta ihrer sumpfigen Beschaffenheit, ihres brackigen Wassers, ihrer Hitze und anderer Ursachen wegen, dem Nichteingebohrnen sehr nachtheilig werden kann: so darf man dagegen eben so wenig bestreiten, daß ja nicht ganz Ungarn bloß Puszta ist, sondern daß nur die Comitats Pests, Bacs, Eszengrad, Torontal, Eszacs, Bekes, Szabolcs und theilweise Arad, Bihar, Szathmar und Heres zur Puszta gehören, alle übrigen 35 Gespanschaften aber meist aus recht gesundem Gebirgsland bestehen. Weder dem Puszta-Boden noch dem Gebirgsland kann Fruchtbarkeit abgesprochen werden, und wenn man die Lebensweise der obgenannten Völker berücksichtigt, so findet man, daß der Mehrzahl derselben die Beschaffenheit dieses Bodens sehr erwünscht war, denn wenn die Hunnen und Avarn, beide Nomadenvölker, auf den weiten Ebenen sehr ausgedehnte Viehstrecken fanden, so mußten dagegen die ackerbauenden Gepiden und Slawen dem Boden mit leichter Mühe die Früchte zu entlocken, deren sie zu ihrer Erhaltung bedurften. Keines von allen diesen Völkern fragte bei der Einwanderung in ein Land darnach, ob daselbe auch commercielle Leichtigkeit böte, aber hätte irgend eines diese Anforderung gestellt, so hätte es, sobald die Wanderungen der sich mit Sturmgewalt herandrängenden Völker gendete, mit einiger Anstrengung auch dieses Bedürfnis in Ungarn befriedigen und mit dem damals reichen und üppigen Byzanz sehr leicht auf der Donau verkehren können. Doch es ist lächerlich, über diesen Gegenstand hier so viele Worte zu verlieren. Die Zeit, wo die von Baron d'Haussez genannten Völker nach einander im heutigen Ungarn einrückten, war die große Periode der Völkerwanderung, alle Völker des Ostens und Nordens waren damals gleichsam auf Entdeckungszügen, ihr Bedürfnis ging nur nach einem Land, das ihnen Wohnsitz und Nahrung böte, nur die Gegenwart beschäftigte sie, und wenig kümmerte sie die Frage der Zukunft, ob der Boden auch fähig sey, ihren Nachkommen die nöthige Existenz zu bieten.

** Hat die Longobarden auch der Orient dem Occidente zugewälzt? Man glaubte bisher, sie seien von der Nordelbe gekommen.

*** Wohl im neunten Jahrhundert, nämlich im Jahre 897. Ueberhaupt scheint der Herr Baron d'Haussez mit der Geschichte Ungarns auch nicht sehr im Klaren zu seyn, so sagt er unter andern z. B. S. 255: »Einige Stunden von Fünfkirchen betrat ich die Ebene von Mohacs, berühmt geworden durch den Sieg, welchen dort Prinz Eugen über die Türken erkoch.« Wenn nun meines Wissens einerseits nicht Prinz Eugen, sondern Herzog Carl von Lothringen es war, der im J. 1687 jene Schlacht gewonnen: so glaube ich andererseits auch, daß die Ebene von Mohacs schon vor jenem Siege, dessen Wichtigkeit ich nicht im Mindesten in Abrede stellen will, berühmt gewesen sei, und zwar wegen der ungleich folgenreicheren und weit gefeineren Schlacht vom Jahre 1526.

Seite 38: »Die Gegend zwischen Pesth und Pressburg bietet dem Reisenden, der so eben Ungarn durchreist hat, nichts Interessantes, denn sie erinnert ihn an die weiten und traurigen Steppen desselben und an deren Dörfer, die von allem Wohlstande und aller Civilisation entblößt sind.« Ich habe doch auch die Fahrt von Pressburg nach Pesth und zurück, sowohl zu Wasser als zu Lande, gemacht, aber ich weiß mich nicht zu erinnern, daß mir diese Gegend auch nur ein einzigesmal »nichts Interessantes« geboten, daß sie mich nur ein einzigesmal an die weiten und traurigen Steppen Niederungarns erinnert hätte. Und wenn ich auch zugeben will, daß die Gegend zwischen Pressburg und Komorn (etwa die Hälfte des Weges bis Pesth) das mit der Puszta gemein hat, daß sie flach ist: was erinnerte von Komorn bis Pesth den Verfasser an die Puszta? Etwa die theils waldigen, theils mit Weinreben bis zum höchsten Gipfel bewachsenen Vorposten des Bakony-Waldes und der Honther Berge? Ich kann nur Mitleid haben mit den schwachen Augen des Verfassers, welche den recht stattlichen, Berg an Berg bis nach Ofen sich hinziehenden Gebirgszug mit der ewig flachen Puszta verwechselten; ich kann den Mann nur bedauern, dem das geschichtlich denkwürdige Raab, dem die berühmte große Schütt — die größte aller europäischen Flußinseln — dem die unbesiegbare Feste Komorn, dem das altehrwürdige Gran, die großartigen Ruinen von Bissegrad, das freundliche Maros, die herrliche Palatinbesitzung Esaba u. s. f. gar kein Interesse einzufößen vermochten; aber wenn er die von betriebsamen, nicht ungebildeten Deutschen und Magyaren bewohnten Dörfer und Städte, denen der Wein-, Feld- und Obstbau — man denke nur an den Neszmelyer Wein und die Almafer-Pflirsche — so einträgliche Erwerbsquellen bieten, wenn er diese »von allem Wohlstande und aller Civilisation entblößte« Dörfer nennt, dann muß ich ihn fast böswilliger Verläumdung zeihen.

Unter den wenigen Stellen, die, wenn auch in Einzelheiten nicht fehlerfrei und etwas übertrieben, doch im Ganzen und vergleichsweise gelungen zu nennen sind, hat mich folgende Parallele zwischen den Landes in Frankreich und der ungarischen Puszta am meisten angesprochen.

»Als ich auf meiner Reise durch Ungarn die Sitten des Volkes, welches ich nun vor mir hatte, mit jenen der Bewohner der Landes in Frankreich verglich, erstaunte ich über den Einfluß, welchen die Natur auf die Sitten und Gebräuche der Völker übt. An den Ufern der Donau und Theiß, wie an jenen der Loire und des Adour besteht eine vollkommene Gleichheit in der Bildung des Bodens. In beiden Gegenden ist er sandig, mit Wasser im Winter bedeckt, ausgetrocknet während des Sommers; in beiden ist die geringe Bevölkerung in einzelnen Dörfern aufgehäuft, die durch große Zwischenräume von einander getrennt sind. Diese Verwandtschaft in der Lokalität hat wieder jene andere in der Lebensweise hervorgebracht. Man bemerkt in beiden Gegenden dieselbe Art zu wohnen, sich zu kleiden und zu nähren, dieselbe Hinnneigung zu abgeschmackten Vorurtheilen, dieselbe Unterwerfung unter einen unabänderlichen Gewohnheitschleudrian, dieselbe Gleich-

giltigkeit gegen alle Gemächlichkeit des Lebens*, beinahe gegen das Leben selbst.« (!?)

»Geht man mehr ins Einzelne ein, so sieht man, daß der Einfluß der Bedürfnisse derselbe war, wie jener des Bodens. Wenn sich in dem äußern Aussehen der Wohnungen einiger Unterschied zeigt, so rührt er von der Verschiedenheit der Materialien her, welche man zu deren Erbauung verwenden konnte. Ubrigens aber sind die in Dörfern vereinigten Häuser in derselben Ordnung vertheilt und gewähren denselben Anblick. Die Kleider scheinen ganz nach demselben Muster zugeschnitten zu seyn**. In beiden Ländern fallen lange Haare über die bleichen, abgemagerten Gesichter*** herab, schützen Pelze von Schaffellen gegen Frost und Regen im Winter †, helfen ein Hemde und Linnenbeinkleider wider die zu Boden drückende Hitze. Man kann in den Berggleich sogar die Pferde einschließen, welche vermöge des Gegenfazes, der sich zwischen ihrer schwächtigen Gestalt und ihrer Lebhaftigkeit zeigt, derselben Race anzugehören scheinen.«

»Nicht weniger Aehnlichkeit bietet die Nahrungsweise. Mehl ††, Teigkuchen, Schweinefleisch, das ist es, wovon sich der gemeine Mann nährt, und rechnet man nun zu dieser ungesunden Diät noch den brackigen Zustand des Wassers und die tödtliche (?) Beschaffenheit einer durch die Ausdünstung der Moräste verdorbenen Luft: so kann man sehr leicht erkennen, woher in beiden Ländern die endemischen Krankheiten rühren, die oft einen so gefährlichen Charakter annehmen †††.«

Da so eben von der Puszta die Rede war, so wollen wir eine Tirade anführen, in welcher H. Baron

* Liebe zur Gemächlichkeit will ich den Magyaren nicht absprechen, am allerwenigsten den Bewohnern der Puszta. Der Pariser Fashionable, der schmachthenden Auges, einen neuen Roman von Soulié oder Zanin's jüngstes Feuilleton in der Hand, auf seiner Ottomane ruht, fühlt sich gewiß bei Weitem nicht so behaglich, wie der magyarishe Hirte, wenn er auf der Puszta stundenlang flach auf dem Bauche liegend, die Ellenbogen auf die Erde, den Kopf auf die beiden Fäuste stützend, die Nase wie eine Robbe in die Luft hinausstreckend und die Rauchwolken aus seinem kurzen Pfeifchen dem blauen Himmel zudampfen kann.

** Ueber Alles dies muß ich mich jedes Urtheils enthalten, da ich die Landes bloß aus Schilderungen und Gemälden, keineswegs aber aus eigener Anschauung kenne.

*** Bleich, abgemagert der Magyare? Der schöne kräftige Menschenschlag, wo unter 10 Männern gewiß 6 den griechischen Künstlern als Modelle hätten dienen können? Diese vollen, rothen Gesichter, unter deren Schnurbart die schönsten weißen Zähne sich bei jedem Lächeln zeigen, diese muskulösen, kernigen Männergestalten — bleich und abgemagert?

† Den Magyaren, wenigstens seiner Meinung nach, auch gegen die Hitze. Wenn ihn diese und die dadurch lebhafter gewordenen hüpfenden Bewohner seines Pelzes plagten, dann zieht er wohl sein kurzes, nur bis an den Nabel reichendes, speckgetränktes Hemd aus, aber die Bunda kehrt er bloß mit der Wolle nach Außen und wirft sie wieder über die Schultern.

†† Ich habe noch nie gesehen, daß der Magyare Mehl äße (des farineux). Und rohes Mehl scheint hier der Verfasser zu meinen, da er den Teig (des pâtes) besonders anführt.

††† Der Herr Verfasser hätte in diese Parallele auch die Windmühlen aufnehmen können, aber er scheint von den vielen, obzwar für den Bedarf doch nicht hinreichenden Windmühlen, die auf der Puszta ihre langen Arme dem Winde bieten, keine einzige gesehen zu haben; denn er sagt S. 239: »Man war noch nicht so klug, Windmühlen zu bauen, welche doch die wagrechte Lage der Flächen sehr begünstigen müßte.«

Van. des Unio. 1r Jahrg 9. Heft.

d'Haussez über die Bewohner derselben entsetzensvoll die Hände zusammenschlägt:

(S. 23.) »Will man die Illusionen und Träumereien von dem Schäferleben des ursprünglichen gesellschaftlichen Zustandes nicht verlieren: so hüte man sich, die Wüste, die ich bereiste, zu besuchen. — Versetzen Sie eine idyllische Scene mitten in eine baumlose Ebene, wählen Sie einen Thyrcis unter diesen Hirten mit langen Haaren, glänzend von Fett, welches auf das einzige Kleidungsstück, das sie tragen, hinabtropft und sich darin einsaugt; suchen Sie eine Amynthis unter den anmuthlosen Geschöpfen aus, verpestet vom Gestank der Ställe* und entsetzt von übermäßiger Arbeit** und ihrer Nachlässigkeit***, lassen Sie diese eine Ekloge hersagen und urtheilen Sie dann, ob, vererbt durch Unwissenheit, viehdumm geworden durch's Elend †, zum Laster getrieben ohne irgend etwas, was ihn zur Tugend riefte, ein Gegenstand des Ekels und des Mitleids, der dem Naturzustande genäherte Mensch mehr für die Tugend als für das Glück †† gemacht sei.« (!?) Der Schluß dieser höchst unwahren Tirade, die nicht einmal auf rednerische Eleganz Anspruch machen kann, blieb mir, trotz des Kopfbrechens, das er mich gekostet, sehr unverständlich und ich konnte daher nichts Besseres thun, als ihn wortgetreu übersetzen und das Auffinden seines Sinnes oder Unsinnens dem Scharfsinne der Leser überlassen.

Man hat stets in Physiognomie und Benehmen des Magyaren etwas Trohiges und Abstoßendes zu finden geglaubt, und beim ersten Zusammentreffen erscheint er auch wirklich so und benimmt dem Fremden erst bei näherer Bekanntschaft diesen Irrthum; Herr Baron d'Haussez aber findet die Bewohner Ungarns — bei denen er hier gar keinen Unterschied hinsichtlich des Volksstammes macht — übertrieben d. h. unerträglich höflich. Er sagt (S. 25): »In Ungarn und in Siebenbürgen treiben die Bauern die Höflichkeit so weit, daß man derselben überdrüssig werden muß. Schon wenn sie von Weitem jemanden bemerken, dessen Kleidung einen vornehmern Stand andeutet, bleiben sie stehen, entblößen ihr Haupt und setzen ihren Weg nicht eher wieder fort und ihren Hut nicht eher wieder auf, als bis die Person, welche sie grüßten, an ihnen vorbeigekommen ist. Kein Einziger von ihnen entbindet sich von dieser Formlichkeit, welche, von einem Ende des Dorfes bis zum andern wiederholt, auch dem Begrüßten die Verbindlichkeit aufliegt, den Gruß zu erwidern, d. h. ihn zwingt, mit dem Hut in der Hand durchs Dorf zu fahren.« Es scheint fast, als ob der ungarische Landmann den Herrn

* Ich glaube, daß der, welcher Tag und Nacht, wenigstens drei Viertel des Jahres hindurch, unter freiem Himmel zubringt, nicht sehr vom Stallgeruche inficirt werden könne.

** Diese Beschuldigung verdienen meine Landsmänner und Landsmännern auf der Puszta nicht.

*** übermäßige Arbeit und Nachlässigkeit! Ist dieser Widerspruch einer von jenen lebenswürdigen, modernen Gegensätzen, deren Mutter die französische Tageschristlichkeit ist?

† Elend ist wohl nichts weiter, als potenzierte Noth, Noth macht dem Sprichworte zufolge erfinderisch, erfinderisch ist aber wohl nach keiner Synonymik gleichbedeutend mit viehdumm.

†† Sollte Bonheur hier vielleicht als grobe Sinnlichkeit zu verstehen seyn? Das wäre das einzige Mittel, in diesen Satz einen Sinn zu bringen.

Baron d'Hauffez, einen Franzosen, an Höflichkeit übertraffen hätte, da es dem letztern so beschwerlich gefallen zu seyn scheint, die Grüße zu erwidern. Ubrigens hat die Eitelkeit den Herrn Baron verleitet, etwas, was nur Folge der Neugier war, auf Rechnung des Respects zu schreiben. — Unerklärlich bleibt mir folgende Stelle, wo er in einer Charakteristik der Magyaren (S. 208) sagt: »Bei dem Ungarn läßt sich das Lachen nie in voraus vermuthen, es kömmt oft, ohne motivirt zu seyn.« Sollte dem Herrn Verfasser vielleicht das Unglück begegnet seyn, einigemal ohne sein Wissen etwas gethan zu haben, das in den Augen der Magyaren lächerlich war?

»Die Verschiedenheit der Sprachen,« heißt es S. 20, »ist eine der großen Schwierigkeiten, welche dem in diesen Gegenden Reisenden sich in Weg stellen. Deutsch wird des Nationalgeistes wegen nur ausnahmsweise gesprochen* und die Ungarn, welche dieser Sprache mächtig sind, vermeiden doch so viel als möglich jeden Anlaß, wo sie dieselbe sprechen müßten. Das Croatische, das Illyrische und das Walachische wird bloß von jenen Völkern verstanden, welche an die Türkei gränzen, und diese Dialecte** untertheilen sich in eine Menge Idiome, deren Analogie nicht von der Art ist, daß die Kenntniß des Einen das Verständniß des Andern erleichtern könnte (!). Sehr häufig fand mein Dolmetscher, der ungarisch und deutsch gleich geläufig sprach und außerdem noch eine oberflächliche Kenntniß*** mehrerer ihrer † Dialecte hatte, es unmöglich, sich verständlich zu machen, und wenn es ihm auch gelang, so war's immer nur mit Hilfe des Italienischen, welchem der Walache eine große Anzahl Worte und selbst ganze Phrasen entlehnt hat ††.«

Die Leser dürften sich wundern, daß Herr Baron d'Hauffez hier nicht auch Gelegenheit nimmt, zu bemerken, daß in den ungarischen Steppen nicht französisch gesprochen wird, aber es war ihm diesmal die Freude geworden, tief in Ungarn französisch und zwar von einem »armen Teufel« reden zu hören. Da die Stelle, wo er davon spricht, das einzige Lobenswerthe enthält, was im ganzen Werke zu seinen Gunsten aufgefunden werden kann: so wollen wir mit ihr schließen.

* Und würde es auch häufiger gesprochen, so hätte es dem Herrn Verfasser doch nicht viel geholfen, da er dieser Sprache bei weitem nicht so mächtig zu seyn scheint, als er vorgibt. Denn Niemand, der auf einige Kenntniß des Deutschen Anspruch macht, wird z. B. Aidelmen statt Edelleute, un. Swanzig statt ein Zwanziger, Forch-Pan statt Vorspann, Yung-Frau statt Jungfrau u. s. f. schreiben. Auch noch andere Namensveränderungen kann man in diesem Werke finden, z. B. stets Louxembourg statt Larenburg, Karensbeck statt Karansebes, Switweisseembourg statt Stuhweisseenburg, Jarzons, wo von Jazzen oder Jazzen, Crapacks, wo von den Karpaten die Rede ist, u. a. m.

** Sind das Illyrische und Walachische im Verhältnis zu einander Dialecte?

*** Mag sehr oberflächlich gewesen seyn.

† Worauf bezieht sich das »ihrer?« Etwa auf »ungarisch und deutsch?« Dann hält der B. vielleicht gar das Slowenische, Walachische u. s. f. für Dialecte des Deutschen und Ungarischen?

†† Vom Italienischen entlehnt? Das Walachische und das Italienische oder Wälsche haben nichts von einander entlehnt, sondern beide aus einem Born geschöpft, beide sind Tochter-sprachen des Lateinischen. Die Abstammung der Walachen von den Römern hat sich noch in dem Namen Romanyo, den sie sich selbst geben, erhalten.

»Es war auf der Station hinter Theresianopel. Ich war schon ungeduldig über die Langsamkeit, mit welcher die Postknechte ihre Pferde anschnitten, und meine Verstimmung führte mich so weit, daß ich mir einige Ausdrücke entchlüpfen ließ, die in guter Gesellschaft gewiß nicht über meine Lippen gekommen wären.

»Hört doch! das nenn' ich französisch sprechen!« rief nicht weit von mir ein Bauer.

»Ihr sprecht es also?«

»Ein wenig, Herr! Ich lernte es in Frankreich, in der Normandie, nah' an dem Flecken St. Vaen, auf dem Pachtthofe de la Haie.«

Man denke sich mein Erstaunen, als ich hier, siebenhundert Meilen von meinem Vaterlande entfernt, einen armen Teufel traf, den das Kriegsgeschick bis in mein Vaterland und auf einen Pachtthof, der damals mein war, geworfen hatte. Ich nannte ihm meinen Namen und er erkannte mich auch alsbald. Er erinnerte mich an eine Jagd, wo er hinter einem Hasen, den ich verwundet hatte, so lange gelaufen war, bis er ihn gefangen hatte; erzählte mir von dem braven Pächter, der ihn wie einen Sohn empfangen und behandelt hatte, nahm, nachdem die Pferde angespannt waren, den Sitz eines Conducteurs ein und setzte von da aus seine Conversation mit mir fort, die für ihn sehr viel Interesse zu haben schien. Auf der nächsten Station ließ ich ihn mit mir speisen und als wir uns trennten, steckte ich ihm einige Geldstücke in die Hand, welche ihn zu dem Ausrufe bewogen: »Wissen Sie, daß ich mir damit eine Kuh kaufen kann?«

»Dann müssen die Kühe sehr wenig in Eurem Lande kosten.«

»20 Franken.«

»Nun so sollet Ihr deren zwei haben!« erwiderte ich, und gab ihm das Geld dazu.

Der arme Kerl jauchzte vor Freude, küßte bald meine Hand, bald das Geld, welches ich ihm gegeben, und gebärdete sich wie närrisch. Nur in Ungarn kann man mit so wenigen Kosten einen Glücklichen machen.« Csaky Ferencz.

Die englischen Deportirten in Australien.

(Nach der Monthly Review.)

Die so eben erschienene Reise des Doctors Wilson enthält die wichtigsten Nachrichten über Küstenrecken, die bisher fast gar nicht gekannt waren. Es ist bekannt, wie wenige genaue Nachrichten wir über die Nordküsten des australischen Continents, und über die unzähligen Inseln, mit denen der angrenzende Ocean besetzt ist, besaßen. Alle Orte in diesen Gegenden, wo seine Regierung wichtige Colonisierungen versuchte, hat Doctor Wilson mit Sorgfalt beschrieben; er gibt die Gründe an, welche die englische Regierung veranlaßten, ihre Colonisierungs-Versuche auf der Nordküste von Australien, und ihren großartigen Plan, von dort aus die vorzüglichsten Inseln des indischen Archipels mit Niederlassungen zu bedecken, und mit den kühnen Malaien-Schiffen, welche in ihren gebrechlichen Proben sich so weit in den Ocean hinauswagen, Handelsverbindungen anzuknüpfen, zu verlassen.

Nicht minder anziehend sind die Details, die der

Verfasser über das Transportwesen der englischen Verbrecher nach Australien gibt. Während sechs Ueberfahrten begleitete er als Oberwundarzt eines Staatsschiffes gegen 2000 Deportirte. Alle seine Aussprüche zeigen ihn als einen Mann von offenem Sinne, und frei von Vorurtheilen.

Der Staat trifft alle Vorsorge, daß nur die tauglichsten Schiffe zur Ueberfahrt gewählt und gut ausgerüstet werden. Es ist Regel, daß jedes Deportations-Schiff 30 Mann Besatzung vom ersten nach Sidney bestimmten Linienregimente, und auf je hundert Tonnen Last sieben Matrosen und einen Schiffsjungen bekommt. Die mittlern Ausgaben für jeden Deportirten kommen dem Staate jezt auf 140 fl. C. M. für die Fahrt. Der Hochbootsmann theilt, wie auf den Staatsschiffen, die Lebensmittel aus; wenn er sich mit Humanität benimmt, hat er Anspruch auf eine Belohnung von 500 fl. Gleicherweise erhält, wenn Frauen deportirt werden, der erste Matrose 200, der zweite 150 fl., sobald sie mit Zeugnissen vom Oberchirurgen eine untadelhafte Aufführung beweisen. Der Chirurg, immer unter den geachteten der königlichen Marine ausgewählt, übt am Borde des Deportations-Schiffes eine wahre Dictatur; er vereinigt in sich die Functionen des Friedensrichters, des Aufsehers über die Lebensmittel, des Schullehrers und selbst des Schiffkaplans. Ihm ausschließlich steht die Leitung der innern Angelegenheiten des Schiffes zu, auf ihm ruht alle Verantwortlichkeit.

Sobald der Gefangene das Schiff betritt, wird ihm eine Nummer eingehändigt, entsprechend jener der Hangmatte, die ihm bestimmt ist, und zur Vermeidung jeder Unordnung werden alle seine Effecten mit dieser Nummer gestempelt. Man theilt die Deportirten nach Kameragesellschaften ab, eine jede zu sechs Mann, unter der Aufsicht eines andern Gefangenen der persönlich für die gute Ordnung, die Reinlichkeit der Mahlzeiten und die Aufführung seiner Kameraden verantwortlich war. Die Küche werden aus jenen Dieben gewählt, die schon zu Schiffe gewesen, und der See gewohnt waren. Einigen andern Verurtheilten wurde die allgemeine Aufsicht, die Sorge für Ruhe und Ordnung im Schiffesgefangnisse übertragen. Hiezu wählte Doctor Wilson immer die abgefeimtesten Schelme.

Sobald das Land aus dem Gesichte schwand, werden den Gefangenen die Ketten abgenommen, und sie können, so lange sie wollen, auf dem Verdecke bleiben. Jeder Ungehorsam, jede Insolenz zieht den Verlust dieser Freiheit nach sich! Das Krankenzimmer ist sehr bequem, der Arzt macht täglich zwei Visiten. Unmittelbar nach der Morgens Visite nahm Doctor Wilson sein Richteramt vor; er hörte die Streitenden und suchte sie meist in Güte zu vergleichen, ohne gleich zur Geißel zu greifen, die er im Allgemeinen für überflüssig, selbst für nachtheilig hält.

»Wenn zwei Gefangene«, sagt Wilson in seinem originellen Style, »mit einander Streit hatten, ließ ich beiden Handschellen anlegen, bis sie wieder gute Freunde wurden, was denn auch gewöhnlich nicht lange auf sich warten ließ. Wenn ein Gefangener Lärm machte, oder Jemanden beleidigte, so ließ ich ihn aufs Verdeck steigen, und dort, das Bett auf den Rücken gebunden, das erste Mal vier Stunden, im Wie-

derholungsfalle acht Stunden lang auf und abgehen. Selten jedoch war ich gezwungen, diese seltsame Strafe, welche die Gefangenen sehr scheuten, zum zweiten Male anzuwenden; mehre batn mich, sie doch wie Menschen zu strafen, d. h. sie prügeln zu lassen. Nicht weniger fürchteten sie eine andere Strafe, welche darin bestand, daß sie einen ganzen Tag, ohne ein Wort zu reden, vor der Schildwache gerade stehen mußten, welcher es auch untersagt war, unter welchem Vorwande immer es sei, den Sträfling anzureden. Oft rief ich einen jungen Gefangenen nach einem Vergehen herbei, hielt ihm eine lange Strafrede und schickte ihn, ohne seine Bertheidigung abzuwarten, hinweg. Dies Verfahren brachte die Londoner Gauner zur Verzweiflung, die in der Regel eine wunderbare Bewegsamkeit der Zunge haben.«

»Die fatalste Klasse von Gefangenen und die am meisten überwacht werden muß, sind die ehemaligen Advokatschreiber, welche auf diesen Schiffen sehr zahlreich sind, und mich häufig zu körperlichen Züchtigungen nöthigten. Ich war ohne Erbarmen, wenn ich einen dieser Selbsterlöser über dem Unruhestiften ertappte; nichts hatte auf die Ruhe und Ordnung unter den Gefangenen einen wunderbarerem Einfluß, als einen Advokatschreiber tüchtig durchprügeln zu lassen.«

Oft ist behauptet worden, daß der Aufenthalt an Bord die Gefangenen verderbe; Doctor Wilson läugnet dies durchaus, wenn er auch zugibt, daß sie nicht moralischer werden. Die Schiffszucht kann nur auf das äußere Benehmen, auf die Decenz einwirken, und dies thut sie leicht. Wilson versichert, daß auf den Schiffen, auf denen er diente, er nie einen unanständigen Ausdruck gehört habe. »Man macht sich,« sagt er, »eine ganz falsche Idee von einem Deportations-Schiffe; man glaubt, dort herrsche nur Unordnung, Ausgelassenheit, Widerspänstigkeit, während im Gegentheil Reinlichkeit, Stille und Anstand wie auf dem besten Kriegsschiffe dort wohnen.« Unendlich hoch stehen in dieser Beziehung die Deportations-Schiffe über den Rauffahrern, die aus dem Londoner Hafen auslaufen. Deshalb sieht man auch die angesehensten Personen, wenn sie die Colonien kennen, sich Mühe geben, um auf einem convictship die Ueberfahrt mitmachen zu dürfen.

Während der Ueberfahrt sterben gewöhnlich zwei Procente der Deportirten, eine verhältnißmäßig sehr geringe Zahl, wenn man bedenkt, mit wie zerrütteter Gesundheit die meisten das Schiff betreten. Sobald die Deportirten ausgeschifft sind, werden sie unter die Colonisten vertheilt, welche ihnen für ihre Arbeit nach einem festen Tarife Wohnung, Kleidung, Beköstigung u. s. w. geben. Der eigene Vortheil des Colonisten verlangt, daß er die Deportirten gut halte. Um die Verbrecher zu guter Lebensweise aufzumuntern, erhalten die, welche sich musterhaft aufführen, sogenannte tickets of leave, Erlaubnißscheine, mittelst derer der Deportirte sich selbst seinen Herrn wählen darf. Mit dieser Erlaubniß wurde jedoch solcher Mißbrauch getrieben, daß man zu einem anscheinend ganz bizarren Geseze seine Zuflucht nehmen mußte, dem nämlich, daß Mann und Frau niemals in derselben Niederlassung zusammen leben dürfen. Vor diesem Geseze hatte die Deportation nicht viel Erschreckendes. Ein Londoner Gauner brauchte, um die Früchte seiner Industrie zu genießen, nur die reiche Beute seiner

Frau gerichtlich zuerkennen, und sich dann auf offenem Diebstahle ertappen zu lassen. Er wurde deportirt, suchte sich durch ein auffallend gutes Betragen hervorzuthun, es wird ihm gewährt, daß Frau und Kinder auf Staatskosten ihm nachgeschickt wurden. War ihm die Dienstbarkeit zuwider, so ließ er seine Frau auf eigene Kosten nachkommen (d. h. von dem in London gesammelten Raube), und ließ sich ihr als Diener zuweisen. »In diesem unnatürlichen Verhältnisse,« sagt Wilson, »wo die Frau das Recht hatte, den Mann schlagen, in Ketten legen zu lassen, sollte man glauben, er sei gegen sie sanft und unterwürfig. Nichts weniger, ich sah oft, daß der Mann, seine Abhängigkeit ganz vergessend, die eheliche Autorität auf die unehrerbietigste Weise geltend machte, und daß die Frau sich geduldig unterwarf.« Die englische Regierung sah sich gezwungen, das Loos der Deportirten neuerdings zu verschärfen, welche sonst wichtige Stellen einnahmen, sich ein hohes Ansehen gaben, und wie Gentlemen lebten. Jetzt vergißt man nicht, daß die Verbannung eine Strafe seyn soll, und daß der Verbannte zur körperlichen Arbeit je nach seinem Alter und seiner Gewohnheit gezwungen werden muß. —

Auch Auswanderern empfiehlt Wilson Neusüdwales sehr, und gibt ihnen eine Menge nützlicher Rathschläge. Die Ueberfahrt kostet 700—800 fl., für eine ganze Familie etwa 3000 fl., und es ist sehr leicht, unter jenem milden Himmel, in einem fruchtbaren Lande sich eine behagliche Existenz zu sichern.

Das Buch Doctors Wilson gibt auch Nachricht von den Eingebornen der Rafflesbai, welche denen von Port Jackson gleichen, nur mehr Intelligenz und ein wo möglich noch brutaleres Aussehen haben. Sie gehen gänzlich nackt, Schultern, Seiten und Schenkel mit Narben tätowirt, die den Schnüren einer Husarenjacke ähneln. Ihr Haar ist lang, schlicht und mit einem rothen Ocker gepudert. Einige tragen ein Maschengewebe, 3—4 Zoll breit, eng um die Hüften, und ähnliche um Hals und Arme; andere tragen ein weites Halsband von demselben Stoffe, das lang über den Rücken hinabhängt. Eine große Zahl von Eingebornen reißt sich den mittlern obern Schneidezahn aus. Das Gesicht, und oft auch den ganzen Körper, bemalen sie mit rothem Ocker. Die sich ein elegantes Ansehen geben wollen, ziehen auf ihrer Stirn zwei oder drei weiße Querstreifen, der vollendete Stutzer fügt noch einen dritten Streif hiezu, der senkrecht über Stirn und Nase der ganzen Länge nach herabläuft. Sie durchbohren den Nasenthorpelt und stecken an besonders festlichen Tagen ein Holzstück oder einen Knochen, bisweilen eine Feder als Zierrath hinein.

Mariac oder Wellington, wie ihn Capitain Stirling nennt, der Beherrscher der Gegenden um die Rafflesbai, ist gegen drei und dreißig Jahre alt. Er ist fünf Fuß acht Zoll hoch und hinkt. Seine regelmäßigen Züge sind nicht unangenehm, aber im Zorne (in den er oft um der geringsten Kleinigkeit willen geräth) nehmen sie den Ausdruck der wildesten Wuth an. Er und die übrigen Häuptlinge zeigten sich friedlich gegen die Engländer. »Diese Wilden,« sagt Dr. Wilson, »schreien und beruhigen sich so schnell, wie die Kinder. Es war unmöglich, fährt er fort, zu erfahren, ob sie eine Ahnung von einem höchsten Wesen, oder von einer Fortdauer nach dem

Lode haben. Man konnte mit den einfachsten Fragen sich ihnen nicht verständlich machen. Dazu würde die genaueste Kenntniß ihrer Sitten und Sprache nöthig seyn. Unglücklicher Weise behandeln die Pelzhändler, welche bisweilen diese Gegenden durchstreifen, Männer ohne Bildung und Redlichkeit, die Eingebornen mit solcher Barbarei, daß diese an jedem Europäer, den sie überwältigen können, blutige Rache nehmen.«

Der dramatische Theil seines Werkes ist nicht minder anziehend, als der mittheilende lehrreich. Es ist dies die Beschreibung des Schiffbruches, den Wilson auf dem Schiffe Governor Ready erlitt. Die Mannschaft mußte in den gebrechlichen Booten eine Fahrt von mehr als 400 Seemeilen durch ein stürmisches Meer wagen. Es gibt kein ausgezeichneteres Beispiel von dem Muthe und der Disciplin englischer Matrosen in den größten Gefahren. — Das Schiff scheiterte auf einer Korallenbank; die ganze Mannschaft wirft sich in drei Schaluppen, in die größte neunzehn Mann, in die beiden kleineren zusammen zwanzig. Nach einiger Zeit landeten sie auf einer kleinen ganz nackten Felseninsel und hielten hier seit ihrem Unglücke zum ersten Male über ihre trostlose Lage und über die Mittel der Rettung Rath. »Wir versammelten uns,« erzählt Wilson, »nach einer Mahlzeit von gesalzenem Rindfleisch, frischem Schweinefleisch und Austern nach Belieben. Da wir alle seit mehreren Stunden den senkrechten Strahlen der glühenden Sonne ausgesetzt waren, so wurde beschlossen, eine doppelte Portion Grog auszutheilen. Die Matrosen waren von diesem Geschenke begeistert und ließen ihrer Fröhlichkeit freien Lauf. Nachdem die Sonne sich etwas gesenkt hatte, bestiegen Capitain Young, seine Officiere und ich den erhabensten Theil der Insel, um die benachbarten Inseln mittelst des Compasses zu bestimmen. Bei unserer Rückkehr wurden wir von den Matrosen mit einem Freudengeschrei begrüßt, welche uns ankündigten, daß eine der Schaluppen aufgehört habe, Wasser zu schöpfen, und nun sicher den Schlägen der Wellen widerstehen werde. Die Officiere hielten Rath; einer redete die Mannschaft an, um ihnen die Rettungspläne mitzutheilen. Er verhehlte den Matrosen die Gefahren der abenteuerlichen Fahrt durchaus nicht, und setzte die Vorsichtsmaßregeln auseinander, die zu treffen wären. Die Rede endigt mit einem Complimente über das Wohlverhalten der Mannschaft und mit einer eindringlichen Ermahnung zur genauesten Disciplin.«

»Der Ort, wo wir uns befanden, war eben so imposant als malerisch. Die zahlreichen hellen Feuer, welche die Matrosen längs des Ufers, als Zeichen der Freude und des Vertrauens angezündet hatten, erhellten die ganze kleine Bai und unsere gebrechlichen Schaluppen, und warfen ihren rothen Glanz auf die wettergebräunten Gesichter der Matrosen. Ein plötzlicher Windstoß in der Ferne oder das Rauschen einer großen, sich brechenden Welle erinnerte uns an die Gefahren, denen wir entgegen gingen. Ort, Zeit und Umstände, alles war feierlich, und wer immer die Zukunft bedachte, konnte sich eines tiefen Ernstes nicht erwehren, so sehr sich auch jeder bestrebte, heiter zu scheinen.«

»Als die ersten Strahlen des Tages aufdämmerten, machten wir Vorbereitungen zur Reise, und vor dem Einschiffen befahl ich allen, meinem Beispiele zu folgen

und durch anhaltendes Schwimmen die Glieder stark und geschmeidig zu machen. Nach dem Bade nahmen wir ein im Verhältniß unserer Vorräthe schwelgerisches Mahl ein, und die Reise begann. Als wir die Inseln aus dem Gesichte verloren hatten, störte nichts mehr den monotonen Anblick des unermesslichen Oceans. Zwei Vögel, die auf unsere Schaluppen sich nieder ließen, wurden gefangen, geschlachtet, und ohne viele Zubereitung gegessen. Wir bemerkten auch eine große Menge Meeresschlangen, die uns zu folgen schienen, und deren Glanz in der Nacht ein herrliches Schauspiel gewährte. Im Schatten der Schiffe konnten wir ihre Farben deutlich beobachten, ihre Haut schien bald indigoblau, bald smaragdgrün, bald dunkelschwarz; jede ihrer Bewegungen erregte einen Feuerstrom. Am Sonntage früh vergaßen wir nicht, so gut es in unserer Lage anging, den heiligen Tag zu feiern. Einige Psalmen und passende Stellen aus der heiligen Schrift erhöhten die feierliche Stimmung, in welche unsere so gefährliche Lage ohnedies jeden versetzt hatte.

»Anfangs hielten sich unsere Schaluppen ziemlich beisammen; bald aber geriethen wir in ein Labyrinth kleiner Inseln und Klippen. Die Leute in der kleinsten Schaluppe verloren allen Muth und baten uns auf das inständigste, sie in die größte aufzunehmen. Wir sahen sie auf uns zurudern und Miene machen, sich an Bord zu stürzen. Indessen brach die Nacht herein, und das Meer wurde von Minute zu Minute bewegter. Wir hielten nun Rath, ob wir die Männer aus der kleinsten Schaluppe aufnehmen sollten, die doch stark und fest gebaut war, und trefflich im Wasser ging, während die unsere, schon überladen, die unaufhörliche Arbeit zweier Männer erfordert, um das Wasser heraus zu pumpen. Ungeachtet dieser Schwierigkeit beschloßen wir einstimmig, selbst mit Gefahr unsers Lebens, unsere armen Kameraden aufzunehmen, die den Kopf so verloren hatten, daß sie allein sich schwerlich aus der Noth geholfen hätten. Wir theilten ihnen diesen Entschluß mit, glaubten aber, ein Faß Trinkwassers und mehre Lebensmittel (wahrlich ein theures Opfer) über Bord werfen zu müssen, um das Schiffchen zu erleichtern. Wir hatten ihnen zugerufen, daß sie behutsam und einzeln zu uns einsteigen, um das Boot nicht umzuwerfen. Sie versprachen es, aber kaum hatten sie unser Boot erreicht, als alle auf einmal mit der größten Hast hineinsprangen. Zum Glück hatten wir ihrer Geduld mißtraut, uns alle auf die andere Seite des Schiffes gesetzt, und waren so dem sichern Umwerfen entgangen. Wir wechselten wenig Worte mit den Neugekommenen, die traurig und schweigend die ihnen zur Erhaltung des Gleichgewichtes angewiesenen Plätze einnahmen. Alsobald flog die kleine leere Schaluppe leicht wie ein Vogel über die Wellen hin; unsere, mit dieser neuen Last überladen, drohte jeden Augenblick in die Fluthen zu versinken. Um das Unglück voll zu machen, brach die Nacht herein, der Wind erhob sich und wüthete auf das heftigste, der Regen stürzte in Strömen herab, und thurmhohe Wellen erhoben sich auf allen Seiten, um über uns herabzustürzen und uns zu begraben.«

»Alle unsere Geschicklichkeit und Sorgfalt ward auf die Leitung des Steuerers verwendet. Ein Moment der Nachlässigkeit hätte uns vernichtet. Wir richteten unsern

Cours, so gut es gehen wollte, nach den Melvilles-Inseln; freilich ohne Hoffnung, sie noch zu erreichen. Bis jetzt waren wir durch unsere Wachsamkeit allen Gefahren entgangen; da erhob sich gegen neun Uhr eine ungeheure Woge, deren furchtbares Brausen ich noch höre, stürzte über Bord und erfüllte unser leichtes Boot mit Wasser und Schaum. Einen Moment fühlten wir uns betäubt, und glaubten schon, rettungslos zu versinken. Indessen sahen wir, daß die Schaluppe sich noch auf dem Wasser hielt, faßten neuen Muth, schöpften das Wasser so schnell als möglich aus, und warfen alles über Bord, was wir nicht unumgänglich gebrauchten.«

»Der Schlag dieser Welle hatte unsern Compaß zerbrochen, und es war uns unmöglich, Feuer anzuzünden. Doch gelang es uns, gerade unter dem Winde zu fahren. Kaum hatten wir die Schaluppe geleert, als eine neue Welle sie füllte. Wir ergriffen nun das letzte verzweifeltste Mittel, wir zogen das Hauptsegel ein, fuhrten mit dem großen Klüver, und überließen uns dem Walten des Allmächtigen.«

So viel Muth und Klugheit wurden belohnt. Nach wenigen Tagen liefen die Schaluppen des Governor Ready in einem Hafen von Neuhoiland ein. Doctor Wilson lebt noch und die Gefahren, die er auf dem Oeane ausstand, haben ihm das Seelieben nur noch anziehender gemacht. Dieser scharfsichtige und unparteiische Beobachter durchschiffte noch immer die stürmischen Meere Australiens.

B. Gutt.

Schahdschihanabad.

(Mit einem Stahlstiche.)

Wir wählten den beiliegenden Stahlstich nicht wegen der Bedeutenheit der dargestellten Stadt, oder wegen eines wichtigen historischen Momentes, sondern als Probe indischer Scenerie. Mehr oder weniger sehen im Außern alle muselmännischen Städte Indiens dieser ähnlich. Auf einer weiten Ebene breiten sie sich mit ihren Prachtbauten, ihren großartigen Kuppeln und zierlichen Minarets aus. Ihre elegante und prachtvolle Bauart sticht sehr von der Einförmigkeit und Dede der Umgebungen ab, die gewöhnlich als weite, unbebaute und baumlose Fläche sich darstellen. Auch die zertrümmerten Baureste des Vordergrundes sind den meisten indischen Städten gemeinsam. Die häufigen und verheerenden Staatsumwälzungen vernichteten den Wohlstand der einst so blühenden Städte, und seit die mohamedanische Herrlichkeit und Macht zerfiel, zerfallen auch ihre großen Mommente und jede Stadt ist von einem weitem Kreise von Ruinen umgeben. Man sieht auf unserem Bilde Ursache und Wirkung vereinigt — die Kriegerhorde, welche unter den Trümmern rastet, sind vielleicht Söhne derer, die die Flamme in das Gebäude warfen, und seine Schätze plünderten.

Monotonie ist der Hauptcharakter der indischen Landschaften, und die üppige Fülle, mit welcher unsere Dichter, die pittoresken Reize, mit welchen unsere Maler indische Landschaften überschütten, walten nur in abgeschiedenen Thälern, sind in großen Entfernungen über das weite Land zerstreut. Der Europäer, der nach Indien kommt, in der Erwartung, hier ein Paradies zu



SCHAHDSCHIHANABAD.

Von dem Verfass. H. v. H. v. H.

finden, einen Garten, in welchem eine verschwenderische Natur die überschwänglichsten Reize auf jedem Schritte angehäuft hat, findet sich durch die öde traurige Gegend schmerzlich enttäuscht. Nur einzelne Gegenden geben ein vollendet schönes Bild.

Schahdschihanabad oder Schahdschihanpur, liegt auf der Ebene, die südlich vom Himalaja sich ausdehnt, an einem jener unzähligen Zuflüsse, die jenes Gebirge von seinen himmelnahen Firsten dem Ganges zuschickt, in der Provinz Delhi, zur Präsidentschaft Calcutta gehörig. Ihr Erbauer war, wie schon ihr Name (Stadt des Schah Dschihan) andeutet, der Schah Dschihan, der Enkel des großen Akbar. Schah Dschihan, welcher die Pracht und die Künste liebte, schmückte seine neuverbaute Stadt mit Allem, was sein Reich Herrliches hatte. Von jener hohen Blüthe ist sie jetzt freilich herabgesunken, doch zählt sie noch immer, nach dem berühmten Reisenden Hamilton, an 50,000 Einwohner, und hat noch in ihrem Aeußeren ihre ganze imposante Größe bewahrt. Im Innern freilich gleicht sie allen indischen Städten, sie ist enge, winklig und äußerst schmutzig, und ihre prächtigsten Bauwerke stecken oft in Winkeln, die gar nicht zugänglich sind. Von öffentlichen Anstalten weder der Engländer noch der Hindus ist etwas bekannt; doch ist die Stadt ziemlich wohlhabend und lebhaft.

B. Gutt.

Die Montenegriener *.

Das Ländchen, welches die Italiener Montenegro, die Eingebornen Cerna gora (dieselbe Bedeutung, nämlich schwarzer Berg) benennen, dehnt sich zwischen der Herzegowina, dem Gebiete von Zenta, Albanien, und dem südlichen Theile des Königreiches Dalmatien aus. Die Einwohner selbst geben seine Länge, wie seine Breite auf etwa 3 Tagereisen an. Das ganze Land ist höchst bergig und felsig, so daß die Montenegriener im Scherze sagen, dem Herrn Gott, als er über die Erde gegangen und Steine gesäet habe, seien über Montenegro die Säcke gerissen, und der ganze Vorrath da hinabgefallen. Das Ländchen hat nur drei unbedeutende Küstenflüsse, und im Innern einen solchen Mangel an Quellen, daß es Gegenden gibt, wo im heißen Sommer ein Mann einen ganzen Tag braucht, um einmal Wasser nach Hause zu bringen. Die Luft ist rein und gesund, das Klima aber verschieden. Während in den höhern Gegenden der Schnee bis in den Juni, in Vertiefungen aber immerwährend liegen bleibt, wachsen in einigen Thälern Weintrauben, Feigen, Granatäpfel und Delbäume. Das Land wird von den Montenegrienern nach allen Richtungen hin durchzogen, obschon es eigentliche Wege hier gar nicht gibt. Auch findet man in Montenegro keine Stadt, und keine Festung, ja in einigen Bezirken nicht einmal Dörfer. Man kennt dort bloß Stämme, und obgleich die Bruderschaften (bratstwa) oder Familien, aus welchen die Stämme bestehen, gewöhnlich ihre Häuser zusammenbauen, so kann man

doch einen solchen Häuserhaufen, der nicht einmal eine abgegränzte Markung und einen Namen hat, noch kein Dorf nennen.

Die Bewohner des Landes sind Slawen des großen serbischen Volkstammes und bekennen sich zur griechischen nicht unirten Religion. Zur Zeit des serbischen Königreiches stand Montenegro unter der Botmäßigkeit von Fürsten, die jenem Königreiche unterthan waren. Nachdem die Türken Serbien unterjocht hatten, zogen diese Fürsten sich in die leicht zu vertheidigenden Gebirge Montenegros zurück, um hier den Kampf der Unabhängigkeit gegen türkische Obermacht durchzukämpfen. Der eine Sohn eines dieser Fürsten ging, als sein Bruder die Regierung übernahm, nach Konstantinopel, trat zum Islam über, und kehrte später mit einer Menge zugleich übergetretener Montenegriener in seine Heimath zurück, so den ersten Keim zu einem Zwiespalt im Volke legend, der später in den Freiheitskämpfen so bedenklich wurde. Im ersten Viertel des 16ten Jahrhunderts übergab der letzte Fürst von Montenegro die Regierung dem damaligen Metropolit von Cetinje, und von jenem Momente bis auf unsere Tage währt die Theokratie im Lande.

Die Anfälle der Türken dauerten unaufhörlich fort, und die türkischen Montenegriener wurden immer zahlreicher. Der Pascha von Scutari drang einmal alles verwüstend und verbrennend bis Cetinje in die Mitte des Landes vor, das Volk wurde gebeugt, die Christen mußten Haradsch (Kopfststeuer) zahlen. Da beredete der Metropolit Daniel seine Landsleute, alle türkischen Montenegriener, die nicht zum Christenthume zurückkehren wollten, unzubringen. So geschah es; an einem Weihnachtabend wurden bis auf wenige Familien alle, die sich nicht durch die Flucht retten konnten, niedergemetzelt. Dieser Vorgang mag in die ersten 5 Jahre des vorigen Jahrhunderts fallen, 1706 eröffneten die Türken einen kleinen Krieg, der mit kurzen Unterbrechungen bis auf den heutigen Tag fort dauert. Die Geschichte von Montenegro ist nichts als eine Reihe mehr oder minder blutig zurückgeschlagener Einfälle. Nur einmal 1714 wurde das ganze Land, so weit es zugänglich war, von einem Heere von 140000 Mann überschwemmt, doch wieder geräumt, und die Einwohner, die sich in den Gebirgen verkrochen hatten, erwehrt sich aller spätern Angriffe, und noch heute leben sie, die Flinte im Arm, jederzeit eines türkischen Ueberfalls gewärtig.

Die Zahl der Bevölkerung des heutigen Montenegro wird auf 100000 Seelen und 15000 weaffenfähige Männer geschätzt. Die höchste Person unter den Montenegrienern ist der Metropolit oder Bischof, in ihrer Sprache Bladika genannt. Sein gewöhnlicher Titel ist Bladika von Montenegro und der Gebirge; oft wird nach Bladika das Wort „und Regent“ (uprawitelj) hinzugefügt. Das Volk redet ihn Sveti Vladiko (heiliger Bischof) an. Im Gespräche mit anderen bezeichnet es ihn nur mit dem Worte Gospodar (Herr). Der jezige Bladika residirt wie seine Vorfahren in Cetinje, wo auch immer die National-Versammlungen gehalten werden. Das Land zerfällt in vier Bezirke (Nahie), die Nahie theilt sich wieder in Stämme (plemena). Außer dem Oberregenten hat jede Nahie einen Serdar, jeder Stamm einen Vojevoda, Anes und Barjaktar (Fahnenträger)

welche Würden alle in gewissen Familien erblich sind. Auch die Vornehmsten jedes Stammes genießen einigen Ansehens und heißen Glavari (Hauptlinge). Alle diese schönen Würden sind indessen leere Titel, welche weder Macht noch Einkommen geben, gleichsam persönliche Dekorationen. Der ärmste Montenegriener kann zum Bladika sagen: ich bin weder niedriger, noch schlechterer Abkunft als du. Keinerlei Befehl des Bladika kann irgend einen Montenegriener in seiner freiesten Willkür hemmen, selbst den Mörder kann er nicht fangen und einsperren lassen, sondern er kann es höchstens aus Gründen der Religion anrathen, und mit ihren Strafen drohen. Bei öffentlichen Versammlungen ist eine Stimme so wichtig, als die andere, der ärmste kann sein Votum verweigern, oder sich vom allgemeinen Beschlusse für nicht gebunden achten. Hier herrscht die vollkommenste Gleichheit, freilich in einer sehr abstoßenden Form. Eine Angelegenheit gibts, in welche alle Montenegriener beifällig einstimmen, ein Kriegszug gegen die Türken. Bei dieser Kriegsluft, bei ihrer Tapferkeit, Unerforschlichkeit und Geringschätzung des Lebens würden die Montenegriener den Türken höchst gefährlich seyn, wenn ihre Sitten nicht eine strenge Disciplin unmöglich machten.

Streitigkeiten werden gewöhnlich durch Schiedsrichter ausgeglichen, welche die streitenden Parteien nach Gutdünken wählen, und hiebei nur auf Redlichkeit und Fähigkeit sehen, wenn der Richter z. B. auch aus dem Stamme des Gegners seyn sollte. Und man muß gestehen, daß dieses Vertrauen nie getäuscht wurde.

Auch in Kleidung und Lebensweise sind die Oberhäupter von den übrigen Montenegrienern nicht zu unterscheiden. Ihre einzigen Vorrechte sind, daß sie bei Tafeln den Vorrath führen, und zuerst trinken, bei den Versammlungen die Leitung führen, aber auch im Kriege an der Spitze stehen, und durch Muth und Gewandtheit sich hervorzuthun haben.

Die Montenegriener sind wenig geneigt, Abgaben zu zahlen. Als der jezige Bladika versuchte, eine Abgabe zu 2 fl. C. M. von jedem Hause zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben einzuführen, über die Anwendung welcher Einnahme das Volk selbst die Aufsicht führen sollte, sagten die Leute: »Wenn wir Abgaben geben wollen, so geben wir sie den Türken, dann brauchen wir uns nicht mit ihnen zu schlagen.«

Da in Montenegro keine autorisirte Gewalt besteht, ist jeder auf sich selbst beschränkt, jeder schafft sich selbst Recht, und die Blutrache wird nach ihrem weitesten Umfange geübt. Nicht nur die nächsten Verwandten, auch ganze Dörfer, Stämme, Nahien halten es für die heiligste Pflicht, den Mord eines der Ihrigen zu rächen. Nicht immer trifft die Rache den Schuldigen, es genügt, wenn einer von seiner Familie oder seinem Stamme als Opfer fällt. Die Blutschuld muß getilgt werden (entweder durch Blut oder Geld), und wäre es erst nach hundert Jahren. Die Verwandten bewahren die blutige Kleidung des Erschlagenen auf, und feuern durch ihr Vorzeigen zur Rache an, besonders thun dies Mütter unmündiger Kinder, um sie, wenn sie erwachsen sind, ihnen vorzuzeigen. Der der Rache Verfallene wird von seinen Angehörigen wieder gerächt, und so fort; ganze Nahien und Stämme sind daher Jahre lang in Fehde, die so heftig wird, daß

Hunderte oft tagelang hartnäckig mit einander kämpfen, einander ihre Häuser und Felder abbrennen, ihr Vieh rauben, ihre Obstbäume niederhauen. Droht ein mächtiger Stamm einen schwächeren zu vernichten, so legen sich die Benachbarten ins Mittel und stiften Friede. Diese Kämpfe betreffen jedoch nur die Männer, Weiber können frei und unbehindert überall hingehen.

Wenn die Parteien der Fehde müde sind, so wird zur Ausöhnung geschritten. Von beiden Seiten werden Richter erwählt, die beiderseitigen Todten und Verwundeten, und der sonstige Schaden aufgezählt; die Partei, welche dabei im Nachtheile, muß von der andern durch Geld entschädigt werden. Der Kopf kostet gewöhnlich 132 Stück Dukaten, 4 Zwanziger und einen Para, der Para wird entzwei geschnitten, und die Hälfte an den Friedensvertrag angebunden. Eine abgehauene Hand, ein Fuß, oder eine Wunde, die zum Krüppel macht, wird auf die Hälfte des Kopfes geschätzt. Andere Verletzungen sind nach Verhältniß wohlfeiler. Was nicht bewiesen werden kann, muß durch einen Eid erhärtet werden; die Gegenpartei hat zu bestimmen, nicht nur wie viele Leute, sondern auch welche schwören müssen. Sind die Bedingungen ins Reine gebracht, so führt ein der Sache fremder Richter immer einen von dieser Partei mit einer der andern zusammen, um sich zu küssen. Während dessen nimmt der Richter die Pistole oder den Handschar aus dem Gürtel eines Jeden, legt sie auf einen Haufen, und bewahrt sie so lange, bis die Gerichtskosten, die gleichfalls schon früher bedungen wurden, bezahlt werden. Schließlich bekommen die Parteien den Ausöhnungsvertrag mit dem angebundenen halben Para, gewöhnlich durch des Bladiken eigene Unterschrift bekräftigt.

Schwieriger als zwischen ganzen Stämmen kommt die Ausöhnung zwischen einzelnen Familien zu Stande. In diesem Falle kniet der Mörder, mit der Mordwaffe um den Hals, vor den Beleidigten nieder, und bittet ihn um Gottes und des heiligen Johannes Willen um Verzeihung, der Beleidigte hebt ihn auf, nimmt ihm die Mordwaffe ab, und küßt ihn. Nicht selten werden so aus erbitterten Feinden die herzlichsten Freunde. Es ist ein alter Gebrauch, daß zur Befestigung der Freundschaft der Mörder den Beleidigten zum Kaufpathen wählt.

Bei diesem faustrechtlichen Zustande ist es nicht zu verwundern, wenn Niemand in Montenegro auch nur einen Schritt ohne Waffen macht. Selbst alle Handarbeiten z. B. Wasser- und Holztragen verrichtet der Montenegriener die Pistole und den Handschar im Gürtel, und die scharf geladene Flinte im Arme. Kinder im zehnten Jahre fangen schon an, Waffen zu tragen. Die Bevölkerung der Gemeinden wird nach der Anzahl Flinten berechnet.

So roh das ganze System der Blutrache nun auch ist, so wohlthätig ist es in gewissen Beziehungen in Montenegro, wo kein bindendes Gesetz die Willkür in Schranken hält, und nur die Furcht vor der unausweichlichen Rache von Gewaltthaten zurückhalten kann. Alle Versuche des vorigen und jezigen Bladika zur Abschaffung der Blutrache waren vergeblich, hauptsächlich, weil zugleich auch die Geldbuße abgeschafft werden sollte.

* Nach dem bei Cotta in Stuttgart erschienenen Werke: Montenegro und die Montenegriener, der ersten Nummer der zum Auslande gehörigen trefflichen »Reisen und Länderbeschreibungen.«

Wie erwähnt, leben die Montenegriner in immernährendem Kriegszustande mit den angränzenden Türken, welcher von beiden Seiten auf gleiche Weise geführt wird. Fünfzehn bis zwanzig junge Leute, der Ruhe überdrüssig, und nach Raub gelüstend, ziehen aus, Jemanden von den Feinden zu tödten, zu rauben, und zu stehlen. Bisweilen überfallen sie zu Hunderten ganze Dörfer, oder die Heerden im Felde. Immer seht sich der angegriffene Theil, und wäre es nur ein Einziger, zur Wehre. Auf den ersten Flintenschuß und Hilferuf eilen die Nachbarn herbei, und so erspinnen oft sich hartnäckige Gefechte. Manchmal werden sie zurückgeschlagen, manchmal machen sie Beute, gewöhnlich Viehheerden, welche ein Theil eiligst nach Hause treibt, während die übrigen die Nachhut bilden, und den Rückzug decken. Gelingt es nicht, die Beute in Sicherheit zu bringen, so wird sie wenigstens zu Grunde gerichtet, das Vieh erschossen oder zusammengeschnitten. Gefangene werden selten, und nur des Lösegeldes wegen gemacht. Gewöhnlich werden den Feinden die Köpfe abgeschritten, welche als rühmlichste Trophäe die Türken auf Pfähle an den Festungsmauern aufstecken, die Montenegriner an den Häusern der Hauptlinge oder an nahestehenden Bäumen aufhängen. Diese Kriege und Raubzüge heißen eseta, und von ihnen sich abzuschließen, wäre die größte Schande für einen Montenegriner. Viele Gränzbewohner leben nur von Esetaführen.

Die Hauptbeschäftigung der Montenegriner ist jedoch die Viehzucht, ihr Reichthum besteht in Schaf- und Ziegenheerden; in wenigen Thälern nur wird Feld- und Gartenbau getrieben. Handwerke zu treiben wird für verächtlich gehalten, selbst das der dem Lande so nothwendigen Waffenschmiede. Es existirt kaum eine Spur von Handel; die einzige Ausfuhr sind Producte der Heerden. Alle Waaren werden beim Mangel aller Wege und Fuhrwerke auf dem menschlichen Rücken und namentlich auf dem weiblichen transportirt. Was das Haus bedarf, wird im Hause verfertigt. Bei dem rohen Kriegerleben des Montenegriners ist es nicht zu verwundern, wenn er in gänzlicher Unwissenheit lebt. Früher konnten kaum die Popen lesen, jetzt ist in Cetinje doch wenigstens eine Schule angelegt worden, in welcher die wenigen Kinder, die sie besuchen, lesen, schreiben und die Anfangsgründe des Rechnens und der Religion lernen. Kirchen gibt es genug in Montenegro, auch einige Klöster, deren meiste aber ohne Geistliche und Privat-eigenthum sind.

Der Montenegriner ist hoch und schlank gewachsen, stark und gesund. Gewöhnlich ernstes Gemüthes, ist er doch gegen Fremde zuvorkommend und höflich. Gastfreundschaft übt er im ausgedehntesten Sinne des Wortes. Was das Haus vermag, steht dem Gaste zu Gebote; wenn der Gast beim Scheiden durch einige Flinten- oder Pistolenschüsse seine Zufriedenheit zu erkennen gibt, ist der Wirth glücklich und voll Freude. Zwar liebt der Montenegriner geistige Getränke, aber Betrunkene sieht man selten. Die größten moralischen Gebrechen des Volkes sind Neid, Geldgierde und Bestechlichkeit.

Fast alle Montenegriner rauchen Tabak, den sie selbst pflanzen, aus großen hölzernen Köpfen mit langen dicken Röhren. Ein Schlag mit der Pfeife wird für eine so schwere Beleidigung gehalten, daß der Gescha-

gene ungeahndet den Schläger umbringen darf. Viele schnupfen auch, und tragen den Tabak statt in Dosen in einer Art von ledernen Brieftaschen. Bettler sind in Montenegro eine große Seltenheit. Schulden sind schwer einzutreiben, daher leiht Niemand ohne ein Pfand und gebraucht dieses einstweilen ganz wie sein Eigenthum.

Die Montenegriner leben in patriarchalischer Weise beisammen, manchmal zu 20 bis 30 Menschen in einem Hause. Diese Häuser haben ein Oberhaupt, nicht immer den an Jahren ältesten, sondern den Verständigsten und Erfahrensten, welchem alle Hausgenossen Folge leisten. Die Nahrung besteht in Käse, Milch und Fleisch, zur Fastenzeit in Hülsenfrüchten, Knoblauch, Kartoffeln und Fischen, dazu Brot von Maismehl. Für Gäste und bei Festlichkeiten wird ein ganzer Hammel gebraten. Die Häuser der Montenegriner sind von Stein, zwar einfach aber fest gebaut; viele sind mit Schießlöchern versehen. Das Haus enthält nur einen großen Raum, der allen Bewohnern zum Aufenthalt dient. In einem Winkel oder in der Mitte brennt das Feuer. Nur Bornehmere haben in diesem Raume einige Abtheilungen. Die Fensterlöcher, wo welche sind, so wie die Thüren, stehen das ganze Jahr hindurch offen; ordentliche Zimmer mit Defen sind ganz außer Gebrauch.

Man sieht, die Bewohner von Montenegro leben noch in einer Art von Naturzustande. Die Reformen, welche der vorige Vladika begann und der jezige, ein schöner, gebildeter, selbst gelehrter junger Mann, mit Energie fortsetzt, z. B. die Einführung einer Gerichtsbehörde unter dem Namen Senat, einer bewaffneten Landwache, werden vielleicht dies Volk unserer europäischen Festsitzung näher bringen, wenn sie nicht an seiner Hartnäckigkeit scheitern. Bis jetzt sind sie alle jedoch nur rohe Anfänge und die einzige Umwandlung zu einem höhern Culturzustande scheint von den Schulen ausgehen zu können. So lange jedoch die politischen Verhältnisse Montenegro's nicht sicher gestellt sind, ist eine dauernde Verbesserung seiner geselligen Zustände nicht zu denken.

G. S. Brandler.

M i s c e l l e.

Nächtlicher Markt. Ich war, erzählt Lottin de Laval, in Salata-Girone * gerade an einem Tage, an welchem ein Wettrennen daselbst gehalten ward. Unzählige Menschen waren bei diesem Schauspiel versammelt. Als ich nach der Stadt zurückkehrte, war es schon pechfinstere Nacht. Wie erstaunte ich aber, den Marktplatz ganz erleuchtet zu sehen. Haufen von Landleuten wogten unter großem Gelärm auf und nieder, wohl an hundert Maulesel kamen mit Epwaaren und verschiedenen Stoffen beladen, und bei Fackelscheine begann nun der Markt. So ist es Sitte in dieser Gegend. Gegen Mitternacht zogen sich Käufer und Verkäufer zurück, der Platz ward ganz leer und nur hie und da ließ sich noch ein Musikfreund hören, welcher der Donna seines Herzens eine Serenade brachte.

* In der sicilianischen Intendanz Catania.

Bunte Bilder aus Konstantinopel.

(Zusammengestellt aus: Pencilings by the way von N. P. Willis, Esq. — The City of the Sultan von Miss Pardoe — der Bibliothèque universelle, und aus: Türkische Sitten und Regierung in Nr. 161 u. ff. des Morgenblatts.)

Prachtvoll, glühend und großartig ist Konstantinopel, es hat gerechten Anspruch auf den stolzen Titel: „Königin der Städte“. Dort thront sie auf ihren sieben Hügeln, und in dem schönen blauen Auge des Bosporus sich spiegelnd, dieser herrlichen Meerenge, welche den gesperrten Hafen von Stambul mit der Mündung des Buxinus verbindet, welche zwei Welttheile mit goldenem Griffe vereint, — beherrscht sie die klassischen düstern Berge Asiens und die lachenden Küsten Europa's. — Kann die Phantasie ein herrlicheres Gemälde schaffen? Miss Pardoe.

Eine Bewillkommung in Konstantinopel.

Eine Reihe niedrig gebauter, mit Gittern umfriedigter Kaffeehäuser und schattenreiche Platanen zur Rechten; ein weites Bierdeck, in dessen Mitte eine großartige persische Fontaine, geräumig wie eine Kirche, mit Lapis Lazuli, Gold und endlosen türkischen Inschriften bedeckt, eine zwischen Cypressen versteckte Moskee zur Linken; dazu hunderte starrblickende, weithosige, bärtige aber wahrhaft schöne Männergestalten, zweimal so viel knurrende, gefräßige, halbverhungerte Hunde — das sind einige von den Gegenständen, welche der erste Anblick, der sich mir bot, als ich die Küste betrat, in meinem Gedächtnisse zurückließ.

Ich hatte gehört, daß die Hunde von Konstantinopel die Christen kennen und hassen. Sobald ich die Mitte des Platzes erreicht hatte, war es auch schon einer nichtswürdigen Kreatur von Hund, die an meinen Fersen herumschnuffelte, gelungen, ihren Kameraden von der Ankunft eines Fremden Aviso zu geben. In einem Nu stürzten sie von jedem Kothhaufen, aus jeder Höhle, aus jedem Winkel über mich her. Mir begann im Ernst bange zu werden, ich stand ganz still in einem Kreise von wenigstens hundert bellenden Bestien; als ein alter Türke, der unter dem schirmenden Vordach der Persischen Fontaine Scherbet verkaufte, recht artig mir zu Hilfe eilte. Ein oder zwei gut gezielte Steine und ein eigenthümlicher Schrei, den ich seit der Zeit schon oft, aber stets vergeblich, nachzumachen versuchte, verschendete bald die hungrigen Kreaturen. Zum Dank kaufte ich ein Glas von des alten Mannes Rosinenwasser und setzte meinen Weg fort. (Willis.)

Zärtliches Benehmen der Türken gegen Thiere.

Gegen alle vernunftlosen Geschöpfe beweisen sich die Türken nicht bloß als mitleidige, sondern wahrhaft als sehr dienstfertige Freunde, sie treiben diese Zärtlichkeit gegen die Thiere so weit, daß sie z. B. kein noch nicht entwöhntes Lamm schlachten wollen, aus dem Grunde, damit sie der Mutter unnöthige Leiden ersparen. Ein englischer Waidmann, der bei einer Gelegenheit noch vor dem Ausfahren aus dem Saik, sein Gewehr abgedrückt und eine über ihm fliegende Möwe herabgeschossen hatte, ward von seinen Ruderern mit solcher heftigen Vorwürfen überhäuft, als ob er einen Menschenmord begangen hätte.

Eine Art Unverletzlichkeit genießen die Wasservögel im Hafen von Konstantinopel, wo es von ihnen wimmelt. (von. des Univ. 4r Jahrg. 10. Heft.)

mel; der Laucher, der so wenig Furcht vor der Nähe der Menschen zeigt, daß man vom Saik aus ihn leicht mit dem Ruder erreichen und niederschlagen könnte; die Möwe, welche gruppenweise, gleich den Tauben auf den Dächern der Häuser, sich herumtreibt; eben so die Meer-schweine, von denen es im Hafen wimmelt und die Hunde, die in den Straßen einem Leben beschwerlich fallen. Sonst verbar und charakteristisch ist die Strafe, welcher sich jeder, der eines dieser Thiere getödtet, unterziehen muß. Der getödtete Hund wird beim Schweife aufgehängt, so zwar, daß seine Nasenspitze den Boden berührt und sein Mörder wird nun verhalten, ihn ganz mit Getreide oder Hirsekorn zu verschütten. Dieses wird dann von den betreffenden Behörden verwahrt und an die Armen vertheilt. Eine solche Ceremonie kostet den Verurtheilten gewöhnlich ungefähr 1000 Piafter.

(Miss Pardoe.)

Charakter der Bewohner.

Im Allgemeinen ist der Türke verständig, enthalten und nicht selten fanatisch. Im gewöhnlichen Leben kaltblütig und ohne Leidenschaft, zeigt er gereizt die Wuth eines Tigers und stets ist das Unrecht, wenn er ja Jemanden ein solches zufügt, mehr ein Ausbruch einer solchen leidenschaftlichen Aufregung, als ein Ergebnis kalt berechnender List. Von allen in der Hauptstadt wohnenden Nationen ist der Türke unstreitig der rechtsichste; ein Türke, dem du dich anvertraut hast, wird dich selten verrathen, er wird seinem Versprechen treu bleiben und alle krummen Wege vermeiden. Seine Resignation im Unglücke beruht auf seinen religiösen Ansichten, aber von seinem Fatalismus hat man häufig schiefe Begriffe. Der Türke glaubt nicht an eine blinde Nothwendigkeit, sondern an eine göttliche Vorherbestimmung. Diese Überzeugung gibt ihm einen dem Mohamedaner überhaupt eigenthümlichen Stolz; er hält sich für erleuchtet von einem himmlischen Lichte, dessen Andersgläubige entbehren müssen. Wenn er aber auch in seinem Fanatismus bisweilen ungerecht und grausam wird, so gestattet er dagegen dem Rajah gern die ruhige Ausübung seiner Religion, so lange ihm dieser den Tribut gehörig entrichtet. Zum Soldaten ist der Türke besonders geeignet; denn er ist nervig, zu allen körperlichen Übungen geschickt, zeigt sich im Kampfe tapfer, gegen Strapazen beinahe unempfindlich und gehorsam gegen seine Obern.

Nebst dem Türken wohnen noch viele andere Moslems in Konstantinopel, welche aus den verschiedenen Provinzen dahin kommen, um sich daselbst durch ihre Betriebsamkeit Geld zu erwerben. Unter diesen sind zuerst die Kasen, aus denen sich die türkischen Lastträger rekrutiren. Sie sind hartnäckig, wild, nur schwer an Gehorsam zu gewöhnen und gehören einem Volke an, welches einen Küstenstrich des schwarzen Meeres am Kaukasus bewohnt. — Der gute Erwerb in der Hauptstadt lockt auch viele Kurden dahin, aber wenn dieses riesige, kräftige Volk auch den Ruf der Rechtschaffenheit hat, so ist es doch nicht viel gesitteter als die Kasen. Die Berbern aus Tripolis und Lunis, beide ein friedlicher Menschenschlag, werden allgemein für geschickte Kaufleute gehalten. Auch befinden sich, aber nicht in sehr

zahlreicher Menge, Araber in Konstantinopel. Diesen wirft man Betrug und Gaunerei vor, zwei Laster, denen die übrigen islamitischen Bewohner von Stambul gänzlich fremd sind. (Biblioth. univ.)

Sc l a v e n.

Bei dem Worte »Sclavens« denke man ja nicht an eine Sclaverei, der ähnlich, welche in den amerikanischen Colonieen besteht; denn der Türke hält den Stand eines Sclaven nicht im mindesten für schimpflich, er ist seiner Ansicht nach nichts anderes, als die unterste Stufe der gesellschaftlichen Leiter, von welcher man gar leicht aufwärts steigen kann, wie das die Erfahrung so oft gezeigt hat.

Der Moslem läßt seinen Sclaven in den Vorschriften des Alkorans unterrichten; stirbt der Sclave, ehe er noch zum Islam bekehrt worden ist, so wird er in einen Teppich eingehüllt, auf ein Brett gelegt und an der ersten besten Stelle begraben. Kein in Konstantinopel wohnender Christ darf Sclaven kaufen oder halten; bloß ausnahmsweise gestattet man den Franken bisweilen leibeigene Neger. (Biblioth. univ.)

Lebensweise und Unterhaltungen der Männer.

In Konstantinopel verläßt man vor Sonnenaufgang sein Lager und mit dem Anbruch der Morgenröthe begibt sich Jeder still an sein Tagewerk. Eine Tasse Kaffee oder gewürzten Saleps und ein Stück schlecht gebackenen Kuchen — das ist der ganze Frühmahl des Bürgers von Stambul. Kurz vor Mittag wird die erste Mahlzeit gehalten, die sehr frugal ist und wobei überdies das wenige schnell gegessen und Brunnenwasser dazu getrunken wird. Ist dies mäßige Mahl beendet, so geht der Türke in die Moskee oder verrichtet sein Gebet zu Hause.

In der Zeit, die der Moslem Ikindi nennt, d. i. um die Mitte des Nachmittags, findet das Gebet vor Sonnenuntergang Statt. Dann sind die Geschäfte des Tages vorüber, die Bureaus und Tribunale, die Bazars und Werkstätten werden geschlossen und jeder zieht sich in seine Wohnung zurück. An schönen Sommerabenden wimmelt es auf dem Bosporus und im Hafen von Schiffen aller Art, zahllose Menschenhaufen wogen auf dem herrlichen Wasserspiegel, die vielen pittoresken Trachten, der seltene aber helle Ton christlicher Abendglocken, der arabische Gesang der Muezzins von den Minarets, die silberhellen Fluthen des Bosporus, der letzte Strahl der scheidenden Sonne, in dem noch einmal der Gipfel des Olympus erglüht, die majestätischen Dompuppeln und das magische Grün der Cypressenwälder — dies Alles bildet ein harmonisches Ganze, dem man schwerlich etwas Aehnliches zur Seite stellen kann. Hier raucht der Türke, in seinem Caik ausgestreckt, seine lange Pfeife, indes die Bedürfnisse seines Haushalts, die er nach Hause führt, neben ihm liegen, es sind Fische, Fleisch, Joghurt (saure Milch) u. s. f. Die Hauptmahlzeit ist das Abendessen, doch ist auch dieses frugal. Thut der Türke noch irgend etwas nach dem Abendessen, so besucht er ein Kaffeehaus, trinkt dort für einen Para eine Tasse Kaffee, raucht seine Pfeife und bespricht mit sehr ernster Miene Gegenstände jeglicher Art. Die der türkischen Sprache eigenthümliche Har-

monie und Kraft gibt diesen Gesprächen einen besondern Reiz. Außerdem spielt man in den Kaffeehäusern Triakt und Schach, nie aber Karten; so wie man auch keine geistigen Getränke daselbst trinkt; gewürzter Salep und gefrorener Scherbet sind die Erfrischungen, welche hier zu erhalten sind. Die Gäste sitzen auf Estraden, welche sich längs der Wände befinden und mit Teppichen überdeckt sind, oder auf sogenannten Iskemle, d. i. sehr niedrigen Stühlen ohne Lehne, von denen einige am Eingange des Kaffeehauses stehen. Ueber diesem Eingang wölbt sich eine große Laube.

Außer diesen Abendbesuchern gibt es noch einige, welche den ganzen Tag im Kaffeehause zubringen, dies sind aber nur Müßiggänger.

Die Unterhaltungen des Türken sind weder mannigfaltig noch lärmend. Sein vorzügliches Vergnügen scheint darin zu bestehen, unbeweglich zu sitzen und seine lange Pfeife zu rauchen. Man glaube aber nicht, daß er gedankelos da sitze, die Denkfraft ist beim Türken fortwährend in Thätigkeit und bei den Rauchwolken des Tschibuck reißt mancher großartige Entschluß. Für die Thätigkeit ihrer Geisteskräfte spricht schon die bemerkenswerthe Thatsache, daß Türken, die aus dem Dunkel plötzlich zu hohen Aemtern berufen werden, beinahe immer sich ihrem Amte gewachsen zeigten.

Das Reisen gehört nicht zu ihren Ergötzlichkeiten, nie besuchen sie ein europäisches Land, außer wenn sie zu einer Gesandtschaft gehören. Auch die türkischen Kaufleute von Stambul verlassen nur selten die Hauptstadt und dann geht ihre Reise meist nur nach den Küsten des schwarzen Meeres. (Biblioth. univ.)

Eine türkische Mahlzeit.

Das Zimmer bildete ein vollkommenes Bierock. Die ganze Einrichtung bestand darin, daß in der Mitte des Raumes ein Teppich ausgebreitet war, auf welchem ein hölzernes Gestell, etwa 2 Fuß hoch, stand und einen ungeheuren, runden, flachen Präsentirteller trug, dessen Rand sich nur ein wenig erhob. In der Mitte dieses Präsentirtellers stand ein geräumiges, weißes Becken mit einer Art kalter Brodsuppe gefüllt, rings um dieses waren im Kreise kleine Porzellaninschalen gereiht, gefüllt mit geschnittenen Käsen, Sardellen, Caviar und Confecten aller Art, zwischen diesen lagen hier und da Löffel von Buchsbaumholz und Becher mit blaßrothem und weißem Scherbet, dessen Rosenduft das ganze Zimmer durchdrang. Die äußere Reihe des Präsentirtellers war mit Stücken entzweigebrochener ungesäuerten Brotes und mit Schnitten von Kamazankuchen bedeckt. Letztere sind ein trocknes, zähes, ungesundes Gebäck, das mit Eiweiß bestrichen und über und über mit Anis bestreut ist.

Das wichtige Geschäft des Mittagmahl begann, sobald wir uns alle auf unsere Kissen niedergelassen, d. h. uns rings um den großen Präsentirteller auf unsere Fersen niedergehockt hatten. Auf seinem Schooße hatte ein Jeder eine linnene, etwa zwei Ellen lange, reich gefranzte Serviette; das Zimmer war buchstäblich mit Sclaven angefüllt, es waren Schwarze, Weiße und Graue in einem Alter von 9—50 Jahren.

In Reis eingemachter Fisch folgte auf die so eben beschriebenen kleinen Gerichte. Ich hatte von dem Inhalte eines jeden Schüsselchens etwas wenigens genom-

Ein türkisches Bad.

Ich begab mich mit zwei Officieren nach einem Bade. Ein alter Türke kauerte beim Eingange auf seinen Schenkeln, das Auge nach der niedrigen Thüre zu seiner Seite gerichtet, ohne uns jedoch anzublicken. Wir stiegen eine oder zwei Stufen hinab in eine gewölbte Halle mit einer weiten kreisrunden Ottomane in der Mitte und einem äußerst breiten Divan rings herum. Zwei stämmige junge Muselmänner, deren Glieder bloß ein Turban und ein weiter Mantel verhüllte, leisteten uns beim Entkleiden Beistand und führten uns dann in ein steinernes Gemach, welches um ein paar Grade wärmer war, als die Halle. Hier wandelten wir einige Minuten herum und wurden, als wir zu schwitzen begannen, in ein anderes geführt, das mit so heißen Dämpfen erfüllt war, daß wir sie in den ersten paar Augenblicke kaum ertragen konnten. Dies Gemach war domartig gebaut mit 20 bis 30 schmalen Fenstern in der Höhe und einigen Bassins an den Seiten, in welchen heißes Wasser rieselte. In der Mitte erhob sich eine steinerne Plattform. Man gab uns durch Geberden zu verstehen, daß wir uns hier auf den Rücken niederlegen möchten. Stromweise rann schon der Schweiß von uns. Ich legte mich mit den andern nieder und ein Türke, ein schwarzhäutiger Bursche mit schlaumem Blick, zog einen Handschuh von rauhem amerikanischen Grastuch (einer Art Leinwand) an, legte eine Hand auf meine Brust, um mich so fest zu halten und begann mich mit aller Kraft zu reiben. Meine Haut schälte sich von diesem Reiben ab und ich dachte nicht anders, als daß er zu wiederholten Malen mein Fleisch aufgerieben haben müßte. Nur die Neugierde, die ganze gewöhnliche Operation eines türkischen Bades durchzumachen, hinderte mich, »schon genug!« zu schreien. Er fuhr fort, mich zu reiben, wälzte mich von einer Seite zur andern, bis der rauhe Handschuh ganz glatt über Rumpf und Glieder schlüpfte, dann reichte er mir ein Paar Holzpantoffeln und ließ mich aufstehen. Ich ging einige Minuten auf und ab und sah mit Erstaunen alle die Stückchen Haut, welche er mir abgerieben hatte.

Nach Ablauf einiger Minuten winkte mir mein Muselman, ihm in ein kleines Gemach zu folgen, wo er mich auf einen Stein neben ein Becken mit heißem Wasser setzte, eine dicke Seifenlauge bereitete, mich über und über mittelst einer Handvoll feinen Flachses einseifte, und dann abermals rieb. Endlich goß er aus einer kleinen hölzernen Schüssel heißes Wasser auf mich und hiemit war das Bad geendet.

Das nächste Zimmer, in welches ich jetzt kam und das mir beim Eintritt so heiß erschienen hatte, war nun ganz kalt. In diesem blieben wir so lange, bis wir ganz abgetrocknet waren und kehrten dann nach der Halle zurück, in welcher wir unsere Kleider zurückgelassen hatten und wo auf den Divans schon Betten für uns bereit waren. Wir wurden in warme Kleider eingehüllt und dann der Ruhe überlassen. Unbezwänglich war unsere Reizung zum Schlafe. Doch erhoben wir uns nach kurzer Zeit und gingen nach einem gegenüberliegenden Kaffeehause, wo eine Tasse starken Kaffees und der Dampf einer Hookah, den wir durch ein mit sprudelndem Wasser gefülltes Glas zogen, uns köstlich erfrischte.

Nie seitdem habe ich mich wieder so leicht gefühlt, (Miss Pardoe.)

men und dies war die einzige Antwort, welche ich auf den immerwährenden Zuruf der Hausfrau: »Eßt, Eßt, Ihr seyd uns willkommen!« zu geben im Stande war. Zugleich mit dem Fisch begannen die Löffel ihre Rolle zu spielen, sie alle wurden in eine und dieselbe Schüssel eingetaucht. Ich kann nicht umhin, zu bemerken, daß diese Sitte nicht so ekelerregend ist, als sie scheint, weil jeder Einzelne so viel Lakt hat, falls die Schüssel zum zweitenmal herumgehen sollte (was wegen der Geschwindigkeit, mit welcher die Gerichte gewechselt werden, sehr selten geschieht), sich mit einem Bissen zu begnügen. Fleisch und Geflügel wird mit den Fingern gegessen, jeder Einzelne fischt heraus oder reißt ab, was seinen Augen gefällt. Einige von den Anwesenden rissen ein Stück entzwei und reichten dann einen dieser Theile mir als einen Höflichkeitsbeweis, von welchem ich — im Vorbeigehen sei es gesagt — sie herzlich gern freigesprochen hätte. Neunzehn Gerichte, Fisch, Fleisch, Geflügel, Gebäcke und Sahne folgten auf die heterogenste Weise aufeinander, auf ein süßes Gericht folgte ein salziges, auf gedämpftes Fleisch ein Eierkäse; endlich schloß das Ganze mit einer Pyramide von Pillau. Ich hatte soviel Ausdauer, während dieser ganzen Schaustellung der Proben türkischer Kochkunst — nach welchen den, der die Sitten der türkischen Courtoise kennt, wohl schwerlich verlangen wird — bei der Tafel sitzen zu bleiben.

Sobald wir von der Tafel aufgestanden waren, trat ein Sklave auf uns zu, der ein Becken von zierlich gearbeitetem Metall uns darhielt, während ein Zweiter aus einer aus demselben Stoffe verfertigten Vase warmes Wasser auf unsere Hände goß und ein Dritter uns gestickte Handtücher von solcher Schönheit darreichte, daß ich mich derselben wirklich nur ungern zum Abtrocknen der Hände bediente. (Miss Pardoe.)

Türkische Betten.

Unsere Betten bestanden aus Madrazzen, von denen eine über der andern auf dem Fußboden lag, alle von der kostbarsten Gattung. Die Reinigen waren von gelbem goldbrokattem Atlas und die meiner Gefährtin von weichenfarbenem, reichgefranztem Sammet. Ein türkisches Bett ist in einem Augenblick fertig, die Madrazzen werden mit einem Bettuch von Seidenzeuge oder gestreiftem Musselin überdeckt, ein halbes Duzend Kopfkissen von verschiedener Form und Größe unter dem Kopf aufgehäuft, alle mit reich gesticktem Musselin überzogen, durch welchen der Atlas, welcher die Dunen enthält, durchscheint. Ein paar wattirte Bettdecken liegen zu den Füßen, sorglich gefaltet. Ein zweites Bettuch wird nicht für nöthig gehalten, weil die Bettdecken schon mit dem feinsten Weißlinnen überzogen sind. Die, mit welchen man uns versehen hatte, waren von blaßblauer Seide, mit rosenfarbenen Blumen durchwirkt.

Am untern Ende der türkischen Zimmer befinden sich ziemlich geräumige Kabinete, welche zur Aufnahme der Betten bestimmt sind. Raum haben die Sclaven erfahren, daß Ihr aufgestanden seyd, als auch schon ein halbes Duzend von ihnen in Euer Zimmer tritt, und binnen fünf Minuten jede Spur Eures Lagers verschwindet. Ihr aber eilt aus dem Bette ins Bad, aus welchem Ihr unmöglich in weniger als zwei Stunden fortzukommen vermöget. (Miss Pardoe.)

als damals, wo es mir schien, als wären mir Flügel an die Füße gewachsen. Unstreitig gewährt ein türkisches Bad eine außerordentliche Wollust; aber eben so unbezweifel ist es, daß keine andere Gewohnheit so entnervt wie diese. (Willis.)

Lebensweise der Frauen.

Mit dem Ende des Morgenbades sind bei einer türkischen Dame auch gewöhnlich die Geschäfte des Tages beendet. Alles, was ihr noch zu thun übrig bleibt, ist, bei dem Teppich eines Landour* zu sitzen, die Kügelchen eines parfümirten Rosenkranzes schnell durch die Finger gleiten zu lassen, den Kopfsputz und übrigen Schmuck in Ordnung und wieder in Unordnung zu bringen, oder ihren Yashmac (Schleier) und Feridjhe (Mantel) anzulegen, und von 2 oder 3 Sklaven begleitet, ihren Freundinnen Besuche abzustatten. Diese Besuche macht die türkische Dame entweder zu Fuße und zieht dann gelbe Stiefel an, die bis über die Waden reichen und über welche Pantoffeln von derselben Farbe angezogen werden; oder sie macht sie in einem Araba, d. i. in einer der landesüblichen, ganz bemalten, vergoldeten Kutschen, deren Decken gewöhnlich hochroth gefärbt sind. Hier sitzt sie eingeklemmt zwischen Kissen und macht einen größern Gebrauch von ihren Augen als mit Ausnahme einer türkischen Dame irgend ein Wesen auf der Welt selbst mit dem besten Willen machen könnte. Solch eine vollendete Kofetterie, wie sie die türkischen Frauen auf der Gasse bewahren, sah ich nie zuvor. Während sich die Araba träge vorwärts bewegt, wird das Feridjhe rückwärts geworfen, um sein weißes Seidensfutter und seine goldenen Troddeln zu entfalten, und sollte irgendwo auf dem Wege eine Gruppe schöner Männer stehen, so wird dieser Augenblick als eine Gelegenheit angesehen, den Yashmac zu ordnen. Die schwarzäugigen Damen Spaniens, so erfahren sie auch in solchen Künsten sind, machen nie größern Gebrauch von ihrem anmuthigen Schleier, als die Orientalinen von dem eifersüchtigen Yashmac. (Miss Pardoe.)

Kommt ein Franke in einen Kaufladen, um etwas zu kaufen, so erregt dies immer die große Neugierde der Frauen. Zeigt er auf ein gesticktes Tuch, auf einen schönen Shawl oder ein paar goldgestickte Schuhe, so treten die Türkinen selbst des höchsten Ranges gleich heran, lassen sorgfältig ihre Yashmacs oder Schleier nieder und betrachten die Waare, welche der Franke kaufen will. Es gibt schwerlich ein neugierigeres Geschlecht in der Welt, als diese türkischen Frauen. Sie untersuchen mit der größten Aufmerksamkeit das Gesicht des Fremden, seine Augen, seine Zähne, seine Haut. Zieht er einen Handschuh aus oder nimmt er seinen Geldbeutel aus der Tasche, so ergreifen sie gleich diese Gegenstände und betrachten sie genau, ohne ihn deshalb um Erlaubniß zu bitten. Gar oft fahren sie mit ihren niedlichen, an den Nägeln mit Henna gefärbten Fingern an dem Ärmel seines Rockes herunter und man sieht dann, wie sie über die Feinheit des Tuchs in Erstaunen gerathen. Hat er aber gar Ringe an den Fingern oder

Petschaste an seiner Uhr, so nehmen sie ohne Umstände seine Hand oder ziehen ihm die Uhr aus der Tasche, thun sie aber auch wieder hinein, ohne Arges dabei zu haben.

Einmal ging ich allein in der Gasse der gestickten Schnupftücher (denn jede Waare hat ihre eigene Gasse im großen Bazar) und da ich die schönsten sehen wollte, so wendete ich mich an einen von den vielen Juden, die da immer die Fremden umgeben und ihnen als Dolmetscher dienen wollen. Wir traten sogleich an einen Laden und in wenigen Augenblicken lagen vor mir die schönsten und kostbarsten Waaren dieser Art ausgebreitet, was man nur an Feinheit des Gewebes und Glanz der Arbeit Vorzügliches sehen kann. Wie ich noch im Aussehen eines solchen Tuches begriffen war, wobei mir die Wahl schwer wurde, kam eine sehr gut gekleidete türkische Dame, setzte sich schnell dicht neben mich auf die Bank und heftete ihre großen schwarzen Augen auf die meinigen. Ich trug einen kleinen Ring von Türkisen, der Lieblingsfarbe der Türkinen, dieser zog zuerst ihre Aufmerksamkeit auf sich; sie nahm ohne Umstände meine Hand, drehte und wendete sie zwischen ihren weichen, weißen, schöngeschnittenen Fingern, und ließ sie wieder los, ohne ein Wort zu sagen. Ich sah meinen Dolmetscher an, da ihm aber die Sache ganz gewöhnlich schien, so setzte ich meinen Einkauf fort. Gleich darauf zog mich meine Freundin mit den großen Augen so stark am Ärmel, daß ich mich gegen sie neigen mußte, da fuhr sie in schneller Bewegung mit dem Zeigefinger über meine Wangen und sah mich dabei aufmerksam an. Diese Familiarität schien mir doch zu stark und ich fragte meinen Juden, was sie wolle. »Da Ihre frische Gesichtsfarbe,« antwortete er mir, »hier zu Lande etwas Seltenes ist, so hat sie sich nur überzeugen wollen, ob Sie nicht geschminkt sind.« (Morgenblatt.)

Kleidung der türkischen Kinder.

Eines von den kleinen Kindern der Familie, bei der ich wohnte, war ein ruhiges, stilles, trauerherziges Mädchen, deren Lippen Rosenknospen nicht unähnlich sahen, in deren schwarzen, schläfrigen Augen sich aber schon die vorzeitige Mattigkeit und stumpfe Sorglosigkeit zeigte, die dem weiblichen Geschlechte dieses Landes so eigen ist. Die kleine Schöne war in ein Täschchen von Purpursamt gekleidet, das mit Hermelin gefüttert und mit Gold verbrämt war; ein Kashmir-Shawl umgürtete ihren Leib und in zahlreichen Falten fielen ihre weiten Beinkleider von grünem Zis über die kleinen nackten Füßchen, deren Spitzen, wenn sie das Sopha verließ, nur wenig von den gelben, neben ihr liegenden Pantoffeln verhüllt wurden. Ein zweites Mädchen, vielleicht um ein Jahr jünger, trug ein karmoisinfarbenes Merinos-Täschchen, das mit Zobel gefüttert war, ferner ein kleines smyrniotisches Fez, mit Perlen durchwirkt, blaue Höschen und ein Hemdchen von blaßem bernsteinfarbenen Seidenflor. Ueberhaupt kam es wohl nichts Ueberladeneres geben, als die Tracht eines kleinen türkischen Mädchens. Das lange Haar hängt in etwa zwanzig dünnen Flechten herab, deren Spitzen mit einer winzigen Bandschleife gebunden werden. Die schmalen Ärmel, vom Ellenbogen an offen, reichen bis unter die Hüften und sind mit zierlich gearbeiteten, seidnen Franzen besetzt;

aus den weiten Höschen gucken die runden, weißen grübchenvollen Füße und ein schweres faltenreiches Täschchen fällt von den elfenbeinernen Schultern und dem schneeweißen Nacken herab.

In der Tracht findet man keinen Unterschied zwischen einem Kinde von zwei und einer Frau von zwanzig Jahren, dieselben Juwelen, derselbe Kleiderschnitt, derselbe Stoff schmücken die Einen wie die Andern; blos in der absoluten Menge des Putzes ist eine Verschiedenheit bemerkbar. Mit den Diamanten werden, mit Ausnahme feierlicher Gelegenheiten, die Kinder verschwenderisch übersätet, nur in Hinsicht der Spitzen, Borden und Bänder sehen die Kleinen ihren Eltern nach, und zwar darum, weil auf ihren kleinen Personen nicht Raum genug ist, daß sie sich auch hierin mit den Erwachsenen messen könnten. (Miss Pardoe.)

Der große Bazar in Konstantinopel.

Der große Bazar zu Konstantinopel ist eine Art kleiner, bedeckter Stadt. Man kann da einen ganzen Tag, ja mehrere Tage herumgehen, tausend Wege, Umwege und Biegungen machen, aus einer Straße in die andere wandern, hinauf und hinab steigen, ohne sich je zurecht zu finden und zu wissen, auf welcher Stelle des Bazars man steht. Auf gut Glück und ohne bestimmten Zweck in diesem Bazar herumzuschlendern, ist ein großes, immer neues Vergnügen. An schnelles Gehen darf man da nicht denken; denn in den engen Gäßchen und Gängen liegt und steht Alles untereinander. Bald stößt man auf einen Haufen türkischer Frauen, die leicht und grazios in ihren gelben Pantoffeln, mit halbverhülltem Gesicht angezogen kommen; bald tritt einem eine dicke Sklavin mit einem Kinde auf dem Arme entgegen; weiterhin ein vollständig bewaffneter Kervas, der vor einem kaiserlichen Würdenträger herschreitet und Platz für ihn macht.

Mitten unter diesen wildfremden Leuten aller Art bleibt einem nichts übrig, als die Ellenbogen dicht an den Leib zu legen und sich hin und her schieben zu lassen.

In der Mitte des Bazars liegt der Theil mit Namen Bezestein, zu dem man auf vier verschiedenen Seiten durch massive Thore hinabsteigt, die nur von sieben Uhr Morgens bis um Mittag offen bleiben. Hier ist das Herz von Konstantinopel, die Seele und feste Burg des Islamismus. Nur Waffen und Waaren von großem Werth liegen hier zum Verkauf aus. Das Dach tritt hier noch mehr hervor und läßt weniger Licht ein als in den andern Theilen des Bazars; dies hat jedoch für die Käufer keinen Nachtheil; denn alle Kaufleute in diesen halbdunkeln Läden stehen wegen ihrer Rechtflichkeit und Gewissenhaftigkeit in besonderem Kredit. Ueberall sieht man Damascener hangen, die Griffe kostbar und geschmackvoll mit Edelsteinen besetzt, mit gleich reichen, bisweilen goldenen Scheiden, glänzende Dolche, Flinten, die kunstvoll mit Gold oder Silber eingelegt sind. In dieser langen und düstern Galerie ist noch die alte Zeit heimisch; imposante weiße Bärte und schneeweiße Turbane, deren Eigner sich Mahmuds Reformen nicht haben unterwerfen wollen und an denen noch das ganze Kostüm des Orients zu sehen, man darf wohl sagen, zu bewundern ist. Hier sind noch die großen Spiemesser, die auch schlafend ihre Pfeife rauchen und die um keinen Preis einen Tropfen Wein tranken, würde er ihnen

auch von der reizendsten Huri des Paradieses kredenz; hier sitzen unbeweglich die alten Fatalisten, die sich nicht rühren würden, wenn auch ein Tiger auf sie zukäme und die von dem Wunder von Mahomed's Sarg so gewiß überzeugt sind, wie von der Länge ihrer Pfeifen. (Morgenblatt.)

Kaufleute in Konstantinopel.

Die Läden sind nur sechs Fuß breit und drei bis vier tief. Der Kaufmann sitzt mit gekreuzten Beinen auf dem Comptoir, und ohne diese für ihn sehr bequeme Stellung einen Augenblick zu verlassen, holt er alle seine Waaren und zeigt das Verlangte vor. Dieses Comptoir ist eine breite Bank, zwei Fuß von der Erde, die sich die ganze Straße entlang an der Vorderseite der Kaufläden hinzieht. Diese sind nur durch dünne Bretterwände von einander getrennt, da bei einem so durchaus rechtlichen Volke, wie die Türken, an Mißtrauen gegen die Nachbarn nicht zu denken ist. Der Käufer setzt sich auch auf dieses Comptoir, um nicht von der Menge herumgestoßen zu werden, und der Kaufmann legt seine Waaren nach einander auf dem Knie aus, ohne dabei ein Wort mehr zu sagen, als den Preis, bei dem es gewöhnlich sein Verbleiben hat. Fügt der Kaufmann noch die Worte buono oder kalo hinzu, die einzigen, die ein wahrer Türke von den Sprachen des Occidents weiß, so gilt er schon bei seinen Nachbarn für ein Wunder. Während man die Waaren ansieht, entschlüpft der Kaufmann wohl durch eine enge Oeffnung in den nischenartigen Verschlag, der ihm zum Schlafzimmer dient. Hier macht er seine religiösen Abwaschungen und kommt dann wieder in seinen Laden, breitet in der Richtung nach Mekka seinen Teppich aus, kniet nieder und murmelt seine Gebete, ohne sich dabei um den Käufer oder die Vorübergehenden zu bekümmern. Kein Geschäft, kein Gewinnst würde ihn verhindern, seiner religiösen Pflicht nachzukommen.

Ich wollte ein Stück Seidenzeug aus Brussa kaufen, um mir zum Andenken einen Schlafrock daraus machen zu lassen, darum fuhrte mich ein Freund in einen ziemlich entfernt vom Bazar liegenden Khan. Wir traten durch eine enge Thüre, hinter der ein Vorhang vorgezogen war, in ein großes Zimmer, bis zur Decke mit Seidenzeug angefüllt. Jedes Stück war in das feine, seidenartige Papier eingewickelt, wie es nur im Orient verfertigt wird. Bevor es zum Geschäft kam, mußten wir warten, bis der Kaffee herumgegeben war, denn vorher wollte der Armenier seine Waaren nicht zeigen. Dies ist eine Höflichkeit, der man sich bei diesen Leuten unterwerfen muß, was um so weniger unangenehm ist, da in der Türkei trefflicher Kaffee getrunken wird und man ihn nur in ganz kleinen Tassen servirt, die nicht viel größer sind, als ein Fingerhut. Hierauf setzte der Kaufmann seinen hohen Kalpak auf, und begann seine Schätze auszulegen. Nie habe ich so viel und so verschiedene Seidenstoffe beisammen gesehen; der Fußboden glich bald einem Regenbogen und die Augen konnten den Glanz kaum ertragen. Da waren Goldstoffe, wie sie wenige europäische Königinnen haben; andere aus feiner Gaze mit Silberblumen gestickt; auf den breiten Rändern bewunderte ich die mannigfaltig-

* Ein mit reichen Teppichen behangenes Tischgestelle, unter dem ein Kohlenbecken befindlich ist und um welches man sich herumsetzt, wie in Frankreich um den Kamin.

sten Pflanzenformen und Arabesken. Endlich entschied ich mich für ein sehr einfaches blaues, mit Silber durchwirktes Seidenzeug. Nicht ohne Bangen fragte ich nach dem Preis, glaubte aber nicht recht gehört zu haben, als ich die geringe Summe hörte. Nur 15 Franken kostete mich mein seidener, eines Kaisers würdiger Schlafrock; ähnliches Zeug hätte ich in Lyon nicht unter hundert bekommen. (Morgenblatt.)

Confitüren in Konstantinopel.

Von dem Seidenkaufmann traten wir in die Straße der Zuckerbäcker. Bekanntlich ist der Orient auch berühmt durch seine trefflichen, feinen Bonbons und Confitüren. Welch herrliche Gescees! und der Sandisucker durchsichtig wie Edelstein und in allen Farben und Abstufungen, zu beiden Seiten der Straße zu ungeheuren Säulen aufgebaut! Es ist, als wäre hier das Land von tausend und einer Nacht. Ich kaufte vom theuersten Bonbon, das im Türkischen »Heil und Frieden für den Gaumenz« heißt, für ein kleines Geldstück, ungefähr zehn Centimen an Werth, und dafür gab mir der Kaufmann eine solche Menge, daß ich auch in den glücklichsten Zeiten meiner Jugend nicht den vierten Theil auf einmal hätte verzehren können; eine gleich gute und feine Waare in solcher Menge würde in Paris wenigstens acht Franken kosten. Man versichert, die türkischen Frauen nähren sich größtentheils von Bonbons und Confitüren; gewiß ist's, daß sie eine unglaubliche Menge davon verschlucken. Die Frauen des kaiserlichen Harems essen täglich zwei tausend fünf hundert Pfund Zuckerwerk, das von mehreren hundert Köchen bereitet wird. Dies ist wahrscheinlich der theuerste Artikel der Haremsküche, die außerdem nicht viel zu bedeuten haben soll. (Morgenblatt.)

Künste in Konstantinopel.

Bis auf die neueste Zeit war die Civilisation von Konstantinopel ein buntes Gemenge asiatischer und mittelalterlich byzantinischer Elemente; der Bedürfnisse waren nur wenige, aber der Luxus sehr roh. Auf sehr unbehilfliche Art ward eines Jeden Reichthum zur Schau gestellt, dabei auf eine anmuthige Mannigfaltigkeit gar keine Rücksicht genommen. Und bei alle dem gingen aus dem türkischen Volke viele in ihrer Art sehr geschickte und talentvolle Künstler hervor.

Stambul hat seine Blumenmaler, deren Arbeiten wahrhaft in Staunen versetzen, so zart ist die Zeichnung, so vollendet das Colorit. Ihre Skulpturen in Holz, ihre Arabesken und Marmorarbeiten verdienen alles Lob, und daß auch die Schiffbauer der Türken nicht so leicht zu übertreffen sind (?), beweisen ihre Saik's, die an Leichtigkeit, Haltbarkeit und Eleganz nichts zu wünschen übrig lassen.

Rühmlicher Erwähnung werth sind auch die Seiden-, Feinen- und Baumwollenzuge, die Goldstoffe und Sammete der Türken, und sie würden ohne Zweifel in jeder europäischen Kunst sich auszeichnen, wenn nicht ihre Religion und ihre Regierung ihnen Hemmnisse legten, erstere dadurch, daß sie sie im Studium des Des-sins beschränkt, letztere, indem sie allen Wettstreit ersüßt. Beispiele davon findet man leider in Menge. So hat ein Fremder in der Hauptstadt ein Stück Land angekauft, um dasselbe als Garten anzubauen, aber als-

bald reichte die konstantinopolitanische Gärtner-Zunung eine Bittschrift bei der Regierung ein, in welcher sie vorbrachte, daß, wenn man eine Concurrenz erlaube, ihr Lohn zu gering wäre, und ihre Bitte ward für gerecht befunden und die Anlegung des neuen Gartens unterblieb. Ein Kaufmann wollte Gold und Seidenstoffe, Fabrikate der Hauptstadt, ausführen; der Zollbeamte glaubte, daß durch die Ausfuhr die Preise der Stoffe im Lande selbst steigen müßten und verweigerte daher seine Einwilligung dazu. — Früher bestanden zwei Kottonfabriken in Konstantinopel, damit aber keine Concurrenz zwischen beiden entstände, ward beschlossen, daß jede in einem andern Genre arbeiten sollte.

(Biblioth. univ.)

Öffentliche Anstalten

Konstantinopel zählt eine Menge öffentlicher Schulen und daher kommt es, daß die Kinder fast aller Stände lesen und schreiben können. Bei einigen der kaiserlichen Moskeen befinden sich höhere Lehranstalten, in welchen Imams und Richter gebildet werden. Schon bevor Mahmud den Thron bestieg, hatte die Hauptstadt eine mathematische Schule und der jezige Sultan hat auch ein chirurgisches Kollegium errichtet, das unter der Leitung europäischer Wundärzte steht. Beide Institute machen gute Fortschritte. Ueberhaupt zeigen die Türken viel Lernbegierde, nur sollten ihnen ihre Studien nicht bloß für die Formen, sondern auch für den Geist europäischer Cultur größere Liebe beibringen.

Unter den öffentlichen Anstalten der Hauptstadt verdienen auch ihre Feuerwachen erwähnt zu werden. Auf drei Thürmen, von denen der erste in der Mitte der Stadt, der zweite im Serail und der dritte in Galata steht, befinden sich Feuerwachen. Kaum bricht irgendwo Feuer aus, als schon die benachbarten Hauptwachen Nachricht davon erhalten. Starke Patrouillen ziehen dann durch die Straßen, stoßen mit dicken, eisenbeschlagenen Stöcken auf den Boden, und schreien immerwährend »Feuer!«, wobei sie auch das Quartier nennen, in welchem die Feuersbrunst ausbrach. Wer etwas zu verlieren hat, eilt hin und rettet, was er retten kann.

Die leicht von Holz gebauten Häuser, überdies oft noch im Innern mit Delfarbe bemalt, gerathen schnell in Brand; weht nebstdem in solch' einem Unglücksmomente ein Wind, dann vermag nichts mehr die Wuth der Flammen zu hemmen und sie erlischt nicht eher, als bis sie auf ihrem Wege an irgend ein massives, steinernes Gebäude stößt. Ein gräßliches, erschütterndes Schauspiel ist es, zu sehen, wie die unglücklichen Bewohner ihr Hausgeräth auf den öffentlichen Plätzen übereinander werfen, wie Kinder und Frauen flüchten, wie man die Häuser einreißt, um den Alles verzehrenden Flammen eine Gränze zu setzen. Indes arbeiten unermüdlich die Spritzenpumpen, beobachtet der Zuschauer ängstlich den Kampf der beiden Elemente. Doch mag das Feuer noch so wüthen, es entsteht keine Verwirrung; denn die Resignation der Türken macht ihm das Unglück erträglich. Oft sah ich eine ganze Familie ruhig in der Nähe ihres niedergebrannten Hauses sitzen und sich mit dem Spruche trösten: »Allah hat es so gewollt!«

Gewöhnlich sind auch der Sultan, die Minister und die Großen des Reichs persönlich dabei, um zu

eifrigem Beistande zu ermahnen. Bei solchen Gelegenheiten wird der Sultan auf eine sonderbare Weise geweckt. Eine der Frauen, welche die Wache seiner innersten Gemächer zu besorgen haben, tritt mit einer großen brennenden Laterne aus rothem Tuche ins Zimmer, das Geräusch, welches sie vorsätzlich beim Oeffnen der Thüre macht, weckt den Sultan aus dem Schlafe, er läßt sich die einzelnen Umstände der Feuersbrunst erzählen, und reitet, wenn das Feuer heftig ist, selbst an Ort und Stelle.

(Biblioth. univ.)

Konstantinopel, mit einer Bevölkerung von 600000 Seelen, hat eine Polizei von hundert fünfzig Mann. Keine nächtlichen Schwärmer stören den Bürger in seiner Abendbetrachtung — kein Spielhaus speiet verzweifelte oder vor Freude wahnsinnige Haufen aus — kein Mörder macht die Nacht fürchterlich und verschreckt den Schlummer des auf seinen Kissen ruhenden Furchtsamen — kein ruinirter Speculant macht zugleich seinen Verlusten und seinem Leben ein Ende und vererbt an seine Hinterbliebenen ein zweifaches Elend — kein trunkenen Handwerker taumelt nach Hause, um seine üble Laune an seiner zitternden Hausfrau auszulassen; — die Kavassie — die Polizeimannschaft der Hauptstadt, sind eher des Gepräges, als der Nothwendigkeit wegen da.

Sobald es dunkelt, werden die Straßen still, außer wenn die Schritte eines Vorübergehenden, der, begleitet von einem Laterntragenden Diener, von einem Geschäfts- oder Spaziergange zurückkehrt, das Echo erwecken. Ohne eine Laterne kann hier Niemand Abends einen Schritt aus dem Hause machen; denn da die Straßen nicht beleuchtet und äußerst schlecht gepflastert sind: so wäre es nicht allein schwierig, sondern wirklich höchst gefährlich, sie in der Dunkelheit zu betreten. Wenn ja hie und da die lauten Stimmen einiger Sprechenden oder ein schallendes Gelächter die Stille der Nacht unterbrechen sollten, so ist es sicher die Stimme oder das Gelächter eines Europäers; denn selbst in der Freude wird der Türke nie laut; ein ruhiges, inneres Glücksen, das mehr gesehen als gehört wird, ist das stärkste Zeichen seiner Fröhlichkeit, und während der leicht erregbare Grieche bei jeder Gelegenheit vor Freude aufwiehert, sieht der Türke ruhig vor sich hin und bloß das Lächeln, das um seinen Mund spielt, und der Glanz seines Auges verrathen es, daß er sich von der Lust hat hinreißen lassen.

(Miss Pardoe.)

Türkische Begräbnißplätze.

Die Vorzüge der türkischen Begräbnißplätze vor jenen der Europäer sind nicht zu verkennen. Ihre Grabsteine sind pittoresker und mannichfacher, ihre Lage besser gewählt, und was der größte Vorzug ist, nichts stört die Asche der Verstorbenen. Dort findet man nicht den Gebrauch, der in England so herrscht, daß man auf der nämlichen Stelle immer wieder neue Todte begräbt. Im Orient sind die Gebeine der Dahingegangenen heilig.

Wenn eine Leiche der Erde übergeben ward, so pflanzt der Priester eine Cypresse zum Haupte und eine zu Füßen des Grabes, und daher die weit verbreiteten Haine, diese mit Zweigen wie mit Baldachinen überdachten Städte des Todes, welche einen so eigenthümlichen Zug in den türkischen Gegenden bilden. Und

sollte auch von je sechs Bäumen nur immer einer aufkommen, sie reichten hin, um einen dichten, feierlichen Hain zu bilden. Aber die Türken hegen in dieser Hinsicht einen eigenthümlichen Aberglauben. Sie glauben, daß wenn die auf den Gräbern stehenden Bäume ihre Wipfel, statt sie geradeaus gen Himmel zu heben, niederwärts beugen, gleich als wären sie gezwungen, wieder zurückzukehren zur Erde, aus der sie entsprossen — daß in diesem Falle die Seele, deren sterbliche Ueberreste das Laub beschattet, der Verdammniß entgehe.

Dort, wo jene Acacienbäume in voller Schönheit blühen oder ihre welkenden Blüthen auf ein Feld von Gräbern streuen — in derselben Reihe mit dem Kirchhofe der Europäer — dort ist die Begräbnißstätte der Armenier. Sie ist von Todten dicht bevölkert. Wandelt man unter den belaubten Aesten der dufenden Acacien und zwischen den Gräbern umher: so wird man von der Eigenthümlichkeit der Inschriften oft überrascht. Die edlen armenischen Charaktere sind tief in den Stein eingegraben; Namen und Datum werden, wie sich's gebührt, vorangesezt, was aber die armenischen Marmorplatten (denn andere Grabsteine findet man nicht bei diesem Volke) vorzugsweise auszeichnet, ist der den Armeniern eigenthümliche Gebrauch, daß sie stets die Embleme der Beschäftigung oder des Gewerbes, welches der Verstorbene betrieben, auf der Platte ausmeißeln.

Des Priesters Grab unterscheidet sich durch die Mitra, welche über seinem Namen emporsteigt, das des Juweliers durch ein Häuflein in Stein gehauenen Schmuckes, des Geldwechslers Grab erkennt man an einer Wage, des Blumenhändlers an einem Blumenstrauß; neben diesen bemerkt man weniger edle Abzeichen, so das Scheermesser des Barbiers, die Scheere des Schueiders und mehre andere dieser Gattung. Ist das Gewerbe von der Art, daß es beide Geschlechter betreiben können, so bezeichnet ein unmittelbar neben dem eigenthümlichen Abzeichen gemeißeltes Buch das Grab des Mannes.

Wer als Opfer eines gewaltsamen Todes gestorben, erhält auch sein besonderes Merkmal, und mehr als ein Grab in diesem seltsamen Kirchhofe zeigt Euch den kopflosen Rumpf eines Menschen, aus dessen abgeschnittenem Halse ein Blutstrom gleich einem Springbrunnen aufwärts springt, während das Haupt selbst auf den gefalteten Händen ruht.

Manche der ältern Grabdenkmale sind wahrhaft reich und geschmackvoll ausgearbeitet, die neuern aber sind meistens ganz einfach. Selten kann man diese Stätte betreten, ohne Gruppen von Menschen zu sehen, welche unter dem Schatten der Bäume auf den Gräbern sitzen und plaudern, nicht selten sogar auch hier rauchen. Der Tod hat keine Schrecken für die Morgenländer.

Die türkische Begräbnißstätte dehnt sich längs eines Hügelabhanges hin und steigt weit hinab in das Thal. Ihre dicht gepflanzten Cypressen gewähren einen un-durchdringlichen Schatten, aus welchem die hohen, geraden Grabsteine weiß und gräßlich hervorglänzen. Der Hain ist von Fußpfaden durchschnitten, hie und da läßt auch ein grüner Aushau den Sonnenschein durch, dessen Strahlen auf manches vergoldete Grab gleiten. Kommt man von hier plötzlich in das düstere Dunkel der schattensreicheren Stellen, so glaubt man einen Augenblick lang,

sich mitten unter die Ruinen einer zerstörten Stadt ver-
setzt. Die Steine, die Euch umgeben, erscheinen Euch
als die Myriaden Trümmer eines unendlichen Ganzen,
aber die Schwermuth, die hier herrscht, hat Euch ge-
täuscht, Ihr befindet Euch nur mitten in einer Stätte
des Todes. Diese gemeißelten Steinblöcke, die zu Euren
Füßen hingestreckt liegen, oder auf eine Seite sich nei-
gen, als wollten sie fallen und die Euch auf den ersten
Anblick zerbrochene Theile einer mächtigen Säule zu
seyn schienen; diese turbangekrönten Schäfte, welche
sich von allen Seiten erheben, und neben ihnen die ver-
goldeten mit Inschriften bedeckten Platten, sind die Denk-
mäler der Hingeshiedenen; die erstern sind aus sehr
alter Zeit, der Boden ist an ihrer Basis schon lose ge-
worden, sie haben ihre Haltung verloren; die übrigen
erzählen noch ihre eigene Geschichte. Der härtige Mos-
lem schläft neben seinem Weibe, der Turban sitzt oben
auf seinem Grabsteine, während auf dem seiner Gattin
ein ausgehauener Rosenzweig ihr Geschlecht, die In-
schrift aber Veider Jahre und Tugenden angibt. Wollt
Ihr noch mehr wissen? Merkt auf die Form und die
Falten des Turbans, und Ihr werdet den Rang und
den Stand der hier Ruhenden erfahren. Hier liegt ein
Mann des Gesetzes, dort die Uiberreste eines Pascha,
drüben schlummert ein Krieger und knapp an Euch ruht
die Asche eines Imam; hier und da, zerstreut auf der Be-
gräbnisstätte, werdet ihr einige Grabsteine sehen, von
denen erst jüngst — und zwar in so neuer Zeit, daß
man an den verstümmelten Steinen noch keine Spuren
von der Einwirkung des Wetters bemerkt — die Tur-
bane abgehauen wurden; sie bezeichnen die Gräber der
Janitscharen, denn nachdem sie selbst von der Erde ver-
nichtet worden waren, ward auch noch ihre Ruhestätte
auf Befehl des Sultans entheiligt. Er selbst war bei
dieser Arbeit gegenwärtig. Die verstümmelten Turbane,
halb vergraben in dem hohen Grase neben den Grä-
bern, sind unvergilbte Zeichen ihrer Ungnade, die sich
selbst bis auf ihre Gräber erstreckte. Nur der kann
die volle Ausdehnung dieser Schmach begreifen, der
da weiß, welche Verehrung den Stätten des Todes in
diesem Lande gezollt wird.

Diese terrassenförmigen Erhöhungen, die mit Bittern
umfriedigt sind, sind Familienbegräbnisse; jene kleine, mit
einem scharlachroth gemalten Fes gekrönte Säule erinnert
daran, daß hier die Uiberreste eines jungen Effendi ruhen.

An der Basis mancher dieser Schäfte steht ein aus-
gehöhlter Stein, der in der heißen Jahreszeit von from-
men Moslems fleißig mit Wasser gefüllt wird, damit
sich daran die Vögel und andere frei herumlaufende
Thiere laben.

Die Türken knüpfen manchen Aberglauben an ihre
Begräbnisplätze. So glauben sie, daß an dem Jahres-
tage der Bestattung aus den Gräbern Funken aufstei-
gen und zwischen den Zweigen der Cypressen verschwin-
den. Gewiß eine höchst poetische Idee. (Miss Pardoe.)

G. D. Little.

Die Frauen in der Maina.

(Aus der Relation du voyage de la commission scientifique de Morée.)

Die französische Regierung sandte mit ihrer Expe-
dition nach Morea einige Gelehrte ab, welche die Re-

sultate ihrer Forschungen jetzt dem Publikum vorlegen.
So eben wird der historische Theil des Werkes, die
eigentliche Reisebeschreibung, von Bory de Saint-Vincent
verfaßt, hestweise mit einem Atlas herrlich lithographirter
Landschaften herausgegeben. Aus dem lezt erschienenen
(Dritten) Hefte theilen wir folgende interessante Stelle mit:

»Mawrifo-Pulo (ein Mainottenhäuptling) geleitete
uns zu seinem Schloße, das viereckig auf dem Gipfel
eines zuckerhutförmigen Berges lag. Als wir mit Mühe
dort angekommen waren, stiegen wir von Leiter zu Leiter
in sein Gemach, wo er uns seine Frau vorstellte. Diese
trug ein Kleid von dunkelgrünem Sammet, mit goldenen
Borten besetzt, und mit Pelzwerk verbrämt, als wäre sie
eine Boyardin von Astrakhan. Sie mochte 32 Jahre
haben, und konnte noch immer für schön gelten; ihre
Tochter, ungefähr 16 Jahre alt, war reizend und hatte
besonders einen überraschend glänzenden Teint, der durch
eine dicke Garnitur von schwarzem Marder erhöht
wurde. Nur eine Griechin konnte diese Last in der
drückenden Hitze von 30 Graden ertragen. Das Haar
dieser Damen fiel in dicken Flechten, mit feuerrothen
Bändern durchflochten, bis zu ihren Knien hinab. Zwei
Dienerinnen, deren Anzug nicht der Pracht des Putes
entsprach, unter dessen Gewicht ihre Herrinnen mit
Würde einerschritten, brachten uns nach der patriar-
chalischen Weise des Orients das Waschwasser. Die
Tochter des Hauses überreichte uns mit bescheidenem
Anstande das Handtuch, und zog sich mit einer sehr
tiefen Verneigung, mit der ehrerbietigsten Kniebeugung
zurück. Ich war ganz verlegen, als das reizende Kind
meine Hand ergriff, und sie mit Demuth an ihre Stirn
drückte. Es ist dies die Art, wie junge, wohlherzogene
Griechinnen ihre Großeltern und überhaupt hochverehrte
Personen begrüßen, und ein Zeichen der tiefen Unter-
würfigkeit, zu welcher die griechischen Frauen erzogen
werden. Ich wurde davon so überrascht, ja ich möchte
sagen, verletzt, daß ich mich dieser erniedrigenden Ce-
remonie widersetzte. Ich selbst im Gegentheile verneigte
mich so ehrfurchtsvoll als möglich, erhob das liebliche
Mädchen vom Boden und wollte ihr schon achungsvoll
die Hand küssen, als ich in den Mienen aller Anwe-
senden las, welche Lächerlichkeit ich so eben begehe und
begehen wollte. Ich fand mich mit dem Ansehen eines
Mannes, der zu leben weiß, in die Umstände, und ließ
mir so viel demüthige Reverenzen, als man wollte,
machen, indem ich mit dem Ernste des stolzesten alten
Spartiaten darcinsah.

Indessen sind die Frauen doch der Gegenstand der
Achtung von Seite derselben Mainotten, gegen welche
sie sich so unterwürfig zeigen müssen. Obgleich in einer
Art von anscheinender Knechtschaft lebend, haben sie
nichtsdestoweniger ihren Antheil an der Herrschaft. Kein
Mann wird je der Rücksichten vergessen, die er ihnen
schuldet. Mit den Sorgen des Hauswesens beschäftigt,
die bei der ländlichen Klasse sich bis auf die rauhesten
Feldarbeiten erstreckt, sind sie doch sicher, daß Niemand
sich eine Vertraulichkeit gegen sie erlaubt, oder selbst in
Gegenwart der geringsten unter ihnen sich's bequem macht.
Oft begegnete ich Bergbewohnern Laconiens, welche mit
ihrer ganzen Habe, d. h. mit ihrem Kriegsbedarfe, ihrer
Familie und einigen Bündeln Kleidern und Hausgeräthe
wanderten. Der Mann schritt voraus, seine Waffen

tragend, und mit der einen Hand seine alte Mutter,
mit der andern seine jüngste Tochter führend und unter-
stützend; die Frau und die übrigen Kinder folgten und
trugen das Gepäck, so schwer es auch seyn mochte.
Diese Männer, die in keinem Falle ihrer Frau das
mindeste Stück ihrer schweren Last abnehmen würden,
hätten ihr Leben daran gesetzt, um in dem kühnsten
Streifzuge ihr kostbare Kleider, goldene Halsbänder,
Agraffen und Edelsteine zu gewinnen, mit welchen sie
sie so gern geschmückt sehen. Von jeder Beute wird der
erste und reichste Theil zum Geschenke für sie bei Seite
gelegt; sie beschützen sie unaufhörlich, und würden sich
bis zum Enkel an dem Verwegenen rächen, der ihr gering-
schäßig begegnete, der nur vor ihr auf engem Fußpfade
nicht bei Seite träte. Die Hausfrau nimmt bei dem
Familienmahle nicht Platz, weil sie stehend den Mann
bedienen muß; aber indem er aus ihrer Hand mit
einem fast lächerlichen Ausdrucke von Würde die aus-
gesuchtesten Stücke empfängt, sagt ihr sein freundlicher,
wohlwollender Blick, wie sehr er ihre Sorgfalt für seine
Lieblingsgerichte anerkenne. Die weichsten der Kissen
und Tapeten, auf denen man ruht, werden für sie hin-
gelegt. Während der Bürgerkriege, die so oft zwischen
Bezirk und Bezirk sich entzündeten, können die Frauen
überall ungefährdet umhergehen und selbst dem Kampf-
getümmel nahen. Und während die Frauen, wenn sie
beim Brunnen, bei der Mühle, oder an irgend einem an-
dern Orte sich zusammenfinden, den Streit ihrer Män-
ner in einem Zungengefächte fortsetzen: reihen die Män-
ner jedes böse Wort, das man ihrer Frau sagte, in die
Reihe der tiefsten Beleidigungen und rächen sie eifriger
und unverföhlicher, als eine persönliche Beschimpfung.
Der Mann, der die geringste Frau mißhandelt, oder
gar seine Frau öffentlich schlägt, würde für einen Feind
des Gemeinwohlens gehalten, und seinerseits wieder
mißhandelt oder geschlagen werden, nicht nur von sei-
nen Nachbarn, sondern überall, wohin sich der Ruf sei-
ner Rohheit verbreitete. Daß man eine untreue Gattin,
eine verführte Schwester oder Tochter mit einem Pistolens-
schusse tödtet, findet der Mainotte gerecht, nicht aber,
daß man sie erniedrigt, indem man sie öffentlich schlägt.

G. S. Brander.

Ein Begräbnis in Sicilien.

(Uebersetzt aus: Un an sur les chemins par Lottin de Laval.)

In Piazza * war ich Zeuge einer Feierlichkeit,
welche mir sehr fremdartig schien und einen großen Ein-
druck auf mich machte. Schon seit einigen Minuten
hallte von den Thürmen mehrerer Kirchen trauriges Glocken-
geläute, die Menge lief unter die Ahornallee, welche
das spanische Thor verbirgt, in Aller Physiognomien
zeigte sich Neugier; auch ich trat hinan und sah bald
einen langen Zug rothgekleideter Menschen heran kom-
men und Priester mit großen brennenden Kerzen und
Grabeshymnen singend vorangehen. Hinter ihnen gin-
gen vier schwarzgekleidete Männer, die auf ihren Schul-
tern eine mit rothem Damasttuche bedeckte Bahre tru-
gen, auf welcher der Leichnam eines Greises ruhte. Diese
unvermuthete Erscheinung flößte mir einige Furcht ein;

denn der Mund des Todten war schaurig verzerrt, sein
runzelvolles Antlitz sahl wie berauchtes Elfenbein, und
obgleich er, dem dortigen Gebrauche zufolge, mit seinen
prachtvollsten Kleidern angethan war, so war doch sein
Anblick sehr unangenehm.

Unter dem Gefolge ging ein Haufen von Ver-
wandten, Freunden und eine Menge, in maurische Trauer-
mäntel gehüllter, schluchzender Weiber. Ich fragte, ob
es vielleicht Klageweiber wären, ähnlich denen, welche
man im alten Rom bezahlte, aber die Befragten moch-
ten glauben, daß hinter dieser, von einem Fremden ge-
stellten Frage irgend eine böse Absicht stecke, einige ver-
ächtliche Blicke waren die Antwort und ich hielt es nicht
für rathsam, die Neugierde noch weiter zu treiben.

Ich weiß nicht, ob diese Sitte in ganz Sicilien
herrscht, habe jedoch auch in Syrakus die Bestattung
der Leiche einer jungen Frau gesehen, welche man, eben-
falls mit unbedecktem Antlitz, die Hände gefaltet und in
ihre festlichsten Gewänder gekleidet, nach der Nekropolis
trug. Man hätte sie für einen schlafenden Engel ge-
halten, so viel Ruhe und Anmuth lag in den leiden-
schaftslosen Zügen dieser schönen Frau. Auch war ich
einst des Nachts Zeuge eines ähnlichen, bei Fackelschein
gehaltenen Trauerzuges. Der Anblick der, auf der
Bahre ruhenden, langen weißen Gestalt, auf welche je-
den Augenblick der Schein der rothen Fackelflammen
fiel, bot ein eben so düsteres als feierliches Schauspiel! —
Den Grund davon, daß man in Sicilien die Leichname
ohne Sarg zur Erde bestattet, suche ich darin, daß Si-
cilien sehr wenige Waldungen besitzt, obgleich eine große
Menge Reisebeschreiber dieser Insel zahllose und uner-
messliche Forste zuschreiben. Aber diese Vorfertiger von
Reisebeschreibungen mögen Sicilien meist nur aus ihrem
Studierzimmer beschaut haben. G. L.

Eine Nacht und ein Abenteuer in dem großen Walde Guianas.

(Uebersetzt aus der Revue du XIX. Siècle.)

..... Der junge Reisende erinnerte seinen Wirth
an dessen Versprechen, ihn nach der verlassenen Pflanzung
von Billaud-Varennes führen zu lassen, und bestand
trotz aller Gegenvorstellungen, die man ihm über die
Schwierigkeiten, zu Lande dahin zu gelangen, machte,
darauf, diesen Weg nach seinem Ziele einzuschlagen.
Dabei gab er jedoch seinem Freunde, der ihn in der
Pflanzung von Billaud erwarten wollte, die Zusage, daß
er seinen Rückweg zu Wasser auf einer Pirogue neh-
men werde.

Demgemäß gab der Pflanzler seinem Freunde einen
Indianer zum Führer, Namens Simapo, der creolisch
sprach, trotz seiner fünfzig Jahre noch sehr rüstig, dabei
nicht ohne Kenntniße und besonders sehr aufgeweckt
war. Als bald kam er auch herbei, bewaffnet mit Pfeilen
und Bogen. Jene Pfeile, welche zum Schießen der
Vögel bestimmt waren, hatten statt der Spitze bloß einen
Knopf, damit nicht das Gefieder beschädigt werde; die,
welche er zum Schießen der Fische gebrauchte, waren
mit Widerhaken versehen.

Der Europäer machte sich in Jägertracht sogleich
mit Simapo auf den Weg. Letzterer eröffnete den Zug

* In der Intendantz Calata-Nisetta.
Pan. des Univ. 4r Jahrg. 10. Heft.

und zeigte den Weg an, ohne andere Hilfsmittel, als den bekannten indianischen Scharfsinn. Anfangs hatten sie auf ihrem Wege viele Schwierigkeiten zu überwinden; denn der Wald, durch den sie gingen, war noch selten betreten worden und voller Gestrüppe; kaum war aber eine Stunde vergangen, so konnten sie schon schneller vordringen, weil der Boden jetzt nur noch mit gerade gewachsenen, weit von einander stehenden Bäumen bedeckt war, zwischen welchen kein Gestrüpp wucherte.

Mehre Stunden lang marschirten die beiden Jäger, ohne daß irgend ein Vorfall die Einförmigkeit des großen Waldes unterbrochen hätte. Seit dem Antritte ihres Weges hatten sie im Walde nur hohe, geradstämmige Bäume gesehen, plötzlich wechselte nun die Scene und die beiden Reisenden befanden sich mitten in einem Walde von Palmbäumen, welche — was selten der Fall ist — sich hier in sehr zahlreicher Menge vorfanden. Von da kamen sie in eine Niederung, in welcher noch ein Rest Regenwasser stand. Des Indianers scharfer Blick ersah in diesem kleinen Behälter einen beinahe verfaulten Strohhalme; alsbald nahm er ihn heraus und zeigte ihn seinem Gefährten als ein Zeichen, daß hier Maronneges gewesen, welche sich dieser Röhren bedienen, um mittelst selber das Wasser zu schlürfen, ohne es trübe zu machen. Gegen fünf Uhr Abends erklärte Simapo, daß es nicht möglich sei, noch vor Einbruch der Nacht ans Ziel zu gelangen, und daß er daher entschlossen sei, Halt zu machen. Er begann eine zum Lager passende Stelle zu säubern, und bald war ein Ajoupa errichtet, dann machte er Feuer an, und rufte einen Trompetenvogel zum Nachtmal. Nachdem dies geendet, häufte er noch trockenes Holz auf, um bei Nacht das Feuer unterhalten zu können, und schlief dann ein, unterdeß sein Herr die Wache hielt.

Es war acht Uhr, der Mond ergoß die ganze Pracht seines magischen Lichtes über die große Waldung, aber durch die Dichte des Laubes geschwächt, drang seine Helle nur matt in das Innere des Waldes und verbreitete darin eine düstere Beleuchtung. Auf sein Gewehr gestützt, unbeweglich unter diesem weiten Obdach stehend, bewunderte der Jäger mit unnennbarem Entzücken dieses Schauspiel, das sich zum Erstenmale vor seinen Blicken entfaltete.

Die geraden, freistehenden Baumstämme, die sich in ungewisser Perspective verloren, erschienen ihm als eben so viele Säulen, die das unendliche Gewölbe eines unbegrenzten Domes tragen. Die von ferne, bald tiefer, bald heller herüberschallenden Stimmen der Brüllaffen, von dem Blöken des großen Waldfrosches wie von einem dumpfen Basse begleitet, und mit dem Heulen der Jaguare untermischt, bildeten einen Todtengesang, der die Illusion des Reisenden vervollständigte.

Von Zeit zu Zeit verstummte dieser Lärm, ein Ocean von Ruhe folgte, dann erhob sich plötzlich aus dem Schooße dieses unendlichen Schweigens, wie aus den tiefsten Tiefen des Meergrundes, das melancholische Pfeifen des Ziegenmellers. In seine Klagen stimmte das Gekreisch eines Weltalls von Insekten ein, ähnlich dem Sischen der Stahlklingen, wenn sie an einem, schnell sich drehenden Schleifsteine geschliffen werden. Die Waldtaube stieß ihre klagenden Seufzer nach einer einzigen, unabänderlichen Note aus, eintönig wie der Schall der

indischen Flöte — und eine neue große Pause trat ein. Plötzlich ertönten im selben Augenblicke alle diese Klänge und begannen wieder ihr trauriges Concert, welches in denselben abgemessenen Zeiträumen wieder verstummte.

Während dieser ruhigen Augenblicke ließ sich anderes Geräusch vernehmen, es war das Rauschen des Laubes beim Wehen der Nachtlust; es waren die Schreckensrufe derer, die als Opfer nächtlicher Räuber fielen; es war auch das Knistern der dünnen Blätter unter den verstohlenen Tritten der Jaguare. Bei diesem verrätherischen Geräusche durchspähte der Jäger die Tiefe des Waldes, liebte er seine Waffe, blickte er nach seinem guten, eingeschlafenen Führer und nach der Flamme, dieser Freundin auf Reisen in großen Waldungen, und fühlte sich beruhigt, denn er war nicht ohne Gefährten.

Gegen Mitternacht begann dieses ferne Murren schwächer zu werden; um ein Uhr Morgens zirpten nur noch die Grillen, endlich, wahrscheinlich gleich den andern Thieren vom Schlummer überwältigt, verstummten auch sie. In diesem Augenblicke verschwand das matte Licht des Mondes, tiefe Finsterniß umschloß das All, und im Schooße des Schweigens und des Dunkels zeigte der Wald, daß auch ihn das Leben verlassen.

Ein geheimnißvolles Krachen der Aeste, ein ersticktes Geräusch, als ob von den Wipfeln der Bäume gewichtige Gegenstände herabfielen, der langgezogene Wiederhall der letzten Seufzer, welche die Greise des Urwaldes in ihrem Falle ausstießen, ein dumpfes Aufsprudeln der Vegetation — dies waren die Accorde der erhabenen Harmonie, welche mit dem Vorwärtsschreiten des Morgens aus dem Busen der unendlichen Einsamkeit aufstiegen.

Nach einer leichten Ruhe machten sich gegen fünf Uhr Morgens die Jäger wieder auf den Weg. Ihr Lager war am Fuße einer Anhöhe gestanden, deren Abhang sie nun hinaufklettern mußten, um den Fußpfad, den sie Tags vorher gegangen waren, wieder einschlagen zu können.

Endlich verschwand auch der letzte Morgennebel, ungehindert drangen die Blicke des Jägers bis an die Grenzen des Horizontes. Vor ihm entfaltete sich ein majestätisches Waldpanorama, dessen großartige Einzelheiten ihn mit Bewunderung erfüllten.

Gegen Norden und Osten erstarrte sein Blick in einem Meere von Grün, das in weiter Ferne mit Bergen von blauschwarzem Grau wie mit einem Gürtel umkränzt war. Gegen Westen zogen sich die Rücken wellenförmiger Anhöhen, die gleich einer dunkeln Inselkette sich aus dem zartgrünen Teppich der Savanne erhoben, und auf kostliche Fernsichten den Durchblick ließen. Jenseits dieser lieblichen Grasfläche erhob sich eine Einfassung von Bäumen; deren Stämme, von der emporsteigenden Helle des werdenden Tages beleuchtet, weiß aus dem tiefen Dunkel ihres eigenen Laubes hervortraten. Diese Baumwand, ähnlich den antiken, wohlunterhaltenen Spalieren eines herrschaftlichen Parkes, zog sich in gerader Linie, und auf dieser ganzen Strecke eine gleichförmige Höhe beibehaltend, in den Hintergrund gegen die Berge zurück.

Erstaunt fragte der Europäer, ob denn dies alles zu irgend einer Wohnung gehöre? — Hier findet Ihr keine menschliche Wohnung, erwiderte ihm Simapo, hier gibt es nur Psühen, Rattern und Raimans!

Die Reisenden waren ungefähr zwei Stunden gegen Osten gegangen, als sie einen Aushau vor sich erblickten. Alsbald gelangten sie an einen Wall, der ein großes Viereck von ungefähr fünfzig Fuß Länge und dreißig Fuß Breite bildete und aus gefällten Bäumen bestand, welche an junge, in die Erde eingesenkte Stämme sich stützten. Hierüber war eine große Menge Gestrüch aufgeschichtet worden, um den Zugang besser vertheidigen zu können. Selbst das Auge vermochte nicht, diese Schutzwehr zu durchdringen. Der Fußpfad, auf welchem die Jäger angelangt waren, gränzte an eine der Ecken dieses Volkwerks; ein anderer Steig führte aus dem Winkel, welcher dieser Ecke in gerader Diagonallinie gegenüber stand. Aus diesen Zeichen und aus den Spuren von Feuer, die noch allenthalben sichtbar waren, hatte Simapo erkannt, daß die Maronneges diese Stätte bewohnt hatten, deren Boden jetzt vollkommen aufgeräumt war.

Der Stamm eines dieser gefällten Bäume ruhte mit seinem untern Ende auf dem Boden und erhob sich von da aus so, daß er eine schiefe Ebene bildete. Er ward in dieser Lage durch die Trümmer eines Baumes gestützt, den er im Fallen zerschmettert hatte, und dessen zerbrochene Aeste — theils gegen den Boden sich neigend, theils in die Luft nach allen Seiten hinaragend, ein unentwirrbares Pêle-mêle bildeten.

Der Aushau war zum Ruheplatz sehr bequem, weshalb sich auch die Reisenden hier lagerten, und zwar am Stumpf des beschriebenen Baumes. Sie holten ihre Vorräthe, die aus Zuckerbranntwein, Couac*, Käse und gesalzenem Fleische bestanden, hervor und begannen ihr Frühstück.

Zweimal, schnell auf einander, erhob sich der Indier und ließ seine Blicke rings herum schweifen. Dies gab dem Europäer Anlaß zu der Vermuthung, daß ihm der, dem Bewohner des Urwaldes eigene Instinkt die Nähe einer Gefahr verkünde. Er schien sehr aufmerksam.

Was gibt es, Simapo?

Nichts, Herr, gar nichts!

Indeß waren seine Augen immer auf der Lauer; er erhob sich von neuem, drehte sich langsam rings herum und hielt die weit geöffneten Rüstern hoch in die Luft.

Plötzlich brach eine Herde Sapajus** in das Laub der nah am Volkwerk stehenden Bäume ein, sie wiegten sich nicht sanft an ihrem Schweife hin und her, wie es sonst ihre Gewohnheit, sondern schlangen sich eilig von Ast zu Ast, als flöhen sie vor einer Gefahr.

Einen Augenblick darauf liefen andere kleine Thiere vorbei, ihr eiliger Lauf verrieth ihren Schrecken. Simapo machte seinem Herrn bemerklich, daß alle diese Flüchtlinge von derselben Seite herkämen, daß folglich in dieser Richtung die Ursache ihrer Furcht seyn müsse. »Es sind Tiger, vor denen sie fliehen!« sagte bald darauf der Indier, »ich fühle, ich höre sie!«

Es ist unnütz, erst zu bemerken, daß der Europäer nichts wahrte. Trohdem griff er nach seiner Waffe.

»Schießt nicht!« rief ihm Simapo zu, »sie sind sehr zahlreich; denn der Geruch ist stark.«

Deutlich schlug alsbald ein Geheul an ihr Ohr;

* Körner aus gedorrter Kassaie.

** Eine Art kleiner Affen.

es war das Heulen eines Jaguars. Die beiden Freunde erfaßten ihre Waidtaschen; aber schon verkündigte ein Lärm, der nur durch den schnellen Lauf einer Herde Thiere hervorgebracht worden seyn konnte, ihr Herannahen.

»Geschwind auf diesen Baum!« rief Simapo und schwang sich auf den schief liegenden Stamm, den wir oben beschrieben. Sein Gefährte wollte mit seinem Gewehre ihm folgen, mußte es aber zurücklassen, weil es ihn am Hinaufklettern hinderte. Der Moment war kritisch, denn die Tiger waren sehr nahe; die Gefahr stählte des Weißen Kräfte, er erstieg den Stamm und trock, dem Beispiele Simapos folgend, auf allen Bieren nach dem Gipfel des Baumes. Im selben Augenblicke stürzten die Tiger in den Aushau herein.

Der Weiße, der auf einem der senkrechten Aeste des gestürzten Baumes saß, erkannte jetzt, daß es ein fauler Ast sei, das Blut erstarrte in seinen Adern, er wagte nicht die geringste Bewegung. Um seine Angst auf's Höchste zu steigern, mußte er noch nicht weit von seinem Verstecke ein ungeheures Nest schwarzer Wespen erblicken, deren gefährliche Stiche ihm gar wohl bekannt waren. Andererseits sah er in geringer Entfernung von sich den glücklichen Simapo auf einem starken, unzugänglichen Aste fest sitzen und beneidete den Indianer um so mehr um seinen guten Platz, als er einsah, daß, falls die Tiger auf den Einfall kämen, an dem schief liegenden Stamme hinaufklettern, er selbst auf dem Vorposten stände. Gern wäre der Herr zu seinem Diener getrocken, aber er wagte nicht, sich zu rühren, denn die Gebrechlichkeit seiner Stütze, die Nachbarschaft der Wespen, und unten die schrecklichen Besucher verurtheilten ihn zu einem vollkommen regungslosen Verhalten. Diese Unannehmlichkeiten abgerechnet, fand er sich ziemlich bequem in einer Gabel postirt, und da er noch überdies sah, daß seine Füße in hinlänglicher Entfernung von dem Baumstamme ruhten, so fühlte er sich einigermaßen beruhigt.

Die Jaguare, vier an der Zahl, waren schon innerhalb des Waldes, mehre von ihnen zögten noch ganz frische Bisse, aus welchen ihr Blut floß. Man untersah ein Weibchen, welches keuchend sich auf den Bauch hinreckte, und den Kopf auf die weit vor sich gestreckten Bordertaschen legte.

Eine Bewegung eines der beiden Jäger erweckte die Aufmerksamkeit der Tigerthiere. Sie begannen zu heulen und in dem Aushau umherzurrennen. Das Weibchen fand die Ueberbleibsel des Mahles und verschlang sie, warf dann das Gewehr um, welches, unten zurückgelassen, an den Baum gelehnt stand, belecte Kolben und Lauf, berod den Stamm, und legte dann ihre Bordertaschen darauf. Wahrscheinlich vom Geruche des Käses und des gesalzenen Fleisches angelockt, mit welchem die Hände der Jäger den obern Theil der Rinde insicirt hatten, sprang sie mit schreckenerregender Gewandtheit hinauf; ihr nach die Männchen. Graulich anzuschauen war diese Kette, die längs der schiefen Ebene hinanstieg.

Schon stand das Weibchen dem Aste gegenüber, auf welchem der junge Mann saß. Sie legte ihre Taschen vor sich hin, und gegen ihn sich wendend, starrte sie ihn mit flammenden Augen an. Ihr klaffender Rachen ließ die schauerhafte Schärfe ihres Gebisses sehen, die Wärme

ihres Athems berührte die Füße des Jägers — es schien ihm, als schickte sie sich an, zu ihm hinaufzusteigen; als dächte sie über den Sprung zu ihm hinauf nach.

»Mouché (monsieur), das Feuerwasser!«

Diese Worte Simapos waren für seinen Gefährten ein Lichtstrahl. Schnell zog er aus seiner Waidtasche die Flasche mit Schwefelsäure. Regungslos bewachte ihn noch das furchtbare Ungethüm; zitternd senkte er seine Hand in gleiche Linie mit seinen Füßen, hielt die Flasche senkrecht über die Augen des Thieres, leerte sie aus ein schrecklicher Schrei — der Jäger fühlt sich wie geblendet, krampfhaft umklammert er seine, durch einen heftigen Stoß erschütterte Stütze, und fühlt sich von Wespen umringt.

Als er wieder die Augen öffnete, sah er das Tigerweibchen sich auf dem Boden wälzen und mit den Zähnen den Kopf reiben; ihr Gesicht war ganz schwarz, ihre Augen verkohlt, ihr Rachen schaumbedeckt. Sie erhob sich, rannte keuchend gerade vor sich hin, aber der Wall schlenderte sie in den eingefriedeten Raum zurück. Die Männchen heulten, ohne sie zu verlassen, und die beiden Freunde hatten alle Ursache, zu fürchten, daß sich die Gegenwart der Tiger noch sehr verlängern könne, wenn nicht der Zufall das Weibchen auf einen der schmalen Fußpfade führte, durch welche allein es möglich war, aus der Umzäunung zu entkommen.

»Laßt mich nur machen!« rief Simapo und ließ sich gerade an dem Orte nieder, von wo das Weibchen seinen Herrn angestarrt hatte. Er zog aus seinem Sacke den Ueberrest des Fleisches und schnitt es in Stücke, jedes von der Größe einer Wallnuß.

»Mouché, Seife her!«

Der Europäer begriff den schrecklichen aber scharfsinnigen Einfall des Indianers, und reichete ihm Arsenikseife, mit welcher Simapo eines der Fleischstücke schwängerte. Einen Zeitpunkt der Ruhe benützend, stieß er einen Schrei aus, um die Aufmerksamkeit der Jaguare auf sich zu ziehen, und warf mitten unter sie den vergifteten Bissen, welcher auch alsbald verschlungen ward. Mit selbstzufriedener Miene betrachtete er nun seinen Herrn.

»So ist's recht!« rief ihm dieser zu.

Simapo mochte befürchten, daß wenn er die Stücke eines nach dem andern hinwürfe, der stärkste der Jaguare alles allein auffressen würde, daher richtete er drei auf einmal vor, stieß einen neuen Schrei aus und warf sie mitten unter sie. Sie wurden auch auf der Stelle verschlungen. Dieser zweiten Fleischvertheilung folgten noch zwei andere, damit einer der Tiger, welcher bisher noch nichts erhascht hatte, auch seinen Theil erhielt.

Aber eine halbe Stunde war schon verflossen, seit Simapo den Tigern das Gift vorgeworfen hatte, und noch immer zeigten sich keine Symptome. Die Lage der beiden Jäger war noch immer verzweifelt. »Wer weiß!« so dachte der Europäer, »wer weiß, ob die Eingeweide der Tiger empfänglich für dieses Gift sind! — Vielleicht auch war die Seife nicht hinreichend mit Arsenik versetzt! Aber ich hatte doch befohlen, daß man sie recht stark machen solle! — Nur durch einen ungeheuren Zufall kann dieses Tigerweibchen einen der Fußpfade finden, und so lange sie da ist, werden auch die Männchen sich nicht entfernen! Vielleicht gar kommen

neue Tiger, angezogen durch das Geheul des Weibchens, herbei, und werden die, welche dem Gifte unterlagen, ersetzen! Bermüthenswerther Gedanke!«

»Sie sind entsetzlich zähe, diese Bestien!« rief plötzlich Simapo. »Wir müssen ihnen noch einige Portionen hinwerfen!« Und er theilte von neuem seine Spenden aus, wobei er sich diesmal nicht damit begnügte, die Fleischstücke mit der Seife bloß zu überstreichen, sondern mit seinem Messer Einschnitte machte, und in diese das Gift eindringen ließ.

Endlich begannen die Symptome sichtbar zu werden, das Geheul ward gräßlich, die unglücklichen Bestien sprangen herum, wälzten sich an der Seite des Weibchens, und verschwanden plötzlich durch die Ausgänge des Bollwerks.

»Sie gehen trinken!« rief Simapo und begann, sich mit einer Hand an einen Ast festhaltend, zu singen und auf dem Stamme des Baumes, der Beiden zum Zufluchtsorte gedient hatte, zu tanzen. Die kurz ausgestoßenen Töne seiner Gutturallstimme, die sich mit dem Geheul der fliehenden Tiger und mit dem Röcheln des Weibchens vermischten, seine Nacktheit, seine langen, schwarzen, straffen Haare, die um sein Haupt herumflogen, der Ausdruck der beinahe infernalischen Freude, welcher aus seinen Zügen leuchtete — alles dies zusammen hätte ihn für einen der wilden Bewohner dieses Urwalds halten lassen können.

Indeß gab das Tigerweibchen immer noch Ursache zur Angst. Aber dafür wußte Simapo Rath. Einen Augenblick benützend, wo dieses, ermüdet von dem Umherrennen auf dem Sandplatz und von dem Anstossen des Kopfes gegen den Wall, sich niedergelegt hatte, stieg er eilig vom Baume herab, glitt leichtfüßig auf den Boden, ergriff das Gewehr seines Herrn und reichete es ihm mit den Worten: »Jetzt ist an Euch die Reihe.«

Der Jäger stieß einige Kugeln in den Lauf und einen günstigen Moment benützend, drückte er ab. Das Thier that einen entsetzlichen Satz. Ein zweiter Schuß — die Bestie blieb regungslos liegen. Die zwei Freunde stiegen aus ihrem Verstecke herab, und da die Tigerin noch zuckt, so endigen sie mit einem dritten Schuß — ins Ohr — ihr Leben.

Der Europäer schließt den braven Indianer in seine Arme, und sie setzen dann ihren Marsch fort, um die Pflanzung von Billaud-Varennos bald zu erreichen.

J. Cluth.

Die Dromedare.

(Uebersetzt aus: Voyages du M. le duc de Ragusa.)

Unsere Reisecaravane bestand aus fünf und vierzig Kameelen oder Dromedaren, von denen die ersten dazu bestimmt waren, die Vorräthe an Wasser und Lebensmitteln für uns und unsere Thiere, wie auch unsere Zelte und unser Gepäck zu tragen. Die andern sollten uns zum Reiten dienen. Zum Transporte des Wassers allein waren zehn Kameele bestimmt; denn wir hatten acht Tage zu reisen, bevor wir wieder anderes Wasser finden konnten.

Unabhängig von den Kameeltreibern hatten wir für uns zwölf Araber und zwei der vornehmsten Scheiks,

die uns als Führer und Eskorte dienen sollten. Der eine, Namens Sagr, war als der Angesehenste seines Stammes hierzu bestimmt worden, da er aber im Augenblick unserer Abreise nicht an Ort und Stelle war, so ersetzte ihn ein anderer Scheik, Namens Eise, was soviel wie Jesus bedeutet. Sagr indeß holte uns bald ein, und so blieben Beide bei uns.

Für uns Europäer war die Art, auf diesen riesenhaften Thieren zu reiten, deren Leitung so schwierig scheint, etwas ganz Neues. Wir ließen uns eine oder zwei Stunden lang darin Unterricht geben, wir lernten, uns auf ihren Rücken zu setzen und daselbst zu halten, mit den Thieren zu sprechen, sie zu regieren, und machten uns dann auf die Reise mit der Gewißheit, daß wir uns schon durch Übung daran gewöhnen würden.

Man kann ein Dromedar nicht eher besteigen, als bis es sich auf den Bauch gelegt hat. Dies ist eine Bewegung, welche man ihm gelehrt hat, und es gehercht ohne viel Schwierigkeit, sobald man es ruft. Will sein Reiter bequem absteigen, so muß es sich ebenfalls niederlegen. Man muß sich aber an die Art, wie das Thier alle diese Bewegungen macht, schon gewöhnt haben, um nicht zu fallen; denn ganz gegen den Gebrauch aller andern Vierfüßler sindes beim Kameele die Hinterfüße, welche es beim Niederlegen zuerst beugt, und beim Aufstehen zuerst aufrichtet. Daraus folgt, daß sich der Reiter im Momente des Aufstehens auf einem sehr abschüssigen Abhange befindet und sich fest anklammern und den Körper steif halten muß, um nicht über den Kopf des Thieres hinunterzufallen.

Der Sattel, auf welchem man sitzt, stützt sich an den Höcker der Dromedare. Zwei Erhöhungen sind an ihm vorn und hinten angebracht und dienen dazu, hier mehre Riemen anzubringen, um das Stößen, welches der Trott des Thieres verursacht, zu schwächen. Da der Sitz ziemlich breit ist, so finden ihn jene bequem, welche gewohnt sind, wie die Morgenländer auf der Seite zu sitzen, und dabei den einen ihrer Füße um den vordern Vorsprung zu schlingen. Wer aber daran nicht gewohnt ist, muß außerordentliche Gelenkigkeit der Glieder besitzen, wenn er sich leicht in diese Lage finden will. Mir fehlte diese Gelenkigkeit. Ich ließ die Steigbügel sehr kurz an den Sattelsknopf befestigen und so mit überschlagenen Beinen sitzend, die Füße weit vorgestreckt, den Körper nach hinten gebogen, saß ich so gut, daß ich gar keine Ermüdung verspürte.

Die Höhe, auf welcher man sich befindet, verursacht Anfangs einigen Schwindel, aber man gewöhnt sich bald. Der Sattelsitz meines Dromedars war 7 Fuß über der Erde. Ein Sturz mit einem dieser Thiere verursacht schwere Zufälle, ereignet sich aber sehr selten.

Ein anderer Umstand, welcher bei dieser Art zu reisen jeden, der bloß an das Reiten zu Pferde gewöhnt ist, außer Fassung bringt, ist, daß man sich nicht vollkommen Herrn seines Thieres fühlt; denn hier ist weder Zügel noch Gebiß. In Städten wäre es ohne große Unbequemlichkeiten nicht wohl thunlich, sich mitten unter einer zahlreichen Bevölkerung bloß der Klugheit seines Dromedars anzuvertrauen. Man durchbohrt ihm die Nasenlöcher und zieht dünne Stricke oder vielmehr Bindfäden durch, die man in der Hand hält. Handhabt man sie mit Zartheit, so ist es leicht, sein Reitthier zu

lenken; es ist aber große Umsicht erforderlich, damit man nicht durch Rohheit das Thier reize, weil es dann sehr gefährlich wird. Außerhalb einer Stadt regiert man es nur mit einer Halfter oder mit einem Kurbach, mit welchem man seinen Hals auf jene Seite schlägt, auf welche es gehen soll. Der Halfterriemen dient bloß dazu, das Thier zum Stehen zu bringen. Dies geschieht folgenderweise: man zieht den Kopf des Thieres an sich, was um so leichter geschieht, als der dünne, biegsame Hals gar keinen Widerstand bietet; das Thier beugt sich zurück, hält und kann nicht mehr vorwärts. Alle übrigen Mittel, welche man anwendet, um die Dromedare zu lenken, bestehen nur in gewissen Bewegungen der Stimme, womit man ihnen anzeigt, daß sie schneller, langsamer oder achtsamer laufen, halten, sich niederlegen oder aufstehen sollen.

J. Cluth.

Die Krokodil-Jagd.

(Uebersetzt aus Voyages du M. le duc de Ragusa.)

Bevor ich Theben verließ, nahm ich den Vorschlag an, eine Krokodiljagd mitzumachen. Diese Thiere sind in diesen Gegenden des Flusses zahlreich und jährlich fallen ihnen viele Opfer. Der Nazir des Bezirkes von Theben versicherte mich, daß sich die Zahl derselben Jahr für Jahr auf wenigstens dreißig belaufe; gewöhnlich solche, welche ohne alle Vorsicht sich dem Nil nähern, um ihre Schläuche zu füllen, oder Kinder, welche an den Ufern spielen. Die Krokodiljäger erzählten mir, daß dieses Thier den Menschen weger lieber auf dem Lande, als im Wasser angreife. Von Natur ist es furchtsam, flieht, wenn man darauf losgeht, und ist nur tapfer, wenn es seine Beute überrumpelt. Dann stürzt es auf selbe los und verfolgt sie mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles. Die Jäger versicherten mich, daß, wenn man von ihm überrascht wird und nur geringen Vorsprung hat, das Entrinnen gar nicht wahrscheinlich sei, falls man nicht einen Vorsprung von wenigstens 100 Schritten vor ihm hat; ist man aber einmal so weit von ihm entfernt, dann ist man schon außer aller Gefahr.

Man kennt die Stellen, wohin die Krokodile vorzugsweise kommen, um sich zu Mittag in den Strahlen der Sonne zu wärmen. Die Jäger haben in Schußweite kleine Schulterwehren von etwa zwei Fuß Höhe aufgestellt, hinter welchen sie sich verborgen halten. Dort hin legen sie sich schon sehr früh Morgens in Hinterhalt und erwarten den Zeitpunkt, wo das Thier den Fluß verläßt. Geht man später auf die Jagd, so kriecht man, um nicht bemerkt zu werden, schon von weitem auf dem Boden nach jener Stelle, von welcher aus man schießen will. Auf diese Art verfahren auch wir.

Wir erblickten an verschiedenen Stellen, aber in zu großer Entfernung, Krokodile, worunter mehre sehr große; die Jäger ließen uns einen großen Umweg machen, damit wir uns denen, welche am leichtesten zu schießen schienen, nähern. Anfangs gingen wir bloß gebückt, als wir aber nur noch 150 Klafter von ihnen entfernt waren, mußten wir uns auf den Bauch legen und den übrigen Theil des Weges kriechend zurücklegen. Trotz dieser Vorsicht erspähten uns die Krokodile, die sich vor uns befanden, und eilten in den Fluß zurück.

Wir waren aber erst eine halbe Stunde in unserm Hinterhalte, als eines dieser Thiere zurückkehrte, auch als bald sehr sorgfältig aufs Korn genommen und eine allgemeine Charge gegeben ward. Es blieb einige Zeit auf seiner Stelle und man konnte leicht erkennen, daß es schwer verwundet sei, dann schleppte es sich mühsam nach dem Flusse, und obwohl wir ihm langsam längs des Ufers folgten, so entkam es uns dennoch, weil es auf einer Insel gewesen war. Wären wir auf demselben Ufer gestanden, so hätten wir uns sicher seiner bemächtigt.

Wenn ein Krokodil verwundet ward, so pflegen die Jäger darauf loszustürzen und sich auf dessen Rücken, wie auf den eines Pferdes zu setzen; in dieser Stellung befinden sie sich außerhalb des Bereiches seiner Zähne und schlagen ihm mit Weilhieben den Kopf ab. Wäre uns das Angeschossene nicht entkommen, es hätte dasselbe Schicksal erfahren.

J. Cluth.

Sennaar unter Mehemed Ali.

(Nach dem Journal of the royal geog. apical society of London.)

Alles Land zwischen dem Baher-Abiad und dem Takazze, ein Gebiet von mehr als 6000 □ Meilen, bildet die ägyptische Provinz Sennaar. Lange Zeit von eigenen einheimischen Regenten beherrscht, ward sie im J. 1821 von Ismaël, dem Sohne des Vicekönigs von Aegypten, erobert und bildet nun ein Nebenland jenes werdenden Reiches. Der letzte Melek (diesen Titel führten die frühern Herrscher von Sennaar) lebt gegenwärtig in einem kleinen Dorfe von einer Pension von fünfhundert Piaſtern monatlich, die ihm nie bezahlt werden. Seine Vorfahren waren einst mächtig gewesen, ihre Herrschaft hatte sich von dem zweiten Katarakt bis an die Gränzen von Abyssinien, und von den Küsten des rothen Meeres bis nach Kordofan hin erstreckt. In der Folge aber wurden sie allzubequem, um selbst die Zügel der Regierung zu führen, und ernannten einen Bezir, der bald dieselbe Rolle spielte, wie einst die Hausmeier der Carolinger. Die Würde des Bezir's vererbte sich von Vater auf den Sohn. Die Bezir'e ernannten dem Melek zwar stets alle ihm gebührende Achtung und nannten sich fortwährend dessen Sklaven, während sie doch nur das thaten, was ihnen beliebte und dem Melek kein anderes Geschäft, als die Pflege seines Leibes überließen. Man muß den Melek's die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie diesem Geschäfte sehr eifrig oblagen. Die Kinder der Melek's wurden nach Abyssinien geschickt, mit Ausnahme eines Sohnes, welcher bei seinem Vater blieb, um in den Regierungsgeschäften eingeweiht zu werden, starb dieser, so ward ein anderer aus Abyssinien geholt. Wenn es dem Bezir gefiel, so sandte er Abgeordnete an den Melek, die ihm in aller Unterwürfigkeit anzeigen mußten, daß sein letztes Stündchen nahe. Gewöhnlich gewährte man ihm zwei bis drei Tage, damit er sich zum Tode vorbereiten könne, nach Ablauf dieser Frist setzte man an zwei Seiten seines Halses zwei Rasirmesser, zog sie mit Schnüren zu, und proklamirte des Verstorbenen Sohn als Herrscher. Alle Befehle begannen mit der Formel: »Der Melek verlangt.....«. Die Gerechtigkeit ward sehr gut gehandhabt, der Diebstahl mit dem Tode bestraft,

aber selbst in den jüngsten Zeiten, wo Verwirrung und Unruhen herrschten, war dieses Verbrechen von Assuan bis nach Sennaar beinahe unbekannt, so gewöhnlich es auch in Aegypten, besonders unter den Kopten und Fellahs ist.

Als Mehemed Ali's Macht immer mehr um sich griff, da erkannte der damalige Bezir, Edris Aclan, daß die Selbstständigkeit Sennaars nicht länger gegen die Angriffe Aegyptens behauptet werden könne. Darum verglich er sich mit Ismaël Pascha auf solche Weise, daß zwar der Melek abdanken mußte, er selbst dagegen sich eine behagliche Lage sicherte. Gegenwärtig genießt er die volle Gunst des Bei's von Sennaar, und beherrscht gegen einen Tribut von jährlich 6500 Unzen Goldes, die er dem Pascha zahlt, einen im Süden von Sennaar gelegenen, bedeutenden Landstrich, dessen Hauptstadt Golch beinahe eben so bedeutend als die Hauptstadt von Sennaar und dessen Goldbergwerke ziemlich ergiebig sind. Auch soll er auf die umwohnenden Stämme sehr großen Einfluß üben.

Während der Diener, mächtig und angesehen, einen stattlichen Hofstaat führt, lebt dessen ehemaliger Herr in Dakina, einem elenden Dorfe, welches aus seinem Palais, d. i. zwei schlecht gebauten Hütten, deren Dächer mit Straußfedern und Straußfedern verziert sind, und etwa dreißig noch dürftigeren Baraken, in welchen seine Sklaven wohnen, besteht. Hier verzehrt er in vollkommener Unthätigkeit seine Pension, die zwar, wie wir schon sagten, dem Namen nach in sechs tausend Piaſtern jährlich besteht, von den Bei's aber nach und nach bis auf 400 Piaſter reducirt wurde, die ihm noch überdieß sehr unregelmäßig ausgezahlt werden. Zudem ist er noch andern Plackereien ausgesetzt, so muß er z. B. bei der Ankunft des Bei dessen Hand küssen, die Pfeife aus dem Mund nehmen, darf nicht eher wieder rauchen, als bis derselbe sich entfernt hat, u. dgl.

Der gegenwärtige Bei, Kourschid, bezieht einen jährlichen Gehalt von 680 Benteln, was nach unserm Gelde etwa 36000 fl. E. Mze. beträgt. Er ist trotz der ernsten, gravitätischen Miene, die er anzunehmen pflegt, sehr redseliger Natur. Die übrigen Vornehmen seines Reichs sind: Ibrahim Kaschef, der Kadi Effendi, der Kaimakam, der Delhi Baschi, der Großmaalm und Doctor Donnin, der Hakim des Bei.

Ibrahim Kaschef, ein würdig aussehender Mann mit schwarzem Barte, war Serviettenträger des Pascha und als solcher für würdig erachtet, dem Gouverneur von Nubien als oberster Rath beigegeben zu werden. — Der Kadi Effendi, das Kirchenoberhaupt, ist der raffinierteste Hofmann, den man in jenen Gegenden nur finden kann, er spricht mit gedämpfter, einschmeichelnder Stimme, und hält dabei sein Haupt stets gegen die Erde gebückt, die Augen geschlossen. Er rühmt sich, von den Königen von Granada abzustammen, ist aber dabei, trotz seines langen Stammbaumes, gegen Vornehme sehr höflich. Dem Lord Prudhoe, der im Jahre 1829 Sennaar besuchte, machte er das Kompliment, daß wegen dessen Ankunft in Khartum (der Hauptstadt von Sennaar) das Land grüner und sein Antlitz weißer geworden sei. Unter den Wünschen, die er für jenen Reisenden und dessen Gefolge aussprach, war auch der: »Ich wünschte, König von England zu seyn, um jedem

von Euch ein gesticktes Schnupstuch schenken zu können.« — Der Großmaalm oder oberste Rechnungsbeamte ist ein koptischer Christ und Rechtsgelehrter; der Delhi Baschi, ein etwas roher Mann, Commandant der Cavallerie, und der Kaimakam, Ibrahim Effendi, ein dicker, gutmüthiger Herr, der nie ein Wort spricht, Befehlshaber des Nizam oder der regulären Truppen. Der Titel Kaimakam bedeutet so viel als Oberlieutenant, Ibrahim Effendi ist aber in der That Miralli* von Sennaar, und führt bloß darum diesen Titel nicht, weil er seiner Redefaulheit und Vergesslichkeit wegen es unterlassen hat, dem Pascha den Tod des frühern Miralli zu melden.

Der im Reich Sennaar liegende Nizam besteht aus fünf Bataillonen, jedes zu acht hundert Mann. Hierbei sind jedoch weder die Cavallerie, von welcher ein äußerst unvollständiges Regiment in Sennaar liegt, noch die im Gefolge des Bei und des Kaimakam befindlichen Truppen, noch auch diejenigen Soldaten mitbegriffen, welche jedem Kaschef zur Aufrechthaltung der Polizei und zur Eintreibung der Steuern beigegeben werden. Unter den Militärs, welche sich in der Suite Kourschid-Bei's befinden, ist auch ein arabischer Capitain vom Geniecorps, Scheik Musa, ein aufgeweckter Kopf, der Hunderte wunderbarer Geschichten zu erzählen weiß, von seinem Fache aber sehr wenig versteht. Dennoch hat er eine Karte von Aegypten aufgenommen, die, wie man leicht denken kann, ein äußerst roher Versuch ist.

Der Kern des Nizam besteht aus Fellahs, die aber durch ihren langen Aufenthalt in Sennaar und die hier herrschenden Krankheiten entmüthigt und größtentheils aufgerieben worden sind. Große Schuld an dieser Sterblichkeit unter dem Nizam trägt auch der Umstand, daß diese Truppen schlecht besoldet, schlecht gekleidet und schlecht genährt werden. Die Lücken werden durch Neger ausgefüllt, die man auf den Einfällen in die Nachbarländer gefangen genommen. Diese häßlich gestalteten Menschen stehen in grellem Contraste neben den Fellahs, welche meist sehr gut gewachsen sind und schöne Gesichtszüge haben. Auch hat diese Art der Rekrutirung den Nachtheil, daß man auf die Neugeworbenen nicht viel vertrauen darf, indem ihr einziges Bestreben dahin geht, sich der Sklaverei und dem Militärstande bald möglichst zu entziehen, weshalb auch auf jedem Marsche, sobald eine Gelegenheit sich bietet, mehrere mit ihren Waffen davon laufen. Wenn sie in ihren Kasernen liegen, so nimmt man ihnen jede Nacht alle ihre Waffen weg, damit sie sich nicht durch Selbstverstümmelung zum Dienste untauglich machen können.

Trotz der hier herrschenden Krankheiten ist der Reich Sennaar noch die gesunde von allen Besitzungen, die Mehemed Ali im Sudan hat. Die meisten Krankheiten entstehen unmittelbar nach der Regenzeit, welche hier Kharif heißt, und besonders die Umgegend der Stadt Sennaar ist um diese Zeit so ungesund, daß der Kaschef derselben, dem binnen acht Jahren von hundert Soldaten zwei und neunzig gestorben waren, sagte, dieser Bezirk sei nur für Verzweifelte gut. Diese klimatischen Verhältnisse mögen Mitursache seyn, daß diese ehemalige Hauptstadt des Reiches, sonst groß und wohl-

gebaut, jetzt beinahe ganz verlassen ist. Die Einwohner, welche noch im Jahre 1821 hier wohnten, flohen größtentheils damals, als Ismaël Pascha hier einrückte, nach den Gränzen von Habesch. Die wenigen Zurückgebliebenen wohnen in Hütten aus Stroh. Nur eine schöne Moskee von Ziegelsteinen, mit herrlichen bronzenen Fensterkreuzen, zeugt noch von der ehemaligen Pracht.

Seitdem ist Khartum die Hauptstadt des Reichs. Sie liegt am Baher Aſrak (dem blauen Nil), zwei Meilen von dessen Mündung in den weißen Nil (Baher Abiad), und hat sich erst seit etwa zwölf Jahren zum Range einer Stadt erhoben, weil sie der Bei oder Sandschar zu seiner Residenz erwählte. Er wohnt in einem leidlichen, aus Lehm gebauten Hause, welchem ungefähr noch dreißig andere gleichen, während die übrigen aus Durahstängeln gebaut sind. Alle aber haben große Ähnlichkeit mit kleinen Getreideschubern oder Bienenkörben. Die Hütten aus Durahstroh werden gemeinlich an einer bestimmten Stelle erbaut und dann erst durch zwei oder drei Männer nach dem Orte, wo sie stehen sollen, geschafft. — Der Bazar von Khartum besteht aus etwa zwanzig Hangars, wo man sehr theuer Getreide, Kaffee, Melis, Spiegel und kleine Glasperlen verkauft, aus welchen letztern Hals- und Armbänder gemacht werden. Alle Luxusartikel kommen von Cairo und werden durch die Fracht zwei- bis dreifach vertheuert. Bisweilen kommen Ingwer, Sandisucker und andere Leckereien aus Indien, aber nur selten und auch da in geringen Quantitäten. — Der besuchteste Markt ist der in Misselemih, einem großen Flecken inmitten einer nackten Ebene, vier Stunden von Baher-Aſrak entfernt. Hier ist der Sammelplatz der meisten Handelsleute von Suakim*, die Cotton, Gewürze und Räucherwerke hieher bringen und dagegen Gold eintauschen. Andere kommen aus Habesch und kaufen hier Sklaven auf. Die Preise der Sklaven sind meist weit höher, als in Cairo, Kinder und junge Frauen werden oft für hundert Piaſter verkauft. Junge Männer, die gesund und zum Kriegsdienste tauglich sind, werden für den Pascha um zwanzig Piaſter gekauft, wenn man sie nämlich um diesen Preis läßt. Für Erwachsene bietet man nie so viel, wie für Kinder, weil man glaubt, letztere würden durch die Erziehung, die sie später im Hause ihres Herrn erhalten, gegen diesen weit anhänglicher. Außer den farbigen Sklaven sind die abyssinischen die gesuchtesten, was nämlich Schönheit und Treue anbelangt, aber sie sind sehr zart, können nicht viel Arbeit vertragen, und essen nur Weizenbrot, was hierlandes ein ungewöhnlicher Luxus ist. Nach ihnen schätzt man wegen ihrer Schönheit die Morwelleds oder Eingebornen von Sennaar am meisten, aber die Ehrlichkeit derselben steht in keinem guten Rufe. Dagegen sind die Neger aus den Gebirgen von Kordofan und jenen von Darfur von nichts weniger als einnehmendem Aeußern, jedoch redlich und treu.

Nebst Sklaven bestehen die auf dem Markte von Misselemih zum Verkaufe ausgestellten Waaren meist in Kameelen, Kameelfleisch, Durah, Fett u. s. f. Das

* Einer nubischen, am rothen Meere gelegenen Handelsstadt, die besonders ihrer Sklavenmärkte wegen berühmte ist, und nach Burkhart 8000 Einwohner zählt.

* General oder Befehlshaber von 4000 Mann.

Gekaufte wird meist mit Gold bezahlt, und zwar in Stücken oder Ringen von 30 Paras bis 240 Piaster Werth. Nie sieht man hier anderes, als solches ungeprägtes Gold.

Die Männer, welche den Markt besuchen, sind meist mit Lanzen und Schilden bewaffnet, auch tragen sie am rechten Arme Säbel; so schreiten diese wilden Gestalten auf dem Marktplatz auf und nieder. Die Kaufleute von Sennaar sind reich, vom Pascha beinahe ganz unabhängig, und verrufen wegen ihrer Ungastlichkeit, Schurkerei und ihres aufbrausenden Charakters. Ubrigens sind sie sehr schön, rein, tragen ihre Haare zierlich frisirt und durchdunstet, und in den Ohren goldene Ringe.

Alle übrigen Gewerbe, wie auch die Künste, stehen auf einer sehr niedrigen Stufe. Nur in der Stadt Sennaar sind zwei Handwerker, welche mit sehr einfachen Werkzeugen recht nette Dinge aus Silber und Eisen arbeiten. Auch werden daselbst hübsche farbige Strohhüte gemacht.

Die Eingebornen theilen sich in zwei Klassen, die freien Landbebauer und die Morwelled, Abkömmlinge von Sklaven, welche ganz nach ihrem Belieben leben, und alle Monate ihren Herren einen Theil von ihrem Erwerbe zahlen. Ehelichen zwei Sklaven verschiedener Herren einander, so werden die Kinder deren gemeinschaftliches Eigenthum, und es ist nichts seltenes, daß ein Sklave zu gleicher Zeit sechs, auch mehrern Herren angehört. Hat ein Weib außer der Ehe Kinder, so fallen diese ihrem Herrn zu. Einige der großen Scheiks besitzen fünf bis sechs Hundert Morwelleds, die gleich andern Sklaven verkauft werden können. Sie sind von heller Farbe und schönen Zügen, und auf den ersten Anblick findet man keinen Unterschied zwischen den Morwelleds und den freien Männern. Es ist der größte Luxus der Sennaris, recht viele Sklaven zu besitzen. Der Melek besaß deren dreißig Tausend, und der Bezirk besitzt deren noch gegenwärtig mehr; in Kriegszeiten verrichten sie Kriegsdienste, in Friedenszeiten Feldarbeiten, deren Ertrag die Einkünfte ihrer Herren bildet. — Die eingebornen Scheiks, die sehr mächtig waren, sind jetzt meistens gestorben, d. i. hingerichtet worden, und es hatte beim Einmarsch der Truppen Mehemed Ali's des Sturzes mehrerer dieser Häupter bedurft, bevor der Friede hergestellt war. Einige Scheiks sitzen noch immer gefangen, ihre Macht war ihr einziges Verbrechen.

Einige Stunden von Wadi Schallayi aufwärts am Baher Abiad und besonders auf den Inseln desselben wohnen die Schilluks, der erste schwarze Volksstamm mit Wollhaaren und Negeryügen, auf welchen man, wenn man am Nil stromaufwärts fährt, stößt. Sie sind von ansehnlicher Größe, Männer und Weiber gehen ganz nackt, nähren sich hauptsächlich von Fischen und von Durah, und besitzen weder Kameele noch Pferde. Das wenige Vieh, das sie besitzen, haben sie geraubt, die nächste Regenzeit, welche eintritt, raubt es ihnen wieder; denn sie erzeugt Krankheiten, welche Menschen und Vieh ohne Unterschied tödten. Die Schilluks sind eine Art Wasserbewohner, sie treiben sich den ganzen Tag auf dem Flusse herum, welchen sie in sehr langen, wohl sechzig Menschen fassenden Piroguen befahren, die sie äußerst geschickt handhaben. In diesen ziehen sie auch auf ihre räuberischen Überfälle aus, die sie meist

in sehr großer Anzahl unternehmen. Gewöhnlich wählen sie die Nacht dazu, da sie es aber für entehrend halten, Jemanden im Schlafe zu morden, so schlagen sie an die Thüre und rufen: »Hamed! Hamed! Schilluk!« Auf diesen Ruf fliehen in einem Augenblicke alle Araber davon und überlassen den Eindringlingen ihre Weiber, Kinder und Thiere. Hamed ist ein Name, den sie jedem Fremden geben, wahrscheinlich eine Abkürzung von Mohamed, dessen Anhänger ihre beständigen Feinde sind. Man erzählt wunderbare Geschichten von den Heldenthaten der Schilluks, die sie nicht bloß auf ihren Raubzügen, sondern auch in ihren Kämpfen mit den Nilpferden und Krokodilen vollbringen, welche sie schwimmend angreifen und selten entwischen lassen. — Von den Gräueltthaten, welche die Schilluks bisweilen verüben, heißt eine ihrer Inseln Gezerih Iddem, die blutige Insel. Als Waffen tragen sie Lanzen, Bogen, Pfeile und Keulen. Ihre Bogen sind so stark, daß es schwer ist, sie zu spannen, und daß sie sich ihrer bisweilen als Schilde bedienen. Ihren obersten Scheik, der auf der Insel Abba wohnt, nennen sie Gott; er allein ist mit einem Kottonkleide bekleidet. Haben die Schilluks einen Gefangenen gemacht, so führen sie ihn vor diesen Scheik, und fragen ihn: »Wer hat die Welt erschaffen, wer befiehlt dem Fluße zu strömen, wer gibt und nimmt das Leben?« Antwortet der Scheik: »Gott!« so ist der Gefangene zum Tode verurtheilt, erwidert er aber: »Du bist es, o Gott! welcher dies Alles erschaffen hat!«: so ist das Leben des Gefangenen gerettet. Als oberste Gottheiten verehren sie Sonne und Mond, der Scheik scheint nur der Repräsentant derselben zu seyn, und als solcher den Titel »Gott« erhalten zu haben. Die Männer führen keinen Namen, die Weiber heißen alle ohne Unterschied Mariam. Die Ehe ist unbekannt.

Im Jahre 1828 hatte Kurschid Bei einen Kriegszug gegen diesen Volksstamm unternommen. Sie empfingen ihn sehr unterwürfig, und brachten als Tribut alle Schätze herbei, welche ihnen der Ruf ertheilte, nämlich Elephanten Zähne und Krokodilbissam. Kurschid Bei sah ein, daß hier nichts zu plündern sei, ließ sie daher in Frieden und kehrte heimwärts, kaum hatte er sich aber umgewandt, so tödteten die Schilluks alle Nachzügler der türkischen Armee, deren sie habhaft werden konnten. Ganz so erzählt auch Herodot den Empfang der Gesandten des Königs von Persien bei den Aethiopiern.

Am östlichen Ufer des Baher-Abiad wohnen die Dinkas; sie sind Nachbarn der Schilluks und scheinen einst mit jenen eine große Nation gebildet zu haben, jetzt aber sind sie gänzlich getrennt und leben in immerwährendem Kriege mit jenen. Ihre Hauptstadt ist Danah. Sie begraben die Todten aufrecht, und beten einen Holzkloß an, dem sie die Gestalt eines Stierkopfs gaben. Den jungen Leuten beiderlei Geschlechtes wird, wenn dieselben in das Alter der Mannbarkeit eintreten, ein Zahn aus der obern Kinnlade ausgerissen. Im Kriege sind sie mit langen Pfeilen bewaffnet, die sie aber nicht schleudern; sie verbergen sich vielmehr hinter ihren Schildern und erwarten so die Annäherung des Feindes. Als Kurschid Bei gegen sie marschirte, war bei Tage kein einziger Mann zu bemerken, kaum aber war die Nacht eingebrochen, so ward sein Lager



ALCAZAR ZU SEGOVIA.

Verf. v. J. J. Haas & Söhne.

plötzlich von den Dinkas überrumpelt, die erst dann verschwanden, als die Truppen unter Waffen standen, aber gleich wiederkehrten, sobald sich Alles im Lager zur Ruhe begeben hatte.

Zwischen den Dinkas und dem Baher Asrak wohnen die Bakharas-Araber, ein wilder, räuberischer Volksstamm, der mit der ganzen Umgegend in Unfrieden lebt, fortwährend auf Plünderungszüge auszieht und vorzüglich die Türken haßt. Er ist in mehre Stämme abgetheilt, die aber unter einander selbst ewige Fehden führen. Die Weiber eines dieser Stämme tragen goldene Kreuze am Halse, welche ein Ueberbleibsel ihres ehemaligen christlichen Glaubens zu seyn scheinen. Unter ihnen herrscht eine Krankheit, die sie Yod-Allah (Die Hand Gottes) nennen, welche mit Erbrechen und Magenschmerzen verbunden ist, und welche sie dadurch heilen, daß sie dem Kranken mit einem Rastrmesser mehre Einschnitte am Fuße machen.

Einige hundert Stunden oberhalb der Stadt Sennaar liegt am Baher Asrak das Land der Fazokle. Dieser Regerstamm, bloß mit Lanzen bewaffnet, kämpft mit ungeheurem Muthe, und ist so wild, daß dem Gerüchte nach die Männer ihre eigenen Kinder und Weiber tödten, damit selbe ja nicht in die Hände der Türken fallen; denn Kurschid Bei, der häufig sogenannte Gazuahs oder Kriegszüge gegen die benachbarten Völker unternimmt, hat in dieser Hinsicht eine besondere Vorliebe für das Land der Fazokle. Den Grund dieser Vorliebe wird Jedermann leicht erkennen, der weiß, daß dieses Land ungemein reich an Gold ist, und daß beinahe alles Gold, welches im Handel von Sennaar vorkommt, aus dessen Bergen bezogen wird. Nicht selten brachte Kurschid Bei von einem Gazuah in dieses Land 1900 Stücke gebiegenen Goldes zurück, und trieb noch nebstbei Haufen von Sklaven mit sich, die auf dem Markte von Khartum um äußerst billige Preise verkauft werden. Auch gegen Aliche, an der Gränze von Habesch, unternimmt Kurschid Gazuahs; denn dorthin flüchteten sich beim Einmarsche der Türken in Sennaar die reichsten Einwohner der ehemaligen Hauptstadt dieses Reichs. Bei andern Raubzügen erbeuten die Türken ungeheure Heerden Vieh, aber sie bringen sich selbst um ihre Beute, denn auf ihrem Rückmarsch treiben sie selbe so lange vor sich her, bis das Vieh, ermattet vom Elend und Hunger, zu Boden stürzt und Geiern und Hyänen zum Fraße überlassen bleibt. Kaum den vierten Theil ihres Raubes bringen sie bis nach Aegypten.

Der Ertrag dieser Kriegs- oder vielmehr Raubzüge bildet nebst den erhobenen Steuern die Staatseinnahmen. Die Auflagen sind ungeheuer, ein Kaufmann, der ungefähr 1000 Piafter Kapital besitzt, zahlt 125 Piafter an Abgaben; in diesem Verhältnisse ist das ganze Land besteuert. Durch die Härte, mit welcher diese Steuern eingetrieben werden, wird das Joch noch drückender.

Was die Beschaffenheit des Bodens betrifft, so ist beinahe das ganze Land nackt und flach. Jedoch unterscheiden sich die Ufer des Baher Abiad von jenen des Baher Asrak. Die Ufer des letztern bieten denselben Anblick wie jene des Nil in Aegypten; dieselben baumlosen nackten Anhöhen, die der alljährlich aufgeschwemmte Schlamm stets mehr und mehr erhöht, aber auch die

selbe Fruchtbarkeit, wenn sich das Nilwasser zurückgezogen hat. Die Ufer des Abiad dagegen sind niedrig und nach wie vor der Überschwemmung unfruchtbar, da wächst kein Weizen, kein anderes Getreide, nicht einmal Durah, nur hohes Gras — in Aegypten beinahe unbekannt — schießt plötzlich nach der Überschwemmung in üppiger Fülle auf. Aber mehr aufwärts, gegen das Gebiet der Schilluks hin, wo der Abiad sich in zahllose Arme theilt, so daß er oft an sechs Stunden breit wird, sind Inseln und Ufer von dichten, beinahe undurchdringlichen Gehölzen und Waldungen bedeckt, jenseits welcher sich aber wieder dieselben unabsehbaren Ebenen erschließen und dem Auge nicht ein einziger Berg sichtbar wird. In den Gewässern des Nils tummeln sich zahllose Krokodile, Nilpferde, und unbekannte Fische herum. Ergötzlich ist es anzusehen, wenn die Nilpferde, diese ungeschlachteten Thiere, einander schäkend im Wasser herumjagen und allerhand possirliche Bocksprünge machen. An den Ufern des Abiad sieht man sehr viele Vögel, unter andern einen dem Ibis ähnlichen Vogel, der sonst nirgends am Nil eingetroffen wird; Spechte mit blauen und rothen Flügeln, weiße und schwarze Krähen u. s. f.

In dem buschreichen, gebirgigen Lande der Bakharas wimmeln Gebüsche und Berge von Truppen großer und kleiner diebischer Affen. Heerden von Kameelen, Rindern und Schafen weiden auf den Ebenen umher; Hyänen dagegen tragen das ihrige bei, ihre Anzahl zu vermindern. Ein sonderbares, noch halb unbekanntes Thier ist das Marafin im Süden von Sennaar. Der Gestalt nach ein Mittelding zwischen Wolf und Hyäne, mißt es vom Kopf bis zum Schweife 6 Fuß, seine Höhe beträgt ungefähr drei Fuß, sein Haar auf dem Rücken ist gelblich, auf dem Bauche braun gefleckt, der Schweif ist kurz, dünn und dicht behaart. Das Thier ist sehr neugierig, dabei räuberisch und soll zu beiden Geschlechtern gehören. Die Bewohner jener Gegenden glauben allgemein, daß der Marafin eigentlich ein Magier sei, bei Tage auch als solcher herumgehe und erst bei Nacht seine Thiergestalt annehme.

K. S. Groß.

Der Alcazar zu Segovia.

(Mit einem Stahlstiche.)

Die Geschichte der meisten spanischen Städte läßt sich in kurzen Umrissen geben. Von den Römern erbaut, unter den Gothen in Dunkelheit sich verlierend, von den Arabern verschönert und erweitert, reich und blühend, von den Christen wieder erobert, trotz mancher neuer schöner Bauten in Trümmer verfallend, sind sie nur noch merkwürdig als Denkmale entschwundener Größe und durch die geschichtlichen Erinnerungen, welche bei den vielen Weltstürmen, die verheerend über Spanien dahinzoogen, fast an jeden Stein geknüpft sind. So auch Segovia. Von den Römern, nach andern von den Celtiberern, ward es erbaut, und Segubia genannt; sie und die Mauren errichteten hier erhabene Bauwerke. Die Könige von Asturien, bei ihrem schrittweisen Zurückdrängen der Mauren, eroberten es; später gehörte es den Grafen von Castilien. — Sein hohes Alter bezeugt Segovia schon durch seine engen, trummen Straßen durch seine hohen und finstern Häuser. Es liegt sehr

malerisch an und über zwei Schluchten eines Berges, welche — jede von einem Strome — durchflossen werden, der Eresma und dem Clamores. Über erstere führen fünf Brücken. Das überraschendste Bauwerk der Stadt, schon bei der Fernsicht auffallend, ist eine großartige römische Wasserleitung, welche die ganze Stadt überragt, unter Trajanus (der, selbst ein Spanier, Spanien besonders begünstigte) erbaut, von deren riesigen Verhältnissen folgende Angaben zeugen mögen. Ihre Länge beträgt 3000 Schritte, 159 Bogen bilden sie, welche Anfangs niedrig sind, beim Fortschreiten ins Thal immer höher werden, bis in der Mitte des Thales auf der ersten eine zweite obere Reihe von Bogen bis zur Höhe von fast 200 Fuß sich erhebt. Eine der größten Straßen Segovia's geht unter 2 Bogen des Aquaducts durch. So solid ist dieses Bauwerk, daß, nachdem nahe an zwei Jahrtausende an ihm vorübergingen, ohne daß irgend eine Ausbesserung nöthig gewesen wäre, noch immer kein Tropfen Wassers durchsintern kann. Nächst diesem Monumente der Römergröße fällt bei einem Gange durch die Stadt der Alcazar, der ehemalige Sitz der Maurenkönige in die Augen. Es ist dies ein großes festungsartiges Gebäude mit einer Menge kleiner spitzer Thürmchen und einem großen äußern viereckigen Thurm. Er erhebt sich höchst pittoresk auf einem isolirten, steilen Felsen, und hat zwar ein imposantes, aber nichts weniger als einladendes und wohlliches Aussehen. Desto mehr stimmt dieses mit seiner jetzigen Benützung überein; er dient nämlich seit Ferdinands und Isabellens Zeiten, die noch manchen Monat hier residirten, zum Bewahrsam für Staatsgefangene. Lesage hat ihn daher auch unszerblich gemacht, indem er seinen Gil Blas hier eingekerkert werden läßt. Von der ehemaligen Pracht, mit der die Maurenkönige diesen ihren Sitz ausstatteten, geben noch einige Hallen, im arabischen Style verziert und mit reichen Vergoldungen überdeckt, Zeugniß. Von den Zinnen des großen Thurms eröffnet sich eine weite Aussicht auf die Stadt, die schöne breite Eresma, mit ihren Ufern, bald bewaldeten Abhängen, bald weiten Wiesen, zu welchem Gemälde die fernen düstern Wälder von S. Ildesonso, und die schneebedeckte Guadarama-Kette einen kontrastirenden Hintergrund bilden. In der neuesten Zeit sah der Alcazar abermals eine Kriegesscene. Eine carlistische Expedition setzte über den Ebro, drang nach Segovia vor, besetzte die Stadt, und fing an, aus zwei Geschützen den Alcazar, in welchen die Nationalgarden sich zurückgezogen, und die reichern Einwohner ihre Schätze geflüchtet hatten, zu beschießen. Schon nach wenigen Schüssen wurde diese Feste, welche in Spanien für uneinnehmbar gehalten wurde, übergeben. Außer diesen beiden Bauwerken und allenfalls dem großen Dome hat Segovia nichts Sehenswerthes, und nur der Vollständigkeit wegen führen wir an: das Arsenal, die Münze, die Militärschule und die berühmten Tuchfabriken. Segovia ist die Hauptstadt einer Intendanz, liegt im Königreiche Alt-Castilien, und hat 13000 Einwohner. Noch ist zu erwähnen, daß die Umgebung Segovias für die zur Merinozucht geeignetste Gegend in ganz Spanien gehalten wird.

G. S. Branden.

Eine Büffeljagd in den ostindischen Dschungeln.

(Nach dem New Monthly Magazine.)

In den frühen Morgenstunden, wenn die Luft noch frisch und der Boden mit Thautropfen besprenkt ist, scheint der tropische Wald plötzlich zum Leben zu erwachen. In allen Büschen ertönt das Gesumme unzähliger Insecten. Das Dschungelhuhn und die wilde Pfauhenne locken ihre Jungen mit mistönendem Rufe. Auf allen Baumzweigen wiegen sich Affen, fletschen die weißen Zähne, und schneiden dem fremden Eindringlinge die seltsamsten Fratzen. Das erschreckte Reh flieht über die offenen Waldstellen; seine hellgefleckten Seiten leuchten einen Augenblick in der Morgensonne und verschwinden plötzlich im Dickicht. Schwerefüßige Büffelheerden kehren langsam von den Waldwiesen, auf denen sie während der Nacht weideten, zu ihren Lagern im dichtesten Bambusgestrüppe zurück, um dort in träger Ruhe die Gluth der Mittagssonne zu verträumen.

Wir hatten uns an einem solchen Morgen auf die Büffeljagd aufgemacht. Unser Führer war ein ergrauter Sohn der Dschungel, ein alter erfahrener Schirkarra. Niemand wußte so gut wie er, den Königstiger zu lauern, die Fährte des Büffels zu finden, und mit Recht legte er sich selbst im Gefühle seines Werthes den stolzen Titel Dschaggardar, Fürst der Wälder, bei, obwohl seine lange, hagere, braune Gestalt ganz nackt war, mit Ausnahme eines Stückes blauen abgetragenen Leinwandzeuges, das er um die Lenden geschlungen hatte.

Als wir eine gute Strecke in die Dschungel eingedrungen waren, wurde der Schritt unseres wilden Führers langsamer. Mit flüchtigen, geräuschlosen Tritten schlich er uns voran, das Ohr dem leisesten Geräusche entgegenrichtend, mit dem feurigen durchdringenden Blicke bald die tiefen Schatten des Bambus-Dickichts, bald den Boden vor sich aufmerksam erforschend. »Halt!« rief er plötzlich stillstehend, kniete nieder, und prüfte aufmerksam die trockenen Blätter und den welken Rasen. Nach einiger Zeit erhob er sein Gesicht, und spreizte uns mit einem breiten Grinsen der Zufriedenheit alle zehn Finger entgegen, zum Zeichen, daß er die Spur von ungefähr zehn Büffeln gefunden. Wir konnten an dieser Stelle nicht das mindeste Auffallende entdecken, und folgten daher etwas ungläubig unserm Führer, der nun schneller, den Blick immer auf den Boden gerichtet, wie ein Jagdhund, der der Fährte folgt, vor uns herlief. — Nachdem wir so der Spur gegen eine Stunde lang gefolgt waren, schien der Dschaggardar zu bemerken, daß wir unserer Beute uns näherten. Er deutete uns das tiefste Stillschweigen zu, und schlich gebückt, und mit der größten Vorsicht einer kleinen Wasserrinne entlang. In dem nassen Sande waren tiefe Fußstapfen eingedrückt, so frisch, daß das langsam hineinrieselnde Wasser sie noch nicht ganz gefüllt hatte.

Jetzt schien jeder Nerve unseres Führers angespannt. Er kroch dahin wie ein Tiger, der bereit ist, sich über seine Beute herzustürzen; seine rollenden Augen glänzten, seine weiten Nasenlöcher waren ausgedehnt, selbst seine Ohren schienen, wie die eines wilden Thieres, sich zu spiken. Nun fuhr er auf, lauschte, legte das Ohr an den Boden, und nach einigen Minuten aufmerksamem Forschens erhob er sich mit dem Ausdrucke der vollsten

Zufriedenheit. Nachdem er die Dertlichkeit genau betrachtet, den Stand des Windes geprüft hatte, legte er sich flach auf die Erde, und begann, das niedrige Gestrüpp mit einer Hand entfernend, mit der Geschmeidigkeit einer Schlange sich hindurch zu winden. Wir folgten, so gut wir konnten, seinem Weisspiele, obgleich es ohne einiges Geräusch nicht abging. Als wir so einige hundert Ellen weit gekrochen waren, lichtetete sich das Gebüsch und meinem Blicke öffnete sich eine Aussicht, die mein Auge erglänzen machte, und das Blut wie Quecksilber durch meine Adern trieb.

Wir lagen an der Deffnung einer schönen Waldwiese, die ungefähr dreihundert Schritte im Durchmesser hatte, vom schönsten Smaragdgrün bekleidet, und von gigantischen Teakbäumen überschattet und fast zur Hälfte überwölbt war. In der Mitte dieses reizenden Asyles weidete friedlich eine Heerde von fünfzehn Büffeln, ohne die Gefahr zu ahnen, die so nahe ihnen drohte. Ein mächtiger Stier, der Vater der Heerde, schritt gravitätisch wie ein Pascha in seinem Serail auf und ab. Seine gewichtige Wamme gab ihm eine Art von Würde, sein dunkles Auge glühte wie eine Kohle unter den dichten Braunen. Der Schirkarra erhob sich geräuschlos hinter dem dicken Stamme eines Teakbaumes, deutete auf die Heerde und stand nun regungslos mit gekreuzten Armen, um den Erfolg unserer Jagd abzuwarten.

Zitternd vor innerer Erregung legte ich meine Büchse an, mein besonnener Gefährte ergriff meine schwankende Hand, ließ mich erst Athem schöpfen, und löspelte mir zu, frische Kapseln auf den Cylinder zu stecken, eine Vorsicht, deren Vernachlässigung oft den Tod des Jägers verursacht. Endlich hatte ich meine Besonnenheit wieder gefunden; ich zielte auf die nächste Kuh; ein Druck und sie sank mit dumpfem Stöhnen zusammen.

In diesem Augenblicke warf sich der Dschaggardar flach auf den Boden, und winkte uns, ein Gleiches zu thun. Die Heerde vom Schusse aufgeschreckt, erhob die Häupter mit lautem Brüllen, schaute umher, trabte zu ihrem gefallenem Gefährten und schnupperte das Blut an, dessen Dunst sie zu einer Art von Tollheit aufregte. Sie jagten in wilder Verwirrung rund um den Platz, mit blinder Wuth eines auf das andere losstosend, und mit tiefem zitternden Gebrülle, dem Ausdrucke von Wuth und Furcht. Abermals umringten sie die gefallene Kuh und abermals begannen sie ihr wüthendes Treiben mit neuer Heftigkeit. Endlich wie von einem panischen Schrecken ergriffen, stürzten sich alle, furchtbar brüllend, in das dunkelste Dickicht der Dschungel, und rauschten krachend wie ein Sturmwind durch die trockenen Bambus.

Der alte Stier allein hielt Stand, peitschte seine Seiten mit dem Schweife, riß mit den Hörnern die Erde auf und erhob ein Gebrüll, das meilenweit im Walde widerhallte. Mein Freund zielte auf die Stirn des Büffels und drückte los. Unmittelbar auf den Schuß folgte ein Krachen, als hätte die Kugel eine eiserne Platte getroffen; der Stier sank auf die Knie. Der Dschaggardar zog mit einem wilden Schreie sein Jagdmesser, und sprang auf ihn los; doch ehe er ihn erreichte, hatte der Stier von dem furchtbaren Schlage — denn die Kugel war vom Schädel abgeprallt und hatte ihn nur betäubt — sich erholt, und stürzte ihm im vollen Laufe entgegen. Schnell wie ein Gedanke schlüpfte der

behende Wilbe hinter einen Baum und schwang sich in die Nester. Mit verdoppelter Wuth wandte der Stier sich gegen meinen Freund. Dieser hatte sich zu seinem Empfange vorbereitet, er stand regungslos frei neben dem Baume, und im Momente, wo der Stier die Hörner senkte, um ihn in die Lüste zu schleudern, sprang er hinter den Stamm und jagte der Bestie, die in blindem Rasen vorbeisprengte, seine Kugel hinter der Schulter durch die Brust. Der Stier machte noch etwa hundert Schritte und stürzte stöhnend nieder, daß die Erde erzitterte. Noch einmal erhob er sich, und kam wankend mit steifer Schulter auf uns los; doch einige Schritte vor uns stürzte er über eine Wurzel. Eben wollte ich meinen letzten Schuß ihm zwischen die Hörner feuern, als mit lautem Gelächter unser Führer auf das zuckende Thier stieg, und mit seinem Jagdmesser ihm das Herz durchbohrte. »Es war ein tapferer Feind,« sagte mein Kamerad, indem er den Fuß auf den ungeheuern Körper setzte, und sich die dicken Schweifstropfen von der Stirn wischte.

G. S. Branden.

Indianische Gauklerkünste.

(Aus dem New York Minor.)

Indem ich nachstehendes Erlebnis erzähle (sagt der Verfasser Dr. D. Mitchell), muß ich gestehen, daß ich es beinahe ungerne thue; nicht als ob ich es der Aufmerksamkeit des Lesers unwerth achtete, sondern weil ich in den Verdacht zu kommen fürchte, daß ich der Leichtgläubigkeit des Lesers allzuviel aufzubürden suche, und was man das Privilegium der Reisenden nannte, allzu unbescheiden ausbeute. Ich bekenne im voraus, daß ich durchaus nicht begreifen kann, auf welche natürliche Ursache das erstauenswerthe Schauspiel, welches ich so eben erzählen will, sich gründe.

Es war im Sommer 1831, als wir am Missouri hinaufreisten. Nicht weit von einem Dorfe der Arickara-Indianer verloren wir während einer Nacht unsere Pferde, und sahen uns genöthigt, einige Tage an diesem Orte zurückzubleiben. Es war uns bekannt, daß die Arickaris herumstreifenden Weißen mehr Unbill zufügen, als irgend ein anderer Stamm am Missouri. Sie scheinen alle üblen Eigenschaften der Wilden zu haben, ohne eine einzige von deren guten. Man kann sich denken, wie unbehaglich wir unseren Lagerplatz in der Nähe ihres Hauptdorfes fanden, von wo aus wir jeden Augenblick eines Angriffs gewärtig seyn mußten, ohne die hinreichende Kraft, ihn zurückzuweisen. Nach langem Berathschlagen nahmen wir den Rath eines alten canadischen Jägers an, und beschloßen, mit unserm ganzen Gepäcke geraden Weges in das Dorf zu ziehen, und so lange wir hier verweilen mußten, inmitten des Stammes unsere Wohnung aufzuschlagen. Zu diesem kühnen Schritte ermuthigte uns besonders die Versicherung des alten Canadiers, es sei unerhört, daß jemals die Arickari's einem Manne, der sich in die Umgränzungen ihres Fleckens geflüchtet, etwas Leides zugefügt hätten, so blutdürstig sie auch im freien Felde waren*. Als Grund

* So fand auch Bonneville, daß die grausamen Crow-Indianer im Felsengebirge den, der sich vertrauensvoll in ihr Lager begibt, aufs herzlichste empfangen.

dieser Sitte gab er einen Aberglauben dieser Indianer an; sie wähen nämlich, daß der Geist eines im Lager Gemordeten allnächtlich wiedererscheine, und mit seinem Stöhnen und Schreien die Büffel verschuche.

Wir wurden in dem Dorfe mit mehr Höflichkeit aufgenommen, als wir erwartet hatten; ein Wigwam ward uns zur Wohnung angewiesen, und Lebensmittel erhielten wir im Ueberflusse! Nachdem wir uns gänzlich von den Mühseligkeiten der Reise erholt hatten, kam ein junger Mann zu uns, und theilte uns mit, daß eine Bande Bären — wie er sich ausdrückte, d. i. Aerzte bei diesen Wilden — Vorbereitungen zu einer Schaustellung ihrer Geschicklichkeit trafe. Er lud uns, wenn es uns gefällig sei, zu dieser Vorstellung ein. Da wir von den wunderbaren Kunststücken dieser indischen Aerzte oder Jongleurs manche unglaubliche Geschichte gehört hatten, kam uns die Einladung sehr erwünscht. Wir folgten also unserm Führer in die ärztliche Hütte, wo wir sechs Männer, in Bärenfelle gekleidet, in der Mitte des Gemaches in einem Kreise sitzen fanden. Ringsumher standen die Zuschauer, so gereiht, daß jeder freien Blick auf die Darsteller hatte. Sie machten unserer Gesellschaft höflich Platz und stellten uns dem Kreise so nahe, daß wir jeden Betrug, wenn irgend ein betrüglicher Handgriff angewandt worden wäre, entdecken mußten. Die Acteurs dieses Schauspiels, wenn ich sie so nennen darf, waren auf die groteskste Art bemalt, das Lächerliche und Furchterliche so seltsam verbindend, daß man bei ihrem Anblicke nicht wußte, sollte man lachen oder schandern. Nachdem sie einige Augenblicke in traurigem Schweigen gefessen waren, bat einer der Gaukler einen Jüngling, der gerade in seiner Nähe stand, von einer genau bezeichneten Stelle des nahen Flußufers ein wenig festern Thon zu bringen. Wir erfuhren dies durch einen alten Canadier, Namens Garrow, am Missouri wohlbekannt, welcher zugegen war, und uns als Dolmetsch diente. Bald darauf kam der Jüngling mit dem Thone zurück, und augenblicklich fing ein jeder dieser menschlichen Bären an, eine Anzahl kleiner Figuren, welche genau Büffel, Männern und Pferden, Bogen und Pfeilen glichen, zu kneten. Als sie von jeder Art neun Stück fertig hatten, wurden die Miniaturbüffel alle zusammen in eine Reihe gestellt, und die kleinen thönernen Jäger auf ihre Pferde gesetzt, Bogen und Pfeile ihnen in die Hände gedrückt, und sie in einer der ersten parallelen, etwa drei Fuß von ihr entfernten Linie aufgestellt. Ich muß gestehen, daß ich bis zu diesem Theile der Vorstellung sehr geneigt war, zu lachen, besonders wenn ich die komische Feierlichkeit betrachtete, mit der die Gaukler zu Werke gingen. Doch mein Spott verwandelte sich bald in Erstaunen, und selbst in Furcht durch das, was wir nun sahen.

Als Büffel und Reiter ganz in Ordnung standen, wandte sich einer der Jongleurs zu den thönernen Jägern und sprach: »Meine Kinder, ich weiß, ihr seid hungrig; es ist schon lange her, daß ihr das letzte Mal jagen waret. Macht euch nun an's Werk. Versucht es, und tödtet so viel ihr könnt. Weiße Männer sehen euch hier zu, die euch auslachen werden, wenn ihr keinen Büffel erlegt. Frisch! sehet ihr nicht, daß die Büffel schon Witterung von euch haben, und stufig werden?«

Begreifen Sie, wenn Sie können, unser Erstaunen,

als wir sahen, daß die kleinen Büffelfiguren, so wie das letzte Wort der Lippe des Sprechenden entschlüpft war, aufzuhren, sich umblickten, und in voller Hast wegrannten, und die liliputanischen Reiter mit ihren Thonbogen und Strohpfählen ihnen im gestrecktem Galopp folgten, daß sie mit ihren Pfeilen auf eine Entfernung von drei Schritten die Stiere trafen, und ihre Seiten durchbohrten. Einige dieser kleinen Thiere stürzten bald dem Anscheine nach todt nieder, doch zwei von ihnen rannten rings im Kreise umher, der fünfzehn bis zwanzig Fuß im Umfange haben mochte, und als sie endlich auch fielen, hatte der eine drei, der andere fünf Pfeile in der Seite stecken. Als alle Büffel da lagen, redete der Mann, der früher gesprochen hatte, abermals die Jäger an, und befahl ihnen, in das kleine Feuer zu reiten, das zu diesem Zwecke mitten im Gemache angezündet worden war. Kaum war dieser grausame Befehl gegeben, so sprengten die tapferen Reiter, ohne irgend ein Zeichen von Furcht oder Widerspenstigkeit, in einem scharfen Galopp vor, bis sie das Feuer erreicht hatten. Hier schrakten die Rosse zurück und bäumten sich. »Warum reitet ihr nicht hinein,« rief der Indianer in aufgebrachtem Tone. Die Reiter schlugen nun ihre Pferde mit den Bogen, und zwangen sie endlich doch ins Feuer, wo Kopf und Reiter niederstürzten und bald verbrannt waren. Die Gaukler sammelten nun auch die todtten Büffel, legten sie ebenfalls ins Feuer. Als Alles vollkommen trocken war, nahmen sie es heraus, und zerstampften es zu Staub! Hierauf hielt einer von ihnen eine lange Rede, welche unser Dolmetscher uns nicht übersetzen konnte, und endlich ward der Staub zur Deffnung der Hütte getragen, und in alle Winde verstreut. Ich war während der ganzen Vorstellung in der gespanntesten Aufmerksamkeit, in der Absicht, die Art zu entdecken, wie diese seltsame Täuschung ausgeführt wurde, doch konnte ich durchaus nichts entdecken, was mich auf die Spur geleitet hätte.

B. J.

Die Grönländer.

(Nach der Westminster Review.)

Einst bestanden isländische Kolonien auf der Ostküste von Grönland, welche jedoch seit vier Jahrhunderten spurlos verschwunden sind, ohne daß man selbst den Ort wüßte, wo sie einst lagen. Vergebens wurden zahlreiche Expeditionen gemacht, um die etwaigen Abkömmlinge und die Ueberreste jener Kolonien aufzufinden. Vor einigen Jahren erhielt Capitain Graah vom dänischen Staate denselben Auftrag. Er war nicht glücklicher, als seine Vorfahren; sein Reisebericht schildert jedoch Grönland und seine Einwohner, wie sie jetzt sind, und theilt manche bemerkenswerthe Notiz über Geographie und Naturgeschichte jenes Landes mit.

Der südlichste Punkt Grönlands, das Cap Farewell, liegt unter 59° n. B. Der nördlichste, bekannte Punkt der Ostküste, das Land Gale Hamkens, ungefähr unter 75° n. B. Daß Grönland eine Insel sei, ist bereits erwiesen; einige Engländer hielten es für eine Gruppe mehrerer großer Inseln. Capitain Graah widerlegt diese Ansicht. Die Ausdehnung des Landes gegen Nordost ist noch ganz unbekannt. Südlich vom 68° n. B. ist das Land eine einzige ungeheure Felsenmasse, die sich

2500 — 3000 Fuß über das Meer, also ziemlich hoch über die Schneelinie erhebt. Das Innere des Landes ist daher das ganze Jahr hindurch ein ununterbrochenes Schneefeld. Aus der Mitte dieser Ebenen erheben sich noch 1 — 2000 Fuß höher mehre Felsgipfel mit so steil abschüssigen Seiten, daß der Schnee auf ihnen nicht haften kann. Sie ragen wie schwarze Niesen aus der eisförmigen das Auge blendenden Schneefläche hervor. Auf der Ostküste erheben die Felsen sich fast unmittelbar aus dem Meere, so daß man an manchen Stellen kaum Platz hat, ein Zelt aufzuschlagen. Nur im Hintergrunde der vielen Baien, welche das Gestade zerreißen, findet sich bisweilen eine kleine Ebene. An der Westküste weicht das Felsgebirge weiter zurück, und die kleinen Baien bringen viel tiefer ins Land ein. Dies Verhältniß hat von jeher auf die Vertheilung der Bevölkerung eingewirkt. Alle dänischen Niederlassungen sind auf der Westküste und ihre Bevölkerung ist zehnmal stärker, als die der Ostküste. Jene ist fast immer zugänglich; um diese zieht sich ein unermeßlicher Eiswall her, in welcher nur manchmal anhaltende Stürme und Stromungen für kurze Zeit das Eisfeld zerreißen, und eine kleine Fahrbahn bilden. Bisweilen war selbst im Juli und August das ganze Meer zwischen Island und Grönland eine einzige starre Eismasse.

Die nördliche Lage Grönlands, seine hohe Erhebung über das Meer, die Eismassen, die es umgeben, lassen auf eine viel niedrigere Temperatur schließen, als es wirklich besitzt. Die Westküste ist nicht kälter, als europäische Gegenden unter demselben Breitengrade, z. B. Schweden, Finnland, St. Petersburg. Im Sommer hat man sogar recht heiße Tage und das hundertgradige Thermometer steht oft über 29°. Dagegen sinkt es freilich auch im Winter in der Discobai auf 34° und 30° unter Null. Die Ostküste ist verhältnißmäßig viel kälter. Doch selbst unter diesem unwirthlichen Himmel, auf diesem eisigen Boden, der fast jeglicher Vegetation ermangelt, leben noch Menschen; ja die Küste ist bis in den höchsten Norden hinauf von einer sehr spärlichen und kümmerlichen Population besetzt. Vom Cap Farewell bis zur Danebrog-Insel sind nicht über 480 Seelen, höher hinauf sind Menschen noch seltner, und sollen oft durch Hungersnoth dahin gebracht werden, einander zu tödten.

Wenn schon der Westgrönländer vom Eskimo sich unterscheidet, so ist dieser Unterschied beim Ostgrönländer noch auffallender. Sie sind nicht so stark und fleischig, wie die Eskimo's, ihr Kopf ist weniger abgeplattet, ihre Gesichtszüge sind schöner und ausdrucksvoller. Frauen und Kinder haben gewöhnlich kastanienbraunes Haar, und eine fast eben so weiße Haut, wie die Landleute in Norduropa. Doch schließt Capitain Graah daraus nicht, daß die Grönländer von alien europäischen Kolonien abstammen; im Gegentheile bemerkt er, daß ihre schlichten Haare, ihre etwas chinesischen Augen, ihre unverhältnißmäßig großen Hände und Füße, ihre Sitten und Gebräuche, und ihre Sprache ihnen mit ihren Nachbarn, den Eskimos, gleiche Abstammung zuweisen. Sie haben dicke, stark gebogene, schwarze Augenbraunen, und die Männer bemalen sich die Gegend unter den Augen im Sommer mit Lampenruß. Einige wenige tragen Schnurrbart und Kinntbart, die Mehrzahl rupft

sich die Barthaare aus, sobald sie zum Vorscheine kommen. Auf dem Kopfe tragen sie eine Binde, um ihr langes Haar nach hinten zu halten. Die Frauen verschlingen ihr Haar auf dem Scheitel zu einem Knoten, welchen sie in einen Ring von altem, schwarzem Kupfer stecken, oder mit einem schönen Bande, wenn sie eines bekommen können, schmücken. Ueberdies sind sie mit Sorgfalt auf den Händen, den Armen, dem Kinn und der Brust tätowirt. Der Capitain sah zwei Männer, die ebenfalls auf den Armen tätowirt waren. Die Frauen tragen in den Ohren einen kleinen, bleiernen Ohrring von dreieckiger Gestalt, von welchem eine Schnur von Glasperlen, eine Elle lang, herabhängt; eine ähnliche Schnur hängt ihnen von der Stirn bis auf die Brust herab. Die Kleider beider Geschlechter sind aus Seehundsfellen, und beinahe nach gleichem Schnitte gemacht, nur hat das Kleid der Frauen zwei Schöße, das der Männer nur einen. Es ist gewöhnlich von weißen Fellen, das Haar nach innen und sieht wie eine Jacke oder ein kurzes Hemde aus, nur ist es vorn geschlossen. Ueber diesem Kleide tragen die Männer, wenn sie auf das Meer oder auf das Eis gehen, ein zweites wasserdichtes aus Seehundsdärmen. Im Sommer in ihren Häusern, oder im Winter in ihren wohlgeheizten Eröhütten, tragen sie kein anderes Kleidungsstück, als kurze Beinkleider. Ihre Stiefel, deren Sohle die Form derer eines Stiefels hat, sind wasserdicht; die Stiefel der Frauen gleichen denen unserer schweren Reiterei. Bei festlichen Gelegenheiten sind sie weiß, über dem Knie mit einem Streifen Bärenpelz verbrämt. Alle ihre Kleider sind mit weißen Hundsober oder Seehundsfellen eingefast, die Kragen sind aus demselben oder aus Fuchs- oder Bärenpelz oder Rabensfedern. Da die Bewohner der Ostküste nicht, wie die der Westküste Gelegenheit haben, ihre Kleider gegen Kaffee und derlei Luxusartikel zu vertauschen, sind sie weit besser gekleidet, ausgenommen die ziemlich zahlreichen Waisen, die oft ganz nackt gehen.

Der Ostgrönländer verheirathet sich jung. Er wählt die Frau, deren Alter mit dem seinen am meisten übereinstimmt, ohne irgend eine Rücksicht auf Vermögen; denn selten bringt sie ihm eine andere Mitgift als die Kleider, die sie auf dem Leibe trägt, höchstens eine Lampe, einen Kessel, einige Nadeln und ein Messer.

Diese Naturphilosophen lassen unserer Civilisation die Berücksichtigung des Interesses; was sie suchen, ist Geschick zur Arbeit, Schönheit und Ehrbarkeit. Dagegen empfiehlt den jungen Grönländer beim schönen Geschlechte am besten die Geschicklichkeit im Seehundsfange. Selten heirathet ein Mann mehr als eine Frau. Einmal verheirathet, führen sie gewöhnlich gute Wirthschaft, da die Frauen sanfter und nachgiebiger, die Männer geneigter sind, die Lasten des Hauswesens zu übernehmen, als auf der Westküste. So glauben sich z. B. die Männer nicht zu erniedrigen, wenn sie die Seehunde, die sie gefangen haben, am Ufer hinschleppen; sie thun es im Gegentheil immer, tragen sie bis zur Hütte und helfen sie selbst zurichten. Eifersucht ist die einzige Leidenschaft, die mitunter den Hausfrieden stört, aber dann endigt gewöhnlich eine tüchtige Ohrfeige den Streit, oder wenn er ernsthafter wird, trennen sich die Gatten. Wenn die Sache so weit gekommen ist, runzelt der Mann die Augenbraunen und

geht, ohne zu sagen, wohin, für einige Tage hinaus ins Weite. Die Frau versteht sogleich, was er damit andeuten will, sie thut alles ihr Zugehörige in ein Bündel und zieht sich mit ihrer Habe und ihren Kindern zu ihren Eltern oder Freunden zurück. Die Ostgrönländer hegen für ihre Kinder eine außerordentliche Zärtlichkeit. Wehe dem, der eines dieser kleinen Murmelthiere zu züchtigen, ja ihm nur ein hartes Wort zu sagen wagte! Diese kleinen Scheusale zeichnen sich nur durch Häßlichkeit und Bosheit aus; sie schlagen und kratzen ihre Eltern, die sie niemals, besonders die Knaben nicht, bestrafen. Wer die Gunst der Alten sich schnell erwerben will, braucht nur die Kinder zu lieblosen. Sobald der Knabe sich auf den Beinen erhalten kann, schenkt sein Vater ihm einen Wurfspeer, den er nach dem Ziele schleudern lernt. Dadurch erhält er bald in dieser Leibesübung, die einst ihm und seiner Familie Lebensunterhalt verschaffen soll, Gewandtheit und Sicherheit. Später gibt er ihm einen Kajak und lehrt ihn gegen die Wellen ankämpfen, Vögel und endlich Seehunde fangen, deren Jagd einst seine Hauptbeschäftigung, seine reichste, fast einzige Hilfsquelle werden wird. Er nährt sich von ihrem Fleische und trinkt ihr Blut, aus ihrem Felle macht er seine Kleider, Zelte und Rähne; ihr Fett gewährt ihm Licht und Feuer, ihre Sehnen Zwirn und Tane, ihre Eingeweide Fensterscheiben und Vorhänge, ihre Knochen Pfeilspitzen und das Gestell seiner Schlitten. Es ist daher nicht zu verwundern, daß der Grönländer alle seine Aufmerksamkeit dieser Jagd zuwendet. Wenn der junge Grönländer zum ersten Male einen selbst erlegten Seehund ins väterliche Haus bringt, wird ein Familienfest gefeiert, zu welchem man alle Nachbarn einladet, und bei welchem der Jäger, dem Gebrauche gemäß, den ganzen Vorgang der Jagd erzählt; die Mädchen berathschlagen indessen, welche von ihnen seine Frau werden solle. Letztere sind bis zum Alter von 12 bis 13 Jahren beinahe sich selbst überlassen; sie spielen, tragen Wasser und warten die kleinen Kinder. Später müssen sie nähen, gärben, rudern oder auf die Haifischjagd gehen.

Trotz ihrer traurigen Lage sind die Grönländer doch fröhlich: Gesang und Tanz zum Tamburin sind ihre Hauptvergüßungen. Ihr Tanz besteht aus heftigen und seltsamen Sprüngen und Verdrehungen, ohne Anmuth, ohne Harmonie. Das Tamburin, welches ihn begleitet, ist ein hölzerner Ring mit einem Stiele, über welchen man eine mit Del wohlgetränkte Seehundshaut anspannt. Einer der Umstehenden nimmt dieses Instrument in die Linke, stellt sich in die Mitte eines Kreises, welchen die andern um ihn bilden, wirft sein Oberkleid ab und beginnt mit einem Stocke auf das Tamburin zu schlagen. Nach einem kurzen Ritornell singt er ein Lied aus dem Stegreife, dessen Gegenstand die Seehundsjagd oder jedes andere, sie interessirende Ereigniß ist. Die Versammlung wiederholt am Schluß jeder Strophe im Chor: eia, eia, eyah!

Die Eingebornen, welche am Balle theilnehmen, ziehen sorgfältig ihr Feierkleid an, und die Damen führen mit ebensoviel Selbstgefälligkeit ihre närrischen Sprünge aus, als unsere junge Welt ihren Galopp oder Walzer tanzt. Ubrigens haben die Bälle einen nützlichen Zweck, der unsern europäischen Salons fehlt.

Diese Versammlungen sind gewissermaßen Tribunale, vor welche alle, welche die Gesetze und Sitten des Landes verletzen, citirt werden, und den Tadel empfangen, den sie verdienen. Wenn ein Grönländer glaubt, sich über einen Landsmann zu beklagen zu haben, so fängt er damit an, ein Spottlied auf ihn zu machen, welches alle seine Freunde auswendig lernen. Hierauf läßt er die Einwohner des Ortes wissen, daß er die Sache ihrem Ausspruche unterwerfen wolle. Am festgesetzten Tage versammeln sich beide Parteien, jede mit ihren Anhängern und bilden einen Kreis. Der Kläger setzt tanzend und singend seine Klage auseinander, und bestrebt sich in seinem Vortrage den Gegner so lächerlich zu machen, als er kann. Dieser erhebt sich, und antwortet seinerseits tanzend und singend; der erste respektirt, und so wird so lange hin und her gesungen, bis von der einen oder der andern Seite man nichts mehr zu sagen weiß. Hierauf sprechen die Zuschauer das Urtheil, gegen das es keine Appellation gibt, und die Gegner gehen als so herzliche Freunde auseinander, als hätte nichts ihr gutes Einvernehmen gestört. Man wird schwerlich ein wirksameres Mittel, oder wenigstens ein den Sitten der Nation angemesseneres ersinnen können; denn nichts fürchtet der Grönländer mehr, als ein Ziel der Verachtung oder des Spottes seiner Landsleute zu werden. Auch ist es zu bedauern, daß die Missionäre auf der Westküste glaubten, diesen Tanz abschaffen zu müssen.

Die Grönländer haben keine Religion; sie kennen weder Gebete, noch Opfer, noch irgend einen religiösen Gebrauch; indess glauben sie doch an das Daseyn gewisser überirdischer Wesen. Das höchste und mächtigste dieser Wesen ist Torngarsuk, welcher, wie sie glauben, unter der Erde wohnt, und den sie bald unter der Gestalt eines Bären, bald unter der eines Mannes mit einem Arme, bald unter menschlicher Gestalt, aber nicht länger als ein Finger, darstellen. An diese Gottheit wenden sich die Angeckoks (Zauberer oder Priester) um Rath, wenn ein Grönländer krank wird oder in ein anderes Unglück fällt. Außer diesem guten Geiste, der für jedermann, die Angeckoks ausgenommen, unsichtbar ist, gibt es noch mehre andere, minder mächtige. Es sind die Geister des Feuers, des Wassers, der Luft u. s. w., welche ihnen durch Vermittelung des Angeckoks kund geben, was sie zu thun oder zu meiden haben, um glücklich zu werden. Außerdem hat jeder Angeckok noch seinen Hausgeist, den er beschwört und wie ein Drafel zu Rathe zieht. Während der Reise des Capitain Graah war ein Grönländer Namens Ernenek mehre Tage abwesend gewesen, und man wollte wissen, ob er lebend oder todt sei. Vergebens hatte man ihn in allen Schluchten gesucht, und seine Frauen nahmen in ihrer Unruhe endlich Zuflucht zu einem Angeckok von Nukar-bik, welcher versprach, sie zu beruhigen. Abends kam er in ihre Hütte und ließ, ehe er seine Beschwörungen begann, das Licht auslöschen und die Fenster mit Fellen verhängen; denn Dunkelheit ist eine zum Erfolge unumgänglich nöthige Bedingung. Hierauf legte er sich auf den Boden, nahe einem, ganz trocknen Seehundsfell, welches dort aufgehängt worden war, und fing an es zu schlagen, das Tamburin zu spielen und zu singen. Sein Gesang wurde von Zeit zu Zeit durch das Geschrei:



STRASSE VON ALCALÁ MADRID.

Verlag v. G. Haas & Söhne.

goie, goie, goie, goie unterbrochen, welches bald aus diesem, bald aus jenem Winkel der Hütte zu kommen schien. Nach einigen Augenblicken herrschte tiefes Schweigen und man hörte nur noch den Angeckof tief athmen, und stöhnen, als ob er mit jemand Stärkerem ringe. Abermals ließ sich ein Ton, dem der Castagnetten ähnlich, abermals eine Wiederholung des Gesanges und desselben Schreies, goie, goie, goie, vernehmen. Auf diese Weise verlief eine ganze Stunde, ehe der Angeckof den Torngat zwingen konnte, auf seinen Ruf sich zu stellen. Am Ende kam er doch, und seine Ankunft verkündigte ein seltsames Geräusch, ähnlich dem, welches ein großer Vogel, auf das Dach der Hütte fliegend, gemacht haben würde. Der Angeckof, immer singend, legte ihm die Fragen vor, die Antworten kamen von einer fremden Stimme, welche vom Eingange, in dessen Nähe der Angeckof sich niedergelegt hatte, herklang. Diese Antworten waren in einem Drakelstyle, so daß die Frauen deutlichere und bestimmtere verlangten. Hierauf kündigte er ihnen an, daß ihr Mann lebend und gesund sei, und bald nach Hause kommen würde. Die Lampen wurden nun wieder angezündet, und wir sahen im Gesichte des Angeckofs den Ausdruck des tiefsten Schreckens. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte er durch einen andern Angeckof Nachrichten von Ernek erhalten; denn in der That erschien dieser bald darauf wieder in seinem Hause, gesund und wohl, aber von Anstrengungen ganz erschöpft.

Das Volk glaubt, daß die Sonne, der Mond und einige Sterne eigentlich Grönländer seien, die einst zum Himmel hinaufstiegen. Wenn sie eine Mondfinsterniß sehen, glauben sie, daß dieses Gestirn die Zeit benütze, um auf die Erde herabzusteigen, in ihre Häuser zu kommen und dort in allen Winkeln nach Fellen und Nahrungsmitteln zu suchen. Sie verbergen darum, sobald sie eine Mondfinsterniß bemerken, alles was sie besitzen, mit größter Sorgfalt, und machen so viel Lärm, als sie können, um dem ungebetenem Gaste Furcht einzujagen, und ihn von ihrer Hütte zu vertreiben. Wenn sie zur Zeit einer Hungersnoth einen Seehund fangen, vergessen sie nicht, einen Theil seiner Eingeweide und alle seine Knochen wieder in die See zu werfen, um die Seehundkönigin zu versöhnen und sich geneigt zu machen. Diese mächtige Frau trug einst die Disco-Insel vom Baalflusse, wo sie sonst lag, hundert Meilen weit an ihren jetzigen Ort. Sie wohnt in einem ungeheuren Hause auf dem Meeresgrunde, welches von einer zahlreichen Leibwache von Seehunden umgeben und bewacht ist. Seevögel schwimmen in dem Fischthraner ihrer Lampen, und alle Bewohner der Tiefen sind, von ihrer Schönheit gebannt, um sie her versammelt, ohne sie jemals verlassen zu können. Der Angeckof allein kann diesen Zauber lösen, indem er sie bei den Haaren ergreift, und ihren Kopfschmuck ihr entreißt. Wenn also die Seehunde felten werden, wenden die Grönländer sich an einen Angeckof, um die Macht, die sie in den Meeres-tiefen zurück hält, zu überwältigen.

Wenn ein Grönländer krank wird, sind die Angeckofs auch seine Aerzte, und gewöhnlich nähert er sich auch schnell dem Tode. In diesem Falle erlangen seine Frauen und Kinder nach dem ersten Schrecken bald wieder ihre gewohnte Fassung. Die Frauen werfen Klei-

der, Betten, Felle, Borräthe zum Hause hinaus, als gälte es, sie schnell aus einer Feuersbrunst zu retten; während die Männer der Nachbarschaft sich einer nach dem Andern dem Bette nahen, dem Kranken ins Gesicht sehen und mit schrecklichem Geschrei sich entfernen. Man zieht dem Sterbenden seine besten Kleider an, deckt das schönste Fell als Bahrtuch über ihn und öffnet das Fenster, zu welchem er hinausgeschoben werden muß. Die Grönländer haben eine solche Scheu vor Todten, daß sie, um nur keine Leiche berühren zu müssen, Sterbende, ehe sie noch den letzten Athemzug gethan, ja selbst Kranke, die lange mit dem Tode ringen, lebendig im Schnee begraben.

B. Gutt.

Madrid.

(Mit einem Stahlstiche: Die Alcalá-Strasse.)

Wenn der Reisende auf der großen nördlichen Straße von Segovia über den Abhang des Guadarama-Gebirges herabfährt, breitet sich vor seinen Blicken eine weite röthliche Fläche aus, auf der gegen Süden die emporragenden Kuppeln und Thürme der Hauptstadt scharf am klaren, glänzenden Himmel sich abzeichnen. Wenn man aber zu dieser Ebene herabsteigt, zeigt sie sich nicht durchaus flach, sondern von Thalseinfenkungen hie und da durchzogen, mit großen Granitblöcken überstreut und fast ohne Vegetation. Das ärmliche Aussehen der Dörfer, welche auf dieser Fläche zerstreut liegen, läßt nichts weniger, als eine große glänzende Hauptstadt erwarten. Indessen wird die Landstraße lebendiger, je mehr man der Stadt sich nähert. Lange Züge schwer bepachter Maulthiere, Kärnerwagen, kolossale Postkutschen, von raschen Maulthieren gezogen, begegnen dem Reisenden. Endlich erblickt er die Puerta de Alcalá, welche sich prachtvoll aus der öden Wüste, die bis an die Mauern der Hauptstadt sich ausbreitet, erhebt. Dieser großartige Bau hat fünf Pforten, drei bogenförmige in der Mitte, eine kleinere viereckige auf jeder Seite. Stolz erhebt sich die ganze, reich verzierte Masse in Form eines römischen Triumphbogens bis zu einer Höhe von sechzig Fuß. Durch dieses Thor tritt man in die Alcalástraße, eine der längsten, jedenfalls die breiteste und schönste Straße Madrids; eine so imposante Avenue, wie kaum eine andere europäische Stadt aufweisen kann. Am Thore ist die Alcalá-Strasse gegen 300 Schuh breit, wird allmählig enger, jedoch immer noch so, daß zehn Kutschen neben einander fahren können. Endlich läuft sie auf den Platz Puerta del Sol (Sonmenthor, weil, als die Stadt noch kleiner war, hier ein Thor stand), fast fünfmal so eng aus, als sie beim Alcalá-Thore war. Stattliche Gebäude schließen diese Gasse auf beiden Seiten ein, obgleich kein einziges, außer der Aduana (dem Zollhause) und allenfalls dem naturhistorischen Museum und der Akademie der schönen Künste, schön genannt zu werden verdient. Ueberhaupt verliert sich der erste prächtige Eindruck, den Madrid auf den von Norden Ankommenden macht, sehr bald; da es durchaus sowohl an vollendet schönen Baudenkmalen neuerer Zeit, als an geschichtlich merkwürdigen Bauten aus frühern Jahrhunderten fehlt. Auch sind die Straßen, die Alcalá-Strasse und die fünf Hauptstraßen, welche auf die Puerta del Sol ausmünden, meist unansehnlich und enge.

In Spanien, wie im südlichen Europa überhaupt, verbringt das Volk den größten Theil des Tages unter freiem Himmel, auf Plätzen und Gassen. In Madrid sind es besonders die Puerta del Sol und die Alcala-Straße, welche der Sammelplatz nicht nur des Volkes, sondern selbst der gebildeten Welt sind. Namentlich ist die Puerta del Sol das Rendezvous der höhern und mittlern Klassen. In mannichfachen Gruppen finden sich hier alle zusammen, die Geschäfte abzumachen, Briefe zu schreiben und zu empfangen (denn das Postgebäude liegt an diesem Place und in jedem Winkel haben Escríbanos ihre tragbaren Kanzleien aufgeschlagen), oder überhaupt nur Zeit zu tödten haben. Letztere, die zahlreichste Klasse, finden in den vorüberfahrenden Carossen Befriedigung ihrer Neugier. Berüchtigt ist die Puerta del Sol als Sammelplatz politischer Schwärmer und Kannegießer und in der That findet man sie mit ihren leeren Weltverbesserungsphrasen hier häufiger als an irgend einem andern Ort der Welt. Ein Haufen Blinder, welche aus den am Place liegenden Druckereien Pamphlets und politische Broschüren herumtragen, geben ihnen willkommenen Stoff zu Raisonnements. Charakteristisch ist die Staffage unserer Abbildung von der oben erwähnten Alcala-Straße. Im Vordergrund sehen wir ein paar Lastträger (mozos de cordel) Siesta halten und in behaglicher Ruhe einen Auftrag erwarten. Am schönen Brunnen zeigen sich zwei Gruppen Wasserträger (aguadores). Erstere wie letztere sind meist aus der Provinz Galicien (weßhalb sie den gemeinsamen Namen Gallegos tragen), ein kräftiger, derber Schlag, dessen Treue, Ehrlichkeit, Sparsamkeit, Gutmüthigkeit und Fleiß sprüchwörtlich geworden ist. In ihrer eigenthümlichen Tracht, mit ihrer charakteristischen Physiognomie und ihrem breiten Dialekte beleben sie, unter lautem Lachen und handgreiflichen Späßen die Hauptplätze und Straßen Madrids, hauptsächlich jenen erwähnten Gewerben nachgehend, nebenbei aber auch jeden kleinen Auftrag verrichtend, bei welchem sich ein Paar Realen verdienen lassen. In der Mitte der Straße hält eine lange Reihe großer, altväterischer Miethkutschen, deren Lenker, der schlanke, gewandte, andalusische Galetero, das gerade Gegenpiel vom schwerfälligen Gallego, bald mit einem Strome des übertriebensten Lobes seine Kutsche anbietet, bald Vorübergehende oder seine Gefährten zum Ziele seiner beißenden Witze macht, bald einem vorüber schlüpfenden Dienstmädchen im Fluge ein Duzend zierlicher Schmeicheleien und eine Liebeserklärung nachruft. Die ganze Stadt erschallt vom tausendstimmigen, mannichfaltigen Geschrei der Ausrufer, und ist hier vom Gedränge der fashionablen Welt, dort von den Männern der niedrigeren Volksklasse mit ihren braunen Mänteln und breitkrämpigen Hüten belebt.

So überraschend und neu für den Fremden auch dieses Leben und Treiben auf den Straßen ist, so wenig rechtfertigt, wie gesagt, die Stadt seine Erwartungen nach dem prächtigen Ueberblick aus der Ferne und nach der großartigen Einfahrt von der Nordseite her in Bestreiff der Bauart. Madrid, obgleich alt, hat doch weder das charakteristische und malerische Gepräge anderer Städte aus dem Mittelalter, noch einzelne durch architektonische Schönheit besonders ausgezeichnete Bauwerke. Die zahlreichen Kirchen und Klöster, die Mehrzahl der

öffentlichen Gebäude und ein großer Theil der ansehnlicheren Privatgebäude sind in dem geschmacklosen, überladenen, verschörkelten Style erbaut, den man bald den jesuitischen, bald den neuitalienischen genannt hat. Die Mängel der Bauart werden durch den grellen Anstrich der meisten Gebäude noch auffällender. Charakterlosigkeit und Anhäufung schwerfälliger Masse sind die Grundzüge der Architektur Madrids. Die wenigen, in einem edleren Style erbauten Gebäude machen die Mängel der größern Anzahl nur auffällender und fühlbarer. Unter diesen ausgezeichneteren Gebäuden ist zuerst das königliche Schloß anzuführen, welches unter allen europäischen Residenzen vielleicht die großartigste und würdigste ist. Es bildet ein regelmäßiges Viereck, jede Seite 404 Fuß lang, 86 Fuß hoch. An jeder der vier Ecken und in der Mitte der Vorderseite hat es einen Vorsprung. An der Vorderseite führen fünf große Thore in den sehr geräumigen, von einer schönen Säulenhalle rings umgebenen Schloßhof. Das Gebäude ist nach dem großen Brande 1734 sehr solid, mit gewaltigen Mauern und colossalen Gewölben, ganz ohne Holz errichtet. Die breite prächtige Treppe, welche in die obere Stockwerke führt, ist von schwarzlichem Marmor. Prächtig verziert sind der Gesandtschaftssaal de los Reynos und die Schloßcapelle, letztere mit einer außerordentlichen Sammlung von Kostbarkeiten. In den Zimmern des Schlosses ist eine unschätzbare Gemaldesammlung vertheilt, lauter Werke der größten Meister der italienischen und niederländischen Schule, und der nicht minder großen Spanier Murillo, Velasquez, Cano, Zurbaran u. s. w.

In neuester Zeit bot die englische Regierung für die ganze Sammlung der spanischen Nation fünf Millionen Pfund Sterling, der Verkauf wurde aber entschieden abgelehnt. — Nach dem Schlosse sind noch zu erwähnen: der Gerichtspalast, ein großes Gebäude von einfachen und schönen Verhältnissen; das Zollhaus, das Museum und das Thor von Toledo. — Die Kirchen zu Madrid stehen an ausgezeichnete Bauart, an Reichthum der Ausschmückung und Gegenständen der Kunst weit denen der Provinzen nach. Wenn man einige Grabmäler in der Hieronymus-Kirche, die aus verschiedenfarbigem Marmor erbaute de la incarnation, in der las Salesas den Altar mit grünen Marmorsäulen und vergoldeten Broncecapitälen und das Altarblatt von Mengs in der des heiligen Isidor, des Schutzpatrons von Madrid, gesehen hat; so wird man keine Sehenswürdigkeit, welche die Menge von Kirchen bieten könnte, übergangen haben.

An wissenschaftlichen Anstalten ist Madrid reich, wenn sie auch der Sache nach wenig leisten. Besondere Auszeichnung verdienen: das Museum der Naturgeschichte, mit einer ausgezeichneten Mineraliensammlung und dem an Seltenheiten reichen botanischen Garten; das Conservatorium der Künste und Handwerke (ein Polytechnicum); die Schule der Pharmacie; das herrliche Institut zum heil. Isidor, eine Art Universität mit 16 Professoren; die Sternwarte; die königliche Bibliothek, eine der reichsten Europa's; die Schule der Ingenieure, der praktischen Arzneiwissenschaft, und endlich 13 Akademien oder gelehrte Gesellschaften, unter welchen sich die Akademie der schönen Künste (mit ihrem Museum und dessen herrlicher Gemaldesammlung von 2000 Nummern, vielleicht

der schönsten in der Welt), die der spanischen Sprache und Geschichte, und die der Medicin auszeichnen. — Manches industrielle Unternehmen besteht zu Madrid, doch bei dem verkehrten Systeme der Regierung und den ewigen Unruhen steht keines in besonderer Blüthe, oder könnte sich mit den catalonischen Fabriken in Konkurrenz stellen.

Madrid, früher Magrit genannt, war zu den Zeiten des Gothenreiches nur ein unbedeutendes Dorf. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erscheint es als Stadt (Villa, 1109 von den Mauren geplündert, gegen 1300 von einem Erdbeben zerstört, von Heinrich II. wieder aufgebaut) mit einem königlichen Schlosse (Alcazar, angeblich von Alphons von Castilien, dem Zeitgenossen des Sid gebaut) und seine Bewohner gehörten zu den tapfersten Streichern der Communitas. Jetzt hat die Stadt $3\frac{1}{2}$ Stunde im Umfange, zählt 15 Thore, 506 Straßen, 42 Plätze, 7400 Häuser, 77 Kirchen, 62 Klöster u. s. w. Unter den Plätzen ist nebst der erwähnten sternförmigen Puerta del Sol mit ihrem schönen, runden Brunnen, noch die Plaza mayor in der Mitte der Stadt anzuführen, ein großes, längliches Viereck, von Arkaden umgeben, der volkreichste, lebhafteste Platz Madrids, der Mittelpunkt des Geschäftslebens und des Detailhandels. Alle Häuser, welche diesen Platz umgeben, etwa fünf-hundert an der Zahl, sehen sich ganz gleich, haben jedes fünf gleiche Stockwerke, die Fenster in einer Linie, sind alle mit eisernen Balkonen derselben Art versehen. Die einzige Ausnahme ist die casa real de la Penaderia, mit dorischen Säulen und dem spanischen Wappen geschmückt, von wo aus der Hof feierlichen Aufzügen, Volksfesten u. dgl. zusieht. — Die Straßen sind mit kleinen scharfen Kieselsteinen gepflastert, welche das Gehen sehr unbequem machen, da die Seitentrottoirs längs der Häuser nur für eine Person Breite genug haben. Doch werden die Straßen, was in einer südlichen Stadt selten genug ist, sehr reinlich gehalten. Auch die Straßenbeleuchtung ist sehr gut. Ueber den Manzanares führt eine sehr stattliche Brücke; freilich hat das Flußbett im Sommer mehr Kies als Wasser, und man begreift die Nothwendigkeit eines so großartigen Baues nicht; im Frühlinge aber, wo der Fluß den Schnee vom Guadarama-Gebirge bringt, oder nach anhaltenden Regengüssen schwillt er an, ja oft tritt er über sein breites Bett aus. — Madrid liegt fast in der Mitte Spaniens auf einer Hochebene, fast 1400 Fuß über dem mittelländischen Meere. Das Wetter ist daher hier fast immer trocken, der Himmel heiter, aber die Luft hat etwas Scharfes und Schneidendes, und kann schwächlichen Naturen selbst gefährlich werden. Während der brennendsten Hitze im Sommer, fühlt man, wenn man in den Schatten tritt, oft einen plötzlichen Schauer. Das Sprichwort mag nicht Unrecht haben, welches sagt: daß in Madrid die Luft kein Licht, aber das Leben ausbläst. Fremde müssen sich daher in Acht nehmen; man empfiehlt, eine lederne Jacke auf dem bloßen Leibe zu tragen, was um so behaglicher ist, als gegen die manchmal ganz empfindliche Kälte durchaus keine Vorkehrung getroffen ist. Ofen kennt man in Madrid nicht, ihre Stelle vertreten Kohlenbecken, welche Kopf und Brust angreifen.

Die Zahl der Bevölkerung hat zwar gegen früher

sehr abgenommen, doch mag sie mit Einschluß der Besatzung noch immer an 150000 Menschen betragen. In den höhern Ständen begegnet man nur den abgeschliffenen Charakteren der modernen Civilisation, der mittlere und der untere Stand haben ganz ihr kräftiges, nationales Gepräge bewahrt. Auffallend ist in Madrid der Mangel an öffentlichen Belustigungen. Concerte, Bälle, Casino's u. dgl. sind hier fast ganz unbekannt. Ihre Stelle vertreten die Tertulia's, Abendgesellschaften, den italienischen conversazioni ähnlich, wo die Freunde des Hauses sich ohne Zwang und Ceremonie bei einem Glase Eiswasser, höchstens einer Tasse Chocolate, die nur auf eigenes Verlangen gereicht wird, zu einer traulichen Unterredung, bisweilen mit Musik und Tanz der jungen Leute, versammeln. Auffallend ist bei den Spaniern die Neigung zum Spaziergehen; jedes Städtchen, ja jedes Dorf hat seinen paseo, und wäre es nur ein geebener Feldweg mit einer schattigen Allee. Es kann also nicht befremden, wenn wir sehen, wie glänzend und besucht die Gärten bei Madrid, insbesondere der Lieblingsspaziergang, der Prado ist. Dieser fängt beim Kloster von Atocha an, und geht bis zum Alcala-Thore, eine Strecke von siebenthalb tausend Fuß, in der Mitte von einer breiten Hauptallee für Wagen und Reiter, und zwei Seitenalleen für Fußgänger durchschnitten. Hin und wieder werden diese Alleen von andern Baumgängen und Parthien durchschnitten, zum Theil von ihnen durch breite, freie Plätze getrennt, auf welchen man mit unbedecktem Haupte umherspaziert. Diese Plätze sind mit Stühlen und steinernen Bänken versehen, mit großen marmornen Springbrunnen und Statuen verschönert. Eine schöne Aussicht bietet das königliche Lustschloß Buen Retiro und der botanische Garten. Alltäglich nach der Siesta füllt sich die mittlere Allee mit einer langen Reihe der glänzendsten Equipagen, welche im langsamen Vorrücken ihren schönen Herrinnen Gelegenheit geben, zu sehen, und im reichen Glanze ihres Putzes von den Elegants, die auf stolzen Andalusiern vorbeisprengen, gesehen zu werden.

Der Theater gibt es in Madrid drei. Zwei derselben sind dem spanischen Nationaltheater, eines ist der Oper bestimmt. Auf ersteren sieht man bei der jetzigen Verarmung der spanischen Literatur größtentheils aus dem Französischen übersetzte Vaudevilles und Lustspiele, wo es thunlich ist, mit eingelegten Tänzen, denn den Tanz lieben die Spanier leidenschaftlich. Jedem längern Stücke folgt eine kleine einaktige Saynete oder Posse, größtentheils höchst ergötzlich, von leichter Erfindung, aber frischer Laune und lebendigem, treffendem Dialoge. In allen Zwischenakten wird getanzt, gewöhnlich der Fandango oder Bolero. Die Oper gibt viermal in der Woche italienische Opern und Ballets. Hier ist Rossini unbeschränkter Herr des Repertoirs. Der Besuch der Oper ist nicht sehr zahlreich, sie nimmt in jeder Vorstellung etwa 400 — 450 Gulden ein, und wäre bei ihren kostspieligen Auslagen schon längst eingegangen, wenn nicht einige Große sie als unentbehrliche Modesache ansähen, und das Deficit aus ihren Kassen deckten.

Weit populärer als die Schauspiele und Opern sind die Stiergefächte, welche in einem großen Amphitheater vor dem Alcala-Thore abgehalten werden. Es ist hier nicht der Ort, diese so charakteristische und lebens-

volle Volksbelustigung zu beschreiben, welche so im spanischen Nationalleben festgewurzelt ist, daß die Cortes in kurzer Zeit sich genöthigt sahen, ihr Verbot der Stiergefecht zurückzunehmen. **B. Floriani.**

Die Bewohner von Malabar.

(Aus dem Oriental annual, Jahrgang 1838.)

Malabar war eine der letzten Gegenden, welche die mohamedanischen Waffen sich unterwarfen. Bis zum Jahre 1766 wurde es von eingebornen Fürsten beherrscht. In jenem Jahre fiel es in die Gewalt Hyder Ali's. Die ursprünglichen Sitten und Gebräuche konnten sich daher hier in größerer Reinheit erhalten, als in irgend einem andern Theile Indiens. Obgleich im letzten halben Jahrhundert die Zahl der Mahomedaner sich sehr vermehrte, ist sie doch noch immer weit geringer, als die der Hindus, welche von den kriegerischen Eroberern in ihren altherkömmlichen Gebräuchen gar nicht gestört wurden.

Die eingeborne Bevölkerung Malabars ist in fünf Kasten getheilt: Braminen, Nairs, Liars, Malears und Poliar. Die Ersten sind der geheiligte Stand; die Nairs bilden größtentheils den Kriegerstand — obgleich auch zahlreiche Ausnahmen von Nairs vorkamen, die sich mit dem Handel oder mit verschiedenen häuslichen Gewerben beschäftigten. Die Liars sind die Landbebauer. Die Malears, die niedrigste Kaste, sind meist Musikanten und Gaukler, und ein verworfenes Geschlecht, ganz gewohnt »einen Mann todt zu beschwören,« d. h. Jemanden zu vergiften. Die Poliar sind Sklaven, die an die Scholle gefesselt sind. Das System der Entfernungen der verschiedenen Kasten ist Folgendes: Der Nair darf sich dem Braminen nahen, doch nicht ihn berühren, der Liar muß 36 Ellen von ihm entfernt bleiben, der Poliar 96 Schritte. Der Liar muß sich 12 Schritte vom Nair fern halten, der Poliar noch 3 oder 4 Schritte weiter. Selbst dem Malear darf der Poliar nicht nahe kommen. Wenn er mit einem von den höhern Kasten zu sprechen hat, muß er in der oben angegebenen Entfernung stehen bleiben, und ihm sein Begehren zuzurufen. — In keiner indischen Provinz wird mit so bigottem und unnachlässigem Eifer auf die strengste Kastenabsonderung gehalten, als in Malabar; unstreitig wegen des Mangels an Verkehr mit Fremden bis zu Hyder Ali's Eroberung. Diese brachte auf einmal die Kasten in nähere Berührung mit einander und brach zum Theile die hartnäckigen Vorurtheile, die einst dort herrschten, und in den inneren Theilen des Landes noch herrschen; an der Küste nähert das Interesse, der mächtigste Talisman, die Individuen einander trotz fanatischer Vorurtheile.

Die Nairs von Malabar sind bloße Subras, die in Wirklichkeit erst die dritte der großen socialen Klassen unter der Hindu-Bevölkerung ausmachen; aber in dem südlichen Theile der Küste steht zwischen ihnen und den Braminen keine besondere Kaste. Sie machen alle durch ihre Geburt Anspruch auf den Kriegerstand, obgleich sie ohne Anstand jedes Gewerbe ergreifen, durch welches sie ihre Vermögensumstände verbessern können. Doch gibt es auch unter ihnen noch Abstufungen; die Aristokratie

unter diesen bilden die Köche, da das Hindu-Ritual vorschreibt, daß jedermann nur Speisen esse, die von einem Manne höhern Ranges, als er, bereitet wurde. Das Amt eines Koches wird daher in Indien in besonderm Ansehen gehalten.

Aus der Klasse der Nairen wird das Heer ausgehoben, welches unter dem Befehle kleiner Fürsten, die sich den Titel Radscha beilegen, steht. Vor ihrer Unterwerfung 1776 war eben so groß, als ihre Untwürdigkeit gegen ihre Obern, ihre Annäherung gegen die niedern Kasten. Ein Nair zog augenblicklich das Schwert und tödtete einen von niederer Kaste, wenn dieser zufällig ihn berührte. Bei den einheimischen Behörden galt dies für eine That der Wiedervergeltung und ging ungestraft vorüber. Ein Poliar war den schrecklichsten Strafen ausgesetzt, wenn er nicht, sobald er einen Nair von weitem kommen sah, umkehrte, damit nicht sein Schatten den Weg des Reinen beslecke.

Die Nairs heirathen schon im zehnten Jahre, und von dieser Zeit an ist den Weibern volle Freiheit gestattet. Diese sind aber auch höchst ausschweifend und besonders dem Trunke ergeben.

Die Liars dagegen, welche einen großen Theil der Bevölkerung dieser Gegenden bilden, sind äußerst thätige, gewerbsame und anständige Leute; ihre Sitten stehen weit über denen der niedern Klassen der Hindus. Sie tragen wenig Kleider, doch sind sie so reinlich, daß Hautkrankheiten unter ihnen sehr selten sind; der Ausfuß ist fast ganz unbekannt, ausgenommen unter den elenden Poliar, die von den verworfensten Nahrungsmitteln leben, und oft mit dem Alligator, dem Geier und dem Schakal das Laß theilen, welches kein anderes Thier verschlingen will. Die Liar-Frauen sind außerordentlich schön, sie werden vielleicht von den Frauen keines Stammes auf Erden an Schönheit der Züge und Ebenmaß des Baues übertroffen. Sie sind von entgegen-gesetztem Charakter, wie die Nair-Frauen, sehr strenge in Befolgung ihrer häuslichen Pflichten.

Die Malears sind ein durchaus verwerflicher Pöbel, und streichen als Bettelmusikanten, Gaukler und »Beschwörer« im Lande umher. Wenn Jemand eine Person gern aus dem Wege räumen möchte, wendet er sich an einen dieser Gaukler, welcher gewöhnlich dem Bezeichneten Gift beizubringen, und den Glauben zu verbreiten weiß, daß er durch übernatürlichen Einfluß ihn getödtet habe. Das wird auch so allgemein geglaubt, daß die einheimischen Behörden sich selten die Mühe geben, wenn nicht ihr persönlicher Vortheil im Spiele ist, einem solchen Falle nachzuforschen. Vor ungefähr 30 Jahren kam ein ähnlicher Fall in der Nachbarschaft von Telli-chery vor, welcher damals viel Aufsehen machte, aber bald wieder vergessen wurde, da derlei Vorfälle die Ruhe der Hindus und Mohamedaner nicht sehr stören.

Ein reicher Portugiese hatte sich den Groll eines ausschweifenden Nair dadurch zugezogen, daß er ihn öfter an eine große Spielschuld mahnte, die dieser nicht zahlen konnte oder wollte, und endlich gar mit einem rechtlichen Vorgange drohte. Da der Nair sah, daß die Sache ernsthaft wurde, wendete er sich an einen reisenden Gaukler, um die Sache in gewohnter Weise in der Stille abzuthun. Für die Summe von 250 Rupien (1 Rupie ist 1 fl. C. M.) unternahm es der Malear

ohne Anstand, den Portugiesen binnen vier und zwanzig Stunden aus der Welt zu schaffen. Der Handel wurde geschlossen, das Geld bezahlt, und am Abende des folgenden Tages trieben die Wellen die aufgedunsene Leiche des Portugiesen ans Gestade. Die Verwandten des Ermordeten hatten hinreichenden Einfluß, um eine strenge Untersuchung zu veranlassen. Der Nair, auf welchen man Verdacht geworfen hatte, wurde augenblicklich ergriffen, und vor Gericht gestellt. Dieses wurde durch ein reiches Geschenk zu seiner Schuldigkeit bestochen, und der Nair nannte endlich den Malear als unmittelbaren Mörder. Dieser ward denn auch gefangen, und vor die Schranken gebracht. Aber er läugnete die That so hartnäckig und unbefangen, und drohte so sehr, daß er seine Richter mit seiner übernatürlichen Kraft verfolgen wolle, wenn man ihn nicht augenblicklich frei ließe, daß die furchtsamen Richter nichts Besseres zu thun wußten, als ihn laufen zu lassen. Nichtsdestoweniger sahen sich die Verwandten des Getödteten unvermuthet gerächt: zwei Tage später fand man den Nair ermordet am See-strande. So hatte der Malear den Verrath vor dem Gerichte dem Treulosen vergolten. **B.**

Der Verkehr und seine Wege in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Über kein Land hat sich die Menge des Materials — und zwar des gründlichsten und umfassendsten — so gehäuft, als über die Vereinstaaften von Nordamerika. Insbesondere sind es drei literarische Erscheinungen, welche aus der Masse von Briefen für Journale, Klatschenden tours nach Art der Mrs. Trollope (meistens gehören in diese Kategorie Engländer, neuerlichst z. B. Mrs. Martineau), Rathschlägen für Auswanderer und derlei Ephemeriden hervorrage: die in diesen Blättern vorläufig schon besprochenen »Lettres sur l'Amérique du Nord« von Michel Chevalier, ferner Ramon de la Sagra's (eines Spaniers, der nach zwölfjährigem Aufenthalt auf der Insel Cuba in wichtigen Stellungen und mit den ausgezeichnetsten Verdiensten, eine Reise durch die Vereinstaaften machte) »Cinq mois aux États-Unis« fünf Monate in den vereinigten Staaten, und endlich Franz Grund's »Amerikaner in ihren moralischen u. Verhältnissen,« welches die zwölfte Lieferung der Reisebeschreibungen zum Auslande bildet. Unter diesen drei Bewerbern gebührt der deutschen Gründlichkeit und Unbefangenheit die Palme, und wir müssen Grund's Amerikaner als das allseitigste und erschöpfendste Werk Jedem empfehlen, der sich über amerikanische Verhältnisse zu belehren wünscht. Freilich schmeichelt er Partei-Illusionen nicht, und namentlich wird die fränkische Auswanderungssucht, die in neuester Zeit Deutschland ergriffen hat, in ihm keinen willigen Rathgeber finden: aber sein Streben ist um so ehrenwerther, da er eine, durch Einstimmen in das Modegeschrei, leicht zu erwerbende Popularität verschmäht.

Es war nun eine schöne Aufgabe, aus diesen so reichhaltigen Quellen eine Uebersicht jener Wunderwelt zu entwerfen, welche die Civilisation in den Urwäldern Amerika's aufbaute, jenes harten aber glänzenden Sieges, den der Mensch über die Natur, wo sie in ihrer

ganzen Größe sich ihm entgegen stellte, errang. Das erste, was dem in die amerikanische Verhältnisse Eingehenden auffällt, ist die unermessliche Bewegung des Nationalreichthums. Ein blühender Handel, eine kräftig aufblühende Industrie, eine unendlich ausgedehnte Agrikultur sind die großen Andern, in welchen das Blut des Staates mit jugendlicher Raschheit kreist, sein Herz (um das Gleichniß auszuführen) ist jenes colossale Vermittelungssystem der Banken, welches — abgesehen von dem Verderbnisse der neuesten Zeit durch ausschweifende Speculation — zum raschen Umtriebe des Geldes, dem allein die kräftige Entwicklung des Westens zu danken ist, unumgänglich nöthig war. Ehe wir in die Einzelheiten des unermesslichen merantilen und industriellen Gebäudes von Nordamerika, und seiner Hebel, der Straßen, Eisenbahnen und Kanäle eingehen, ist es zweckmäßig, den Schauplatz dieser Schöpfungen mit einem Blicke zu überfliegen.

Das Gebiet der vereinigten Staaten ist im Osten und Westen durch Ozeane (hier den stillen, dort den atlantischen) abgegränzt, gegen Süden und Norden geht es ohne natürliche Abmarkung dort in mexikanische, hier in britische Besitzungen über. Diese weite Ausdehnung von Ländereien durchstreichen zwei Gebirgssysteme. Im westlichen Theile geht der lange Gebirgszug, welcher bald näher bald ferner dem stillen Ozeane, längs dessen Küste vom Cap Hoorn bis nahe zum nördlichen Polarkreise hinzieht, von Mexiko aus, wo er Sierra Madre hieß, unter dem Namen Rocky mountains — Felsen-gebirge — in nordwestlicher Richtung durch das Gebiet der Vereinstaaften auf das Britische über. Der zweite Gebirgszug läuft nordöstlich beinahe der atlantischen Meeresküste parallel, verliert sich im Norden im Hügellande Neuengland, und im Süden in den Ebenen Georgia's und Alabama's, und besteht in seiner größten Entwicklung (als Alleghani's in Pennsylvanien und Virginien) aus drei gleichlaufenden Bergketten. Diese beiden Gebirgssysteme bilden drei Ländergruppen. Die östliche Gruppe, die atlantischen Küstenstaaten, sendet alle ihre in den Alleghani's entspringenden Gewässer in den atlantischen Ozean. Es sind meist breite, tiefe, ruhige Ströme, die nördlichen selten mit Stromschnellen und Wasserfällen, die südlichen mitunter mit versandeten Mündungen. Die mittlere Ländergruppe, am mexikanischen Meerbusen schmaler, gegen Norden um Vielfaches sich erweiternd, begreift größtentheils nur das ungeheure Thal des Mississippi mit seinen Zuflüssen, der in den mexikanischen Golf ausmündet. Im Norden wird das Mississippi-Thal nur durch einen flachen sumpfigen Landrücken von den großen nordamerikanischen Landseen, den größten Süßwasserbecken der Erde, geschieden. Diese Seen, durch Ströme und Secanaen mit einander zusammenhängend, ergießen ihr Wasser durch den großen Lorenzstrom, der nur eine kurze Strecke weit Grenzfluß der vereinigten Staaten ist, seinem ganzen Laufe nach den Canada's angehört, in den atlantischen Ozean. Die westliche Ländergruppe reicht vom Fessengebirge zum stillen Ozean. Ihre Ströme fallen alle als wilde Bergwässer in Seen, treten ruhiger aus ihnen hervor, und vereinigen sich zum Columbiaströme, der ins stille Meer sich ergießt. Die amerikanische Bevölkerung ist auf ihrer fortwährenden Ausbreitung gegen Westen noch nicht

weit über den Mississippi vorgeschritten, ihre Kerne sind die atlantischen Staaten, und die Ufer des Ohio mit dem linken Mississippi-Ufer. Diese Gegenden mußten einander genähert, die hemmende Schranke, die Alleghani's, durchbrochen werden. Ferner waren die Küstenstaaten selbst einander zu nähern. Alle Eisenbahnen und Kanäle zerfallen also in drei Systeme 1) die, welche die Ströme der Ostküste mit dem Mississippi (oder seinem Nebenflusse Ohio) oder mit den großen Seen verbinden, 2) die, welche die Verbindung zwischen diesen Seen, und dem Mississippi-Thale herstellen und 3) die, welche längs der atlantischen Küste hinablaufen. Wenn die Civilisation die Felsengebirge überschritten haben wird, und endlich am stillen Ocean ihr Ziel findet, wird diesen Systemen noch ein viertes, welches den Mississippi mit diesem Ocean verbindet, hinzukommen. Bis jetzt sind diese Gegenden nur noch der Lummelplatz der Indianer und der amerikanischen Jäger, die Schaubühne der Astor und Bonneville, von deren abenteuerlichen Erlebnissen unsere Blätter Kunde gaben.

Von der Ausdehnung der erwähnten Verbindungen einen Begriff zu geben, reichen folgende allgemeine Angaben hin. Seit dem Jahre 1817 verwendet der Staat (die Privatunternehmungen ungerechnet) 200 Millionen Gulden Conv. Münze, jährlich also 10 Millionen, mehr als 20 Procent aller Kosten der Centralregierung, zu diesem Zwecke. Die Länge der am 1. Januar 1835 bereits vollendeten Kanäle betrug 623 deutsche Meilen, die Länge aller fertigen Eisenbahnen 152, mit den angefangenen 347 Meilen; jetzt (1837) ist sie bei beiden bedeutend größer. In zwanzig Jahren kann der Geschäftsmann vielleicht — ja sogar wahrscheinlich — von dem Fuße des Felsengebirges ohne ein einziges Mal anzuhalten, auf bequemen Dampfbooten und Dampfmaschinen bis Neu-York, und von Boston bis Neu-Orleans fahren.

Der größte unter den amerikanischen Kanälen ist der Erie-Kanal, nächst dem Kaiserkanal in China der längste in der Welt, welcher den Hudsonstrom, also auch den größten Hafen der Union, Neu-York, mit dem weiten und fruchtbaren Becken der großen Seen verbindet. Der Staat Neu-York, welcher damals nicht mehr als 1300000 Einwohner zählte, begann aus eigenen Mitteln 1817 dieses 90 deutsche Meilen lange Riesenwerk mit einem Aufwande von 24 Millionen Gulden. Die Resultate dieses Unternehmens überstiegen alle Hoffnungen. Der fruchtbare Westen des Staates trat in Verbindung mit der Handelswelt; die Gestade der Seen Erie und Ontario bedeckten sich mit Farmen und hübschen Städten, die Gegend zwischen dem Erie- und Michigansee bevölkerte sich, zählt bereits 100000 Einwohner und tritt in die Reihe der Staaten. Viele Verästelungen von Kanälen verbreiteten sich von diesem Hauptkanal aus, auf welchem im Jahre 1835 nahe an 500000 Tonnen* transportirt wurden. Die Kanalabgaben betragen im Staate bei einem sehr niedrigen Tarif 500000 fl. Neu-York nahm in den nächsten 10 Jahren um 80000 Einwohner zu, und wurde die bevölkerteste, größte und reichste Stadt Amerika's, die dritte, wenn nicht vielleicht die zweite Handelsstadt der Welt. Dem Handelsstrome

* Eine Tonne hat 20 englische Centner.

wurde bald dies Bett zu enge; der Kanal wurde um das Doppelte erweitert und vertieft, und jetzt wird längs seines ganzen Verlaufes eine Eisenbahn angelegt. Zunächst und am eifrigsten folgte diesem Beispiele Neu-York der Staat Pennsylvanien; er verband seine Hauptstadt Philadelphia mit der Stadt Pittsburg am Ohio, von wo aus dieser Strom schiffbar ist, durch eine zusammenhängende Linie von Eisenbahnen (welche unter dem Gipfel der Alleghani's mittelst eines Tunnels von einer Meile Länge durchgeleitet werden) und Kanälen, und eröffnete dadurch eine ununterbrochene Binnenschiffahrt vom atlantischen Meere durch den Ohio und Mississippi bis in den Golf von Mexiko. — Der Chesapeake-Ohio-Kanal, jene Bai mit diesem Strom verbindend, geht von der Hauptstadt der Union, Washington, am Potomac-Flusse hinauf, durchschneidet die Alleghani's, deren Joch an dieser Stelle 2000 Fuß hoch ist, und wird bei Pittsburg in den Ohio münden. 389 Schleusen heben diese Wasserstrasse über die Höhe des Berges. Gleichen Zweck mit diesem Kanale hat die Baltimore-Eisenbahn, welche von der Stadt Baltimore, ebenfalls die Alleghani's übersteigend, bis Pittsburg führt und größtentheils schon beendigt ist. Das gigantischste Unternehmen ist aber jenes des Staates Südcarolina, welcher seine Hafenstadt Charlestown mit Cincinnati am Ohio durch eine Eisenbahn verbinden will. Diese ungeheure Bahn hätte nicht weniger als 120 — 130 deutsche Meilen Länge, und ihre Kosten würden gegen 30 Millionen Gulden betragen.

Wir kommen nun zum zweiten Verbindungssysteme, jenem zwischen dem Mississippi- und dem Seengebiete. Hier erregt vorzüglich der Ohio-Kanal unsere Bewunderung, der von Portsmouth am Ohio nach Cleveland am Erie-See, über 50 Meilen lang verläuft und 8 Millionen gekostet hat, also verhältnismäßig äußerst wenig, denn die Schleusen sind von Stein. Dieses schöne Werk wurde auf Kosten des Staates Ohio, eines der jüngsten in der Union, von einer ackerbauenden Bevölkerung, deren Gebildetste höchstens den Erie-Kanal gesehen hatten, mit Hilfe von Ingenieuren zweiten Ranges aus Neu-York, und dabei doch mit einer Zweckmäßigkeit erbaut, welche fast alle Kanäle des wissenschaftlich so hoch gebildeten Pennsylvaniens, dessen öffentliche Arbeiten dieser Art die theuersten und mindest zweckmäßigen der Union sind, weit übertrifft. Die Commissäre des Staates Ohio, Advocaten und Landleute, vereinigten mit ihrem Eifer einen hellen, gesunden Verstand, und erreichten damit, was ihren östlichen Nachbarn mit allen Hilfsmitteln der Wissenschaft weniger gelungen war. Man muß gestehen, daß die Bevölkerung Ohio's, größtentheils von Neugländern abstammend, einen Instinkt der Geschäfte, einen praktischen Sinn und Geschick, sich in allen Verhältnissen zurecht zu finden, besitzt, das den größtentheils deutschen Pennsylvaniern abgeht. Heut zu Tage ist das Kanalanlegen in diesem Staate keine Kunst mehr, ein bloßes Gewerbe, die Wissenschaft der Hydrotechnik ist hier populär geworden. Der erste beste Farmer erklärt uns bei seinem Glase Whisky, wie man einen Kanal speist, eine Schleuse anlegt.

Die übrigen Kanäle dieses Systems, der Miami- und der Wabash-Kanal, sind dem genannten dem Zwecke nach gleich, an Wichtigkeit untergeordnet. Von unbe-

rechnbarem Nutzen aber wird ein Kanal seyn, der in kurzem angefangen werden soll, und welcher vom Michigansee aus in den Illinois, einen schiffbaren Nebenfluß des Mississippi, führen wird. Dadurch würde eine fast gerade Verbindung der großen Seen mit dem mexikanischen Golfe bewerkstelligt, und die Länder um jene Seen her, insbesondere der Staat Michigan, würden einen beifspiellofen Aufschwung erhalten. Die Anlage des Kanales unterliegt gar keinen Schwierigkeiten; seine Länge würde nicht mehr als etwa 17 Meilen betragen, der Boden ist flach oder leicht gewellt, baumlose Prairie und erhebt sich am höchsten Punkte der Wasserscheide nicht mehr als 22 Fuß über den Spiegel des Sees. Die Natur selbst hat hier eine natürliche Verbindung bereits bewerkstelligt; nach langem Regen und bei hohem Wasserstande kann man über überschwemmte Wiesen und durch Bäche unmittelbar aus dem See in den Illinois auf kleinen Rähnen fahren. Man hat im Plane, den Kanal so tief einzuschneiden, daß er mit dem See gleiches Niveau hat, und dieser ihm als natürliches und unerschöpfliches Reservoir dient, und ihn so tief und weit zu machen, daß die Segelschiffe der Seen, ja selbst Dampfschiffe ihn befahren können. Gewiß wäre dieser Kanal eines der nützlichsten Werke auf der Welt.

An diese Arbeiten reihen sich die zur Verbesserung der großen Flußbetten unternommenen. — Der Mississippi ist das Ideal eines Flusses in Hinsicht auf Schiffbarkeit. Von St. Louis bis Neu-Orleans, eine Entfernung von mehr als 200 Meilen, hat er das ganze Jahr hindurch hinreichendes Wasser für die größten Dampfschiffe. Er wälzt seine trüben, lehmigen Fluthen in einem überall tiefen und breiten Bette hin, welches ganz frei von Sandbänken ist. Indessen hat er doch auch seine Gefahren, die dem unerfahrenen Schiffer furchtbar werden. Er treibt große Baumstämme aus den Urwäldern herab, die sich mit ihren Wurzeln in die Erde festrammen, mit dem obern Ende bis nahe an die Wasseroberfläche herausragen, und dem Lenker des Schiffes gut bekannt seyn müssen, wenn er an ihnen nicht scheitern will. Die Regierung hält auf dem Mississippi zwei Dampfboote von eigenthümlicher Bauart in Thätigkeit, welche die Stämme ausreißen, oder sie mittelst einer künstlichen Säge in kleine unschädliche Stücke zerschneiden. Eine kleine Flotte von Dampfschiffen eröffnet gegenwärtig die Mündung des rothen Flusses (Red river), eines großen Stromes, des südlichsten Zuflusses des Mississippi, welcher durch solche angehäufte Baumstämme auf beinahe 30 Meilen aufwärts unfahrbar gemacht wurde.

Der St. Lorenzstrom ist gerade das Gegentheil vom Mississippi. Statt der gelblichen Wellen des letztern, zeigen seine Fluthen ein unveränderliches, stets durchsichtiges Blau. Der Mississippi durchströmt ein einörmiges, flaches Land, unbewohnt und unbewohnbar, entweder nackten Sandboden oder einen Morast, den die austretenden Wogen des Stromes immer feucht erhalten. Vergebens sucht man an seinem Gestade einen nur faustgroßen Stein; kaum alle fünfzig Meilen erscheint ein niedriger Hügel, welcher sich über den Bereich der Überschwemmungen erhebt, und auf welchem eine ärmliche und kränkliche Bevölkerung vergebens gegen die verpesteten Dünste kämpft, welche die umgeben-

den Sümpfe aushauchen. Der Lorenzstrom dagegen durchfließt eine abwechselnde, bald bergige, bald steile Gegend, fruchtbar im Thale, überall gesund und mit blühenden Dörfern dicht besät, die mit ihren weißen, alljährlich frisch getünchten Häusern und mit ihren freundlichen Kirchen, deren Thürme mit glänzendem Blech gedeckt sind, das Auge des Reisenden schon von Weitem auf sich ziehen. Der Mississippi hat wie der Nil seine jährliche Überschwemmung, ja sogar zwei, im Herbst und im Frühlinge, letztere ist aber bei weitem die bedeutendere. Der Lorenzstrom, dem die großen Binnenseen zum Ursprung und zur Regelung dienen, hat immer denselben Wasserstand, höchstens ändert sich dieser um 1—2 Schuh. Der Lorenzstrom muß in den Augen eines Künstlers, wegen der Schönheit seiner Gewässer, wegen ihrer außerordentlichen Breite, wegen der lieblichen Inselgruppen, die in ihm zerstreut liegen, wegen seiner malerischen Ufer, einer der reizendsten Flüsse des Erdballs seyn; aber in den Augen des Geschäftsmannes ist sein Verdienst weit unter dem gewöhnlichen. Unter seinen klaren Wellen verbergen sich zahlreiche Klippen. Die Schifffahrt ist auf ihm, zuerst durch den Niagara-Fall, später durch eine Menge von Stromschnellen, schiefen Ebenen und Felsen unterbrochen. Nur ein Indier oder ein französischer Canadier wagt es, vom Ontario an ohne Unterbrechung in seinem kleinen Rachen den Strom hinabzufahren. Doch der Geist des Wettseifers, der durch alle amerikanischen Staaten verbreitet ist, ergriff auch die benachbarten Canadier. Ein großer Kanal, für die Schiffe der Seen fahrbar, verbindet den Erie- und Ontario-See, um den Niagara-Fall zu umgehen, und längs der Stromschnellen wird neben dem Flußbette ein großer Kanal gegraben. Diese umfassenden und kostspieligen Werke unternimmt Obercanada, eine Provinz von kaum 250000 Einwohnern, ohne wichtige Städte, ohne Kapitalien, während die französischen Bewohner von Niedercanada ihre Kraft in unfruchtbaren politischen Fragen zersplittern.

Was endlich das dritte Verbindungssystem, das der atlantischen Staaten betrifft, so ist es ein Doppeltes. Im Norden hängt jede bedeutende Stadt mit der andern theils durch eine Meeresbucht, theils durch einen Fluß, theils durch Eisenbahnen zusammen. Dampfboote und Dampfmaschinen greifen hier so in einander, daß eine ununterbrochene Verbindung zwischen den entferntesten Punkten Boston und Richmond in Virginien Statt findet. Von der Schnelligkeit, welche diese Verbindungen dem Verkehr gewähren, mögen folgende Angaben einen Beweis geben. Das Morning-Chronicle enthielt die Notiz, daß man die Reise von Boston nach Washington, zu welcher man sonst vierzehn Tage gebrauchte, jetzt in 70 Stunden zurücklege. Bei dem letzten großen Brande in Neu-York waren die Spriken aus Philadelphia (gegen 12 Meilen entfernt) durch Dampfkraft eher auf den Platz des Feuers gebracht worden, als die Neu-Yorker selbst in Stand gesetzt und aufgefahren waren.

Im Süden ist die Verbindung unvollkommener, und wird durch die langen Lagunen an der Meeresküste hin vermittelt. Das Meer hat hier nämlich längs der Küste, in der Entfernung von einer oder einigen Meilen eine lange Reihe von flachen Sanddünen angeschwemmt, welche zwischen sich und der Küste einen

freien geschützten Kanal lassen, der selbst für größere Schiffe fahrbar ist, und nur bisweilen durch eine Deffnung (Inlet) mit dem hohen Meere in Verbindung steht. Hier und da hat man der Natur durch einen Kanal nachgeholfen. Diese halbe Binnenschiffahrt erstreckt sich mehr oder weniger vollständig vom Süden der Chesapeake-Bai bis zur Halbinsel Florida.

So ausgebreitet diese Verbindungen nun auch sind, so sind die Pläne, die man zu neuen Unternehmungen der Art gemacht hat, doch noch weit riesenhafter. Von Portland, der Hauptstadt des Staates Maine, soll eine Eisenbahn nach Albany am Hudson führen, dort an die Erie-Eisenbahn sich anschließen, welche jetzt bei Buffalo aufhört, aber durch New-York, Pennsylvania, Ohio, Indiana und Illinois fortgesetzt werden soll, wodurch Maine, der nordöstlichste Staat der Union, mit New-Orleans in directe Verbindung träte. Diese Verbindung wäre sogar doppelt; denn auch längs der atlantischen Küste, wo die großen Handelsstädte schon durch Eisenbahnen verbunden sind, will man die Lücken ausfüllen, neue Bahnen anlegen, und so eine östliche Eisenbahn von Maine bis New-Orleans herstellen, welche gegen 300 Meilen lang seyn würde! Von der großen projektirten Eisenbahn von Charlestown nach Cincinnati wurde schon oben Erwähnung gethan, ein nicht weniger kolossales Werk ist eine andere Eisenbahn, die man von New-Orleans nach Nashville, der Hauptstadt des Staates Tennessee, anlegen will.

Was für den Osten seine Eisenbahnen und Dampfmaschinen sind dem Westen mit seinen ungeheuren Stromgebieten die Dampfboote. Ehemals war der Verkehr auf den Flüssen des Westen höchst träge. Die Planzer am obern Ohio bauten sich selbst Flachboote, beluden sie mit den Erzeugnissen ihres Bodens, und fuhren selbst damit stromabwärts nach New-Orleans, wo sie ihre Produkte absetzten, die Flachboote zerschlugen und als altes Holz verkauften. Die Schiffe, welche aufwärts fuhren, brachten auf dem Wege von New-Orleans bis Louisville mit Rudern und Segeln 100, selbst 200 Tage zu, eine Zeit, in der man jetzt von New-York um das Cap Hoorn nach Canton in China fährt. Schiffe von 100 Tonnen machten die Fahrt nach New-Orleans und wieder stromaufwärts nur ein Mal im Jahre. Die Tonne Fracht kostete von New-Orleans nach Louisville 40 fl. E. Mze. Jetzt fährt man diese Strecke abwärts in 8 bis 9, aufwärts in 10—12 Tagen, und die Tonne Fracht kostet nur 22 fl. So überraschend sind die Resultate der Dampfbootsfahrt. Das erste Dampfboot auf diesen Stromgebieten, vom unsterblichen Fulton erbaut, fuhr im Jahre 1811 von Pittsburg nach New-Orleans, doch erst nach sechsjährigen Erfahrungen und Versuchen war man so weit gekommen, daß ein Dampfboot stromaufwärts fahren konnte. Die erste Reise stromaufwärts machte im Westen Epoche; dem Capitain Shreve, dessen Bemühungen sie hauptsächlich zu danken war, wurde ein großes Festmahl gegeben. 1818 fuhren 20 Dampfboote, 1819 schon 33, 1827 fuhr das Dampfboot »Tecumseh« in 8 Tagen 2 Stunden von New-Orleans nach Louisville, im Jahre 1835 fuhren auf dem Mississippi schon 247 Dampfboote mit 64000 Tonnen Last. (Die Gesamtzahl der Dampfboote betrug

in jenem Jahre in den ganzen Vereinstaaften 386 mit 95648 Tonnen.)

Die Dampfboote des Westen sind fast alle mit hohem Druck (6—8 Atmosphären). Jedes Schiff hat nur eine Maschine. Sie sind sowohl in Bezug auf die Bequemlichkeit der Passagiere, als auf Schnelligkeit weit besser gebaut, als die englischen, denn ein westliches Dampfboot macht in der Stunde im Durchschnitte 3 Meilen (stromabwärts selbst auch 4½). Ein Dampfboot mittlerer Größe ist 165—175 Fuß lang, 21 bis 24 Fuß breit und geht etwas über 3 Fuß tief im Wasser, und sehr schnell und sicher. Es kostet ein solches 24—27000 fl. E. M. Die allergrößten steigen bis zu 80000 fl. Das größte Dampfboot der vereinigten Staaten, »Nord-Amerika« geheißen, ist 220 Fuß lang und 27 breit.

Das Dampfboot ist einem großen Hause mit einem Erdgeschosse und einem Stockwerke zu vergleichen, das Dampfboot »Homere« hat selbst über diesem noch ein zweites. Im Innern sind sie mit der größten Pracht, man möchte sagen, mit Coquetterie eingerichtet. Das Ameublement ist wahrhaft glänzend, in den Kajüten alles von Mahagoni und vergoldeter Bronze! Kuschbare Teppiche, Spiegel und Kronleuchter geben ihnen ein Ansehen, das man in den vornehmsten Gasthöfen auf dem festen Lande vermißt. Meistens ist für die Damen ein Fortepiano und eine ausgewählte Handbibliothek, für die Herren ein Billard und eine Sammlung aller möglichen Zeitungen vorrätzig. Die größern Schiffe haben bis 200 Betten und sind dennoch immer angefüllt. Für die Fahrt, die elegante Wohnung (selbst die Wäsche mit eingerechnet) und eine ausgesuchte Kost zahlt die Person von Pittsburg bis New-Orleans 100 fl. E. Mze., von Louisville nach New-Orleans gar nur 50 fl. Die armen kentuckischen Schiffer, nachdem sie ihre Ladungen sammt den Flachbooten in New-Orleans verkauft haben, fahren mit den Dampfbooten in ihre Heimath zurück. Man schichtet sie zuweilen zu 4—500 auf dem Hinterdeck übereinander, wofür jeder ohne Kost 10—12 fl. zahlt. — Die Damencajüte befindet sich gewöhnlich auf dem Verdeck, gänzlich geschieden von der Herrencajüte und öffnet sich männlichen Wesen nur nach einstimmiger Einwilligung aller Damen. Zum Frühstück, Mittagessen und Thee werden die Damen in das Männerzimmer, welches zugleich als Speisesaal dient, eingeladen und erst, nachdem sie obenan Platz genommen haben, setzen sich die Herren. Alsobald fängt das Essen an, welches in der größten Geschwindigkeit vorgeht, der Säumige würde da sehr zu kurz kommen. Nach der Tafel begleiten die Herren ihre Damen zur Cajüte, während die Junggefallen auf dem Verdecke auf und ab spazieren und ihre Cigarren rauchen. Zwei oder drei Kammermädchen bedienen die Damen, während den Herren immer der in Amerika so nothwendige Barbier und Friseur zu Gebote steht.

Bei allen diesen Annehmlichkeiten ist eine Fahrt den Mississippi abwärts gefährlicher, als eine Fahrt von Europa nach China. Abgesehen von der Gefahr des Scheiterns an den oben erwähnten Baumstämmen ist man bei der Eiligkeit der Amerikaner, die, weil ihnen die Zeit ein Kapital ist, den Druck aufs höchste spannen, dem Springen des Kessels, außerdem dem Ver-

brennen des Schiffes, oder dem nächtlichen Aufeinanderrennen zweier einander begegnender Dampfboote ausgesetzt, wobei das kleinere gewöhnlich unrettbar zu Grunde geht. Alles das kann die Amerikaner keinen Augenblick abhalten, ihrer Dampfboote sich zu bedienen, und obgleich die Zeitungen des Westen fast von Monat zu Monat die tragischsten Erzählungen von Unglücksfällen bringen, sind die Plätze der Dampfboote nicht weniger besetzt.

Ein Dampfboot im Osten bleibt 12—15 Jahre, im Westen selten über 4—5 Jahre im brauchbaren Zustande, es scheint, als ob die in den westlichen Urwäldern so schnell zu einer Riesenhöhe aufschießenden Baumstämme keine Zeit hätten, einen festen Kern anzusetzen, denn sie sind sehr bald der Fäulniß unterworfen.

Außer diesen Hilfsmitteln der Binnenschiffahrt erfreuen sich die Vereinstaaften einer großen Menge der allertrefflichsten Seehäfen als Vermittelung ihres, die Erde umspannenden Handelssystems, welches selbst mit dem englischen kühn in die Schranken zu treten anfängt. Die 10 oder 12 Häfen der großen Binnenseen mitgerechnet, besitzt das Land nicht weniger als 70 Häfen, in welchen im Jahre 1835 einliefen: Amerikanische Schiffe 7023 mit 1,352653 Tonnen Last, fremde Schiffe 4269 mit 641310 Tonnen (darunter 3682 britische) im Ganzen 11292 Schiffe mit 1,993963 Tonnen Last!

B. Gutt.

Das Nordlicht.

Eines der herrlichsten Schauspiele in der arctischen Natur, die so manche großartige und überraschende Erscheinung zeigt, ist das Nordlicht. Es gibt davon zwei Arten. Die erste zeigt sich nie anders, als zwischen Ost-Süd-Ost und Süd-West des Magnetpols unter der Gestalt eines glänzenden Bogens, der in einem Staßen, mehr oder weniger lebhaften Lichte strahlt. Seine größte Erhebung zeigt sich im Magnetsüd 10—20° über dem Horizonte, seine beiden Endigungen scheinen aus dem Ocean hervorzugehen. Diese Art von Nordlicht ist farbenlos; oft geht sie vorher, und noch öfter folgt sie Temperaturveränderungen insbesondere von mildem Wetter zum Froste. Die andere Art, welche einen noch innigern Zusammenhang mit den Veränderungen des Barometers zu haben scheint, als die erste, wechselt ihren Ort, und ähnelt bald breiten leuchtenden Wolken, die der Wind heraufstreift, und durch welche das Licht sich in einer wellenförmigen Bewegung zu verbreiten scheint, bald flammenden Strahlen, die gleich Raketen am Firmamente hinschießen, und ihre Richtung fast immer gegen den Zenith nehmen, bald endlich einem schlangenförmigen Gürtel von hellem Lichte, oft in verschiedenen Farben glühend, der zu wiederholten Malen erlischt und von Neuem aufflammt. Doch die schönste Gestalt, unter welcher diese magische Erscheinung sich darstellt, ist die einer Krone oder eines kreisförmigen Ringes von 2—3° Durchmesser, welcher am Zenith aufflammt und aus seinem Mittelpunkte nach allen Seiten hin seine Strahlen sendet. Dieses entzückende Schauspiel währt aber nur einige Secunden, man glaubt eine starke Explosion zu sehen, das Licht wird über den ganzen Himmel geschleudert und verlischt. Der Mittelpunkt

der Krone liegt immer östlich vom Meridian, und in einer Höhe von 81½—82½° über dem Horizonte. Wenn das Nordlicht seinen hellsten Glanz entfaltet, ist es heller, als das Tageslicht. Ost ist behauptet worden, daß das Nordlicht von einer Art dumpfen Geräusches oder leisen Pfeifens begleitet sei; häufige Beobachtungen lehren aber, daß dies keineswegs der Fall ist. Jenes Geräusch trifft nur zufällig bisweilen mit dem Nordlichte zusammen, und ist entweder dem Eise, oder dem Winde, der auf den Bergen mit dem Schneegeriesel spielt, zuzuschreiben und dem Knistern zu vergleichen, das man auch bei uns bei scharfer, trockener Kälte zur Winterszeit im Freien hört. Man konnte noch keinen Zusammenhang zwischen dem Nordlichte und dem Magnetismus beobachten; die Magnetnadel erleidet während der Dauer des Phänomens nicht die leiseste Aenderung in ihrer Richtung, so hell das Nordlicht auch erglänzen mochte. Was den wechselseitigen Einfluß des Nordlichts, und der Temperaturveränderungen betrifft, so ist es unlängbar, daß einerseits der Wind auf das Phänomen Einfluß nimmt, andererseits auch die Veränderung des Wetters bestimmt; es ist also begreiflich, daß ein häufiges Zusammentreffen beider Erscheinungen Statt finden müsse; wie weit dieses Zusammentreffen durch beiderseitige Wechselwirkung bedingt sei, ist jedoch noch nicht ermittelt. Folgendes scheint indessen aus laugen und genauen Beobachtungen hervorzugehen.

1) Wenn das Nordlicht sehr glänzend ist, und eine große Mannichfaltigkeit von Farben entwickelt, kann man stürmisches oder schlechtes Wetter erwarten, und der Wind wird wahrscheinlich von jener Himmelsseite herwehen, wo das Nordlicht verschwand oder erlosch.

2) Wenn, nachdem lange kein Nordlicht sich zeigte, endlich eines zwischen Südost und Südwest sich zeigt, unter der Gestalt eines Bogens von 10—20° Höhe und welches in einem stätigen Glanze strahlt, so bedeutet es Frost.

B.

Miscellen.

Essbarer Letten. Herr Cotting theilt im Southern Medical and Surgical Journal eine Notiz über eine Art Letten im Canton Richmond in Virginien mit, der als Nahrung, besonders von Kindern aufgesucht wird. Diese Erde, deren Farbe vom Dunkelgelben bis ins Braunrothe varirt, kommt in Masse in wellenförmigen Lagern vor. Sie ist sehr feinförmig, weich, läßt sich mit dem Nagel glätten und klebt stark an der Zunge. Wenn sie feucht ist, ist ihr Geruch stark thonartig; im Wasser fällt sie zu Boden, und läßt sich nicht kneten. Sie enthält keine Spur animaler Nahrungsstoffe, aber zersehte Pflanzentheile lassen sich in ihr entdecken. Ihr Geschmack ist süßlich und dem der gebrannten Magnesia ähnlich. Glaubwürdige Personen versicherten, daß die Thonesser ein kränkliches, leichenhaftes Aussehen, eine hagere Figur haben, und daß man sie oft sterben sieht, ohne ihren Tod einer andern Ursache, als diesem Nahrungsmittel zuschreiben zu können. Der Verfasser sah ein Kind von 14 Jahren diesen Letten als seine Lieblingsnahrung genießen. Als man es über die Menge, die es täglich zu sich nehme, befragte, gab es an: so viel es in der Hand halten könne, und fügte hinzu, daß seine

Mutter eben so viel äße, wenn sie sich wohl befinde, sie sei aber oft krank.

Chinesischer Bericht über Europa. Das Manuscript Tong-hua-lo, Geschichte der drei ersten Herrscher der gegenwärtigen Mandchu-Dynastie, gibt den Chinesen folgende Nachricht von Europa: »Europäische Schiffer rechnen nach Graden, wie wir nach Wachen. Die Europäer, welche nach China kommen, segeln erst achtzig Grade in südlicher Richtung, bis sie das Cap der Stürme erreichen, hierauf steuern sie nördlich, bis sie an den Grenzen der Provinz Quang-tong ankommen. Es gibt auch einen Weg zu Lande von Europa nach China, doch da hier das Königreich Rußland dazwischen liegt, und schwer zugänglich ist, so wird immer der Seeweg vorgezogen. Rußland ist ungefähr 12000 Li von Peking entfernt. Auf der andern Seite wird es von Europa und der Türkei begrenzt. Das Klima ist gegen Norden so außerordentlich kalt, daß, obgleich diese Gegenden sollen bewohnt gewesen seyn, die Reisenden keine Spur von Bewohnern finden, welche also wohl zu Grunde gegangen seyn müssen. Die Wälder sind äußerst ausgedehnt, und der Schnee liegt viele Faden tief. Sie haben alte Sagen von Eisbergen in den nördlichen Meer, mehre tausend Ellen hoch, welchen, obgleich sie allgemein für Fabeln gehalten werden, vielleicht doch einiger Glauben zu schenken ist.«

(Davis: the Chinese.)

Zeitung auf den Sandwichsinseln. Auf den Sandwichsinseln erscheint mit königlicher Bewilligung eine Zeitung, welche ein Herr Stephan Macintosh sehr geschickt redigirt. Sie enthält außer Nachrichten aus dem Lande und Beschreibungen von den benachbarten Inseln u. s. w., auch Auszüge aus den Zeitungen von Siam, Canton, Calcutta, Singapur, Californien u. s. w., selbst aus amerikanischen und europäischen Blättern. — Die Erziehung beschäftigt die Aufmerksamkeit aller Classen der Insel; die Zeitung ist mit Artikeln über diesen Gegenstand gefüllt. Man ist im Begriffe, eine große Schule zu bauen, in welcher arme Kinder Wohnung und Unterricht erhalten sollen. — Auch die Feinschmecker finden ihre Rechnung, auf Dahu, welches Ueberfluß an trefflichem Gemüse und Fleisch bietet. Zudem kündigen Zeitungsannoncen alle möglichen Lekerbissen aus allen Welttheilen an. Alle Luxusartikel finden starken Absatz, Damenschuhe, Eau de Cologne, Pianoforte, Modeartikel aus Frankreich, Spielkarten u. s. w. In den Restaurationen findet man die ausgefeinsten Lekerereien. Unter diesen nehmen einen hohen Rang die gebratenen Hunde ein. Wahrscheinlich ist es eine andere Art, als die skelettähnlichen, die auf den Straßen der Stadt herumlaufen, und von welchen die gedachte Zeitung folgende humoristische Beschreibung gibt: »Sie sind so mager, daß ihrer drei kaum ein Gefnurr hervorbringen; will man ein Gebell haben, so bedarf es ihrer mindestens sechs, und diese müssen sich noch an eine Mauer anlehnen.«

(Ausland.)

Portugiesischer Aberglauben. Die portugiesischen Mädchen glauben, ein sicheres Mittel zu besitzen, um auszukundschaften, ob sie glücklich in der Liebe

sind, ob sie sich mit dem Manne ihres Herzens verheirathen werden, ob ihr Geliebter treu ist, ob sie viele Kinder bekommen und dergleichen Dinge mehr, die das weibliche Herz in Anspruch nehmen, und zwar ist es das einzige einfache Mittel, daß sie in der Mitternachtsstunde vor dem St. Joao- oder St. Antonio-Tage die Blüthe einer Artischocke befragen. Mit dem Glockenschlag Zwölf zündet jedes Mädchen so viele Blüthen an, als es Aufschlüsse über sein Schicksal verlangt, und versengt dieselben am Lichte zu schwarzer Kohle, stellt sie dann über Nacht an die frische Luft, und in dem Maße, als nachher neue Blüthen aus der verkohlten Erde hervorgesproßt, glaubt man an die Erfüllung oder Vernichtung der geheimen Wünsche. Millionen dieser Blumen werden an den Vortagen der genannten Feste zu Märkte gebracht und in den Straßen zum Verkauf angeboten; jedes Mädchen, selbst Kinder noch, müssen dergleichen Blumen haben, um sich theils in Scherze, theils (und zwar die meisten) im Ernste damit das Noströscop zu stellen; auch Eltern nehmen Theil, und ganze Gesellschaften belustigen sich an diesem Abende damit. Freundinnen eröffnen einander ihre Herzensgeheimnisse und theilen sich die erfreulichen oder unerfreulichen Resultate mit.

Allgemeine Zeitung.

Fischfang bei Nacht. Als ich von einem Ausfluge nach Messina zurückkam, erzählt Lottin de Laval, war gerade die Zeit der nächtlichen Fischerei herangekommen, die mir einige sehr angenehme Abende verschaffte. Sobald die erste Stunde der Nacht herabrach, sah man in dem großen Hafen bis gegen den kleinen Leuchthurm hin eine Unzahl hell erleuchteter Barken, die gleich Irrlichtern über die Wogen hin und her schlüpften. Es war die junge Welt Messina's, die sich hier mit dem Fischfange ergötzte. Das Verfahren hiebei ist folgendes. Auf den Vordertheil der Barke wird eine Kohlenpfanne, voll kleiner Stücke harzigen Holzes, gestellt, aus welcher, wie von einer Seelenlichte, hell auf flackernde Flammen lohen. Der Fisch schwimmt auf diesen Glanz zu, und der Fischer, der neben der Leuchte steht, wirft die Harpune nach ihm. Stets ist nur ein Fischer auf jeder Barke, trotzdem ist sie meist mit Damen und jungen Männern angefüllt, die sich mit Lachen, Singen und traulichem Gefose unterhalten. Oft schaute ich bis nach Mitternacht diesem Fischfange von meinem Balkone zu, um die hundertfachen Seelenlichter zu sehen, die in der Ferne über das Meer gleitend, lange Feuerlinien auf die ruhigen Wogen werfen.

G. L.

Eitelkeit der Bewohner von Montreux. Nichts gleicht der Eitelkeit der Bewohner der Stadt Montreux (im Canton Waadt am Lemensee). Baron d'Haussez fragte einen der dortigen Bauern: »Beschäftigen sich Eure Weiber auch mit dem Landbau?« »Unsere Weiber!« erwiderte dieser beleidigt, »unsere Weiber!« Merket es wohl, Herr, daß nur wir das Recht haben, zu sagen: »unsere Weiber!« und daß jeder andere, der von ihnen spricht, von unsern Frauen reden muß.«

Cs. F.

Die Völker des Kaukasus.

(Nach der British and Foreign Review.)

Rings um den Kaukasus her, in seinen Wäldern und Schluchten, wohnen Völkerstämme, welche nicht minder durch ihre rauhen und kriegerischen Sitten, als durch die wilde Natur und die Unzugänglichkeit des Landes, welches sie bewohnen, anziehend sind. Es wird unsere Leser eine Uebersicht dieser Stämme um so mehr interessieren, als sie jetzt eben in voller Insurrection gegen die russische Oberherrschaft begriffen sind, in einem Vernichtungskampfe, dessen Ausgang entscheiden muß, ob Gesittung und Civilisation in diesen Gebirgen ihren Sitz werden aufschlagen können. Wir nehmen diese Stämme in vier einzelnen Gruppen vor, in welche sie nach der geographischen Bildung des Landes natürlich sich zusammenstellen. Vom Elbrus, dem höchsten Gebirgsstock des Kaukasus an, dehnt sich der westliche Kaukasus aus, an dessen Südhänge bis zum Westabende des schwarzen Meeres hin die erste Gruppe ihre Wohnstige hat. Sie begreift das kriegerische Geschlecht der Abasier. Zahlreiche Ausläufer des Kaukasus, alle in einer Richtung bis an das Meer hinziehend, durchschneiden ihr Land und bilden eine große Menge parallel laufender Thäler, gleich gigantischen Furchen eines Feldes.

Hie und da bilden steile Engpässe eine Verbindung zwischen benachbarten Thälern und eben so viele leicht zu vertheidigende Festungen. Kühne Räuber, verwegene Piraten, beunruhigten die Abasien lange Zeit alle Colonien, die am schwarzen Meere sich niederließen, und widerstanden allen Versuchen, sie zu unterwerfen, indem sie sich in das unzugängliche Innere zurückzogen. Die Türken hatten nur drei Küstenfestungen in Besitz, welche sie den Russen bei Abtretung des Landes einräumten, und von wo aus diese die wilden Horden in die Berge zurückwarfen. Sie sind größtentheils noch dem größten Heidenthume ergeben, nur ihre Häuptlinge bekennen sich zum Islam. Einige Reisende hielten diesen fälschlich für die Religion der gesammten Volksmasse, weil sie die Beschneidung, welche allgemein hier üblich ist, für ein sicheres Kennzeichen desselben ansehen, während doch schon Herodot von diesem Gebrauche, als einem bei den Kolchiern, den alten Bewohnern dieser Länder, ganz allgemeinen, redet.

Die Tscherkessen oder Circassier, am Nordabhange des westlichen Kaukasus, bilden die zweite Gruppe. Diese Nation ist in fünf Kasten getheilt: die Fürsten oder Beharich, die Edlen, die Freigelassenen der Edlen, die Freigelassenen der Freien, und die Sklaven. Die Regierungsform ist dem Namen nach eine Aristokratie, aber die blutigen Kämpfe der Beharich stürzen das Volk in eine unaufhörliche Anarchie. Einige Tscherkessenstämme sind christlich, andere mohamedanisch, einige haben aus Dogmen beider Religionen eine eigene Lehre zusammengeschnitten; doch wenige Männer dieses Volkes scheinen die Lehren einer reinen Moral, die den beiden Religionen gemeinsam sind, zu kennen. Die Rechte der Fürsten sind sehr eingeschränkt; was sie von ihren Untergebenen verlangen können, ist höchstens persönlicher Vasallendienst, besonders zur Kriegszeit. Sie erheben keine Steuer, dürfen Niemandes persönliche Freiheit einschränken, und üben nicht die mindeste richterliche

Gewalt. Verbrechen können durch eine Versammlung von Männern der Kaste des Angeklagten gerichtet werden, die einzige Strafe, die den Schuldigen treffen kann, ist, als Sklave verkauft zu werden. Diese Strafe wird seinen Tscherkessen von einer Gewaltthat zurückhalten; denn sie erscheint ihnen gar nicht so schrecklich. Es ist etwas häufiges, solche talentvolle Sklaven in der Türkei und in Aegypten in kurzer Zeit zu hohen und einflußreichen, ja zu den ersten Stellen des Reiches sich erheben zu sehen. So ist z. B. der jetzige Pascha des Thalets Anatoli, Hafis-Pascha, der Abkömmling einer angesehenen tscherkessischen Familie, welcher in seiner Jugend in die Sklaverei verkauft wurde. Die wilde unbändige Tapferkeit der Tscherkessen, von welcher man fast unglaubliche Proben erzählt, läßt die tscherkessischen Sklaven, welche in das ottomanische Heer eintreten, gewöhnlich bald zu hohen Stufen steigen. Die Verurtheilten bildeten jedoch nur den kleinern Theil der aus diesem Lande ausgeführten Sklaven, ein anderer Theil bestand aus Kindern, die von ihren Eltern verkauft wurden (denn dieses Recht steht dort den Eltern zu), der größte Theil jedoch aus Kriegsgefangenen, die bald in den unaufhörlichen Fehden mit den benachbarten Tscherkessenstämmen, bald auf Ausfällen und Raubzügen in die angrenzenden Provinzen gemacht wurden. Das Verbot, das die russische Regierung auf den Sklavenhandel legte, hat sie vorzüglich zum Ergreifen der Waffen aufgereizt, da dieser Handel ihre einzige Ausfuhr bildete; denn Wachs, Honig, Leder wurden in kaum nennenswerther Quantität ausgeführt, und der Kunstfleiß äußert sich im Innern nur in Verfertigung ihrer Kleider und Waffen. — Man zählt 8 Tscherkessenstämme, welche zusammen gegen 2 Millionen Seelen stark seyn werden.

Auf dem Nordabhange des östlichen Kaukasus, zwischen diesem, dem kaspischen Meere und dem Flusse Terek leben noch wildere und feindseligere Stämme, unter denen die Lesghier und die Schetschenzen die bedeutendsten sind. Diese Völkerschaften bilden unsere dritte Gruppe. So verschieden diese Stämme an Sprache und Abstammung sind, so ähnlich sind sie einander in den Sitten. Um von diesen einen Begriff zu geben, möge hier ein kurzer Abriss der Geschichte des einen stehen.

Die Lesghier, deren Namen von Althalzihé bis vor die Thore von Astrakhan gefürchtet ist, bewohnen den Norden von Daghestan und bekennen sich zum Islam. Zu den Zeiten des Pompejus hießen die Lesghier von dem Flusse Albanus, der noch heute denselben Namen führt (nämlich Al-su, d. i. weißer Fluß), Albanier. Sie blieben trotz der Einfälle der römischen Legionen unbezwungen, obgleich geschwächt. Als die Saracenen das benachbarte Georgien eroberten, konnten sie Daghestan sich zwar nicht unterwerfen, sandten aber zahlreiche Auswanderer hin, durch deren Mischung mit ihnen der Volkscharakter an Kraft und Kühnheit gewann. Von Persien aus geschahen öfter Einfälle ins Land, auf deren einem der Bruder Nadirschahs von den Lesghiern erschlagen wurde. Alsobald unternahm er einen gewaltigen Kriegszug in ihr Land, auf welchem er seine besten Truppen verlor. Als die Lesghier sich unter russischen Schutz zu stellen drohten, mußte Nadirschah vollends ihr Land räumen. Damals betrug das lesghische Heer 62200 Mann. Im Jahre 1828 erregte ein Auster-

prophet, Schah Kasimullah, einen Aufstand der Lesghier gegen die Russen und sah sich bald an der Spitze von 6000 Mann. Vom General Rosen geschlagen, zog er sich in die Gebirge der Schetschenen zurück. Diese erhoben sich, schnitten einige russische Corps ab, meißelten die Nachzügler nieder, ganz Daghestan fiel ihnen zu. Im Jahre 1831 lieferten sie russischen Heeresabtheilungen nicht weniger als 6 Treffen. Da zog General Rosen ein Heer zusammen, drang ins Land ein, erstürmte die Hauptstadt der Schetschenen, obgleich diese so kühn sich vertheidigten, daß jedes Haus erobert werden mußte und sie sich unter den rauchenden Trümmern begraben ließen. Von da zogen die Russen in das Land der Lesghier, wo sie einen eben so verzweifeltsten Widerstand fanden; doch auch hier siegte die disciplinirte Tapferkeit. Während eines dichten Nebels erstiegen die Russen den wichtigsten Engpaß, eröffneten eine schreckliche Kanonade, und erstürmten Kasimullah's Geburtsdorf mit dem Bayonette. Die Besatzung zog sich in einen alten Thurm zurück, entschlossen, sich nicht zu ergeben. Eine Bresche wurde geschossen und eine Sappeur-Compagnie stürmte den Thurm, keiner der Belagerten nahm Parndon an, alle fielen unter wüthender Gegenwehr. Unter einem Haufen Todter fand sich die Leiche Kasimullah's, von tiefen Wunden durchbohrt.

Am Südbahne des östlichen Kaukasus finden wir endlich die vierte Gruppe, die Bewohner von Imerethien, Georgien und Mingrelien, welche sich gern unter die russische Herrschaft beugten, um der Tyrannei der Perfer zu entgehen. Hier herrscht jetzt tiefer Friede und das Land beginnt von den Folgen verheerender Kriege sich zu erholen.

Um die Völker des westlichen Kaukasus zu bändigen, hält Rußland die Küste des schwarzen Meeres enge blockirt, und hat neuerdings auch von den drei Hafensefestungen aus, die ganze Küste zu Lande erobert und besetzt. Überall sind die wilden Bergvölker in ihre heimischen Schluchten zurückgedrängt und vielleicht wird auch dorthin bald der Strahl der Civilisation dringen.

G. S. Branden.

Sitten und Gebräuche der Bewohner der österreichischen Monarchie.

Skizzen aus der Vorzeit und Gegenwart.

VII. Gebräuche in der Hana.

Durch den Brünnner und Prerauer Kreis zieht sich längs des Hana-Flusses eine schöne, fruchtbare, glückliche Gegend, die Hana genannt. Nicht immer sind die Bewohner eines glücklichen Landes ebenfalls glücklich, in der Hana aber ist dies der Fall. Kräftig, munter, Bebauer und Besitzer eines dankbaren Bodens — wessen bedarf es noch zu ihrem Glücke?

Hat der Hanake früh sein Morgenbrot; wenn er zur Stadt oder aufs Feld fährt, vier kräftige, muntere Rosse, die er stets, auch ohne Noth, vorspannt; findet er, wenn er zurückkommt, seine Lieblingsgerichte, Buchteln oder Schweinefleisch mit Erbsen, — was geht ihm da ab? Kann in freien Stunden der Junge seines Vaters Pferde auf der Weide umhertummeln, der Bursche mit seinem Liebchen kosen, der Alte — comme chez

nous — mit seinen Schwagern, Bettern und Nachbarn eine Pfeife Tabak bei einem Glase Bier rauchen: so ist er glücklich; hat das Mädchen eine neue Kazanka, einen neuen Lajdk, einen recht rauschenden Rajdak: so ist sie fröhlichen Herzens; hat sie aber wohl gar Hoffnung, an ihren Rajdak bald eine Karkule hängen zu können, dann ist sie selig. Doch wir müssen, um den Leser mit der Bedeutung dieser Hanakenwörter bekannt zu machen, ihm die Heirathsgebräuche in der Hana erzählen.

Es ist selten der Fall, daß Braut und Bräutigam aus einem und demselben Dorfe sind. Ich weiß nicht, ob der junge Hanake nicht auch in seinem Dorfe ein Mädchen fände, das seiner Liebe würdig wäre; das weiß ich aber, daß er es lieber in einem andern Dorfe sucht, vielleicht weil er dann, wenn er sie einst als Braut abholt, seine ganze Pracht entwickeln kann, was ihm im gegentheiligen Falle nicht in dem Maße vergönnt wäre. Zwei Wagen — ist die Zahl seiner Gäste groß, wohl auch noch mehre — werden mit prächtig geschirrten, mit Bändern, Sträußern und Glöckchen geschmückten Rossen bespannt; der eine mit sechs, der andere mit vier. Der Sechsspänner rollt voran, er ist für die Braut bestimmt, doch sitzen auch die Musikanten und die weiblichen Gäste des Bräutigams darin, welche letztere aufgepuzte Puppen, kleine Wiegen und andere symbolische Spielsachen in den Händen halten. Im Vierspanner fährt der Bräutigam mit seinem Vater und zwei oder drei Trauungszuge. Den Anfangs ernst und stillen Bräutigam belebt bald die Hoffnung des nahen Glückes, er jauchzt und jubelt mit den Andern, und wenn die Fahrt etwas lang ist, so kann man es ihm wohl nicht übel nehmen, wenn er in diesem aufgeregten, zwischen Furcht und Hoffnung schwebenden Zustande irgend eine Erfrischung zu sich nimmt, noch kann man es den Gästen verargen, wenn sie seinem Beispiele, seinen Einladungen folgen.

Sobald die jungen Bursche des Dorfes, aus welchem der Bräutigam seine Zukünftige erkoren hat, den Zug herankommen sehen — meistens hören sie ihn schon früher — so versperren sie mit einer aus Blumen und Bändern geflochtenen Kette den Eingang ins Dorf, und lassen die Ankommenden nicht eher hinein, als bis der Bräutigam den Durchgang mit einem Geldgeschenke erkaufte hat. Daß sich das Geldgeschenk nach den Vermögensverhältnissen und der Freigebigkeit des Bräutigams richte, versteht sich von selbst, aber die Bursche würden erröthen, weniger zu nehmen, und selbst der ärmste Bräutigam würde sich schämen, weniger zu geben, als zum Ankaufe eines Eimers Bier nothwendig ist. Hiemit hat der Bräutigam die Braut erkaufte, und die Bursche lassen Nachmittags im Wirthshause das Brautpaar hoch leben.

Sobald der Zug vor dem Hause der Braut angekommen ist, beginnen die wechselseitigen Begrüßungen und Glückwünsche. Die weinende Braut wird zum Kirchengange aufgepuzt, erhält den Segen der Eltern und begibt sich dann mit dem Hochzeitszuge nach der Kirche zur Trauung. Ist diese beendet, so kehren Alle nach dem Hause der Braut zurück, wo der Hochzeitschmaus beginnt, bei welchem unglaublich viel gegessen, getrunken und geschwaßt wird und besonders die früher erwähnten Lieblingsgerichte eine Hauptrolle spielen. Ge-

gen das Ende des Mahles verliert sich der Druzba (Brautführer, der die Rolle des böhmischen Plampac spielt), kömmt aber bald wieder mit ceremoniöser Miene und possirlich gravitätischem Schritte zurück, den swadbnj kolac (Hochzeitskuchen) auf dem Kopfe tragend. Wir übertreiben nicht, wenn wir erzählen, daß dieser Kuchen die Größe eines großen Mühlsteines habe, — er hat dieselbe Form, dieselbe Höhe und denselben Durchmesser, und wird seines ungeheuren Umfanges wegen stets in einem siebartigen Gefäße gebacken. Von seiner obern Fläche flattern Fähnchen und Wimpel von farbigem vergoldetem Papier herab. Dem Druzba geht ein Begleiter zur Seite, der einen gleichfalls mit Fähnchen, Bändern und Flittern bunt behängten Tannenbaum trägt, über welchen auch alsbald die Gäste herfallen, um ein Aestchen, ein Band, einen Streifen Papier und dgl. zu erhaschen, und diese Beute ihr ganzes Leben hindurch zum Andenken an diesen freudigen Ehrentag zu bewahren. Unterdes ist der Druzba bei der Hochzeitstafel — gegenüber dem Sitze der Braut — angelangt, und hält nach mannigfachen Vorbereitungen und Geräusper mit ernster, wichtigthuender Miene eine scherzhafte, an Anspielungen reiche Rede, welche die Gäste jeden Augenblick durch ihr Gelächter und Gejubel unterbrechen. Hierauf wird der Kuchen auf den Tisch gestellt, zerschnitten, vertheilt und ist trotz seiner fast fabelhaften Größe in einem Nu in den Mägen der Gäste — welche oft aus zwei ganzen Dörfern bestehen — begraben. Jene unter den Gästen, welche Kinder haben, nehmen ihren Antheil am Kuchen für diese nach Hause mit.

Während dieses Festmahles hat sich der Abend genähert und der Tanz beginnt. Mit seinem Ende hat auch gewöhnlich die Nacht geendet.

Am andern Morgen werden die Betten, Kleider und der übrige Hausrath der Braut zusammengepackt, und nachdem diese unter Thränen, Lachen, Schluchzen und Frohlocken, von den Eltern, von den Gevatterinnen, Muhmen, Nachbarinnen und Gespielinen Abschied genommen hat, setzt sie sich gegen Mittag mit ihrem Gepäc, den Weibern und Musikanten auf den Sechsspänner, der Bräutigam mit seinen männlichen Begleitern auf den zweiten Wagen, und im Galopp fährt der Zug nach des Bräutigams Wohnung. Hier erwarten schon sämtliche verheirathete Weiber dieses Dorfes das Brautpaar. Eine von ihnen hält einen aus steifem, rothem Zeuge gefertigten und mit Stroh gefüllten Cylinder, der ringartig umgebogen ist und cerwona karkule heißt, in der Hand und reicht ihn der Braut bei deren Eintritte dar, während sie die offene Fläche der andern Hand dem Bräutigam hinhält, zum Zeichen, daß sie den Kaufschilling für die Karkule erwarde. Hat sie denselben — der entweder in einem Geld-, oder andern Geschenke besteht — empfangen, so nehmen die Weiber die Braut in ihre Mitte, flechten ihre Haare in zwei Zöpfe, winden ihr den Rajdak * wieder um und hängen die cerwona karkule daran. Durch diese Handlung geben sie

* Ein breiter, langer Streifen weißer, gestärkter, florartiger Leinwand, welche Mrezo (d. i. Bitter) heißt, und so um den Kopf gewunden wird, daß der obere Theil nach hinten zugeht und dort offen ist. Von dem untern Ende hängen zwei Bänder herab, an welche die Karkule festgemacht wird.

der Braut zu erkennen, daß sie sich nun unter die Verheiratheten zählen dürfe; denn von dem Rajdak der Jungfrau hängt keine Karkule herab, und ihr Haar ist nur in einen Zopf geflochten.

Die dann noch folgenden Festlichkeiten der Hochzeit sind die in allen Ländern und Welttheilen gebräuchlichen, und wir sind daher der Erzählung derselben überhoben.

Noch zwei andere, aber jährlich wiederkehrende Feste sind es, welche in dem Leben des fröhlichen Hanaken Epoche machen, und auf welche er sich stets wenigstens ein volles Vierteljahr vorbereitet und freut. Es sind die letzten Tage des Faschings und das Kirchweihfest. Wir wollen die Art, sie zu begehen, etwas ausführlicher beschreiben.

In der Hana, wie unter den nachbarlichen Zabekänen (den Bewohnern des linken Bewa-Ufers) hat jedes Dorf einen Rjchtar (Richter), einen Pudmjstr (Bürgermeister) und zwei Konsole. Der erste hat die Angelegenheiten der Gemeinde mit der Obrigkeit, der zweite die inneren Angelegenheiten und Finanzgeschäfte der Gemeinde zu besorgen und die Konsole verrichten bei Beiden die Geschäfte der Gerichtsdiener und gehen, wenn eine Gemeindeversammlung stattfinden soll, mit einer Trommel, die sie sehr lebhaft rühren, durch das ganze Dorf. Das Zeichen der Gewalt des Pudmjstr und des Rjchtar ist das Präwo, ein Schwert, von dessen Spitze Bänder herabflattern. — Wenn die Zeit der letzten Faschingstage herannaht, so gehen die Bursche des Dorfes in den Häusern herum, fordern von den Mädchen Geld und von den Hausfrauen Eier, Butter, Mehl u. dgl. Bereitwillig wird ihnen dies Alles gewährt. Am letzten Faschingssonntage begeben sich nun die Junggesellen zum Rjchtar und Pudmjstr und erkaufen mit dem erhaltenen Gelde von ihnen für die Dauer der drei letzten Tage des Faschings das Präwo und mit ihm die richterliche Gewalt. Hierauf begleiten sie die suspendirten Würdenträger nach dem Wirthshause, stecken das Präwo in die Rohr- oder Balkendecke der großen Stube, die bei Versammlungen als Senats-, bei fröhlichen Gelegenheiten als Tanzsaal dient, und holen die Mädchen ab. Drei Tage wird nun getanzt, gejubelt, getrunken; am Ende des dritten stellen sie den Gemeindefreibeuten das Präwo wieder zurück, und die Feier hat ihr Ende erreicht.

Beim Kirchweihfeste findet in der Hana und dem Zabekänenlande außer den allenthalben in slawischen Ländern vorkommenden Gebräuchen noch folgende Sitte Statt, welche, etwas roh, wohl bald abgeschafft werden wird. Ein Hammel oder ein Lamm wird von den jungen Burschen und Mädchen mit Blumen und Bändern befränzt, auf eine Bank gebunden und in festlichem Zuge, der von Musikanten eröffnet und von einer zahlreichen Menge geschlossen wird, unter Musik und Gejubel nach dem Wirthshause geführt. Vor der Thür desselben steht gewöhnlich ein sogenannter Kirchweihbaum, neben welchen die Bank mit dem Hammel gestellt wird. In weitem Kreise dreht man sich um Baum, Bank und Hammel. Aus diesen Reigen treten die jungen Bursche einer nach dem andern hervor, jeder tanzt ein- oder zweimal im Kreise um den Hammel, schwingt den blauen, stumpfen Säbel um des Hammels Kopf in der Luft, macht, da er gewöhnlich von der Festlichkeit des Tages etwas

begeistert ist, Fehlstreiche, die Zuschauer lachen, und dieses grausame Spiel dauert so lange, bis es einem der Tänzer gelungen ist, des armen Thieres Kopf abzuhauen. Es gereicht dem Tänzer zur Ehre, und empört auch weniger das Gefühl des gebildeten Zuschauers, wenn dies mit einem Streiche geschehen ist. Dann wird das Opfer gebraten und von den Tänzern und Tänzerinnen verschmaust. Wir hoffen, daß bald eine schönere Sitte die Stelle dieser wahrscheinlich aus dem Heidenthume ererbten einnehmen wird.

Andere Gebräuche der Hanaken, als das Johannis-Feuer am Abend des 23^{ten} Juni, das Begraben der Smal (das Lodaustreiben), das Verzagen des Judas mit Klappern und Ratschkarren am Charfreitage — sind den Knaben ganz anheimgefallen, und wir wollen daher mit Uebergehung derselben nur noch in kurzen Umrissen den Charakter des Hanaken zeichnen. Er ist etwas langsam (man merkt dies schon an seiner gedehnten Aussprache) aber reinlich, gastfreundschaftlich und sehr gutmüthig. Die letzte Eigenschaft mag Ursache seyn, daß die Hanaken nicht sehr zu solchen Geschäften taugen, welche einen festen, unbeugsamen Charakter erfordern. Die Nachbarn der Hanaken machen ihnen ihren Ehrgeiz zum Vorwurf, dieser beschränkt sich aber bloß darauf, daß sie — und selbst die kleinsten Knaben — sich schämen würden, mit Ochsen zu pflügen oder gar zu fahren. Seine Pferde sind des jungen Mannes höchster Stolz, der Besuch kirchlicher Feste der Weiber und Alten höchste Freude. Hunderte von ihnen wallfahrten Jahr für Jahr nach Prag zum Feste des heiligen Johannes von Nepomuk, und lassen sich weder durch widrige Witterung, noch durch die beträchtliche Entfernung abschrecken, den Hin- und Rückweg zu Fuße zurückzulegen.

Die Kleidung der Weiber ist bis auf die Kopfbedeckung beinahe dieselbe, wie jene schon beschriebene der mährischen Walachen, nur die Beneidungen sind anders, indem sie das kurze in Bändern hängende Unterhemd Opasek, ein feinsinnes Leibchen, welches sie über den Rukawce tragen, lajdjk nennen.

Des Mannes Kopfbedeckung besteht im Sommer in einem kleinen, kaum auf dem Kopfe sitzenden Hute mit schmaler Krämpfe, von welcher bunte seidene Bänder herabflattern, im Winter in einer Pelzmütze. Seine übrige Kleidung sind: ein cylinderförmig den Körper einschließender Schafspelz (kozuch), der über den Kopf angezogen wird, bis unter die Hüften reicht und vorn und hinten einen Zipfel hat; ein grünes Leibchen (lajdk); ein paar kurze, weite, oben faltige Beinkleider von rothbraunem Leder und steife Stiefel.

Nebst den Hanaken und den Walachen wohnen noch zwei hervorragende Volksstämme in Mähren, deren besondere Sitten und Gebräuche wir unsern Lesern nächstens mittheilen werden. Es sind die Bewohner des Kuhländchens und die Kroaten auf den Herrschaften Dürnholz, Lundenburg und Eisgrub.

J. Cluth.

Der Sklavenhandel.

(Aus der Revue britannique.)

Afrika ist und war zu allen Zeiten der große Markt und Stapelplatz des Menschenhandels, auf welchem Ost-

und Westindien, Aegypten, Kleinasien und Brasilien sich mit Sklaven versehen. Und seltsam! die Mohamedaner treiben diesen Handel mit viel weniger Grausamkeit, als die Völker des Occidents, welche sich die civilisirten nennen. Man kennt die Verträge, welche England mit Frankreich, Spanien und mehreren andern Staaten zur Unterdrückung dieses die Menschheit entehrenden Handels geschlossen hat. In dem Vertrage mit Brasilien vom Jahre 1826 heißt es, daß alle Fälle von Sklavenhandel wie Seeräub angesehen und so bestraft worden sollen. Ein ähnlicher Vertrag mit Holland ward 1829 unterzeichnet. Und doch muß man gestehen, daß alle die öffentlichen Schritte, alle die ungeheuren Geldopfer, welche England der getreuen Ausübung jener Verträge brachte, nicht im Stande waren, dem Sklavenhandel ein Ende zu machen. Man schlägt die Zahl der noch gegenwärtig aus Afrika über das atlantische Meer ausgeführten Neger auf nicht weniger als 60- bis 80000 jährlich an, welche in alle Länder Amerika's vertheilt werden. Bei seiner Ankunft in Sierra Leone sah der Verfasser (Hr. Rankin) im Hafen einen Schooner, der durch seine zierliche Bauart und seine schlanken Masten ihm aufstiel. Dieses Schiff, dessen Verdeck ganz voll von Schwarzen war, hieß Donna Maria da Gloria; man hielt es für ein brasilianisches. Eine englische Fregatte hatte es am Eingange der Bai von Rio Janeiro genommen und dort in den Hafen geführt, wo die Sache vor den Hof der gemischten Commission Brasiliens gebracht wurde. Die Ladung bestand aus 430 Schwarzen. Die Sache gab zu großen Streitigkeiten Anlaß, weil der Capitän des genommenen Schiffes behauptete, dieses sei kein brasilianisches Eigenthum; endlich entschied der Gerichtshof, da er der Sache durchaus nicht auf den Grund kommen konnte, daß er inkompetent sei und daß der Schooner nach Sierra Leone geschickt werde, damit dort über ihn und die Ladung verfügt werde. Das Negergeschiff mußte also zum zweiten Male den atlantischen Ocean durchschneiden. Aber der Tod hatte schon beinahe den vierten Theil der Neger hinweggerafft; ihre Anzahl betrug nur noch 335 und der größte Theil dieser Unglücklichen war von ekelhaften Krankheiten, Geschwüren, Ausschlägen, Nuhren ergriffen. Dies war noch nicht Alles. Als das Schiff endlich in Sierra Leone angekommen war, mußte man, ehe die Neger ausgeschifft werden konnten, warten, bis der Gerichtshof den Ausspruch erlassen, daß das Schiff eine gute, gültige Prise sei. Die Verhandlungen darüber dauerten 2 Monate; nach dieser Zeit bewies der Eigenthümer des Schiffes, daß es unter portugiesischer, nicht aber unter brasilianischer Flagge segelte, als es genommen wurde, und daß es thatsächlich portugiesisches Eigenthum sei. Nun heißt es in dem Traktate Englands mit Portugal, daß die Portugiesen dem Sklavenhandel auf der nördlichen Halbkugel entsagen *. Der Schooner aber war auf der südlichen

* Diese seltsame Beschränkung hat wahrscheinlich darin ihren Grund, daß Portugal, welches unter allen europäischen Nationen den stärksten Sklavenhandel trieb, diesem einträglichen Geschäfte gänzlich zu entsagen, nicht bewogen werden konnte, und daß durch obige Vertragsbestimmung England den Sklavenhandel wenigstens von allen seinen amerikanischen Besitzungen und von Ostindien (beide liegen auf der nördlichen Halbkugel) abhalten wollte.

Anmerk. d. Uebers.

Halbkugel genommen worden und es ließ sich durchaus nicht beweisen, daß er seine Ladung auf der nördlichen an Bord genommen habe; der Gerichtshof sah sich daher genöthigt, die Wegnahme desselben für ungesetzlich zu erklären, und ihn mit einem Schutzbriefe gegen etwaige andere englische Kreuzer hinfahren zu lassen, wohin er wollte. Der Schooner macht sich also nach einer siebenmonatlichen Untersuchung, während deren kein Neger einen Fuß ans Land setzen durfte, abermals auf den Weg. Im Triumphe verläßt er mit wehender Flagge den Hafen, um die Trümmer seiner unglücklichen Ladung zum dritten Male über den atlantischen Ocean zu schiffen. Im Augenblicke, als das Schiff die Anker lichtete, stießen die Neger ein dreimaliges Hurra aus, vielleicht von ihren Peinigern aus Hohn dazu gezwungen, vielleicht in der Hoffnung, durch einen nahen Tod aus ihren Leiden erlöst zu werden.

Die Orte, an welchen die Kreuzer die wahrscheinlichste Aussicht haben, Sklavenschiffe zu fangen, sind die Mündungen einiger Flüsse, in den Baien von Benin und Biafra; auch die Flüsse Calabar und Bonny werden von den Sklavenhändlern häufig besucht. Wenn in diesen Flüssen ein Schiff ankert, welches verdächtig scheint, bemächtigt man sich desselben. Hierauf führt es ein englischer Officier mit englischen Matrosen nach Sierra Leone, wo der Hof, der an diesem Orte seine Sitzung hat, die Wegnahme anerkennt oder verwirft.

Eines dieser Schiffe wurde, als es schon einen Monat auf der Ueberfahrt zugebracht hatte, von einem englischen Kreuzer genommen. Die Ladung, welche bei seiner Abfahrt aus 374 Negern bestanden hatte, war auf 315 zusammengeschmolzen. Das Schiff war ein spanisches und hieß la Paulina. Sein Vorder- und Hinterdeck war ganz mit Männern, Frauen und Kindern im Stande vollkommener Nacktheit bedeckt. Am Fuße des großen Mastes lagen gegen zehn Sterbende, fast nur aus Haut und Knochen bestehend, über einander gehäuft. Man öffnete die Luken, welche von außen mit schweren eisernen Niegeln verschlossen waren: es drängte sich ein dichter Haufe Neger und Negerinnen im erbarmungswürdigsten Zustande und ein durchdringendes Geschrei ausstößend, aus dem Raume herauf ans Tageslicht. Dieses Loch hatte nicht mehr als zwei und zwanzig Zoll Höhe, und war so schmal, daß kaum der vierte Theil der Unglücklichen, die in dieser Hölle eingepfercht waren, hätte liegen können. Die Neger hatten also einen ganzen Monat zusammengedauert, halb liegend, oder wenigstens Kopf und Hals unter die Planken biegend, ohne sich rühren zu können, zubringen müssen. Man denke hiezu die Ausdünstung und Unreinigkeit von so vielen Menschen und die Hitze unter der tropischen Sonne in einer Höhle, in welche kein Lichtstrahl und kein Luftzug drang. Niemals noch hatte man in Sierra Leone Neger von elenderem Aussehen erblickt. Als sie ausgeschifft wurden, stürzte eine Menge von ihnen krank nieder, und starb fast auf der Stelle; die Frauen, obgleich ihre elastische Natur mehr zu ertragen pflegt, als die der Männer, waren in demselben Falle: einige wurden mit hitzigen Fiebern ins Spital getragen, andere verfielen in Wahnsinn, dem die Frauen in Folge der Schrecken und Qualen der Reise häufig ausgefetzt

sind, namentlich die, deren intellectuelle Fähigkeiten sich mehr entwickelt haben

B.

Die Dayaks auf der Insel Borneo.

Im Anfange des Jahres 1836 sandte der holländische Gouverneur einige Personen von Banjermassing, der Hauptstadt der Ost- und Südküste (Zuid en Oost-Kust) von Borneo, nach Groß-Dayak*, um daselbst die Kopfsteuer einzutreiben. Aber diese Gesandten wurden mit ihrem ganzen Gefolge nach einer verzweifelten Gegenwehr von den Bewohnern der am Flusse Lema-Pejangan in Groß-Dayak liegenden Dörfer niedergemetzelt.

Sobald der holländische Resident an der genannten Küste, Herr Goldmann, dies vernommen hatte, hielt er mit den obersten Behörden einen Rath, worin beschlossen wurde, eine Abtheilung Soldaten nach jenen Ortschaften zu senden, den Vorgang genau untersuchen zu lassen und die Auslieferung der Schuldigen zu verlangen.

Zu jener Zeit war Capitain Albert Hendricks mit dem Militärkommando der Ost- und Südküste von Borneo beauftragt. Er hatte sich in den Jahren 1831 bis 1833 bei einem Kriege auf der Westküste von Sumatra sowohl durch seine militärischen Talente als auch durch seine vorzügliche Geschicklichkeit, sich die Eingebornen geneigt zu machen, ausgezeichnet und durch diese Eigenschaften seinem Vaterlande bedeutende Dienste erwiesen. Aber mit Wunden bedeckt, mußte dieser Officier den Kriegsschauplatz auf der Insel Sumatra bald verlassen, und zwar in einem Zustande, der nicht hoffen ließ, daß er je wieder namhafte Dienste würde leisten können. Trotzdem war zu der Zeit, von der hier die Rede ist, Capitain Hendricks von seinen Wunden so weit wieder hergestellt, daß er sich an die Spitze der Truppen stellen konnte, welche mit dem Zuge nach Groß-Dayak beauftragt waren.

Obwohl sich diese Expedition durch keine bedeutenden Kriegsthaten, durch keine wichtigen militärischen Operationen auszeichnete, so entsprach sie doch vollkommen ihrem Zwecke und nach einer 42tägigen Abwesenheit kehrte das Heer nach Banjermassing zurück. Nach seiner Heimkehr schrieb Capitain Hendricks unterm 26. August 1836 einem seiner frühern Chefs einen Brief, worin er demselben die Sitten des Volksstammes, den er so eben besucht hatte, schildert. Da dieses Volk noch äußerst wenig bekannt und auf die Wahrhaftigkeit dieses Berichtes vollkommen zu bauen ist, so glauben wir, unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen hier einen Auszug aus jenem Schreiben mittheilen.

»Am 25. April zog ich mit dem Residenten, Herrn Goldmann, an der Spitze von hundert Mann unserer Garnison aus Banjermassing aus, um nach Groß-Dayak zu marschiren. Etwa tausend Chinesen, Malaien und andere Bewohner von Banjermassing folgten dem Residenten. Nach einem sechszehntägigen Marsche kamen wir in jene Gegend, wo sich gewöhnlich die Dayaks aufhielten, die jedoch bei unserer Annäherung in

* Eines der vielen inländischen Fürstenthümer auf Borneo.

die Wälder geflohen waren. Die Bewohner von achtzehn Kampongs (so heißen die Dörfer der Dayaks) hatten an jener Niederwerfung unserer Abgeordneten Theil genommen. Wir hatten in unserm Gefolge einige Bewohner von Klein-Dayak, welche schon etwas civilisirter, unsere Freunde sind und uns sehr nützliche Dienste erwiesen.«

»Bei je drei Kampongs befindet sich eine Kotta oder ein Benting (eine Art Fort's) mit einer großen Kaserne, in welche sich zur Zeit einer Gefahr Jedermann flüchtet. Sobald wir in die Nähe der ersten Kotta gekommen waren, begab ich mich mit einem Infanterie-Detachement und einem Mörser in den Wald, und ließ einige Granaten und andere zündende Gegenstände nach den Gebüsch schleudern, in welchen die Flüchtlinge sich verborgen halten mußten. Bald brach die und da Feuer aus, besonders aber in den Allang-Heiden (eine Art Binsen von 4—5 Fuß Höhe), welche sehr trocken waren und leicht flammen fingen. Diese setzten den Flüchtigen so zu, daß sie gar nicht lange zögerten, zwei ihrer Hauptlinge an uns zu senden, welche um Gnade baten und in ihrem und der Ihrigen Namen versprachen, sich jeder Strafe unterwerfen und nach den Kampongs zurückkehren zu wollen.«

»Diese Nachricht verbreitete sich schnell und hatte eine allgemeine Unterwerfung zur Folge. Wir machten uns wieder auf den Weg, um unsere Treibjagd fortzusetzen und der Erfolg dieser Expedition war ganz erwünscht. Bei jedem Kampong lieferte man uns die Rädel Führer und die Waffen unserer ermordeten Beamten, wie auch jene sämmtlicher Bewohner der Ortschaft aus, und bezahlte uns noch überdies nach dem Adat (einer Landesitte) 300 Gulden für Jeden, der von den Unsrigen getödtet worden war, und von nun an war von jener Geschichte keine Rede mehr.«

»Es ist wirklich sehr interessant, die Dayaks und ihre barbarischen Sitten zu beobachten. Die Dayaks sind stark und hochgewachsen, können weder schreiben noch lesen, wissen aber dabei wie Rabulisten zu raisonniren und haben ein treffliches Gedächtniß. Die Männer tätowiren sich vom Kopf bis zu den Füßen; sieht man sie von Ferne, so würde man darauf schwören, daß sie einen Dolman und enge ungarische Beinkleider anhaben. Ein Stück Leinwand von der Breite eines halben Fußes tragen sie auf Art eines Kragens, um den Leib wird es durch einen Gürtel festgemacht und hängt bis an die Knie hinab. Der Gürtel ist mit den Haaren der im Kriege abgeschnittenen Köpfe und mit Tiger- und Kaimanzähnen geschmückt. Das Haupt des Hauptlings ist mit einem turbanartig gewundenen Schnupftuche bedeckt. Dies ist das ganze Costume eines Dayak, nur tragen Männer sowohl als Weiber noch hornene, stark vergoldete Ringe von der Größe eines Dreiguldenstückes in den Ohren.«

»Die Weiber tragen Kains, d. i. eine Art Weiber Röcke, welche aber unten so eng sind, daß sie mit Mühe einen Fuß vor den andern setzen können und alle einen gewissen hüpfenden Gang annehmen. Unter diesen Kains sind drei bis sechs Reifen aus Binsen befestigt, so zwar, daß der Kain in der Gegend der Hüften sehr breit, bei den Knien aber fast ganz geschlossen ist und die Dayakdame dadurch die Gestalt eines hüpfenden

Fasses erhält. Auch legt sie einen Sling an, d. i. ein Korset, welches ganz die entgegengesetzte Wirkung der Korsets unserer Damen hervorbringt. Endlich haben diese Weiber Armbänder, die aus einer Menge kupferner Ringe zusammengesetzt sind, gepußt sehr viel Effekt machen und vom Handgelenke bis zum Ellenbogen reichen.«

»Wenn die Dayaks etwas Wichtiges unternehmen wollen, so befragen sie zuerst den Flug der Vögel, welche, mögen sie Raub- oder andere Vögel seyn, von ihnen schon daran gewöhnt sind, auf ihr Rufen zu kommen und das ihnen dargebotene Futter zu holen. Diese Vögel sind so firt, daß sie gleich auf den ersten Ruf ihre Amtspflichten als Drakel verrichten. — Fliegt der Vogel nach der Gegend hin, in welcher der Dayak seinen Plan ausführen will, so ist dies ein Zeichen des Gelingens; findet aber das Gegentheil Statt, so wird entweder der Plan aufgegeben, oder man geht auf Umwegen dem Ziele zu.«

»Die Dayaks glauben an eine Seelenwanderung; nach ihrer Meinung werden alle Jene, welche während ihres Menschenlebens tugendhaft waren, nach ihrem Tode in Gestalt von Vögeln wieder auflieben.«

»Im Kriege ist der Dayak mit einem Klewang, mit einer hohlen Lanze, welche Soempietan heißt und zugleich auch als Blaserohr dient, um damit die vergifteten Pfeile abzuschließen, ferner mit einem Köcher und einem Schilde von Holz bewaffnet. Auch trägt er eine Art Harnisch, der etwa einen Fuß breit, wattirt und mit Bändern und Muscheln überdeckt ist. Er hat eine Oeffnung, durch welche man den Kopf steckt, reicht vorn bis an die Schenkel, hinten bis an die Hüften und ist für Pfeile undurchdringlich. Die durch das Soempietan geblasenen Pfeile sind tödtlich, wenn man ihr Gift nicht alsogleich bekämpft. Die mit dieser Waffe beigebrachte Wunde verursacht eine bedeutende Geschwulst und das Gift verbreitet sich schnell ins Blut. Einreibungen mit Salz sind das wirksamste Mittel, um die nachtheiligen Wirkungen dieses Giftes zu verhindern. — Der Klewang ist die Waffe, mit welcher der Dayak Köpfe abschneidet. Ein tapferer, geübter Krieger trennt mit einem einzigen Hiebe (in die Mitte des Nackens) den Kopf vom Rumpfe.«

»Das Kotta oder Fort besteht aus einer Verpalissadirung aus Eisenholzpfehlern von 16—20 Fuß Höhe, die sehr eng an einander stehen und innerhalb welcher eine zweite, etwa 4 Fuß niedrigere Palissadenreihe geht, die mit der ersten durch quergelegte Bretter verbunden ist, so daß diese Gallerie eine Art Brustwehr bildet. Auf dieser Gallerie stehen die Dayaks mit der Blaserohrlanze in der Hand und senden den Belagerern einen Hagel von vergifteten Pfeilen zu, die selten ihr Ziel verfehlen. Aus einer Entfernung von 50—60 Fuß geworfen, bringen diese Pfeile gefährliche Wunden bei; in einer größern Entfernung aber sind sie nicht mehr zu fürchten. So lange die Mannschaft achtsam ist, und man bei der Belagerung nur die gewöhnlichen Waffen der Eingebornen anwendet, sind diese Forts uneinnehmbar. Um aber langwierige Belagerungen zu verhindern, nehmen sie zu Ausfallgängen und zu Hinterhalten ihre Zuflucht, sie trachten ihre Feinde zu umzingeln, fallen

dann mit dem Klewang über sie her und schneiden ihnen die Köpfe ab.«

»Sobald sie einige Köpfe erbeutet haben, kehren sie mit denselben nach dem Fort zurück. Als bald ist dort alles in Bewegung, die Weiber stellen die Köpfe auf einer Bühne auf, die Männer, welche diese erbeutet haben, erhalten mit Pfauensfedern geschmückte Typia u's (Hüte) und ein Feierkleid und tanzen um das von ihren Weibern improvisirte Weinhaus; Sängerinnen singen Kriegslieder mit Begleitung des Gong und ein Jeder überläßt sich einen Tag und eine Nacht lang einer wahn sinnigen Freude. Dann werden die Köpfe von der Bühne wieder weggenommen, sorgfältig gereinigt und der Eigenthümer bereut sich, sie in seine Sammlung einzureihen. Wer die meisten abgeschnittenen Köpfe besitzt, ist König und es ist gar nichts seltenes, in Einem Hause 100 bis 150 solcher schrecklicher Trophäen zu finden. Manchmal stellen die Dayaks diese Todtenköpfe auf 30—40 Fuß hohe Pfähle, als Schutzwache ihrer Götzen, die sie mit dem Messer schnitzen und ihnen Antlitz von Menschen, Tigern oder Katzen geben. So lange ein Dayak keinen Kopf abgehauen hat, genießt er gar keine Achtung und die Weiber wollen einen solchen nicht zum Gemal.«

»Die Dayaks sind große Liebhaber des Schweinefleisches. Die Schweine haben das Erdgeschöß ihrer Häuser inne, während die Menschen das obere Stockwerk bewohnen. Wenn sie ein Schwein schlachten wollen, so binden sie es an einen langen Strick, die Chorsänger stimmen Gesänge an, und das Thier wird mit Lanzenwürfen getödtet. Es ist ein ekelhafter Anblick, mit welcher Eier sich Männer, Weiber und Kinder auf das so eben geschlachtete Thier werfen, um dessen Blut aufzufangen und sich damit Kopf, Gesicht und Brust einzuschmierem. Sie tauchen sogar ihre Hände in die Wunden und ziehen das geronnene Blut aus denselben heraus, das sie zu demselben Zwecke verwenden.«

»Wenn ein Dayak stirbt, so wird seine Leiche mit vielem Ceremoniell verbrannt. Diese Feierlichkeit besteht in einer Art Bal masqué. Die Dayaks glauben, daß durch dieses Verbrennen sich die Leiber der Gestorbenen an die Strapazen gewöhnen, welche sie auf ihrem Wege in ein besseres Leben, der durch Wälder, Wüsten und durch die Hölle führt, werden erdulden müssen. War der Verstorbene so reich, daß er auch Sklaven besaß, so befragt man die Sklaven, ob sie ihrem Herrn in das andere Leben folgen und dort ihm zu dienen fortfahren wollen. Geben diese Unglücklichen ihre Zustimmung, so tödtet man sie unter großem Ceremoniell mit Lanzenstößen und die Anwesenden zeigen sich eben so begierig nach dem Blute dieser menschlichen Opfer, wie nach jenem der Schweine; ist diese Blutgier befriedigt, so werden die Leichen verbrannt. Die Sklaven, welche sich auf diese Art ihrem Herrn zu folgen entschließen, erleiden alle diese Martern mit der größten Geduld; jene aber, welche diese Ehre ausschlagen, werden von der Familie des Verstorbenen mit Verachtung behandelt und im Luftreich verkauft. — Die Asche der verbrannten Leichen wird in irdene Töpfe gesammelt und auf den Pfählen vor dem Hause der Verwandten des Verstorbenen aufgestellt.«

»In jedem Kampong unterhält man eine Truppe

weiblicher Choristen oder Barden, welche zu den Kranken und Verwundeten, wie auch zu allen Jenen, die über einen Entwurf sinnen, berufen werden, um ihren Muth durch ihre Gesänge zu stärken. Ihren Gesang begleiten sie stets mit dem obligaten Gong und einer Art Dudelsack, die aus zwei eisernen Pfeifen und einem ledernen Schlauche besteht. Daß die Sängerinnen in der That geschickt genug sind, durch ihre Gesänge die Einbildungskraft ihrer Zuhörer zu steigern, davon haben wir auf unserer Expedition auch ein Beispiel erlebt.«

»Als wir nämlich am Fuße des Kampongs standen, in welchem sich unsre Feinde mit ihren Hauptlingen befanden, begannen die uns verbündeten Dayaks am Erfolge der Unternehmung zu zweifeln und einige Unentschlossenheit zu zeigen, ob sie uns noch ferner auf dieser Expedition dienen sollten. Sobald Herr Goldmann diese Launigkeit wahrte, ordnete er ein Fest an, bei welchem er vor allem andern unsern wilden Bundesgenossen die Mittel verschaffte, sich mit Schweinefleisch vollzustopfen und in Arak zu berauschen, was sie auch nicht unterließen, da alle diese Dinge sehr nach ihrem Geschmack sind. Um den Glanz des Festes zu erhöhen, ließ er Abends ein Chor von 25 Sängerinnen holen und schenkte ihnen einige Gulden, damit sie durch den Aufwand aller ihrer Talente die Unschlüssigkeit der eingebornen Hauptlinge unterdrücken und sie zum Vorwärtsmarschiren anfeuern.«

»Dieses Mittel hatte den erwünschten Erfolg, denn gleich am Morgen des andern Tages machte sich Alles, was Waffen tragen konnte, auf den Weg; doch mit der Bedingung, daß gleich nach ihrem Abmarsch der Vogel befragt und das erhaltene Drakel ihnen als bald mitgetheilt werden sollte. Zu diesem Behufe ward einer ihrer Hauptlinge zurückgelassen. Die Befragung begann. Eine Stunde lang streute der Hauptling Samen auf den Ort, auf welchem er den Vogel erwartete und schrie sich dabei heiser, immer dringender ward sein Rufen und Schreien, dessen Inhalt ungefähr folgender war: »Ich bin Euer alter Slave Kaleen Nam; beschämt mich nicht vor dem Residenten, dem Commandanten und den Prinzen des königlichen Hauses, vor den Herrschern Mankö, Boëmië u. s. f. Endlich nachdem dieses Bitten, Rufen und Beschwören immer dringender geworden, sah man den Vogel heranfliegen, nachdem er aber einige Augenblicke über unsern Häuptern in der Luft geschwebt hatte, flog er — wahrscheinlich von dem Anblick dieser fremdartigen Gesichter erschreckt, — in der entgegengesetzten Richtung wieder davon.«

»Allgemein ward nun die Trostlosigkeit; »Tjekala!« rief man, »kein Zweifel mehr, daß wir Tjekala (Unglück) haben werden; wir dürfen nicht zögern, unsern Vortrab zurückzurufen!« Da ließ der Resident den Augur vor sich kommen, befahl ihm, zu sagen, daß der Flug des Vogels, obwohl nicht ganz günstig, doch kein Unglück bedeute, indem er mehrmal versucht habe, die gehörige Richtung zu nehmen, daß man daher die Expedition fortsetzen müsse; und um diese List vollkommen gelingen zu machen, unterstützte Herr Goldmann seine Berebtheit mit noch andern gewichtigen Gründen, denen auch ein Dayak nicht widerstehen kann.«

»Die Ablegung eines Eides findet immer unter großen Feierlichkeiten Statt. Einer ihrer Priester zählt

alle die Verpflichtungen auf, welche man sich durch den Eidschwur aufbürdet, und malt mit düstern Farben das Elend aus, in welches sich der Meineidige stürzt. Während er dann die Eidesformel vorsagt, werden Weihrauch und Reis verbrannt, worauf man dem, welcher den Eid leisten muß, einen in der Mitte mit einem Zeichen versehenen Stock in die Hand gibt. Zum Schluß legt man den, welcher den Eid geschworen, auf einen Baumstamm, in der Linken hält er den Stock, in der Rechten seinen Kewang und in dieser Lage muß er ohne den Kopf zu erheben, den Stock da, wo das Zeichen ist, mitten entzweihauen. Gelingt ihm dies, so wird seinem Eide vertraut, es wird aber wenig Werth auf ihn gelegt, wenn das Experiment mißglückt.

»Erhebt sich ein Streit, der unauflösbar scheint, so müssen beide Parteien im Beiseyn der Schiedsrichter sich in den Fluß stürzen und untertauchen, und wer am längsten unterm Wasser bleibt, hat den Proceß gewonnen.

K. v. Leitmerz.

Die Radschputen-Brant.

(Aus dem Oriental annual.)

Schon seit mehren Generationen währte zwischen den Geschlechtern Hara und Rahtor* eine unversöhnliche Fehde. Man weiß, mit welcher Wuth solche ererbte Fehden von jenen wilden Völkern geführt werden. Nicht selten enden sie erst, wenn die feindlichen Geschlechter einander wechselseitig aufgerieben haben.

Der Hara-Häuptling hatte eine Tochter, die wegen ihrer Schönheit weit und breit bei allen Hindu-Fürsten berühmt, wegen ihres energischen Charakters von ihren Feinden gefürchtet, wegen ihres männlichen Verstandes bei allen verwickelten Angelegenheiten von ihren Verwandten um Rath befragt ward. Sie hatte sich durch die Kraft ihres allen Einschränkungen widerstrebenden Geistes von der Beaufsichtigung, welcher sonst die Töchter der indischen Fürsten unterworfen sind, zu befreien gewußt, und ihr männlicher Charakter ließ ihren Vater oft vergessen, daß ihm das Schicksal einen Sohn versagt hatte; denn das größte Unglück, welches eine Radschputen-Familie treffen kann, ist: keinen Sohn zu haben.

Einst durchjagte die schöne Radschputin mit ihrem Vater die Dschungeln. Plötzlich stürzt aus dem Dickicht ein Tiger hervor und wirft sich auf ihr Ross. Statt die ihrem Geschlechte so eigene Furcht zu zeigen, hob sie stolz ihr Haupt, schüttelte die rabenschwarzen Locken von den Schläfen, zog den Doldh aus dem Gürtel und stieß ihn bis ans Hest in des wilden Gegners Leib. Dieser stuzte Anfangs über den unerwarteten Angriff, bald aber, durch die Wunde zu zehnfacher Wuth angefaßt, läßt er vom Pferde ab und stürzt sich mit schäumendem, weitaufgesperrtem Rachen auf die schöne Reiterin. Die Gefahr war groß, aber ihr Muth auch. Troßdem war nicht zu erwarten, daß sie mit Erfolg gegen einen so furchtbaren, blutgierigen Gegner sich würde vertheidigen können; ihr Vater war zu entfernt, um ihr zu Hilfe zu

eilen; ein Augenblick mußte über ihr Leben entscheiden. Da springt auf windschnellem Rosse wie ein Blitzstrahl ein junger Jäger herbei und trennt mit einem Schwert-hieb des Tigers Kopf vom Rumpfe. Das Mädchen ist gerettet, aber im kurzen Todeskampfe zerfleischt der Tiger mit seinen Krallen ihr Ross so fürchterlich, daß ihr nichts übrig bleibt, als das edle Thier auf der Stelle zu tödten. Als sie sich wieder nach ihrem Retter umsah, war er verschwunden. Doch hatte sie genug von seinen Zügen gesehen, um zu erkennen, daß er ein Rahtor war; denn jedes der Radschputengeschlechter hat etwas Unterscheidendes in seinen Gesichtszügen. Diese Entdeckung war schmerzvoll, sie rief sich die Fehden ihres Vaters mit diesem Geschlechte ins Gedächtniß, und hatte sie noch kurz vorher in dräuender Gefahr ihr Haupt stolz emporgehoben, so senkte sie jetzt, da sie gerettet war, traurig die Augen zur Erde.

Obwohl der alte Hara zu entfernt gewesen war, um seiner Tochter zu Hilfe zu eilen, so war doch die Entfernung nicht so groß, als daß er nicht Alles, was vorging, deutlich gesehen hätte. Als er seiner Tochter nahte, lagerte düsterer, unheilverkündender Ernst auf seiner Stirne. Sie kannte gar wohl die Ursache desselben. Kein freundlicher Blick zeigte seine Freude über die Rettung der Tochter; er hatte ja ihr Leben einem Rahtor, einem Todfeinde, zu verdanken. Sie dagegen bestieg mit stolzer, wenn auch erzwungener Gleichgiltigkeit ein Kameel, und ritt neben ihrem Vater, ohne daß zwischen Beiden ein Sterbenswörtchen gewechselt worden wäre.

Aber sie vermochte nicht, aus ihrem Gedächtnisse das Bild des jungen Rahtors zu verschleichen. Sein männliches Betragen, sein Muth, seine Gewandtheit, hatten ihre Einbildungskraft entflammt. Seine feine, muskulöse Gestalt, der leuchtende Blitzstrahl seines Auges, die stolze Wölbung seiner Augenbraunen, die Anmuth, mit welcher er sein Pferd tummelte, dies Alles stieg in schneller Aufeinanderfolge vor ihren Blicken auf, bestrahlt von einer Glorie, welche ihre feurige Phantasie ihm verlieh. Sie beschloß, Alles daran zu wagen, um ihn, der so unwiderstehlich sich ihres Geistes, ihrer Gedanken bemächtigt, wenigstens noch einmal wieder zu sehen. Der Entschluß war kühn, mit desto größerer Hartnäckigkeit hielt ihr unbändiger Geist denselben fest.

Lange waren alle ihre Anstrengungen, ihn wieder zu sehen, vergebens; denn die Wachsamkeit ihres Vaters war zu unermülich, als daß sie derselben zu entgehen vermocht hätte. Sie sandte Boten aus, aber diese kehrten stets mit der einzigen Nachricht zurück, daß sie ihn nicht gesehen hätten. Statt ihren Entschluß wankend zu machen, schienen diese fehlgeschlagenen Hoffnungen denselben vielmehr noch zu befestigen. Ihre geistige Kraft war zu unbeugsam, als daß sie hätte erschlaffen können, wenn der Erfolg ihren Anstrengungen nicht gleich kam.

Und wieder durchjagte sie mit ihrem Vater die Dschungeln, als ihr eine Krümmung des Pfades die Aussicht in den Wald öffnete und sie in demselben einen einzelnen Reiter im Kampfe mit Räubern sah. Die Uibermacht der Letztern war zu groß, als daß die Radschputin hätte hoffen können, der Bedrängte würde seine Gegner besiegen. Augenblicklich sprengte sie hin, schloß

nach dem Vornehmsten der Räuber einen Pfeil ab, der seine rechte Schläfe traf und ihn sogleich niederwarf. Erschrocken ob dieser unerwarteten Hilfe ergriffen die Andern die Flucht. Auf dem Plage, wo der Kampf Statt gefunden hatte, angekommen, fand die schöne Radschputin — ihren Erretter in seinem Blute schwimmend. Ein Säbelhieb hatte ihn zu Boden gestreckt. Die klaffende Wunde ließ das Schrecklichste fürchten.

Jedes andere Mädchen hätte beim Anblicke ihres vielleicht hoffnungslos verwundeten Geliebten selbst die Besinnung verloren, sie hätte die Lust mit ihren Klagen erfüllt, die Hände in trostlosem Schrecken gerungen; Nurischni hingegen riß ruhig einen Streifen vom Turban eines ihrer Begleiter, verband fest die Wunde, um das Blut zu stillen und befahl den jungen Rahtor in einen Palankin zu heben, welcher glücklicherweise am Saume der Dschungel ihrer Gebote harrete. In diesem ward er nach ihres Vaters Wohnung getragen. Erst, als bei der Ankunft daselbst der Verwundete aus dem Palankin gehoben wurde, erkannte der alte Hara in ihm den Häuptling jenes Geschlechtes, mit welchem er und seine Vorfahren so lange und blutige Fehde geführt. Bei dieser Entdeckung erwachte der Haß von Neuem in ihm; aber die Gastfreundschaft ist eine Tugend, die bei jenen Völkern nie verlernt werden darf und so ordnete er — mit dem bittersten Gefühle im Herzen — Alles an, was zur Bequemlichkeit seines kranken Gastes dienen konnte. Nur dann, wenn er wußte, daß Niemand ihn beobachte, brach sein Grimm in voller Wuth hervor, und er stieß die gräßlichsten Verwünschungen gegen den Häuptling und sein ganzes Geschlecht aus. »Möge sein Schatten stets klein werden! möge er einst als Geist ruhelos und qualvoll auf der Erde umherirren! möge nie das Glück seine Fittige über sein Haus ausbreiten, sondern Gram und Trostlosigkeit ihn und die Seinigen treffen! Seine Kinder mögen Waisen, sein Weib eine Witwe werden!« Solche und ähnliche Verwünschungen schwebten in der Einsamkeit von des Hara Lippen; doch ward der feindliche Gast auf das sorglichste gepflegt, bis er so weit genesen war, daß er nach seiner eigenen Wohnung gebracht werden konnte.

Unterdeß hatte der Rahtor während seines kurzen Verweilens unter Feindesdach eine Gelegenheit gefunden, seiner reizenden Retterin seine Liebe zu erklären.

Sobald der Rahtor sich wieder kräftig fühlte, eröffnete er dem Erbfeinde seiner Familie seinen Wunsch, die Hand seiner Tochter zu erhalten. Wer aber beschreibt des alten Mannes Aufbrausen bei solch' einem Vorschlage. Er hielt sich und sein Geschlecht auf Jahrhunderte lang dadurch entehrt, daß ein Rahtor, ein Mann, dessen ganzem Stamme er und seine Vorfahren ewigen Haß geschworen, es gewagt hatte, von ihm die Hand seiner Tochter zu begehren. Mit harten Worten wies er solch' eine Zumuthung von sich, und machte dem jungen Krieger bittere Bormürfe, daß er, alle Gebote der Ehre und Schicklichkeit verlegend, in einem Zeitpunkt, wo er dem Tode nahe war, wo er unter seines Feindes Dach trotz der Familienscheide die aufmerksamste Pflege erhalten — daß er in solch' einem Momente noch daran denken konnte, die Tochter seines Pflegers zu solch' thörichten Gefühlen zu verleiten.

Mit Unwillen wies der junge Krieger diese Be-

schuldigungen von sich. Sein Hochmuth, sein Jähzorn erwachte. Der Bruch ward größer als je. Nicht seine Vorfahren allein waren es jetzt, die er zu rächen hatte; er selbst war in den tiefsten Tiefen seines Herzens durch diese empörenden Schmähungen verletzt. Nur die heiße, innige Liebe zu der Tochter des Mannes, der ihn so zu beleidigen gewagt, hielt ihn zurück, auf der Stelle seine Ehre zu rächen. Aber der Radschpute vergißt nicht so leicht eine Beleidigung, oft jahrelang schlummert der Funke, einmal zündet er dennoch — und dann ist der Ausbruch der lange unterdrückten Rache fürchterlich.

Der Unmuth des alten Hara war auf's Höchste gestiegen. Er beschuldigte die Tochter, daß sie sich mit seinen Feinden gegen ihn verschworen habe. Er machte ihr bittere Bormürfe, er drohte — sie blieb stumm und ruhig, so sehr auch in ihrem Innern der Sturm tobte. Voll Zorn über diese anscheinende Gleichgiltigkeit verließ der Vater Nurischni's Gemach.

Am andern Morgen kehrte er wieder, sein Benehmen war weniger barsch, aber dennoch konnte er nicht von dem Rahtor sprechen, ohne seine wilden Rachegefühle zu verrathen.

»Vergiß ihn, Nurischni!« rief er düster, »vergiß ihn! Eher soll Wischnu jede Spur unsers Geschlechtes von dieser Erde vertilgen, als daß ich es zuließe, daß er einst als Glied unserer Familie seinen Schatten auf meine Thürschwelle werfe. Als er von meinem Salze aß, da mußte wohl die Rache des Hara ruhen, aber — sie durfte nicht enden. Meine Vorfahren haben seinem Geschlechte Haß und Vernichtung geschworen, es war ihnen nicht gelungen, ihren Schwur ganz zu erfüllen. Die kindliche Ehrfurcht gebeut mir, was sie begonnen, zu enden! Es ist ein heiliges Vermächtniß, und Fluch über mein und Dein und aller Deiner Nachkommen Haupt, wenn ich dieses große Werk nicht vollführe, wenn ich diesen verhassten Stamm nicht bis auf die Wurzeln vernichte! Mädchen, Du mußt diesen Rahtor — o wie zerfleischt schon der Name mein Herz! — Du mußt ihn vergessen!«

»Der Retter meines Lebens,« erwiderte sie mit ruhigem, abgemessenem Tone, der die Unabänderlichkeit ihres Entschlusses aussprach, »der Retter meines Lebens hat Anspruch auf meinen Dank, und diesen Dank kann ich ihm nur dadurch zollen, daß ich ihm das, wonach er am meisten sich sehnt, zum Geschenke biete.«

»Seine Ansprüche auf Dank sind vernichtet; er hat Dein Leben, Du hast ihm das Seinige gerettet. Ihr seid quitt! Und nun, Mädchen — versteh mich wohl! — will ich nichts mehr von ihm hören!«

Sie schwieg, aber der starre, düstere Glanz ihres Auges verrieth es, daß dies nicht das Schweigen der Ruhe sei. Als der alte Hara sie verlassen, da zeigte eine Thräne, die aus ihrem dunklen Auge hervorquoll, aber eben so schnell wieder zerdrückt ward, was in ihrem Innern vorging. Ihr Entschluß ging nun dahin, sich so bald als möglich dieser Tyrannie zu entziehen, und ward immer fester, je mehr man dahin strebte, ihre Gefühle zu unterdrücken. Tagelang saß sie schweigsam, über Pläne zur Flucht sinnend, in ihrem Zimmer. Endlich sandte sie ihrem Geliebten durch einen verlässlichen Boten ein Gemälde, welches einen Jäger dar-

* Die Haras und Rahtors sind zwei Radschputen-Geschlechter. Die Radschputen sind ein Hindustamm in der Gegend von Lucknow.

stellte, der ein Rehkalb aus den Klauen eines Tigers rettet. Der Rahtor verstand die bildliche Sprache, und schickte ihr ein anderes Gemälde, auf welchem derselbe Jäger das Rehkalb an seinen Busen drückte, und über Beiden eine Taube hinslog, um die Schnelligkeit anzudeuten, mit welcher er ihren Wünschen nachkommen wolle. Noch einige andere ähnliche Mittheilungen wurden gewechselt, bis die Liebenden über die Art der Ausführung vollkommen einverstanden waren.

Der Vater — begabt mit jenem unbeugsamen Charakter, der eines Hara Ruhm ist, — behandelte trotz der Liebe, die er, so weit sie mit seiner Gemüthsart sich vertrug, gegen seine Tochter hegte, dieselbe fortwährend mit gleicher Strenge, seit sie ihm ihre Neigung für den Rahtor so offen erklärt hatte. Doch stieg nicht der geringste Argwohn in ihm auf, daß sie etwas zu thun wagen würde, was die Würde seines Hauses verletzen könnte. Ihr Schweigen verleitetete ihn zu dem Glauben, daß sie dem Ruhme ihres Stammes ein schmerzliches Opfer bringen wolle, und darum war er trotz seiner Strenge stolz auf diese Tochter, die durch Schönheit und Geisteskraft — wenn auch nicht nach seinem Sinne — seinen Stolz rechtfertigte.

Eines Morgens überließen sich Vater und Tochter wieder dem Vergnügen der Jagd. Da stürzte urplötzlich ein Eber aus dem Dickicht, ein großes, mächtiges Thier, gereizt durch eine leichte Wunde, die ihm einer der Schifarris beigebracht hatte. Aber der Arme mußte diese Kühnheit schwer büßen; denn augenblicklich warf sich das Ungethüm auf ihn und machte ihn auf lange Zeit kampfunfähig. Furchtlos ritt Nurischni, die muthige, gewandte Jägerin, auf den Eber zu; dieser wandte sich gegen sie, zerfleischte mit seinem kolossalen Hauern die Seiten ihres Rosses, mußte aber nun seinerseits diesen Frevel entgelten; denn mit festem, sicherem Arme stieß die Radschputin ihren Speer in des Feindes Leib. — Noch einen Augenblick wälzte das Unthier sich auf dem Boden, die Erde mit seinen Hauern aufwühlend, — dann verendete es. Dies war eine That, eines Mannes würdig. Und während noch die Radschputin von ihrem verwundeten Rosse herab dem Todeskampf ihres Gegners zuschaut — da taucht aus dem Dunkel des Waldes ein einzelner Reiter hervor, eilt pfeilschnell nach der Stelle, wo die Radschputin steht, schon hat er selbe erreicht, er steigt ab, hebt die schöne Siegerin auf sein Ross, springt wieder auf, und im Nu sind sie den Blicken des alten Hara und seiner Begleiter entschwunden. Es war unmöglich, in diesem Reiter den Rahtor nicht zu erkennen, aber eben so unmöglich war es, die Flüchtigen einzuholen; denn wie auf Windesflügeln flogen sie auf ihrem treuen Araberrosse davon.

Berwünschungen gegen seine Tochter ausstossend, dem Räuber die gräßlichste Rache gelobend, kehrte der alte Hara von der erfolglosen Verfolgung heim. Hier berief der betrogene Vater seine Getreuen und forderte sie auf, mit ihm die Entführung Nurischnis zu rächen. Mehr als dreihundert Radschputen schworen, ihm zu folgen, seine Tochter aus der Gewalt der Feinde zu retten und den verruchten Räuber auf beispiellose Weise zu züchtigen.

Alle Gefühle des Alten, alle seine Handlungen waren nur auf einen Punkt concentrirt, hatten nur einen Zweck: Rache, schnelle, maßlose Rache. Er eilte nach dem Tempel seiner Gottheit und legte sein Veröhnungsopfer auf ihren Altar, den er für entheiligt hielt. Die Absicht, aus welcher das Opfer dargebracht wurde, war zu unheiligt, als daß der gerechte, menschenfreundliche Gott sein Gebet hätte erhören können; der Rauch seines Brandopfers stieg nicht zum Himmel hinan. Doch der Bramine empfing das Opfer des Hara und sicherte ihm den gewünschten Erfolg zu.

Der Morgen brach prachtvoll an, Himmel und Erde glänzten im goldnen Widersstrahle Aurorens, nur im Herzen des Alten brannte eine düstere unheilige Flamme. Er bestieg sein Streitross und ritt schweigend an der Spitze seiner Anhänger dem Wohnorte seiner Erbfeinde zu. Seine Ungeduld, bald seine Rache zu stillen, machte ihm die Reise langweilig und unbehaglich. Ein Rabe saß auf einem Baume, der am Wege stand. Dies war ein unheilverkündendes Omen, aber der Hara dachte an die Versicherungen des Braminen, und deutete das Zeichen zu seinen Gunsten, und zu Ungunsten dessen, den er verfolgte. Sein Geist war zu voll der Hoffnung, endlich eine Rache zu üben, die seines lange gehegten Hasses würdig wäre, als daß er an dem Gelingen seiner Entwürfe hätte zweifeln können.

Unterdeß herrschte in des Rahtors Behausung Freude und Eintracht. Das Hochzeitsfest ward bereitet, Braut und Bräutigam hatten den Bund, den ihre Herzen geschlossen, bestätigt. Ihr Herz schwoll vor Freude, in ihren Ohren hallten nur Töne der Fröhlichkeit und Glückwünsche. Die Nachbarn waren versammelt, das Lamtam, die Zither, die Sarinda*, das Kurtaul**, das Saringi*** vereinten ihre Klänge, um die heitere Lust der Gäste zu beleben.

Möglich wird die allgemeine Freude durch die Nachricht gestört, der Häuptling der Haras rücke mit einer zahlreichen Kriegerschaar heran, um den Raub seiner Tochter zu rächen. Der Lamtam schweigt, die Gäste verstummen, Nurischni's Bräutigam mustert seine Anhänger. Es waren ihrer wenige, — kaum auf hundert und fünfzig belief sich ihre Anzahl, — aber Alle entschlossene Männer, Alle ächte Radschputen, die, sei auch die Uebermacht noch so groß, doch nie vor dem Kampfe zurückbeben, Männer, die den Tod der Schande vorziehen.

Der Rahtor-Häuptling ließ dem Feinde nicht Zeit, ihn zu überfallen. Mit seiner kleinen, aber tapfern Schaar rückte er den Hara-Kriegern entgegen, um für Weib und Ehre zu fechten. Nurischni sprach ihm Muth ein, weisagte ihm den Sieg und schwur, im Falle er unterliege, einen Scheiterhaufen für sich bereit halten zu wollen. Beim Scheiden segnete sie ihn und sprach mit unterdrückter Rührung: »Und sollte der Ewige Deinen Tod beschloffen haben, so soll Deine Seele nicht allein die Räume der

* Eine Art Violin.

** Cymbeln.

*** Ein Instrument, auf welchem bei den Hochzeiten der Hindu's gespielt wird.

Seligen bewohnen; deine Sita* wird Dich nach den Wohnsitzen der Tapferen begleiten.«

Die feindlichen Schaaren stießen an einander, der Kampf tobte furchtbar, Niemand forderte, Niemand gewährte Gnade, Rache war Beider Schlachtruf, der Tod dessen Folge. Der Vortheil der größern Anzahl war auf der Seite der Haras, das Ubergewicht der Tapferkeit auf jener der Rahtors, doch wer kann, wenn beide Theile tapfer und muthig sind, solch unverhältnißmäßiger Uebermacht, wie Zwei auf einen Einen, widerstehen? Der seines einzigen Kindes beraubte Vater suchte, bebend vor Rachedurst, mitten im dichtesten Gefecht den Räuber. Endlich trafen sie auf einander. Eine tödtliche Kälte lag in den Blicken Beider. Der Kampf war gleich hartnäckig, aber die abnehmende Kraft des Alters war nicht geeignet, sich mit der noch vollen Stärke der Jugend zu messen. Ein Säbelhieb streckte den Hara zu Boden — glücklicherweise hinderte das gesteppte Kleid den Stahl, tief einzubringen. Als der Jüngling seinen Gegner zu seinen Füßen hingestreckt sah, da hielt ihn der Gedanke, daß er der Vater seiner Braut sei, ab, den Hieb zu wiederholen. Er verließ den Besiegten und stürzte sich wieder in das dichteste Gewühl, wo die Wucht seines Schwertes bald seine Anwesenheit kund gab.

Aber wie tapfer auch er und seine Krieger kämpften, ihre Schaar nahm dennoch sichtlich ab, und es war klar, daß trotz ihrer unbeugsamen Standhaftigkeit das Gefecht mit ihrer Niederlage enden mußte.

Hundert und achtzig Haras und über hundert Rahtors bedeckten schon das Schlachtfeld, dennoch ließ die Wuth des Kampfes noch nicht nach, fielen noch immer neue Opfer der gegenseitigen Erbitterung. Der Häuptling der Haras vollbrachte Wunder der Tapferkeit, die selbst den Thaten seiner jüngern Jahren nicht nachstanden, aber er sah noch immer das Haupt seiner Gegner am Leben, und darum war sein Rachedurst noch nicht gestillt. Er traf ein zweitesmal mit ihm zusammen, und unterlag auch diesmal. Endlich nach verzweifelten Anstrengungen waren die Rahtors bis auf einen Mann vernichtet, und dieser Eine war ihr Führer. Von den Gegnern verließen nur fünfzig lebend das Schlachtfeld, um die Geschichte dieses blutigen Kampfes zu erzählen.

Im Schutze des Abenddunkels verließ der Rahtor-Häuptling das Schlachtfeld und begab sich, müde und entmuthigt, in den benachbarten Wald. Gewissensbisse stachelten ihn, wenn er bedachte, daß er einen Kampf überlebt habe, in welchem allen seinen Gefährten das edelste Loos eines Kriegers geworden war — ein ruhmvoller Tod auf dem Schlachtfeld. Er dagegen barg sich, wie ein gejagtes Raubthier, im Schutze der Nacht im Walde, um einem Feinde zu entrinnen, von dessen Hand ihm nun der Tod vielleicht ein Geschenk wäre. Anfangs zerrissen diese und ähnliche Gedanken sein so stolzes Gemüth, aber so wie nach und nach dieser fieberhafte Zustand einer ruhigeren Ueberlegung wich, schien er Herr seiner Lage und von neuer Thatkraft beseelt zu werden. Sein Herz schwoll wieder bei dem Gedanken an eine große Unternehmung und während jeder Nerve seines

* Sattin.

erfrischten Körpers neu gestählt schien, that er in der Hefigkeit seines aufgeregten Gefühls einen ernstern Rachedschwur. In diesem Augenblick lief im hellen Mondschein ein Löwe über seinen Weg. Er schien ihm eine Vorbedeutung seines künftigen Schicksals. Er beschloß ihn anzugreifen. »Bleibe ich Sieger im Kampfe mit diesem wilden Thiere, so ist mir dies eine Bürgschaft, daß ich mein Rachedgelübde erfülle; falle ich, dann bin ich von Elend und Schande auf einmal befreit.«

Er war mit einem konischgeformten Schilde bewaffnet, welches mit einem dicken Metallbuckel versehen war, der aus der Mitte hervorstand und in eine stumpfe Spitze endete. Seinen schweren Tulwar* ergreifend, nahte er unerschrocken dem Löwen. Dieser hielt das Haupt leicht an die Vorderpfoten gelegt, seine Augen glänzten von furchtbarer Wildheit, er leckte seinen zuckenden Nachen, der jeden Augenblick sich öffnete, gleichsam als ob er seine furchtbaren Waffen zur Schau stellen wollte. Mit festem Tritte schritt der Rahtor auf die grimmige Bestie, und warf seinen Schild so heftig nach deren Kopf, daß er mit diesem einen Wurfe den Löwenschädel spaltete. Todt lag das Thier zu seinen Füßen. Wild lachte der Rahtor auf, als er dieses Ungethüm, vor Kurzem noch furchtbar, jetzt aber schwach und ohnmächtig wie der Regenwurm, über welchem es lag, zu Boden hingestreckt sah.

Gedankenvoll von diesem Plaze zurückkehrend, näherte er sich seinem Hause. Ein banges Vorgefühl, dessen er sich nicht ermahnen konnte, lastete schwer auf ihm; denn er kannte die männlichen Gesinnungen seiner Braut, er wußte, daß sie seinen Rückzug aus dem Kampfe, der so unglücklich geendet hatte, nicht günstig beurtheilen würde. Als er seine Wohnung erreicht hatte, in der noch gestern jeder Winkel von Lust und Freude widerhallte, fand er die Thür verschlossen, aus Furcht vor einem Uiberfall, wie er dachte. Er klopfte mit zitternder Hand. Er, der dem Tode in dessen schrecklichsten Gestalten furchtlos ins Auge geblickt hatte, bebte nun vor dem Unwillen eines Weibes. Die Thür ward nicht geöffnet, er klopfte mit dem Griff seines Tulwar.

»Wer klopft!« rief ruhig eine Stimme innen, die er augenblicklich erkannte, und der sein Herz wonneentzückt entgegenschlug.

»Dein Bräutigam, meine Sita! öffne und heiß ihn willkommen!«

»Ja und wie entschied sich die Schlacht?« fragte Nurischni mit demselben ruhigen, aber düstern Tone, der das Blut des Rahtor frieren machte.

»Wider uns! Ich allein bin übrig, die Geschichte unserer Niederlage zu erzählen. Meine Gefährten liegen alle auf dem blutigen Felde. Es war in Wahrheit ein Vertilgungskampf. Als ich sah, daß Alles verloren sei, rettete ich ein werthloses Leben um Deinetwillen. Deffne, Geliebte!«

»Wem?«

»Deinem Manne!«

»Ich habe keinen! Er kam um auf dem Felde der Ehre, von welchem Du so schändlicher Weise flohst. Er wäre nie anders als mit Sieg in den Blicken wieder-gekehrt!«

* Krummsäbel.

»Du verläugnest mich, Sita! Deinen Bräutigam von gestern, Deinen Kämpfer für immer?«

»Der mich Sita nannte, hat schon aus dem Amrita-Becher * getrunken. Er hätte nie ein ruhmloses Leben gerettet, um, mit Schande gebrandmarkt, in der Welt umher zu irren. Mein Gemahl war keine Memme. Du aber bist meinem verwaisten Herzen fremd. Geh! Verlaß die Schwelle einer bräutlichen Witwe, welche das Opfer kennt, das sie dem, der nun auf ewig für sie todt ist, zu bringen hat!«

Schwer verletzten diese Vorwürfe den Rahtor. Wie zündende Blitze entflammten sie sein Herz. Er fühlte die volle Wucht ihres ruhigen, aber inhaltsschweren Verbotes und fühlte sich von diesem Heldenmuth eines Weibes beschämt. Sie hatte ihn eine Memme genannt, einen ihrem Herzen Fremden, sie hatte ihn verhöhnt und verläugnet. Aber sie hatte auch von einem Opfer gesprochen und eine furchtbare Ahnung ergriff seinen Geist. Er wußte, mit welcher Kraft sie ihre Vorsätze ausführe, er kannte ihre gränzenlosen Begriffe von Ehre, ihre ängstliche Anhänglichkeit an alle die strengen Gebräuche der Kaste, zu welcher zu gehören sie sich von jeher zur Ehre gerechnet hatte. Er konnte diese Angst nicht ertragen. Er mußte hinein. Er schlug mit seinem Schilde an die Thüre und bat sie zu öffnen, sie aber würdigte ihn keiner Antwort. Voll Verzweiflung widerholte er mit Anstrengung aller seiner Kräfte den Schlag, weit er fliegt die Thüre, er stürzt in das Haus mit wilddem, ängstlich suchendem Blicke, aber dre, welche er sucht, findet er nirgend. Das Gemach, in dem das Hochzeitsfest gefeiert worden, war verlassen, er betrat ein zweites, seine Geliebte war nicht darin. Ihre Mädchen schwammen in Thränen. Er fragt, er dringt in sie; ein unheilvolles Schweigen beobachtend, deuten sie unverrückt nach einer Umzäunung im Hintertheile des Hauses. Er eilt nach jener Stelle und findet all seine Befürchtungen entseßlich bestätigt.

Bald nachdem ihr Gatte in den Kampf gezogen, hatte die unglückliche Braut einen Scheiterhaufen errichten lassen, mit dem festen Entschlusse, sich nach der Sitte ihres Volkes zu verbrennen, falls der Gegenstand ihrer Zärtlichkeit im Kampfe umkommen sollte. Sie kannte die Ungleichheit der Zahl beider feindlichen Theile und war daher auf das Aergste gefaßt. — Als nun der unglückliche Bräutigam in die Umzäunung eintrat, in welcher seine geliebte Sita den Leichenscheiterhaufen errichtet hatte, sah er mit brechendem Herzen sie schon auf dem brennenden Gerüste stehen. Die Flammen lohten schon zu ihrem Opfer hinan, sie aber stand aufrecht und unerschrocken, und warf ihm bei seinem Eintritte einen höhrenden Blick zu. Ihre Kleider standen in Flammen, ihre Schenkel waren gräßlich versengt, aber sie zuckte nicht einen Muskel, ihr ganzer Körper glich einem Felsen, der mitten in einer Wüste steht, unverrückt ob auch Blitz auf Blitz in ihn einschlägt. Der Rahtor wollte auf sie zueilen, sie aber streckte ihren Arm aus und verbot ihm, zu nahen. Er durfte nicht wagen, ihr freiwilliges Opfer zu stören. Ihr Auge wandte sich nicht von ihm ab und verlor keine Minute den Ausdruck der tiefsten Verachtung.

* Der Becher der Unsterblichkeit.

Die Flammen brachten ihrem lieblichen Körper furchtbare Wunden bei, sie aber ließ nicht das mindeste Zeichen eines Schmerzes blicken. Ihre Züge behielten diese furchtbare Unbeweglichkeit bei. In einigen Augenblicken knickten ihre Füße zusammen, sie stürzte auf ihre Knie, die Flammen umringten sie ganz. Nur dann und wann, wenn ein Windstoß die Gluthen von ihrem Opfer hinwegblies, erschaute der Rahtor noch seine Braut, aber auch stets denselben Ausdruck der Verachtung in ihrem Gesichte. Die Haut ihrer Arme sprang ab, und rollte sich wie Pergament, die Spannnerven borsten, sie aber blickte mit einem bitteren Lächeln auf diese Verwüstung, welche das Feuer auf ihrem schönen Körper machte. Es schien als verspottete sie die Anstrengungen der Flammen, ihr Leiden zu bereiten. Endlich schienen die Augen aus ihren Höhlen zu treten, sie fiel rückwärts in die Gluthen, und — ihr Heldenmuth und ihr Todeskampf nahmen im gleichem Momente ein Ende.

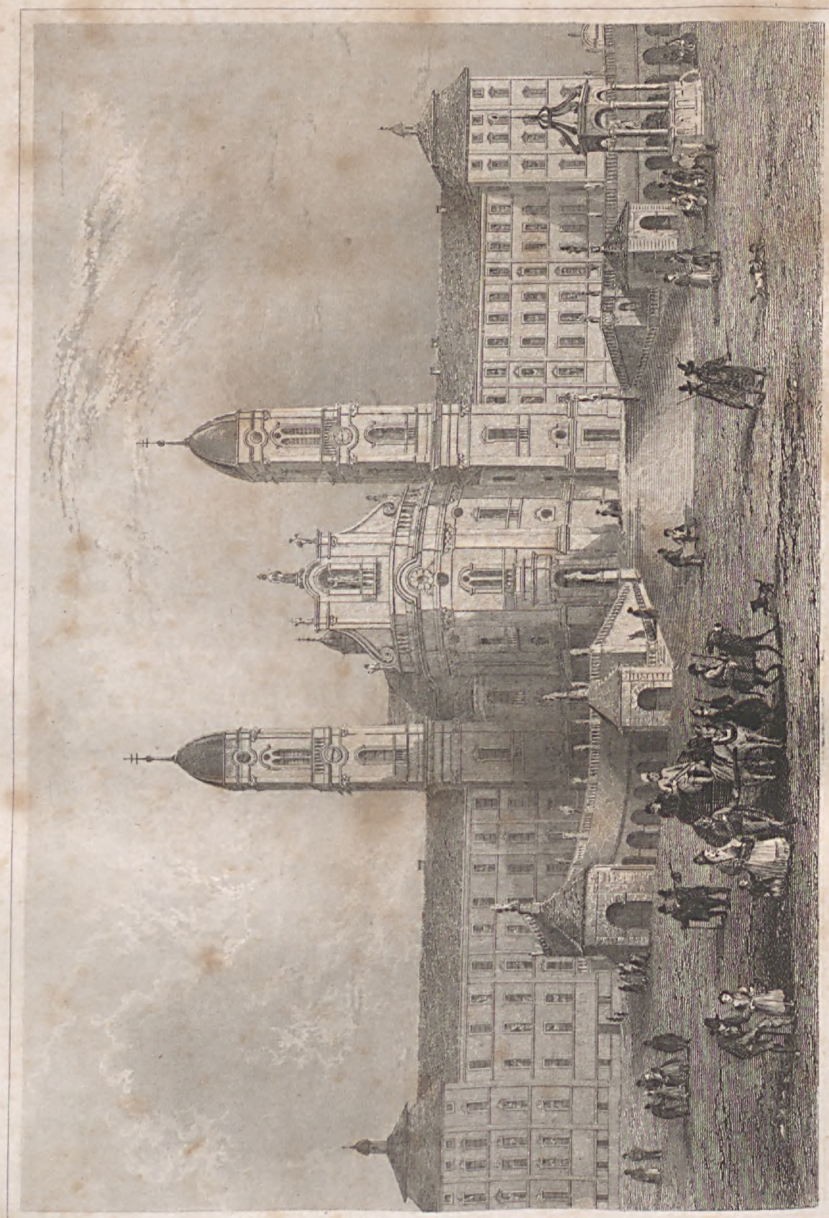
Der unglückliche Rahtor verweilte bei dem Scheiterhaufen so lange, bis die Flammen den Körper gänzlich verzehrt hatten, dann sammelte er ihre Asche, that sie in einen Krug und verbarg diesen in dem Heerde des Gemachs, welches Zeuge des Hochzeitsjubels gewesen war. Dann legte er ein safrangelbes * Kleid an und stürzte hinaus, um sein Nachgelübde zu erfüllen und den Tod zu finden. Nicht Eine Thräne beneßte seine Augen, sie waren trocken und heiß. Sein Herz war hart wie Marmor, die Muskeln seines Körpers schienen erstarrt zu seyn. Die Nacht war düster wie die Stimmung seines Geistes. Das Geheul des herumstreichenden Schakals schien ihm eine weit musikalischere Melodie, als der liebliche Abendgesang Bulbul **, dem er in seinen fröhlichen Tagen so gern gehorcht hatte. Verstohlen — so wie ein Tiger, wenn er auf Beute lauert, — schlich er durch die Dschungeln, um ja nicht von irgend einer Streifwache des Feindes bemerkt zu werden. Endlich erreichte er das Zelt seines Todfeindes, der nach den Mühen dieses blutigen Tages bald in einen tiefen Schlaf versunken war.

Im Schutze des Dunkels erreichte der Rahtor die Deffnung des Zeltes, welches nur nachlässig bewacht war. Die Hara wußten, daß alle ihre Feinde erschlagen seien, und glaubten auch deren Häuptling unter den Todten. So kam es, daß dieser gar kein Hinderniß fand. Todtenstille herrschte ringsum. Er trat ein, eine dunkle Lampe warf ein düsteres, unheimliches Licht um sich, das bald ganz zu verlöschen drohte, da der Docht schon fast ganz niedergebrannt war. Doch war der Schein hell genug, um den forschenden Blicken des Radschputen das Lager des Hara zu zeigen. Er lag auf einem schlechten, groben Teppich, und war mit einem Palampor *** bedeckt. Ein bitteres Lächeln zuckte convulsivisch in den Zügen des Rahtors, als er seinen Feind so ruhig hingestreckt sah. Einen Augenblick wandte er den Blick von seinem Opfer ab, ein tiefer Seufzer entfuhr seiner stürmisch bewegten Brust. Dann zog er sein Schwert, es glänzte nur matt beim Lampenscheine.

* Wenn der Radschpute ein safrangelbes Kleid anlegt, so weiht er sich dem Tode.

** Eine indische Nachtigall.

*** Eine gesteppte Bettdecke.



Einsiedeln 1818.

LE COUVENT DE MARIA EINSIEDELN.

MARIA EINSIEDELN.

Prog. Verls. v. G. J. J. Scherz.

THE CONVENT OF MARIA EINSIEDELN.

Er hob die Decke von seinem schlafenden Feinde, und stand mit gezücktem Schwerte über ihm wie ein strafender Dämon. Der alte Mann fuhr aus dem Schlafe auf — griff schnell nach dem Säbel, aber bevor er den Arm ausstrecken konnte, lag er schon, ein hauptloser Rumpf, zu den Füßen des rächenden Rahtors.

Das Geräusch seines Falles erweckte die Wachen, die alsbald hereinstürzten. Als sie den Rahtor im safrangelben Kleide da stehen sahen, erriethen sie schon dessen Vorsatz, ein zweiter Blick belehrte sie, wie furchtbar er denselben ausgeführt habe. Bedächtig schritt er über den Leichnam seines erschlagenen Feindes, und deutete, einen Blick voll Stolz und Troß auf die Eindringungen werfend, mit grimmigem, wild triumphirendem Lächeln nach dem noch dampfenden Rumpfe. Die Wachen stürzten auf ihn zu, um den Tod ihres Häuptlings zu rächen, aber in der Fieberwuth der Verzweiflung hatte der Rahtor bald drei neue Opfer erlegt. Eben zückte er sein Schwert, um einen vierten niederzuwerfen — als ein Wurfspeer ihn in die Schläfe traf, und auch der Letzte seines Stammes todt auf dem Boden lag.

So endete die blutige Fehde zwischen den Haras und Rahtors.

E. D. Bittle.

Maria Einsiedeln. (Mit einem Stahlstiche.)

Es war um die Mitte des neunten Jahrhunderts, als sich Meinrad, Graf von Hohenzollern und Sulgau, in einem hochgelegenen Waldthale des heutigen Cantons Schwyz, müde von dem Treiben der Welt, an einsamer Stätte niederließ, um in Andachtsübungen seine Tage zu beschließen. Eine niedrige Zelle, von dem frommen Siedler aus Tannenstämmen mit eigenen Händen erbaut, war ihm zugleich Wohnung und Kapelle. Jahreslang lebte Meinrad hier, als ein Tröster der Bedrängten und Rathgeber der Hilfsbedürftigen. Nach der Legende sollen ihn zwei Räuber ermordet haben, welche, verfolgt von einer Schaar Raben, entdeckt und hingerichtet wurden. Fast hundert Jahre waren verflossen, Meinrad's Zelle wahrscheinlich schon zerfallen, als sich ein zweiter Eremit, Namens Eberhard von Straburg, an dieser Stelle ansiedelte und eine Kapelle erbaute. Nicht lange darauf kamen Benediktiner in diese Gegend, und gründeten ein Kloster, das heutige Maria Einsiedeln. Da in den ersten Zeiten die meisten Glieder des Stiftes Adelige waren, welche ihm häufig ihre Ländereien schenkten, gelangte dasselbe bald zu großem Ansehen und einem ausgedehnten Güterbesitze. Die Äbte erhielten vom Kaiser Rudolph I. (1274) die Reichsfürstenwürde, und noch heute ist Einsiedeln das reichste Kloster in der Schweiz. Ein hölzernes Muttergottesbild, welches Hildegardis, Tochter Ludwigs des Deutschen und Äbtissin des Frauenklosters zu Zürich, dem Kloster gleich bei seiner Stiftung geschenkt hatte, und die angebliche Zelle Meinrad's bildeten bei der gläubigen Menge einen Gegenstand großer Verehrung. Pilgrime von nahe und ferne strömten jährlich zu Tausenden herbei, um bei dem Gnadenbilde ihre Andacht zu verrichten. Einsiedeln wurde das Loretto der Schweiz und so wie dort das nach der Sage von Engeln aus Nazareth über-

tragene heilige Haus der Mutter des Herrn in der Mitte der Kirche aufgerichtet ist, so stand auch hier die kleine hölzerne Zelle des ersten Einsiedlers Meinrad, in ein Gehäuse von schwarzem, polirtem Marmor eingefast, mitten im großen, prachtvollen Gottesstempel. Dieses Heiligthum und die Marmorkapelle, worin das hölzerne, in Seide gekleidete Gnadenbild zur Verehrung aufgestellt war, wurden 1798 von den Franzosen zerstört; das Gnadenbild selbst retteten jedoch die Stiftsgeistlichen und schafften es nach Tirol. Nach der französischen Invasion wurde es wieder zurückgebracht, an die Stelle der zerstörten Kapelle einstweilen ein Altar errichtet, und später eine neue Kapelle aus schwarzem, inländischem Marmor erbaut. Der Zudrang von Wallfahrtern ist noch jetzt sehr groß. Der Hauptwallfahrtstag ist der 14. September; im Jahre 1817 fanden sich an diesem Feste gegen 20,000 Pilgrime aus allen Theilen der katholischen Schweiz, aus Schwaben, Elsaß und Tirol ein.

Das palastähnliche Klostergebäude ward zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erbaut und ist das fünfte seit der Stiftung des Klosters. Es ist im italienischen Geschmacke aufgeführt, und gewährt, die majestätische mit zwei schönen Thürmen geschmückte Kirche in der Mitte, einen imposanten Anblick. Das Innere der Kirche ist mit geschmacklosem Prunke überladen; man sucht vergebens nach einem Gemälde von Kunstwerth. Sehr reich war die sogenannte Schatzkammer der Mutter Gottes. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts sah man hier die reichsten Perlenkleider, schwere goldene Monstranzen, mit Edelsteinen ausgelegt, Rosenkränze von Ambrakugeln und andere Kostbarkeiten. In der Abtei befindet sich eine sehenswerthe Bibliothek, die mehre sehr seltene theologische Werke enthält, und ein neu errichtetes Cabinet von Mineralien und physikalischen Instrumenten. Das Stift unterhält eine Schule, worin von den Ordensgeistlichen in den alten Sprachen und einigen andern die gelehrte Bildung vorbereitenden Fächern unentgeltlicher Unterricht ertheilt wird.

Auf dem Platze vor dem Kloster ziehen sich, unterbrochen von der großartigen Eingangstiege zur Kirche, zwei Budenreihen im Halbkreise hin, worin Gebete, Lieder, Heiligenbilder, Rosenkränze u. dgl. feilgeboten werden. Zur Rechten weiter im Vorgrunde steht ein Brunnen aus schwarzem Marmor mit 14 Röhren.

Unter dem Kloster liegt der Flecken Einsiedeln, ein armselig gebauter Ort, dessen Bewohner größtentheils von den Pilgrimen leben. Zwingli war hier Pfarrverweser und bereitete hier das Werk der Reformation vor, das er dann in Zürich fortsetzte. Einsiedeln ist auch der Geburtsort des berühmten Arztes und Naturforschers Theophrastus Paracelsus, in dem sich mittelalterliche Mystik und die ersten Anfänge einer auf Grundsätze zurückgeführten Empirie seltsam verschmelzen.

Dr. W.

Thierkämpfe und Gymnastiker in Indien. (Oriental annual for 1838.)

Seit Kaiser Akbars Zeiten waren Thierkämpfe die Lieblingsunterhaltungen der mohamedanischen Herrscher Indiens. Die Elephantenkämpfe zu Lucknow sind berühmt, und so oft der jetzige König von Dube irgend

einen ausgezeichneten Europäer empfängt, gibt er zur Belustigung seines Gastes einen Elefantenkampf zur Schau. Dieser geht auf folgende Art vor. Ein weiblicher Elefant wird in die Mitte des Schauplatzes geführt, und auf eine kleine Erhöhung gestellt, von wo aus er ruhig und anscheinend mit Vergnügen dem beginnenden Schauspiel zusieht. Zwei männliche Elefanten betreten hierauf den Kampfplatz von verschiedenen Seiten, mit einem Netzwerk starker Seile behängt, an welchen die Mahut (Elephantenlenker) sich festhalten. Sobald die Elefanten das Weibchen erblicken, traben sie auf dasselbe zu; nun gewahren sie einander, bleiben stehend stehen, und stürzen auf einander los. Der Zusammenstoß solcher Riesen ist schreckenerregend. Weithin erschallt das Aufeinandertreffen ihrer großen Stoßzähne; die Thiere erheben sich hoch auf ihren Hinterfüßen. Oft wird der Mahut, obgleich er aus Vorsicht sich so weit als möglich nach hinten gegen den Schweif zu hält, und mit aller Kraft sich festklammert, herabgeschleudert und läuft Gefahr, zertreten zu werden. Von der Heftigkeit des Kampfes, welcher nun beginnt, können Worte keine Vorstellung geben. Sie ringen mit den Rüsseln, stoßen mit den Zähnen aufeinander los und erheben mitunter ein durchdringendes, schrillendes Geschrei. Sobald der schwächere von ihnen merkt, daß er im Streite nicht bestehen werde, wendet er sich zur Flucht, vom stärkeren verfolgt, der ihm mit Stößen und Rüsselschlägen auf den hintern Körpertheil hart zusetzt. Sind sie von gleicher Stärke, so brechen sie sich oft die Stoßzähne dicht am Kinbacken ab, und richten nicht selten einander so übel zu, daß sie zu jedem fernern Gebrauche unnütz sind, und man sich genöthigt sieht, sie zu tödten. Will der Kampf diesen Ausgang nehmen, so wirft man Schwärmer zwischen sie, vor welchen sie sich sehr fürchten. Bringt auch dies sie nicht auseinander, so müssen Reiter mit Lanzen sie so heftig stechen, daß sie vom Kampfe ablassen, und sich wüthend gegen den neuen Feind umwenden. Da gilt es nun der Woffe Schnelligkeit, um dem furchtbaren Angriffe zu entgehen. Andere haben indessen das Elefantenweibchen entfernt und da nun die Elefanten den Gegenstand des Kampfes nicht mehr sehen, lassen sie von ihren Führern mit leichter Mühe sich befänstigen.

Wir hatten in Dede Gelegenheit, einem solchem Kampfe beizuwohnen, welchem der König mit seinem ganzen Hofe von dem Balcone eines Pavillons zusah. Nachdem man die Elefanten entfernt hatte, wurden gegen einen andern Elefanten drei Büffel hereingetrieben, welchen man, um sie noch wüthender zu machen, Raketen an die Schweife gebunden hatte. Der eine stürzte sogleich in blinder Wuth auf den Elefanten los; dieser erwartete ihn ruhig mit gesenktem Kopfe und in einem Augenblicke war der Büffel von seinen Stoßzähnen durchbohrt, niedergeworfen, und unter seinen Vorderfüßen zertreten. Ein gleiches Loos hatte der zweite Stier, aber während er diesen noch zermalnte, war der dritte ihm schon auf dem Leibe. Doch blitzschnell erhob er einen Vorderfuß und schlug den Stier dergestalt zwischen die Hörner, daß dieser sinnlos zu Boden stürzte, und wie die vorigen zertreten wurde. Bisweilen flieht der Elefant, wenn es noch ein junger ist, vor dem wüthenden Anfall der Büffel; ein alter aber kennt seine

Kraft, stellt sich ihnen muthig entgegen und besiegt sie auch gewöhnlich.

Nach diesem Kampfe wurde ein Bär vorgeführt und ein Mann ohne Waffen, ausgenommen einen sogenannten Dschetti, einen Fausthandschuh von Büffelhorn, trat auf, ihn zu bekämpfen. Der Bär war einer der größten seiner Art, und war zwei Tage ohne Futter gelassen worden, um seine Wuth zu steigern. Als der Mann eintrat, erhob der Bär sich auf die Hinterfüße und brüllte laut auf. Der Hindu war ein schlanker, kräftiger Jüngling, mit breiter Brust und auffallend langen Armen. Er begann den Kampf damit, daß er mehrmals um den Bären herumging, bald näher, bald ferner, bald schneller, bald stillstehend, und immer die Aufmerksamkeit des Feindes durch zahlreiche Verdrehungen des Leibes, Handeklatschen und plötzliches, sehr behendes Aufspringen fesselnd. Endlich dauerte dem Gegner die Zeit zu lange, er richtete sich auf und streckte die rechte Laxe aus, um ihn bei der Hüfte zu fassen. Doch mit Blitzeschnelligkeit gab der Hindu ihm einen Hieb auf die Backe, daß blutend die Haut herunterhing und der Bär einige Schritte zurücktaumelte. Ehe er noch zu sich kommen konnte, hatte er schon wieder einen tüchtigen Hieb auf die Schnauze bekommen, nach welchem er für das klügste hielt, umzudrehen und in eine Ecke der Schranken zu laufen. Hier schüttelte er die Nase, nieste und richtete sich noch einmal, den Rücken gegen den Bambuszaun gelehnt, in die Höhe. Vergebens versuchte der Hindu alle Kunstgriffe, um den Bären aus seiner vortheilhaften Stellung zu bringen, warf sich zu Boden, sprang wieder auf: der Bär behauptete seinen Posten und deckte das Gesicht mit den scharfen Pfoten. Endlich sprang der Hindu vor und gab ihm einen derben Rippenstoß; der Bär fuhr mit den Klauen dorthin und in demselben Augenblicke sauste der Dschetti auch schon auf sein Haupt so kräftig nieder, daß er mehrere Minuten lang laut brüllte. Endlich gab Pez jeden Widerstand auf und legte sich platt an die Erde, die Schnauze im Winkel, den Rücken dem Kämpfer zugekehrt, der, einen gefallenen Feind zu schlagen verachtend, den Zuschauern mit einer zierlichen Verbeugung den Salem bot und unter allgemeinem Zurufe vom Schauplatze sich entfernte.

Der Niederlage des Bären folgte eine Vorstellung ganz verschiedener Art. Eine dünne doch feste Bambusleiter ward senkrecht auf dem Boden aufgestellt; quer über ihrer Spitze lag eine starke Stange, von deren Enden zwei Seile herabhingen, die so fest an den Boden gepflocht wurden, daß die Leiter ganz fest stand. Ein kleiner, muskulöser Hindu trat auf, dessen ganze Bekleidung in einem Paare weisser Hosen bestand, die nur bis auf den halben Schenkel hinabgingen. Statt des Turbans trug er eine gelbe und blaßblau gestreifte Seidenkappe und in jedem Ohre einen großen goldenen Ring. Die Muskulatur seiner Arme war ausgezeichnet stark, weniger die seiner Beine. Er rieb nach dem Salem eine Weile die Hände, sprang auf die Leiter zu, ergriff eine Sprosse, die etwas höher als sein Kopf war, und kletterte nun mit den Händen, die Füße regungslos und von der Leiter fast einen Schuh entfernt haltend, bis an die Spitze. Hier warf er plötzlich die Füße in die Höhe, stand auf dem Kopfe und kreuzte die Arme vor der Brust, über eine Minute regungslos,

wie in Stein verwandelt, in dieser Stellung verharrend. Endlich warf man ihm ein Seil zu; er fing es, und zog es nebst einer eisernen sechsfüßigen Kugel, die an dessen Ende in einem starken Netze befestigt war, zu sich hierauf. Hierauf schwang er sie, noch immer auf dem Kopfe stehend, immer stärker hin und her, endlich rundum und schleuderte sie über die Köpfe aller Zuschauer hinweg in eine Entfernung von 75 Schritten. Nun senkte er die Beine herab, und legte sich auf der Querstange auf den Rücken. Man warf ihm sechs Krieße (scharf geschliffene Dolche) zu, welche er in dieser Stellung mit großer Geschicklichkeit fing, einen nach dem andern mehre Ellen hoch über seinen Kopf wegwarf, und mit der andern Hand auffing, so daß immer vier in der Luft flogen, und einer in jeder Hand war. Dies dauerte wenigstens zwei Minuten; endlich ließ er die Dolche nach einander auf seinen Leib fallen, auf welchen alle mit dem Griffe aufstelen. — Nun stand er auf der Stange auf und ließ sich einen eisernen drei Fuß langen Stab zuwerfen, welchen er senkrecht auf der Stange und auf seine Spitze einen flachen Weidenkorb aufstellte. Mit einem raschen Sprunge saß er im Korbe, der auch nicht um ein Haar breit das Gleichgewicht verlor. In dieser Stellung warf man ihm zwölf eiserne Kugeln zu, welche er fing, in die Luft warf, und einige Minuten lang in unaufhörlicher Bewegung erhielt; plötzlich sprang er auf die Füße, ohne daß eine einzige Kugel zu Boden fiel. Nach einigen Minuten dieses Spieles sprang er auf die Stange herab, worauf augenblicklich Korb und Eisenstab zu Boden fielen. Der kleine Mann beschloß seine Kunststücke, indem er unter dem Jubelgeschrei der Menge mit den Händen, den Kopf voraus, die Leiter herabstieg.

Den Beschluß der Schaustellung machte ein Hindu, welcher eine Scheibe mit scharfem Rande mit erstaunlicher Kraft und Sicherheit nach dem Ziele warf. Es war ein kurzer, untersehter Mann von wildem Aussehen, fast so schwarz, wie ein Neger, und über den ganzen Körper rauh behaart. Auf wenigstens dreißig Ellen Entfernung warf er die Scheibe nach einem Brette, auf welchem drei weiße Linien gezeichnet waren. Er traf auf drei Würfe eine nach der andern, und die Scheibe drang einen Zoll tief ins Brett. Einen Fichtenzapfen schnitt er mit einem Wurf aus derselben Entfernung genau in der Mitte entzwei.

Die Eingebornen von Hindustan sind im ganzen Orient durch die Gewandtheit ihrer Hände berühmt; überdies ist die Kraft mancher von ihnen wirklich erstaunenswerth, wenn man bedenkt, wie sparsame Nahrung sie genießen, und in welchem erschöpfenden Klima sie leben.

Kinderraub in Indien.

(Revue britannique.)

Kinder zu kaufen und zu verkaufen ist etwas ganz gewöhnliches in Indien. Die Hauptursachen dieses Gewerbes sind Elend und Hungernoth; selbst ganze Familien haben oft keine andere Erwerbsquelle. Unter manchen Umständen, besonders zur Zeit einer großen Theuerung ist der Preis für ein Kind nichts weniger als hoch: so betrug er 1833, bei einer weit verbreiteten Hungernoth, im Durchschnitte nur sechs Siehrs Getreide

(10 Pfund) für ein Kind. Wenn ein Kind auf solche Art in ein wohlhabendes Haus verkauft wird, so wird es gewöhnlich mit ausgezeichnetster Fürsorge erzogen; es lernt englisch, rechnen, reiten, und lebt mit den Kindern der Familie fast als ihres Gleichen. Nichts wird gespart, um es durch die Bande der Erkenntlichkeit an die Familie zu fesseln, und wenn es sich, zum reifern Alter gelangt, des Vertrauens und der Sorgfalt würdig erzeigt, wird es der Vertraute seines Herrn, und führt oft die ganzen Familienangelegenheiten ohne Controlle.

Alle Sorgen, alle Zeichen von Theilnahme, welche man einem solchen Kinde gibt, rühren von dem Wunsche her, einen getreuen und verlässlichen Diener zu haben. Dieser Wunsch ist so fest in die indischen Sitten verzweigt, daß es kein Beispiel von einem verlassenen Kinde gibt, ohne daß nicht augenblicklich die reichsten Bewohner des Ortes, oft mehr als zwanzig zugleich, sich an den Magistrat gewendet, und um die Obforge über dasselbe gebeten hätten. Im Jahre 1834 kam ein Trupp Männer von Rasputana nach Delhi; in letzterem Orte wurden sie mit 35 Kindern, die sie auf dem Wege gekauft hatten, um sie wieder zu verkaufen, angehalten, ins Gefängniß gesetzt, und die Kinder frei erklärt. Einige von den letztern waren kaum 2—3 Jahre alt, andere schon 12—15. Letztere erklärten, von der englischen Obrigkeit befragt, daß sie nur in Folge des unermesslichen Elends, in welchem ihre Eltern versanken, verkauft worden wären, und daß es ihre Absicht nicht sei, in den Schoß ihrer Familien, wo die größten Entbehrungen ihrer warteten, zurückzukehren; nach dieser Erklärung wurden sie frei gelassen. In Betreff der ganz jungen Kinder, deren zartes Alter eine solche Maßregel unmöglich machte, erließ die Obrigkeit eine Einladung an alle Einwohner, welche ein Kind aufzunehmen wünschten, auf dem Bureau sich einzufinden. Es wurden Listen umhergegeben, und alsobald unterzeichneten die reichsten und angesehensten Mohamedaner und Hindus ihre Namen. Anfangs waren die Hindu's lässiger, aber als einer von ihnen, da die Listen schon geschlossen waren, bemerkte, die Kinder würden bei der Erziehung in muslimännischen Familien ihre Religion ändern, entbrannte ihr Eifer, und sie richteten zahlreiche Bittschriften an die Behörde, um ihre Aufnahme auf die Listen, und die Ausstreichung der Mohamedaner zu bewirken. Ein langer und lebhafter Streit entspann sich, den die Obrigkeit Mühe hatte zu dämpfen.

Sehr oft hat der Kinderhandel traurige Folgen, weil er die Habgier einer Masse des schlechtesten Pöbels anregt, und sie verleitet, Kinder zu stehlen, um sie zu verkaufen. Die Kinderdiebe sind in Indien ebenso zahlreich und ebenso gefürchtet als die Taschendiebe an den Thüren der Schauspielhäuser in London. Zu Delhi verschwand im Jahre 1833 eine große Menge Kinder, ohne daß man erfahren konnte, wohin sie gekommen. Vergebens verdoppelten die Behörden ihre Wachsamkeit, hielten die Familien selbst die genaueste Aufsicht, jeden Tag hörte man von neuen Fällen der Art. Endlich fand ein Vater nach langen Nachforschungen seine kleine Tochter im Gebiete des Putteala-Nadscha; sie wurde augenblicklich nach Delhi gebracht, und ihre Aussagen veranlaßten die Verhaftung einiger der Schuldigsten.

Eines Abends war die Kleine mit einem Mädchen aus der Nachbarschaft ausgegangen, Holz zu sammeln; als sie sich zum Heimwege anschickte, kam ein altes Weib zu ihnen, und erbot sich, das Holz ihnen abzukaufen. Die beiden Kleinen folgten der Alten in deren Wohnung, um die Bezahlung zu empfangen: plötzlich aber schloß sich die Thüre, die beiden Mädchen wurden ergriffen, und in einen Keller gesperrt, wo sie bis zum Tage der Abreise verweilen mußten. An diesem Tage steckte man jede in ein großes, irdenes Gefäß, und lud sie auf den Rücken eines Ochsen. Die Thorwache ließ den Zug ohne Argwohn durchpassiren. — Fast zur selben Zeit wurde ein anderes Mädchen ihren Eltern wiedergegeben; sie verdankte aber ihre Befreiung nur ihrem eigenen Muth und ihrer Geistesgegenwart. Sie war kaum 8 Jahre alt, und hieß Mussamant Goumany. Eines Abends hatte sie am Ufer des Flusses gespielt, und von ihren Gefährtinnen sich verirrt, als sie von einem Manne ergriffen, und mit Gewalt in einen Kahn geschleppt wurde. Der Räuber, der sich Scheik Vudban nannte, spannte das Segel auf, und hielt nach einer Fahrt von 2 Tagen in Manille-Gunge an, wo er mit einem reichen Einwohner der Stadt einen Handel um das Mädchen, das er für seine Schwester ausgab, begann. Der Handel wurde um 14 Rupien (eben so viel Silbergulden), weniger 8 Annas für das Stempelpapier des Vertrages, abgeschlossen. Der Käufer wollte aber nicht eher das Geld auszahlen, als bis Scheik in Gegenwart des Darogha wiederholt erklärt habe, daß die junge Goumany seine Schwester sei. Scheik willigte ein; denn er rechnete auf den Schrecken, den seine Drohungen dem Mädchen eingeflößt hatten. Vor dem öffentlichen Beamten hatte aber Goumany Kraft und Muth genug, die Wahrheit zu behaupten, und den ganzen Hergang der Sache aufzudecken. Scheik wurde gefangen genommen, den Gerichten von Dschillapur übergeben, und zu Gefängniß und Peitsche verurtheilt.

Das Seltenste bei diesem Ereignisse ist die Vorsicht des Käufers; denn gewöhnlich wird in Indien diese Art von Handel ohne viele Erkundigungen abgeschlossen. Der Käufer zahlt den bedungenen Preis und führt das Kind in sein Haus, ohne viel zu fragen, woher es sei oder wem es angehöre. Der Kinderdiebstahl, obgleich in den Augen des Indiers verbrecherisch und der Todesstrafe würdig, hält ihn vom Kaufe nicht ab. Er kümmert sich wenig um den Schmerz und die Verzweiflung der Familie, welche der Verlust trifft. Nicht als ob er hart, selbstsüchtig oder gefühllos wäre, — im Gegentheile er ist edel und großherzig, sein Vermögen und sein Leben ist er bereit für seine Freunde zu opfern: aber seine Neigung beschränkt sich auf einen kleinen Kreis von Personen, über den hinaus nichts sein Interesse oder sein Mitgefühl in Anspruch nimmt. Aus dieser Theilnahmslosigkeit erklärt es sich, wie die Mordthaten der Bewohner der Thugdörfer so lange ungeahndet bleiben konnten. Die Thug verließen zu bestimmten Zeiten ihre Wohnungen, kehrten mit fremden Waaren beladen heim, und lebten hier in Ueberfluß und Klippigkeit: ohne Zweifel mußten trotz ihrer Verschwiegenheit diese Reisen, dieser Ueberfluß bei ihren Nachbarn Verdacht erwecken. Da aber die Thugs ihre Unthaten in weiter Entfernung von ihrer Heimath begingen und zu Hause als gute

Nachbarn, musterhafte Hausväter und getreue Freunde lebten, dachte niemand daran, sie zu beunruhigen.

In Folge dieser Gleichgiltigkeit ist auch die Rückkehr eines geraubten und verkauften Kindes in seine Familie ein äußerst seltenes Ereigniß, und wenn der Ort des Verkaufes von dem des Verbrechens entfernt ist, ist das Kind für seine Familie unwiederbringlich verloren. Bisweilen werden die Diebe nach dem Verkaufe ergriffen, und als des Mordes verdächtig ins Gefängniß geworfen, wo sie so lange bleiben müssen, bis das Kind aufgefunden, und seiner Familie wiedergegeben ist, das heißt in den meisten Fällen: lebenslänglich. Die Art jedoch, mit der die Hindu-Justiz unter solchen Umständen wie überhaupt in den meisten Fällen vorgeht, verbürgt dem Verbrecher so ziemlich seine Ungestraftheit. Die Sache wird vor die Sicherheitsbehörde gebracht, welche die Macht hat, Gefängnißstrafen von 1/2 bis 2 Jahren und eine Geldstrafe von 200 Rupien, je nach der Verschiedenheit des Falles, aufzuerlegen. Lasten auf dem Verbrecher erschwerende Umstände, so wird er den Affsen übergeben, welche ihn bis zu 14-jähriger Kerkerstrafe verurtheilen können. Immer wohnt ein mohamedanischer Vorsteher den Verhandlungen bei, schreibt nach ihrer Beendigung auf die Akten sein Fetwa, eine Koranstelle, die auf den vorliegenden Fall anwendbar ist, drückt sein Siegel bei und stellt sie dem Gerichte zurück. Diesem Ausspruche gemäß, wird der Verbrecher ohne alle weitere Proceßform auf freien Fuß gestellt, oder eingekerkert.

Die indischen Kinderdiebe brauchen nicht so feine Kunstgriffe anzuwenden, als ihre Geschäftsverwandten in London und Paris. Einige Leckerer, ein Kuchner, das geringste Spielwerk genügt, das Opfer in die ihm gelegte Schlinge zu locken. In andern Fällen wenden sie (ähnlich den endormeurs, welche in neuester Zeit in Lyon solche Bestürzung verbreiteten) ein Arzneimittel an, welches Daluga heißt, in einen tiefen Schlaf versenkt, ja in größerer Gabe genommen, selbst den Tod verursacht. Vor einigen Jahren vergiftete ein Dieb damit eine ganze Familie. Gewöhnlich ziehen die Kinderdiebe die Kinder der ärmeren Klasse vor, weil ihr Verschwinden wenigere Nachsichungen zur Folge hat, als jenes von Kindern der höhern Klassen; dennoch sind auch diese letzteren dem Raube sehr ausgesetzt, besonders der Edelsteine, Hals- und Armbänder, Ringe und anderer Juwelen wegen, die sie tragen. Doch werden sie seltener verkauft, vielmehr um jeder Entdeckung vorzubeugen, ermordet und ihre Leichen in Brunnen oder Flüsse geworfen.

Noch eine große Gefahr, welcher die Kinder in Indien ausgesetzt sind, ist die, auf den Altären der Göttin Kali oder Durga, des bösen Geistes in der indischen Mythologie, geopfert zu werden. Im Jahre 1821 sah ein junger Hirt, der seine Herde an der Grenze der Provinz Jyntea weidete, einige Männer auf sich zukommen, die ihm den Mund mit einem Knebel schließen wollten. Der Knabe stieß ein lautes Geschrei aus, die Bewohner eines nahen Dorfes eilten ihm zu Hilfe, ergriffen die Verbrecher und führten sie vor Gericht. Einer von ihnen erklärte, daß der Schwager des Nam Singh, Radscha von Jyntea, ihnen den Auftrag gegeben habe, sich eines Kindes zu bemächtigen, um es der Göttin Kali

zu opfern, weil seine Frau, die Schwester des Radscha, bis dahin kinderlos geblieben war. Mit dieser Erklärung gab er ausführliche Nachricht von dem Vorgange bei diesen Opfern, welche die beiden andern Missethäter bestätigten. Die englische Regierung ließ dem Radscha melden, daß sie in einem zweiten ähnlichen Falle auf der augenblicklichen Auslieferung des Anstifters des Verbrechens bestehen werde, und daß dieser, so hoch er immer gestellt seyn möge, unausweichlich mit dem Tode bestraft werden solle. Der erschrockene Radscha läugnete jedes Mitwissen am Verbrechen und versprach die strengste Wachsamkeit gegen die Wiederholung solcher Opfer in seinen Staaten. — Noch immer beherrscht die Furcht vor der Göttin Kali die Gemüther der abergläubischen Hindu. Bei allen öffentlichen Unglücksfällen wird sie angerufen, und bei Epidemien schlachten sie, statt zweckmäßige Heilmittel anzuwenden und Vorkehrungen zu treffen, lebende Thiere und Menschen auf ihren Altären. Selbst die Mohamedaner schreiben dieser Kali einen üblen Einfluß zu; und es ist zu fürchten, daß trotz der Versprechungen des Radscha die Altäre dieses entsehligen Gözen nicht so bald aufhören werden, mit Menschenblut besetzt zu werden.

Bericht des Capitain Bock über seine neueste Expedition.

Vor Kurzem meldeten die Zeitungen die Rückkehr des königlich britischen Schiffes Terror, Capitain Bock, von einer Expedition, zu welcher dasselbe im Juni 1836 von England absegelt war, und die zum Zwecke hatte, den Capitain Ross im Eismeere aufzusuchen. Diese Bestimmung konnte aber der Terror einerseits schon darum nicht erfüllen, weil bald nach seiner Abfahrt Capitain Ross nach England zurückgekehrt war, andererseits war es aber dem Capitain Bock wegen eingetretener Umstände, die der Leser aus dem nachfolgenden Berichte erfahren wird, unmöglich geworden, das Eismeer zu erreichen. Der Terror vermochte nicht weiter, als bis zur Southampton-Insel (im nördlichen Theile der Hudson-Bay, gegenüber der Einmündung der Hudson-Strasse) vorzudringen.

Das Schiff war eigens zu dieser Expedition gebaut worden. Im Bug und Spiegel maß es sieben Fuß Dicke, an den Seiten 2 Fuß sieben Zoll, wozu noch fünf Schotten* aus vierzolligen Eichenplanken quer durchs Schiff und zwei von derselben Dicke von vorne nach hinten, zwei Schuh von der Seite entfernt, gelegt wurden. Zur größern Sicherheit und stärkern Befestigung wurden die Zwischenräume auf beiden Seiten, jeder mit 25 Tonnen Kohlen, ausgefüllt. Mit allen Werkzeugen, deren sie möglicherweise auf dieser Reise bedürfen konnte, versehen, glaubte sich die Schiffsmannschaft gegen alle drohenden Gefahren hinlänglich geschützt. Aber schon gegen Ende Augusts 1836 war das Schiff vom Eise eingeschlossen, und trieb in demselben, ohne gelenkt werden zu können, hin und her. Anfangs verkürzte sich die Mannschaft in dieser Gefangenschaft die Zeit mit Mascheraden und Schauspielen, bald aber erkannte sie die

stets wachsende Gefahr und vermochte sich nur durch unaufhaltsame Anstrengungen vor sicherem Untergange zu retten. Bis zum 14. Juli 1837 blieb das Schiff eingefroren, und als endlich das Eis ganz bröckelte, befand sich der Terror in einem solchen Zustande, daß der Capitain froh seyn mußte, mit demselben nur noch Irland erreichen zu können. Bloß zweimal auf ihrer Reise hatten sie einige Eskimos gesehen, einmal bei ihrer Einfahrt in die Frozen-Strasse, das anderemal bei ihrer Abfahrt. Beidemale verkehrten sie mit ihnen, für ein altes Eisenstück erhandelten sie im Ueberflusse Felle, und jene von den Eingebornen, welche nicht im Stande waren, ihnen diese zu bieten, wollten ihnen selbst für den geringsten Artikel ihre Kinder überlassen. Außer diesen sah Capitain Bock auf dieser ganzen Reise nichts als einige nackte Hügel, Klippen, unabsehbare Eisfelder, Eisberge, Eismoggen u. dgl. An eine Bereicherung der Wissenschaft war unter solchen Umständen nicht zu denken.

Über den Zustand des Schiffes bei der Einfahrt in den Hafen von Lough Swilly berichtet das Dubliner Freeman's Journal Folgendes: »Die erschöpfte Mannschaft konnte nicht einen Augenblick länger bei den Pumpen aushalten; denn nur durch unaufhörliches Arbeiten an denselben hatten sie ihr Schiff vom Untergange bewahrt und ihr Leben gerettet. Sobald das Küstenwachtschiff von ihrer schrecklichen Lage belehrt war, enterte es ihr Schiff und gewährte dessen Matrosen auf jede Weise die ihnen so nöthige Ruhe. Zum selben Zwecke sandte der königliche Kutter Wickham bald darauf 20 Mann von seiner Equipage auf den Terror. Aber sie vermochten nicht, ihn ans Land zu ziehen. Sieben von den Kranken wurden sogleich ans Ufer gesetzt und mit der größten Menschenfreundlichkeit von den gastlichen Einwohnern aufgenommen.«

Wir theilen nun hier den Bericht mit, welchen Capitain Bock selbst über seine Expedition an den Sekretär der königl. britischen geographischen Gesellschaft erstattete.

» 11. September 1837.

»Sir!

»Da die Expedition, von welcher ich so eben zurückgekehrt bin, von der geographischen Gesellschaft angeordnet und auf deren Anempfehlung von Sr. Majestät Regierung mit großer Freigebigkeit ausgerüstet worden war: so halte ich es für meine Pflicht, der Gesellschaft eine kurze Uebersicht der vorzüglichsten Ereignisse zu überreichen, welche mir seit meiner Abfahrt von England im Juni 1836 bis zu meiner Rückkehr nach Lough Swilly (in Irland), d. i. bis zu der Nacht des zweiten dieses Monats, begegnet waren.«

»In einer so kurzen Beschreibung ist es unmöglich, alle die außerordentlichen und, ich kann sagen, beispiellosen Begebnisse, die uns während unserer ganzen Reise trafen, einzeln und im Detail anzuführen. Diese Einzelheiten hoffe ich in Kurzem der Gesellschaft und dem Publikum vollständig vorlegen zu können. Für jetzt bin ich es Allen denen, welche so warmen Antheil an der Expedition nahmen, schuldig, ihnen eine authentische, wenn auch nothwendigerweise sehr kurze Schilderung meiner Reise zu geben, welche aus meinem Tagebuche ausgezogen und darauf berechnet ist, den Lesern eine

* Die Plankenabtheilungen im Schiffe.

gehörige Ubersicht Alles dessen, was uns vorkam, zu verschaffen.«

»23. Juni. Wir lichteten in Papa Westra die Anker und steuerten quer durch das atlantische Meer. Das Wetter war stürmisch.«

»Am 20. Juli trafen wir auf Eis und erblickten am folgenden Tage zum erstenmale die Küste von Labrador, nahe beim Cap Chudleigh.«

»1. August. Wir fuhren durch die Hudson-Strasse und sahen am fünften einige Schiffe der Compagnie im Eise eingeschlossen. Knapp an der Küste fahrend, kamen wir vorwärts und verloren sie aus dem Gesichte, doch am folgenden Tage waren wir selbst von Eis umringt. Dieses war sehr fest und bedeckte unsern ganzen Gesichtskreis — so weit wir von der Mastspitze sehen konnten — gegen die Hudsons-Bay zu, während die Gegend in Nordwesten einen andern Anblick gewährte. Ich nahm daher keinen Anstand, mich nach dieser Seite zu wenden. Am 16. befanden wir uns 40 Meilen von den Trinity-Inseln entfernt, bekamen aber erst am 23ten die Bassins-Insel zu Gesicht, an welchem Tage wir auch die Southampton-Insel in Südwesten erblickten. In dieser Krisis hätten uns 2 Tage Westwind in Stand gesetzt, die Repulse-Bay zu erreichen, aber die Ostwinde herrschten vor und trieben die ganze Eismasse so zusammen, daß alle Hoffnung, wieder zurückzufahren, um südlich von der Southampton-Insel, und oberhalb Sir Thomas Roes Welcome durchzufegeln, für uns verloren war. Am 29ten hatte uns das Eis bis unter 65° 50' nördl. Breite, 82° 7' westl. Länge getrieben, dies war der nördlichste Punkt, den wir erreichten. Wir waren hier ungefähr 40 Meilen von der Winterinsel entfernt, an welcher im Jahre 1821 die Schiffe Hetta und Fury den Winter zubrachten. Wir brachen das Eis und brachten so unser Schiff südwärts gegen die Southampton-Insel, wohin uns die lockende Erscheinung von Stellen offenen Wassers anzog hatte.«

»4. September. Wir waren bloß 136 Meilen von der Repulse-Bay entfernt, und ein zwei Tage lang wehender, starker Landwind hätte uns durch die Frozen-Strasse* zu unserm Ziele geführt. Aber während der nächsten vierzehn Tage wurden wir nur langsam gegen Westen getrieben, und fuhren drei Meilen vom Cap Comfort** vorbei, einem steilen Vorgebirge, das etwa 1000 Fuß sich über die Meeresfläche erhebt. Am 20. waren wir so vom Eise eingeschlossen, daß einige von den Schiffsplanken nachgaben. Am 22ten waren wir 25 Meilen von der Herzog von York-Bay*** ferne und versuchten das Eis zu durchschneiden, aber vergebens; denn es schloß sich unmittelbar wieder. Von diesem Tage an war das Schiff nicht mehr in unserer Macht, sondern — eng umschlossen, wie es war — wurde es bald hierher, bald dorthin getrieben, je nachdem der Wind blies, oder Ebbe oder Fluth eintrat. — Am

* Eine Meerenge zwischen der nördlichen Spitze der Southampton-Insel und der Insel Van Sittart. Sie führt zu der Repulse-Bay, einer Bucht an der Halbinsel Melville.

** An der Ostseite der Southampton-Insel.

*** An der nördlichen Spitze der Southampton-Insel, beim Eingange in die Frozen-Strasse.

26. September befanden wir uns unter 65° 48' nördl. Breite und 83° 40' westl. Länge. Dies war unser westlichste Punkt, 90 Meilen von der Repulse-Bay entfernt. — 27. Sept. Eine Eismoge, die von Westen herankam, hob das Hintertheil des Schiffes etwa 7½ Fuß aus dem Wasser heraus. Fortwährende Ostwinde.«

»Am 9. October zeigte sich uns ein freier Kanal an der Küste bis zum Cap Bylot, ungefähr 12 Stunden lang, eben so wieder am 27ten; doch waren wir so eingefroren, daß wir keinen Nutzen daraus zu ziehen vermochten, obwohl wir, um die Durchfahrt zu erzwingen, mit allen den Eissägen, Beilen und übrigen Werkzeugen, mit denen uns die Regierung so freigebig versorgt hatte, dahin arbeiteten, und obwohl die Kräfte der beiden Officiere und der Schiffsmannschaft aufs Aeußerste angestrengt wurden. 17. October. Der Thermometer fiel bis zu 9° unter Null nach Fahrenheit.«

»Anfangs November ward das Schiff eingebacht und jede Vorkehrung getroffen, um der Strenge des Winters zu begegnen. Wir errichteten Schneewälle rings um das Schiff, und trieben unter diesen Beschäftigungen an den Felsen von Cap Comfort hin und her, wobei wir zu Zeiten dem Felsen so nahe kamen, daß uns für die Sicherheit unseres Schiffes bangte.«

»21. December. Eine heftige Kühle, die von Westen herblies, trieb uns von der Küste ab, 14 Meilen östlich vom Cap Comfort. Da von diesem Vorgebirge an die Küste noch nicht auf unsern Karten verzeichnet war, so nahmen wir sie jetzt auf, während wir etwa eine Strecke von 120 Meilen nach Südost trieben, bis zur Seeferdspitze (Sea-horse-point), dem östlichsten Punkte der Southampton-Insel. Der allgemeine Charakter dieser Küsten waren nackte, unfruchtbare Hügel und Klippen, deren Seehöhe zwischen 750 bis 1000 Fuß varirte. — Am Weihnachtstage zeigten sich die ersten Symptome des Scorbutus an Bord, der nach und nach uns Alle befiel. An einem Tage waren uns 25 Mann daran erkrankt, aber nur drei Personen fielen als Opfer dieses schrecklichen Uebels, nämlich der Stückmeister und zwei Matrosen.«

»Im Anfange Janners borst während einer Windstille unser Eisfeld unter entsetzlichem Getraße, und dies war der Anfang einer Reihe von Stößen, denen unser Schiff ohne die ungeheure Festigkeit und Masse des Gehältes und Eisenwerks nicht hätte widerstehen können. Von allen Seiten ward das Schiff beedrängt.«

»18. Februar. Früh Morgens stand das Thermometer 33° unter Null, das Eis borst wieder; Eismogen von 30 Fuß Höhe rollten gegen das Schiff, welches viel Schaden litt. Die Berdecke sanken, die Balken traten aus ihren Fugen, Seile und Stützen gaben nach, die eisernen Niegelnägel wurden theilweise herausgerissen und das ganze Schiffsgerüst ward so heftig erschüttert, daß mehre Männer niederstürzten.«

»Doch war dies noch nicht unser größtes Unglück. Am 15. März, während wir südostwärts gegen ein niedrigeres Vorgebirge, seitdem ganz passend die »Schreckensspitze« (Terror-Point)* genannt, trieben, erfaßte eine

* Wahrscheinlich mit Bezug sowohl auf den Namen des Schiffes (Terror), als auf die hier ausgestandene Gefahr.

furchtbare Eismoge, die sich von Nordwest heranwälzte, das Schiff von hinten, und obwohl es bis an die Ankerhände in einer Eismasse begraben lag, so war der Druck doch so groß, daß es emporgehoben, und gleich darauf gegen Steuerbord umgelegt wurde. Der Hinterstevan ward abgerissen, und der Schiffesspiegel 7 Fuß aus dem Wasser emporgehoben. In derselben Nacht zerriß eine zweite Eismoge den Rest unserer Eisbank und drängte das Schiff auf die Fläche, so daß der Kinnback des Kiels ganz außerhalb des Wassers stand. Das eingesunkne Hintertheil ward von einer überhängenden vollen 30 Fuß hohen Eismasse bedroht, welche aber glücklicherweise still stand, sobald sie die Windvierung des Schiffes erreicht hatte. Das Wasser strömte durch das Spiegelspann ein, und das Schiff krachte und warf sich auf allen Seiten. Die Vorräthe wurden aufs Berdeck getragen, die Boote niedergelassen, und jede Vorkehrung für den äußersten Fall getroffen, dann erwarteten wir ruhig einen dritten Stoß, den wir für unausbleiblich hielten und der auch gewiß der letzte hätte seyn müssen.«

»Doch der Himmel hatte es anders beschloffen und wir wurden ohne weitem Unfall in dieser ungewöhnlichen Wiege aus Eis nach der Seeferdspitze getrieben. Das Eis, welches uns trug, hatte 70 Fuß Dicke, und erst, nachdem wir an einem der folgenden Tage Stücke von 25 Fuß Dicke durchsägt hatten, ward das Schiff von dieser Umgebung befreit. Nach unsern Bestimmungen lag die Seeferdspitze unter 63° 43' nördl. Breite und 80° 10' westl. Länge, bei einer Abweichung von 49° nach Westen. Die niedrigste Temperatur war 53° unter Null, Branntwein und Quecksilber waren gefroren.«

»Am 1. Mai ward das Schiff noch immer auf dem Eise, gegen die Mühl Insel (Mill Island)* getrieben, hierauf südlich von der Nottingham-Insel zwischen diese und das Cap Wolstenholm**, eine senkrechte Klippe von 1000 Fuß Höhe und von da nordwärts von der Karlsinsel***, welche wir am 21. Juni erreichten. Das Eis zeigte nun Symptome des Berstens und wir legten Alle Hand ans Werk, um es mit einer 35 Fuß langen Eissäge zu durchsägen. Am 11. Juni hatten wir es bis auf drei Fuß zersägt, das Eis borst nach vorn und hinten und die Backbordseite des Schiffes war frei. Wir setzten alsogleich Segel bei, fanden aber, daß wir das Schiff von einer Eismasse, die zwischen den Klippen lagerte, nicht befreien konnten.«

»Wir nahmen wieder zu den Sägen und Hebeln unsere Zuflucht, als die Eismasse, noch fest am Schiff, sich auf die Oberfläche des Wassers erhob und das Schiff umlegte. Das Wasser drang mit furchtbarer Schnelligkeit ein. Abermals legten Alle Hand ans Werk und brachten Tag und Nacht mit dem ermüdenden, aber unerläßlichen Zersägen zu, bis ich mich verpflichtet fühlte, sie vom Eise aufs Schiff zu rufen, damit sie ihre von der harten Arbeit erschöpften Kräfte durch einige Ruhe und Erfrischung wieder stärken möchten. Noch hatten sie keine Viertelstunde ihre Arbeit verlassen, als

* Eine kleine Insel, die am Königs-Cap, einem dem Seahorsepoint gegenüberstehenden Vorsprunge der Cumberland-Insel, liegt.

** An der Einmündung der Hudsons-Strasse in die Hudsons-Bay.

*** In der Hudsons-Strasse.

das Eis plötzlich borst, die Masse mit furchtbarer Gewalt gegen die Schiffsseite anstürzte, und alle Corringe und Spieren, die man — in Befürchtung dieses Ereignisses — angebracht hatte, abriß. Ohne die erbarmensvolle Zwischenkunft der Vorsehung wären Alle von den Eismassen, auf welchen sie kurz vorher gearbeitet hatten, zerschmettert worden. Als das Eis sich getrennt hatte, richtete sich das Schiff auf und fuhr dahin. Da man einsah, daß es unmöglich sei, das alte Ruder wieder einzusetzen, verfertigte man ein temporäres und setzte die Segel bei. Es war ein angstvoller Augenblick, als wir erforschten, ob das Schiff diesem Steuerruder gehorchen würde; als wir aber sahen, daß es beim Winde segelte und daß der Schiffsschnabel gegen England gerichtet sei, da brachen Alle, die an Bord waren, in einen lauten Dankesruf aus.«

»Bis zum letzten Augenblick hatte ich die Hoffnung genährt, daß die Havarien (der Schade), die unser Schiff erlitten, nicht so groß sei, um mich zu hindern, nach der Bager-Einfahrt zu fahren, dort das Schiff ans Land zu ziehen, und den Schaden auszubessern, während Einige auf den Boten sich einschiffen sollten, um die Aufgabe unserer Expedition zu erfüllen. Als ich aber fand, daß, um das Schiff von Wasser frei zu halten, zwei Pumpen fortwährend arbeiten müßten, daß ferner, abgesehen von allen andern Unfällen, unser Hinterstevan verloren, und der Kiel sehr gefährlich beschädigt war: so fühlte ich trotz meines Widerstrebens, daß es meine Pflicht sei, so schnell als möglich mich auf den Heimweg zu machen. Glücklicherweise war der erste Theil unserer Fahrt durch den atlantischen Ocean sehr günstig, dann aber ward das Wetter stürmisch und die Ledge vergrößerten sich dermaßen, daß wir kaum durch unaufhaltames Pumpen das Schiff frei zu halten vermochten. Auch mußten wir es ganz mit Ankertauen umwinden, damit es nicht von den Wellen eingeschlagen würde.«

»Am 6. August passirten wir abermals die Hudson-Strasse und kamen am dritten September in Lough Swilly an, nachdem wir seit dem Juni des Jahres 1836 nicht vor Anker gelegen. — Ich kann mein Schreiben nicht schließen, ohne der großen Thätigkeit und des Gehorsams zu gedenken, mit welcher mir Lieutenant Smyth, so wie die übrigen Officiere und die gesammte Schiffsmannschaft, die auf dieser Expedition unter meinen Befehlen stand, Hilfe leisteten. Ich habe die Ehre ic.

George Back.«

G. D. Little.

Die Hahnenkämpfe in England.

(Uebersetzt aus Lord Gills: Aventure d'un gentilhomme parisien.)

Ich befand mich mit meinem Freunde, einem jungen Irländer, durch einige Wochen auf dem Landsitze seines Onkels Lord G. Die Zeit verging uns da sehr angenehm. Der Lord war ein englischer Edelmann von altem Schrott und Korn und vereinigte in seiner Person fast alle nationalen Liebhabereien. Er liebte die Jagd und den Fischfang eben so leidenschaftlich, als Wettrennen und Hahnenkämpfe. In seinem Schlosse wimmelte es von Hundten jeder Gattung, wie sie die jeweilige Art des Wildes erforderte. In seinem Stalle stan-

den 130 Pferde, worunter 50 von der edelsten Abkunft. Er war eines der angesehensten Mitglieder des Jockey-Clubs, und seine Thiere waren fast immer unter den Preisbewerbern.

Wir waren eben ganz ermüdet von einer Hirschjagd, an der auch Lady E., eine schöne, junge Dame, thätigen Antheil genommen, zurückgekehrt, und denischädigten uns bei einer reichlich besetzten Tafel und bei trefflichem Madera für die ausgestandenen Mühseligkeiten, als der Vikar des nahen Fleckens, der tägliche Gesellschafter des Lords, eintrat, und uns ein Journal vorhielt, in dem mit großen Buchstaben die Worte standen:

»Hahnenkampf. Königlicher Cockpit*, Falmouth.«

Indem er das Blatt dem Lord E. vor die Augen schob, kündigte er der Gesellschaft an, daß morgen in Falmouth ein Hahnenkampf Statt finde. Hierauf machte er eine kurze Pause, um den Eindruck, den die Lectüre dieser Anzeige auf dem Gesichte des Lords hervorbringen würde, zu beobachten.

Nachdem dieser die betreffende Stelle mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit durchlesen hatte, rief er mit lauter Stimme aus: »Alle Teufel! Nimmer hätte ich geglaubt, beim Cockpit zu Falmouth eine so brillante Gesellschaft zu finden: Personen vom höchsten Adel — Wetten zu dreihundert Guineen — man trifft es in London nicht besser!«**

»Wie hoch ist der Eintrittspreis in den Cockpit?« fragte mein junger irischer Freund.

»Fünf Schillinge,« antwortete der Vikar, und las sodann den Inhalt der Annonce vor, worin eine Menge technischer, mir unverständlicher Ausdrücke aneinander gehäuft waren.

Wir debattirten noch eine Weile über diesen Gegenstand, während wir dem köstlichen Weine wacker zusprachen. Als wir von der Tafel aufstanden, wurde beschlossen, morgen nach Falmouth zu gehen. Die starke Ermüdung in Folge der Jagd hieß uns sogleich nach aufgehobenem Mahle das Lager suchen.

Am folgenden Morgen ließ der Lord nach einem kurzen Frühstück alsbald seinen Wagen einspannen und wir fuhren nach Falmouth. Auf dem Wege reichte mir der Lord, der eine besondere Zuneigung zu mir gefaßt zu haben schien, ein Buch von etwa 600 Seiten in Quart, gedruckt auf Seidenpapier, mit Goldschnitt und in Saffian gebunden. Er öffnete es, und zeigte mir mehrere Stellen, welche er mich mit der größten Aufmerksamkeit zu lesen ersuchte, damit ich in den Stand gesetzt sey, mich gleich Andern in Wetten einzulassen, wenn wir im Cockpit anlangten.

Der Titel des Buches war: »Kurzer Abriss einer Naturgeschichte des Hahns und der Art und Weise ihn zu erziehen. Zehnte, neu durchgesehene, verbesserte, vermehrte und mit einer Abhandlung über das Brüten, die Mauserzeit und Zucht der jungen Hühner bereicherte Auflage; von Seiner Gnaden, dem erlauchten und sehr

ehrenwerthen Herzog von Silliman, Ritter des blauen Hofenbandordens, Kammerer Seiner allernächsten königlichen Majestät und Mitglied der Universität zu Cambridge. Preis 20 Schillinge.«

»Weiter, Verehrtester! Weiter!« rief der mir gegenüber sitzende Vikar, »Sie haben keine Zeit zu verlieren.«

Er wies dann auf ein Kapitel mit der Überschrift: »Wahl des Hahnes; Eigenschaften, die zu seiner Tüchtigkeit erfordert werden.« »Dies lesen Sie, darin finden Sie gediegene Bemerkungen; bei Gott, das Buch des Herzogs ist ein ausgezeichnetes Werk.«

Ich las, wie folgt: »Bei einem guten Streithahne muß der Kopf länglicht und schmal, der Schnabel stark und gebogen, das Auge groß und schwarz, der Hals breit und lang seyn. Diese letztere Eigenschaft ist wesentlich; denn sie gibt ihm einen bedeutenden Vortheil über seinen Gegner, besonders wenn dieser zu jener Gattung der Hähne gehört, die sich bei ihren Angriffen bloß den Kopf zur Zielscheibe nehmen. Der Körper muß kurz seyn, die Brust gerundet, die Schenkel dick und gabelförmig gespalten, die Beine stämmig und lang, die Füße breit, abgeplattet und mit sehr langen Krallen versehen. Haben Beine und Schnabel gleiche Farbe, so ist der Hahn vollkommen und goldeswerth.

Außeres Ansehen des Hahnes.

Sein Gang sei edel, imponirend, jedoch ohne Steifheit zu verrathen; die Flügel lang. Wenn er diese aber nach Art der Gänse ausbreitet, ist es ein schlechtes Zeichen.

Gefieder.

Die Farbmischung ist gleichgiltig, es gibt vorzügliche Hähne von allen Farben. Die Erfahrung bestätigt jedoch, daß gute Hähne gewöhnlich grau, gelb oder röthlich sind und sehr dunkle Farben an der Brust haben. Die buntscheckigen Hähne gehen noch mit, aber die weißen und kohlschwarzen taugen nichts.

Merkmale der guten und schlechten Körperbeschaffenheit.

Zu einem guten Hahne gehört, daß er kurze, mehr schüttere als dichte und spröde Federn habe. Die Federn müssen kurz und spizig, die Sporen stark, lang, scharf und ein wenig einwärts gekrümmt, die Augen glänzend und voll Feuer seyn. Wenn die Schattirung seines Halses ins Scharlachrothe geht, ist es ein gutes Zeichen; ein noch besseres aber, wenn er im Freien häufig krähet. Zeichen einer schlechten körperlichen Beschaffenheit ist ein weiches, langes und dichtes Gefieder; haben die Federn am Halse ein verblichenes Ansehen, ist es überdies noch gewiß, daß es dem Thiere an Lebhaftigkeit und Muth gebricht.

Gewicht.

Ein guter Hahn muß mager, von hohem Wuchse, und starkem Knochenbaue seyn und darf nicht über 4 Pfd. 8 bis 10 Unzen wiegen. Übersteigt er dieses Gewicht, so ist ihm der Eintritt in den Cockpit untersagt und er wird nicht mehr zum Kampfe zugelassen.

Von jungen Hühnern. Vorsichtsmaßregeln, die zu beobachten sind.

Man darf den jungen Hühnern niemals Seifenwasser in den Schnabel kommen lassen, und verwehre ihnen, im Kothe herumzuwühlen; denn es geschieht oft, daß sie deswegen in ernsthaften Krankheiten verfallen, welche mit der häutigen Bräune endigen. Dieses Uebel ist unheilbar, und es erübrigt nichts anders, als den damit befallenen Thieren den Hals umzudrehen.

Von dem Eleveur und Setterto*.

Die Wahl des Eleveur und Setterto erfordert große Klugheit, viele Kenntniß und einen richtigen Blick. Die Befähigung zu dem Einen wie zu dem Andern setzt genaue und gründliche Studien voraus. Der Eleveur muß wissen, wann für den Hahn die rechte Fressenszeit ist, der Setterto, wann er sich in den Kampf einlassen kann.

Ich war genöthigt, hier das Buch zu schließen; denn der Wagen hielt in diesem Augenblicke vor dem Thore zum Cockpit. Die Stunde zur Eröffnung war noch nicht da; wir fanden es von einer Menge alter Kutscher und Grooms von allen Farben belagert. Aber sobald der Herr des Platzes unsere Ankunft erfahren hatte, kam er uns entgegen, grüßte uns auf das Verbindlichste und ließ uns durch ein Hinterepförtchen in den Circus ein. Jeder von uns zahlte seine fünf Schillinge Eintrittsgeld und erhielt eine Contremarque von Zinn, worauf ein kämpfender Hahn eingegraben war.

Der Kampfplatz, in den wir nun eintraten, war zirkelrund und von bedeutender Ausdehnung; ringsum erhoben sich Sitze nach Art eines Amphitheaters. Im Mittelpunkte befand sich eine runde Plattform, die ungefähr 12 Fuß über den Boden erhöht war, und einen Durchmesser von etwa 20 Fuß hatte. Sie war mit einem 8 bis 10 Zoll hohen Tafelwerk umgeben, um das Hinabfallen der Hähne während des Kampfes zu verhindern. Auf der Plattform bemerkte man eine Strohmatte, und auf dieser einen, mit Kreide gezogenen Kreis von 2½ Fuß im Durchmesser. In diesem Kreise befand sich ein zweiter, um vieles kleinerer, gleichfalls mit Kreide gezogen. Meine Begleiter erklärten mir, daß man die Hähne, wenn sie die Kraft zum Angriffe verläßt, in diesem zweiten Kreise einander gegenüber stellt. Ein Diener tauchte von Zeit zu Zeit einen Wedel in ein Gefäß mit Wasser und bespritzte die Strohmatte. Diese Befeuchtung diente nach der mir gegebenen Erklärung dazu, um die Hähne vor dem Ausgleiten zu bewahren. Wir nahmen hierauf die Behältnisse in Augenschein, worin die Hähne eingesperrt waren. Es gab deren zwei, für jeden streitenden Theil ein besonderes. Die Behältnisse waren durch Decken von außen verwahrt, so daß man die Hähne mehr hörte, als sah. Man gab ihnen vor unsern Augen eine Art Teig, der in Milch aufgeweichtes Brot zu seyn schien. Alsbald kamen aus

* Eleveur nennt man denjenigen, der dem Hahne vor dem Kampfe zuletzt das Futter reicht. Der Setterto ist der Bestand des Hahnes, der ihn im Kampfe antreibt und aufrichtet, wenn es so weit gekommen ist, daß die Thiere, von der Aufregung erschöpft und mit Wunden bedeckt, mit den Schnäbeln an einander ankämpfen müssen.

den kleinen, in dem Vogelhaufe angebrachten Oeffnungen eine Unzahl Schnäbel zum Vorschein, und pickten mit großer Hast in das Gefäß, worin sich der Teig befand.

Inzwischen war der Augenblick gekommen, wo die Thore des Circus sich der großen Menge öffneten. Die Plätze wurden in Beschlag genommen, und Ausrufer bewegten sich im Kreise herum, welche Programme verkauften, die über den Namen des Eigenthümers des Hahnes, das Gewicht des letztern, die Farbe seines Gefieders und die Ordnung, in der er zum Kampfe kam, Auskunft gaben. Die Stärke der Hähne, ihre bisherige Verwendung, die Kämpfe, aus denen sie als Sieger hervorgegangen, nichts war in diesen Bülletins übergangen.

Eine Weile darauf traten zwei Männer in den Circus. Einer von ihnen war groß und wohlbeleibt, und schien, ungeachtet seines vorgerückten Alters, noch voll Leben und Feuer. Auf dem Rücken trug er einen Sack, der nach den von Innen herrührenden Stößen und Bewegungen zu urtheilen, einen Streithahn enthielt. Dieser Mann, der John Dixon hieß, hatte die Aufsicht über den Kampfplatz, und war, was noch mehr sagen will, Eleveur der Hähne. Sein Begleiter war ein etwa zwanzigjähriger Jüngling von feinen und lebhaften Gesichtszügen. Seine Kleidung bestand aus einem kurzen Beinkleide von grauem Kasimir, einem kurzen blauen Jäckchen und einer Mütze von gleicher Farbe. Um's Knie hatte er ein Tuch geschlagen. Eine schwarze nachlässig geknüppte Halsbinde, weiße baumwollene Strümpfe und sorgfältig gewichste Halbschuh vollendeten seinen Anzug. Er grüßte die Versammlung, die bei seinem Auftreten in ein anhaltendes Beifallrufen ausgebrochen war, und bestieg mit seinem Vater (denn dies war der ältere Mann) die Estrade, um dem Hahne, den dieser im Sack trug, als Setterto zu dienen. Dixon nahm hierauf eine ernsthafte Miene an, zog ein Blatt Papier aus seiner Tasche, durchsief es eilig und rief mit starker Stimme: »Jack Richard!« — und alsbald trat ein junger Mensch, in dem Alter des Sohnes des Dixon und gekleidet wie er, in den Circus. Er trug auf dem Rücken einen Sack, aus dem ein Glucken ertönte, welches der Hahn im Sack des alten Dixon wiedererte. Tom Dixon, sein Sohn, knüpfte den letztern auf, aus welchem ein prächtiger Hahn hervorkam, den er Jack Richard präsentirte. Alsdann zog er ein kleines Blatt Papier aus einem mit rothem Wachs versiegelten Kästchen, schlug es aus einander, und las mit lauter Stimme das Signalement seines Hahnes: »Farbe schwarz und roth; Flügel breit; Leib kurz und eingezogen; Beine lang und von dunkelblauer Farbe; Schnabel stark; Augen schwarz und schillernd; Kamm geschoren; Farbe des Rückens dunkelroth; Schweif in Form eines Dreieckes gebogen.«

»Sehr wohl,« sagte Jack Richard, der während dieser Vorlesung ununterbrochen die Augen auf den Schnabel, die Federn und Füße des Vogels gerichtet, und ihn mit der größten Aufmerksamkeit betrachtet hatte, um zu sehen, ob die Beschreibung richtig sey. — »Sehr wohl, es geschah keine Verwechslung, die Beschreibung trifft genau; es fragt sich jetzt bloß noch, ob auch das Gewicht übereinstimmt.«

»Diese Vorsichten sind von großer Wichtigkeit,«

* So heißt der Ort, wo die Hahnenkämpfe abgehalten werden.

** Es ist üblich, daß die Wettenden ihre Namen in die Journale einschalten lassen.

sagte der Vikar zu mir, als er bemerkte, daß sich mein Mund zu einem Lächeln verzog, »man könnte sonst leicht einen andern Hahn unterschreiben.« Als nun auch das Gewicht richtig befunden war, zog Jack Richard seinen Hahn aus dem Sacke, und ließ den jungen Dixon die Prüfung vornehmen. Was bei dem ersten Hahne beobachtet wurde, fand mit derselben Umständlichkeit auch bei dem zweiten Statt. Der alte John öffnete abermals ein beschriebenes Blatt und las mit erhöhter Stimme: »Federn schwarz und gelb; Augen lebhaft; Hals scharlachfarben und lang; Sporen stark und etwas eingekrümmt; Kopf kurz und von konischer Form; Schnabel gebogen; Gewicht 4 Pfund 8½ Unzen.«

Wenn der geneigte Leser aus dem Abrisse einer Naturgeschichte des Hahnes sich das erste Kapitel ins Gedächtniß zurückruft, so wird er sehen, daß unsere beiden Kämpfer mit allen Eigenschaften guter Hähne ausgestattet waren. In der That, Beide waren prächtige Thiere: sie schienen mit gleicher Kraft ausgerüstet, und Beider Augen leuchteten von gleichem Muth. Die Folge war, daß die Wettkampflust der Anwesenden ins Ungeheure stieg.

»Zehn Guineen für Dixon!« — »Zwanzig für Jack Richard!« — so scholl es herüber und hinüber.

»Was für Hähne! Was für herrliche Thiere!« rief Lord C. in einem Fort — »ich sah nie dergleichen; auf der Stelle gäbe ich fünfzig Guineen für Beide. Meiner Treu,« — indem er sich zu dem Vikar wandte — »ich bin in Verlegenheit, ich weiß nicht, auf welchen Kopf ich mein Geld setzen soll.«

»Hundert Pfund Sterlinge für den alten Dixon,« schrie der Vikar mit der ihm eigenen Hastigkeit.

Da ich auch ein großes Zutrauen in den Hahn des Dixon hatte, so schlug ich mich auf die Seite des Vikars und setzte zehn Guineen gegen den Hahn des Jack Richard.

Das Kampfspiel nahm nun seinen Anfang. Jene, die in der ersten allgemeinen Aufregung ihre Plätze verlassen hatten und auf die Estrade gestiegen waren, um die Hähne in der Nähe zu sehen, zogen sich zurück, so daß der Platz den beiden Settertös Dixon und Jack Richard frei blieb. Das erste Geschäft derselben war, den Hähnen mit möglichster Behutsamkeit an jedem Fuße einen silbernen Sporn von anderthalb Zoll Länge zu befestigen, und die Bänder, welche die Sporen festhielten, mit nassem Finger zu benehen. Hierauf nahmen sie die Hähne in die Hand, brachten sie einander nahe gegenüber, thaten, indem sie ihnen Hals und Kopf streichelten, als ob sie einen auf den andern schleudern wollten, liebkoseten sie neuerdings, und ließen sie dann plötzlich los.

Unbeschreiblich war die Wuth, mit der sich die beiden Kämpfer auf einander stürzten. Ich sah nie solche ungestüme Kühnheit. Anfangs stießen sie mit den Schnäbeln auf einander, dann verflochten sie sich mit ihren herabhängenden Flügeln und mächtigen Sporen dergestalt, daß sie nur eine einzige Masse zu bilden schienen. Durch mehr als zehn Minuten erneuerten sie ihre Angriffe mit gleicher Lebhaftigkeit. Endlich schwanden mit Einemmale ihre Kräfte. Die Federn waren von Schweiß benetzt, die Augen verloschen; zuckend und mit wankenden Füßen senkten sie die Flügel auf die Strohmatten und fielen kraftlos einer an der Seite des Andern um.

Die Settertö hoben sie alsbald vom Boden auf, ließen sie in ihren Händen wieder zu sich kommen, und setzten sie hierauf in den kleinen, mit Kreide gezeichneten Kreis einander knapp gegenüber. Jack zählte Eins, Zwei, Drei, Vier u. s. f. Wenn er bis zur Zahl Vierzig gekommen wäre und einer der beiden Streithähne bis dahin den Stößen des Schnabels seines Gegners noch keinen Widerstand geleistet hätte, so würde ersterer für überwunden erklärt, und diesem der Sieg zuerkannt worden seyn. Aber es geschah nicht so. Schon bei der Zahl vier begannen sich die beiden Thiere, die mit einer übernatürlichen Kraft ausgerüstet schienen, mit großer Anstrengung wieder aufzurichten. Sie erneuerten den Kampf mit jener Energie und Hartnäckigkeit, die sie bei Beginn desselben gezeigt hatten. Ihre Schnäbel standen weit offen, ihre Zungen zuckten, die Augen erlangten ihren vorigen Glanz. Beide kämpften mit gleichem Glücke, der Sieg schien sich bald auf diese, bald auf jene Seite zu neigen, und die Zuschauer setzten ihre Wetten selbst dann noch fort, als der mächtige Sporn von Dixon's Hahn mit dem Auge seines Gegners zusammengestoßen war und es mitten durchrissen hatte. Das Blut spritzte aus der Wunde auf die Strohmatten und der unglückliche Verwundete, außer Stand, seinen Schmerz zu überwinden, begann sich zurückzuziehen. Seiner Füße und Sinne nicht mehr mächtig, gefoltert durch den Schmerz der Wunde, wankte er gleich einem Betrunknen herum, bald rechts, bald links, überall einen Zufluchtsort suchend. Dieser Rückzug und der Anblick des in einem Fort herabrieselnden Blutes stachelten den Grimm des Siegers. Er fiel unbarmherzig über den Verwundeten her, verfolgte ihn auf das Aeußerste, und stieß und hieb, taub bei seinem Aujstgesehne, von allen Seiten auf ihn ein, bis er den letzten Athemzug ausgehaucht hatte. Hierauf stieg er auf den Leichnam seines Gegners und trübte zweimal zum Zeichen seines Sieges. Aber diesen Sieg hatte er mit dem Leben erkauft; denn kaum hatte er ausgekrahrt, als er umfiel — um sich nicht wieder zu erheben. Dessenungeachtet blieb Jenen der Sieg, die für ihn gewettet hatten. Sie erhielten ihr Geld und gingen alsbald neue Wetten ein, denn bereits hatte Dixon die Todten vom Schlachtfelde entfernt, und war auf der Estrade wieder mit einem Sacke erschienen, worin sich ein neuer Hahn befand. Der Kampf entbrannte zu meinem Leidwesen mit der vorigen Hestigkeit. Zehnmal noch wiederholte sich diese Scene, fast alle Streiter fanden den Tod und bedeckten mit ihrem Blute den Kampfsplatz. Ungern verließ Lord C. den Ort, als die Liste keinen mehr aufzuweisen hatte.

»Bei Gott!« rief er, zum Vikar gewendet, aus, »nicht um 200 Guineen gäbe ich das Vergnügen dieses Tages; nie sah ich einen Hahnenkampf, wie den heutigen.«

»Alle haben sich wacker gehalten; Mylord, ich bin mit meinem Tagewerke so zufrieden, als Sie,« antwortete der Vikar und schrieb diese Bemerkung in seine Schreibtafel.

Wir setzten uns ohne weitem Aufenthalt in den Wagen, und als wir im Schlosse angekommen waren, ersuchte mich Lady C., ihr über das gesehene Schauspiel einen detaillirten Bericht zu erstatten.

Dr. W.

Die Musik in Indien.

(Nach dem Oriental Annual 1838.)

Kein Vergnügen ist bei Mohamedanern und Hindus gleichermaßen so beliebt, als die Musik. Alle Festlichkeiten der letzteren, ernste und fröhliche, viele religiöse Ceremonien werden von Musik begleitet, und nicht minder dient sie zur Erheiterung geselliger Cirkel. Wo immer man sich in Indien aufhält, und wäre es das entlegenste Dörfchen, immerwährend hört man das betäubende Lönen und Klappern von Symbeln, Trompeten, Trommeln und zahlreichen andern Instrumenten, die ebenso mannichfaltig an Gestalt als an Klangcharakter sind. Doch liegt den Indiern der größte Zauber der Musik nicht in der Art, sondern in der Masse und ihr Ideal von Musik wäre ein donnernder ohrenbetäubender Lärm, wie ihn etwa spontinische oder neufranzösische Opern bringen. Es ist äußerst überraschend, zu sehen, welchen außerordentlichen Eindruck auf den gewöhnlich sehr phlegmatischen Hindu eine seiner harten Lieblingsmelodien zu machen im Stande ist. Die Wirkung ist elektrisch. Seine Augen, so eben noch von dem matten Ausdrucke einer halben Bewußtlosigkeit umdämmert, entbrennen im Feuer der Begeisterung, und er folgt der Bewegung der Melodie mit Gebärden eines fast wahnsinnigen Entzückens. Er kennt keine heftigere Aufregung, als die in ihm das Dröhnen der Tamtams und Trompeten, und der sanftere Klang der Vina hervorruft. Nicht selten sieht man die Entzückung bis zu einem Grade von Gefahr steigen; dem Enthusiasten steht der Schaum vor dem Munde, sein rollendes Auge sprüht Feuer, und er wäre zu jeder Gewaltthat gegen ein Wesen einer niedern Kaste bereit, welches ein unglücklicher Stern ihm in den Weg führte.

Eine so hohe Meinung die Hindus im Allgemeinen auch von der Ueberlegenheit der Europäer in Kunst, Wissenschaft und Gewerthätigkeit haben: so glauben sie doch, daß wir in Betreff musikalischer Theorie und Ausführung unendlich weit hinter ihnen zurückstehen, obgleich nichts einen so peinlichen Eindruck macht, als der tolle Lärm, mit welchem ihre Musik das Ohr zerreißt. Diese Vorwürfe treffen jedoch meist nur die Volksmusik, und man würde sehr irren, wenn man aus dem, was man bei Festen, feierlichen Umgängen und Dorfschmäusen hört, einen Schluß auf die gesammte indische Musik ziehen wollte. Die herumwandernden Musikanten, welche man bei solchen Gelegenheiten zu hören bekommt, sind hier, wie in allen Ländern, die schlechtesten ihrer Klasse, oft gemeine Verbrecher, welche dies Gewerbe nur zum Deckmantel nehmen, um bei geeigneten Gelegenheiten zu stehlen und zu rauben. Vortreffliche Künstler findet man unter den vornehmen und reichen Klassen, welche zu ihrem Vergnügen die Musik studieren, und darin überraschende Fortschritte machen. Bisweilen sind sie selbst mit der europäischen Musik und ihren Helden bekannter, als unsere affektirten Kunstliebhaber.

Die herumziehenden Musikanten sitzen gewöhnlich auf einer groben Decke in der Veranda des Hauses, vor dessen Herren oder seinen Gästen sie ihre Geschicklichkeit zeigen sollen. Gewöhnlich ist unter ihnen ein Sänger, welcher von Zeit zu Zeit mit den Fingern seiner rechten Hand in die flache Linke schlägt, während seine Gefährten auf ihren Instrumenten, Vina's, Serinda's, violin-

ähnlichen Instrumenten mit drei Seiten, Trommeln etc. ihn begleiten. Unter diesen Musikern sind Mohamedaner und Hindus, welche das Interesse friedlich vereinigt, wie denn überhaupt in den niedern Klassen Hindustans die alten Kastenvorurtheile zum großen Theile verschwunden sind. Der Lohn der wandernden Musikanten ist sehr geringe, für einen ganzen Abend ein Paar Pice — kleine Kupfermünzen, etwa einen Kreuzer im Werthe.

Die Indier haben eine große Menge der verschiedensten Instrumente, deren Anzahl sich wenigstens auf hundert berechnen läßt. Nicht nur sind diese Instrumente nach wissenschaftlichen Grundsätzen verfertigt: manche von ihnen sind auch von einer seltenen Künstlichkeit des Baues, und sind einer Genauigkeit des Tones, einer feinen Nuancirung des Ausdruckes fähig, welche selbst manchen unserer sonst so vollkommenen Instrumente zu erreichen schwer, wo nicht unmöglich seyn dürfte. Die meisten von ihnen würde man mit höchstem Vortheile in Orchestern anwenden können, manche würden sich durch ihren zarten und süßen Klang, wenn von einer Meisterhand gespielt, trefflich zu concentrirten Instrumenten eignen.

»Ich konnte,« sagt der gelehrte Orientalist William Jones, »durchaus keine Verschiedenheit zwischen der indischen Tonleiter, und unserer eigenen entdecken, und ein deutscher Professor, der auf mein Ersuchen einem eingebornen Lautenschläger ein Volkslied zum Preise der Liebe Krischna's und Radha's auf der Violine begleitete, fand, daß die hinduische Scala und die unsrige dieselben seien. H. Shore versicherte mich, daß ein Hindusänger, den er auf der Harfe begleitete, ganz in unserer Dur-Scale mit der großen Terz des Grundtones gesungen habe.« Was die neuern Musiker in der Hindu-Musik für verschiedene Tonarten halten, sind nur die besonderen Scalen des diatonischen Heptachords.

Die Hindus singen gleich den Arabern und Griechen nur unison; was wir Harmonie nennen ist ihnen gänzlich unbekannt; doch hört man bisweilen in ihren Gesängen eine Terz oder Quinte als Begleitung. Dies geschieht unwillkürlich, indem das Ohr durch Instinkt die harmonischen Intervalle aufsucht und festhält. Der Verfasser vorliegender Bemerkungen hörte auf der Insel Madagaskar Neger, welche in drei Abtheilungen sangen, ihr Lied mit dem Dreiklange der Tonika schließen. Die Tongelehrten Indiens halten jedoch alle Intervalle, welche die einfache Octavenfolge unterbrechen, für einen Mißton, und eifern dagegen nicht weniger, als unsere orthodoxen Harmoniker gegen falsche Quinten. Einige Lieder der Hindu, Nektah's genannt, sind rhythmisch gegliederte Musikwerke, unsern einfachen Arietten oder Volksliedern zu vergleichen. Andere, Luppah's geheißen, bewegen sich, unsern Recitativen ähnlich, ohne gemessenes Tempo; indem der Sänger die Melodie bloß der Prosodie der Worte und dem Ausdrucke des Gefühles anpaßt. Sie sind meist stürmisch und feurig, während unter den ersteren die zartesten und lieblichsten Weisen vorkommen*.

Die Musik scheint bei den Hindus schon vor undenk-

* Eine Sammlung indischer Melodien, meistens von Mr. Ouseley zusammengestellt, findet sich in der Abhandlung von W. Jones über indische Musik.

lichen Zeiten geübt worden und auf einem hohen Grade von Vollkommenheit gestanden zu seyn. Es bestehen mehre alte Abhandlungen in Sanskrit, in welchen dieser interessante Gegenstand mit einer Kenntniß und Gründlichkeit abgehandelt wird, die der gegenwärtigen Zeit ganz verloren gegangen ist; es ist auch in der That die allgemeine Meinung der eingebornen Gelehrten, daß ihre Nationalmusik sehr in Verfall sei. Bei den endlosen Kriegeskürmen, die das Paradies Hindustan verwüsteten, und die Blüten altbrahminischer Weisheit und Wissenschaftlichkeit nicht minder, als die der Kunst, vernichteten, darf dieser Verfall uns nicht wundern. Eine der erwähnten Abhandlungen von Soma, einem eben so ausgezeichneten Virtuosen, als großen Gelehrten und eleganten Dichter, besteht, mit Ausnahme des fünften und des letzten Kapitels, welche die Niederweisen in Buchstaben ausgedrückt enthalten, aus meisterhaften Doppelversen in dem melodischen Metrum Arya. Das erste, dritte und das vierte Kapitel behandeln die Theorie der musikalischen Töne, ihre Eintheilung und Aufeinanderfolge, die Veränderungen der Scala nach der Stimmung, und die Aufzählung der Tonarten, welche von den jetzt gebräuchlichen ganz verschieden sind. Das zweite Kapitel enthält eine genaue Beschreibung aller Arten von Vina's (einem lautenähnlichen Saiteninstrumente) nebst ausführlicher Anweisung, sie zu spielen. — Für das hohe Ansehen, in welchem die Musik vordem in Indien stand und heutigen Tages noch steht, sprechen auch die vielen Sagen vom zauberischen Einfluß der Töne auf die Thiere. Sira Juddlowah, ein berühmter Vina-Spieler, lockte oft mit seinen Klängen zwei wilde Antelopen aus dem Dickicht der Wälder, die ihm mit sichtbarem Vergnügen zuhörten, bis er eine von ihnen erschoss, um seine Schützenkunst zu zeigen. Ein Eingeborner erzählte dem William Jones, daß auf den Ton einer Flöte die giftigsten Schlangen aus ihren Höhlen hervortröchen, und den Melodien lauschten. Endlich versicherte ein gebildeter Perser ihm zu wiederholten Malen, daß er mehr als einmal gegenwärtig gewesen sei, wenn der berühmte Lautenspieler Mirza Mohamed, zubenannt Bülbül (d. i. Nachtigall) vor einer großen Gesellschaft in einem Haine bei Schiras spielte, wobei er deutlich sah, wie die Nachtigallen bald in lautem Schlage mit dem Künstler wetteiferten, bald von Zweig zu Zweig hüpfen, gleichsam als wünschten sie sich dem wunderbaren Instrumente zu nähern, und endlich in einer Art verzuckter Bewußtlosigkeit zu Boden fielen, aus welcher sie erwachten, sobald der Künstler die Tonart änderte.

G. S. Brandt.

Die Jeziden in Kurdistan.

In den Gebirgen Kurdistan's lebt eine religiöse Sekte, die Jeziden genannt, welche wahrscheinlich aus der Vermischung der alten Sekten der Sabäer und Manichäer mit Mohamedanern entstand. Sie haben noch einige Gebräuche, welche mit jenen der Christen einige, wenn auch entfernte Ähnlichkeit haben. So taufen sie zum Beispiel ihre Kinder, obwohl sie auch die Beschneidung zulassen; erkennen die christlichen Heiligen an, achten die Kirchen und Klöster der Christen und betreten

dieselben nie, ohne ihre Schuhe auszuziehen und die Thürschwelle zu küssen. Auch kommen unter ihren Beteuerungsformeln viele christliche vor, eben so jene der Türken und Juden, aber am meisten Gewicht legen sie auf den Schwur: »bei Jezids Fahne!« Diese Eidesformel scheint auch die weit verbreitete Meinung Derjenigen zu bestätigen, welche den Namen der Jeziden von Jezid, dem Sohne Moavia's und zweiten Khalifen aus dem Geschlechte der Omniaden* herleiten. Jezid war ein heftiger Gegner der Familie Alis, ja er ward endlich der Mörder Hussein's, des Sohnes Alis, und steht daher bei den Persern, welche bekanntlich Schiiten, d. i. Verehrer Alis sind, noch immer in schrecklichem Andenken. Daher mag es vielleicht auch rühren, daß das Wort Jezid oder Jezed, welches in der persischen Sprache sonst Gott bezeichnete, in derselben nunmehr ganz diese Bedeutung verloren hat und der Name des bösen Geistes geworden ist, wie auch bei den Mohamedanern überhaupt Jezid einen Mann bedeutet, der keine Religion hat; denn der Khalif Jezid soll, obwohl geistreich und poetischen Gemüthes, dennoch sehr grausam, geizig und irreligiös gewesen seyn. Von der physischen Kraft dieses Khalifen spricht sein Schlachtschwert, welches im Besitze des Pascha von Mossul ist, der dasselbe dem britischen Residenten in Bagdad, James Rich, auf dessen Reise in Kurdistan zur Besichtigung überhandt hatte. Nach der Beschreibung dieses Reisenden ist es von trefflichem Damascener-Stahl und außerordentlich schwer. Als es der Pascha in seinen Besitz bekam, war es ein gerades, einschneidiges Schwert von etwa 4 Fuß Länge und 3 1/2 Finger Breite. Der Pascha hatte den unglücklichen Einfall, es um einen Fuß kürzer machen und krümmen zu lassen, so daß es nun die Gestalt eines Paala (Säbels) hat. Trotz der bedeutenden Verkürzung ist dieses Schlachtschwert noch immer zum gewöhnlichen Gebrauche zu schwer. An der Klinge sieht man noch Merkmale von Zernischan, d. i. mit Gold eingelegeter Schrift, die man auch mit einiger Anstrengung noch entziffern kann. Sie lautet nämlich: »Dies gehört Jezid, dem Sohne Moavia's« und dabei steht ein Vers aus dem Koran.

Bei ihren moslemitischen Nachbarn, den Schiiten sowohl, als auch den Sunniten, werden die Jeziden als Pezewenk (Schurken), Blutmenschen und Teufelsanbeter betrachtet. Man glaubt, es sei Grundsatz der Jeziden, sich der Freundschaft des Teufels zu versichern, und seine Sache mit dem Schwerte zu vertheidigen. Wahr ist es, daß sie den Namen des Teufels, Schaitan, nicht aussprechen, sondern ihm den Namen Al Scheikh Mazzen, der große Häuptling, beigelegt haben. Auch dem Worte Schaitan ähnliche Laute kommen nie über ihre Lippen, deshalb sagen sie z. B. nie »Schait« der Fluß, sondern statt dessen immer »ein großes Wasser.« Wenn daher die Moslems einen Jeziden ärgern wollen, so sagen sie bloß die Worte: »Lahnet bi Schaitan,« d. i. Verflucht sei der Teufel; doch wagt dies der Mohamedaner nur dann, wenn er sich in einer sichern Umgebung weiß; denn der Jezide geräth über jene drei Worte dergestalt in Wuth,

* Er starb im 64. Jahre der Hidschret.

daß er den, welcher sie aussprach, in Stücke reißen würde, wenn man ihn nicht daran hinderte.

Der Hauptgrundsatz des Glaubens der Jeziden ist, daß Gott dem Teufel seine Befehle ertheile, der sie dann auszuführen habe. Wenn die Sonne gerade über dem Horizonte erscheint, so ziehen sie ihre Fußbekleidung aus und begrüßen sie, doch ganz in'sgeheim, mit dreimaligem Niederwerfen. Auch zollen sie dem Bilde eines Hahnes, das ihnen jährlich einmal auf einer Art Leuchter ausgestellt wird, große Verehrung.

Das kirchliche Oberhaupt oder der Emir Haddsch der Jeziden ist der Scheikh desjenigen Stammes, dem die Bewachung des Grabmals Adi's, des Wiederherstellers ihrer Sekte, anvertraut ist. Sein Wohnsitz ist Baadli, im Gebiete des türkischen Statthalters von Amadih. Dieser Emir Haddsch oder oberste Scheikh muß immer ein Nachkomme Jezids des Kalifen seyn oder wenigstens von der Familie der Omniaden abstammen. Seine Kinder heißen Pesmir oder Beyzadehs, d. i. Söhne des Herrn. Alle Stämme der Jeziden erweisen ihm eine ungemessene Ehrfurcht; wer eines seiner alten Hemden als Leichentuch erhalten kann, fühlt sich glücklich, und die religiösen Eiferer unter ihnen gehen so weit, daß sie oft vierzig Diaster für eine solche Reliquie geben; ein Feszen genügt, wenn kein ganzes Hemde zu haben ist. Wenn daher der Scheikh Jemanden eine besondere Gunst erweisen will, so sendet er ihm eines seiner alten Hemden als Geschenk. Auch übt dieser Scheikh gegen Individuen seiner Sekte große Gastfreundschaft aus, und um ihn dafür zu entschädigen, bringen ihm die Jeziden, doch ganz im Geheimen, einen Theil ihres Raubes.

Beim Emir Haddsch befindet sich stets ein sogenannter Kotschel, ohne dessen Rath derselbe nichts unternimmt. Denn der Kotschel genießt nach der Meinung der Jeziden das Privilegium, unmittelbar vom Al Scheikh Mazzen (s. oben) Mittheilungen zu erhalten, und er ist daher das Orakel sowohl des Emirs als der andern Jeziden. Wenn daher ein Jezide nicht weiß, ob er etwas vornehmen solle oder nicht, so befragt er den Kotschel um seinen Rath, der folgenderweise ertheilt wird. Der Kotschel streckt sich, so lang er ist, auf den Boden und schläft oder gibt vor, zu schlafen. Dieser wirkliche oder scheinbare Schlaf dauert bisweilen sehr lange, besonders wenn der ihm vorgelegte Fall etwas verwickelter Natur ist; denn dann bedarf es langer, reiflicher Überlegung. Endlich steht er auf und theilt das Ergebniß seines Nachdenkens als eine ihm gewordene Offenbarung mit. — Morier* erzählt uns ein Beispiel, welches den Einfluß des Kotschels beweist. Sonst trugen die Jeziden-Frauen, um Seife zu ersparen, dunkelblaue mit Indigo gefärbte Hemden. Da erscheint eines Morgens ganz unerwartet der Kotschel vor dem Emir Haddsch und erklärt, es sei ihm in der vergangenen Nacht mitgetheilt worden, blau sei eine Unglücksfarbe und werde vom Al Scheikh Mazzen verabscheut. Als bald erging an alle Jeziden-Stämme der Befehl, daß alle blauen Kleider vernichtet und fernerhin nur weiße getragen werden sollen, und diesem Be-

fehle ward mit solcher Eile und solcher Pünktlichkeit nachgekommen, daß sogleich nach dessen Kundmachung alle blauen Hemden verschwanden und noch heutzutage ein Jezide, wenn er bei einem Andersgläubigen wohnt und auf dem Bett eine blaue Decke findet, lieber in seinen eigenen weißen Kleidern schläft und vor Kälte umkommt, als daß er sich der blauen Decke bedienen sollte.

Wir haben oben von dem Grabe Adi's, des Wiederherstellers der Jeziden-Sekte, gesprochen. Dieses Grab ist in Scheikh Adi, drei Stunden von Baadli in den Gebirgen gelegen. Es ist ein Hauptwallfahrtsort der Jeziden. Früher war hier eine dem heiligen Chaddaus geweihte christliche Kirche, deren Altar noch vollkommen erhalten ist. Auch befindet sich hier eine Quelle, die in ein Bassin gefaßt ist, in welchem die Jeziden ihre Kinder durch dreimaliges Untertauchen taufen, ohne jedoch weitere Ceremonien dabei zu beobachten. Das hier befindliche Bethaus soll der Kirche von Jerusalem ganz ähnlich seyn und jeder Stamm der Jeziden darin einen eigenen Stand besitzen. Hier lieft der Emir Haddsch Gebete her und ruft hie und da Amen dazwischen, darin besteht ihre ganze Gottesverehrung. Die übrigen Jeziden beten nicht, noch fasten sie, sondern behaupten: Kalif Jezid habe hinlänglich für alle ihre Sünden gebüßt bis ans Ende der Welt, und versichere ihnen dieses in seinen Offenbarungen, welche durch Tradition auf sie herabgekommen sind; denn die Jeziden schreiben und lesen nicht, sie behaupten, es sei ihnen verboten worden, dieses zu lernen. Wenn Türken oder Christen ihnen vorwerfen, daß sie keine Bücher haben, so antworten sie, Gott habe ihren Geist so erleuchtet, daß Bücher und geschriebene Gesetze für sie überflüssig sind.

Um die Briefe, welche sie von den Persern oder Türken in Amtssachen erhalten, zu lesen, halten die Scheikhs der einzelnen Stämme und alle größeren Dörfer einen mohamedanischen Schreiber. Ihre eigenen Angelegenheiten machen sie stets mündlich ab und lassen alle ihre Botschaften durch Leute ihrer eigenen Sekte ausrichten.

So wie Scheikh Adi, ist auch das Dorf Baschekä ein Wallfahrtsort der Jeziden; denn daselbst befindet sich eine Quelle, die ein Gegenstand ihrer besondern Verehrung ist. Sie besuchen dieselbe jedes Frühjahr in einer Anzahl von zwei bis dreitausend Menschen jeden Alters und Geschlechtes. Dabei bringen sie verschiedene Opfer dar, machen Keif, d. h. belustigen sich und enden damit, daß sie sich betrinken, wobei ihnen die Türken redlich beistehen.

Im Allgemeinen haben die Jeziden keine andern besondern Gebräuche; nur haben alle Stämme noch das gemein, daß sie in kein Feuer spucken, kein Licht ausblasen, keinen Lattich und keine Kürbisse essen, nur Gerstenbrot backen, und ihre Todten meistens in Bozan, am Fuße des Gebirges Nablean Hormuz, begraben. Sie sagen nie: »er ist gestorben,« sondern: »er hat sich verwandelt;« denn sie glauben an die Seelenwanderung.

Nur der jezidische Stamm Rusini oder Tschiragh-Kusch, d. i. Lichterauslöcher, feiert noch ein besonderes Fest, an welchem freilich nicht selten auch Jeziden von andern Stämmen Antheil nehmen. Am 10. August versammeln sie sich nämlich zahlreich in dem

* In „Aneha, das Mädchen von Kars,“ wo eine getreue Schilderung der Sitten der Jeziden enthalten ist.
Pan. des Univ. 4r Jahrg. 11. Heft.

Dorfe Kerrund. Auf dem Zuge dahin nehmen sie keinen Anstand, zu plündern und zu rauben. Verheerathete Frauen gehen in großer Anzahl in die benachbarten Dörfer; das Fest dauert den ganzen Tag und die ganze Nacht, und in dieser Nacht sollen sie, nachdem gehörig gegessen und getrunken wurde, die Lichter auslöschen und dann bis zum Morgen nichts mehr sprechen. Ueber die eigentliche Beschaffenheit dieses Festes sprechen sich die Jeziden nicht aus, Alterthumskenner glauben aber darin eine Aehnlichkeit mit der Verehrung der Venus zu finden, wie sie unter den Babyloniern üblich war und deren bei Herodot Erwähnung geschieht.

Die übrigen bekannteren Stämme der Jeziden sind die Dassin, d. i. die jezidischen Bauern in der Umgebung von Mossul, die Sintcharlis oder Dschenu, der Mussessi-Stamm, die Dinnedis u. a. Des Namens Jeziden bedienen sie selbst sich nicht, er wird ihnen nur von den benachbarten Mohamedanern ertheilt. Alle diese Stämme, vielleicht mit Ausnahme der Dassin, welche dem Reisenden James Rich freundliche und gutmüthige Leute zu seyn scheinen, sind sehr grausam und räuberisch. Blutgierig bis zum höchsten Grade, sollen sie alle ihre Gefangenen ermorden, dabei aber feige genug seyn, sich gleich, jenachdem es ihrem Interesse zusetzt, für Juden, Mohamedaner oder Christen auszugeben; und wenn man sie auch überführt, daß sie Jeziden sind, so verschern sie doch hoch und theuer, daß sie es nicht seyen und nehmen auch nicht den mindesten Anstand, für einige Zeit ihren Glauben abzuschwören.

Die meisten dieser Stämme bewohnen das Sindchar-Gebirge, obwohl dieses aber zum Gebiete der hohen Pforte gehört, so gehorchen sie doch weder dieser, noch auch dem benachbarten Persien, sondern berauben bei jeder Gelegenheit die Unterthanen beider Staaten.

K. S. Groß.

Mecheln.

(Mit einem Stadtbilde.)

Der Ursprung der belgischen Stadt Mecheln verliert sich im Dunkel des Beginnes des Mittelalters. Der Sage nach soll der irländische Heilige Rembald (oder Romold, auch Komuald) sich hier ungefähr um die Hälfte des siebenten Jahrhunderts inmitten der damals noch heidnischen Bataver niedergelassen, ihnen das Evangelium und die Künste des Friedens gebracht, und eine Kirche mit einem Stifte erbaut haben, um welches her die Neubefehrten sich niederließen, und einen Flecken erbauten, der bald zur Stadt anwuchs. In geschichtlichen Urkunden tritt die Stadt erst unter den Karolingern auf; ihr Name wird zuerst bei der Theilung der Lande des jüngeren Lothars unter seine beiden Söhne Karl den Kahlen und Ludwig den Deutschen genannt. Nachdem Mecheln der Sitz eines Bischofs geworden war, lag in den Händen der Bischöfe geistliche und weltliche Macht. Die Herzoge von Brabant maßten sich jedoch bald die Oberherrschaft an, so daß im zwölften Jahrhundert heftige Fehden ausbrachen. Um die Mechelnschen Verhältnisse noch verwickelter zu machen, erbten die Herzoge von Brabant von einer alten edlen Familie die Hälfte der Einkünfte der Stadt und ihres Gebietes.

Ein dreijähriger Krieg zwischen den beiden benannten Herzogthümern entbrannte, der mit Erbitterung geführt wurde, und wobei der Zankapfel, die Stadt Mecheln selbst, am übelsten wegkam. Endlich wurde ein seltsamer Vergleich geschlossen: Brabant und Flandern theilten sich in Stadt und Gebiet zu gleichen Theilen mit der Bedingung, daß jedes seine Hälfte vom andern, und vom Bischofe zu Lehen nehmen mußte. Nach einigen Jahren kaufte Brabant auch den andern Antheil um die Summe von 86000 Stück Dukaten an sich. Mit Margarethe von Flandern fiel es durch ihre Vermählung mit Philipp dem Kühnen an Burgund. Die schöne Erbin der reichen burgundischen Lande, Maria, die Tochter des ritterlichen Karl des Kühnen, vermählte sich mit Philipp, dem Sohne Maximilians I., — eine Vermählung, die in der Geschichte der europäischen Politik merkwürdig ist, und die Niederlande an das Haus Habsburg brachte. Bei der Theilung der Habsburgischen Lande fielen die Niederlande dem spanischen Zweige zu. In dieser Zeit war Mecheln durch Handel und Gewerbe reich und bevölkert, und genoß mancher Begünstigungen und Privilegien, deren vorzüglichste ihm wegen ausgezeichneter Kriegsdienste von Philipp dem Kühnen verliehen worden waren. Die Bürger, kühn in der Behauptung dieser Privilegien, welche sie furchtlos gegen Karl des Kühnen ganze Macht vertheidigten, waren dennoch wegen ihrer feinen Sitte und Höflichkeit in den ganzen Niederlanden so berühmt, daß sie den ehrenden Beinamen »de Meesters van Polite« erhielten. Als die nördlichen Staaten, Holland an der Spitze, sich losrissen, verblieb Mecheln beim spanischen Antheile und gelangte zu größerer Wichtigkeit, indem es der Mittelpunkt der kirchlichen, und theilweise auch der politischen Verwaltung desselben wurde. Der Erzbischof von Mecheln war nämlich der Primas der spanischen Niederlande, und Mecheln war der Sitz des hohen königlichen Rathes oder des Parlamentes der Niederlande, der obersten politischen und appellatorischen Behörde, welche aus sechzehn Räten oder Beisitzern bestand. Von nun an folgte Mecheln immer dem Schicksale der spanischen Niederlande, fiel mit dem Erlöschen des spanisch-habsburgischen Mannstammes an den österreichischen, sah den spanischen und die österreichischen Successions-Kriege über das Land hinziehen, wurde nach der französischen Republik erst Theil der batavischen Republik, dann zu Frankreich geschlagen. Nach Napoleons Sturze wurde es Holland einverleibt, um diesen Staat, die Vormauer gegen Frankreich, mächtiger zu machen. Die Vorfälle seit 1830 sind bekannt; Mecheln wurde ein Theil des neuen Königreichs Belgien.

Mecheln, franz. Malines, liegt unter 20° 9' Länge (östlich von Ferro) und 45° 59' nördl. Br., und gehört nach der jetzigen Eintheilung zur Provinz Antwerpen, von welcher Stadt, so wie von Brüssel und Löwen sie 4 Meilen entfernt ist. Es ist eine nettgebaute und freundliche Stadt mit breiten, ziemlich regelmäßigen Straßen und schönen Gebäuden, welche überall niederländische Reinlichkeit und Emsigkeit zeigt. Aus den Zeiten alter Zeiten hat sich mancher Palast und manches Prachtgebäude erhalten, unter welchen sich der erzbischöfliche Prachtbau und das trefflich gebaute, alterthümliche Rathhaus auszeichnen. Vordem enthielt die Stadt vier große Abtheilungen, acht Stifter (von deren Reichthümern ein ehemaliges Frauen-



DIE KIRCHE DES HEILIGEN REMIGIUS
IN MECHELEN

Prag Verlag v. G. Haase Söhne.

Kloster der Vorstadt, welches 1500—1600 Nonnen bewohnten, welches aber in den Kriegen abgebrannt und nicht wieder aufgebaut wurde, Zeugniß geben möge), und nicht weniger als 52 Pfarrkirchen, von denen noch viele gebraucht werden. Die herrlichste unter ihnen ist die Cathedrale des heil. Remigius, ein schönes stattliches Gebäude, von welchem die beistiegende Abbildung eine schöne Darstellung gibt. Der imposante, in den reinsten gothischen Verhältnissen aufsteigende Thurm, bei aller seiner Großartigkeit höchst elegant und zierlich, ist 348 Fuß hoch; eine breite, steinerne Stiege von 580 Stufen führt auf seinen Gipfel, von welchem aus man der weitesten Aussicht über das vollkommen ebene Land sich erfreut. Auf dem Thurme ist ein Glockenspiel, welches selbst in den Niederlanden, wo schöne Glockenspiele fast auf allen Thürmen sind, für ausgezeichnet gehalten wird.

Vordem war Mecheln weit bevölkerter als jetzt, doch zählt es noch immer an 24000 Einwohner, und in neuester Zeit scheint ein bedeutendes Anwachsen seiner Bevölkerung zu erwarten zu seyn. Die gewerbthätigen Einwohner beschäftigen sich mit der Verfertigung von Hüten, wollenen Decken, Tischzeugen, Leinwand und den so berühmten brabantischen Spitzen, unter denen die mechelnschen einen hohen Rang einnehmen (die Elle der feinsten wird oft mit 40 Gulden bezahlt) und nur den brüsselschen nachstehen. In ganz Belgien beliebt ist das mechelnsche Bier. Eine große Anzahl von Personen beschäftigt auch die Kanonengießerei und das Zeughaus. Von Bildungsanstalten befinden sich in Mecheln: eine Malerakademie, welche stark besucht ist (die Niederländer waren ja von jeher der Malerei befreundet), ein Gymnasium und ein theologisches Seminarium.

Der Handel Mechelns hat in neuerer Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen. Die Stadt liegt an der Dyle, einem Nebenflüßchen der Schelde, in welchem jedoch bei hoher Fluth der Wasserstand hinreichend hoch ist, daß Seeschiffe von ziemlicher Größe bis zur Stadt gelangen können, und an einem Kanale, welcher von Löwen nach Antwerpen führt; mittelst beider kann die Umgegend auch unter Wasser gesetzt werden, und die Stadt hat so ein nicht zu verachtendes Verteidigungsmittel. Mehr aber als Fluß und Kanal trägt zur Belebung Mechelns und seiner Industrie das belgische Eisenbahnsystem bei, dessen Mittelpunkt diese Stadt ist. Täglich nämlich werden von den Ausgangspunkten des Systems, von Brüssel, Gent, Antwerpen, Lirlemont vier Fahrten nach Mecheln und eben so viele von Mecheln nach jenen Punkten Statt finden. Schon jetzt fahren auf diesen Eisenbahnen (und treffen also im Mittelpunkte Mechelns zusammen) bisweilen in einem Tage 15000 bis 16000 Menschen. Unberechenbar ist der Vortheil, welchen die Stadt von dieser Menschenmenge, und aus der leichten Verschickung ihrer Manufakturzeugnisse zieht und noch mehr ziehen wird, wenn ein Eisenbahnen ganz Belgien umspannen haben, und ein bis zwei Millionen der gewerblichsten Menschen einander so genähert haben wird, daß sie alle Vortheile einer ungeheuren Fabrikstadt genießen, ohne den Nachtheilen einer solchen ausgesetzt zu seyn. Es ist nämlich der Plan (und zwar soll dieser theils noch in diesem, theils im künftigen Jahre ins Werk gesetzt werden), die östliche Bahn über Lirlemont nach Lüttich, und von dort über

Berviers an die preussische Gränze, wo die Eisenbahn von Köln sich ihr anschließen soll, die westliche von Gent über Brügge nach Ostende zu führen, so daß Mecheln inmitten des Verkehrs der großen und reichen Rheinländer mit den Welthafen Antwerpen und Ostende gelegen wäre. Eine Verzweigung der Bahn soll sie mit den südlichen gewerbreichen Provinzen verbinden. Sollte sich, wie manche Stimmen verlauteten, Belgien dem deutschen Zollvereine anschließen, so wären die Fortschritte der Zukunft nicht zu ermessen. Die ausgedehnteste Benützung der Reichthümer des Bodens, ein culminirender Gewerbsfleiß, und ein ausgedehnter Handel werden das Land noch über seinen frühern Wohlstand erheben, der die Bewunderung und der Neid des Mittelalters war.

B. Gutt.

Azor der Invalide.

(Uebersetzt aus: l'Afrique française.)

Sobald ein Soldat den Befehl erhält, nach Afrika zu marschiren: so erglüht seine Phantasie, ein neues Leben öffnet sich seinen Blicken, er träumt vom Orient, von seinem Prunkte und seinen Wonnen, eine dunkle Erinnerung an Aegypten und Napoleon durchkreuzt seine Gedanken; dazwischen glaubt er geheimnißvolle Harems und Mameluken, eben so glanzvoll als tapfer, zu schauen, nichts steht er mehr als Ruhm und Freude, für ihn gibt es kein Elend im Leben mehr.

Aber einige Wochen sind verschwunden — lebt wohl, ihr schönen Täuschungen! das Kasernenleben zeigt sich hier ganz so, wie anderwärts. Algier zwar bietet seiner Neugierde das rege Treiben eines großen Hauptquartiers, aber wie beklagenswerth ist dagegen jener, dessen Regiment in einem der Binnenplätze oder in einem der kleinen Häfen garnisonirt, welche die Schutzwehr der Colonie bilden!

Die Stadt Bugia wird für einen wichtigen Punkt gehalten, deshalb trägt man auch stets Sorge, eine Besatzung daselbst zu unterhalten, die hinreicht, um den sie umschwärmenden feindlichen Stämmen zu widerstehen. Hier besonders fühlt man die außerordentliche und Jedem, der sie nicht aus Erfahrung kennt, unglückliche Leere dieser Existenz. Wenn hier die Soldaten alle Pflichten ihres Standes erfüllt haben, so sind sie dermaßen ohne alle Beschäftigung, daß jede Minute wie ein Jahrhundert auf ihnen lastet. Sie finden hier keine einzige von allen jenen Zerstreuungen, die selbst die kleinste Stadt Frankreichs bietet, und es bleibt ihnen nichts übrig, als zu wünschen, daß der harte Dienst den ganzen Tag dauern möge. Was noch die Soldaten hier entschädigt, sie die lange Weile geduldig ertragen, und Bugia allen andern Städten der Colonie vorziehen läßt, ist die tagtäglich sie umschwebende Gefahr, jeder Tag bringt ihnen ein Gefecht und die Flintenschüsse lassen sie alles andere vergessen.

Während der ersten Jahre nach der Besitznahme wurden die Vorposten jede Nacht angegriffen, die Wachen fand man voll Kugeln durchbohrt, und doch konnte man dieser Feinde, die uns auf so feige Weise angriffen, nicht habhaft, ja nicht einmal ansichtig werden. Das so geneckte Detachement mußte natürlich immer schwächer

werden, so daß die Araber es wagten, sich auf unsere ermatteten Soldaten zu stürzen und einige Köpfe abzuschneiden, die sie als Siegeszeichen nach ihren Zelten trugen. Durch diese Scharmüchel verloren wir viele Leute; Niemand konnte des Nachts den Angegriffenen zu Hilfe eilen, weil man immer einen Hinterhalt fürchten mußte; darum versuchte man alle Mittel, um sich gegen Liberrumpelung von den Arabern zu sichern, und hielt sich endlich an das, welches das wirksamste und natürlichste schien.

Zu allen mohamedanischen Städten gibt es eine Unzahl Hunde, welche zwar eigentlich Niemanden, aber doch alle zusammen Allen gehören, ein Jeder füttert sie, ein Jeder bestimmt die Ueberreste seiner Mahlzeit ihnen. Niemand befeindet diese umherirrenden Rudel, aber auch Niemand bekümmert sich um sie, Niemand bildet die geistigen Fähigkeiten aus, welche eine gehörige Erziehung beim Hundegeschlechte in einem so hohen Grade zur Entwicklung bringen kann.

Bald hatten die Franzosen durch gute Behandlung einige dieser Thiere sich anhänglich gemacht, vielen dieser Barbaren brachten sie sogar eine Menge drolliger Stückchen und gewisse gefellige Talente bei, welche in europäischer Gesellschaft die gebildetsten Hunde auszeichnen. Man nannte einige dieser Individuen, welche in zwölf Tempo's das Gewehr luden, für den Kaiser in die Höhe sprangen und für Abd-el-Kader die Zähne fletschten. Diese armen Hunde zeigten als Dank für das Kommissbrod, das sie erhielten, eine so ausgezeichnete Zuneigung gegen unsere Soldaten, wie sie sie nie gegen ihre früheren Herrn gehegt hatten. Die Ursache war: die Moslems hatten sie gefüttert, aber nie geliebt.

Oft folgten die Hunde ihren Freunden, wenn diese der Dienst nach Außen rief oder sie entfernte Posten besetzen mußten, und hier war es, wo man die Dienste einsehen lernte, welche ihr wunderbarer Instinkt leisten konnte. Näherte sich ein Franzose, so verkündete ein kurzes, starkes Gebell seine Ankunft, kroch aber irgend ein Käbyle heran, so meldete es der Hund durch ein fürchtbares Geheul, wobei er immer nach der Seite hin sprang, von welcher unsern Soldaten die Gefahr drohte. Der Nutzen dieser neuen Art Hilfsstruppen war so wesentlich und ward in solch' einem Grade anerkannt, daß man daran dachte, ihnen eine regulirte Stellung anzuweisen und jeder Compagnie eine gewisse Anzahl zuzutheilen. Man sandte hierüber ein Gesuch an den Minister, dieser aber bewilligte dasselbe nicht, weil, wie er sagte, ein solches Zugeständniß zu dem Glauben Anlaß geben könnte, daß die Franzosen die Gräueltaten der Spanier in Peru wieder auffrischen wollten. Doch verkürzte man den Hund die Nationen nicht, welche sie durch ihre tapfern Dienste so ehrlich verdient hatten, und jeden Morgen ward bei der Vertheilung ihr Theil gewissenhaft aufbewahrt.

Ein junger Voltigeur, Namens Bachard, war bekannt wegen des innigen Freundschaftsbundes, den er mit einem dieser neuen Verbündeten geschlossen. Azor, dies war der Name, den der Hund erhalten hatte, war wohl der häßlichste unter allen Abkömmlingen seines Geschlechtes. Man wird leicht einsehen, daß unter den in Rudeln umherirrenden Hunden die Reinheit der Rasse sich eben nicht sehr erhält; aber in Azor sah man gewiß

die gemeinste Zusammensetzung der ausgeartetsten Rassen. Trotzdem fühlte Bachard eine außerordentliche Zuneigung gegen ihn und es war ein Glück für ihn, daß ihm die Erziehung Azors eine Beschäftigung gab, welche seine vorher so müßigen und langweiligen Tage verkürzte. Azor war keines von jenen glänzenden Talenten, welche gleich das Erstmal die Lektionen ihres Lehrers auffassen, im Gegentheil versagte seine widerspänstige Fassungskraft bei gar vielen Gelegenheiten den mit Geduld ertheilten, und mit der Gerte unterstützten Unterweisungen; dabei war jedoch Azor eben so eingenommen für die Franzosen, als feindselig gegen Alles, was einen Turban trug. Die Uniform besonders war ein Gegenstand seiner Achtung; jeder Soldat ward auf die liebevollste Weise und mit ausdrucksvollem Schweifwedeln bewillkommt.

Es war sonderbar, wenn eine lange Reihe herumirrender Hunde vor dem Quartier der Infanterie vorbeilief, plötzlich eines dieser Thiere bei dem Rufe Azor, der aus dem Hofe der Kaserne kam, stillstehen, einige Zeichen der Freude geben und dann pfeilschnell zu den Füßen eines jungen Voltigeurs stürzen zu sehen, der ihn mit Entzücken umarmte, reinigte, und den Schmutz, den er auf seinem Herumschlendern aufgeslesen, abputzte, und man hätte dann den Hund betrachten sollen, mit welchem Ernste er auf die langen Reden horchte, von denen er gewiß nicht das Mindeste begriff, für die er aber doch dieselbe Aufmerksamkeit zeigte, als hätte er sie verstanden. Es war aber auch etwas ganz eigenes um diese Zuneigung des Soldaten, der jeden Morgen, nachdem er seine Dienstpflichten erfüllt hatte, sich an der Stelle, wo ihn Freund Azor zu besuchen pflegte, niedersetzte und mit ihm alle Stunden, die ihm der Dienst frei ließ, verändelte.

Der arme Bachard! wie hing er an der Freundschaft dieses Thieres. Er hatte eben so viele Täuschungen in dem Leben eines Soldaten gefunden, als er Reize und Ruhm in demselben zu finden geträumt hatte! Es war nicht mehr dasselbe Leben, wie es ihm sein Dheim, ein alter Sergeant Napoleons, in den Schilderungen der Soldaten der großen Armee beschrieben hatte. Bachard war ein pariser Kind, er zählte kaum siebenzehn Jahre und ein Jahr lang diente er schon. Das Pflastertreten, welches den Gamins solche Wonnen dünkt, war ihm bald zum Ekel geworden, und er verließ es, sobald er es kennen gelernt hatte. Und als nun seine Mutter ihm sagte: »Ich war unglücklich, weil du nicht arbeiten wolltest, und ein eben so schlechtes Subjekt wie die Andern warst, jetzt machst du mich noch unglücklicher, weil ich dich immer so traurig und nachdenkend sehe,« da erwiderte er bloß: »Nein Mutter, ich will Euch nicht mehr Verdruß machen; denn ich will fort. Ich will ein Soldat werden, wie es mein Dheim gewesen, eben so brav, wie er, werde ich gleich ihm ein Ehrenkreuz und eine Pension erhalten und Alles Euch geben, damit Ihr leben könnt, ohne zu arbeiten.«

Einige Tage darauf ließ sich Bachard bei einem Regimente, das nach Afrika marschirte, anwerben; er glaubte alsogleich mitten ins Schlachtgetümmel zu kommen, sich auszuzeichnen und zu avanciren; man ließ ihn beim Depôt, damit er die Handgriffe lerne und nachdem er endlich einem Kriegsbataillone zugetheilt worden war, hatte er doch nicht, wie man es zu nennen pflegt, das gute Glück, den Feind in der Nähe zu sehen, und der

Ruhm, den er erwarb, bestand darin, daß er einige Kugeln an seinen Ohren vorbeisaußen hörte und vor langer Weile in Bugia verschmachtete. Er hatte sich unter Ruhm etwas ganz anderes gedacht. Diese Lage macht die lebhaftige Reigung Bachard's gegen seinen neuen Freund begreiflich. Diese Liebe, die ihn von seinen Kameraden trennte, brachte ihm wohl einige Spötereien ein, aber Azors Dankbarkeit entschädigte ihn dafür.

Die Compagnie, zu welcher Bachard gehörte, erhielt Befehl, nach dem Fort Maldub zu marschiren, und die seit einer Woche dort liegende Grenadiercompagnie abzulösen. Man wußte, wie gefährlich dieser Posten war; zu entfernt, als daß demselben schnell zu Hilfe hätte geholfen werden können, ward derselbe häufig angegriffen und viele Tapfere waren dort schon gefallen. Die Araber nahmen dies Fort zum Zielpunkte ihrer Unternehmungen, mißlang sie, so waren sie eines ruhigen Rückzuges sicher, siegten sie, was konnte sie hindern, nach Belieben die Opfer zu verstümmeln?

Oft fand man auf diesem verwünschten Posten, wenn man eine Schilbwache ablösen wollte, dieselbe nicht mehr, oder sah nur noch einen verstümmelten, mit gräßlichen Wunden bedeckten Rumpf, den man an einem Lappen der Uniform erkannte; denn Waffen und Kopf stehlen die Araber immer. Auch hätte man die Vorsichtsmaßregeln sehen sollen, welche die Soldaten trafen, bevor sie nach dem, ihnen zur Vertheidigung angewiesenen wichtigen Posten abmarschirten, mit welcher Sorgfalt sie ihre Waffen putzten, wie hell jedes Gewehr glänzte! An der scharfen Spitze der Bayonnette erkannte man es, daß sie so eben auf dem Steine gewetzt waren. Und wenn endlich alle diese Vorbereitungen getroffen waren, wenn man sich im Stande sah, kräftig zu widerstehen, so hörte man tausend Freudenrufe, das Fest begann, man ging dem Kugelregen entgegen.

Die Hunde wurden nicht vergessen. Wie immer, marschirten sie voran, dem Trompeter zur Seite. Jene, welche die Grenadiere mit sich genommen hatten, kamen mit diesen zurück; die Voltigeurs hatten deren, welche sich wieder besonders an sie hielten und mit ihnen marschirten. Diese treuen Bundesgenossen schienen zu wissen, daß man einen Dienst von ihnen verlange, und ihre freudigen Sprünge bewiesen, daß sie bereit seien, ihn zu erweisen.

Schon ziemlich lange stand die Compagnie der Voltigeurs in Maldub, und noch war, gegen Aller Erwartung, Alles ruhig geblieben; nicht der geringste Lärm hatte die Ruhe der Soldaten gestört. Man sah sie in der Mitte dieses Forts, welches so klein war, daß es kaum sie Alle fassen konnte, sich mit tausenderlei verschiedenen Dingen beschäftigen; Jeder schuf irgend eine neue Industrie, um seine Lage zu verbessern und sich das Leben freudreicher und behaglicher zu machen. Diese merkwürdige Thätigkeit des französischen Soldaten, die immer und allenthalben unsere Künste und unsere Civilisation verpflanzt, bildete einen sonderbaren Kontrast mit dem trockenen Aussehen der Gegend, die eben so wild wie ihre Bewohner war. Maldub ist auf einer Hochebene erbaut und sein Aeußeres bietet trotz der Arbeiten der Soldaten nicht jene Regelmäßigkeit, welche man in unsern Bauten findet; das Auge begegnet hier jener bizarren Bauart, welche die Mauren an die Stelle der

würdevollen und angenehmen Architektur setzten, die wir ihnen nahmen, um mit ihr, unter dem Namen der gothischen, unsere Kirchen zu schmücken. Die Fluren zeigen weder Vegetation noch fließende Wässer, hier und da ist der Boden zerrissen, als wenn er irgend eine große Erschütterung erlitten hätte; weite Schluchten kaffen, und des Erdreichs verbrannte Farbe paßt sehr wohl zu den seltenen und trockenen Kräutern, welche traurig hängend um Wasser flehen, das sie niemals benetzt. Und doch, inmitten dieser erstorbenen Natur, unter dieser versengenden Sonne, widerhallte laut die französische Munterkeit; die im Fort eingeschlossenen Soldaten trieben immer noch Poffen.

»Nun Bachard!« sagte ein Soldat, dessen graue Haare und ~~.....~~ gute Anzahl Dienstjahre zeigten, »Du wirst um zehn Uhr Waage geben und zwar am entferntesten Posten: paß wohl auf, Bursche, der Beduin ist ein böshafter Schurke, er ist das blutigierigste Thier, das ich auf Gottes Erdboden kenne.«

»Seit ich hier bin, hab' ich noch keinen einzigen dieser Fataghas gesehen, von denen Ihr so viel sprecht und die nach Euren Reden sich so gut auf das Kopf abschneiden verstehen. Ich habe noch keinen Araber gesehen, als auf dem Markte, wo sie uns ihre Kohlköpfe zum Kaufe bieten; auch habe ich so viel Unglück, daß, wenn ein Angriff geschieht, er gewiß gegen einen andern Posten als den meinigen gerichtet ist. Ubrigens wißt Ihr, daß man bis jetzt noch nichts gesehen hat, warum wollt Ihr, daß es bei mir anders sei, Jarry?«

»Man sagt, daß der Beduin frisches Fleisch liebt; Du bist jung, Du bist roth, er wird sagen: Maschallah! siehe da, da steht kein so alter Knabe wie Jarry, der so grausam gegen uns und so verliebt in unsere Weiber ist. Doch horch — schlägt's nicht zehn Uhr?«

— Numero 16, schrie ein Korporal.

»Hier!« rief Bachard, nahm sein Gewehr vom Nagel, prüfte sorgsam das Zündkraut, pfiß nach Azor, und stellte sich in Reih und Glied.

— Merk wohl auf, wenn der Beduin kömmt, Kleiner. Er ist weiß und kriecht auf den Händen, Du bist gewarnt!

Der schwere, schallende Tritt der Patrouille ward immer schwächer gehört und Jarry nahm mit einer Mühsung, die bei ihm gar nichts Gewöhnliches war, das Wort. »Ein braver Bursche, dieser kleine Bachard, zwar jung, aber das hat Nerven. Wenn sie uns nur viel solche Rekruten schickten, der Bernu würde sich nicht so breit machen. Doch jetzt haben wir Erlaubniß, zu ruhen; wohlun Kinder, macht Euch fertig, werfen wir uns in die Federn. He da du Elsfässer, verstehst Du's nicht, häng Deinen Sack auf und vergrab' Dich ins Stroh!«

Kaum hatten die Soldaten sich zum Schlafengehen zugeschlacht, als ein Schuß fiel und alsbald ein Schrei nachfolgte, den jedoch die Entfernung nur schwach und unbestimmt bis zu den Ohren derer im Fort gelangen ließ.

»Pact Cure Kolben!« schrie der alte Jarry und ergriff sein schweres Gewehr. »Das kömmt von niemanden andern, als von dem kleinen Bachard; ich hab' ihn geneckt, und das war nicht Recht; denn es bringt Unglück!«

Der Veteran stürzte davon, begleitet von seinen Kameraden. Die Wachen standen steif und gerad auf ihren Posten und bestätigten, daß der Schuß in der Richtung, in welcher Bachard stand, gehört worden sei. Die Soldaten verdoppelten ihre Schritte, um ihm zu Hilfe zu eilen. Sie kamen bald an den Gipfel der Anhöhe, wo man ihn hingestellt hatte — er war nicht mehr zu sehen.

»Ah, tausend Millionen Hunde!« schrie Jarry und drückte sein Gewehr los, »ich seh' den weißen Schuft, das ist ein Beduine!«

Und in der That wälzte sich ein Araber, den Jarrys Kugel erreicht hatte, auf dem Boden.

Einige Kabylen, welche geglaubt hatten, unangesehen eine Schildwache zu sein, erhoben sich, als sie sich umgesehen, nach mehreren Richtungen, aber ein gutes Gewehr hielt noch einige von ihnen in ihrem eiligen Rückzuge auf. Während ein Theil des Detachements fortschritt, um die Flüchtigen zu verfolgen, suchten Jarry und einige seiner Kameraden Bachard, den sie verwundet glaubten; endlich erblickte einer von ihnen einen am Boden ausgestreckten Körper, den das Roth seiner Pantalons im Dunkel unterscheidet ließ; sie ließen alle eiligst herbei auf den Ruf ihres Kameraden, der ihnen schweigend einen verstümmelten Körper, einen Rumpf ohne Kopf zeigte.

Während sie vor Staunen starr noch hinsehen, zieht ein furchtbares Gebell, welches vom Fuße des Hügel kam, ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sie sehen einen Hund, der mit Wuth auf einen Araber losstürzt, den sie bisher noch nicht bemerkt hatten. Der Araber erwartet festen Fußes seinen Gegner, stößt mit dem Jagtaghan, den er in der Hand hält, nach ihm, und bringt ihm eine blutige Wunde bei. Er holt zu einem zweiten Stoße aus, aber das muthige Thier erneuert seinen Angriff, und scheint sich wenig um Schmerzen und Tod zu kümmern, wenn es nur seinen Feind niederwerfen kann. Endlich faßt es ihn mit einem furchtbaren Sprunge an der Kehle und wirft ihn zu Boden. Das schmerzliche Geschrei des Menschen mischt sich mit dem Wuthgeheul des Hundes, man sieht sie sich mit einander herumwälzen, bald ist der Afrikaner oben und seine Waffe schiebet gräßlich in den Leib des Thieres ein, bald ist der Hund wieder Sieger und unterbricht sein Geheul, um sich bloß damit zu befassen, das Gesicht und den Hals seines Gegners mit den Zähnen zu zerfleischen.

Die Soldaten wollen dem Kampf ein Ende machen, und den Araber ins Jenseits schicken, schon sind die Hähne ihrer Gewehre gespannt, schon zielen sie auf die erbitterten Kämpfer, als Jarry schreit: »Haltet! es ist Azor, Ihr könntet ihn tödten. Steckt das Bayonnet auf, Kameraden! Tod dem Beduinen!«

Aber wie schnell sie auch hinunterrennen, sehen sie doch, als sie am Fuße ankommen, den Araber schon los hingestreckt, die Adern seines Halses waren zerrissen. Azor, obwohl schrecklich verwundet, und kaum vermögend, sich aufrecht zu halten, zertrümmert noch an einem Zipfel des sorgsam aufgeschürzten Bernu; er reißt ihn auf — das Haupt Bachards rollt zu den Füßen seiner Kameraden. Erschöpft vom Blutverlust, sinkt Azor an der Seite seines Opfers hin. Die andern Soldaten kehrten eben von ihrer Verfolgung zurück, unter ihnen befand sich ein junger

Mann, dessen Sammitragen an der Uniform in ihm den Feldchirurgen erkennen ließ.

»Siehe da, mein Herr!« sagte Jarry zu ihm, »Sie sind gut, Sie werden es nicht unter ihrer Würde halten, da Sie gerade keine andern Blessuren zu besorgen haben, diesen Hund, der sich so tapfer gehalten, in die Kur zu nehmen.«

Der Arzt untersuchte das arme Thier, das man vor ihn hingestreckt hatte, mit ernster Sorgfalt, und sagte endlich:

»Er kann aufkommen, seine Wunden sind nicht tödtlich, aber man muß ihm diese beinahe ganz zerfleischte Pfote abnehmen.«

»Und wir Kameraden!« ruft Jarry, »wollen den armen Bachard an der Stelle, wo er ermordet ward, begraben.«

Schon lange ist Bachard vergessen, schon viele Soldaten garnisonirten nach einander im Fort Maldub; bloß ein Hund verläßt es nicht. Jeden Abend kurz vor zehn Uhr geht er fort und legt sich vor der am weitesten entfernten Schildwache nieder. Gegen Mitternacht schleppt er sich traurig auf seinen drei Füßen zurück. Die Schildwachen unterlassen nie, vor ihm das Gewehr zu präsentiren, sie alle kennen ihn wohl und nennen ihn nur Azor den Invaliden.

J. Cluth.

Die Marabuts.

(Jenning's landscape annual 1835.)

Die Bewohner der Nordküste von Afrika (der Barbarenstaaten und Marocco's) sind fanatische Mohamedaner. Von den 50 — 70000 Wallfahrern, welche alljährlich nach Mecca pilgern, gehört die größere Hälfte den eben erwähnten Länderstrichen an. In keinem Lande, wo der Islam herrscht, ist der reisende Europäer so empörenden Mißhandlungen, ja selbst ernstlichen Gefahren ausgesetzt, als hier; in keiner mohamedanischen Stadt wimmelt es so von heilig gehaltenen Personen, als in denen jener Länder. Diese Heiligen, in andern islamitischen Gegenden Derwische, Sufi's ic. geheißen, nennt man hier Marabuts. Die Mehrzahl dieser geehrten Müßiggänger ist vollkommen roh und unwissend; viele stellen sich blöde, um der vielen Vortheile und Rücksichten, die der orientalische Aberglaube den Wahnsinnigen gewährt, theilhaftig zu werden. Doch gibt es unter der Masse von Heuchlern und Schelmen auch manche achtenswerthe Charaktere, welche ihren Ruf verdienen, und selbst von Pascha's zu Rathe gezogen werden. Um sich bei Hofe in Gunst und Ansehen zu erhalten, predigen sie laut Unterwürfigkeit gegen den Sultan von Marocco, obgleich man unter der Hand davon spricht, daß sie nicht immer ihrer mit so viel Emphase ausgesprochenen Ansicht gemäß handeln.

Wenn ein angesehenes Marabut aus seiner Klause hervorgeht, um Geschenke zu sammeln, strömt ihm eine große Menge Volkes nach, Allah und alle heiligen Männer preisend. Außer diesem zerlumpten Pöbel, der ihm die Vermöglicheren plündern hilft, und die Beute mit ihm theilt, folgt dem Marabut noch ein Haufen bewaffneter Männer, welche, um seinen Bitten Nachdruck zu

geben, gleich den Soldaten der nordafrikanischen Fakire, eben so zu fechten, als zu beten wissen. Sie leben nicht einmal in Entbehrungen und ascetischen Übungen, wie ihre östlichen Geistesverwandten; im Gegenheile findet man in den Häusern der angesehenen Marabuts eine kostbare Einrichtung, allen Luxus der orientalischen Reichen, und ausgebehnte Harems, in welchen zuweilen zwanzig oder dreißig Frauen, meistens Negerinnen, sich befinden. Ein reicher Mohamedaner zu Tetuan machte einst einem berühmten Marabut ein großes Geldgeschenk. Der Heilige, um ihm seine Dankbarkeit zu beweisen, und an Großmuth ihm nicht nachzustehen, schenkte ihm dagegen — ein altes Löwenfell, auf welchem er, wie er sagte, seit fünfzehn Jahren sein Gebet verrichtet hatte. Dieser nützlichen Gabe fügte er einiges Zuckerwerk und ein großes Gefäß Drangensyrup bei, womit er seinen Thee zu süßen gewohnt war. Statt das Geld für seinen und seiner Familie Hausbedarf zu verwenden, wie ein profaner Maure etwa gethan haben würde, kaufte er für die ganze Summe Musketen und andere Waffen für sein Gefolge, und legte es so auf die reichlichsten Zinsen, welche das Publikum bezahlen mußte. Als Beispiel des Aufzuges, in welchem diese Marabuts einherziehen, diene die Beschreibung eines solchen, dem der Reisende, welchem wir vorliegende Notizen verdanken, in der Stadt Karaisch begegnete. Es war dies ein Mann von etwa 50 Jahren, mit vollem, röthlichem Gesichte, und langem, schneeweißem Barte, unterseht, doch stark und wohlgebildet. Er trug Sommer und Winter denselben Anzug, nämlich einen engen, weißen, wollenen Kaftan, einen knappen, abgetragenen Turban und einen Haik, welcher seinen Kopf bedeckte, und hinten und zu beiden Seiten wie ein kleiner Mantel herabhing. Man sieht, daß der Anzug keineswegs reich oder ausgezeichnet ist; diese Männer sind mit dem Besitze ihrer Macht und ihres Einflusses zufrieden und verachten deren äußere Abzeichen. Von der Menge des Volkes unterscheiden sie sich nur durch die tiefe Verehrung, die überall ihnen gewollt wird. Besagtem Heiligen folgten auf seinen Wanderungen einige seiner Söhne, die alle zu dem Stande ihres Vaters, einem in diesen Ländern sonderbarer Weise erblichen, erzogen wurden. Die jungen Burschen, wohllebend und wohlgenährt, studirten die Künste mohamedanischer Heiligkeit: eine milde Stimme, ernste Mienen, befehlende Manieren. Der Vater reiste in einer Sänfte, die zwischen zwei Maulthieren hing; und in welcher er wie ein Sultan ausgestreckt lag, während die jungen Heiligen auf prächtigen feurigen Rossen ihm zur Seite ritten, und ihre Reiterkünste zeigten. Auch der Alte, sagte man, sei ein trefflicher Reiter und ein ausgezeichnetes Schütze. Auch ein guter Politiker war er, wie ich später in Marocco erfuhr; denn in einem Streite, in welchem er mit dem Sultan gerathen war, weil dieser eine Moskee in einen Stall verwandelt hatte, behielt er so sehr den Vortheil, daß der Sultan ihn mit einem Geschenke von 1000 Goldstücken besänftigen mußte.

Wir sind es der Billigkeit schuldig, nach diesen Gemälden von Heuchlern auch das eines Ehrenmannes aus demselben Stande zu geben. Der eben erwähnte Reisende fand denselben in einer Klause bei dem Grabe seines Vorgängers, welches in einem grünen Thale unter dem Schatten riesiger Bäume verborgen

lag. Er gehörte zu jener achtbaren Klasse von Derwischen, die in Aegypten und Persien am häufigsten sind, und sich aus dem Geräusche dieser Welt in die Einsamkeit der Einöde zurückziehen, um in frommer Beschaulichkeit auf eine bessere sich vorzubereiten. »Als wir«, erzählt der Reisende »von dem Schimmer seiner Lampe geführt, in seine enge Zelle traten, fanden wir ihn in sein ärmliches Kbirkeh gehüllt, im tiefsten Nachsinnen über eine Seite des Koran gebeugt. Nie sah ich ein ausdrucksvolleres Bild eines in Andacht versunkenen Gemüthes. Er schien ein Greis von ungefähr 60 Jahren, mit einem langen Barte, der zum Theile auf dem heiligen Buche ruhte. Als wir eintraten, stand er auf, und erwiderte unser »Salem aleikum« (Der Friede sei mit dir) mit der freundlichsten Würde, die uns um so angenehmer überraschte, als er uns trotz der orientalischen Verkleidung auf den ersten Blick als Ungläubige erkennen mußte. Wir setzten uns neben ihn auf seine Binsennatte, und bald waren wir im lebhaftesten Gespräche. Der ehrwürdige Marabut erzählte uns Manches aus seiner Lebensgeschichte. Er war aus Afghanistan gebürtig, und hatte die merkwürdigsten Länder und Städte des Orients durchpilgert. Mit besonderer Begeisterung sprach er von Meschab (der Hauptstadt des persischen — westlichen — Khorasan, einem wegen der Grabstätte der 13 heiligen Imans sehr berühmten Wallfahrtsorte), wo der Heilige, an dessen Grabe er hier sein Leben in Andacht zu beschließen gedachte, geboren ward. Beide hatten, erzählte er, zusammen die halbe Welt durchwandert, zusammen gebetet, zusammen Almosen gesammelt, hatten Glück und Leid zusammen getragen, und er zweifelte nicht, daß Gott ihn dereinst mit seinem theuern Gefährten und Vorbilde im Paradiese auf ewig vereinigen werde. Wunderbar rührte mich die ernste Zuversicht, mit welcher der Greis diese seine Hoffnung, die einzige, die in dieser Welt ihm geblieben war, aussprach. Das Gespräch wandte sich auf andere Gegenstände, und ich fand in ihm einen jener starken Charaktere, die im Oriente so häufig eine großartige Natur zu gesunder und männlicher Weisheit heranbilden, hochsinnig, verständig, ganz frei von Bigotterie, voll der innigsten, ungeheuchelten Frömmigkeit. Seine milde Weisheit hielt mich wie in einer Art von Zauber; die Zeit verflog wie ein Augenblick.« Wie verschwinden gegen diese großartige Einfachheit die in sich zersplitterten, selbstsüchtigen Geschöpfe unserer überfeinen Civilisation!

Die Verehrung, welche die Marabuts genießen, erstreckte sich bis auf ihre Grabstätten. Diese sind in der Form kleiner Kapellen an den reizendsten Stellen der Landschaft gelegen, und fast immer von dichten Oliven- oder Drangenhainen umgeben. Sie sind gleichsam die Asyl dieser Gegenden, denn Niemanden, der sich zu einem solchen Grabe geflüchtet, darf irgend ein Harm zugefügt werden. Gleichweise würde es für frevelhafte Entweihung gehalten werden, wenn Jemand einen Baum des Haines beschädigte oder gar fällte.

Miscellen.

Die russischen Dörfer. Von ferne sehen alle russischen Dörfer sehr freundlich aus, da meistens alle eine steinerne Kirche haben, deren weiße Mauern und grüne Kuppeln weithin leuchten. Im Innern dagegen findet man sich sehr enttäuscht, sie sind da höchst traurig und einförmig. Die Häuser sind, wie die schwedischen und norwegischen Bauernhütten oder die amerikanischen Blockhäuser von über einander gelegten rohen Baumstämmen erbaut, vorn mit allerlei Schnitzwerk oft ganz kunstreich verziert, doch alle nach einem Style erbaut. Sie stehen mit ihrer Siebelseite nach der Straße und sind durch große hölzerne Säune untereinander verbunden. Auch die Straße ist mit großen hölzernen Bohlen belegt und daher, damit nicht gar zu viel Holz verbraucht werde, nicht sehr breit. Kein Baum ist im ganzen Dorfe zu sehen, kein Garten trennt die Häuser von einander, deren Abwechslung den Dörfern Deutschlands oft ein so reizendes Ansehen gibt. Alles ist eng zusammengebaut und offenbar mehr auf den Winter als auf den Sommer berechnet; aber man kann sich des Grauens nicht erwehren, wenn man bedenkt, wie schnell ein Entstandenes Feuer um sich greifen, und wie groß dann die Gefahr seyn muß, da nicht allein die Häuser, sondern auch die Straßen brennen. Man wird zu dieser Betrachtung um so mehr veranlaßt, wenn man die Unvorsichtigkeit sieht, mit welcher die Bauern mit dem Feuer umgehen, da sie sich selten der Lichter oder Laternen, sondern gewöhnlich eines brennenden Holzspanes zum Leuchten bedienen. In der That zeigt die Erfahrung, daß, wenn einmal ein Feuer in einem russischen Dorfe oder Städtchen überhand genommen hat, der ganze Ort unrettbar den Flammen zum Raube wird. Die Dörfer, besonders im südlichen Rußland und in Sibirien, welche an den Ufern von Flüssen oder Bächen gelegen sind, werden von einem ganzen Walle von Düngern, hinter welchem sie kaum sichtbar sind, umgeben. Die Bauern fahren nämlich denselben nicht auf ihre Felder, die auch ohne ihn einen reichlichen Ertrag geben, sondern werfen ihn als Damm gegen das Wasser hinter ihre Häuser. Diese Gewohnheit ist gewiß eben so schädlich als unangenehm, da die Düngermälle nicht allein einen häßlichen Anblick gewähren, sondern auch im Sommer eine so große Menge von Ungeziefer erzeugen, daß man daran gewöhnt seyn muß, um es zu dieser Zeit in solchen Dörfern auszuhalten. In den südöstlichen Dörfern Rußlands sind ein sehr gewöhnliches Ungeziefer die Schaben (*blatta orientalis*) oder Larafanen, wie man sie in Rußland nennt. Sie laufen mit Einbruch der Dämmerung unter einem surrenden Geräusch auf dem Fußboden umher, besonders wenn man Licht brennt; ihre Anzahl in Deutschland, wo sie auch lästig werden, ist nichts gegen die Myriaden, welche hier durcheinander wimmeln.

(Reise nach dem Ural, dem Altai und dem kaspiischen Meere von Alex. v. Humboldt, Ehrenberg, und G. Rose. Iher (geognostischer) Theil.)

Nache eines Pferdes. Die Pferde, deren man sich in Westindien bedient, sind von der Andalusischen Rasse, welche aus einer Kreuzung von Araber- mit

Berberrossen entstanden ist. Sie werden in den südamerikanischen Prairien mit dem Lasso gefangen und auf folgende Weise gezähmt. Man führt das Pferd nach dem flachen Seegeflade, zäumt, sattelt und besteigt es, mit einem paar Sporen an den Hüften, deren Mädchen etwa einen Zoll im Durchmesser haben. Sobald sich das Thier bäumt und den Reiter abwerfen will, wird es gezwungen, ins Meer zu gehen und so lange in die Tiefe und aus derselben getrieben, bis es gänzlich erschöpft ist. Dies wird ein- oder zweimal wiederholt, worauf das Ross schon ganz zahm und demüthig ist und nach den westindischen Inseln geschickt wird. Einer meiner Freunde hatte ein solches Pferd, ein prachtvolles Thier, auf einem dieser Schiffe gekauft. Er besaß es noch nicht länger, als eine Woche, als es mit dem Regenkneben, der es beritt, durchging. Der Knabe verlor den Sitz und stürzte, das Pferd rannte noch ungefähr 100 Yards weit, hielt dann inne, kehrte um und galoppte auf den noch am Boden liegenden Knaben zu und stampfte ihn so lange, bis das Gehirn des armen Burshen rings umher zerstreut lag.

(Confessions and opinions of Ralph Restless by Capt. Marryat.)

Hochzeitgebrauch in Irland. In der irischen Grafschaft Tyrone ist es Sitte, daß die Heirathen durch freiwillige Entführung der Braut zu Stande kommen. Wenn der Liebhaber in seiner Bewerbung glücklich ist, verabredet er mit seiner Geliebten Tag und Stunde, an welcher er sie in ein benachbartes Dorf oder in die Wohnung eines Freundes entführt. Hier erwarten ihn alle Freunde und Bekannte mit einem guten Vorrathe von Branntwein, um, bis die Sache ins Reine gebracht ist, sich die Zeit zu vertreiben. Gewöhnlich läßt der Hauseigenthümer das junge Paar, bevor er ihm den Eintritt gestattet, auf die Bibel schwören, daß seine Absicht eine lautere und ehrbare sei. Hierauf wird um den Priester geschickt, der nach vorläufiger Verabredung mit dem Bräutigam zu den Aeltern der Entführten geht, um ihre Einwilligung einzuholen. Diese wird denn auch gewöhnlich gewährt; denn selten ist es der Fall, daß das Mädchen eine unkluge Wahl getroffen hat.

(Heath's picturesque annual 1838.)

Persische Heilart der Cholera. James Rich erzählt in seiner Reise in Kurdistan und Persien, daß als im Jahre 1821 die Cholera in Schiraz war, die persischen Hakems Jeden, der von ihr befallen wurde, große Quantitäten von Korasa (d. i. Traubeneßig mit Salz vermischt) verschlucken ließen, indem sie rühmten, daß er den Magen reinige und die Galle abführe. Dabei begossen sie den Kranken fortwährend mit dem kältesten Wasser, das sie sich verschaffen konnten. War er arm, so stürzten sie ihn kopfüber in den ersten besten Wasserbehälter, war er aber reich, so kühlten sie das Wasser zuerst mit Schnee. Massen von Leuten starben unter dieser Behandlungsweise.

21.

Die ehemaligen Indianer in Guatemala.

In der Bibliothek des Herrn Ternaux-Compan's befindet sich das spanische Manuscript eines Licentiaten Palacios über die Statistik der Provinz Guatemala, mit besonderer Rücksicht auf Sprache und Sitten der Indianer. Es war dies Manuscript ursprünglich ein Bericht, in Folge eines Auftrages des Königs von Spanien an alle Statthalter in Amerika, über obige Punkte Übersichten einzuschicken. Die »Nouvelles annales des voyages« geben in ihrem neuesten Hefte eine Uebersetzung dieses merkwürdigen Dokumentes, aus welchem wir unseren Lesern das die Sitten der Indianer Betreffende mittheilen. Es ist höchst interessant, diese Sitten, welche dazumal (1576) vom Einflusse der spanischen Eroberer noch nicht sehr modificirt waren, mit den jezigen zu vergleichen.

Palacios zählt von einheimischen Sprachen — d. h. wohl Dialekten — in der nicht allzu umfassenden Provinz Guatemala nicht weniger als 31 auf; doch scheint die merikanische ziemlich allgemein bekannt, und nach Art der französischen für Europa, die Sprache der Vornehmern und der Diplomaten gewesen zu seyn. Nach einer getreuen Schilderung des Landes und seiner Erzeugnisse geht er auf den für uns vorzugsweise anziehenden Theil seines Berichtes über, und schreibt über die Einrichtungen der Indianer Folgendes.

Außer ihrem Caziken und natürlichen Herrn hatten sie einen Oberpriester, welchen sie Tuti nannten, der in ein langes blaues Gewand gehüllt war, und auf dem Haupte ein Diadem, bisweilen auch eine gestickte mehrfarbige Mütze trug, an deren Spitze ein Federbusch von einem Vogel, der hier zu Lande Quetzal heißt, befindlich ist. Er trug gewöhnlich einen langen Stab, oben mit einem kurzen Querholze. — Ihm zunächst folgte der Tschu a mailini, der in den Büchern belesenste, und in Zauberkünsten erfahrenste unter den Priestern. Er dolmetschte den Vogelzug und verkündete die Zukunft. Unter diesen beiden standen vier Priester, Teupirqui's genannt, deren lange Gewänder bis zu den Füßen herab wallten, das eines jeden von anderer Farbe, nämlich schwarz, roth, grün und gelb. Diese Priester bildeten den Rath des Oberpriesters und beaufsichtigten alle Ceremonien, alle abergläubischen und thörichten Gebräuche ihres Ritus. Es gab auch eine Art von Haushofmeister, zur Bewahrung der Juwelen und Opfergeräthe. Derselbe mußte auch den Opfern die Brust öffnen, und das Herz herausreißen, und andere nöthige Dienste leisten. Ein Priester niedern Grades blies die Trompete und andere Instrumente, um das Volk zum Opfer zusammen zu rufen.

Wenn der Oberpriester gestorben, begrub man ihn in seinem eigenen Hause, ganz gekleidet, und auf einem Bänken von gemaltem Holze sitzend. Das ganze Volk beweinte ihn vierzehn Tage, indem es gräßlich heulte und schrie. Während der Zeit wurde allgemein gefastet; hierauf wählten die Caziken und Weisen mittelst des Looses einen Nachfolger aus den erwähnten vier Priestern, bei welcher Gelegenheit im ganzen Lande ein Fest gefeiert wurde.

Die Indianer beteten die aufgehende Sonne an, und hatten zwei Götzen, den einen in der Gestalt eines Mannes, welchen sie Quetzalcoatl, den andern in der

Van. des Univ. 4r Jahrg. 12. Heft.

Gestalt eines Weibes, welches sie Iqueye nannten. Diesen Götzenbildern brachten sie ihre Opfer. Sie hatten einen Kalender, in welchem gewisse Tage jedem Idole besonders geweiht waren; an diesen Tagen wurden auch die Opfer vollzogen. Alljährlich waren zwei große feierliche Opfer, eines beim Beginne des Winters, eines beim Beginne des Sommers. Dieses Opfer war geheim, und wurde im Innern des Tempels vollzogen; nur den Caziken und angesehensten Indianern war es erlaubt, dabei gegenwärtig zu seyn. Sie opferten bei dieser Gelegenheit uneheliche Kinder des eigenen Volkes von sechs bis zwölf Jahren. Einen ganzen Tag und eine Nacht vor dem Opfer ertönten unaufhörlich Trompeten und Trommeln. Die vier Priester traten, wenn das Volk versammelt war, in den Tempel und trugen auf kleinen Kohlenbecken Kopalharz, mit welchem sie sich alle vier zugleich gegen Morgen verneigten und räuchernten. Nachdem sie ihre Formeln hergesagt hatten, rannten sie, um auszuruhen, in vier kleine Hütten, welche zu diesem Zwecke an den vier Wänden des Tempels angebracht waren. Hierauf holten sie den zum Opfer bestimmten Knaben aus dem Hause des Oberpriesters, und führten ihn, tanzend und singend, dreimal um den Tempelhof. Nach Beendigung dieser Ceremonie ging der Oberpriester mit seinem Stellvertreter und dem Haushofmeister aus seinem Hause hervor, und trat mit den Caziken und angesehensten Indianern, welche bei der Thüre stehen bleiben mußten, in den Tempel. Nun ergriffen die vier Priester das unglückliche Opfer an Armen und Beinen, der Haushofmeister, mit Schellen an Händen und Füßen, trat hinzu, stieß ein Messer in dessen linke Seite und riß das noch klopfende Herz heraus, welches er in einen kleinen gestickten Beutel steckte. Die Priester fingen das Blut des Opfers in vier Schalen auf, die aus einer Frucht verfertigt waren, deren die Indianer sich häufig bedienen; hierauf stiegen sie in den Hof hinab, wandten sich gegen die vier Weltgegenden, und sprengten das Blut mit der rechten Hand. Was davon übrig blieb, brachten sie sammt dem Beutel mit dem Herzen dem Oberpriester, welcher alles wieder in die Brust des Opfers that, worauf dieses im Tempel selbst begraben wurde. Solche Opfer begingen sie beim Beginne der vier Jahreszeiten.

Der Oberpriester, sein Stellvertreter und die vier Priester versammelten sich, um durch Looswerfen und Zaubersprüche zu erfahren, ob man Krieg führen solle, oder ob die Feinde angreifen würden; wenn sie die Beobachtungen geendet hatten, ließen sie die Caziken und vornehmsten Indianer kommen und unterwiesen sie, wie der Kriegszug zu unternehmen sei. Der Cazike versammelte seine Krieger und rückte gegen den Feind aus. War der Zug glücklich, so schickte er einen Boten an den Oberpriester, dieser mußte bereits, welchem Gotte der Erfolg zuzuschreiben und ein Opfer zu bringen sei. War es Quetzalcoatl, so dauerte der Mitote, d. i. das Opfersfest 15 Tage, und jeden Tag wurde ein Gefangener geopfert; war es hingegen Iqueye, so dauerte der Mitote nur fünf Tage, aber auch dann wurde jeden Tag ein Gefangener geopfert. Diese Opfer wurden in folgender Art vorgenommen. Alle, welche am Feldzuge Theil genommen hatten, rückten wohlgeschuht, tanzend und singend vor, in ihrer Mitte das Opfer führend,

welches mit Federn bedeckt, an Händen und Füßen mit Schellen behangen war, und um den Hals eine Schnur Kakaoförner trug. Es wurde zunächst von den Anführern umgeben. Die Priesterschaft kam den Kriegern ebenfalls tanzend und singend entgegen, um sie zu empfangen, die Caziken überlieferten ihr den Gefangenen, welcher in den Tempelhof geführt wurde. In der Mitte des Hofes wurde eine Art steinernen Troges aufgestellt, in welchen man ihn rücklings niederwarf. Die Priester hielten ihn an Händen und Füßen, der Haushofmeister öffnete ihm die Brust, nahm das Herz heraus, warf es viermal, nach den vier Weltgegenden gewandt, und ein fünftes Mal in der Mitte des Hofes gerade in die Höhe, so hoch er konnte, wobei er das Opfer seinem Gözen als Lohn darbot. Diese Art Opfer war öffentlich, alle Indianer, jung und alt, durften ihnen beiwohnen.

Während der ganzen Zeit des Mitote schliefen die Krieger, welche den Feldzug mitgemacht hatten, nicht in ihren Häusern, sondern an einem besondern Ort, Calpal genannt, welchen die Jünglinge, die sie in der Kriegskunst unterwiesen, eigens für sie zubereitet hatten. Zum Essen gingen sie in ihre Hütten, doch blieb immer eine Schaar versammelt, um die Stadt gegen einen etwaigen Angriff zu vertheidigen. Männer und Frauen brachten sich häufige Wunden bei, die Frauen insbesondere in der Zunge und den Ohren, und Einschnitte am ganzen Körper. Das Blut fingen sie in Baumwolle auf und brachten es, jeder dem Gözen seines Geschlechts. Wer sich den Körper am ärgsten zerfezt hatte, galt für den Tapfersten und Frömmsten.

Folgende Ceremonien begingen sie zur Zeit der Aussaat. Sie sammelten alle Arten von Samen, welche sie aussäen wollten, in kleine Gefäße, stellten sie auf den Altar vor den Gözen, gruben hierauf eine Grube, und legten die Samen wohlgeordnet hinein. Auf der wieder darüber geschütteten Erde zündeten sie ein Kohlenfeuer an, in welches sie Kopalharz und anderes Räucherwerk warfen. Die Priester ließen sich hierauf Blut aus Nase und Ohren, und zogen ein Schilfrohr hindurch, welches sie hernach verbrannten. Mit dem Blute wurden die Füße und Hände des Gözenbildes gerieben; hierauf rief der Oberpriester den bösen Feind herauf, welcher ihm auch antwortete, und ihm die Zukunft verkündigte, welche dieser durch den Mund der vier Priester dem harrenden Volke mittheilte.

Folgendermassen begingen sie ihre Opfer für die Jagd und den Fischfang. Sie führten einen lebenden Hirsch in den Tempel (welcher, beiläufig gesagt, immer außerhalb der Ortschaft lag), erstickten ihn und zogen ihm die Haut ab. Seine Zunge legten sie in ein Gefäß, den Magen, die Leber und die Lunge schnitten sie in kleine Stücke, und legten sie sammt dem Herzen, dem Kopfe und den Füßen dazu. Das Thier und das Blut wurden jedes für sich gekocht; bis es gar war, tanzten sie um das Feuer her. Hierauf nahm der Oberpriester den Kopf bei den Ohren, jeder der Priester einen Fingerring und der Haushofmeister legte das Herz mit Räucherwerk auf ein Kohlenbecken vor den Gözen, damit ihn der aufsteigende Rauch bewege, glückliche Jagd und ergiebigen Fischfang zu beschern. Nach beendeter Feier rösteten sie den Kopf am Feuer braun und weigten ihn dem Idole.

Der Oberpriester nahm ihn endlich mit nach Hause und ließ ihn sich wohl schmecken. Das Volk aß Fleisch und Blut des Opfertieres vor dem Gözenbilde. Wurden Fische geopfert, so verbrannte man auf dem Kohlenbecken die Eingeweide.

Wenn eine Frau schwer gebar, so mußte sie der Hebamme alle ihre Sünden bekennen, brachte dies auch noch keine Hilfe, so mußte auch der Mann die seinigen gestehen. Bekannte die Frau, mit einem Dritten in dem vertrautesten Verhältnisse gestanden zu seyn, so wurden dessen Kleider geholt und der Wöchnerin untergebracht. Als letztes Mittel ließ der Mann sich Blut aus Nase und Ohren. — War das neugeborne Kind ein Knabe, so legte man ihm Bogen und Pfeile in die Hand, war es ein Mädchen, eine Spindel und Baumwolle und die Mutter machte ihm am rechten Fuße einen Strich mit Kienruß. Sie glaubten, dies verhindere es, wenn es älter geworden, sich in den Wäldern zu verirren. Wenn das Kind zwölf Tage alt war, trug man es zum Priester und warf grüne Zweige unter die Füße des Trägers. Der Priester gab ihm den Namen seines Großvaters und seiner Großmutter und empfing dafür Cacao und Hühner. Wenn das Kind nach Hause zurück gebracht worden, wusch es die Mutter und warf Cacao und Kopalharz in den Fluß, damit dieser dem Kinde nie ein Leides thue.

Beim Tode des Caziken, seines Kindes oder seiner Frau weinte das ganze Volk vier Tage und vier Nächte lang; am fünften Tage beim Sonnenaufgange verkündete der Oberpriester, daß der Cazike bei den Göttern sei, und daß es unnütz sei, länger zu weinen. Man begrub ihn ganz bekleidet und mit allem seinem Reichthum in seinem eigenen Hause; die Trauer des Volkes bei dieser Gelegenheit sah mehr einer Festlichkeit ähnlich, es besang die Thaten und die Abstammung des Verstorbenen. Nach dem Tode des Caziken wurde vom Oberpriester und von allen Indianern sein Sohn oder seine Tochter als Oberherr anerkannt, und wenn er keine Kinder hatte, sein Bruder oder sein nächster Verwandter. Bei diesem Anlasse wurden allgemeine Feste mit Tänzen und Opfern gefeiert, und der neue Cazike empfing in seinem Hause alle Priester und alle Kriegsführer mit einem reichen Gastmahle.

War nur ein gemeiner Mann gestorben, so beweinten ihn bloß seine Kinder und Verwandten.

Der Cazike befahl die Aussaat und schloß die Heirathen der Indianer; nur Jungfrauen wurden geheirathet. Wenn eine Heirath beschlossen war, wandte der künftige Schwiegersohn, so oft er seinem Schwiegervater oder seiner Schwiegermutter begegnete, oder sie nur von Weitem sah, außers schleunigste seinen Schritt ab. Er that dies aus dem Aberglauben, daß wenn jene vor der Hochzeit ihm begegneten, seine Ehe kinderlos bleiben würde. Die Hochzeit wurde auf folgende Art gefeiert. Die Eltern der Frau suchten den Bräutigam auf und führten ihn an den Fluß zum Bade; daselbst thaten seine Eltern mit der Braut. Man hüllte jetzt beide in ganz neue weiße Mäntel, und führte sie in diesem Aufzuge ins Haus der Braut; hierauf wurden beide Mäntel an einander befestigt, und die Eltern des Bräutigams brachten der Braut Geschenke: Stoffe, Baumwolle, Perlen, Cacao; ebenso beschenkten ihre

Eltern den Bräutigam. Hierauf aßen sie zusammen und der Oberpriester und der Cazike waren jedesmal bei der Hochzeit.

Diese Indianer mahlen einen Baum mit sieben Aesten, um die Verwandtschaftsgrade zu bezeichnen, innerhalb deren keine Heirath erlaubt war, mit Ausnahme derer, die sich durch große Kriegesthaten ausgezeichnet hatten, und welchen die Heirath bis zum dritten Grade erlaubt war.

Unter den Gesetzen, welche die Indianer dieser Provinz hatten, galten folgende für unverletzlich. Ver-spottung der Opfer und Ehebruch wurden mit dem Tode bestraft. Wer zu einer verheiratheten Frau sprach, oder ihr Zeichen machte, wurde des Landes verwiesen, und seine Güter wurden eingezogen. Wer einer Sklavin beiwohnte, wurde selbst zum Sklaven, wenn nicht der Oberpriester wichtiger Dienste wegen ihn lossprach. Ein bedeutender Diebstahl wurde mit dem Tode bestraft; wer einem Mädchen Gewalt anthut, wurde geopfert. Wer über einer Lüge ertappt worden, wurde tüchtig durchgepeitscht, hatte sie auf den Krieg Bezug, zum Sklaven gemacht. Die nicht im Stande waren, in den Krieg zu ziehen, bauten die Felder des Caziken, des Oberpriesters und der Priester, und mußten einen Theil ihrer eigenen Ernte zum Unterhalte der Krieger hergeben.

Wie roh die Sitten des Volkes zur Zeit der spanischen Eroberung waren, möge folgender Vorgang beweisen. Als der Cazike eines Bezirkes lange Zeit krank und zu seinen Berufspflichten unfähig war, gingen alle ihm untergebenen Indianer in sein Haus und erklärten ihm, daß sie es müde wären, ihn zu bedienen und zu füttern und daß er, da er ohnehin nicht mehr regieren könne, lieber sterben möge, um ihnen nicht länger zur Last zu seyn. Der Cazike fand, daß sie ganz Recht hätten, und sagte ihnen, sie möchten ihn nur begraben. Die Indianer hüllten ihn also in ein Leichentuch und trugen ihn zur Kirche. Der Zufall wollte, daß die Frau des spanischen Commandeurs gerade dort anwesend war, welche ganz erstaunt war, den Caziken, den sie noch vor wenigen Stunden lebend gesehen, hier todt zu finden. Sie beschloß den Indianern, ihn nicht zu begraben, weil er nur scheinotdt seyn könnte. Sie trat hinzu, befühlte den Körper, fand ihn noch ganz warm und sah, als sie das Leichentuch entfernte, daß er noch lebe. Sie machte denen, die ihn lebendig begraben wollten, heftige Vorwürfe und nahm ihn in ihr Haus, wo er aber nur vier Monate noch lebte. Um sich zu entschuldigen, sagten die Indianer, ihn lebendig zu begraben sei doch nicht so grausam, als ihn zu tödten.

J. Untereichner.

Bemerkungen in Obercalifornien.

Von Dr. Th. Coulter.

(Nach den Nouvelles Annales des voyages.)

Man muß die beiden Californien wie eine große Bergkette mit mehreren langen, meistens aber schmalen Thälern ansehen, welche in mehreren Reihen parallel mit der Küste verläuft und von dem Staate Sonora und dem Felsengebirge durch den Cortezgolf und durch eine breite wüste Sandebene getrennt wird. Die Oberfläche

des Landes besteht ganz aus nackten Bergen oder sandigen, wasserlosen Flächen, und hat nichts, was die kalten Winde, die nördlich und nordöstlich vom Felsengebirge herabwehen, abhalten oder mildern könnte. Wenn diese Winde eine Zeitlang fortwehen, friert das Wasser selbst bis südlich von Pitris (29° nördl. Br.), wo im Winter 1829—30 zwei Monate lang allnächtlich die Brunnen und Bäche zufroren; das Thermometer fiel auf — 6°. Zu verwundern ist es, wie bei dieser Kälte die Agaven und Cactus-Arten ausdauern können. In Obercalifornien fällt nur im Winter eine bedeutende Regenmenge, nur seltene Streifregen kommen im Sommer vor, welcher außerordentlich heiß und trocken ist. Alle Flüsse und Bäche trocknen in der heißen Jahreszeit aus, und bloß ihr breites Kies- und Sandbett zeigt, zu welcher Breite sie im Frühlinge anschwellen. Die senkrechten Sonnenstrahlen prallen vom nackten Boden mit doppelter Kraft zurück, und wenn kein Lüftchen weht — was oft mehre Tage lang der Fall ist, — steigt die Hitze häufig bis über 48° R. Diese Hitze macht das Reisen im Sommer äußerst beschwerlich; ein eben so bedeutendes Hemmnis ist das Anschwellen der Gewässer im Frühjahr nach der Regenzeit, welche gewöhnlich im Februar aufhört. Man kann dann, da von Brücken nirgends in Californien die Rede ist, sie durchaus nicht passiren. Selbst nachdem sie schon seicht geworden sind, läuft man noch wochenlang große Gefahr, wenn man sie zu Pferde passirt. Wenn die Flüsse nur Sand mit sich führten, würde man sie durchreiten können, sobald sie seicht und ruhig fließend genug sind, daß ein Pferd in ihnen sich auf den Füßen erhalten kann; aber sie führen zugleich eine große Menge Schlamm mit sich herab, in welchem Menschen und Pferde versinken würden, während kleine leichtere Thiere gefahrlos darüber hinlaufen. Man muß warten, bis über dieses halbflüssige Gemisch von Sand und Schlamm sich ein festes Sandlager angelegt hat, welches das Gewicht eines Reiters zu tragen vermag.

Wegen des Wassermangels ist die Thier- und Pflanzenwelt in Obercalifornien ziemlich beschränkt, das Mineralreich scheint jedoch manche Reichthümer zu bieten. Blei und Silber sind an mehren Orten in nicht unbedeutender Menge gefunden worden; im Osten von Sta. Ynez war eine Silbermine, die einen ansehnlichen Ertrag gab, bis die Bergleute von den Indianern überfallen und erschlagen wurden. Die Biberjäger haben in einem der Zuflüsse des Lule-Sees Gold, bis jetzt jedoch in nicht sehr großer Menge, aufgefunden.

Der einzige Theil Obercaliforniens, wo es Niederlassungen gibt, liegt längs der Küste; die ehemaligen Missionen waren in der Regel nicht über eine Tagereise von derselben entfernt, ausgenommen die von S. Gabriel, wo der Rancho (Maierhof) S. Bernardino über fünfzehn Meilen von der See in einem fruchtbaren Thale liegt. Es ist dies der einzige Punkt in beiden Californien südlich von S. Francisco, wo eine bedeutende Bevölkerung Unterhalt finden könnte. Das Thal ist an mehren Orten sehr breit, über fünfzehn Meilen lang und sehr fruchtbar, das Getreide trägt, gut bewässert, mehr, als in jedem andern Theile des so fruchtbaren Mexico. Auch der Weinstock gedeiht gut und ließe sich vortheilhaft im Großen anbauen. Schon jetzt hat die Mission in ihrer nächsten Umgebung einen Weinberg von 120000 Stöcken,

auch die Bewohner von S. Pedro haben eine große Anzahl. Raum wäre für eine zahlreiche Bevölkerung hinreichend da. Eine Rhede, freilich bei stürmischem Wetter gefährlich, ist bei S. Pedro; gegenüber bei der Katharinewinkel ist ein sicherer Ankerplatz, wo man Niederlagen für das gesalzene Fleisch, den bedeutendsten Ausführartikel Californiens, errichten könnte. Es ist zu erwarten, daß S. Pedro in kurzem sich sehr heben werde, da S. Diego, von wo die größten Vorräthe des gesalzenen Fleisches kommen, so nahe liegt.

Diese Details sind darum interessant, weil die mexicanische Regierung das Land mit eingebornen Ansiedlern bald möglichst zu bevölkern sucht, aus Furcht, daß nicht Californien, wie Texas, von einer amerikanischen Bevölkerung überschwemmt, von den mexicanischen Staaten losgerissen, und früher oder später der nordamerikanischen Union einverleibt werde. Alle Bestreben zur Colonisation sollten jedoch auf die Gegenden nördlich und östlich von der San Franciscobai, und östlich von den Tulé-Seen gerichtet werden, weil diese Gegenden fruchtbar, schön bewaldet und bewässert, und von hinreichender Ausdehnung sind, um Speculanten herbei zu rufen. Das übrige Land hat zu wenig fruchtbaren und hinreichender Bewässerung fähigen Boden, obgleich der Boden fast überall, wo er geackert werden kann, sehr fett ist. Das Getreide, der Weinstock und alle Obstarten, deren Anbau versucht wurde, gedeihen in den oben angedeuteten Gegenden trefflich, obgleich Hagelschlag der Ernte und Heuschrecken den Weinbergen oft Schaden thun. Nach einem warmen Winter kann man fast versichert seyn, daß letztere Geißel das Land heimsuchen wird. Diese Insecten scheinen sich längs der Dünen an der Küste hin zu verbreiten, und von den herrschenden Winden ins Innere des Landes getragen zu werden, wo sie alles auf ihrem Wege zerstören.

Der bedeutendste Handelsartikel Obercaliforniens ist Hornvieh, dessen schnelle Vermehrung wirklich staunenswerth ist. 1827 besaßen die Missionen 210000 Stück gezeichnete, die ungezeichneten schätzte man auf weit über 100000. Um die Zahl nicht allzu sehr anwachsen zu lassen, werden jährlich 60000 geschlachtet. Die Kühe werden schon vor dem zweiten Jahre trüchtig, und so lange sie tragen können, schlachtet man sie nicht. Die Schafe haben sich fast im selben Verhältnisse vermehrt, doch wird keine Wolle ausgeführt.

Die weiße Bevölkerung hat mit raschen Schritten zugenommen und wird gegenwärtig über 6000 betragen. Nicht so verhält es sich mit der rothen, eingebornen Bevölkerung. Ihre Zahl hat sich bedeutend vermindert; doch haben sie noch ihre Wohnplätze in der alten Ausdehnung inne, da sie nicht, wie ihre Stammverwandten in der Union, von ihren Söhnen vertrieben wurden, und erst sehr spät Brantwein erhielten. Doch leben sie im Zwange und in der Nothwendigkeit, dann und wann ein wenig zu arbeiten, zwei Dinge, die sie hassen und denen sie sich entziehen, sobald sie können. Man mußte Gewalt und List anwenden, um sie in die Dörfer der Missionen zu versammeln, und wahrscheinlich werden sie, sobald die äußere Nothwendigkeit aufhört (denn die Missionen werden jetzt aufgelöst) sich in die Wälder zerstreuen und ihr herumirrendes, unstätes Leben wieder beginnen.

Es ist eine sonderbare Thatsache, daß die Verminderung der indianischen Bevölkerung hauptsächlich dadurch bedingt ist, daß so wenige Kinder weiblichen Geschlechts geboren werden, und daß auch mehr Mädchen im jugendlichen Alter sterben, als Knaben. Es ist schwer zu entscheiden, welche dieser beiden Ursachen größern Einfluß auf den Verfall der indianischen Bevölkerung nimmt, aber eine ausgemachte Thatsache ist es, daß die Anzahl der Frauen weit geringer ist, als die der Männer. Der Kindermord ist nicht sehr allgemein, obgleich heftige Mittel zur Abtreibung der Leibesfrucht häufig angewendet werden: aber dieser Umstand reicht auch nicht hin, das Mißverhältniß der beiden Geschlechter zu erklären, da ihm ja beide gleicherweise ausgesetzt sind. Alle Missionen Niedercaliforniens (der Halbinsel) sind durch dieses Mißverhältniß zu Grunde gegangen, oder sind im Begriffe, zu Grunde zu gehen; auch in einer großen Anzahl Missionen Obercaliforniens können die Indianer keine Frauen finden, und sterben also aus. Die einzige Mission San Luis Rey macht eine auffallende Ausnahme. Hier soll die indische Bevölkerung sich vermehren und das weibliche Geschlecht dem männlichen an Zahl gleich seyn: doch sind die nähern Angaben von den Zuständen nicht bekannt, um die Ursachen aufzufinden, warum diese kleine Colonie dem traurigen Loos, langsam sich aufzureiben, welchem die ganze Urbevölkerung Amerika's unrettbar anheimgefallen scheint, entgehen sollte. Die politischen Reformen, welche in diesem Augenblicke in Californien vorgehen, und unter denen die wichtigste die Aufhebung der Missionen ist, werden die Weißen in Besitz der Ländereien des rothen Stammes setzen. Obgleich die spanischen Gesetze der Urbevölkerung einen Schutz angedeihen lassen, den die englischen Colonien nicht kannten, so wird doch der Urstamm durch seine eigenen und die von den Weißen angenommenen Laster sich selbst aufreiben, und eine Race, die so wenig moralische Energie zeigt, wahrscheinlich in nicht zu langer Zeit gänzlich von der Erde verschwinden.

G. S. Brander.

Aberglauben in Irland.

(Aus Heath's picturesque annual for 1839.)

Mac Skimin gibt ausführliche Nachricht über den Aberglauben, der noch in dem größten Theile von Nord-Irland besteht. Die von ihm angeführten Thatsachen sind deshalb um so bemerkenswerther, weil jene Gegenden größtentheils von Protestanten bewohnt werden und die Vorwürfe von Unwissenheit und Aberglauben, welche die Engländer dem katholischen Landvolke Irlands zu machen pflegen, auf ihre eigene Partei zurückfallen.

Im ganzen nördlichen Theile von Irland herrscht noch unbeschränkt der Glaube an Zaubermacht und Hexerei. Der gewöhnlichen Vorstellung nach, sind die Hexen alte hagere Weiber, die sich dem bösen Feinde für einen Theil seiner schwarzen Künste verkauft haben, als da sind: die Milch oder die Butter von eines Nachbarn Kuh zu nehmen, oder auf einem Befenstiele durch die Luft zu reiten. Nicht weniger allgemein ist der Glaube an Feen, und ihr gegenwärtiges Nichterscheinen wird der weiten Verbreitung der Bibel zugeschrieben. Man

beschreibt die Feen als kleine Geister, beständig grün gekleidet, und die grünen Berge (Lorth's genannt) bewohnend. Zahlreiche Geschichten werden erzählt, wie man sie an diesen Orten, im Wirbelwinde, beim Tone eines gewöhnlichen Dudelsacks tanzend, gesehen habe. Die großen Hagedornbüsche, welche einzeln auf den Feldern wachsen, hält man für den Feen geweiht, und nennt sie daher Edeldorne. Die Brownys, welche nun ausgestorben seyn sollen, waren Geister derselben Klasse. Sie werden als große, rauhe, haarige Geister beschrieben, welche sich um das Heerdfeuer lagerten, wenn die Bewohner der Hütte zu Bette gegangen waren. So soll sich auch in alten Zeiten ein warnender Geist in Gestalt eines alten Weibes, Duna oder die Banshee genannt, gezeigt, und gewissen Familien durch lautes Wehklagen den baldigen Tod eines ihrer Glieder angezeigt haben. Gegenwärtig ist dieser Geist fast verschollen; eine andere Art von Gespenstern — Wraith genannt — soll sich dagegen noch heutigen Tages sehen lassen, und in der Schattengestalt einer lebenden Person umherwandeln, deren nahen Tod vorausverkünden. Auch andere Warnzeichen deuten einen baldigen Todesfall an, wie: seltsame Geräusche, die Schattengestalt eines wehenden Schnupstuches u. — Einige Menschen sollen die Eigenschaft haben, mit einem Blicke das Gedeihen einer Kuh oder eines andern Hausthieres zu vernichten, einige wenige von diesen sogar dieser Eigenschaft sich bewußt seyn, und den Zauber auch auf Kinder ausdehnen können. In diesem Falle schwachtet das Kind langsam hin, wenn nicht ein Gegenzauber angewendet wird. Manche Menschen sollen Milch von einer Kuh oder Butter aus der Milch nehmen können, ohne sie zu berühren. Wenn in einem Hause gebuttert oder Käse gemacht wird, darf das Feuer während der Zeit nicht ausgehen; wenn eine Kuh zum ersten Male gemelkt wird, soll immer eine Silbermünze auf den Boden des Gefäßes geworfen werden. In allen Kammern steht Salz zur Bereitung jeder Berberung; zu demselben Zwecke werden Hufeisen unten ans Butterfaß genagelt und alte Hufnägel in den Stößel geschlagen. Gewisse Tage hält man für unglücklich; wenige Landleute würde man finden, die an einem Sonnabende oder an jenem Tage eine Reise antreten, auf welchen in diesem Jahre der Christabend fällt. Am Neujahrstage und am ersten Mai muß den ganzen Tag über Feuer in der Hütte brennen, wenn das Glück nicht aus ihr weichen soll. Wer auf die Reise geht, wirft den Schuh eines alten Mannes hinter sich, damit er glücklich an sein Ziel gelange. Heimchen, die ins Haus kommen, bedeuten eine Veränderung in der Familie, doch hält man sie gewöhnlich für eine gute Vorbedeutung. Ein verlaufener Hund oder eine Katze, die ins Haus kommt und darin bleibt, bringt viel Glück.

Die Fischer haben eine Masse abergläubischer Meinungen und Gebräuche, doch hüten sie sich sorgfältig, sie andern mitzutheilen. Folgende sind dennoch bekannt geworden. Wenn gewisse Personen, insbesondere Frauen, ihnen früh barfüßig begegnen, erwarten sie einen schlechten Fang. Ebenso bringt es übles Glück für den ganzen Tag, wenn sie das Wort Hund, Katze, Ratte oder Schwein aussprechen, während sie den Köder an die Angel stecken. Sie spucken jedesmal auf den ersten und letzten Köder,

den sie anstecken, und in das Maul des ersten Fisches, den sie fangen. —

Beim Tode einer Person stellen die nächsten Nachbarn alle Arbeit ein, bis sie begraben ist. Im Hause selbst, wo der Verstorbene liegt, werden Schüsseln, Teller und alles übrige Küchengeschirr von den Gestellen oder Simsen heruntergenommen, die Spiegel verhängen oder herabgehoben, die Uhren angehalten, und ihr Zifferblatt bedeckt. Der Leichnam wird immer, außer nach einer sehr ansteckenden Krankheit, eine, auch zwei Nächte im Hause behalten. Die Nachbarn versammeln sich vor der Bahre und lesen Gebete oder Psalmen. Tabak und Pfeifen liegen auf einem Tische daneben, Brantwein und andere Erfrischungen werden die ganze Nacht hindurch herumgereicht. Wenn ein Hund oder eine Katze über den Leichnam weggeht, wird er augenblicklich todt geschlagen, weil man glaubt, daß die Person, über welche ein solches Thier zufällig einmal hingehe, die fallende Sucht bekomme. Auf die Brust des Verstorbenen wird eine Schale mit Salz gesetzt, ein uralter, wahrscheinlich ehedem heidnischer Brauch, von dem man aber jetzt sagt, daß er symbolisch die Unsterblichkeit der Seele andeuten solle.

Der Elephant als Buschklepper.

(Aus: Confessions and opinions of Ralph Rastless, by Capt. Marryat.)

Zuweilen verläßt ein wilder Elephant seine Heerde und haust ganz allein in den Wäldern. Man vermuthet, und zwar, wie ich glaube, mit Recht, daß dies die schwächeren Männchen seien, welche, von den stärkern Elephanten verjagt, ihrer unglücklichen Liebe wegen boshaft werden und so viele tolle Streiche angeben, als nur je zu Dlims Zeiten die Ritter von der Tafelrunde in ähnlichen Fällen begingen.

Als ich mich in Trintomalee (auf der Insel Ceylon) befand, hatte einer dieser unglücklich Liebenden die Straße auf einige Meilen weit in Besitz genommen, und ließ aus Gründen, die nur ihm bekannt waren, keine Seele passieren. In der Dschungel lag er so lange im Hinterhalte, bis er Jemanden herankommen sah, dann stürzte er aus seinem Verstecke und griff den Reisenden an. Man pflegt dort, wie überhaupt in Indien, von einem Theile der Insel nach dem andern im Palankin zu reisen. Wenn irgend ein Officier oder Gentleman nach Colombo oder anderwärts reiste, so stürzte, sobald der Palankin näher kam, der Elephant hervor, die Träger, gewöhnlich Eingeborne, die schon wußten, daß hier jeder Streik unnütz sei, setzten den Palankin nieder und machten sich aus dem Staub, und dem Innensitzenden blieb nichts anderes übrig, als dasselbe zu thun. Saß er noch im Palankin, wenn ihn der Elephant erreichte, so hatte er wenig Aussicht, lebend davon zu kommen; denn alsbald plumpste der Elephant mit seinen ungestalteten Füßen in den Palankin und verwandelte ihn in Atome. War dies gethan, so schleuderte er die größern Bruchstücke nach jeder Richtung in die Lüfte, legte dann alle im Palankin enthaltenen Artikel, die zum Gebrauche des Eigenthümers hatten dienen sollen, als Hemden, Beinkleider, Stiefel, Bücher, Flaschen u. dgl. sorgfältig auseinander,

unterwarf sie einer sehr strengen Prüfung und zertrümmerte sie, nachdem seine Neugierde gestillt war.

Kam der Bote, welcher den Briefbeutel zu besorgen hatte, heran, so ward er so lange verfolgt, bis er seine ganze Correspondenz, die amtliche sowohl als die private, im Stich ließ. Jetzt öffnete der Elephant den Beutel, nahm die Briefe heraus, erbrach einen nach dem andern, zerriß ihn und streute die Stücke in alle Winde. Auf diese Art spielte er den Ritter von der Landstrasse und hemmte den Verkehr mehrere Wochen lang, bis es dem gnädigen Herrn endlich gefiel, den Leuten wieder ihre Briefe zukommen und sie selbst hin und her reisen zu lassen, wie es vordem gewesen. Wahrlich ein seltsamer Einfall, ähnlich jenen, die den Menschen im Wahnwitz kommen.

Wenn mein Gedächtniß nicht trügt, so war's, als Capitain Owen an der Ostküste von Afrika lag, daß einige Mann von seiner Schiffssequipe landeten und von Elephanten angegriffen und zu Boden geworfen wurden. Es wäre diesen Thieren ein Leichtes gewesen, die Leute zu tödten, die auch kein anderes Schicksal erwarten mochten; sie begnügten sich jedoch, eine ziemliche Menge Schlamm in den Rüssel zu nehmen, und damit den Leuten den Mund so vollzustopfen, daß sie beinahe erstickt wären; doch bevor dies geschah, ließen sie sie wieder los. Bei einer andern Gelegenheit traten sie ihnen mit den Vorderfüßen auf den Leib und quetschten und drückten sie an allen Gliedern, wobei sie es jedoch sorgsam vermieden, ihnen irgend einen Knochen zu zerbrechen. Dies waren zwei Arten Folter, welche Elephanten, die in wildem Zustande leben, erfanden. Es liegt etwas Unbegreifliches in der Natur dieser Thiere.

C. D. Little.

Die Radschputen.

(Aus dem Journal de la Marine übersetzt.)

Im Westen durch das Thal des Indus, im Süden durch das Gebirge Bindhyan, im Osten durch Bandalhand begrenzt, im Norden sich in endlose Sandwüsten verlierend, wird Radschpatana, ein unermeßliches Land, von einem Geschlechte von Königen bewohnt; denn der Name Radschputen * bezeichnet einen Stamm fremder Eroberer, welche von den Bergen des Nordens herabgestiegen sind, um die Ureinwohner des Indus zu unterjochen. Bis auf den heutigen Tag hat der Radschpute den Stolz auf das erlauchte Blut, das in seinen Adern fließt, bewahrt; er verachtet es, den Pflug zu führen, und verschmäht's, anders als zu Pferde im Kampfe zu erscheinen. Die Achtung, welche ihm seine Obern erweisen, die Ehrfurcht, welche die niedern Classen seiner Person zollen, bestärken und erhalten ein Gefühl, welches so zu sagen die Grundlage seines Charakters bildet. Dabei ist die Stufenleiter des Ranges selbst in dem eigentlichen Stamme fest begründet und die genaue Beobachtung der Rangunterschiede bei Ertheilung von Ehrenbezeugungen und Vorrechten beweist, wie weit ihr gesellschaftlicher Zustand, wenn auch nicht in der Civilisation, doch in allen Feinheiten der Etiquette vorgeschrit-

ten ist. Ein Radschpute von hoher Geburt hat das Recht, einen Bannerträger, Zitherschläger und Herolde mit Silberstäben vor sich herschreiten zu lassen, und empfängt bei gewissen Gelegenheiten Geschenke und Ehrenbezeugungen, und zwar nicht etwa als bloße Beweise der Gunst, sondern ex titulo privilegii, als persönliche Belohnung für die Heldenthaten seiner Ahnen. Am Hofe des Fürsten trägt er einen Hochmuth und einen Ungestüm zur Schau, der oft alle Schranken zwischen dem Souverain und dem Vasallen niederreißen würde, wenn der letztere nicht bei seinem Eintritt gewisse Ceremonien zu beobachten hätte. Während der ganzen Zeit seines Dienstes bei Hofe muß der vornehme Radschpute wöchentlich einmal mit seinem Gefolge die Wache im Palaste beziehen. Bei seiner Ankunft hält er vor dem königlichen Balkon, auf welchem der Fürst sitzt, an, und leistet ihm mit lauter Stimme den Eid des Gehorsams. Von da begibt er sich in den Audienzsaal, wo er und seine Freunde auf den für sie bereiteten Teppichen Platz nehmen. Die Vorrechte dieser mächtigen Aristokratie sind häufig erblich. Wenn der Rana (König) von Udeypur seine Hauptstadt verläßt, so wird die Regierung derselben und die Bewachung des Palastes dem Fürsten von Salumbra, der vorzüglichsten Provinz des Reichs, anvertraut. Aus den Händen dieser vornehmen Person empfängt auch der Rana bei seiner Thronbesteigung das königliche Schwert und die andern Insignien seiner Herrschaft. Die Gesetze der Thronfolge stellen zwar jedem Versuche von Seite der Großen, die Krone an sich zu reißen, unübersteigliche Schranken entgegen, da sich aber Männer von Talent und Thatkraft unter ihnen befinden, so ist nichtsdestoweniger die wirkliche Gewalt in ihren Händen. Zu Kotah und in Jussulmer ist die Macht der Minister ohne Gleichen.

Die erblichen Vorrechte, wie z. B. jenes, im Vortrage zu sechten, machen die einzelnen Stämme einander bisweilen streitig. Ein merkwürdiges Beispiel hievon, welches uns zugleich einen Begriff von dem kriegerischen Geiste der Radschputen geben kann, finden wir unter der Regierung Jehangirs. Die Armee bereitete sich eben zum Marsche gegen Dntala vor, um diese Gränzstadt zu belagern, als die Schondawüts und die Süktawüts, jeder dieser Stämme für sich, das Recht im Vortrab zu marschiren ansprachen. Der Rana entschied dahin, daß dies Recht jenem der beiden Stämme gebühren sollte, welcher zuerst in die Beste eindringen würde. Bei diesen Worten stürmten beide rivalisirende Stämme in buntem Durcheinander fort und kamen zu gleicher Zeit am Fuße der Befestigungswerke an. Hier machten sich die Süktawüts daran, die Thore einzuschlagen, während die Schondawüts die Mauern mit Sturmleitern zu ersteigen begannen. Der Anführer der erstern rechnete hauptsächlich auf die Stärke des Elephanten, den er ritt, aber lange Spitzen, eine Art spanischer Reiter, beschützten den Zugang und leisteten den Anstrengungen des Thieres Widerstand. Mitten unter seinen fruchtlosen Versuchen hört der Süktawüts plötzlich das Siegesgeschrei seiner Rivalen; Verzweiflung im Herzen, steigt er von seinem Sitze herunter, bedeckt mit seinem Körper die Spitzen und besteht dem Hornat, bei Todesstrafe augenblicklich vorzurücken. Der Soldat gehorcht, die Thore geben nach und die Süktawüts

stürmen über die verstümmelte Leiche ihres Anführers in die Beste. Dennoch hatte diese heldenmüthige Aufopferung die Ehre der Süktawüts nicht zu retten vermocht. Den Häuptling des rivalisirenden Stammes hatte eine Kugel von der Höhe der Mauer gestürzt, aber alsbald erfaßte ein Officier die Leiche, umwand sie mit seiner Schärpe, band sie an seine Schultern, und erstieg, mit dem Schwerte in der Hand sich durchschlagend, den Wall. Hier warf er den Leichnam hinab in die Stadt und rief seinen Gefährten zu: »Den Schondawüts gebührt die Vorhut, wir sind die Ersten, die in die Stadt drangen!«

Bei dieser Gemüthsbeschaffenheit der Radschputen wird man es leicht glauben, daß sie den Rachedurst bis aufs äußerste treiben. Zwar thut bisweilen das Geständniß eines kleinen Unrechts, und die Bitte um Verzeihung, begleitet von dem Anbieten einer Tochter zur Ehe, dem Umsichgreifen solch wechselseitigen Hasses Einhalt, aber in andern Fällen läßt sich der trotzigste Radschpute durch keine Rücksicht auf menschliche oder göttliche Gebote, nicht durch die Gesetze der Klugheit, nicht durch jene der Ehre hindern, seine Rache zu stillen. Ein unverföhlicher Haß trennte Omeda und Dellil. Dellil war weder so reich noch so mächtig, wie sein Gegner, aber sein Schloß, auf dem höchsten Gipfel eines Felsens erbaut, war durch einen Gürtel von undurchdringlichen Wäldern geschützt. Aus dieser Wildniß überfiel er ganz unvermuthet die reichen Dörfer Omedas, wüthete mit Feuer und Schwert darin und verlachte dann — heimgekehrt in seine unzugänglichen Berge — in voller Sicherheit die Wuth seines Feindes. Omeda, welcher der angreifende Theil gewesen zu seyn scheint, hatte einen sehr sonderbaren Charakter. Eine seiner Hauptbelustigungen bestand darin, sein Schwert in den Gürtel seines Sohnes zu stecken und ihn so von der Höhe einer Moskee zwischen Himmel und Erde schwebend zu halten, dann die Mutter des Kindes zu rufen, damit auch sie dieses Schauspiel genieße. Manchmal wieder, wenn Schwermuth seines Geistes sich bemächtigte, bestieg er ein Pferd oder ein schnelles Kameel, rannte mit verhängtem Zügel über Berg und Thal, und mehre Tage lang hörte man gar nichts von ihm. Auf einer dieser Streifereien führte der Zufall seine Schritte auf das Gebiet seines Nebenbuhlers. Plötzlich standen beide Gegner einander gegenüber. Dellil, weit entfernt, diesen Umstand zu benutzen, zeigte einen Edelmuth, welcher der Blüthenzeit der Chevalerie würdig gewesen wäre. Der Empfang, den er seinem Feinde bereitete, war voll ausgezeichneter Höflichkeit, er führte ihn in sein Schloß, bewirthete ihn aufs glänzendste, brachte einen Toast auf seine Gesundheit und auf das Vergessen aller Beleidigungen aus, und die beiden geschwornen Feinde fasten den Entschluß, ihres Hasses nicht mehr zu gedenken. Da Beide vom Könige zu Hofe geladen waren, so schlug Omeda seinem Wirth vor, er solle ihn begleiten, damit auch er nun seinerseits ihn auf seinen Gütern besuche. Von da wollten sie dann mit einander nach der Hauptstadt reisen. Dellil stimmte bei, rüstete zwanzig Reiter aus und reiste in Gesellschaft seines neu erworbenen Freundes ab. Im Schlosse Omedas angekommen, aßen sie aus derselben Schüssel, tranken aus derselben Schale (ein Zeichen unverbrüch-

licher Freundschaft bei den Radschputen) und begaben sich dann nach dem Tempel, um im Angesichte ihrer Gottheit das Vergessen des beiderseitigen Hasses zu beschwören. Kaum aber hatten sie die Schwelle dieser geheiligten Halle überschritten, als Dellils Haupt auf das Pflaster rollte und sein Blut bis auf den Altar des Götzenbildes hinanspritzte. Es wird nicht ohne Interesse seyn, wenn wir beifügen, daß diese grausame Handlung das Signal des Sturzes des Hauses Omeda war. Ein Theil seines Eigenthums ward zum Besten der Verwandten des ermordeten Häuptlings, und kurze Zeit darauf der Ueberrest für die Krone eingezogen.

Diese Neigung zur Grausamkeit wird, und zwar nicht bloß bei einzelnen Individuen, sondern bei der ganzen Nation, durch den gewohnten übermäßigen Gebrauch des Opiums genährt. Der Radschpute bewillkommt seinen Freund damit, daß er ihm geistige Getränke bietet, die aus Korn, gewissen Wurzeln oder Blumen bereitet sind; doch Opium zieht er allen andern Reizmitteln vor. Bei einem Besuche ist die erste Frage: »Habet Ihr schon Euer Opium genommen?« Opium mitsammen zu essen, wird als das heiligste, unverletzliche Freundschaftszeichen geachtet. An Festtagen, wenn sich Freunde zu gesellschaftlicher Belustigung versammeln, bringt man eine große Schale mit Wasser, in welchem man ein Stück Opium zerfließen läßt. Jeder der Gäste nimmt hievon einen Theil in die hohle Hand und bietet es seinem Nachbarn an, nach diesem werden eingemachte Pillen herumgereicht, um den ekelhaften Geschmack des Getränkes zu mäßigen. Die Aufregung, welche das Opium hervorbringt, ist außerordentlich, aber bald folgt ihr eine verhältnißmäßige Erschlaffung. Mit einem Wort, Opium ist dem Radschputen eben so nothwendig, als Nahrung.

Eine zweite Art Berausungsmittel sind die Hazardspiele, denen der Radschpute ungemein ergeben ist *. Er gibt als Einsatz sein Geld, sein Grundeigenthum, sein Weib, seine Freiheit und verliert bisweilen Alles. Jordischtra spielte mit Duryodhana und verlor die Krone Indiens, er setzte dann seine schöne tugendhafte Gemahlin ein und verlor auch sie, und als er zuletzt auch zwölf Jahre seiner Freiheit aufs Spiel gesetzt und verloren hatte, ward er gezwungen, das Land zu verlassen. Bei der Einnahme von Dntala, von der wir schon oben gesprochen, waren zwei Mongolenfürsten eben in einer Schachpartie vertieft, als man ihnen den Angriff der Radschputen meldete. Nichts destoweniger setzten sie ruhig ihr Spiel fort, bis endlich die Festung in die Gewalt der Feinde gefallen war, und sie sich von Soldaten umzingelt sahen. Die einzige Gnade, um die sie in dieser kritischen Lage baten, war: ihre Partie zu Ende spielen zu dürfen. Man konnte ihnen eine so vernünftige und den Siegern so begreifliche Bitte nicht wohl abschlagen. Als die Partie geendigt war, wurden die Spieler ohne Erbarmen niedergemetzelt.

Die Waffen der Radschputen sind sehr reich geschmückt, und sie wissen sie mit ungemeiner Geschicklichkeit zu handhaben. Die vornehmsten sind die Muskete, der Damascenersäbel und ein zweischneidiges Schwert. Die Kinder gewöhnen sich schon sehr frühe, damit umzugehen, und um sie bei Zeiten mit dem Anblicke des

* Radschputra bedeutet wörtlich einen Mann von vrinzlicher Abstammung. A. d. Uib.

* Besonders dem Würfelspiel.

A. d. Uib.

Blutes vertraut zu machen, und ohne Zweifel auch, um in ihnen jedes menschliche Gefühl zu ersticken, lehrt man sie mit kleinen Säbeln den Lämmern und Ziegen die Köpfe abhauen. Nach dem Zeugnisse des Obristen Tod vermochte Scheadan Sing, einer seiner Freunde, mit einer Kugel eine Orange vom Baume herunterzuschleusen, ohne sie im mindesten zu beschädigen, oder er stellte ein Messer senkrecht in ein Gefäß von Steingut, und schoss dann darauf, so daß die Kugel das Gefäß zerschmetterte, auf der Klinge aber in zwei Theile zerschnitten ward. Bei andern Gelegenheiten tödtete er einen Adler im Fluge, zerschoss ein auf dem Kopfe seines Sohnes stehendes Glas, und bestieg beim Schwimmen furchtlos den Rücken eines Alligators.

Die Lage der Weiber unter diesen Völkern ist, nach den Gesetzen Menus zu urtheilen, beklagenswerth, Obrist Tod aber spricht hievon ganz anders. Ihre Absonderung von den Männern hat nichts von dem demüthigenden Zwange, der in den Augen eines Europäers sich an das knüpft, was er das Einkerkern der Frauen bei den Orientalen nennt. Der Radschpute ist der leidenschaftlichste Liebhaber und der ergebenste Gatte. Er pflegt sein Weib mit Ehrfurcht und Auszeichnung zu behandeln und knüpft selbst an die gleichgiltigsten Handlungen eine Wichtigkeit, welche wir sehr lächerlich fanden. Gesang und Tanz sind von ihrem häuslichen Heerde verbannt und die Talente ihrer Frauen beschränken sich auf die Kenntniß der Hauswirthschaft. Nie ist die Gattin eines Radschputen, ihr Rang sei, welcher er wolle, der Pflicht überhoben, ihrem Gemal selbst alle jene kleinen Dienste zu erweisen, die das häusliche Leben mit sich bringt. — Die Tochter des Rana hatte den Häuptling eines unbedeutenden Stammes gewürdigt, ihm ihre Hand zu reichen. Eines Tages weigerte sie sich, Wasser in die Trinkschale ihres Gatten zu gießen, indem sie sagte, die Tochter hundert Könige sei nicht geboren, um einem niedern Häuptlinge als Mundschenk zu dienen. »Wohlan!« erwiderte der Krieger, »Ihr könnet zurückkehren zu Euren Eltern, da Ihr mir von keinem Nutzen seyn wollt!« Sie kehrte auch wirklich zu ihrem Vater zurück und malte dort mit aller Beredsamkeit und der vollen Entzückung eines beschimpften Weibes ihre Leiden. Ihr Gatte ward vor seinen König gerufen und nahm wie gewöhnlich Platz zur Rechten des Thrones. Als die Audienz zu Ende war, stand der künftige Thronerbe ehrfurchtsvoll am Eingange des Saales und hielt die Fußbekleidung des Häuptlings in den Händen, um sie ihm beim Austritte zu überreichen. Dieser schien erstaunt über eine solche Auszeichnung. »Ihr seyd mein Eidam!« sagte der König, »und in dieser Eigenschaft kann man Euch nicht zu viel Ehre anthun! Nehmt Eure Gattin wieder, und ich hege keinen Zweifel, daß sie sich nie wieder weigern werde, Wasser in Eure Trinkschale zu gießen.«

Doch beschränkt die Gattin eines Radschputen ihre Pflichten nicht bloß darauf, ihrem Gatten bei Tische aufzuwarten; sondern sie sympathisirt auch mit seinen edelsten Gefühlen, stachelt seinen Muth auf und bedroht ihn bei dem geringsten Vergehen wider die Gesetze der Kriegedisziplin mit der für ihn peinlichsten Strafe, sie bedroht ihn mit ihrer Verachtung. Der Maharadscha Jesswunt Sing hatte dem Aurengeeb eine Schlacht ge-

liefert, ward aber, vom Glücke nicht begünstigt, besiegt und ließ Zehn Tausend Todte auf dem Schlachtfelde. Er hatte wie ein Löwe gekämpft und zuletzt sich bloß darum zurückgezogen, um nicht in die Hände des Feindes zu fallen, welcher von allen Seiten die Trümmer seiner Macht umzingelte. Als er aber in seine Hauptstadt zurückkehrte, befahl sein Weib, eine Tochter des Rana von Udeypur, die Thore zu schließen und verbot, diesen Feigen einzulassen; denn er wäre nicht ihr Gemal, der Eidam des Groprana hätte nicht so viel Feigheit zeigen können; er hätte sich ins Gedächtniß rufen sollen, daß wenn er in eine so erlauchte Familie aufgenommen worden, es nur darum geschehen sei, damit er ihre hohen Tugenden nachahme; er hätte — um es mit einem Worte zu sagen, — siegen oder fallen sollen. Ihre Wuth war so heftig, daß sie sich acht Tage lang nicht entschließen konnte, ihren Gatten wiederzusehen. Endlich gelang es ihrer Mutter, — die eigens deswegen gekommen war, um sie zu trösten, — sie durch die Versicherung wieder zu beruhigen, daß der Radscha, sobald er nur einige Ruhe genossen haben würde, alsbald eine neue Armee sammeln, und nicht ermangeln werde, seine Ehre zu rächen.

Zu diesen heroischen Ideen bekennen sich aber die Radschputenfrauen nicht bloß theoretisch; die Gattin des Radscha hatte in der Schlacht gewiß einen ihrer ritterlichen Gefühle vollkommen würdigen Muth gezeigt. Als die schöne Königin von Vanore von Beste zu Beste gedrängt ward, und endlich zum Aeußersten gebracht, in die Gefangenschaft ihres Feindes fiel, machte ihr der Sieger, ihren Reizen huldigend, Anerbietungen, die selbst eine mächtige Königin hätte annehmen können. Er schlug ihr vor, mit ihm seine Krone zu theilen, und so zu gleicher Zeit sein Herz und seine weiten Besitzungen zu beherrschen. Ueberzeugt, daß jede Weigerung fruchtlos seyn würde, gab die Königin ihre Zustimmung. Tag und Stunde des Belagers wurden bestimmt. Angethan mit einem reichen Hochzeitskleide — einem Geschenke seiner Braut, — und geschmückt mit prachtvollen Juwelen, begab sich der Khan auf die Terrasse des Palastes, wo die Feierlichkeit vor sich gehen sollte, und setzte sich an die Seite seiner schönen Herrin. Plötzlich erbleichte sein Antlitz. Er klagte über unerträgliche Hitze, schrie nach Wasser, und zerriß, indem er unter dem ungeheuren Schmerze sich krümmte, die Gewänder, welche seine brennende Brust bedeckten. Ruhig wandte sich die Königin mit den Worten an ihn: »Edler Khan, Eure Kleider sind vergiftet. Der Tag unserer Hochzeit wird der unsers Todes seyn, das war das einzige Mittel, welches mir zu Gebote stand, um der Entehrung zu entgehen.« Bei diesen Worten schwang sie sich von der Höhe der Mauer hinab und verschwand bald in den Fluthen, welche an den Fuß des Walles anschlugen.

Eine der Töchter des Oberhauptes der Mohils, Braut eines jungen Rahtorfürsten, verliebte sich sterblich in den Erben des Thrones von Porgul, einen am Hofe ihres Vaters wichtigen Mann. Sobald Sadow erfuhr, daß er der Gegenstand einer so ehrenvollen Auszeichnung sei, nahm er alsbald, alle ihn bedrohenden Gefahren verachtend, diesen schmeichelhaften Vorzug an, und die Hochzeit ward mit einem wahrhaft orientalischen Gepränge gefeiert. Noch am Tage der Hochzeit

nahm er Abschied von seinem Souverain, um seine königliche Gemahlin nach seinen Besitzthümern zu führen. Ihre Begleitung bestand aus 800 Mann. Schon naheten sie dem Ziele ihrer Reise, als plötzlich an der Spitze von 4000 Kriegern der verschmähte Liebhaber vor ihnen stand und ihnen den Weg versperrte. Der edle Rahtorfürst, den Vortheil verschmähend, den ihm die Ueberzahl seiner Streitkräfte zusicherte, wollte nur eine Anzahl Krieger, jener seiner Feinde gleich, zum Kampfe führen. Lange wahrte die Schlacht, ohne daß sich der Sieg für eine der beiden Parteien entschied. Endlich drang der Rahtorfürst bis zu Sadow vor. Ein Streit von Höflichkeit begann, jeder wollte dem andern die Ehre des ersten Schwertstreichs überlassen, doch bald folgte ein wirklicher Zweikampf und endete mit dem Tode Sadows. Berzweifeln über diesen unglücklichen Ausgang ergriff die junge Fürstin ein Schwert und hieb sich selbst einen Arm ab, welchen sie ihrem Schwiegervater als einen Beweis des Muthes seiner Schnur sandte. Alsdann befahl sie, auch ihren andern Arm abzuschneiden, den sie so wie ihre Hochzeitsjuwelen dem Barden* der Mohils vermachte. Darauf ließ sie noch auf dem Schlachtfelde einen Scheiterhaufen errichten, in dessen lodende Flammen sie sich, sobald sie noch einmal die Ueberreste ihres Gatten zärtlich geküßt, stürzte.

J. Cluth.

Ein Besuch in Bedlam.

(Uebersetzt aus Lord Ellis: Aventures d'un gentilhomme parisien.)

Während meines Aufenthaltes in London äußerte ich einem meiner dortigen Bekannten den Wunsch, das berühmte Bedlam zu sehen. Dieser verschaffte mir alsbald eine Eintrittskarte und wir begaben uns eines Morgens in den Stadtbezirk St. Georg, wo das Hospital gelegen ist. Das Thor ward uns geöffnet und wir traten in einen mit zwei Säulen geschmückten Vorhof, wovon eine den Wahnsinn in dem höchsten Stadium der Raserei, die andere den schwermüthig leidenden Ausdruck desselben darstellt. Ein Mann, den ich seiner Mundart nach für einen Irlander hielt, erbot sich uns zum Führer. Tom Wilson war in der That ein Sohn Irlands: er war breitschultrig, hatte eine offene Stirne und eine gewisse Unruhe in seinen Blicken, die ich mir nicht zu erklären wußte.

»Ich kann mich rühmen, die Bewohner dieses Ortes besser, als Jemand Anderer zu kennen«, sprach er zu uns, »denn es sind mehr als zwanzig Jahre, seit ich in diesem Hause wohne.«

»Der arme Teufel ist wahnsinnig; die Religion hat ihm den Kopf verrückt,« sagte ein hinzutretender Aufseher.

»Wahnsinnig! Was sagt ihr da, Meister John?« entgegnete mit großer Lebhaftigkeit der unglückliche Tom und wandte sich hierauf zu meinem Begleiter mit den Worten: »Man will durchaus nicht glauben, daß ich Jesus Christus, der Sohn Gottes bin!«

* Die Mar u's (Barden) werden bei den Radschputen sehr geachtet.

»Da hat man Unrecht,« antwortete mein Begleiter, der einsah, wie fruchtlos es sei, gegen seine Manie anzukämpfen.

»Seht Meister John, dieser Gentleman glaubt meinen Worten,« rief der arme Wahnsinnige voll Freude. »Sie können mit ihm gehen,« sagte der Aufseher, »er thut Niemanden ein Leides, ich werde bald nachkommen.«

Die erste Kammer, welche wir besuchten, war von einem ehemaligen Friedensrichter bewohnt, der die fixe Idee hatte, jeden, der ihm nahe, zum Galgen zu verurtheilen. Es war ein langer, magerer Mann von schwächlichem Wuchse, blaß, mit eingeknickten Lippen, großer Nase und schwarzen, in ihren Höhlen eingesunkenen Augen. Er trug einen schwarzen Rock, schwarze Pantalons und eine weiße Cravatte. Als wir seiner ansichtig wurden, schritt er mit über einander geschlagenen Armen und nachdenkender Miene auf und ab, und brach bei jedem Schritte in die Worte aus: »Ich verurtheile ihn zum Galgen.«

»Jesus Maria,« schrie er, als er uns in der Gesellschaft des armen Tom auf sich zukommen sah, »was wollen diese Gentlemen von mir?«

»Fürchtet nichts, es sind Freunde,« antwortete Tom, der ganz vernünftig sprach, so lange man keinen Zweifel in seine Göttlichkeit setzte.

»Die Sache ist verwickelt, sehr verwickelt, meine Herren Geschwornen,« hob nun der Friedensrichter mit einer feierlichen Stimme an, »sie erfordert reifliche Ueberlegung. Die Pflichten, deren Erfüllung Ihnen obliegt, sind von hoher Wichtigkeit.«

»Der arme Teufel hält uns für Geschworne,« sagte Tom, indem er mit einer mitleidigen Miene den Kopf schüttelte, »es ist nicht richtig mit seinem Verstande.«

Tom sprach diese Worte mit tiefer Stimme und sein Gesicht hatte dabei einen so betrübten Ausdruck, daß es schien, als wolle er unser ganzes Mitleid für seinen armen Leidensgefährten in Anspruch nehmen. So leise er aber gesprochen hatte, so war doch dem Friedensrichter keines seiner Worte entgangen.

»Was sagst du zu den Geschwornen?« rief er voll Wuth aufspringend: »Wie! du behauptest, ich sei ein Narr, gedenke, daß ich, wofern du diese Beleidigung wiederholst, dich zum Strange verurtheilen werde, wie alle Ubrigen.«

»Der Unglückselige!« äußerte Tom mit großer Gutmüthigkeit, als er sich mit uns entfernte — »es wäre vergebliche Mühe; denn ich kann nicht mehr gehängt werden, mich haben schon die Juden gekreuzigt. Ist's nicht so, meine Herren!«

»Ohne Zweifel.«

»Gleichviel,« rief aus seinem Kammerchen uns der Friedensrichter nach, der mit einem außerordentlich feinem Gehöre begabt zu seyn schien, »dessen ungeachtet werde ich dich hängen lassen.«

»Mein Herr,« fragte mich in diesem Augenblicke eine jammernde Stimme, »wie lange ist es noch bis Weihnachten?«

Die Person, die diese Frage an mich richtete, war ein Frauenzimmer von ungefähr dreißig Jahren, mit eingefallenen Zügen, bleichen Lippen und einer schwermüthig nachsinnenden Miene. Sie war klein und zierlich von Gestalt und ihr Antlitz verrieth Spuren ehema-

liger Schönheit, ihre Kleidung war zwar nichts weniger als elegant, aber überaus reinlich.

»Fast acht Monate, meine Liebe,« antwortete ich.

»Nein — nein,« entgegnete sie mit einem bitteren Lächeln, »Sie wollen mich täuschen, wie die Andern. In drei Tagen ist Weihnachten; in drei oder vier Tagen spätestens werde ich ihn wiedersehen, meinen armen Vater. Wie willkommen ihm ein Kuß seiner Tochter seyn wird! Er hat mir geschrieben, meine Herren, nehmen Sie, lesen Sie selbst den Brief.«

Bei diesen Worten zog sie aus einem kleinen Beutel, den sie am Arme trug, eine Brieftasche von Maroquin, öffnete sie und nahm einen Brief heraus, dessen Umschrift durch große gelbe Flecken, die augenscheinlich von Thränen herrührten, fast ganz verwischt war. Dieser Brief schien schon sehr lange geschrieben zu seyn und war an den Stellen, wo das Papier zerrissen war, durch Bindfäden zusammengehalten.

»Er ist von ihm, von meinem Vater, lesen Sie,« sprach sie und öffnete den Brief mit großer Vorsicht.

Ich las:

»Meine theure Marie!

In drei Tagen wirst du deinen Vater wiedersehen; entehrt, zu Grunde gerichtet wirst du ihn wiedersehen; er wagt es kaum, dich an sein Herz zu schließen. Ich nenne nichts mehr mein, ich habe Alles verloren, das Spiel hat mich um Alles gebracht. Gott! ich bin ein Elender, ich verdiene keine Erbarmung. Aber sie — meine Tochter, meine arme Marie! — ihr reiche deine hilfreiche Hand und durchdringe ihr Herz mit deiner unendlichen Güte, damit sie mich nicht hasse; denn dieser Haß wäre mir grausamer als der Tod. Mein geliebtes Kind, bereite dich vor, unsern bisherigen Aufenthalt zu verlassen, wir werden weit weg aus dieser Gegend ziehen, wir werden in die Colonien gehen und dort will ich arbeiten, will ich mein ganzes Leben damit zubringen, das wieder gut zu machen, was ich an dir verbrochen.«

Die folgenden Zeilen waren nicht mehr zu entziffern, die Buchstaben waren durch Thränen fast ganz verlöscht. Als die Unglückselige bemerkte, daß ich vergebens versuchte, weiter zu lesen, nahm sie mir den Brief aus den Händen und las, wie folgt:

»Und vielleicht bringe ich es durch thätige Neue und unermüdeten Fleiß wieder dahin, Wohlstand und Frieden um dich zu verbreiten. Ich wünschte sehr, daß du die wenigen Augenblicke, die dir noch bleiben, dazu benütze, um dein Pianoforte und deine Musikalien einzupacken. Diese Gegenstände sollen uns in unser Exil begleiten, sie haben uns, bevor mich die thörichte Spielwuth ergriff, so manche frohe Stunde verschafft, sie werden auch jetzt nicht verfehlen, unsern Kummer zu beschwichtigen. Sage Georg, daß er die nöthigen Anstalten zu unserer Abreise treffe; mich halten noch einige Geschäfte in London zurück, aber wenn sie beendigt sind, werde ich mich sogleich auf den Weg machen. Lebe wohl geliebte Tochter, ich flehe zum Himmel um Segen für dich, möge das Gebet deines schuldvollen Vaters Erhörung finden!

Stephens.«

Der Aufseher, der sich uns genähert hatte, während wir den Brief lasen, erzählte, daß der unglückliche

Stephens mit seiner Tochter bis zu dem Augenblicke ein zufriedenes Leben geführt habe, wo ihn der Zufall mit einigen benachbarten reichen Gutsbesitzern in Verbindung brachte. Eines Abends, nachdem er mit ihnen den Tag über auf einer Jagd zugebracht hatte, verlor er eine bedeutende Summe im Spiele, doch dieser Verlust machte auf ihn keinen Eindruck. Stephens war schwach und voll Eigenliebe; er bestand darauf, mit einer Gesellschaft den Verkehr fortzusetzen, deren kostspielige Vergnügungen seine Mittel weit überstiegen. Ein leichtsinniger Streich folgte dem andern und schon war es so weit gekommen, daß die künftige Existenz seiner Tochter auf dem Spiele stand. Sein Vermögen schmolz von Tag zu Tag, die häufigen Verluste im Spiele beunruhigten ihn, aber ohne Willensstärke, voll Scham über seine Verirrungen und die allen Spielern gemeinschaftliche Hoffnung nährend, daß das Glück ihm doch nicht immer den Rücken kehren könne, beharrte er nichts desto weniger in seinem strafbaren Leichtsinne. Er wollte die verlorenen Summen wiedergewinnen, sich dann sogleich von den Spielern losmachen, in deren Gesellschaft er sich befand, und im Schooße des häuslichen Friedens und der ländlichen Zurückgezogenheit mit seiner Tochter seine fernern Tage verleben. Aber das widrige Glück und ohne Zweifel auch die trügerischen Kunstgriffe, deren sich Spieler von Profession zu bedienen pflegen, vereitelten seine gutgemeinten Pläne. Er verlor all' sein Hab und Gut, stellte falsche Verschreibungen aus und wurde verhaftet, als er auf dem Punkte stand, mit seiner Tochter England zu verlassen. Die englischen Gesetze verhängen auf ein solches Verbrechen die Todesstrafe, und nur die flehenden Bitten seiner Tochter bewirkten es, daß Stephens diesem Schicksale entging. Einem so heftigen Schlage unterlag der Verstand des armen Mädchens, sie wurde wahnsinnig. Bald verlor auch der Vater, niedergedrückt durch die Last seiner selbst verschuldeten Leiden und gefoltert von Gewissensbissen den Gebrauch seiner Sinne.

»Er bewohnt,« setzte der Aufseher hinzu, »wie die Tochter eines von den Kämmerchen im Bedlam, und sonderbar, die arme Marie erkennt ihn nicht mehr. Es muß ein Kieselherz zum Mitleid erweichen, wenn die Unglückliche ihren bedauerungswürdigen Vater theilnehmend anblickt und die Aeußerungen seiner Zärtlichkeit mit den Worten zurückweist:

»Nein! er ist es nicht!«

Ich war von der Erzählung tief gerührt und näherte mich abermals Marien.

Sie sprach zu mir mit einem Seufzer: »Mein alter Vater glaubt sich zu Grunde gerichtet; aber ich habe kleine Ersparnisse, von denen wir noch recht glücklich leben können. Lieber Herr,« setzte sie mit einer bittenden Miene hinzu, »ich habe zu seiner Zukunft ein kleines Fest veranstaltet, wollen Sie uns die Ehre geben, dabei zu erscheinen. Ihre und Ihres Freundes Gegenwart würden meinen Vater gewiß sehr erheitern. Ich werde Klavier spielen und ohne Zweifel werden wir drei es dahin bringen, ihm die Bürde seines Kummers zu erleichtern.«

»Ich bin ein Fremder,« erwiderte ich, »ich verlasse diese Stadt schon morgen oder übermorgen.«

»Erfüllen Sie meine Bitte,« sagte sie mit Bewegung, »mein armer Vater ist unglücklich, er leidet — und Gott segnet die Menschen, die mitleidigen Augen auf die Leiden ihrer Brüder blicken.«

»Aber wenn er nicht käme, wenn gewisse Umstände, die ich nicht kenne, ihn genöthigt hätten, seine Reise aufzuschieben!«

Bei diesen, ohne Beziehung ausgesprochenen Worten blickte mich das arme Mädchen verlegen an und nach einigen Augenblicken, während deren sie ihre Gedanken zu sammeln schien, verhüllte sie ihr Gesicht mit den Händen und zerfloß in Thränen.

Hierauf führte uns der Aufseher zu Mariens Vater; seine Zelle war unfern der andern. Er war ein Mann in den sechziger Jahren, mit schneeweißen Haaren. In seinem Gesichte sprach sich ein so tiefer Schmerz aus, daß ich auf seine Vergehen vergaß und mich einer lebhaften Regung des Mitgeföhles nicht erwehren konnte. Er saß aufrecht in seinem Kämmerchen, bewegte von Zeit zu Zeit die Lippen zu dem Namen seiner Tochter und drehte seine Hemdärmel zu einem Knäule zusammen, woraus Wasser auf die Erde tropfte.

»Ah, siehe da, Meister John,« rief er aus, als er den Wärter erblickte, »was wollen diese Herrn von mir?«

»Es sind Fremde, sie haben nichts Böses wider euch im Sinne.«

»Meine Herrn,« begann er und zeigte auf ein ganz beschmutztes Spiel Karten »ist Ihnen eine Partie Whist gefällig, Sie können eintreten, wir sind ihrer gerade vier.«

Bei diesen Worten ergriff er die Karte und überzählte sie, nachdem er sich auf die Erde niedergelassen hatte, Blatt für Blatt mit der größten Aufmerksamkeit. Als er den Carreau-Buben sah, rief er aus: »Wegen dieses abscheulichen Carreau-Buben habe ich zehn Tausend Guineen verloren. Verwünschtes Blatt! So oft ich es sehe, möchte ich es in tausend Stücke zerreißen! Zehntausend Guineen!« wiederholte er, indem er sich plötzlich aufrichtete und sein eingefallenes Gesicht an das Fenstergitter seiner Zelle lehnte.

In diesem Augenblicke sahen wir Marien in geringer Entfernung von der Zelle ihres Vaters gesenkten Hauptes langsam vorübergehen. Der Greis warf alsbald die Karten bei Seite, setzte sich traurig auf seinen Stuhl und ließ den Kopf auf die Brust herabsinken. Der Aufseher erzählte uns, daß der Unglückliche den ganzen Tag mit Spielen und Weinen verbringe, und daß, da seine Taschentücher nicht zureichen, um seine Thränen abzuwischen, er sich hiezu der Hemdärmel bediene, die er hernach zusammenpresse, damit sie schneller trocknen.

Damals befand sich im Bedlam auch noch der berühmte Mordbrenner Martin, der ältere Bruder des gefeierten Malers dieses Namens. Die Physiognomie dieses Mannes, der eines der schönsten Baudenkmäler Englands in Brand gesteckt hatte, enthielt durchaus keinen Zug von Fanatismus. Er war ein kleiner wohlbeleibter Mann mit einem haubäckigen Gesichte und einer schneeweißen glänzenden Stirne. In seinen Mienen lag soviel Naivität und Schelmerei, daß man keinen Augenblick Anstand genommen hätte, sich ihm ohne Rückhalt anzuvertrauen.

Sein Gesicht ermangelte übrigens jedes geistigen Ausdruckes und sein Gespräch verrieth Gedankenarmuth. Als ich ihn um sein Wohlbefinden fragte, antwortete er, indem er einen blöden Blick auf den Tisch warf, worauf sich Zeichenpapier befand, daß er nichts weiter wünsche, wenn man ihm nur die Bleistifte nicht abgehen lasse. Bei seinem Anblicke wäre man versucht gewesen zu glauben, er habe die Kathedrale zu seinem Vergnügen angezündet, keineswegs aber deswegen, weil er als fanatischer Wiedertäufer sie als einen Ort der Verdammniß betrachtete.

Aber nicht alle Bewohner dieses traurigen Ortes sind so friedlich und ruhig: es gibt hier auch Mehre, deren Wahnsinn sich auf eine grausenhafte und blutdürstige Weise äußert. Unter diesen befindet sich ein gewisser Patrik Walsh. Dieser Mensch ist beinahe 60 Jahre alt und hat seit dem ersten Augenblicke seiner Verwahrung einen unbeugsamen Trotz und einen fast unglaublichen Durst nach Rache und Blut kundgegeben. Bei ihm ist jede Spur von Verstand verwischt, seine Bewegungen und Geberden sind die eines wilden Thieres; er gleicht weit mehr einem Lieger, als einem menschlichen Wesen. Auch schon bevor er in Wahnsinn verfiel, bezeichneter Grausamkeit und Wildheit jede seiner Handlungen. Walsh war an der Spitze jener meuterischen Rotte, welche die Besatzung der königlichen Fregatte Hermione, befehligt von Capitain Piggott, niedermachte. Diese Begebenheit trug sich am 20. September 1797 in Westindien zu. Der Capitain, die übrigen Officiere, mit Ausnahme des Schiffsarztes und Hochbootsmanns und der größte Theil der Matrosen wurden getödtet. Einer von den Haupträdelern dieses Auftrahrs war der Lieblingsmatrose des Capitains, beide waren schon durch vier Jahre mitammen auf der See. Dieser Bösewicht fand Mittel, in die Cajüte des Capitains, als er schlief, einzudringen und hieb ihm den Kopf ab, während seine Spießgesellen ihren Blutdurst an dem übrigen Theile der Besatzung sättigten. Die Empörer führten alsdann die Fregatte nach Languira und verkauften sie an den spanischen Gouverneur. In der Folge verhaftet, bekannte sich Walsh als den Anstifter der Meuterei und gestand, daß bei jenem Blutbade zehn Personen unter seinen Streichen gefallen seien. Der Kriminalproceß wurde wider ihn eingeleitet; die Jury erkannte ihn des Mordes schuldig, erklärte aber zugleich einstimmig, daß er zur Zeit des verübten Verbrechens im Zustande einer gänzlichen Geisteszerrüttung gewesen sei. In Folge dessen ward er ins Bedlam gesperrt und wegen der häufig wiederkehrenden Ausbrüche seiner Wuth fortwährend mit schweren Fesseln angekettet.

Während der Aufseher uns diese gräßlichen Details mittheilte, erwachte Walsh aus dem Schlafe und erzählte uns mit lächelnder Miene den Traum, den er hatte. Er war schrecklich. Es träumte ihm, er habe mit einem Säbel bewaffnet, allen seinen Genossen den Hals durchschnitten und sei hierauf mitten unter ihnen herumgegangen, um zu sehen, welcher von ihnen am längsten lebe; nachdem alle den Geist aufgegeben hatten, habe er jedem den Kopf gespalten, überall das Gehirn herausgenommen und anstatt dessen ein fremdes hineingegeben, alsdann jedem den Bauch aufgeschlitzt und die Eingeweide gleichfalls ausgetauscht.

Nachdem wir uns aus der Nähe dieses Unglück-

lichen entfernt hatten, zeigte uns der Führer einen Irrensinigen, der behauptete, in eine Theekanne verwandelt zu seyn. Den linken Arm stützte er in Form eines Bogens an die Hüfte, um den Hensel anzudeuten, während sein ausgespannter rechter Arm das Röhrchen zum Eingießen vorstellte. Ein Anderer, der seine Mutter vergiftet hatte, verbrachte seine ganze Zeit mit der Erbauung eines Perpetuum mobile in Gestalt eines Rädchens und ein dritter schleuderte seinen Hut fortwährend in die Luft, um ihn in den Himmel zu werfen. Aber der Merkwürdigste aus Allen war unstreitig der bekannte Black, mit dem Beinamen: der Scher. Black war ein großer blasser Mann; die Annalen der Geisterseherei weisen noch kein Beispiel auf, das mit Black's Visionen verglichen werden könnte. Er unterhält sich mit Michel Angelo, spricht mit Moses, speist mit Semiramis. Die Vergangenheit erschließt ihm ihre dunklen Pforten, das Reich der Schatten versammelt sich um ihn. Was es je Großes, Erstaunenswerthes und Berühmtes gegeben, tritt in Black's Gesichtskreis. Auf seinem Tische liegen Kreide und Pinsel, mittelst deren er die Gesichtszüge und Stellungen seiner Helden skizzirt, die nach seiner Versicherung von ihm nicht citirt werden, sondern ihn selbst biten, sie zu portrairen. Black hat ein außerordentliches Talent, Teufel und andere Bewohner der Unterwelt zu malen. Sein Pinsel erschafft Gestalten, die nicht phantastischer und bizarrer gedacht werden können. Als er uns bemerkte, gab er ein Zeichen, daß wir nicht sprechen sollen und flüsterte uns zu, daß er mit Markus Antonius eine vertraute Unterredung habe. Aber ungeachtet dieses Verbotes fragte ihn mein Begleiter, wo er den Trümmir sehe. Er antwortete, daß er sich gerade vor uns, ganz nahe am Tische befinde.

»Allein, wie wissen Sie, daß es Markus Antonius ist?« fragte ich.

»Mein Geist erkennt ihn,« war die Antwort.

»Spricht er mit Ihnen?«

»Das versteht sich,« erwiderte er und betrachtete mich mit anscheinender Verwunderung; »Unsere Unterredung geschieht aber nicht durch Worte, unsere Geister verstehen sich durch bloßes Anschauen und Magnetismus. Hierauf hat er uns wiederholt uns zurückziehen und setzte hinzu, daß dies auch Markus Antonius Wille sei. Wir empfahlen uns ihm und sahen, bevor wir dieses Haus des Elends verließen, noch einmal Tom Wilson, unsern ersten Führer. So sehr er von seiner Gottheit überzeugt war, so schien er doch irdische Bedürfnisse zu haben. Er bat uns beim Abschiede um einige Schillinge und versprach uns dafür den Himmel.

Dr. M.

Sitten und Gebräuche der Bewohner der österreichischen Monarchie.

Skizzen aus der Vorzeit und Gegenwart.

VIII. Eine Jahresfeier in Jamnic in Mähren.

(Aus dem Cechooslaw übersetzt.)

Im Znaimer Kreis liegt am Flüsschen Scheletau Jamnic, ein Städtchen mit etwa dreitausend Einwohnern, welche alle beinahe nur die böhmische Sprache sprechen. Einst war Jamnic der Hauptort eines eigenen

Kreises und noch im Jahre 1580 eine königliche Stadt gewesen, jetzt ist es nur ein unterthäniges, nicht sehr bedeutendes Städtchen. Hier wird jährlich am Vorabend des Sonntags nach St. Veit (15. Juni) bei Trompetenschmettern und Paukenschall aus den Fenstern des Rathhauses eine Fahnenstange gesteckt, welche mit einigen Ellen Barchent, einem Paare Strümpfe, einem Tuche und fünf Blumenkränzen geschmückt ist. Dort versammeln sich nun der Stadtrath und die ältesten Bürger und wählen für die Feier des morgenden Tages vier junge Bursche, welche lange Jahre hindurch nur aus dem Bürgerstande erkohren werden durften.

Der Vormittag des Sonntags ist der Andacht geweiht. Nachmittags aber wird das Ausstecken der Fahne unter Trompeten- und Paukenschall in der Stadt wiederholt. Gegen zehn Uhr nämlich begibt sich die gesammte Bürgerschaft in Procession nach der St. Veitskirche, welche nicht weit von der Stadt an einer sehr angenehmen Anhöhe liegt und der Sage nach auf Anforderung des berühmten Johann Kapistran, der das Kreuz gegen die Türken predigte, erbaut worden seyn soll. Auf diesem Hügel werden zwei Predigten gehalten, eine deutsche in der Kirche und eine böhmische unter einer uralten Linde, einem altslawischen Baume. Dann folgt ein Hochamt, nach dessen Abtug die Gemeinde sich wieder zur Stadt begibt und die vormittägigen Festlichkeiten zu Ende sind.

Nachmittags begeben sich noch vor dem Segen jene gewählten vier Jünglinge in leichtem, eigens für diesen feierlichen Tag aufbewahrtm Gewande und von zwei Reitern begleitet auf die Gränze des Stadtgebietes gegen Budkow hin. Von einer bedeutenden Menge Zuschauer umringt, deren Andränge oft mit Hellebarden gewehrt werden muß, erwarten sie hier ein Zeichen. Unterdeß ist in der Stadt der Segen geendigt und der Stadtrath begibt sich mit der Bürgerschaft nach dem herrschaftlichen Schlosse, wo sich gleichfalls bereits eine Menge Menschen versammelt hat. Jetzt stellt der Amtsdienner die Fahne aus, und Pöller werden abgebrannt. Auf dies Zeichen beginnen die oft erwähnten Bursche ihre Wallfahrt nach der Stadt, anfangs mit äußerst langsamen Schritten. Die Pöller werden zum zweitenmale abgefeuert und die Schritte werden schon schneller. Sobald sie aber bis zu einer gewissen Stelle kommen, gibt einer der Reiter ein Zeichen und nun beginnen sie um die Wette zu rennen. Je näher dem Ziele sie kommen, desto schneller wird ihr Lauf; denn sie sehnen sich schon, von dem ungeduldig harrenden Volke mit Jauchzen als Sieger bewillkommt zu werden. Trompetenschmettern, Paukenwirbel, Pöllerschüsse und unendliches Jauchzen begrüßen den Ankommenden, dem zu Ehren der Amtsdienner die Fahne schwingt. Nachdem auch der Letzte schon angelangt ist, beginnt der Triumphzug nach dem Rathsaale. Voran geht ein Trupp Musikanten, hinter ihnen der Amtsdienner mit der Fahne, dann paarweise jene vier Jünglinge, welchen die Räte und übrigen Beamten, von bewaffneten Bürgern begleitet, folgen; den Zug beschließt das übrige Volk.

Sobald sich im Rathsaale die Rathsherrn um den Tisch gesetzt haben, wird den Siegern der Preis erteilt. Der Schnellfüßigste erhält den Barchent, der von der Fahne herabhing, der zweite hat die Wahl zwischen

den Strümpfen und dem Tuche, was er verschmäht, erhält der dritte, der letzte und vierte wird mit den Kränzen beschenkt. Dann wird ein Buch herbeigebracht, und in dieses die Namen jener vier Jünglinge zum ewigen Gedächtniß eingetragen, so wie es die Vorfahren eingeführt und das Herkommen aufbewahrt hat. Des Abends wird die Feier mit einem Tanze beschloffen.

Die Sage gibt uns folgenden Ursprung dieses Gebrauches an.

Im Jahre 1313 und 1314 fiel Mathias Graf von Trencsin mit seinen Schaaren in Mähren ein. Er steckte die Vorstädte von Ungarisch-Brod in Brand, plünderte Kunowic, eroberte Wefels, legte Besatzung hinein und verwüstete die Umgebung auf weit und breit. König Johann von Böhmen sandte Heinrich von Lipa mit dem Fußvolke gegen ihn aus, er selbst folgte mit der Reiterei. Als die Magyaren genug Beute gemacht zu haben glaubten, zogen sie sich aus Mähren zurück, nur eine ihrer Schaaren ward von dem Schlosshauptmann Boček von Smilheim, aus dem vornehmen Geschlechte der Herren von Kunstadt, vernichtet. Die Besatzung der Stadt Wefels mußte sich dem Könige Johann, der im Sturme eindrang, ergeben. Von da zog er nach Ungarn, auf welchem Marsche sich bei Ungarisch-Brod die Mähren mit den Cechen vereinten. Nun aber begann ein furchtbarer Kampf; denn Graf Mathias stellte sich mit ungeheurer Heeresmacht dem böhmischen Könige entgegen und stürmte so ungestüm auf beide Flügel los, daß das Heer der Böhmen sich in arger Bedrängniß befand. Da rückt noch zu rechter Zeit Heinrich von Lipa mit frischen Schaaren herbei, die Böhmen erneuern den Kampf, der Feind wird geschlagen und alles Land bis nach Trencsin hin verwüstet.

In diesen unheilvollen Tagen, so erzählt die Sage, übergab der ritterliche König Johann seine Gemahlin Elisabeth seiner lieben, getreuen Bürgerschaft von Jamnic zur Obhut. Einsam trauerte die königliche Frau auf dem Schlosse, bangend um ihren Gemal und sehnsuchtsvoll einer Botschaft von ihrem Heere harrend. Siehe da kommt ein Jüngling mit der freudigen Nachricht, ihr Gemal hoffe mit Gottes Beistand den Sieg zu ersechten. Womit sollte ihn die Königin belohnen? Der Schatz war geleert, ihr Heirathsgut verpfändet — da beschenkte sie ihn mit der theuersten Habe, die sie noch hatte, mit ihrem barchentnen Korset. — Gleich darauf kommt ein zweiter herbei, er verkündet, daß das böhmische Heer einen festen Platz erobert habe, und wird mit einem Tuche belohnt. Da naht ein dritter Bote, er überbringt die Kunde vom nahen Siege, und die Königin, die nichts mehr hat, womit sie seine Botschaft belohne, zieht die schneeweißen Strümpfe von ihren Füßchen und reicht sie ihm zum Preis seiner erfreulichen Nachricht. Aber jetzt kommt ein vierter und verkündet nicht bloß den ersehnten Sieg, sondern auch den geschlossenen Frieden. In einem Kranze besteht der einzige Reichthum dieser Frau und sie umkränzt die Schläfen des Jünglings.

Heimgekehrt aus dem Felde, erteilte König Johann, dankbar für den Schutz und die gastliche Obhut, die hier seiner Gattin Elisabeth geworden, der Stadt Jamnic große Privilegien und beschenkte sie mit Gütern und Freiheiten. Und da Elisabeth, die Enkelin so vieler Premysliden, ihre mächtigste Fürsprecherin bei dieser

Unadenertheilung gewesen: so beschloffen der Rath und die Bürgerschaft von Jamnic, des Besuches und Verweilens der Königin allhier durch eine jährliche Feier zu gedenken.

Und wenn einst so schließt diese Sage, wenn einst diese sich jedes Jahr wiederholende Feier im Meer der Jahrhunderte verschwinden sollte: dann wird ein weißes Knäblein erscheinen und sein Wehklagen um diese schöne Gedächtnißfeier in allen Sälen und Gemächern des Rathssaales wiederhallen.

Das Franken-Quartier und die Franken-Kirche in Cairo.

(Übersetzt aus: Lettres sur le Cairo de Madame Suzanno V.)

Mit seinen Strassen ohne Namen, seinen Häusern ohne Hausnummer, seinen Winkel- und Sackgäßchen ist Cairo wie alle Städte des Orients ein wahres Labyrinth, in welchem ein Fremder nicht herumsehndern kann, ohne zuvor die Eintheilung der verschiedenen Quartiere genau studirt zu haben. Alles ist in diesem Lande besonders eingeschachtelt; es gibt ein Quartier der Franken, eines der Juden, so haben auch die Armenier, die Kopten und die Türken ihre besondern Quartiere.

Im Mittelpunkte von Cairo gelegen, kann das Franken-Quartier als das Palais-Royal von Cairo betrachtet werden, bis auf den Glanz und Luxus der reichen pariser Magazine. Dies ist das Centrum des europäischen Lebens; hier findet man die Consulate aller europäischer Nationen, wie auch die von deren Schülern bewohnten Häuser. Glückliche der Eingeborne, der eine Realitat in der Umgebung des el Muski besitzt. Die Nutzungen, die sie ihm trägt, sind sehr annehmbar. Für weniger als 80 bis 100 Piafter monatlich werdet Ihr bei noch so bescheidenen Anforderungen kein Quartier für Euch finden. Der Türke dagegen erhält für höchstens 60 bis 80 Piafter einen der Paläste seiner alten Mamelukenbeyß, wo noch alles an die Prachtliebe dieser kleinen Souveraine erinnert, deren Eigenthum sie einst gewesen. Diese Paläste haben noch ihre Peristyle mit den herrlichen jonischen Säulen, und ihre mit Palmen bepflanzten oder mit großen Granitquadern gepflanzten Höfe. Die Divans haben noch ihrer ganzen Höhe nach mit Marmor bekleidete Mauern und enthalten Springbrunnen in Marmorbassin.

Durch Luftzüge haucht den Bewohner der Nordwind an und er findet hier Alles das, was in einem so brennenden Klima einen Vorgesmack von der köstlichen Frische geben kann, die der Prophet seinen Erkohren im Paradiese verheißt.

Im schlechtesten Zustande befindet sich das Quartier der Juden; die Strassen darin sind äußerst schmal, so daß zwei Personen kaum neben einander gehen können, und sind noch überdies mit dem Schutte der in Trümmern gefallenen Häuser bedeckt. Die Luft ist durch die überreichenden Ausdünstungen der elenden Wohnungen ganz verdorben und hält man hiezu noch den tränklichen Anblick der Bewohner und den Schmutz ihrer Kleider: so muß man diesen Theil der Stadt sehr abschreckend und häßlich finden. Auch dient dieses Quartier den Türken zur Gradbemessung der Heftigkeit der Epidemien.

Während des Wüthens der Pest hört man oft die Graubärte des Landes kopfschüttelnd sagen: »Dieses Jahr werden Viele sich im Thale der Gräber zur Ruhe legen, denn die Pest hat das Quartier el Ajudi überschritten.« Oder sie begrüßen sich mit einem weniger düstern Tone und sagen: »Dies Jahr wird die Pest nicht gar bößartig seyn, sie geht nicht über el Bab el Ajudi (das Thor der Juden) hinaus.« Und jeder geht nach wie vor seinen Geschäften nach, ohne die mindeste Vorsichtsmaßregel zu treffen.

Bis zum Jahre 1836 waren die Christen des lateinischen Ritus in Aegypten noch nicht autorisirt. Ihre Geistlichkeit las den Gottesdienst in einer Kapelle, welche den griechischen und schismatisch-koptischen Priestern gemeinschaftlich war. Erst Mehemed-Äli, der gegenwärtige Vicekönig, hat, toleranter als seine Vorfahren, auf die lebhaften Vorstellungen der Franzosen der katholischen Kirche die Bewilligung ertheilt, eine eigene Kapelle zu erbauen. Hierher drängt sich nun eine Menge Morgenländerinnen, Griechinnen, Italienerinnen. Die Frankenkirche hat in ihrem Außern nichts Bemerkenswerthes, als ein armseliges Gäßchen, dessen einförmiges Tönen die Gläubigen zur Andacht ruft. Was das Innere betrifft, so sieht man darin nicht mehr Luxus als in den Kirchen der französischen Dörfer. Das einzige, was auf seinen orientalischen Charakter deutet, sind die großen Palmengestriche, welche den Boden bedecken und auf denen die Männer beinahe während des ganzen Gottesdienstes mit gekreuzten Beinen hocken; eben so die lebhaften Farben, mit denen Wölbung und Mauer bemalt ist, und endlich zwei Stockwerke freisörmiger Galerien, deren dem Hochaltare zugewandte Seiten in ihrer ganzen Höhe mit schief über einander gekreuzten, angestrichenen Holzstäben vergittert sind. Hinter diesen Gittern wohnen die Damen dem Gottesdienste bei und sehen Alles, ohne gesehen zu werden. Angelangt in dieser geheimnißvollen Stätte, welche zu betreten keinem Manne erlaubt ist, entledigen sich die Cetti ihres Schleiers und schwäzen mit derselben Freiheit, wie wir in unsern vergitterten Theaterlogen.

Am Osterfeste des Jahres 1836 begegnete mir in dieser Kirche ein Abenteuer ganz eigener Art. Um dem Orgelspieler eines Musikliebhabers von meiner Bekanntschaft zu lauschen, hatte ich eine Freundin, eine Abyssinierin, auf eine der Galerien bestellt. Auf der ersten angekommen, schritt ich ohne mich aufzuhalten, und ohne ihren frisch von Livorno oder Marseille angelangten Putz zu bewundern, vor den europäischen Damen vorbei. Immer noch in meinen seidnen Schleier eingehüllt, ließ ich mich mitten in einer Gruppe von Cettis nieder. Nach und nach vergaß ich meine Umgebung, und war ganz hingerissen von dieser Musik, die ich, in Ermanglung einer Bessern, entzückend fand. So sehr war ich in das Lauschen diesen Klängen versunken, daß ich gänzlich vergaß, dem Beispiele der Andern zu folgen, und meinen Schleier abzunehmen. Diese meine Vergesslichkeit verursachte nach einigen Augenblicken ein sehr lebhaftes Geflüster. Unwillig über dieses Geräusch, wandte ich mich um, um durch diesen stillen Vorwurf Ruhe zu gebieten. Ich sah Aller Blicke sich nach mir wenden. Als bald entwand sich eine der Aeltesten dem Haufen und schritt mit sehr aufgeregter Miene auf mich zu, worauf sich folgendes

Gespräch zwischen uns entspann: »Frau, nimm doch diesen Schleier ab!« sagte sie. Ueberrascht von einer solchen Forderung und noch mehr von dem Tone, in welchem sie gestellt ward, gehorchte ich nicht, sondern antwortete verneinend: Warum? »Es ist sehr schlimm!« antwortete sie, »Inté mara? Inté ragüel? Bist Du ein Weib? Bist Du ein Mann?«

»Ich bin ein Weib!« antwortete ich und brach in ein helles Gelächter aus; denn diese Frage erklärte mir den Grund der allgemeinen Aufregung, welche ich verursacht hatte. Die achtbaren Wächterinnen guter Sitten glaubten, da sie mich so hartnäckig meinen Schleier behalten sahen, daß irgend ein kühner, kleiner Verführer sich in der Tracht einer Orientalin unter den Ewatöchtern eingeschlichen habe. Während des schnellen Wortwechsels zwischen der alten Cetti und mir hatten sich ihre Gefährtinnen, erstaunt über meinen Widerstand, uns genähert. Einige junge Gesichtchen mit lachendem Munde wagten sich ganz nahe an mich, faßten meine Hände, prüften sie und sagten ganz leise zu mir: »Idak abiad kitir; inté ragüel Francaoni? Deine Hände sind sehr weiß, bist Du ein fränkischer Mann?« Ich begnügte mich, sie ohne alle Antwort anzusehen. Als bald begannen sie zu lachen und untereinander zu flüstern. Ich konnte nichts weiter verstehen, als die aus dem Munde eines jungen Mädchen von zehn bis zwölf Jahren kommenden Worte: »Um ana, use gauzeh kedeh. Mutter, ich will einen Gatten, wie dieser da.« Das Ende des Gottesdienstes, das bald herankam, verhinderte den Ausbruch des weiblichen Auftrubs.

Raum war das *Ité missa est* ausgesprochen, als meine abyssinische Freundin Salome, welche von ihrem Plaze aus mich erkannte, und viel auf Kosten ihrer Gefährtinnen gelacht hatte, auf mich zukam, mich umarmte und den gewöhnlichen Gruß aussprach: »Salkrère cetti Suzanne.« Diese Worte vernichteten mit einem Schlage das Interesse, welches ich den jungen Dämchen, und den panischen Schrecken, welchen ich den ehrwürdigen Matrosen eingefloßt hatte. Alle lachten über ihren Irrthum und wollten die Cetti Francaoni umarmen. Wir schieden als die besten Freundinnen von der Welt.

K. S. Groß.

Die Frauen in Constantine *

(Uebersetzt aus dem: *Petit courrier des dames.*)

Die Frauen in Constantine tragen lange Gewänder mit breiten Ärmeln; darüber werfen sie zuweilen einen himmelblauen Mantel, den sie über den Schultern mit einer silbernen Schnalle befestigen. Ohren, Finger, ja sogar die Schenkel und Fußzehen schmücken sie mit silbernen Ringen. Ihr Gesicht verhüllen sie mit einer Larve, in welcher zwei Oeffnungen für die Augen ausgeschnitten sind. Wenn sie einem Fremden begegnen, bedecken sie sich überdies noch sorgfältig mit ihrem Mantel. Wenn die Araber sich auf eine Reise begeben,

* Die Redaktion zeigt zugleich den verehrten Lesern des Panorama des Universums an, daß das nächste Heft eine ausführliche Beschreibung und einen gelungenen Staffstich der durch die neuesten Ereignisse so interessanten Stadt Constantine enthalten wird.
D. Red.

was bei ihnen sehr oft der Fall ist, lassen sie ihre Frauen in Körbe von Weidenruthen steigen, welche von dem Sattel des Kameeles herabhängen.

Die jungen Mädchen schminken sich gewöhnlich das Gesicht, den Busen, die Hände und die Finger mit selbst erzeugten Farben. Die Frauen beobachten im Allgemeinen diese Sitte nicht. Indessen malen sie sich doch mit eigens dazu vorbereitetem Safran kleine Kreise auf die Wangen oder ein Dreieck zwischen die Augenlider oder auch Olivenblätter auf die Kniee. Es gibt deren auch, welche sich die Augenlider bald gelb bald blau färben. Die arabischen Dichter legen hohen Werth auf diese Dinge und preisen sie mit großem Wortprunke in ihren glühenden Gedichten.

Wenn die Araber aus den verschiedenen Quars einander Besuche abstatten, so küssen sie sich, wenn sie gleichen Ranges sind, Mund und Bart. Ist es aber ein Scheik oder ein Marabut, zu dem sie gehen, so werfen sie sich vor ihm auf die Erde nieder. Nach den ersten üblichen Begrüßungen erkundigen sie sich wechselseitig nach dem Befinden ihrer Frauen und Kinder, nach ihren Pferden, Ochsen, Kühen und Hühnern, die Hunde und Katzen nicht zu vergessen, auf welche Thiere sie sehr große Stücke halten. Die Hunde sind ihnen deshalb werth, weil sie ihnen durch ihr Bellen die Annäherung der Löwen anzeigen, die man mit Grund in diesem Theile Afrika's fürchtet; die Katzen aber lieben sie, weil sie nicht bloß den Ratten und Mäusen, sondern auch den Schlangen den Krieg machen, welche bis in die Zelte dringen.

Die Landleute beschäftigen sich ausschließlich mit dem Ackerbaue. Sie leben völlig in Gemeinschaft mit ihrem Viehe; ihre ganze Kücheneinrichtung besteht aus zwei oder drei irdenen Töpfen, worin sie ihre Nahrungsmittel kochen, die meistens in Reis- und Maiskuchen bestehen. Sie kennen kein anderes Getränk als Milch und eine Art Bier. Vor dem Essen waschen sie sich jedesmal die rechte Hand. Sie bedienen sich weder der Messer noch Gabeln noch eines andern Tischzeuges, und lagern sich dabei auf einer sich nur wenig über den Boden erhebenden Matte von Palmblättern.

Wenn eine Familie ihren Aufenthalt verändert, führt sie auf der Reise stets eine Mühle mit sich, um das zum Lebensunterhalte nöthige Getreide mahlen zu können. Diese Mühle besteht aus zwei über einander gelegten Steinen und wird durch hölzerne Stäbe, die in der Mitte verbunden sind, und fast den Schaufeln eines Rades gleichen, in Bewegung gesetzt. Das kostbarste Geschenk, das man einem Araber der Ebene machen kann, ist eine Schüssel voll Essig und Del und frischgebackenes Brod, welches er dann in diese Flüssigkeit taucht und mit großem Behagen verzehrt.

Dr. M.

Eine Bärenjagd in den ostindischen Dschungeln.

(Nach dem New Monthly Magazine.)

Die Sonne stand hoch am Himmel, das frische Morgenlüftchen war von einer schwülen, erstickenden Luft verdrängt worden. Die ganze Natur schien von der Nähe der Mittagshize übermächtig. Todtenstille

lagerte schwer auf den Wäldern, in denen erst kürzlich sich Alles voll muntern Lebens geregt hatte. Kein Laut unterbrach das düstere Schweigen, nur hie und da hörte man in langen Zwischenräumen den leisen Schlag des einsamen Waldspechts oder den klagenden Ruf des grauen Affen. Aus der Ferne gehört, wiederholt dieser Ruf in den weiten Wölbungen des Waldes und einem überirdischen Tone nicht ungleich, schüchtert er ein abergläubisches Gemüth durch den Gedanken ein, daß irgend ein böser Dämon in dieser Wildniß hause und Wehe und Unglück Jenem verkünde, der es wagt, diese unheimliche Stille zu stören.

Mein Freund saß auf dem Stamme eines gefallenen Baumes, sein Haupt ruhte in der Hand, es mochte von poetischen Gedanken erfüllt seyn. Sein Auge schaute bewundernd dem Tanzen der Sonnenstrahlen zu, welche in goldenen Lichtfäden zwischen den dichten Laubfröhen hervorströmten. Ich lagerte der Länge nach hingestreckt im Grase, und rauchte ein Ischeruht*. Der Dschaggardar kauerte an einer Baumwurzel, seine Kniee berührten das Kinn, über welchem sich mächtige Rauchwolken wälzten. Seine Augen waren halb geschlossen, jeder Muskel schlaff, seine ganze Haltung zeigte einen Zustand träumerischer, sorgloser Faulheit, er schien nichts von allem dem zu wissen, was um ihn vorging. Doch war dies nur die Ruhe eines Tigers, der im Hinterhalte lauert, jede Kraft war in voller Thätigkeit, nicht ein Laut entging seinem lauschenden Ohre. Von Zeit zu Zeit hielt er den Athem an sich und seine Nästern öffneten sich weit, als ob durch den Geruchssinn die Kunde der Gefahr kommen sollte, deren Kenntniß für die Sicherheit des wandernden Wilden so ungemein wichtig ist.

»Abba sahmi!«** rief er plötzlich, fuhr aus seiner Faulenzhaltung auf und streckte den Hals weit vor, als horche er einem Tone, den keiner von uns beiden Andern vernommen. Eine ziemliche Weile wartete er auf eine Wiederholung dieses Tones, dann über dessen Beschaffenheit und über die Gegend, aus welcher er kam, vollkommen im Reinen, hockte er wieder ganz ruhig nieder und brummte bloß vor sich hin: »Ein Bär!«

»Ein Bär!« schrieen wir beide aufspringend, »ein Bär! Wie, Dschaggardar, Ihr hörtet einen Bären? Glaubt Ihr, daß wir ihn schießen können?«

»Wenn es dem Sahib Vergnügen macht, ja. Ich aber für meinen Theil leb' mit dem Bären jetzt nicht in Haber. Stiehlt er mir auch ein wenig Honig, so gibts dessen in den Wäldern genug für uns beide.«

»Eine gute Ausflucht!« rief ich. »Der Dschaggardar spricht wie ein altes Weib, er weiß nicht, wo der Bär zu finden sei und sagt, daß er jetzt mit dem Bären nicht in Haber lebe.«

»Will der Sahib dem alten Kama*** in den Bart lachen? Ist der Dschaggardar ein Hund, daß er Koch essen soll, oder ist der Sahib ein Kind, welches nicht weiß, daß, wo die wilden Bienen ihr Nest hingängen, dort auch der Bär zu finden ist? Geht Sahib und ver-

* Ostindische Cigarre.

** Ein Ausruf des Erstaunens bei den Hindu's. Etwa wie das »Hugh« der nordamerikanischen Indianer.

*** Dies war des Dschaggardars Name.

sucht's, denen Staub in die Augen zu streuen, die Hüte tragen!« * Und mit diesen Worten wandte sich der Dschaggardar um, und ging mürrisch von dannen.

Ich folgte ihm, um ihn wieder zur Vernunft zu bringen, was mir erst nach vielem Hin- und Herreden gelang. Ein herzhafter Schluck aus meiner Schnapsflasche rief des alten Rama gute Laune wieder gänzlich zurück. Seine Züge verzerrten sich in dem Maße zu einem breiten Grinsen, als das Getränk sein Herz zu erwärmen begann. Mit wichtigthuender Beschützermiene reichte er mir seine Hand und sprach: »Wohlan, es soll Friede zwischen uns seyn und der Bär soll des Sahib Kugeln fressen!«

Ohne Zeitverlust machten wir uns auf den Weg. Der Dschaggardar machte wie gewöhnlich den Führer, und drang geradezu durch das dickste Dickicht der Dschungel vor. Von Zeit zu Zeit knickte er ein Zweiglein, damit uns diese Zeichen als Wegweiser nach dem Platze von welchem wir ausgingen, dienen möchten.

»Dekhi, Sahib!« rief zähnefleischend Rama, als wir aus dem Bambusdickicht auf einen lichten Waldplatz gelangten, in dessen Mitte ein gigantischer Leibaum stand. »Das ist so ein Köder, auf welchem man Bären fängt; jetzt wird's der Sahib wissen, wenn er wieder so was sieht,« sagte der alte Knabe und schützelte sich vor Lachen über seinen Witz, wobei er zugleich nach einigen der höchsten Aeste wies, von denen riesige Honigscheiben herabhingen, welche mehre Fuß in der Tiefe maßen und ganz den Anschein hatten, als ob deren Erzeugung das Produkt der vereinten Anstrengungen mehrerer Generationen von Bienen sei. Beim Hinblick auf diesen Baum bemerkte ich, daß die Rinde des ganzen Stammes bis zur Höhe der Aeste wie von den Klauen eines Thieres zerkratzt und zerrissen war, und zwar auf eine Weise, welche deutlich zeigte, daß die Besuche, die Meister Pex den Bienenstöcken Dschaggardars abstattete, ziemlich häufig seyn mochten.

Da kroch der Dschaggardar leise an mich heran und zeigte auf den Gipfel des Baumes. Ich sah hin und erblickte ein kleines schwarzes Fleckchen Pelz, welches aus dem grünen Laubdickicht hervorblickte. Einen Augenblick darauf hatte mein Freund dieses Pünktchen aufs Korn genommen, sein Gewehr krachte, und — das Geräusch der Kugel zwischen den Aesten zeigte, daß sie ihr Ziel verfehlt hatte.

Alsogleich legte ich an und feuerte los. Der Schuß ward von Seite des Bären mit heftigem Gebrumme und einem convulsivischen Zucken beantwortet, doch blieb er übrigens regungslos und zeigte nicht das mindeste Symptom einer Verwundung. Ich besah ärgerlich mein Gewehr von allen Seiten, mein Freund richtete, mich wacker auslachend, das seinige zu einem neuen Schusse, als mir plötzlich ein großer heißer Tropfen auf die Stirne fiel. »Ei, sieh da!« rief ich, »so wahr Mahomet einen Bart trug, das ist Blut, Blut in Hülle und Fülle! Sieh nur, wie's zwischen den dürrn Blättern wie ein Regen schauer herunterplätschert! Ich wußte es ja, daß meine Büchse nicht fehlen könne!«

Und während ich dies noch sage, läßt sich ein Geräusch über unsern Köpfen hören. Meister Pelz trollte

sich von dem Aste, auf welchem er saß, und begann träge und vorsichtig vom Baume herunter zu steigen, wobei er bald hierher bald dorthin den Kopf wandte, die Zähne gräulich fletschte und über seine Mörder brummte. Mein Freund ergriff sein Gewehr und wollte Feuer geben.

»Halt!« rief ich und lud selbst den Lauf meiner Doppelflinte, den ich so eben abgeseuert, »wir müssen ehrlich spielen! Sucht über Herrn Braun keinen Vortheil zu erlangen, der sich für einen Gentleman nicht ziemt. Der Bär ist ein sehr artiger Bursche, daß er herabkömmt, um sich gegen solche Uebermacht in offenen Kampf einzulassen, und es wäre ein Verstoß gegen die gemeinsten Höflichkeitsregeln, unsere Feindseligkeiten gegen ihn fortzusetzen, bevor er noch festen Fuß gefaßt hat!«

Das arme Thier hatte augenscheinlich eine tüchtige Wunde erhalten und kam nur mit großer Mühe und Anstrengung vorwärts. Dichter und dichter fielen die großen Tropfen und bildeten eine blutrothe Lache am Fuße des Baumes. Sein trotziges Brummen verwandelte sich in ein schwaches klagendes Stöhnen, das von dem nun häufig aus seinem weit offenen Rachen hervorsprudelnden Blute halb erstickt ward. Die Kraftlosigkeit des Todes kam über ihn, er ließ von dem Hinabklettern ab, und umkrallte mit den Vordertagen einen vorragenden Ast, an dem er sich krampfhaft festhielt.

»Es ist aus mit ihm!« rief ich, »schieß der armen Bestie noch eine Kugel zu, um diesem Todeskampfe ein Ende zu machen.« Mein Freund feuerte; ein tiefes Köheln ließ sich hören, träg und mit Widerstreben ließen die Vordertagen ihren Halt fahren. Einen Augenblick darauf stürzte die ungeheure schwarze Masse mit einer solchen Schnelligkeit zu Boden, daß sie noch einige Fuß weit abprallte und so jedes Fünkchen Leben, das noch in ihr glimmen mochte, gänzlich erlosch.

»Ein höchst ruhmloser Sieg!« rief ich, »doch der Pelz ist hübsch und das ist das einzige, was zu Gunsten unserer Heldenthat gesagt werden kann. Und nun wird's meiner Meinung nach wohl das Beste seyn, uns heimwärts zu wenden; denn wir haben fünf Meilen nach unserm Lager und die Hitze ist groß genug, um unsere Schädel wie Pfannkuchen zu backen.«

»Unserer Eßlust gar nicht zu gedenken!« unterbrach mich mein Freund, dem das Wort Pfannkuchen wahrscheinlich dem Mund wässrig gemacht hatte. »Mein Magen ist leer wie eine Trommel und ich fühle Hunger genug in mir, um den ganzen Hinterschenskel eines Esels ohne Salz zu verzehren!«

»Will der Sahib nicht noch einen Bären erlegen?« fragte der Dschaggardar mit schlauem Blick. »Der alte Rama weiß ihn zu finden! Folget mir.« Der Dschaggardar konnte leicht so zuversichtlich sprechen; denn er hatte bemerkt, daß der todte Bär ein Männchen sei, und wußte sehr gut, daß wenn er der Spur desselben rückwärts folge, er ohne Zweifel zum Verstecke des Weibchens und der Jungen kommen würde. Wir beide folgten ihm recht gern, und da es ein glücklicher Zufall wollte, daß die Fahrte nach der Gegend unseres Lagers hinführte, so folgten wir um so froher und rüstiger den langen Schritten unsers Führers. Wir verfolgten die Schlangenumwindungen des Weges durch eine fast undurchdringliche Dschungel länger als eine Meile, plötzlich aber hörte die Fahrte am Rande eines kleinen, sumpfigen

Flusses auf, an dessen gegenüberstehendem Ufer sich eine beträchtliche Anhöhe erhob, welche aus mächtigen, in wilder Verwirrung über einander aufgehäuften Felstrümmern bestand.

Auf diese zu watete der alte Rama mitten durch den Strom und spürte gleich einem Jagdhunde umher, in der Hoffnung, auf diesen nackten Felsen die Fahrte wieder aufzufinden. Aber ihre steinige, harte Oberfläche zeigte selbst dem so erfahrenen Wilden keine Spur eines Fußstapfens. Jede Spalte, welche die mindeste Möglichkeit darbot, daß ein Bär darin versteckt sei, durchspähte er emsig. Der unermüdlige Bursche hatte schon mehr als die halbe Höhe des felsigen Ufers erklettert, und bog eben um die Ecke eines Felsens, als er plötzlich zurückfuhr und mir winkte, hinüber zu kommen. In diesem Augenblick ließ sich ein schreckliches Gebrumm hören, der Dschaggardar warf einen hastigen Blick rückwärts und sprang ohne Zaudern von der schwindelnden Höhe hinab in das Strombett. Noch hatte er das Wasser nicht erreicht, als auch schon die ergrimmete Bärin am äußersten Rande des Felsens erschien. Ihrem ohnmächtigen Grimme durch ein langes Gebrumm Luft machend, schaute sie mit dem falschen Blicke eines betrogenen Feindes auf den, der mit so genauer Noth ihrem Rachen entronnen war.

Ich schoß mein nie fehlendes Gewehr ab, die Bärin richtete sich aufrecht auf und fiel kopfüber den jähen Absturz hinab, gerade auf den armen Rama, der noch nicht Zeit gehabt hatte, aus dem Wasser hervorzukriechen. Als er sich so urplötzlich in der festen Umarmung seiner Feindin fand, und ihren Athem auf seinen Wangen fühlte, stieß er einen kurzen Schrei der Ueberraschung aus, wandte sich mit der Gelehrigkeit einer wilden Kake um, wich geschickt aus, als die Bärin nach seinem Kopfe schnappte, stieß seinen nackten Arm in ihren weit aufgesperrten Rachen und ergriff mit der verzweifeltsten Kraft eines Mannes, der sich vornahm, daß nur der Tod ihn zwingen solle, seine Beute fahren zu lassen, die Wurzel ihrer Zunge. Ein tödtlicher Kampf entspann sich nun, die beiden Kämpfer, beide gleich wild, nur jeder auf andere Art, wälzten sich in der Mitte des sumpfigen Flusses hin und her. Bald war das Wasser von dem Blute geröthet, das jetzt aus der Wunde der Bärin strömte. Und es war ein Glück für den Dschaggardar, daß die Bärin verwundet war, sonst würde der Kampf gar bald ein trauriges Ende genommen haben.

Lange bewachte ich ängstlich die Bewegungen beider, mein Zeigefinger ruhte auf dem Drücker meines Gewehres, um, sobald sich eine gute Gelegenheit böte, auf die Bärin zu feuern, mehr als einmal hielt ich schon den Kolben an die Schulter — aber so schnell waren ihre Bewegungen, daß ich keinen Schuß wagen durfte. Jetzt erschien der zottige Pelz der Bärin oben, ich will schon anschlagen, da erscheint wieder das dunkle Gesicht des Wilden. Seine Zähne waren fest zusammengedrückt, jede Ader seines stählernen Körpers zum Bersten gespannt, seine blutunterlaufenen Augen starrten aus ihren Höhlen, so furchtbar war der Druck, den er durch die Umarmung der Bärin erlitt.

Schon werfe ich mein Gewehr weg und schicke mich an, ins Wasser zu springen; da schimmert hell im Sonnenglanze die Klinge eines Jagdmessers, und einen

Augenblick darauf springt der Dschaggardar auf, und schwingt mit wildem Triumphgeschrei und Siegesblicken die blutgetränkte Waffe um sein Haupt, während die Leiche der Bärin den Strom hinabtreibt. Er hatte sie mitten ins Herz getroffen.

G. D. Little.

Goa.

(Mitgetheilt von J. G. Sommer.)

Goa, die Hauptstadt der portugiesischen Besitzungen in Asien, liegt auf einer kleinen Insel an der Westküste der Vorderindischen Halbinsel (Deffan), unter 15° 19' nördl. Breite. Der persische Geschichtschreiber Ferischtah hat zuerst Nachrichten über diese Stadt geliefert, und zwar schon im J. 1374 unserer Zeitrechnung, wo Goa ein Seehafen war, der dem Könige von Anagundi (oder Bidschnagar) gehörte. Damals wurde sie nur von Hindus bewohnt. Im J. 1469 bemächtigte sich Melikul = Tidsha Kodscha = Tschehan, Westir Mohameds, des dreizehnten Kaisers von Deffan, der Insel. Sie blieb in der Gewalt der Muselmänner, unter der Dynastie der Radschahs von Bidschapur, bis zu der Zeit, wo der große Alfons Albuquerque, der zweite portugiesische Statthalter von Indien, sie im J. 1510 eroberte. Am 7. Februar lief er mit seiner Flotte in den Hafen ein, überrumpelte die Besatzung und machte sich zum Herrn der Stadt. Indessen wurden die Portugiesen bald wieder von den Mohammedanern unter dem Befehl Abdils, Radschahs von Bidschapur, angegriffen und genöthigt, sich auf ihre Schiffe zurückzuziehen. Kurze Zeit darauf bemächtigte sich Albuquerque von neuem der Stadt und sie ist seitdem ununterbrochen ein Eigenthum der Portugiesen geblieben. Da der 25. November 1510, wo sie zum zweiten Male von den Portugiesen erobert wurde, im katholischen Kalender der heiligen Katharina geweiht ist, so wurde diese berühmte alexandrinische Blutzugin zur Schutzpatronin der Stadt erwählt.

Albuquerque's erste Sorge war, die schwachen Theile der Stadt zu befestigen, die Werke auszubessern und zu erweitern; nächstdem aber beschäftigte er sich auch mit der Verschönerung der Stadt, indem er Paläste und Kirchen erbaute. Goa nahm so fortwährend bis zum Jahre 1570 an Wohlstande zu. Man kann diesen Zeitraum die eigentliche Glanzperiode der Stadt nennen.

Im Laufe des letztgenannten Jahres wurde Goa von einer fürchterlichen Seuche heimgesucht, welche eine große Zahl seiner Bewohner hinwegraffte. Im folgenden Jahre hatte sie einen heftigen Angriff von Ali, dem fünften Könige von Bidschapur, zu erdulden, der aber zuletzt genöthigt wurde, wieder abzuziehen. Die Stadt bedeckte damals, ohne die Vorstädte, einen Raum von mehr als einer deutschen Meile im Umfange. Von der Menge schöner Paläste, die sie enthielt, ist nur Einer noch übrig, der Palast Albuquerque's, und auch dieser nur in Trümmern! Die prachtvollen Bazar's und Niederlagen waren durch ganz Indien berühmt. Die Bevölkerung soll 150000 Christen und 50000 Hindus und Mohammedaner stark gewesen seyn. Doch gab es trotz dieser großen Anzahl Christen nur fünf Männerklöster in Goa, von welchen zwei den Jesuiten gehörten, aber

* d. i. Europäer.

kein einziges Frauenkloster. »So schwer fällt es den Frauen in Goa« — ruft der holländische Reisende Einsichten aus — »sich den Gesetzen des Eölibats zu unterwerfen!«

Im J. 1603 blokirten die Holländer Goa mit ihrem Geschwader, wurden aber bald zum Rückzuge genöthigt. Indessen hat seit jener Zeit die Macht der Portugiesen in Indien allmählich Rückschritte gethan. Die Holländer fingen nämlich damals an, sich des ostindischen Handels zu bemächtigen, und an ihre Stelle traten später die Engländer. Anfangs war dieses Rückschreiten nicht besonders merklich, aber als im J. 1643 die Portugiesen neuerdings blockirt wurden und Ceylon und Malacca verloren, da schien ihr Schicksal entschieden zu seyn; denn sie konnten sich nie wieder von diesem Schlage erholen. Der Verfall ihrer Macht nahm immer mehr zu, und schon am Anfang des XVIII. Jahrhunderts berichtete der Jesuit Antonio de Souza, daß Goa von dem Range der Hauptstadt eines Reichs zu dem der einfachen Provinzialstadt eines kleinen Gebietes herabgesunken sei. Die ungesunde Luft hatte viel reiche Einwohner genöthigt, sich auf ihre Güter in der Provinz zurückzuziehen, und die Stadt war halb verödet.

In den Jahren 1737 und 1739 wäre die Herrschaft der Portugiesen beinahe ganz vernichtet worden. Die Mahratten fielen in die Provinz Goa ein und bemächtigten sich Salsette's und Basains bei Bombay. Ohne die Engländer, die sich ihnen entgegenstellten, würden sie die Portugiesen ganz aus Hindustan vertrieben haben. Indessen kam es zwischen ihnen und dem portugiesischen Vizekönig 1759 zu einem Vertrage, und seit dieser Zeit sind keine Feindseligkeiten mehr zwischen den Portugiesen und ihren Nachbarn vorgefallen. Die Stadt Goa gerieth zwar nach jenem Friedensschluß allmählich in Verfall; aber der Zustand der Provinzen besserte sich und das Dorf Panghi, wo die Vizekönige jetzt ihre Residenz aufgeschlagen hatten, kam immer mehr in Aufnahme. Panghi ist das jetzige Neu-Goa. Es liegt sechs Meilen näher am Meere als das alte Goa, welches gegenwärtig ganz aufgegeben ist, und nur noch von einer kleinen Zahl Personen bewohnt wird, die zu den Kirchen und Klöstern gehören.

Die ältesten unter diesen wenigen Bewohnern von Alt-Goa erinnern sich nicht, diese Stadt in einem bessern Zustande als jetzt gesehen zu haben. Der Palast des Vizekönigs hat kein Dach mehr; die Wölbungen der Gemächer drohen den Einsturz; die Kasernen und die Zollgebäude liegen in Trümmern und die Straßen sind mit Schutthaufen bedeckt, worin Schakals und Hyänen ihre Schlupfwinkel haben. Von den geistlichen Gebäuden sind mehrere Kirchen ganz aufgehoben, andere gehen ihrem Einsturz entgegen. Nur einige haben den Verwüstungen der Zeit widerstanden und von ihren hohen Thürmen herab vernimmt man noch die Töne der Glocken. Unter diese gehören die Kathedrale, bei welcher noch an 30 Priester angestellt sind, die Kirchen und Klöster der Franziskaner, der Augustiner und des Guten Jesus (Bon Jesus), welches sonst das Hauptcollegium der ostindischen Jesuiten war. Hier befindet sich das prachtvolle Grabmal des heiligen Franz Xaver, welcher 1552 auf der Insel Sancian, an der Südküste von China, starb. Außerdem ruhen in dieser Kirche eine große Zahl von Vizekönigen,

Erzbischöfen und andern ausgezeichneten Personen. Auch die nach dem Muster der Peterskirche zu Rom erbaute Kapelle des Vizekönigs, jetzt die Kirche der Theatiner, das Nonnenkloster zur heil. Monica und der Senatspalast sind noch beachtenswerthe Gebäude. Außerdem sieht man hier und da noch einige zerstreute Hütten. Die ganze Bevölkerung ist mit Einschluß aller geistlichen Personen höchstens einige hundert Köpfe stark, während sonst 200000 Menschen hier wohnten.

Panghi (oder Neu-Goa) ist jetzt der Sitz der Regierung. Eine kleine Zahl öffentlicher Gebäude nehmen sich nach der Wasserseite recht hübsch aus, aber die meisten Einwohner, zusammen etwa 9000, wohnen in elenden Hütten. Westlich davon liegt die artige Vorstadt Pannely (oder St. Peter) mit etwa 1500 Einwohnern, und das Dorf Ribender mit einer eben so starken Bevölkerung. Am nördlichen Ufer des Flusses, welcher diese Ortschaften bespült, liegen die in gutem Stande erhaltenen Forts Reis und Aguad.

Man kann die Regentenschaft Goa als aus zwei Provinzen, Salsette und Bardes, bestehend betrachten, zu welchen noch ein halbes Duzend Inseln kommen, auf deren einer die Hauptstadt Neu-Goa liegt. Außerdem sind noch zwei andere ansehnliche Städte vorhanden, Mergaon, in der Provinz Salsette, und Mapugain in der Provinz Bardes, jede mit 10000 Einwohnern. Die Insel Goa ist der ungesundeste und unfruchtbarste Theil dieser Besitzungen. Die Gesamtbevölkerung kann zu 500000 Seelen angenommen werden, von welchen etwa $\frac{2}{3}$ Christen sind. Ein großer Theil des Gebietes ist gut angebaut. Das Einkommen beträgt 9 Lach Rupien (beiläufig 900000 fl. S. M.), von welchen gegen 2 Lach nach Portugal abgeführt werden. Die Hauptquelle ist das Tabaks-Monopol. Der Handel ist jetzt nur unbedeutend und beschränkt sich auf den Verkehr mittelst einiger kleinen Küstenfahrzeuge (Patamars). Der Markt von Panghi ist schlecht bestellt; am meisten findet man noch Reis, Geflügel, namentlich Enten und Truthühner, dagegen wenig Rindfleisch und gar kein Schöpfsenfleisch.

Die Regierung verwaltet ein Vizekönig, gewöhnlich ein Portugiese von hohem Stande, welcher 20000 Rupien Einkünfte hat. Als berathende Behörde steht ihm der Regierungsrath zur Seite, welcher aus dem Procurator der Krone, dem Oberbefehlshaber der Truppen und dem General-Secretär gebildet wird. Für die Rechtspflege bestehen drei Gerichtshöfe, einer zu Murgas für Salsette, einer zu Mapugain für Bardes und die Oberbehörde zu Ribender, für die Insel Goa und die übrigen kleinen Eilande. Letzteres ist zugleich das Appellations-Gericht. Der Vizekönig hat das Begnadigungsrecht. Der vornehmste Mann nach dem Vizekönig ist der Erzbischof, mit 8000 Rupien jährlicher Einkünfte. Es gibt wenig reiche Privatpersonen, kaum zwei oder drei, die 12000 Rupien jährlich zu verzehren haben. Die Lebensweise in Goa ist jetzt im Ganzen sehr einfach. Man hat weder Equipagen noch Reitpferde, weder öffentliche Spaziergänge noch Theater, weder Bälle noch andere häusliche Feste. Nur die kirchlichen Feierlichkeiten sind im Stande, größere Massen von Menschen auf einem Punkte zu versammeln.

Die englischen Wahlen.

(Nach den Pickwick-Papers.)

Unter dem pseudonymen Namen Boz trat neuerlich in London ein Schriftsteller auf, welcher mit der höchsten Eleganz und Reinheit des Styles einen feinen Humor verbindet, welcher seit der Zeit der alten Essayisten verlorene gegangen schien. Der eigentliche Name dieses Schriftstellers ist Charles Dickens und die Titel seiner bisherigen Werke — Broschüren, welche die Sitten der niedern Bürgerklassen auf das ergößlichste malen — Zwei Reihen von Skizzen, und die hinterlassenen Schriften des Pickwickclubs, in einzelnen Heften zum Preise von einem Schilling herausgegeben, welche »die getreue Darstellung aller Reisen, Fährlichkeiten, Entdeckungen, Abenteuer und Unternehmungen der verschiedenen correspondirenden Mitglieder des Clubs« enthalten. Der Erfolg der letzteren war so glänzend, daß von den letzten Nummern der Pickwick-Papers mehr als dreißigtausend Exemplare verkauft wurden.

Der einigende Faden dieser Schriften ist in Kürze folgender: Mehre ehrbare Bürger haben sich zu einem Club vereinigt, welchem ihr Wichtigthun ganz das burleske-feierliche Wesen einer Parodie gibt. Die Eintönigkeit und die Ruhe ermüdet sie bald. Sie fassen den Entschluß, als Beobachter zu reisen, England zu durchziehen, sich unter alle Klassen zu mischen, und über alles, was die Nationalwohlfaht betrifft, sich zu unterrichten. Sie reisen ab. Dies Corps wandernder Beobachter besteht aus einem kurzschrittigen rundbauchigen Philanthropen, welcher Brillen trägt, fett und empfindsam und vor allem ruhig und phlegmatisch ist; er heißt Pickwick. H. Tupmann, Winkle und Snodgrass gehorchen ihm und lassen sich von seinem überwaltenden Geiste leiten. Nach verschiedenen in den Pickwickpapers erzählten Erlebnissen kommt die philosophische Gesellschaft gerade am Abende vor einer Parlamentswahl nach Eastanwill.

Wir konnten die edle Stadt Eastanwill selbst auf der detaillirtesten Charte von England nicht finden: wahrscheinlich hat der pickwickische Zarrstimm dem wahren Namen einen erdichteten unterschoben.

»Welch schönes und edles Schauspiel,« rief Mr. Pickwick bei seiner Ankunft (erzählt das Manuscript), »welche herrliche Gelegenheit für einen Beobachter! welches Entfalten der menschlichen Kräfte!« Ruhm, Vaterland, alle großen Ideen warfen ihre Strahlen in Pickwicks Seele.

Die Stadt war von zwei großen Factionen getheilt. Die Wichtigkeit nicht nur der Stadt Eastanwill, sondern die eines jeden ihrer Bewohner vergrößerte sich unendlich zur Zeit der Wahlen. Leib und Seele, Ehrgeiz und Vermögen, alles wurde dem Triumphe der Blauen oder der Büffel geopfert. Je erbitterter der Kampf, desto mehr erfreute sich das ganze Land daran. Die Blauen ließen keine Gelegenheit ungenützt, den Büffeln zu schaden, und die Büffel, den Blauen einen Streich zu spielen. Diese beiden Parteien hatten die Stadt gleichsam in zwei feindliche Heere zerfällt. Auf dem Markte hatte jede Partei ihre besondern Käufer und Kunden. Handelte es sich darum, eine Straße zu pflastern, eine Festlichkeit zu veranstalten, einen Brunnen zu graben, die Kirche auszubessern, so wurde regelmäßig

jeder Vorschlag der Blauen von den Büffeln verworfen, und vice versa. Selbst in der Kirche, vor dem Angesichte Gottes, behaupteten die beiden Parteien eine feindselige Haltung. Zwei verschiedene Organe verfochten die verschiedenen Interessen der Parteien; die Stadt hatte zwei Zeitungen, die Eastanwiller Gazette, welche blau, und den Independenten von Eastanwill, welcher büfflisch war. Ihre Beredsamkeit erlaubte sich alle demosthenischen Freiheiten. Welch' edler Zorn, welche dramatische Aufregung ergriff und berauschte die Gemüther der Bürger, wenn die ersten Artikel der beiden Zeitungen mit folgenden drastischen Worten begannen: »Die Elenden, welche uns angreifen ic.« oder: »Die ehrlosen Verläumdungen, welche die Gazette gegen uns verbreitet« ic., oder auch: »Wir fürchten die Schmähungen nicht, mit denen der Independent uns überhäuft« ic. Diese Ebbe und Fluth gegenseitiger Invectiven war der Gesundheit des Publikums fast nothwendig geworden.

Die Gelegenheit, in das Innere der Wahlkämpfe zu blicken, war unvergleichlich. Der Wahl war nahe; der blaue Candidat, der ehrenfeste Samuel Slumkey, vom Slumkey-Schlosse, führte den erbittertsten Krieg gegen den Büffel-Candidaten, Junker Horace Fykin. Wenn man der Gazette Glauben beimessen darf, so waren die Augen von ganz England auf Eastanwill gerichtet, und die ganze civilisirte Welt erwartete ein glänzendes Beispiel. Der Independent donnerte seine Tiraden wie eine sechzigpfündige Batterie gegen die Bürger, und entzündete in ihnen das Feuer des Patriotismus.

Die Reisenden kommen an. Welches Leben, welche Bewegung! Aus allen Fenstern des Wirthshauses, das zuerst sich zeigt, flattern blaue Bänder, Symbole der Faction, die dieses wichtigen Postens sich bemächtigt hatte. An allen Fenstern desselben Gebäudes las man mit riesenhaften Buchstaben: »Hier sitzt der Ausschuß des ehrenwerthen Samuel Slumkey in Permanenz.« Über einen Balkon des Wirthshauses gebeugt, erschöpft ein kleiner fetter Mann seine Beredsamkeit, weniger seine Zuhörer zu überzeugen, als sich selbst das Blut zu entflammen, welches ihm zu Kopfe steigt, und sein Gesicht wie eine brennende Fackel leuchten läßt. Am Fuße des Balkons riß ein Duzend wackerer Pfastertreter die Augen auf, und that, als höre es dem Redner zu, dessen emphatische Lobsprüche Herrn Slumkeys durch das Rühren von vier ungeheuren Trommeln übertäubt werden, welche Fykins Ausschuß gerade gegenüber am Ausgange einer Gasse aufgestellt hat. Sobald die Gebärden des Redners eine neue Prachtstelle verkünden, sobald sein Gesicht begeisterter sich röthet, gibt ein Mann in der Mitte der Gruppe das Signal zum lauten Hurrah. Die Hüte fliegen in die Luft, die Fenster klirren vom Beifallgeschrei, wie ein Donnerschlag fallen die feindlichen Trommeln darein, und der Redner fährt nach einer schmunzelnden Verbeugung in seiner Rede fort.

Unsere Pickwickier wurden auf der Straße von einer Fluth Blauer aufgehalten, und mit einer dreimaligen Salve von Geschrei begrüßt. Die ganze Meute, von einem Ende der Gasse zum andern stimmte ein; der Möbel schreit gern, warum, braucht er selbst nicht zu wissen. »Hurrah« schrie die Rotte so stark, daß der kleine Redner seine Rede in der Mitte unterbrechen mußte: »hurrah! Es lebe Slumkey!«

M. Pickwick, als er sah, daß Aller Augen auf ihn geheftet waren, nahm den Hut ab, und rief auch: »es lebe Slumkey!« »Weg mit Fitzkin!« rief ein Holzhauer, und sah ihn herausfordernd an.

»Gewißlich!« wiederholte Pickwick, »weg mit Fitzkin!« »Wer ist denn dieser Herr Slumkey?« fragte M. Lupmann leise seinen edlen Gefährten.

»Was weiß ich!« antwortete Pickwick. »Keine Fragen; schweigen Sie — das sicherste ist, mit den Schreibern zu schreien.«

»Aber wenn der Auslauf doppelt ist und beide Parteien sind zugegen, mit welcher soll man schreien?« murmelte Snodgrass.

»Mit der, die die stärkere ist!« versetzte würdevoll M. Pickwick. Führe Dir dies zu Herzen, theurer Leser; in dieser einzigen Phrase stecken zwei Bände voll Lebensweisheit.

Alle Welt war guten Humors; die Erweiterung der Lungen schien die Seelen erweitert zu haben. Das blaue Heer eröffnete sich ehrerbietig, und ließ unsere Beobachter in sein Hauptquartier einziehen. Diese fragten zuvörderst den Kellner um Zimmer, und erhielten eine sehr zweideutige Antwort. Nach einer kurzen Musterung fragte seinerseits der Kellner: »die Herren sind vernünftig Blau?« — Da M. Pickwick die Farben der edlen Stadt Castanwill nicht kannte, war eine Antwort äußerst schwierig. Er nahm seine Brille ab, puhte sie und rieb sich die Nase; in diesem kritischen Momente fiel ihm ein, daß ein kleiner Advokat, der ihm einst eine verwickelte Sache gewonnen, ihm von einigen Einwohnern des Städtchens gesprochen hatte. Er setzte die Brille wieder auf, und fragte mit Würde und Nachdruck: »Kennst du nicht einen Advokaten Namens Perker?« — »Ja, er ist der vertraute Agent des ehrenfesten Samuel Slumkey!« — »Ist er ein Blauer?« fragte schlau M. Pickwick. — »Freilich.« — »Nun wohl, wir sind auch blau!« erwiderte Pickwick, und eine Last fiel ihm vom Herzen. Er überreichte dem noch zweifelhaften Kellner seine Karte, und bat ihn, sie Herrn Perker eigenhändig zu übergeben. Das Manoeuvre gelang vollkommen. In weniger als zwei Minuten wurden sie in einen länglichen Saal geführt, wo der vertraute Agent des blauen Candidaten, Herr Perker, an einem grünen Tische hinter drei oder vier Bergen von Papieren saß. Er empfing die Fremden mit herzlichem Wohlwollen.

»Sie kommen,« sagte er nach den ersten höflichen Complimenten, »zur guten Stunde: der Kampf ist prächtig.«

»Prächtig!« wiederholte der Philanthrop Pickwick, und rieb sich die Hände. »So oft ich die Energie des Patriotismus sich entfalten sehe, regt sich mein altenglisches Herz. Die Wahl wird also sehr bestritten werden?« — »So sehr, als möglich! Wir haben eben einen meisterhaften Streich gespielt; diesen Morgen haben wir uns aller Schenken und Herbergen bemächtigt, unserer Gegner bleiben nur die Kneipen und Branntweinkeller. Das ist doch ein Meisterstreich!« — »Sind Sie des Erfolges sicher?« — »Nicht so ganz! Die Fitzkinschen haben uns gestern einen gefährlichen Schlag beigebracht; sie bewachen dreißig Wähler im Stalle des weißen Kaninchens.« — »Dreißig Wähler in einem Stalle!« wiederholte der Philosoph erstarrt. Seine ehrliche Seele

konnte dies zweite Manoeuvre nicht begreifen. — »Freilich im Stalle!« sagte der vertraute Agent. »Es ist das beste Mittel, ihrer sich zu versichern. Sie sind gegen alle unsere Lockungen geschützt. Man läßt sie nach Belieben trinken, doch Niemand darf den Gefangenen sich nähern. Dies ist ein schlauer Kopf, dieser Fitzkin, ein durchtriebener Kopf, ein Mann, der ein Politiker werden wird.« — Die Augen des Beobachters standen still, sein Mund blieb offen. Er schwieg und bewunderte! — »Aber,« fuhr Perker fort, »auch wir lassen alle Minen springen. Sie haben es nicht mit Träumern zu thun. Gestern Abend haben sich fünf und vierzig Damen der Stadt hier versammelt; der Abend war köstlich, ich war der Vorsitzer. Sie empfingen aus meiner Hand fünf und vierzig Sonnenschirme nach dem neuesten Geschmack.«

»Fünf und vierzig Sonnenschirme!« — »Sieben einen halben Schilling das Stück. Die Wirkung der Sonnenschirme war wunderbar. Die Idee gehört mir, eine ganz neue Idee, deren Erfolg unglaublich war. Andere hatten ein Geschenk von Flanell oder Gingam erfunden; der Sonnenschirm ist auffallender, niedlicher, schmeichelhafter. Alle Ehemänner und die Hälfte der Brüder sind unser, man steht auf den Strassen Castanwills nichts, als blaueidene Sonnenschirme.«

Die Selbstzufriedenheit des vertrauten Agenten entlud sich in ein schallendes Gelächter, in welches Pickwick einstimmt. Da öffnete sich die Thür und herein trat ein braunes Kleid, in welchem ein vierzigjähriger Mann mit breiten Schultern, dickem Halse steckte; die breiten Krempen des Hutes beschatteten ein männliches ernstes Gesicht. Gleich beim Eintritte that sich die Wichtigkeit des Mannes kund; dumpf schallte sein schwerer Tritt, ernst und betont war jedes seiner Worte. Es war der Haupt-Redacteur der Castanwiller Gazette, M. Volt. Perker stellte den irrenden Philosophen dem Politiker vor, und die Conversation begann.

»Die Hauptstadt,« sagte M. Volt feierlichen Tones, »interessirt sich wohl sehr für den Wahlkampf in unserer Stadt.« — »Dhue Zweifel!« war die Antwort. — »Ich war davon überzeugt,« rief der Redacteur; »mein Artikel vom vorigen Sonnabend hat einen wunderbaren Erfolg gehabt,« und dabei warf er sich in die Brust. »Die Presse ist ein mächtiger Hebel, sie ist das Organ für die Interessen des Vaterlandes, die Repräsentantin der menschlichen Wissenschaften, die Beherrscherin der Welt. Was mich betrifft, ich bediene mich ihrer nur zur Vertheidigung guter Grundsätze und patriotischer Ideen. Niemals werde ich meine Pflicht verläugnen. Nie werden Sie mich eine so edle Sache verlassen sehen. Mögen die Einwohner dieser Stadt, mögen die Bewohner von London, möge Vergangenheit und Zukunft für jetzt und immer auf mich rechnen.«

Nachdem Herr Volt diese Rede, welche von den Gemeinplätzen seines Genres strotzte, beendet hatte, wuschte er sich die Stirn mit einem seidnen Schnupftuche, und unser Held drückte ihm die Hand und versicherte ihn, daß er von einer so hochherzigen Beredsamkeit, von so erhabenen Sentenzen tief durchdrungen wäre. Lange drehte sich die Unterhaltung um die Frage, wie man die Pickwick-Philosophen bei so ernstlichen Umständen unterbringen wolle. M. Volt bot dem Chef der Expedition, und einem seiner Freunde

Wohnung an; der Gasthof zum Pfau hätte ohne Zweifel noch zwei Betten für die übrigen Reisenden. Den nächsten Tag sollten die Freunde sich wieder zusammen finden, und die Zahl der Proselyten des ehrenfesten Samuel Slumkey vergrößern. Nach diesen Bestimmungen trennten sich die Pickwickier, M. Winkle folgte Pickwick zum Redacteur, Snodgrass und Lupmann suchten den Gasthof auf.

M. Volt, der Rematische Löwe, der Schrecken der Castanwiller, war wie die Mehrzahl solcher lautzüngiger Herren ein wahres Hauslamm. Der Gebieter des mächtigsten Hebels, der Beherrscherin der Welt, beugte sein Haupt geduldig unter das Joch der Mad. Volt. Mad. Volt fand das Provinzleben und die politischen Erörterungen ihres Gemahls unendlich eintönig; mit welcher Freude empfing sie also ihre Gäste! Sie wies einige politische Auseinandersetzungen des Herrn Volt nicht allzu sanft zurück, und hatte bald an M. Pickwick einen Partner zu einer Partie Écarté gefunden. M. Volt, zufrieden, seine Herrin angenehm beschäftigt zu sehen, bemächtigte sich Herrn Winkles, öffnete eine Mappe, suchte unter einem Haufen Papiere eine Nummer seines Journal's vom Jahre 1830, drückte seinen unglücklichen Gast in einen Lehnstuhl im fernen Winkel und las ihm, fast ohne Athem zu holen, sein Meisterstück von Beredsamkeit, einen kurzen Artikel von sechs hohen Spalten Petitschrift mit Eifer und Nachdruck vor. Ist hat seither M. Winkle die Frische und Energie des Styles dieses klassischen Werkes politischer Beredsamkeit gelobt, doch sein aufmerksam beobachtender Freund will mit Erstaunen bemerkt haben, daß er während der ganzen Vorlesung regungslos, mit fest geschlossenen Augen, von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe nickend da gesessen sei.

Der Tag erwacht, die Sonne geht auf, das erste Geräusch, die erste Bewegung verkündigt, daß der Augenblick der Wahl in Castanwill herannahet; der abstracteste Träumer wäre gezwungen worden, an der allgemeinen Thätigkeit Theil zu nehmen. Trommeln wirbeln, Rösse wiehern, Trompeten schmettern, Jagdhörner heulen, überall kommen Gruppen zu lebhaften Unterredungen, auch zu Handgreiflichkeiten. Mr. Pickwick war entzückt; er beendete schnell seine Toilette, dem Lärm lauschend, von Zeit zu Zeit aus dem Fenster sehend. Da öffnete sein treuer Diener Samuel Weller leise die Thüre, und sein pfiffiges und lustiges Bedientengesicht guckte herein.

»Wohl!« sagte Pickwick, »die Stadt rührt sich auf; es wird ein heißer Tag werden.« — »Köstlich, köstlich!« rief Samuel, »die Unseren sind schon in Masse vor der Thüre und brüllen, daß sie für sechs Monate heißer werden.« — »Sie nehmen sich also die Sache zu Herzen?« — »Freilich; darauf schwöre ich.« — »Sie brennen für ihre Partei?« — »Sie brennen lichterloh. Jeder ist für zwölf und säuft für vierzig; morgen wird ganz Castanwill eine einzige ungeheure Indigestion haben.« — »Eine etwas unvorsichtige Großmuth von Seite der Vornehmen,« bemerkte weise der Philosoph. Samuel antwortete nicht, er hatte darüber seine eigene Ansicht. Mr. Pickwick fuhr fort: »Die Bevölkerung von Castanwill ist interessant; ich habe auf den Straßen viel Bur-schen gesehen, hochgewachsen, kräftig und frisch.« — »Sehr frisch,« entgegnete Samuel lachend; »besonders die unabhängigen Wähler, denen wir drei, die beiden

Kellner und ich, heute früh ein Bad gratis gaben, oder wenn Sie lieber wollen, eine vollständige Douche.« — »Eine Douche?« — »Freilich wohl. Die Kerle hatten Porter und Ale nicht gespart; sie schliefen wie Murrethiere der Länge nach auf dem Trottoir. Wir leisteten ihnen den Dienst, sie unter die Pumpe zu tragen, und sie so anzupumpen, daß sie Leben, Gesundheit und Frische wiederfanden. Dies trug uns einen Schilling per Kopf ein, welchen der blaue Ausschuß bezahlte.« — »Ist es möglich?« rief Mr. Pickwick, und zog die Handschuhe an. — »Es ist geschehen. Bloß ein kleiner Spaß.« — »Ein Spaß?« — »Man macht noch ganz andere. Vorgestern haben die Büffel der Magd im blauen Gasthofe ein Goldstück angeboten, daß sie den Branntwein für vierzig blaue Wähler hocus.« — »Was ist denn hocus?« — »Man schüttet ein wenig Opium in den Branntwein, und der gute Freund schläft wie eine Leiche. Bei der letzten Wahl haben die gehocusten Wähler noch zwölf Stunden nach der Wahl geschnarcht. Man versuchte, einen solchen Wähler auf einem Wagen zur Abstimmung zu fahren, aber der Bürgermeister wies ihn zurück; man mußte ihn nach Hause fahren, und ins Bett legen.« — »Das sind seltsame Kniffe,« sagte Pickwick leise, halb zu sich, halb zu seinem Bedienten. »Was würden Sie erst sagen, wenn Sie wüßten, was meinem Vater begegnete. Er ist, wie Sie wissen, Kutscher; der blaue Ausschuß miethete seine Kutsche, um eine Ladung Blauer nach Castanwill zu führen. Kaum wird die Sache bekannt, so schießt der Büffelausschuß um ihn. Man führt ihn in ein großes Zimmer voller Papiere, ein Herr empfängt ihn und lächelt ihm zu: »Aha, Herr Weller, sind Sie da? Ich bin erfreut, Sie zu sehen; wie geht es Ihnen? Wollen Sie nicht gefälligst Platz nehmen! Und ihre liebe Frau? Und Ihre sechs lieben Kleinen?« — Mein Vater antwortete, so höflich er konnte, und schaute den Herrn sehr fest an, und der Herr ihn nicht weniger fest. Kennen Sie mich nicht mehr? fragte der Herr endlich. — Ganz und gar nicht. — Ich habe Sie als kleinen Knaben gekannt, nicht höher, als so! Sie borten wie ein kleiner Teufel: erinnern Sie sich nicht? — Durchaus nicht. — Das ist sonderbar. — Drei Gläser Rog, eine Pfeife Tabak und eine prächtige Lobrede auf das Kutschertalent meines Vaters setzten diesen in die beste Laune. Er schwatze von allen seinen Geschäften. Als er recht lebendig war, fragte auf einmal der Herr: Ist die Straße nach London nicht gut? — Sie hat schlechte Stellen, sagte mein Vater, der in der Hand des Herrn ein Stückchen Papier, eine Banknote von zwanzig Pfund Sterling schimmern sah. — Die Strecke am Canal hin ist gefährlich. — So ziemlich. — Mein lieber Herr Weller, Sie kennen Ihre Pferde und Ihr Gewerbe ganz außerordentlich, und wir haben für Sie ganz besondere Rücksichten. Wenn das Unglück es wollte, daß Ihre Kutsche umstürzt, wenn Sie uns die blauen Wähler zuführen, wenn dasselbe Unglück sie in den Canal stürzte (wohlverstanden, ohne ernsthafte Gefahr!), was sagten Sie dann dazu? Es ist ein Unglück, das man fast voraussehen kann, und in diesem Falle wollen Sie dieses Billet für Ihre liebe Frau und Ihre Kinder annehmen. — Mein Herr, Sie sind allzu gütig. — Und mein Vater knöpfte den Rock bis an den Hals zu, steckte das Billet in die Tasche, goß ein neues Glas

Grog auf die Gesundheit des Ausschusses hinunter und empfahl sich. — Was aber das Außerordentliche bei der Sache ist (fuhr Samuel fort und warf einen unverschämten melancholischen Blick auf seinen Herrn), ist, wie die Philosophen sagen, eine höchst merkwürdige Coincidenz der Zufälle, daß nämlich die Wähler ein unfreiwilliges Bad im Canale an demselben Tage nahmen, an welchem mein Vater sie fuhr.« — »Es kam doch niemand um?« rief der vortreffliche M. Pickwick. Samuel kratzte sich den Kopf und antwortete ziemlich langsam: »Ich glaube, mich zu erinnern, daß beim Stimmen-Austruf ein alter Herr vermißt wurde. Später wurde sein Hut im Canale gefunden. Was den Herrn betrifft —«

Der Diener des Hauses rief zur Thüre herein, das Frühstück sei aufgetragen, was dem armen Samuel eine schwierige Erörterung, unserm liebevollen Philosophen einige schmerzliche Reflexionen ersparte. Man frühstückte. Die zarten Finger der Madame Volt beschenkten den Hut Pickwicks, und seiner blauen Freunde mit einer ungeheuren blauen Schleife, in Form einer Cocarde gefaltet. Man geht in den Gasthof, das Hauptquartier des blauen Heeres. An einem Fenster des Erdgeschosses redet ein blaues Ausschußmitglied, ausgebreiteter Arme, wüthender Gebärde, eine Rette Straßengehen an, welchen sich drei oder vier kleine Mädchen beigefügt hatten. Das Auditorium, entzückt, sich »edle Bürger von Castanwill, ehrbare Männer, Männer von Herze anreden zu hören, läßt die ganze Gegend von durchdringendem Geschrei widerhallen.

Dringe, theurer Leser, mit Mr. Pickwick in das Innere des Gasthofes. Welche herzerhebende Anzeigen von dem Ruhme und der Macht der Blauen! Hier lehnt ein ganzes Heer von Panieren, Fahnen, Standarten, mit fünf Fuß hohen goldenen Inschriften, bald auf einer vergoldeten Stange, bald auf zweien; dort ein ganzes Heer von Posaunen, Hörnern, Tam-tams, Cymbeln, Pauken, Daphneiden und Metallbecken, vier Mann hoch aufmarschierend, welche alle, insbesondere die Trommeln, ihren Lohn durch ungeheure Muskelkraft redlich verdienten. Hausen von Constables mit blauen Stöcken; vier und zwanzig Mitglieder des Ausschusses, mit blauen Schärpen geziert; eine Masse von Wählern, mit der blauen Cocarde prangend, Wähler zu Pferde, Wähler zu Fuß; ein vier-spänniger offener Wagen, von blauen Bändern umflattert, und bestimmt, den ehrenfesten Samuel Slumkey aufzunehmen, vier andere zweispännige Wagen für seine Freunde und Anhänger; schimmernde Stoffe, wehende Fahnen, fluchende Constables, disputirende Ausschußglieder, Beifallgeschrei der Wähler, Stampfen und Wiehern der Rosse: dies alles bildete die imposante Schlachordnung der Blauen, ein wunderbar verwirrtes Gemisch, um in einem Worte eine hohe Vorstellung von diesem großen Tage, dem Ruhme und der Wichtigkeit Castanwills, von seinem Candidaten und seinen Wählern zu geben.

Wer ist dieser Kopf, der röhlich strahlend sich aus dem Fenster streckt? Es ist der des M. Volt. Raum zeigt er sich, so entfalten sich die Banner, auf welchen die Worte: »Freiheit der Presse« glänzen, mit furchtbarem Geräusch; Beifallgeschrei schlägt bis ans Himmelsgewölbe. Es entsteht eine Pause, ein Schweigen, welches feierlicher ist, als der vorige Lärm. Der sehr ehrenfesteste Samuel Slumkey selbst von Slumkeyschloß, der

blaue Candidat, welcher die Ehre wünscht, den edlen Flecken Castanwill im Hause der Gemeinen zu vertreten, erscheint an demselben Fenster, in Kappenstiefeln und blauer Halsbinde, er ergreift Herrn Volts Hand, wirft sich in eine melodramatische Stellung; seine Gebärden, ausdrucksvoller als seine Worte, verkünden der Menge die unendliche Verpflichtung, die unermessliche Dankbarkeit, die jeder dieser großen Männer dem andern schuldig ist.

»Ist Alles bereit?« fragt der Ehrenfeste seinen vertrauten Agenten. — »Alles ist bereit.« — »Nichts verzessen?« — »Vor der Thüre finden Sie zwanzig Bürger, welchen Sie die Hände schütteln werden. Sechs unmündige Kinder auf dem Arme ihrer Ammen finden Sie hinter ihnen; Sie werden sie lieblos und fragen, wie alt sie sind. Es ist dies sehr wichtig.« — »Ich werde nicht ermangeln.« — »Wenn Sie sich dazu entschließen könnten, wäre es nicht übel, eines der Kleinen zu küssen. Ich behaupte nicht, daß die Sache unerlässlich ist, aber sehr nützlich wäre sie.« — »Ja in der That« — und nach einer Pause des Besinnens, »könnte nicht der vertraute Agent das Geschäft des Küßens übernehmen?« — »Das wäre nicht mehr dasselbe. Ihnen die Popularität, Ihnen die Versöhnung.« — »Meinetwegen denn, wenn es seyn muß« — er resignirte, so gut es ging.

Alsobald setzte sich unter der Leitung der Ausschußglieder der Zug in Marsch. Man stopfte in die zweispännigen Wagen soviel Personen, als irgend nur hineingingen. Die offene Calische wurde vor dem Wirthshause aufgestellt; als der ehrenfesteste M. Slumkey hineinstieg, scharte sich noch der Schweif des Zuges auf dem Hofe. Ein Augenblick feierlichster Erwartung für die Freunde des blauen Candidaten!

Wie wird das Volk ihn empfangen, mit Kälte oder mit Begeisterung? Der vertraute Agent, der nicht sehen konnte, was auf der Gasse vorging, stand auf Nadeln: man hörte ein langes Hurrah.

»Ah, er tritt aus dem Hause,« rief der Advokat Perker. Neues noch kräftigeres Hurrah — »der Augenblick des Handschüttelns ist da.«

Dritter noch stärkerer Echoruf als die vorigen. — »Er liebkost die Kinder,« sagte der kleine Mann mit einer Stimme, die vor Angst zitterte.

Steigendes Beifallgeschrei. — »Er küßt eines,« schrie Perker entzückt.

Neues Beifallgeschrei, crescendo: — »Er küßt noch eines!« —

Perker war im Himmel. Drittes und letztes Geschrei, fortissimo, daß die Erde erzittert — »Gefegnet sei dein Heldenmuth! Er küßt sie alle.« —

Inmitten eines Donners von Zujachzen und wahnwitzigem Geschrei rollte der Wagen dahin. Durch welches Phänomen die Wogen der beiden feindlichen Züge zusammentrafen, wie die Verwirrung, welche aus ihrer Vermischung entstand, sich löste, vermag ich nicht zu sagen. Die Pickwickpapiere, aus welchen ich diese höchst merkwürdigen Ereignisse mittheile, enthalten nichts deutliches über den Wahlsug: wahrscheinlich, weil dem Mr. Pickwick bei den ersten Bewegungen des Wagens der Hut über das Gesicht herunter gedrückt wurde (die Stange einer feindlichen Fahne fiel heftig auf seinen Kopf), und Augen, Stirn und Mund ihm so

umhüllt waren, daß es ihm unmöglich wurde, von dem, was um ihn her vorging, Rechenschaft zu geben. In seinen Anmerkungen stellt er sich als umgeben von wilden und drohenden Gestalten, deren Züge er nicht erkennen konnte, von einer dichten Staubwolke und einem blutigen Kampfe dar. Bald hebt ihn eine unbekannte Macht aus dem Wagen; ein Hagel von Faustschlägen zwingt ihn, an der allgemeinen Prügelei Theil zu nehmen. Aber er kann keine Einzelheit angeben, an keinen besonderen Umstand sich erinnern. Noch immer raubte sein Hut ihm den Anblick jedes Gegenstandes, als eine geheimnißvolle Hand ihn ergriff, und aus dem Getümmel des Kampfes über eine hölzerne Stiege auf eine Art von Bühne führte, wo er endlich frei und ruhig stehen konnte.

Es waren die Hustings, eine Art Schaffot, ähnlich jenem, welches der schaulustigen Menge ein tragisches Schauspiel zeigt. Der gute Pickwick zog seinen Hut wieder über das Gesicht herauf, öffnete die Augen, sah sich von seinen Freunden umringt, und konnte endlich einen Blick auf die Umgebungen werfen. So war der Platz vertheilt: die Bühne oder Gallerie der Hustings war in drei Theile getheilt; der mittlere, schmaler als die andern, sprang in einer Art von Balkon vor, und enthielt den ganzen Magistrat des Städtchens in Gallakleidern, unter ihnen den öffentlichen Anrufer, mit einer Riesenglocke bewaffnet, im Amrocke, und dem großen Hute, dessen Krempen über die Ohren herabfielen, um ihn vor nächtlichen Unbilden zu schützen. Die Abtheilung zur Rechten war der Büffelarmee Fitzkins eingeräumt, die linke Abtheilung den blauen Streitmassen Slumkeys. Die hervorragendste Person der ganzen Scene war der Anrufer in seinem blauen Hocke mit Silberborten, von frohlichem, etwas illuminiertem Aussehen, welcher mit kräftiger Faust seine Glocke schwang, und den empörten Fluthen des Volkes Ruhe und Schweigen befahl. Hier neigt sich M. Fitzkin, dort M. Slumkey, die Hand auf dem Herzen, das Haupt vorgebeugt, Lächeln im Antlitz, gegen dies Meer wogender Köpfe, ein stürmisches Meer, welches über den ganzen Platz sich ergoß, und aus dessen Tiefen, ich weiß nicht welches Geschrei, Gebrüll, Gestöhn, Gelächter, Gezänke, Gespött, Gemurr, Surren, Grunzen, Pfeifen hervor drang. Die ganze Theorie der Musik war in diesem seltsamen und furchtbaren Chaos verschlossen.

M. Pickwick war wieder zu sich gekommen, als sein Freund und Gefährte Lupmann ihn am Armel zupfte, und sagte: »Sehen Sie Herrn Winkle dort oben?« — »Wo denn?« fragte Pickwick, und zog seine silberne Brille aus der Tasche, wo sie Gott sei Dank während des Straußes geblieben war. — »Dort oben auf jenem Dache!« —

In der That hatten M. Winkle und Mad. Volt die Redactrice des Redacteurs der Castanwiller Gazette zwei Lehnstühle auf das flache Dach des Hauses getragen, und betrachteten stolz von ihrer erhabenen Sicherheit herab die Stürme, welche das Volk bewegten. Sobald sie Herrn Pickwick erkannten, schwenkten sie ihre Schnupftücher als Freundschaftssignal; der Philosoph antwortete ihnen durch die galanteste, zierlichste Verbeugung, ja ich muß es gestehen, durch ein unschuldiges Kusshändchen, welches er der Mad. Volt durch die

Liste zuschickte. Die ernsthaften Operationen hatten noch nicht begonnen; die müßige Menge liebt immer einen Spaß, und kaum hatte sie M. Pickwicks zärtlichen Gruß bemerkt, so requete es von allen Seiten aus der wählenden Rotte Spottreden. »Aha der alte Schelm sorgnetirt Damen!« rief einer aus dem Hausen. »Ein verliebter Melchisedech,« schrie ein anderer. »Ehrwürdiger Sünder!« brüllte ein dritter; »er muß erst die Brille aufsetzen, um nach seines Nächsten Weibe zu schielen.« »Volt, hüte deine Frau!« bemerkte ein Vierter.

Das wichernde Gelächter, welches jedem dieser Witze folgte, der ausgelassene Jubel des Hausens, sein unaufhörliches oh! oh! sind leichter anzudeuten, als zu beschreiben. Pickwicks Entrüstung war aufs äußerste gestiegen, seine Schamhaftigkeit verletzt, die Ehre einer unschuldigen Dame grausam geschmäht: er war außer sich. Aber der öffentliche Anrufer ließ die Glocke ertönen, und er begnügte sich, in würdevollem Schweigen zu verharren, und dem Pöbel einen Blick der tiefsten Verachtung zuzuschleudern, welcher diesen nur zu tollerem Lachen bewegte.

»Stille!« riefen die Beisitzer des Bürgermeisters. »Whiffin,« rief dieser, »stelle Ordnung her!«

Diese Phrase ward mit allem Pompe, den die Umstände erforderten, gesprochen; der öffentliche Anrufer trug ein neues Glockenconcert vor, jenem ähnlich, durch welches die Bäcker frische Semmeln ankündigen. Diese Ähnlichkeit fiel einem aus der unruhigen Versammlung auf, und er rief: »Semmeln, frische Semmeln!«

»Meine Herren,« schrie der Bürgermeister in freischender Fistel, »meine Herren Wähler, meine ehrenfesten Brüder und Mitbürger, edle Glieder des Fleckens Castanwill, wir sind hier vereinigt, um —«

Eine furchtbare Stimme ließ sich hier aus dem Gewühle vernehmen: »Es lebe unser Bürgermeister! Möge er uns noch lange die Pfannen und Casserolen theuer verkaufen, welche ihm Heu in den Stiefel gebracht haben!«*. Diese sehr verständliche Anspielung auf das Handwerk des Bürgermeisters ward mit einem Sturm von Beifall aufgenommen, und in demselben Maße vom obligaten Geflingen der Glocke begleitet. Die Beredsamkeit des Statvorstehers fiel in Ohnmacht; Pickwick konnte nur die letzte Phrase verstehen, in welcher er den Wählern seine Dankbarkeit bezeugte »für die aufmerksame Stille, mit welcher sie ihn anzuhören geruht hätten,« eine Erklärung, die von neuem allgemeine Heiterkeit erregte.

Eine schöne Scene. Man muß M. Pickwick den philosophischen Beobachter gesehen haben, die Brille auf der Nase, den Hut in die Augen gerückt, den Mund weit offen, wie er sich bestrebte, diesen Ausbruch des englischen Patriotismus mit der gesunden Vernunft und den Gesetzen in Einklang zu bringen. Ein großer magerer Herr unterbrach ihn im Nachsinnen, indem er seine Stimme erhob, um der Formalität gemäß »ein annehmbares und würdiges Parlamentsglied vorzuschlagen.« Unglücklicher Weise ermangelte seine Stimme der Kraft und mehre Umstehende fragten ihn, wo er sie verloren, ob er sie zu Hause vergessen oder für die Zeche verpfändet hätte, und derlei andere Späße. Endlich gelang

* Gemeiner Ausdruck für: Geld einbringen.

es ihm doch, hören zu lassen, daß der vorgeschlagene Candidat der ehrenfeste Mr. Fiskin sei, und diese Erklärung war das Signal zu begeistertem Beifallgeschrei von der einen, zu erschrecklichem Schimpfen von der andern Seite: so daß unser unparteiischer Beobachter es rein unmöglich fand, zu entscheiden, ob der Vortrag des Redners komisch, oder pathetisch, satyrisch oder patriotisch gewesen. Ein zweiter Gentleman, auffallend durch den cholischen Ausdruck seiner Erscheinung, versuchte vergeblich seine Rechte auf die Stellvertretung für Castanwill geltend zu machen. Seine hyperbolische und bilderreiche Beredsamkeit hatte gerade einen, dem gewünschten entgegengesetzten Erfolg. Je mehr er sich ereiferte, desto herzlicher lachte die Menge, je mehr sie lachte, desto mehr Verwünschungen häufte er auf sie; auch die, welche auf den Hustings standen, fingen an, zu lachen. Nachdem er seine Schmähungen über das schwachsinnige Volk ergossen, wandte sich der cholische Redner an die Gentlemen auf den Hustings und bald zwang ihn das allgemeine Geschrei zu bloßer Pantomime; er überließ seinen Platz seinem Geschäftsträger. Dieser, welcher seine Rede schon vorher in der Castanwiller Gazette hatte einrücken lassen, verschonte das Publikum, welches ihm nicht zuhörte, trotz des Tumultes mit keiner Sylbe.

Endlich war die Reihe an den ehrenfesten Fiskin gekommen. Eine kleine magere Figur trat auf, eine scharfe gellende Stimme ertönte. Doch kaum hatte er den Mund geöffnet, so fing die Musikbande M. Slumkey's eine Symphonie mit vollem Orchester an; alle Energie, welche sie seit dem frühen Morgen gezeigt hatte, war nichts gegen die jetzigen Kraftäuserungen. Dieser empörende Schimpf regte ein gerechtes Gefühl der Wuth in Fiskin's Heere an. Es stürzte sich auf die Blauen, welche ihre Köpfe und Rücken mit Heldenmuth vertheidigten. Nicht vermochten die Anstrengungen des Bürgermeisters, das heftigste Läuten der Glocke das Gedränge der Kämpfenden, das Getöse der Faustschläge, das Krachen der zerbrochenen Fahnen, das Schreien der Verwundeten zu bewältigen: zwanzig Constables mußten ausgeschickt werden, um die Rädelsführer der Schlägerei zu verhaften, deren gegen hundert und fünfzig waren.

Bei diesem Tumulte konnten M. Fiskin und seine Freunde nicht kaltblütig bleiben. Er lehnte sich über die Brüstung der Hustings und rief seinen Gegner: »Unterbrechen und stören uns diese Musikanten auf Ihr Anstiften, mein Herr?« — »Sie erlauben mir, diese Frage unbeantwortet zu lassen, mein Herr;« antwortete der ehrenfeste Samuel Slumkey, der seinerseits sich über die Brüstung lehnte und seinen Gegner mit einer Kaltblütigkeit und guten Laune musterte, die ihres Erfolges nicht verfehlte, und die Wuth des Gegners auf den höchsten Grad ansachte. Fiskin wies Herrn Slumkey die Faust. Slumkey fordert Herrn Fiskin zum Zweikampfe. Alles Herkommen ist verletzt; alle Regeln sind überschritten; vergeblich erhebt sich die Stimme des Bürgermeisters, endlich läßt er abermals die Glocke schallen, und bedeutet den beiden Ehrenfesten, daß er, wenn sie fortführen, die öffentliche Ruhe zu stören, mit seiner Amtsgewalt einschreiten werde. Die beiderseitigen Anhänger kommen auf den Hustings zusammen, und streiten gute drei Viertel-

Stunden über diesen neuen Zwischenfall hin und her, bis endlich M. Fiskin die Hand an den Hut legt und M. Slumkey friedlich grüßt, was dieser mit Höflichkeit erwidert. Die Musikanten schweigen, und endlich kann Fiskin seine herrliche Rede beginnen.

Die Reden der beiden Candidaten, obgleich an Styl und Farbe sehr verschieden, waren einander am Inhalte doch ähnlich. Beide waren vollkommen einverstanden über die erhabenen Eigenschaften und Tugenden der ehrenfesten Castanwiller Wählerschaft. Es war dies ein doppelter und herrlicher Tribut für das Verdienst der edlen Wählerschaft. Beide versicherten in verschiedenlautenden, gleichbedeutenden Worten, daß die Erde niemals eine Versammlung unbescholtenerer, uneigennützigerer, bewundernswertherer, in allen Beziehungen vollkommenerer Männer getragen habe, als die gedachten Wähler; daß aber nichts desto weniger die für den Gegner stimmten, unverständige Thiere seien, die ihre gänzliche Nichtigkeit hindere, ihrer wichtigen, und erhabenen Pflicht gebührend sich zu erledigen. Fiskin schwur bei allen Göttern, genau nach dem Auftrage seiner Committenten zu handeln. Slumkey verpflichtete sich auf das feierlichste, nie fremdem Einflusse sich hinzugeben. Beide wiederholten, daß sie Handel und Wandel, Manufacturen, Bewohner, Bewohnerinnen, Söhne und Enkel der Bewohner von Castanwill im treuen Herzen trügen; und jeder glaubte mit Gewisheit voraussetzen zu können, daß die Stimmen der Wähler einzig und allein auf ihn fallen würde.

Hierauf erfolgte die Händeschau (show of hands). Alle von der Partei der Blauen mußten die Hände erheben, hierauf alle Büffel. Der Bürgermeister entschied zu Gunsten Herrn Slumkey's; sein Gegner verlangte den Poll, die besondere Abstimmung. In dem Zwischenraume der Vorbereitungen schien es zweckdienlich, dem Bürgermeister für sein ehrenwerthes Betragen, so lange er den Lehnstuhl einnahm, Dank zu bringen; da aber gar kein Lehnstuhl da war, und es dem Bürgermeister sehr sauer geworden war, die ganze Zeit zu stehen, hatte der Dank ganz das Ansehen eines schlechten Spasses. Er seinerseits unterließ, dem Herkommen zufolge, nicht, denen, die ihm dankten, wieder zu danken; der Zug setzte sich abermals in Bewegung, von einer Seite wie von der andern wurde viel geschrien und der Poll begann.

Castanwill war während der Dauer des Poll ein wahres Schlaraffenland. Das Bier floß in mächtigen Strömen; der Ausschank von Branntwein und Liqueur war eben so ungeheuer, als der Preis gering. Fächerhändler liefen durch die Straßen und boten jedem Wähler, den eine augenblickliche Betäubung oder eine plötzliche Schlassucht niedergeworfen, ihre Dienste an; diese beiden Krankheiten waren epidemisch geworden, und man sah auf allen Seiten nichts, als edle Wähler, die sich auf den Trottoirs wälzten.

Dieses Fieber, dieses Zechgelage, dieser politische Carneval dauerte drei Tage; eine große Lection für unseren philosophischen Reisenden, welcher die seltsamen Formen kennen lernte, unter welchen die edelsten Gefühle, Patriotismus und Freiheit, sich verbargen. Eine kleine Anzahl von Wählern hatte sich für den letzten Augenblick als Reserve aufgespart. Diese weisen und geschickten Speculanten wußten zu warten und hatten

sich weder von Blauen noch von Büffeln überzeugen lassen, trotz der häufigen Unterredungen, die sie mit den Häuptern beider Partheien gepflogen hatten.

Eine Stunde vor dem Abschlusse des Poll erbat sich der vertraute Agent Slumkey's die Gunst und Ehre einer neuen Zusammenkunft mit diesen hochberzigen Bürgern, wie er sie anredete. Seine Gründe waren lakonisch, aber unabweislich. Sie wandten sich in Masse zum Poll, und die Aufzeichnung ihres Namens war das Verwerfungsurtheil Horace Fiskins.

Es lebe Slumkey, Mitglied der Kammer der Gemeinen! Dieser Ruf wiederholte lange. Die gesellige Trunkenheit verbrauchte nach und nach und der ehrenfesteste Samuel Slumkey ging, seinen Sitz auf den Bänken von St. Stephan einzunehmen, wo er stets mit den Ministern stimmte.

Dies Gemälde einer englischen Wahl hat vor den übrigen Skizzen der Art den Vorzug, keine Caricatur zu seyn. Alle Züge sind genau; seine ganze Kraft besteht in der Wirklichkeit. Vielleicht wird die Feinheit und Genauigkeit der Einzelheiten gewisse Geister für die Heiterkeit, die nicht übertrieben ist, für die komischen Züge, die nicht ins Gemeine fallen, unzugänglich machen. Eines Tages finden wir vielleicht den weisen Pindar auf seinen Wanderungen durch Wirthshäuser und Tribunale, bei Friedensrichtern, und in jenem Labyrinth des niedern Lebens wieder, welches die Philosophen mit Unrecht in tiefem Schatten gelassen haben.

I.

Ellfeld.

(Mit einem Stahlstiche.)

Der Italiener nennt die Gegend um Neapel ein auf die Erde gefallenes Stück Himmel. Der Deutsche, den die Natur für den Mangel an schönen Meeresküsten durch anmuthige Flußthäler und Landseen zu entschädigen suchte, kann diesen Ausdruck wohl von keiner Landschaft mit mehr Recht gebrauchen, als von dem Rheingau. Es ist wahr, der breite grüne Strom mit seinen lieblichen Inseln, der durch die vortretenden, den freien Ausblick hindernden Berge an manchen Stellen wie ein großer Landsee erscheint, vermag nicht auf das Meer vergessen zu machen. Aber gewiß wirkt der in den freundlichen Flecken und Dörfern überall sichtbare Wohlstand und die Offenheit und Herzlichkeit der Bewohner erwärmender und wohlthuender auf das Gemüth, als der blaue Himmel des Südens auf das Auge. Der Rheingau hat keine Lazzaroni; kein Besw blickt wie ein unheimliches Gespenst in den heitern Frieden seiner idyllischen Uferwelt, die Werke des Fleißes unaufhörlich zu zerstören drohend.

Ein besonderer Reiz dieser Gegend liegt aber darin, daß sie durch vielfache Erinnerungen an eine dahingeschwundene große Zeit, eine Art geistiger Staffage erhält. Der ernste Charakter der durch Geschichte und Dichtkunst heraufbeschwornen Gestalten in Verbindung mit der lachenden Anmuth und Lieblichkeit der Landschaft hinterläßt bei dem Besucher einen Eindruck, der nach Jahren noch nachklingt.

van. des Univ. 4r Jahrg. 12. Heft.

Die interessantesten Partien des Rheingaus befinden sich auf dem rechten Ufer. Unsere artistische Beilage verweist uns auf das altherümliche Städtchen Ellfeld, den Hauptort dieses gesegneten Landstriches. Ellfeld, auch Ellville genannt, liegt hart am Rheine, eine halbe Stunde von Nieder-Walluf, wo der Rheingau beginnt, und soll unter dem Namen *alta villa* schon zur Zeit der Römer bestanden haben. Kaiser Otto I. schenkte es dem Mainzer Erzbischof. Die Erzbischöfe erbauten sich hier eine Burg und wählten sie im 14. und 15. Jahrhundert zu ihrer bleibenden Residenz. Damals zogen sich viele edle Familien hieher, und das Städtchen genoß eines großen Wohlstandes. Jene Burg ist nun gänzlich in Trümmer zerfallen und muß, nach den vorhandenen Ueberresten, von sehr ansehnlichem Umfange gewesen seyn. Gegenwärtig gehört Ellfeld zum Herzogthum Nassau, und ist der Sitz eines herzoglichen Amtes. Die Einwohner, deren Anzahl sich auf höchstens 2000 beläuft, beschäftigen sich mit dem Acker- und Weinbau, und genießen gleich den Rüdesheimern den Ruf besonders geübter Schiffer.

Von höchst malerischer Wirkung sind neben den schönen gothischen Thürmen die zierlichen, im modernen Style erbauten Landhäuser des Städtchens, worunter das des Grafen von Elz, mit einer zwar kleinen, aber interessanten Bildergalerie, und jenes des Baron Langmuth die schönsten sind. Der Aufenthalt der Besitzer dieser Landhäuser während der Sommermonate bringt, abgesehen von der jährlich steigenden Anzahl der Durchreisenden, in den kleinen Ort eine gewisse auf den ersten Anblick überraschende Lebhaftigkeit.

Der Leitung der menschenfreundlichen Gräfin von Elz erfreut sich auch die hiesige Kleinkinderschule, die im August dieses Jahres gegründet wurde. Ihre Einrichtung ist sehr zweckmäßig und der Unterricht, der mit Spielen und Handarbeit unter ununterbrochener Aufsicht mehrerer gebildeten weiblichen Personen abwechselt, genau für das zarte Alter der Kleinen (sechzig an der Zahl) berechnet.

Was aber dem unscheinbaren Städtchen Ellfeld eine besondere Wichtigkeit gibt, ist sein Antheil an der Entwicklung einer Kunst, der das neue Europa seine im Alterthume nie geahnte Verbreitung der Cultur unter alle Volksklassen verdankt — wir meinen sein Verdienst um die Buchdruckerkunst. Noch zu Guttenbergs Lebzeiten errichtete sein Gehülfe und Schüler, Heinrich Bechtelmünz hier eine Buchdruckerei, worin schon im fünfzehnten Jahrhunderte mehre gelehrte Werke gedruckt wurden. Ellfelds frühes Verdienst um die Vervollkommnung der Buchdruckerkunst wurde auch im heurigen Jahre bei der Enthüllung der Guttenbergs-Statue in Mainz anerkannt. An dem Amphitheater, welches man auf dem Platze, den die Statue schmückt, errichtet hatte, waren sehr sinnreich die Namen, Wappenschilder und Nationalfahnen jener Städte angebracht die sich durch Herausgabe großer typographischer Werke ausgezeichnet haben. Neben den ersten Städten in Europa prangten hier nun auch Name, Fahne und Wappen des kleinen Ellfeld.

Nah bei dem Städtchen erblickt man auf einer Anhöhe die Ueberreste der zerstörten gothischen Kirche des Dorfes Rüdrieh, welches in dem anmuthigen Thale



ELLFELD.

Das Verke v. C. Haase, Sibne.

dahinter liegt. In einer kleinen Entfernung davon erhebt sich auf einem mit Reben umpflanzten Berge die Ruine Scharfenstein. Der Wein, der hier gebaut wird, ist von vorzüglicher Güte und unter dem Namen: »Gräfenberger« bekannt.

Die nächste Ortschaft am Rheine stromabwärts ist das Dorf Erbach, wo das schöne Schloß des Grafen von Westphalen am Einflusse des Baches Er (woher der Name des Ortes) in den Rhein, die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich zieht. Einen Besuch verdient auch der, auf der lieblichen Rheininsel gegenüber, im besten Geschmacke angelegte Park dieses Grafen. Von dem Dorfe gelangt man auf einem Hohlwege durch den angränzenden Wald zu der ehemaligen Cisterzienser-Abtei Erbach, welche von dem Mainzer Erzbischofe im Jahre 1135 gestiftet wurde. Ein Theil des Klostergebäudes ist zu einer Irrenanstalt, der andere zu einem Zucht- und Arbeitshause verwendet. Die hier vorhandenen Alterthümer wurden nach dem Schlosse Biberich übertragen.

Dr. M.

Die Indianer in Patagonien.

(Nach der neuesten (27ten) Beschreibung von A. d'Orbigny's Voyage dans l'Amérique méridionale.)

Die so eben erschienene Beschreibung von diesem Prachtwerke d'Orbigny's enthält höchst schätzbare Mittheilungen über die indianische Bevölkerung jener weiten Landstriche zwischen dem Stromgebiete des Plata, der Cordilleren-Kette und dem atlantischen Oceane, aus welchen das Anziehendste unseren Lesern mitzutheilen, wir uns befehlen.

Folgendes ist ein Auszug aus dem Kapitel über die Lucas-Indianer.

Die Araucanos der Pampas oder Lucas, von den Spaniern so genannt, gehören zu jenem Volksstamme, welcher den zehnten Inca, Tupanki, im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts zwang, jenseits des Rio Maule zu bleiben, und von der Eroberung Chile's abzustehen, und welcher feither allen Versuchen der Conquistadores, ihn mit dem Schwerte zu bezwingen, eben so beharrlich widerstand, als den Bestrebungen der Jesuiten-Missionäre, ihn unter die mildere Herrschaft des Kreuzes zu bringen. Es sind dies die Krieger, welche, beinahe waffenlos, die gepanzerten Ritter Almagros zurücktrieben, die unzählbaren Krieger, welche in den endlosen Kämpfen mit der spanischen Macht bis zu unseren Tagen ihre Freiheit, ihre Geseze, ihre Religion und vor allem ihren wilden Stolz bewahrten, der sie in der Achtung ihrer Feinde so hoch stellte, daß diese selbst sie poetisch verherrlichten, wie unter andern Don Alfonso de Ercilla. Unererschütterlich in ihren Meinungen, fest im Besitze ihres angeerbten Landes ist diese Nation, so wie ihre Nachbarn, die Patagonier und Puelche's, ganz dieselbe, wie zur Zeit der Entdeckung Amerika's. Sie hat von der sie umringenden Civilisation nur das angenommen, was sie mit Erfolg im Kampfe gegen ihre Gegner anwenden konnte.

Die Lucas sind unstäte wandernde Stämme ohne feste Wohnsitz, welche, durch Kriege oder Mangel an Weiden gezwungen, vom Rio negro in Patagonien, von

dem Fuße der Cordilleren bis an die Gestade des atlantischen Oceans wandern. Sie leben von der Jagd und der Viehzucht, und bleiben an demselben Orte nur so lange, als sie in der Umgebung ihrer Zelte Wild und Weide für ihre Heerden finden. Hierauf ist ihnen eine Reise von einem halben Hundert Meilen eine Kleinigkeit und wird mit eben der Schnelligkeit ausgeführt, als beschlossen. Sie sind die wahren Beduinen dieser Steppen und in der That das reiseligste Volk, das man auf der Erde kennt; sie sind hierin sehr unterschieden von den ackerbauenden Araucanos in den westlichen (chilenischen) Thäler der Cordilleren. Ihre Wohnsitz erstrecken sich vom 34 — 41° südl. Br., und von den Cordilleren bis an das atlantische Meer.

Die Lucas sind klein und im Durchschnitte nicht über fünf Fuß hoch; doch findet unter ihnen selbst ein scharfer Unterschied statt. Die Ranqueles, welche in den östlichen ebenen Theilen des Gebietes umherziehen, sind von einer 5 — 7 Zoll höhern und schlankern Statur, als die Pincheiras, welche in den Gebirgsthälern wohnen. Diese Erscheinung ist um so auffallender, als in Europa gerade das umgekehrte Verhältniß statt findet; bei uns sind die Bewohner der Hochgebirge höher und schlanker, als die der Ebenen. Am auffallendsten klein und verkrüppelt sind die Cordilleren-Bewohner in Peru.

Die Männer unter den Lucas sind gewöhnlich wohlgestaltet, kräftig und breitschultrig; unter den Frauen darf man jedoch die zierlichen Formen der europäischen Frauen nicht suchen, sie sind gemeinlich sehr dick, fett und hochbusig. Die Muskeln der Männer sind nicht kräftiger und vortretender als die der Frauen; letztere haben eine Schönheit mit allen ihren amerikanischen Schwestern gemein, sehr kleine Hände und Füße. Die Lucas haben nicht die breiten, viereckigen Gesichter und die kleinen Augen ihrer Nachbarn, der Patagonier, aber fast dieselbe kurze, plattgedrückte Nase. Die Jünglinge kann man oft für Frauen halten, so gerundet sind ihre Formen, so sanft ist ihr Lächeln; die Frauen selbst sind in der Jugend mitunter recht hübsch; doch dauert ihre Frische nicht lange. Sobald eine Indianerin das fünf und zwanzigste Jahr zurückgelegt hat, ändern sich ihre Züge auffallend, und werden häßlich, und sie bekommt ganz das Aussehen eines Mannes. Von dieser Zeit an bis ins hohe Alter bemerkt man keine Veränderung mehr, und es wäre schwer, eine dreißigjährige Frau von einer sechzigjährigen zu unterscheiden. Vielleicht trägt ihre ungemeine Unreinlichkeit dazu bei, ihr Aeußeres so bald zu verunstalten. Ihre Zähne sind beneidenswerth schön und weiß, und werden nie schlecht. Eben so ist es mit ihrem schlichten schwarzen Haarwuchse, nur wird dieser an einem Ende bisweilen röthlich wie eine alte Perrücke. Sollte diese Entfärbung eine Folge der Einwirkung von Wind und Regen seyn, da sie immer barhaupt gehen, oder des Waschens mit dem frischen Blute des Schlachtviehes, der Stuten? Vermuthlich das letztere; denn bei den benachbarten Völkern, die ebenfalls keine Kopfbedeckung tragen, findet man diese seltsame Farbe nicht. Bei der Gewohnheit der Lucas, sich stets den Bart auszurupfen, scheint es, als wüchse ihnen gar keiner. Die Frauen reißen sich überdies die Wimpern ganz, die Brauen nur zum Theile aus,

und lassen eine schmale Linie stehen. Zum Ausrupfen bedienen sie sich kleiner silberner Zangen, die sie stets bei sich führen. Oft sah d'Orbigny Indianerinnen mit ganz rothen Augen von der Reizung, welche das Auszupfen der Wimpern verursachte; eine theuer bezahlte Coquetterie. Ihr Teint ist nicht roth, sondern dunkelbraun.

So gute Reiter die Lucas sind, so schlecht sind sie zu Fuße; ohne Zweifel in Folge ihrer Lieblingsübung, des Reitens, und der Art, wie sie in ihren Zelten mit gekreuzten Beinen kauern; auch ist ihre Haltung plump. Die Frauen gehen noch schlechter, als die Männer, die Füße einwärts, weil sie zu viel und immer wie die Orientalinen sitzen. Man ist versucht, sie alle für krummbeinig zu halten. Besonders auffallend ist das außerordentlich lange Leben der Lucas. Aus dem Datum einiger historischer Ereignisse, von denen einige Lucas als Augenzeugen erzählten, ließ sich schließen, daß sie nahe an hundert Jahre alt waren, und doch zeigten sie keine Spur von körperlicher oder geistiger Hinfälligkeit, keine Glatze, kaum einige weiße Haare, bei den ältesten keine Zahnlücke, keine Runzel im Gesichte, nur hängende Backen; alle hatten eine gerade Haltung, ein vorreflechtes Gedächtniß, eine merkwürdige Geistesgegenwart! Beneidenswerthes Alter eines Wilden, der sein ganzes Leben unter Entbehrungen aller Art, Wachen, Kriegen und allen Unbilden des Wetters zugebracht hat.

Die Kleidung der Lucas kündigt an, daß sie auf dem Wege der Civilisation einen Schritt weiter gegangen sind, als ihre Nachbarn, die Patagonier. Es sind nicht mehr Felle von wilden Thieren, sondern Wollengewebe, von ihrer Frauen gewebt, mit Silberzierrathen behangen, welche schon einen Grad von Industrie und Reichthum andeuten. Die Männerkleidung besteht aus zwei Stücken, das eine, Chamal genannt, umgibt den Körper von den Hüften an, wo es durch ein wollenes Band festgehalten wird, bis zur Hälfte der Schenkel. Die Chilipa der Gauchos von Buenos Ayres ist ihm ganz ähnlich und wahrscheinlich von den Indianern entlehnt. Das andere ist ein kurzer Poncho (Uibwurf); er, so wie der Chamal, ist von schwärzlicher Farbe, bisweilen der Länge nach gestreift, am häufigsten roth und blau. Sie tragen Stiefel vom weichen gerbten Leder des Quemul, eines Lama-ähnlichen Thieres; künstlich mit Thierflechten genäht. Immer tragen sie massive silberne Sporen. Die Haare haben sie bisweilen auf dem Scheitel mit einem schmalen Wollenbände von blauer Farbe (Keca) zusammengebunden; die Chile'schen Lucas theilen es hinten am Kopfe in vier Zöpfe, welche am Ende durch einen wollenen Knopf oder einen Silberzierrath vereinigt werden, während sie das Haar am Vorderkopfe mit einem blauen Bände zurückbinden, welches dreimal um den Kopf geführt wird, und dann frei zu beiden Seiten, mit eintigen röhrenartig zusammengebogenen Silberstücken verziert, herabhängt. Sie tragen ferner plumpe silberne Ohrringe mit einer Silberplatte, in Felder getheilt; am Halse hängen ihnen die erwähnte kleine silberne Zange, mit der sie sich die Haare auszupfen. Nur bei großer Kälte hüllen sie sich in die Pelzmantel, welche Patagonier und Puelchen beständig tragen, und von denen sie sie auch kaufen, um sich des Nachts als Bettdecke ihrer zu bedienen.

Der Frauenanzug, auch aus Wollenzügen, ist nicht

sehr kleidsam, und besteht ebenfalls aus zwei Stücken. Das eine, Quebeto, umhüllt den ganzen Körper, von der Schulter bis zur Erde herabfallend, wird vorn über's Kreuz geworfen und auf den Schultern von eisernen oder kupfernen Nabeln, um den Leib durch einen Gürtel (Kexike) festgehalten. Auch der Gürtel ist von Wolle, nur die reichsten oder Caziken-Frauen tragen ihn aus Luxus von Kupfer, mit Figuren aus Glasperlen, mit feinen Thierflechten aufgespannt. Es ist dies das liebteste Puststück der Lucas-Damen. Der Quebeto läßt die Arme frei, aber umwickelt die Beine dergestalt, daß die Indianerin nur sehr kleine Schritte mit größter Unbequemlichkeit machen kann. Das zweite Kleidungsstück Pilken oder Filla, ist viereckig, und wird wie ein Mantel über die Schultern gehängt. Die vordern beiden Zipfel werden auf der Brust mit einer sehr großen silbernen Nabel befestigt, deren Kopf in eine runde Silberscheibe von sechs Zollen Durchmesser ausgeht. Sie tragen ungeheure silberne Ohrringe von der seltsamsten Form mit einer viereckigen, fast drei Zoll breiten Platte, überdies um den Hals mehre Schnüre kleiner Glasfaden von verschiedenen Farben, auch ihre Arme sind mit Armbändern, bald von Glasperlen, bald von hohlen Silber- oder Kupferkugeln, beladen. Mit denselben Zierrathen sind ihre Knöchel geschmückt; die Finger stecken voll silberner und kupferner Ringe. Wenn die reichen Frauen sich in den höchsten Staat werfen wollen, setzen sie eine Müze von farbigen Glasperlen, am liebsten rothen und blauen, auf. Das Haar ordnen sie mit besonderer Sorgfalt. Bisweilen theilen sie es ganz einfach in zwei Partien von vorn nach hinten, und lassen es von jeder Seite frei auf die Schulter fallen. Dies ist bei den älteren Frauen Sitte. Die Jüngern flechten es mit blauem Bände in zwei Zöpfe, welche über die Schulter und nicht auf den Rücken herabhängen. An besonders festlichen Tagen umwinden sie die Zöpfe von oben bis unten mit Glasperlenschnüren; an deren Ende hängen Silber- oder Kupferplatten, welche bei jedem Schritte wie Schellen klingeln. — Die Luca-Indianerin begnügt sich, wenn sie en grande toilette ist, nicht mit dieser sonderbaren Nationalkleidung; um ihrer Eitelkeit zu genügen, muß ihr dunkles Gesicht mit Schminke bedeckt, muß die Lebhaftigkeit ihres Blickes durch besondere Farben erhöht werden. So strahlen die Wangen bis dicht unter den Augen von der Lieblingsfarbe, einem schönen Rosenroth*; bisweilen fügen sie am äußeren Rande einige schwarze oder blaue Linien hinzu, oder auch einen breiten Streif unter den Augen. Sie bereiten ihre Schminke, indem sie die Farbe mit Hammel- oder Stutenfett mischen, und sich damit beschmieren. Auch die Lucas-Stuger schminken sich nicht minder, als die unferigen. Die Lucas-Frauen geben als Ursache dieses Schminkens nicht sowohl den Wunsch, zu gefallen, an, als daß sie dadurch gegen Hitze und Kälte mehr geschützt seien. Das Bemalen scheint bei den Südamerikanern die Stelle des Tättowirens der Oceanier zu vertreten, und ist von der Linie bis zum Feuerlande ganz allgemein.

* Diese Farbe, welche an Feuer dem Zinnober gleichkommt, scheint nur ein Eisenoryd zu seyn, und findet sich in der Sierra de la tinta, wo sie alljährlich gesammelt, und von den Indianern in ihren Tauschhandel gebracht wird.

Sein Pferd schirrt der Luca fast eben so wie der Gaucho an. Nur die Cajiken befestigen vorn und hinten auf dem Sattel Kupferplatten, wie sie deren auch zum Zeichen ihres Reichthums auf dem Poncho tragen. Alle, wenn sie nicht gar zu arm sind, tragen silberne Sporen; die Steigbügel sind so eng, daß sie kaum die Zehen hineinsetzen können. Der Frauensattel ist dem Mannsattel ganz ähnlich, nur wird ihm eine wollene mit verschiedenfarbigen Figuren verzierte Decke untergebretet. Die Zelte bestehen aus Stäben, die schief in die Erde getrieben, und mit Pferdehäuten bedeckt werden. Die Frauen müssen diese Häute zubereiten, und breiten sie zum Trocknen aus. Wenn die Häute ausgespannt sind, schaben sie mit einem scharfen, gekrümmten Instrumente die Haare davon ab, und machen sie durch Reiben zwischen den Händen geschmeidig. Im Zubereiten von Pelzwerk erreichen die Lucasfrauen die Patagonierinnen nicht; auch sind die Zelte der Lucas (Choca) so niedrig, daß ein Mann kaum aufrecht darin stehen kann. Vor dem Zelte werden die Lanzen der darin wohnenden Krieger nach der Rangordnung derselben aufgestellt; sie allein bringen in den ärmlichen und traurigen Aublick eines Indianer-Dorfes Abwechslung. Im Innern der Zelte findet man eine ekelhafte Unreinlichkeit; alles ist vom Rauche geschwärzt, die Wände glänzen von schmierigem Pferdehute, in den Winkeln liegen die widerlichen Reste der Jagd und der Mahlzeit, alle Geräthschaften sind eben so schmutzig, als das Zelt selbst, welches weder von innen noch von außen jemals gereinigt wird. Wenn es endlich ihnen selbst zu schmutzig wird, begnügen sie sich, ihr Zelt an einem andern Orte aufzuschlagen. Die Leichtigkeit, womit sie ihren Wohnsitz verändern können, behagt ihrem Unabhängigkeitsinne zu sehr, als daß sie jemals feste Wohnungen erbauen sollten.

Ihr nomadisches Leben läßt diesen Indianern keine große Hauseinrichtung zu; das Innere ihrer Zelte trägt ein Gepräge von Elend, welches mit ihrem wilden Hochmuth sehr contrastirt. Die Einrichtung besteht in einigen Waffen, welche an den Wänden hängen, einigen Schemeln und einigen Säcken von Fellen zur Aufbewahrung der Kleider der Familie. Hier hängen Pferdezüme, Lazos, Bolas (Wurfschlingen), dort ein Paß Riemen; im Winkel liegt ein Haufen Hammelfelle, welcher statt des Bettes dient, und ein großer Mantel von zusammengegenähtem Pelze, als Decke gebraucht. In der Mitte brennen ein oder mehrere Feuer, je nach der Anzahl der Frauen, deren jede eines anzündet, um welches ihr Mann und ihre Kinder sich lagern. Das Küchengeschirf besteht aus ein paar irdenen Gefäßen. In manchen Familien hat man große Muschelschalen als Trinkgeschirf; im Ganzen herrscht im Innern der Choca die größte Kahlheit, und niemand würde ahnen, in der Wohnung der stolzesten Männer Amerika's zu seyn.

Einige Spuren von Reinlichkeit findet man indessen bei den Lucas doch; die Frauen waschen sich alle Morgen wie immer auch das Wetter seyn möge, Gesicht und Haare, ehe sie sich schminken. Manchmal sogar gehen einige wenige baden, wobei sie statt der Seife mit einem fetten Lehm sich reiben. Auch die Männer waschen sich das Gesicht, was ihrer Gewohnheit, das Haar in dem frischen Blute der Pferde, so oft sie schlachten, zu wa-

schen, ganz widersprechend ist. Nach der Blutwäsche lassen sie das Haar trocknen und zusammen kleben. Diese Gewohnheit gründet sich auf einen Aberglauben: sie behaupten, sie mache kühn und unerschrocken. Einige Frauen waschen ihre Kleider statt der Seife mit Blut.

Die Kunstfertigkeit der Lucas hat seit der Zeit der Incas trotz der Nachbarschaft der Spanier wenig oder gar keine Fortschritte gemacht. Die Männer sind so träge als möglich und überlassen außer der Sorge für die Waffen alle Arbeit den Weibern. Diese führen das Hauswesen, satteln die Pferde und weben das Zeug zur Bekleidung der Familie. Sie spinnen die Wolle ihrer Heerden auf einfachen Spindeln. Eben so einfach sind Webstühle, auf welchen die Arbeit äußerst langsam geht; es dauert eine unendliche Zeit, ehe eine Poncho, ja selbst nur ein Band fertig wird; nicht selten sieht man erst nach wochenlanger unablässiger Arbeit ein Stück beendet, welches ein europäischer Arbeiter bequem in einem Tage machen würde. Die Berg-Lucas (z. B. die Pehuenchen) sind im Weben unter den Indianern berühmt; sie bearbeiten besonders gern rohe braune Wolle und haben selbst einige Farbstoffe, unter andern einen schönen rothen Pflanzenstoff aufgefunden. Auch gelb und schwarz wird mit einheimischen Stoffen gefärbt, blau mit Indigo, welchen sie von den Christen eintauschen; andere Farben wenden sie nicht an. Alle Ponchos haben Längensstreifen von diesen Farben. Die Pferdedecken haben ringsum einen gefärbten Rand mit regelmäßigen Figuren: immer sind diese, welche auch auf Schemeln, Kleidern, Gürteln vorkommen, geradlinig, nie ahmen sie Pflanzen oder Thiere nach. Dies ist eine Eigenheit, welche die australischen Wilden von allen übrigen unterscheidet. Die Lucas schlagen Feuer, doch erhalten sie die Werkzeuge dazu von den Christen. Sie verarbeiten Silber und Kupfer zu Sporen, Dhrringen, Nadeln und der Anzahl von Platten, womit sie Kleider und Geräthschaften verzieren. Wahrscheinlich haben sie die Kunst, hohle Silberperlen zu blasen, noch von den Incas her. Alle ihre Arbeiten der Art sind sehr ungeschickt; sie arbeiten im Innern ihrer Zelte, flach auf dem Boden liegend, und hämmern mit unermüdblicher Geduld mit kurzen Eisenstielen und Steinen. Auf die angeführten Arbeiten und auf die Verfertigung von Waffen beschränkt sich ihre ganze Kunstfertigkeit; die Frauen, wie gesagt, weben, verfertigen eine Art groben Geschirres, kupferne Tressen und andere Kleinigkeiten. Das unläute, irrende Leben erstickt jeden Funken von Industrie.

Der einzige Handelszweig dieser Indianer mit benachbarten Völkern besteht in Geweben. Alle Jahre bringen die Stämme, welche ohne Furcht vor einem Angriffe ihrer Feinde die Quellen des Rio negro, den Vereinigungspunkt der südlichen Nationen, besuchen können, dorthin ihre fertigen Gewebe, oder ein Allerlei von Kleinigkeiten, welche sie den Christen raubten, um sie gegen Pelzwerk, den berühmten Artikel der Patagonier, auszutauschen. Auf die Märkte der Christen bringen sie Gewebe, Vieh, das sie an einem entfernten Orte gestohlen haben, rohe Felle und viele Federn vom nandu oder südamerikanischen Strauße, welche bis nach Europa gehen: dafür verlangen sie bisweilen Geld, häufig geistige Getränke, am häufigsten Flitterkrum oder gefärbte Zeuge, um sich herauszuputzen. Gewöhnlich werden sie von den

christlichen Handelsleuten betrogen, was ihnen eine so schlechte Meinung von diesen beibrachte. Ubrigens ist dieser Handel von so geringer Ausdehnung und seine Gegenstände haben so wenig Werth, daß er kaum erwähnt zu werden verdient.

Vor der spanischen Eroberung hatten die Lucas wohl kein anderes Hausthier als den Hund. Sie lebten damals nur von der Jagd. Die verwilderten Heerden von Hornvieh auf den Pampas ließen sie zuerst auf den Gedanken kommen, Heerden zu halten. Der Gebrauch von Pferden verbreitete sich unter den Indianern mit reißender Schnelligkeit; bald wetteiferten sie mit den Spaniern in der Reitkunst. Ein lebhafter Pferdehandel ward von den Indianern, welche in der Nähe der spanischen Niederlassungen lebten, mit den Stämmen des Innern getrieben; die Leidenschaft des Reitens verbreitete sich zu den entferntesten Stämmen, zahllose Überfälle der spanischen Kolonien erfolgten bloß, um Pferde zu erbeuten, und jetzt sind alle Stämme des südlichen Amerika bis zur Magellan-Strasse beritten, und sehen das Pferdefleisch als einen Lederbissen, als Hauptnahrung an; nur eine geringe Anzahl besitzt Heerden von Hornvieh. Die ewigen Kriege der Stämme unter einander, die Nothwendigkeit, sich schnell zu retten, werden sie stets hindern, davon große Heerden zu haben. Ebenso ist es mit dem Schafvieh, welches äußerst häufig seinen Herrn wechselt. Die Lucas haben, wie die Ganchos, wenig Sorgfalt für ihre Hausthiere, diese leben fast ganz sich selbst überlassen und halb wild auf den weiten Ebenen. Besonders beliebt sind die Schecken. Die Lucas spalten, wahrscheinlich aus einem abergläubischen Grunde, allen ihren Pferden die Ohren.

Die Leibspeise der Lucas ist rohes Fett, und vor allem Stutennieren und Herzen, welche sie noch warm und zuckend, mit ein wenig Salz bestreut, verzehren. Ihre gewöhnliche Nahrung ist gebratenes oder halbgelocktes noch blutendes Fleisch; gern essen sie auch das Blut, bloß in Wasser gekocht; das liebste Fleisch ist ihnen das der Suten und das des Wildes, welches sie auf der Jagd erlegen. Niemand von ihnen verlegt sich auf den Ackerbau; sie essen auch kein anderes Getreide, als welches sie auf benachbarten Niederlassungen stehlen. Zur Zeit einer Hungersnoth essen sie die Samen einer, unserm Senfe ähnlichen Pflanze, welche sie früher zwischen zwei Steinen zermalmen; auch kochen sie eine kleine, längliche schwarze Wurzel, der Duesenwurzel ähnlich, und zerstoßen sie zu einem geschmacklosen Mehl. Sie halten täglich drei Mahlzeiten, und lassen sich, fast wie die Orientalen, auf ihre gekreuzten Beine nieder.

Die Jagd ziehen sie allen andern Beschäftigungen vor; dagegen gehen sie niemals auf den Fischfang. Da sie so viele Zeit im Müßiggange zubringen, haben sie sich den Mißbrauch geistiger Getränke angewöhnt, und lieben sie leidenschaftlich. Sie kennen kein höheres Glück, als sich zu berauschen, und stellen sich den glückseligen Zustand der Tugendhaften nach dem Tode als einen unaufhörlichen Rausch vor. Sie bereiten ihr Getränk aus einer Mandelfrucht und aus dem Getreide, das sie auf Raubzügen oder durch Laufschhandel gewinnen. Aus den Früchten der unzähligen wilden Aepfelbäume in den Andes-Thälern machen sie eine Art Cyder. Die Stämme,

welche in der Nähe der Christen wohnen, trinken, die Frauen nicht weniger, als die Männer, bis zur Bewußtlosigkeit. Vor den Thüren der Branntweinalden sieht man fast immer Indianer besinnungslos wie Thiere sich herumwälzen. Bei jeder Gelegenheit halten sie Trinkgelage; Geburten, Mannbarwerden, Hochzeiten, Sterbefälle von Eltern oder Gatten, Geneiungen von Krankheiten, alles gibt ihnen Anlaß, den Branntwein in Masse zu trinken. Man sah eine Puelche-Frau ihr Kind gegen eine dreitägige Trunkenheit verkaufen! Ein Theil des Vorwurfs fällt auf die christlichen Handelsleute, welche, um eines wucherischen Gewinnes willen, diese unglückliche Leidenschaft mit Eifer anfaßen. — Seltsam ist es, daß die Indianer in der Trunkenheit nicht streitsüchtig werden. Nie sah man sie einander schlagen: sie singen, lachen, weinen, erinnern sich ihrer verstorbenen Verwandten und Freunde, deren gute Eigenschaften alle sie aufzählen, ohne je ihrer Fehler zu gedenken. Ihre natürliche Beredsamkeit erhält in der Trunkenheit den höchsten Schwung. Oft sieht man Häuptlinge stundenlang die Thronen mit Feuer und ohne einen Augenblick zu stocken, anreden: man erstaunt über die Erhabenheit und den Geist, über die Poesie dieser Improvisationen.

Nicht minder als die geistigen Getränke lieben die Lucas den Tabak. Sie verlangen ihn unaufhörlich, rauchen ihn mit Wollust in Gestalt von Cigarren und vermischen ihn mit Yerba (Maisbrei), wenn sie dessen habhaft werden können. Um diese Sachen sich zu verschaffen, entschließt sich der Indianer sogar, wenn Frau und Kinder nicht hinreichen, selbst Hand an die Arbeit zu legen, doch nicht an eine gewerbsame, sondern höchstens ans Holz sammeln, welches sie dann bei den Ansiedlern gegen Branntwein und Tabak vertauschen. Oft begegnet man diesen Familien auf dem Lande; fragt man sie, wohin sie gehen, so antworten sie unabänderlich: paseando (spazieren). Die Indianer sind die hartnäckigsten Bettler, die es geben kann; sie hören nicht auf, ihre Armuth zu bejammern, den Reichthum der Christen zu erheben, um ihr Mitleid rege zu machen, und führen stets das Wort presantando im Munde, ein ganz verdorbenes Spanisch, welches unübersetzlich ist und andeutet, daß sie etwas geschenkt haben wollen. Wenn man ihnen nichts schenkt, können sie ganz geläufig mesquino (Erbärmlicher!) sagen, und schenkt man ihnen etwas, buen corazon (gutes Herz!). Ueberaus selten ist es, daß ein Indianer etwas verschenkt, und nie theilt einer, was er bekommen hat, mit seinen Gefährten. Ohne Zweifel ist die Ursache ihres Eigennuzes die Großmuth der Spanier, welche sie stets ohne ein Gegenverlangen mit Geschenken überhäufte. Wenn ein Luca sein Elend klagt, muß man nicht glauben, er halte sich für niedriger stehend: er thut es nur, weil die Umstände ihn zwingen, in seinem Innersten hält er sich für hoch erhaben über uns.

Die gewöhnlichen Spiele der Lucas sind das Ballspiel, Würfelspiel und derlei andere. Alle ihre Unterhaltungen haben indess einen kriegerischen Anstrich, und lieber als mit ihnen beschäftigen sie sich mit der Jagd oder mit Waffenübungen.

Weil alle Lucas an Range einander gleich sind, und jeder jeden Augenblick die Hilfe des andern nöthig haben kann, behandeln die Männer desselben Stammes

einander freundlich und rücksichtsvoll. Die einen Kriegszug mit einander gemacht haben, betrachten sich wie für immer fest verbunden, sie können zum Zeichen der Freundschaft jede Bitte ohne abschlägige Antwort thun. Aber wer in dem einen Jahre verlangt, muß in dem nächsten Jahre seinerseits wieder dem andern geben, was dieser begehrt.

Die Lucas haben mit den übrigen Nomadenvölkern des südlichen Amerika einerlei Charakter. Wie die Patagonier und Puclchen, sind sie bis zum höchsten Grade eigennützig, über alle Beschreibung mißtrauisch — vermußlich, weil ihnen die Spanier in den Verträgen so oft die Treue brachen, — böshast wie kein anderes Volk, listiger als die civilisirten Nachbarn, falsch aus Nothwendigkeit, verstellt unter einander, und über alles gegen die Weißen, von denen sie die schlechteste Meinung haben, daß diese aller Treue und alles Gewissens wie überhaupt, so insbesondere in Handelsbeziehungen bar seien. Sie sind anmaßend in ihrem Benehmen, ganz ungenirt in ihren Handlungen, kühn bis zur Verwegenheit und fürchten durchaus nicht den Tod. Mit einem Worte, wenn man einen Wilden schildern wollte, müßte man einen Luca zum Muster nehmen; denn dieser ist ganz fessellos. Ihn hemmt die Furcht vor einem Gotte nicht mehr als das Ansehen des Häuptlings oder des Vaters; das Einzige, was seine Willkür in Schranken halten kann, ist die Furcht vor der Wiedervergeltung durch eben so freie Männer. Die Lucas sind die stolzesten Unabhängigen von Südamerika, aber nicht die engst verbundenen; die gänzliche Ungebundenheit führt ewige Spaltungen, unverföhnlichen Haß bis in den Schoß der Familien, und hält die Stämme in ewigem wechselseitigem Kriege. Die Häuptlinge haben gar keinen Einfluß; nur durch ihre Überredungskraft können sie die Indianer zu einem gemeinsamen Zwecke vereinen, von dem sie sich im Falle eines Privatinteresses augenblicklich wieder lossagen.

Ein junger Mann, was immer er sich erlaube, fürchtet keine Strafe, die ihm aufzulegen Niemand das Recht hat; er hat niemanden Rechenschaft zu geben. Er kann selbst den Caziken tödten, wenn dieser ihn angreift, vorausgesetzt, daß seine Familie reich sei, denn die Familie ist immer für ihn verantwortlich. Tod wird mit Tod bezahlt; aber reichliche Geschenke söhnen den Haß, der sonst unauslöschlich und um so mehr zu fürchten ist, da die Rache nie offen geübt wird, wenn der Beleidigte nicht durch große Reichthümer der Gewaltthat mächtig ist. So haben nicht nur ganze Familien auf ewig die Rache bewahrt, sondern selbst ganze Stämme hundertjährige Fehden geführt. Da der Letztgeödtete immer noch Verwandte hat, seinen Tod zu rächen, so hört die wechselseitige Rache nur auf, wenn die eine Familie ganz ausgeilgt oder zu arm und dürftig ist, um sich die Mittel des ferneren Angriffes zu verschaffen. Noch immer erinnern sich die Caziken und vornehmeren Indianer ihrer, in den ersten Schlachten mit den Spaniern gefallenen Vorfahren, und hegen gegen die Eroberer der neuen Welt den tödtlichen Haß der Blutrache. Es wird daher den neuen Republikern wohl nicht gelingen, mit den kriegerischen Urbewohnern jemals Frieden und Bündniß zu schließen.

Wenn ein Luca einen andern bestiehlt, muß der Dieb, wenn der Bestohlene mächtig genug ist, das Ge-

stohlene ersetzen, oder falls er selbst nicht mehr im Stande wäre, die Familie in der Person des nächsten Verwandten.

Sobald ein Indianer heirathen will, benachrichtigt er seine Familie; diese versammelt sich und bespricht die Geschenke, welche dem Stande der Braut zufolge gebracht werden müssen. Wenn man glaubt, keine abschlägige Antwort zu erhalten, wird ein Tag verabredet, bei dessen Anbruch die Verwandten mit den bestimmten Geschenken zusammenkommen. Von Neuem wird Rath gehalten und zwei oder drei, die beredtesten, werden als Abgesandte hingeschickt. Diese gehen in das Zelt des Brautvaters und wecken ihn. Alles steht sogleich auf, und bittet die Gesandten, einzutreten, welches diese erst thun, nachdem sie einige von ihren Geschenken auf die Erde geworfen. Nun weiß der Vater, worum es sich handelt; er umarmt die Gäste. Diese nehmen hierauf das Wort nach einander, erklären den Zweck ihres Kommens, zählen die Titel des Liebhabers, seine persönlichen Eigenschaften auf, hierauf die seiner lebenden oder todtten Verwandten, und steigen bis in die fünfte oder sechste Generation hinauf, um die Verbindung ins glänzendste Licht zu setzen. Wenn die Gesandten ihre Rede, die manchmal mehrere Stunden dauert, beendet haben, nimmt der Vater das Wort, zählt seinerseits seiner Tochter und ihrer Verwandten Verdienste auf, und läßt pro forma seine Frau holen, obgleich diese ganz ohne Einfluß ist, und immer ihre Einwilligung geben muß. Die einzige Einwilligung, um die nicht gefragt wird, ist die des Mädchens selbst, sie ist durchaus dem väterlichen Willen unterworfen.

Nun fängt eine neue Unterhandlung mit dem Vater an, sie betrifft den höchst zarten und schwierigen Punkt der Geschenke. Der Brautvater verlangt nach Verhältniß seiner Verwandten, da er sie alle zufrieden stellen muß. Wenn man endlich übereingekommen ist, wird der Familie des Bräutigams die Ubereinkunft mitgetheilt; sie kommt in Masse herbei, die Gesandten binden allen Thieren, die zum Geschenke bestimmt sind, die Füße und nach und nach gehen sie einzeln in den Toldo und lassen, ohne ein Wort zu sagen, ihre Geschenke zur Erde fallen (gewöhnlich bestehen diese in gewebtem Zeuge oder Manns- und Frauenschmuck, silbernen Sporen und dergl.). Hierauf setzen sie sich vor dem Zelte mit gekreuzten Beinen, einen großen Halbkreis bildend, nieder, in ihrer Mitte der Bräutigam mit seinen nächsten Verwandten, neben ihm ein erhabener Sitz von lauter Frauenkleidern. Der Vater der Indianerin tritt aus dem Zelte, macht der Versammlung eine Verbeugung, und zeigt mit unaussprechlichem Ernst seine Wohnung, wo, sagt er, seine Tochter noch ist und von wo man sie holen lassen kann. Alsobald stehen alle Frauen, die mit dem Bräutigam kamen, eiligt auf, gehen in das Zelt, bitten die Frauen, denen sie bezeugen, ihnen die Braut zu zeigen, ergreifen sie bei der Hand, ziehen sie, die sich aus allen Kräften sträubt, mit Gewalt aus der Hütte und bringen sie dem Bräutigam. Sie setzt sich auf den leeren Sitz von Kleidern und man bedeckt sie mit Geschenken. Nun wird der ganze Luxus der Geschenke vor den Anwesenden ausgebreitet und zum ersten Male setzt die Braut die Mütze von Glasperlen auf, welche kein Mädchen noch tragen darf. Alles ist vergnügt, beide Familien vermischen sich. Man schlachtet eine der ge-

schenkten Stuten, nimmt Lungen und Herz heraus, und kocht sie in Wasser. Die Gäste halten Mahlzeit, und führen die Braut mit sich in die Behausung ihres Bräutigams.

Bisweilen, wenn zwischen beiden Parteien frühere Verbindungen Statt fanden, wird die Heirath nicht auf diese Art vollzogen. Die Verwandten des Bräutigams entführen die Braut, bewahren sie wohl, und gehen erst einige Tage nachher, der Form nach sie vom Vater zu verlangen, indem sie ihre Gewaltthat mit der heftigen Leidenschaft des Bräutigams entschuldigen; sie machen hierauf einige Geschenke, denen die übrigen erst folgen, wenn die formale Einwilligung gegeben ist. Hierauf erst folgt die gebräuchliche Ceremonie mit mehr oder weniger Pomp, je nachdem der Stamm reich ist oder gerade in Frieden lebt: bisweilen beschränkt sie sich auf den einfachen Kauf. Oft ist hiemit der Mann noch nicht im sichern Besitze seiner Frau und mit den Heirathskosten zu Ende; denn wenn der Brautvater mit den Verwandten bei der Vertheilung sich nicht vereinigen kann, was fast immer geschieht, so muß der Mann nachzahlen, was er noch hat, so, daß oft durch eine Heirath die Familie des Mannes für Jahre hinaus, zu Grunde gerichtet ist.

Sobald eine Indianerin verheirathet ist, bewohnt sie ein von ihrer Familie abgesondertes Zelt, und alle ihre Ausgaben lasten nun auf ihr. Doch werden die Indianerinnen gewöhnlich gute Hauswirthinnen und gute Mütter. Sehr selten sieht man eine schlechte Wirthschaft. Immer ist der Mann voll Rücksicht für die Frau; nie, selbst in der Trunkenheit nicht, vergiftet er sich so weit, sie zu schlagen.

Die Vielweiberei ist bei den Aras erlaubt, und alle würden mehrere Frauen haben, wenn es nicht so äußerst kostspielig wäre. Nur die Besitzer zahlreicher Heerden und die Häuptlinge (Ulmens) nachen von dieser Erlaubniß Gebrauch, weil ihre Lage es ihnen erlaubt; denn nicht nur können sie sie leicht kaufen, sondern mancher arme Vater schätzt sich glücklich, seine Tochter fast umsonst herzugeben, um durch die Verbindung mit dem Mächtigen selbst an Macht zu gewinnen. Wo mehrere rechtmäßige Frauen in einem Hause sind, herrscht gewöhnlich die erste über die spätere. Um Auftritte der Eifersucht seltner zu machen, schenkt ihnen der Mann der Reihe nach, einer jeden zwei Tage, seine Gunst: während dieser zwei Tage hat sie die Auszeichnung, neben ihm am Feuer sitzen zu dürfen. Man sieht daher gewöhnlich im Toldo zwei Feuer; an einem sitzt der Mann mit der Begünstigten, am andern die ganze übrige Haufen Frauen und Kinder.

Wenn der Luca-Ehemann sich so aufführen, so untreu seyn kann, als er will, und keine der Frauen mit einem Wörtchen sich beklagen darf: so müssen die Frauen selbst ein makellofes Betragen haben. Die Eifersucht der Männer geht bis zum übertriebensten Grade, und führt sie zu keinem Exceß, besonders gegen den Schwelger; dieser muß seinen Fehler mit einem Geschenke an Stuten oder andern Sachen sühnen, wenn er nicht die Verfolgung der ganzen Familie auf sich laden oder sich entfernen will. Bei den Pehuenchen richtet sich die Strenge des Herkommens ganz gegen die Frau. Die beleidigte Ehemann kann sie tödten, aber nur in dem Falle, daß ihre Verwandten einwilligen, was beinahe

nie geschieht; würde er ohne diese vorläufige Einwilligung es thun, so müßte er es ihren Verwandten mit dem Leben bezahlen. Gegen einander sind die Indianer sehr eifersüchtig; wenn ein Gastfreund oder Verwandter bei einem Arca übernachtet, so legt sich der Wirth immer zu seiner Seite schlafen, unter dem Vorwande, er thue es als Zeichen seiner Ergebenheit.

Wenn eine Lucasfrau niederkommt, so geht sie unmittelbar darauf im nächsten See oder Fluße baden, und thut dies alle Tage. Man feiert bei dieser Gelegenheit ein Fest, man tanzt, und vor allem, man trinkt. Die Indianerinnen müssen wahrlich von einer andern Constitution seyn; unseren Frauen würde unter solchen Umständen ein oft eiskaltes Bad den Tod bringen, so verwehrt der Comfort der Civilisation, und die Bequemlichkeit schafft Bedürfnisse.

Wenn die Lucas krank werden, behandeln sie sich nie selbst, sondern nehmen ihre Zuflucht zur Maschi, welche das Amt eines Arztes nicht minder, als einer Beschwörerin versteht. Die ersten Mittel derselben sind das Auflegen von Kräutern, Staub oder Seife: hilft dies nicht, so macht sie Einschnitte in die Haut, indem sie ein wenig Haut faßt, in die Höhe zieht, und ein schneidendes Instrument hindurchführt. Wenn auch dieses Mittel nichts hilft, so wird nichts mehr angewendet, als abergläubische Gebräuche. Sobald die Maschi sieht, daß die Krankheit schlimmer wird, theilt sie den Verwandten mit, sie habe geträumt (denn die Lucas sind Slaven ihrer Träume), daß die Krankheit heftiger werde, und daß der Machitun durchaus nöthig sei: man schießt sich also an, diese Operation auszuführen. Nahe am Toldo pflanzt man zwei Bäume oder Lanzen auf, an jeder hängt eine Trommel und ein Gefäß mit demselben Getränke aufgestellt; man schleppt einen Hammel und ein Füllen, gut gebunden, herbei, trägt den Kranken, wohl eingehüllt, aus dem Toldo und legt ihn in die Mitte des Kreises in die Sonne. Alsogleich setzen sich zwei alte Frauen zu den Trommeln, die Maschi stimmt ein Lied an, welches eigens für diese Gelegenheit eingerichtet ist, die Alten schlagen die Trommel, alle Zuschauer fallen im Chor ein und tanzen um den Kranken herum. Die Maschi zündet eine Cigarre an, und räuchert dreimal die Bäume, die Thiere und den Kranken an, dessen leidenden Theil sie ausdeckt und daran saugt, bis sie eine Menge Blut ihm genommen hat. Diese Anstrengungen erhitzen sie, ihre Augen werden blutroth, ein untrügliches Zeichen, daß die Krankheit von Quacubu, dem Gotte des Bösen, herrührt, den sie so aus dem Körper des Kranken in ihren eigenen zieht. Immer lebhafter wird sie und scheint vom Dämon besessen, endlich scheint sie ganz wüthend; die Anwesenden müssen mit Gesang und Tanz inne halten, daß sie sich erholen kann. Nun öffnet man das arme Füllen lebendig, reißt das zuckende Herz heraus, übergibt es der Zauberin, welche das Blut aussaugt, und dem aufrecht gehaltenen Kranken ein Kreuz auf die Stirn macht; hierauf wird der ganze Körper desselben mit Blut eingerieselt. Die nämliche Ceremonie geschieht mit dem Hammel. Von neuem beginnt der Tanz; man zwingt den Kranken, sich auf den Beinen zu erhalten, ja mitzutanzten. Wenn er lustig ist, wird er die Krankheit

überleben, bleibt er traurig, so muß er sterben. Die Maschi erklärt den letztern Fall so: der Quecubü nahm bereits einen zu großen Platz ein, als daß man ihn durch die zu späte Operation noch vertreiben konnte. Ob nun die Vorbedeutung glücklich oder unglücklich war, das Fleisch der Opfer wird gekocht und bis auf das kleinste Stück verzehrt, und dies ist Pflicht; denn selbst die Knochen werden nicht den Hunden gegeben, sondern eingegraben, oder an Lanzen und Bäumen aufgehängt.

Eine viel verwickeltere Beschwörung findet bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. bei Erkrankung eines Chefs Statt. Die Bäume oder Lanzen werden aufgepflanzt, die Trommeln daran gehängt, eine große Umfriedung mit einem einzigen Eingange gegen Westen errichtet, und der Kranke zwischen die Bäume gelegt. Zu jeder Seite steht ihm ein altes Weib, zu Häupten und zu Füßen ein Greis. Die Maschi gibt den Weibern zwei andert-halb Schuh lange Holzstücke, mit Federn am Ende geziert, womit sie auf ein Zeichen die Trommel schlagen. Zwei Salebassen, mit Seinen gefüllt, schwenken sie mit der Linken. Den Greisen überreicht sie vier Gefäße, zwei mit einer weißen Farbe gefüllt, womit sie sich einschmieren müssen, zwei leere, um das Blut eines Opfersperdes aufzufangen. Alle Gäste gehen in den Kreis, unter ihnen sechs gepuzte Mädchen, die einander bei der Hand fassen, und den Greisen den Rücken kehren. Nach diesen Vorbereitungen fängt die Maschi an, die Trommel zu schlagen, und ihre Zauberfänge anzustimmen, wovon das Geräusch der Salebassen sich mischt; die Mädchen tanzen, ohne den Ort zu wechseln. Endlich läßt die Maschi das Pferd schlachten und verrichtet mit dem Herzen den schon erwähnten Gebrauch. Während die Greise das Blut auffangen und damit, wie mit der weißen Farbe, die Mädchen beschmieren, schneiden zwölf Anwesende die Leber und die Eingeweide in Stücke und machen zwölf Kränze daraus, welche sie zum Spotte den beiden alten Weibern umhängen. Zu derselben Zeit schneiden zwei Frauen Kopf und Schwanz des Pferdes ab, und überreichen sie den Greisen. Diese lächerliche Scene erweckt allgemeine Fröhlichkeit, besonders bei den jungen Mädchen. Die komische Gruppe fängt wieder an zu tanzen, und führt den Kranken im Kreise hin und her, während die Maschi vorausgeht. Auch bei dieser Ceremonie hält man es für eine glückliche Vorbedeutung, wenn der Kranke heiter wird.

Alle Versuche d'Orbigny's, die Anzahl ihrer Caziken und Krieger zu erfahren, um eine ungefähre Schätzung der ganzen Luca-Nation zu machen, blieben erfolglos. Er schätzt indessen diese auf ungefähr 20000, eine Zahl, die er eher über als unter der Wirklichkeit glaubt, was für die ungeheuren Pampas-Ebenen von acht bis zehntausend Quadratmeilen, eine äußerst schwache Bevölkerung, kaum zwei Menschen auf die Geviertmeile gäbe. Indessen ist das Verhältniß noch immer hoch über dem Patagonischen, welches dreifach schwächer ist.

Die Sprache der Lucas ist von der ihrer Nachbarn, der Patagonier und Puelchen sehr verschieden. So hart und voller Kehllaute diese, so sanft und wohl-lautend ist die ihre. Sie hat sehr wenig harte Töne und verlegt das Ohr nie, man könnte sie selbst eine musikalische Sprache nennen, zufolge ihres Reichthums an Vokalen und ihres rhythmischen Tonsalles. Die

Lucas halten streng auf Reinheit ihrer Sprache, diese hat sich daher im Laufe der Zeit wenig geändert. Männer und Frauen treiben die Sorgfalt der Aussprache und das Vermeiden jeder Unrichtigkeit bis zum Lächerlichen. Die Gabe der Beredsamkeit schätzen sie als das Höchste auf Erden; denn sie brauchen nichts weiter, als schöne Aussprache, warmen Redefluß, Empfindung, Einbildungskraft, ihre Gedanken poetisch einzukleiden, um selbst Ulmen zu werden. In seinem Layactum, d. i. Rede, gebraucht der Häuptling nur gewählte Ausdrücke, sinnreiche Allegorien, sie ist warm, erhaben, die Geister entflammend. In diesen Reden nehmen die Lucas einen von ihrer gewöhnlichen Sprechweise sehr unterschiedenen Ton an, sie singen mehr, als sie sprechen, und ziehen besonders das Ende der Sätze lang hinaus.

G. S. Brauder.

Madrid vom Fuencarral-Thore aus.

(Mit einem Stahlstiche.)

Die prächtige Hauptstadt der spanischen Monarchie besprach ich schon im zehnten Hefte dieser Blätter mit all' ihren Merkwürdigkeiten ausführlich. Hier wird es genügen, dem Beschauer einige wenige erläuternde Andeutungen zu geben. Was in jener Beschreibung von der Ausdehnung der wüsten Ebenen Neucastiliens bis an die Thore Madrids gesagt wurde, sieht man hier im Bilde. Das ansehnliche Fuencarral-Thor führt in die Calle anha de San Bernardo (die breite St. Bernhardstraße) eine freundliche, eine der glänzendsten Straßen Madrids. Von den vielen Thürmen, welche aus den Häufmassen auftauchen, mache ich nur aufmerksam auf die Kirche des heil. Dominik (San Domingo nuevo), die erste auf der rechten Seite der Bernhardstraße; auf die Michaelskirche (San Miguel), ihr links gegenüber, und auf die schöne Kuppel der Benediktikirche (San Benito), rechts auf unserem Bilde. Im Hintergrunde, in der Mitte des Bildes sieht man die imposante Mauer des prächtigen königlichen Palastes (Palacio real), von weiten Terrassen, Plätzen und Gärten umgeben, sie erheben. Links vom Schlosse, um die Plaza mayor er, ist der Kern der Stadt Madrid, ein Gewirre von engen krummen Gassen, Kirchen und Klöstern, über welche das Schloß, um so schöner durch seine Regelmäßigkeit, emporragt. In der Ferne erheben sich kaum die fachen toledanischen und manchanischen Bergrücken über die unabsehblichen Ebenen. Noch ein Wort über die riegerische Staffage des Bildes; sie erinnert an die unglückliche Lage des zerrissenen Landes, an den Bürgerkrieg, der das beste spanische Blut kostet, und an die Gefahr, der die Hauptstadt eine Zeit lang durch die colossische Expedition ausgesetzt war. Gerade auf dieses Thor unserer Abbildung wäre im Falle ernstlicher Absichten der erste Angriff geschehen; denn durch dieses Thor führt die große nördliche Straße nach Segovia.

B. Florian.



MADRID VOM FUENCARRAL-THORE.
Verlag von Gottlieb Haase's Sohne

Panorama des Universums.

Großere Aufsätze:

Europa.

De sterreich.

- Die Morlachen (Aus dem Auslande) S. 22.
 Die Bewohner der slawonischen Gränze. S. 27.
 * Die Alt-Neuschule. Von Prof. A. Müller. S. 52.
 über den Umfang der Fabrikation und der Gewerbe in Böhmen. S. 94.
 * Bregenz. Von B. Gutt. S. 115.
 Sitten und Gebräuche der Bewohner der österreichischen Monarchie:
 I. Das Tödaustreiben. Von J. Cluth. S. 116.
 II. Einiges aus dem früheren gerichtlichen Verfahren in Ungarn. Von Csáky Ferencz. S. 117.
 III. Hochzeitsgebräuche der Magyaren im Gömörer Comitat (Aus dem Tudományos Gyűjtemény). S. 141.
 IV. Gebräuche der Serben. Von Csáky Ferencz. S. 168.
 V. Das Scheibenschießen in Tirol. Von Prof. A. Müller. S. 238.
 VI. Die Marena der mährischen Walachen. Von J. Cluth. S. 276.
 VII. Gebräuche in der Hana. Von J. Cluth. S. 322.
 VIII. Eine Jahresfeier in Jamnic in Mähren (Aus dem Českoslaw). S. 364.
 * Erbhuldigung der böhmischen, mährischen und schlesischen Stände in Prag. Von A. Selen. S. 129.
 Tiroler Lebensbilder. Von Professor A. Müller. S. 161.
 (1. Frühlingmorgen S. 161. — 2. Herbstabend S. 163. — 3. Alpenwirthschaft S. 164. — 4. Wirthschaft im Thale S. 166.)
 * Die Elbogner Kettenbrücke. Von Prof. A. Müller. S. 219.
 Reise des Herzogs von Ragusa durch Ungarn (Aus Voyages de M. le duc de Raguse). S. 239.
 Straße von Tirol nach Brescia über den Gardasee. S. 247.
 Topographische Beschreibung und Karte von Böhmen aus dem 16ten Jahrhunderte. Von A. Selen. S. 248.
 * Krönung Sr. Majestät Kaisers Ferdinand I. zum Könige von Böhmen. Von A. Selen. S. 257.
 * Krönung Ihrer Maj. der Kaiserin Maria Anna zur Königin von Böhmen. Von A. Selen. S. 266.
 Alpen und Donau. Kurze Beurtheilung des Werkes Alpes et Danube, par Baron d'Haussez. Von Csáky Ferencz. S. 278.

Ubrigés Europa.

- Reichsinsignien und Kleinodien, welche bei der Krönung der deutschen Kaiser gebraucht wurden. Von A. Selen. S. 36.
 * Das Bad Ems. Von Dr. M. S. 85.
 * Bingen. Von Dr. M. S. 144.
 * Heidelberg. Von Dr. M. S. 169.
 * Maria Einsiedeln. Von Dr. M. S. 333.
 * Eßfeld. Von Dr. M. S. 377.
 * Turin. Von B. Gutt. S. 1.
 * Terracina. Von B. Gutt. S. 217.
 Besteigung des Aetna (Aus Un an sur les chemins, par Lottin de Laval). S. 275.
 Ein Begräbniß in Sicilien (Aus demselben Werke). S. 297.
 * Escorial. Von B. Gutt. S. 178.
 * Der Alcazar zu Segovia. Von B. Gutt. S. 305.
 * Madrid. Von B. Floriani. S. 311.
 * Madrid vom Fuencarralthore aus gesehen. Von B. Floriani. S. 384.
 * Lyon. Von B. Gutt. S. 33.
 * Mecheln. Von B. Gutt. S. 346.
 Die Bettler in England (Aus dem Auslande). S. 10.
 Hahnenkämpfe in England. S. 339. } Aus Aventures d'un gentilhomme
 Ein Besuch in Bedlam. S. 361. } me parisien par Lord Ellis.

- Aberglauben in Irland (Aus Heath's picturesque annual for 1838). S. 356.
 Die englischen Wahlen. (Nach den Pickwick-Papers). S. 371.
 Etwas über die Sitten und Lebensweise der Isländer. (Nach John Barrow jun). S. 42.
 Bruchstücke aus F. Wärmiers Briefen über Island. S. 227.
 * Der Kreml. Von B. Gutt. S. 3.
 * Die Maria Himmelfahrtskirche in Moskau. Von B. Gutt. S. 84.
 Die Bewohner des Gouvernements Laurien. (Nach Voyages de M. le duc de Raguse). S. 242.
 Der Mogay bei seinen russischen und deutschen Nachbarn. S. 20.
 Mähzeit der Mogayen. S. 21.
 Reisen des Ritters Profesch von Osten. S. 53. 181.
 Ein Besuch in der Sophien- und Achmet-Moschee in Constantinopel (Aus Miss Pardoe's: City of the Sultan). S. 273.
 Die Montenegriner (Auszug aus dem Werke: Montenegro und die Montenegriner). S. 286.
 Bunte Bilder aus Constantinopel (Zusammengestellt aus Miss Pardoe, Willis u. A.). S. 289.
 Die Frauen in der Maina. (Nach der Relation du voyage de la Commission scientifique de Morée.) S. 296.

Asien.

- Gur, Mandu und Bedjapur. (Aus dem Journal asiatique) S. 151.
 Schlangentanz in Ostindien. (Aus dem Weekly Mercury) S. 167.
 Eine englische Niederlassung bei Etwah. (Aus der bibliothèque universelle de Genève). S. 179.
 Der Lebendigbegrabene (Aus dem East India Magazine). S. 189.
 Die Thugs in Indien (Aus der Edinburgh Review). S. 196.
 Die Siamesen. (Aus dem Mirror). S. 235.
 * Delhi. Von B. Gutt. S. 253.
 Der Markt in Herdwar. (Nach dem Journal asiatique). S. 277.
 * Schahschihanabad. Von B. Gutt. S. 285.
 Eine Büffeljagd in den ostindischen Dschungeln. (Nach dem New Monthly Magazine.) S. 306.
 Die Bewohner von Malabar. (Aus dem Oriental annual for 1838). S. 314.
 Die Dayaks auf der Insel Borneo (Aus dem Military Spectator) S. 325.
 Die Radschputenbraut (Aus dem Oriental annual for 1835). S. 328.
 Thierkämpfe und Gymnastiker in Indien (Aus dem Oriental annual for 1838). S. 333.
 Kinderraub in Indien (Aus der Revue britannique). S. 335.
 Musti in Indien (Aus dem Oriental annual for 1838). S. 343.
 Die Radschputen (Aus dem Journal de la Marine). S. 358.
 Eine Bärenjagd in den ostindischen Dschungeln (Nach dem New Monthly Magazine). S. 367.
 Goa. Mitgetheilt von J. G. Sommer. S. 367.
 Über einige Völker Mittelasiens (Auszug aus Burnes Reise nach Bokhara). S. 46.
 Reisen des Major Finner.
 I. Die Überschwemmung von Caïfa im J. 1833. S. 56.
 II. Die Frauen von Damask. S. 93.
 III. Die Wundarzneykunst der Araber. S. 113.
 IV. Ein Abenteuer. S. 113.
 V. Die Engländer im Morgenlande. S. 114.
 Die Chinesen. Von B. Gutt. S. 97.
 Mulla Nur, der Tcherkesenhauptling (Aus dem Magazin für die Literatur des Auslandes). S. 188.

Die Völker des Kaukasus (Nach der british and foreign Review).
S. 321.
Die Seziden in Kurdistan. S. 344.

Afrika.

Die Pest in Aegypten (aus den Temps). S. 91.
Ein Untersuchungsproceß in Niedernubien (aus der Reise der Herren Cadalvéne und Breuvery). S. 127.
Sitten und Gebräuche im heutigen Aegypten (Aus W. Lane's: An account of the manners and customs of the modern Egyptians). S. 172.
Arabische Jagden (Aus der Reise der Herren Cadalvéne und Breuvery). S. 196.
Die Quallen des Nil (Nach dem Journal asiatique). S. 250.
Die Dromedare (Aus Voyages de M. le duc de Raguse). S. 300.
Die Krokodiljagd (Aus dems. Werke). S. 301.
Sennaar unter Mehemet Ali (Nach dem Journal of the royal geographical Society of London). S. 302.
Das Frankenquartier in Cairo (aus Lettres sur le Caire de Mme Suzanne V). S. 365.
Ein Diner im Zelte Ibrahim's, Bey's von Mostaganem (Aus dem Auslande). S. 19.
Auszug aus dem Tagebuche eines Reisenden in Nordafrika. S. 67.
Strafen in Marokko (Aus dem Atlas für Kunde fremder Welttheile). S. 124.
Der Marktplatz von Tanger (Aus dem Atlas für Kunde fremder Welttheile). S. 125.
Die Marabuts (Aus Jenning's landscape annual for 1839). S. 350.
Stellung der französischen Deserteure unter den Arabern (Aus: les prisonniers d' Abd-el-Kader; par M. A. de France). S. 187.
Die Gefangenen Abd-el-Kaders (Aus dems. Werke). S. 203.
Uxor der Invalide (Aus l' Afrique française). S. 347.
Die Frauen in Constantine (Aus dem Petit courrier des dames). S. 366.
Die Sierra Leone (Aus the white Man's Grave. A Visit to Sierra Leone. By F. H. Rankin). S. 193.
Der Sklavenhandel (Aus der Revue britannique). S. 324.
Die Holländer am Cap der guten Hoffnung. S. 35.
Die Elephantenjagd (aus des englischen Lieutenants Moodie Beschreibung der Jagden auf wilde Thiere in Südafrika). S. 63.
Sitten der Kaffern (Aus dem Atlas zur Kunde fremder Welttheile). S. 26.

Kleinere Mittheilungen:

Die Tombola (Aus dem Mailänder Echo). S. 11.
Streiche des Affen Jack (Aus dem Mirror). S. 24.
Miscellen S. 32. 64. 128. 160. 191. 192. 224. 256. 288. 319. 320. 352.
Die betrogenen Betrüger. Mährische Volksfage. S. 38.

Amerika.

Reise durch das Gebiet der Creek-Nation (Aus dem Atlas zur Kunde fremder Welttheile). S. 5.
Leben in den südwestlichen Gegenden der vereinigten Staaten von Nordamerika. S. 8.
Auszug aus Washington Irvings Astoria. S. 58.
Einige Beiträge zur Charakteristik der Indianer in britischen Nordamerika (Aus Narrative of the arctic Land Expedition by Capt. Back). S. 86.
Michel Chevaliers Briefe über Nordamerika. S. 147.
Auszug aus Washington Irvings: Adventures of Captain Bonnevill. S. 220.
Indianische Gauklerkünste (Aus dem New York Mirror). S. 307.
Die Grönländer (Nach dem Westminster Review). S. 308.
Der Verkehr und seine Wege in den vereinigten Staaten von Nordamerika. Von B. Gutt. S. 315.
Bericht des Capt. Back über seine neueste Expedition. S. 337.
Die ehemaligen Indianer von Guatemala. S. 353.
Bemerkungen über Californien (Nach den nouvelles annales des voyages). S. 355.
Neger-Zweikampf auf Jamaika (Aus dem American Magazine). S. 14.
Sans-souci auf der Insel Haiti. Von B. Gutt. S. 122.
Haiti und seine Bewohner. Von B. Gutt. S. 132.
Behandlung der Neger in Porto Alegre. S. 9.
Spinnen in Paraguay | Aus Kenggers Reisen in Paraguay.
Ein Abend in Paraguay | S. 14.
Die Thiere an den Ufern des Dronoco (Aus dem Englischen eines Officiers der Lanciers von Venezuela). S. 118.
Eine Nacht und ein Abenteuer in dem großen Walde von Guiana aus der Revue du XIX Siècle). S. 297.
Die Indianer in Patagonien. (Nach A. d' Orbigny's Voyage dans l' Amerique méridionale.)

Oceanien.

Gefangenschaft mehrerer amerikanischer Matrosen auf den Pelew-Inseln (Aus der North-American Review). S. 156.
Die Colonien am Schwänenflusse in Westaustralien (Aus der Revue britannique). S. 225.
Gegenwärtiger Zustand von Taiti (Aus den nouvelles annales des voyages). S. 237.
Die englischen Deportirten in Australien (nach der Monthly Review). S. 282.

Die Himmelspringer. Eine Nordlandsfage. S. 65.
Die Minneprobe. Tiroler Volksfage. Von Jos. Cz. a. S. 123.
Das Nordlicht. S. 319.
Der Elefant als Buschfleyper (Aus Confessions and opinions of Ralph Rattlin, by Capt. Marryat). S. 357.

Die mit * bezeichneten Artikel sind mit Stahlstichen versehen.



